Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

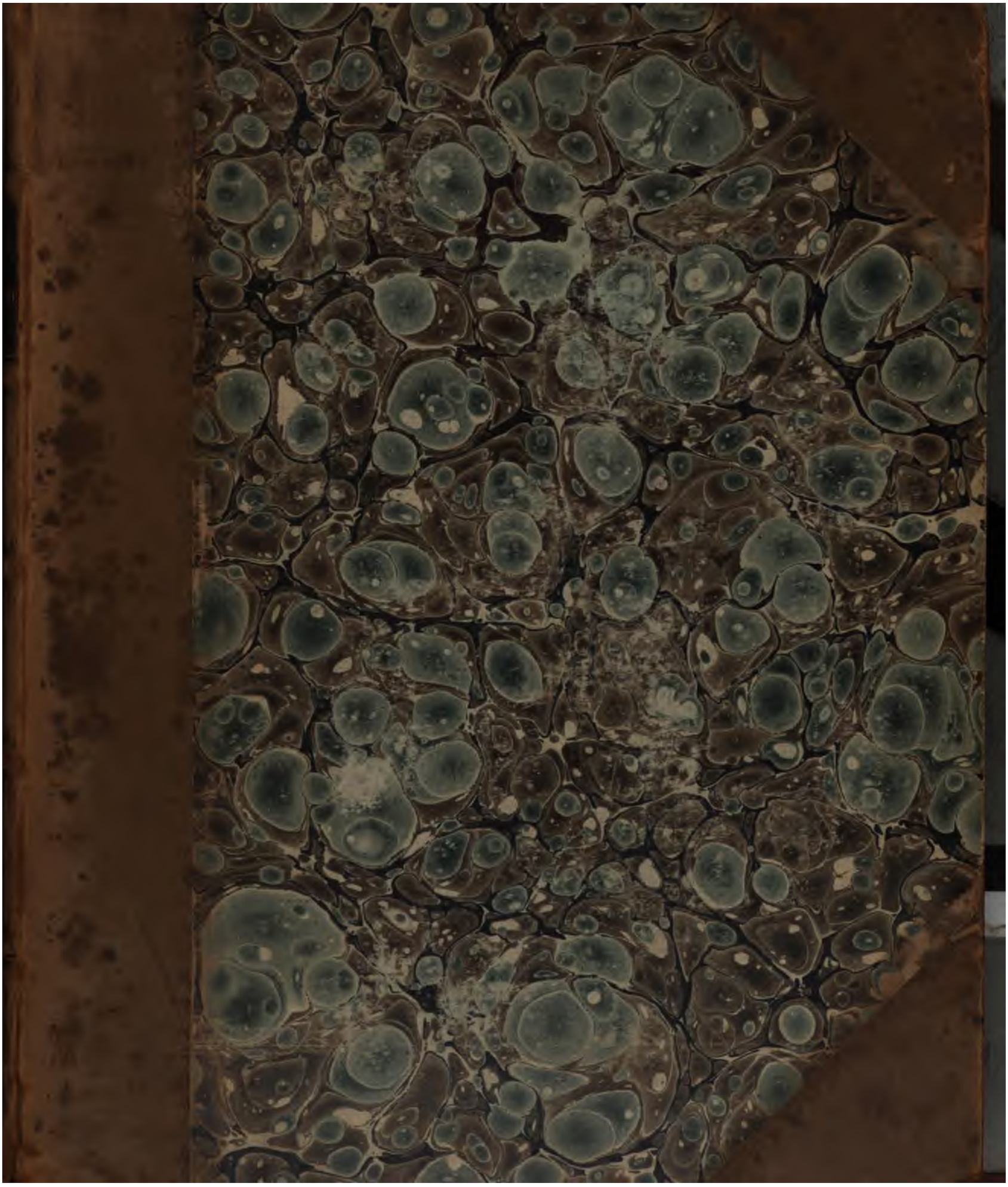
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



700

Soc. 3977 d. 140
1833(2)

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1833.

Zweiter Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1833.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

ANZEIGE

über die

Fortsetzung

der

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Nachdem zum lebhaften Bedauern der unterzeichneten Societät durch den Tod des Freiherrn *von Cotta* die zwischen diesem und der erstern rücksichtlich des Verlags der *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* seither bestandene wesentlich individuelle Verbindung aufgelöst worden, hat die Societät es für zweckmässig erachtet, auf Beseitigung der aus der weiten Entfernung der Verlagshandlung vom Sitz der Redaction erwachsenden Inconvenienzen Bedacht zu nehmen. Es ist demgemäss, nach vorgängiger Verständigung mit der bisherigen Verlagshandlung, vom 1. Julius d. J. an, der Verlag der genannten Zeitschrift der hiesigen Buchhandlung *Duncker und Humblot* überlassen worden, und hegt die Societät das begründete Vertrauen, dass die allgemein anerkannte Solidität der nur erwähnten Verlagshandlung hinfort auch den Lesern der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in allen billigen und gerechten Anforderungen werde zu Gute kommen.

Während übrigens in der anhaltend beifälligen Aufnahme, welche diesem Institute bisher im In- und im Auslande zu Theil geworden, die Societät nur die Aufforderung finden konnte, ihre statutenmässigen Grundsätze, namentlich bei Uebertragung und Prüfung der Recensionen, auch ferner mit Beharrlichkeit zu verfolgen, hat dieselbe doch zugleich geglaubt, den vielfältig ausgesprochenen Wunsch: eine bedeutend grössere Anzahl von Schriften in den Jahrbüchern angezeigt zu finden, als solches seither der Fall gewesen, um so weniger unbeachtet lassen zu dürfen, da ausser der speciellen Würdigung der wichtigern litterarischen Erscheinungen, auch die Gewährung einer summarischen Uebersicht der gesammten currenten Litteratur schon bei Begründung dieser Zeitschrift als zweckmässig anerkannt worden ist. — Die bisherige Geschäftseinrichtung sowohl, als auch die der Societät bisher zur Disposition gestandenen Mittel, haben es bis jetzt nur hin und wieder gestattet, ausser den den Hauptinhalt der Jahrbücher bildenden ausführlichen motivirten Recensionen, auch kurze kritische Anzeigen zu liefern. Gegenwärtig sieht sich die Societät durch neue Anordnungen in den Stand gesetzt, dasjenige, was in letzterer Hinsicht bisher nur beiläufig geschehen konnte, in regelmässige Ausübung zu bringen, und hofft dieselbe hiedurch dem Wunsche der Freunde dieses Instituts, eine vollständige Uebersicht des Ganges der wissenschaftlichen Litteratur zu erhalten, in genügender Weise zu entsprechen. Bei der vornämlich nur auf eine summarische Relation berechneten Fassung der kürzeren Anzeigen ist es nicht als zweckmässig erschienen, auch auf diese das hinsichtlich der eigentlichen Recensionen streng auf-

recht zu erhaltende Princip der Namensnennung der Referenten auszudehnen. Dagegen wird die Societät in Beziehung auch auf diesen Theil ihrer Zeitschrift eine Ueberschreitung der Grenzen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Schicklichkeit zu verhüten, um so sorgfältiger bemüht seyn.

Berlin, den 27. April 1833.

Die Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

Indem wir bestätigen, dass wir vom 1. Juli d. J. an den Verlag der *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* übernommen haben, bemerken wir hinsichtlich der äusseren Einrichtung, des Erscheinens und des Preises derselben noch Folgendes. — Wie bisher werden, ausschliesslich der Anzeigeblätter, jährlich 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Eine andere als die bisherige Druckeinrichtung wird es möglich machen, künftig über mehr als noch einmal so viel Bücher als bisher in einem Jahrgange recensirt wurden, Beurtheilungen zu liefern. Ein *Anzeigeblatt*, das bisher nur hin und wieder beigegeben wurde, wird jetzt regelmässig, monatlich wenigstens einmal, erscheinen, und neben den litterarischen Intelligenznachrichten eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichtsanstalten der preussischen Monarchie umfassen. Ungeachtet dieser grössere Kosten verursachenden Einrichtungen wollen wir den bisherigen Preis von 12 Thalern für den Jahrgang nicht erhöhen, hoffend durch den jetzigen mannichfaltigeren Inhalt der Jahrbücher eine noch allgemeinere Theilnahme des Publicums für eine Zeitschrift zu erwecken, die wegen des bisher Geleisteten bereits zu den trefflichsten ihrer Art gerechnet wird. — Für den halben Jahrgang vom Juli bis December 1833 beträgt das Abonnement 6 Thaler.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Berlin, den 27. April 1833.

Duncker und Humblot.

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

I.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse. (Goethe's nachgelassene Werke. Achter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1833. 12.)

Ein Zeitraum von zwanzig Jahren liegt zwischen dem Erscheinen der früheren Theile von Goethe's Lebensbekenntnissen und der Herausgabe dieses vierten, mit welchem nun das Ganze leider schon sich abschliefst. Diese Zwischenzeit hat uns sonstige Mittheilungen aus Goethe's Leben, gehalt- und anmuthvolle Berichte von Reisen, Feldzügen, litterarischen und geselligen Thätigkeiten aller Art, reichlich zukommen lassen; doch konnte keine dieser Gaben uns für den abgebrochenen Erzählungsfaden schadlos halten, den wir so lange vergebens hofften in dem zusammenhängenden und ausgearbeiteten Vortrage von *Dichtung und Wahrheit* fortgeführt zu sehen. Nun sind diese Hoffnungen erfüllt, und schöner und gröfser, als wir es denken konnten; dieses kleine Bändchen, dessen fünf Bücher kaum die Hälfte des Raums einnehmen, welchen die gleiche Zahl solcher Abtheilungen früher abmafs, erweist sich als ein Juwel, das im geringsten Umfange den gröfsten Werth zusammenfafst. Frühere Worte, je das Erscheinen der einzelnen Theile dieses Werkes nah begleitend, haben die seltnen und eignen Vorzüge desselben für die damaligen Leser anzudeuten gesucht, und wenigstens den heifsen Dank und Eifer ausgesprochen, mit welchen der Eindruck und Gewinn eines solchen Buches ein zustimmendes Gemüth erfüllt hatte. Nach so langjähriger Unterbrechung vermag nun noch immer die nämliche Berichterstattung, die dem schon weit entlegenen Anfange sich beigesellte, auch den Schlufs aufzunehmen, und wie der grofse Zwischenraum den Sinn und die Gestalt des Autors noch unverändert als dieselben hervorgehen läfst, so nimt auch noch jetzt unverändert derselbe Antheil und Eifer das Wort, und darf in diesem Falle gleich zuvörderst die Gunst bemerklich machen, welche mit der Treue der Gesinnungen hier zugleich die der äufserlichen Umstände so weithin hat bewahren mögen.

Ein kurzes Vorwort erinnert den Leser an die Nothwendigkeit, in welcher sich der Autor bei seiner Betrachtungsweise befindet, die Zeitfolge der äufserlichen Ereignisse bisweilen einem höheren Zusammenhange der geistigen Bestandtheile unterzuordnen, und so macht er auch gleich bemerklich, dafs die hier fortgesetzte Erzählung nicht grade das Ende des vorigen Buches, sondern vielmehr dessen Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufnehmen und weiterweben soll. Hierauf eröffnet sich der eigentliche Vortrag mit einem heiteren Blick auf die glücklichen Verhältnisse und Einflüsse, welche für den jungen Mann zuletzt dahin zusammengewirkt, nach manchen Kämpfen und Zweifeln, einen äufseren und inneren Frieden hervorzubringen. Solche Ruhepunkte sind die Höhen, die Haltungs- und Kräftigungsmomente des Lebens, das aber seiner Natur nach in ihnen am wenigsten zu weilen vermag, und so sehen wir auch hier diesen Frieden, kaum angedeutet, sogleich wieder zu wachsender Bewegung übergehen. Schon das philosophische Nachdenken, welches sich den Büchern und der Lehre des Spinoza widmet, und hiebei Beruhigung und Klarheit findet, vermag in diesem Kreise der Spekulation nicht lange auszudauern, sondern eilt, den Ertrag und die Gestalten desselben dichterisch anzuwenden. Was hier über Spinoza so schön als tief aus unmittelbarer Lebenserfahrung ausgesprochen ist, wird für jede künftige Betrachtung dieses gegen die Welt in immer von Zeit zu Zeit erneutes Mifsverständnifs untertauchenden Philosophen ein unverlöschbares, willkommenes Licht bleiben, und darf

einigermafsen dafür trösten, dafs uns die Ausführung des so reizend als erhaben zu denkenden dichterischen Gebildes von einem Besuche des ewigen Juden bei Spinoza hat entgehen müssen. Die innige Verknüpfung, welche bei Goethe alles und jedes mit seinem produktiven Talente hat, führt ihn mit leichter Wendung aus den dunkeln und schauerlichen Tiefen wieder auf die heitre Bahn seines dichterischen Treibens, wo sich aber auch sogleich, durch fremdes Eingreifen in sein Autorrecht, durch unbefugtes Herausgeben und Nachdrucken seiner Schriften, ein widerwärtiger Zwiespalt öffnet, den er zwar für diesmal durch ein lieblich-kräftiges Gedicht wohlgemuth abthut, dessen Grund aber auch in der Folgezeit noch oft in wechselnden Mifsverhältnissen störend fortgewirkt hat.

Nach Erwähnung von ein paar muntern, den Geist und Anblick Goethischer Jugend leicht und lebhaft bezeichnenden Vorgängen, finden wir uns zu glänzender Gesellschaft eingeführt, und hier einem holden Wesen gegenüber gestellt, dessen Lieblichkeit uns fesselnd anleuchtet, noch ehe wir durch den Namen Lilli erfahren, welch schon bekanntes Gebiet anmuthiger Bezauberung uns aufgenommen. Nun kann wohl von höchstem Lebensgefühl, von reichstem Gewinn der Tage, von Glück und Segen die Rede sein, aber an jenen äufseren und inneren Frieden, welcher sich anfangs verkündigen wollte, ist nicht mehr zu denken, und an seiner Statt waltet die erregteste Leidenschaft, von allem Wechsel begleitet, den sie erst im innern Leben entzündet, und dann unaufhaltsam auch in das äufsere hinaustreibt. Bevor wir aber in diesen Zauberkreis völlig eingehen, doch schon mit dem ersten guten Eindruck desselben, läfst uns der Autor noch schnell die düstern und sehr betrübenden Verhältnisse zurücklegen, in welchen Jung-Stilling uns hier wiederbegegnen mufs. Mit diesen schweren, durch die angeknüpften Betrachtungen des Dichters zu den wichtigsten Bezügen erhobenen, und sogar im eignen Stoffe noch erheiterten Drangsalen schliefst das sechszehnte Buch.

In dem siebzehnten Buche blüht, leuchtet und athmet ganz das Verhältnifs zu Lilli. Wir haben den Dichter von den frühsten Empfindungen, für welche das unschuldige Gretchen ihm Gegenstand sein mufste, mit Antheil und Mitgefühl zu den höheren Stufen begleitet, die nach und nach seine Neigung erstieg, und wir sind durch Friederikens liebliche Erscheinung mitschuldig der Unbeständigkeit geworden, die man de Erlöschen oder Aufgeben früherer Neigung zum Vo wurfe zu machen pflegt. Nicht ganz so hell, und al minder gerechtfertigt, zeigten sich die ungenannten u wie es scheint in einiger Mischung durcheinander w genden Leidenschaften, gegen welche Friederikens Bi zurückweichen mufste, und aus denen die Werther'sch Stimmungen sich nährten. Dagegen tritt nunmehr die neue Leidenschaft in allem Glanz und in aller Kr ihres vollen Uebergewichts und ihrer ureigenen Berec tigung auf. Wie gegen die aufhebende Sonne d schönste Stern, so mufs gegen Lilli selbst Friederil dahinschwinden, und da von Pflichten und Verbindlic keiten, welche schon aufserhalb des Gebietes der N gung liegen und dann oft unglücklich genug bedinge zurückwirken, hier glücklicherweise keine Rede ist, darf der getroffene Sinn frei und froh dem neuen Lich folgen. Dafs jede neue Regung in dem Dichter ein Fortschritt bezeichnet, immer nur einen höheren Gege stand auch mit erhöhtem Gemüth erfafst, dies thut il dar als der Liebe treu und der Wahrheit, in ihrer mensc lich möglichen und gebotenen Entwickelung, welch eine höhere Treue ist, als die gewöhnlich dafür gelten äufsere Beharrlichkeit bei einem zufällig ersten Bege nifs. Das Verhältnifs zu Lilli zeigt sich aber nicht n reicher, tiefer und schöner, als alle früheren, sonde in der Reihe der Jugendneigungen auch als das höc ste und letzte; ihm folgt kein ähnliches; was weiterh von Neigungen und Leidenschaften „unseres Freunde sichtbar wird, und gröfstentheils in Dichtungsgestalt f alle Zeiten zu verehrender, sinnender, lehrreicher B trachtung dasteht, gehört einer neuen Folge an, wori andre Richtungen und Bezüge hervortreten, nicht geri geren Werthes, als die bisher dargelegten, aber vo einem ganz verschiedenen Karakter, und daher mit j nem dargebotenen höchsten Lebensglücke, wofür Go the selbst es erklärt hat, nicht zu vergleichen noch z messen.

Der Verlauf dieser Liebesgeschichte, von dem e sten Sehen und Kennenlernen bis zur Verlobung, w hin diesmal die Sache wirklich gelangt, ist ein ununte brochenes Gedicht, das den reizendsten und bedeuten sten Stoff in den schönsten Formen und Mafsen mi theilt, und gleichsam die beiden Endpunkte der Poes zusammenschlingt; denn der Stoff ist ganz in dem El mente seiner ursprünglichen Naivetät und Unschul

seiner idyllischen und lyrischen Naturfrische verblieben, und zugleich ist die Darstellung mit aller Kraft und Ueberlegenheit der höchsten, bewufsten und reifen Kunstschöpfung ausgerüstet. Achtzigjährige Weisheit und Uebersicht und fünfundzwanzigjähriges Feuer der Empfindung und des Geistes sind hier in lieblicher Gemeinschaft gegenwärtig; und beleben einander wechselseitig. Diese so zarten als gediegenen Blätter bilden in dieser Art ein Kleinod, das wahrhaft als einzig zu schätzen ist, dem keine Litteratur etwas Gleiches zur Seite zu stellen hat. An Schönheit und Macht der Schilderung solcher innigen, lebenvollen und dabei flüchtigen Zustände, können nur einige der herrlichsten Blätter von J. J. Rousseau neben diesen noch zu nennen sein, aber an Geist und Reife schon nicht. Die Feier des Geburtstages von Lilli, die träumerische Wandernacht Goethe's, und andre solche Vorgänge, sind beinah scenische Idyllen mit plastischer und musikalischer Ausstattung geworden, und jeder Umstand und Bezug dieser glücklichen Tage ist in den goldnen Worten des Dichters zu einem selbstständigen kleinen Kunstwerk ausgeprägt. Die schon bekannten Lieder erscheinen fast neu, so sehr gewinnen sie selbst durch den Ort, wo sie nun stehen, und so sehr streuen sie Licht und Wärme auf ihre Umgebung aus.

Die Gunst der Wirklichkeit kann aber auch selten für dichterisches Erfordernifs so glücklich gefunden werden, wie hier der Fall ist. Die Lage von Offenbach, so nah bei Frankfurt, und doch abseits von dem gedrängten störenden Stadtleben, dabei selber im städtischen Werden begriffen, und schon in dieser Art gesellig, bei noch ländlichem Zuschnitt; die glückliche Mischung der Personen, ihr guter Zusammenhang, ihre nicht zu grofse Zahl, welche grade hinreicht, um den Schauplatz zu beleben, ohne ihn zu überdrängen; die eifrige Thätigkeit des heitern Musikers André, die antheilvolle Genossenschaft eines würdigen Ehepaars, des Pfarrers Ewald und seiner Frau; endlich die beiden Hauptgestalten selbst, die reizende Lilli und der schöne Jüngling Goethe, beide zu freier Entfaltung ihres reichen begabten Innern gegenseitig angezogen, und wenigstens eine Zeit lang allen Aeufserlichkeiten überlegen: diese Aufzählung allein schon läfst das beinah fertige Gedicht erblicken! Und doch ist es hier nur die wirkliche Wahrheit, welche zur Dichtung geworden, ohne ihre eigenste Gestalt aufzugeben. Wir haben hiefür ein besondres Zeugnifs beizubringen, das bei dieser Gelegenheit ausgesprochen sei. Vor vielen Jahren, als dieser Theil von Goethe's Leben noch nicht geschrieben war, pflegte der nun verstorbene Pfarrer Ewald, als Theilnehmer und Vertrauter jener Verhältnisse, uns seine Erinnerungen aus der glücklichen Zeit, die er als die schönste und belebteste seiner eignen Jugend mit froher Innigkeit gern zurückrief, vielfältig und umständlich vorzutragen, und seine Erzählungen, die sich bis zu den kleinsten Zügen und Bemerkungen verliefen, wie er denn auch die mannigfachen Gedichte an Lilli mit dem Ton und Ausdruck ihrer frühsten Recitation behalten hatte, bewirkten dem eifrigen und aufmerksamen Hörer durchaus denselben Eindruck, welchen er jetzt aus der von Goethe selbst gegebenen Darstellung empfängt, und durch alle Einzelheiten, deren er sich aus jenen Erzählungen erinnert, werden ihm sowohl die besondersten Züge als auch das Ganze dieses neuen Bildes auf das vollständigste und zustimmendste bestätigt. So dafs also auch bei diesem Theile von Goethe's Leben abermals das wichtige Wort Jacobi's gelten dürfte, der von den früheren in einem Briefe an Dohm sagt: „Ich mufs den Erzählungen Goethe's das Zeugnifs geben (ich erlebte ja so vieles mit!), dafs sie oft wahrhafter sind, als die Wahrheit selbst".

Die durch Erwiederung glückliche Liebe hatte anfangs keine Hindernisse, in ihrem Fortgange nur solche, die zu überwinden oder doch zu bestehen waren, und nahm aus ihnen, durch Vermittlung einer beiderseitigen Hausfreundin, Dlle. Delf, deren selbstwilliger Eifer in vorgesetztem Handeln trefflich bezeichnet wird, bald den Aufschwung zu der schönen Stufe, wo die Liebenden ihre Vereinigung gebilligt sahen, und sich als Braut und Bräutigam begrüfsen durften. Hier jedoch entwickelt sich in den Grundlagen der Verhältnisse, die nun näher vor Augen kommen, ein ernstlicher Widerstreit, der die schon vergönnten Hoffnungen trüb umhüllen mufs. Die Verschiedenheit der Lebenskreise, Gewöhnungen und Ansprüche, die sich vereinigen sollen, tritt für die nähere Betrachtung scharf und beängstigend hervor, und die Liebenden selbst, obwohl ihrer Neigung versichert, und ihr zu folgen entschlossen, fühlen es, dafs ihr bester Wille in den gegebenen Umständen wenig ausrichten könne, sondern lieber, mit Verzichtung auf alles Ueberkommene, einen ganz neuen Boden und Anfang des Lebens zu suchen

habe. Dies führt den Autor zu einer übersichtlichen Betrachtung der ganzen damaligen Weltlage, ihrer grofsen politischen Beziehungen, der Gestaltung der Standesunterschiede, der von diesen Bedingungen abhängigen Lebensaussichten, und insbesondre der ihm persönlich offenstehenden, wobei seine zwiefache Eigenschaft, die litterarische und bürgerliche, wiederholt zur Sprache kommt.

(Der Beschluſs folgt.)

II.

France provinciale. Revue des lettres et des arts. Avignon.

Diese seit dem September vorigen Jahres bestehende Provinzial-Zeitschrift, von einem Verein junger gebildeter Franzosen gegründet, schliefst sich mit einer sehr bewufsten Hervorhebung ihres besonderen Zweckes jenen originellen Bestrebungen an, die nichts anderes als eine intellektuelle Emancipation des provinziellen Frankreichs im Sinne haben, und in dieser Weise nicht nur in einer Art geistiger Opposition der universellen Alleinherrschaft der Hauptstadt gegenüber zu treten anfangen, sondern auch, um ihre eigne Selbstständigkeit zu befestigen, auf die Bedeutsamkeit ihrer provinziellen und lokalen Interessen sehr entschieden hinzuweisen bezwecken. Es sind in Kurzem eine nicht geringe Anzahl Französischer Zeitschriften, auch politische, in der Provinz entstanden, welche sogar durch ein zu ihrer Unterstützung in Paris selbst gebildetes Comité gefördert werden, aber so anerkennenswerth auch die Absicht aller dieser Unternehmungen ist, das vielfach vereinzelte und abgesonderte und in seiner Absonderung verödete Provinzialleben Frankreichs durch Erweckung eines allgemeineren wissenschaftlichen und litterarischen Verkehrs zu erhöhen und zu begeisten, so mufs man doch wünschen, dafs dies bald mit Aufwand noch bedeutenderer Kräfte geschehen möge, denn den einzigen Fonfrède in Bordeaux, den geistreichen Herausgeber des *Mémorial bordelais*, ausgenommen, dessen Stimme auch in Paris als eine mitzählende gehört wird, sind die Bestrebungen der übrigen provinziellen Litteratur noch theils zu einzeln, theils zu energielos geblieben, um entweder die beabsichtigte geistige Entthronung der Hauptstadt herbeizuführen, oder die intellektuelle Selbstständigkeit der Provinz kräftig genug vorzubereiten. Aber auch Fonfrède mufs es immer noch als einen kleinen Schatten in seinem Ruhm empfinden, dafs er in der Provinz lebt. Man sagt da immer noch: der Mann hat so viel Geist und Talent, er verdient in Paris zu leben!

Die Decentralisation Frankreichs wird sich schwerlich durch eilige provinzielle Flugblätter erreichen lassen. Der Gedanke ist zu kühn, weil die Mittel und Kräfte dazu zu schwach zu sein scheinen, denn das Centralisations-System beruht in Frankreich keineswegs blofs in einer äufserlichen und zufälligen Willkür, sondern es ist der in der Hauptstadt sich zusammenfassende Brennpunkt des Nationalcharakters, welcher sich nach seinen eigenthümlichsten Seiten hin in seiner geis Allgemeinheit entwickelt hat. Darum sagt Paris immer i ich bin Frankreich! und kann es sagen, weil es die Gru teressen des Landes und Volkes nicht nur vertritt, sondern stets in sich zur Erscheinung gebracht hat. Die Gesch Frankreichs ist immer in Paris gespielt worden, und wir der Meinung, dafs diese durch lange Jahrhunderte überlie Macht der Hauptstadt sich nur durch einen völligen Um oder Umschwung aller Französischen Einrichtungen, Ver nisse und Eigenthümlichkeiten dürfte brechen lassen. I ist das Bestreben, die ungünstigen Einflüsse dieser Centr tion von den Provinzen abzuwenden, in Bezug auf diese i ein wahrhaft humanes und patriotisches zu nennen, wel auch in Bezug auf Paris selbst nicht von vorn herein al siegreiches begrüfst zu werden Anspruch machen kann.

Namentlich die vorliegende *France provinciale* scheint Tendenz, das Französische Provinzialleben durch geistr Auffassung und Beleuchtung der ihm angehörigen Elemen heben und interessanter zu machen, mit lebhaftem Eifer a führen. Sie wird in dieser Weise um so mehr wirken kö da es zu ihrem Plan gehört, sich der Politik ganz zu en ten, und sie so wenigstens nicht Gefahr läuft, ihre Inter an Parteizwecke des Tages zu verzetteln. Ja die Herausg die mit begeistertem Selbstvertrauen an ihr Werk gehen, chen vielmehr die im Munde eines Franzosen neu kling Hoffnung aus, dafs sich die politischen Parteien im Inte für das Fortschreiten der Kunst und Litteratur des Vate des allmälig versöhnt zusammenfinden werden, und wollen dies mit als eine Hauptseite ihres Strebens hervortreten sen. Die uns mitgetheilten Nummern dieses in Monatsh erscheinenden Journals enthalten einen Aufsatz über Go von Aimé Royet, eine Lokalschilderung von Besançon, vo Marmier, Reiseskizzen von Alphonse Rastoul, (dem Dire des Instituts), einen Aufsatz über das Grabmal der Laura in guon, von demselben, eine Kritik der neuesten Englischen manlitteratur und Walter Scotts, von A. S. Moran, mancl provinzielle Lokaldarstellungen, und hin und wieder eingest Gedichte, Musikbeilagen, und vermischte Notizen, die eine nigfaltige Unterhaltung gewähren. In der That begünstige Provinzen Frankreichs selbst, die in manchem Betracht so sind an geschichtlichen Monumenten, Naturmerkwürdigk und nationellen Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, ein nal, das sich auf diesem Boden zu bewegen die Absicht nicht wenig, und so wird es den Herausgebern nicht an zu Mittheilungen fehlen, welche immer in die von ihnen verf Tendenz passend eingreifen. Soll jedoch jene intellekt Emancipation der Provinzen völlig entscheidend erfolgen müfste auch die Regierung selbst durch officielle Begünsti der wissenschaftlichen Bildung in den Departements von herab erst mehr dazu thun.

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse.

(Schluſs.)

Es braucht nicht versichert zu werden, daſs diese Schilderung durch Tiefe und Klarheit des Richtigeingesehenen und Treffendausgesprochenen abermals die ganze Meisterschaft darlegt, die wir in ähnlichen Ueberblicken der früheren Theile bewundert haben; die Biographie hat ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte nie schöner und gründlicher dargethan, und diese Abschnitte können als einzelne fertige Kapitel einer Deutschen Nationalgeschichte gelten, deren Ganzes noch fehlt, und lange noch fehlen wird. Die Stellung Goethe's im bürgerlichen Leben erscheint zwar gleich anfangs vortheilhaft und befriedigend, indem die doch engen Schranken, von welchen sie umgeben ist, dem Einzelnen kaum fühlbar geworden; allein die Bedeutung, welche er durch das Uebergewicht geistiger Fähigkeiten in einem allgemeinen Kreise mehr und mehr gewinnt, entbehrt des entsprechenden Ausdrucks in den äuſsern Verhältnissen; die Wege der Litteratur gingen damals noch durch ödes Gefild, nur der eine Klopstock war auf ihnen als Dichter zu einer leidlichen Lebensstellung gelangt, und dabei hatte noch der religiöse Gegenstand seiner Dichtkunst entscheidend eingewirkt; für Goethe war eine solche Begünstigung nicht abzusehen, und seine praktische Tüchtigkeit in Geschäften, wie fertig und fruchtbar sie auch erscheinen mochte, versprach dafür keinen nahen Ersatz. Seine eignen Ansprüche, wie die seiner Geliebten, waren willig, sich in's Enge zu ziehen, um ein bescheidenes Glück zu gewinnen, welches allerdings der gröſsten Opfer werth schien. Allein im tiefsten Bewuſstsein konnte man sich nicht verhehlen, daſs die Richtungen und Bilder, welche man aufgeben wollte, schon im Gemüth und Sinn unberechenbar eingedrungen sein muſsten, und auch jenseits des Weltmeeres, wohin der Blick sich gewendet hatte, unheimlich Störendes befürchten lieſsen. Die Ferne als solche lockte nicht, das Nächste an und für sich stieſs nicht ab; die beiden Bahnen, welche einzeln jedem heiter und angemessen waren, wurden erst durch ihre Vereinigung schwierig, und auch der Muth und das Selbstvertrauen der Jugend konnten durch die Bilder, welche sich herandrängten, beunruhigt werden. Dabei rief kein offner Widerspruch die Geister des Trotzes und Eifers in den Kampf; ihrem eignen Gange war die Sache überlassen, nur wohlwollende Warnung und verständiger Rath wirkten ein. So konnte es geschehen, daſs die schon verlobten Liebenden, ohne ausdrücklichen Zwang und fremdes Hinderniſs, durch die leise, aber mächtige Wirkung der gefühlten Unvereinbarkeit ihrer unreifen und nicht einander entsprechend ausgestatteten Zustände, sich wieder trennen lieſsen, indem sie wohl nicht in die Trennung willigten, aber sie werden sahen und anerkannten. Dieser ganze Hergang, welcher im Wesentlichen für das Verständniſs keine Dunkelheit behält, ist gleichwohl von dem Autor in den einzelnen Zügen mit einem zarten Helldunkel behandelt, welches nur eben verhindert, auf das Einzelne zu scharf den Blick zu heften, und diesen grade im Hingleiten über das Ganze die Bedeutung zu suchen nöthigt. Merkwürdig sind in diesem Betreff die Worte Goethe's, die er mündlich gegen einen Freund geäuſsert, daſs die Tiefe und Zartheit seines Gefühls für Lilli noch auf die Schreibart und den Ton seiner Erzählung gewirkt, und er den leidenschaftlichen Gehalt dieses Verhältnisses keineswegs ausgesprochen habe; was denn insbesondre auch von diesem wunderbaren Auseinandergehen gelten muſs.

Die Empfindungen, welche den wiederkehrenden Kämpfen dieser nur allmählichen und im Augenblicke niemals unwiderruflichen Entsagung angehören, haben

durch den Dichter zum Theil ihren lyrischen Ausdruck empfangen. Schmerz und Trauer sind in diesen Gedichten aber stets von dem Eindruck einer gegenwärtigen oder doch erreichbaren Anmuth und Liebliehkeit überwogen, und auch bittrer Verdrufs wandelt sich in wunderliche Laune, so dafs das Glück und die Heiterkeit dieses Verhältnisses auch in diesem Betreff hervorragend bleiben. Ueberhaupt aber zeigt sich in Goethe's Poesie eine kräftige Steigerung, und es ist karakteristisch, dafs er, in Deutscher Vorzeit nach Anhalt und Beispiel umherblickend, nicht zu den Dichtern des Mittelalters zurückgeht, sondern bei dem derben und tüchtigen Hans Sachs stehen bleibt, wofür denn auch die gültigsten Erklärungsgründe gegeben werden. Die Wirkung dieses Meistersängers ist bei Goethe, dem er doch mehr Liebling als Muster sein konnte, lebenslänglich merkbar geblieben, und ein wesentliches Element seines ächt-deutschen Karakters. Wir können nur beklagen, dafs grade von dieser Art so manches verloren ist, andres nur in Andeutungen noch fortlebt, oder wenigstens für jetzt nicht mitgetheilt werden soll. Wir dürfen nicht verkennen, dafs auch das Grundgedicht des Goethischen Genius, welches keinem seiner Jahre und keiner der Epochen seiner Dichtung, sondern gradezu allen angehört und sie alle umfafst, dafs der Faust, wenigstens in seinen Anfängen, aus jenem Element hervorgeht. Mit diesem grofsen Gegenstande finden wir den Dichter auch in jener Zeit erfüllt, indem er lebhaft vermifst, dafs die Gegenwart ihm weder die Stoffe noch die Formen anbietet, deren er bedarf, und die erst eine spätere Entwicklungsstufe bringen sollte.

Mitten in die mannigfachen Bewegungen jener Herzensunruhen und dieser dichterischen Angelegenheiten trifft der Besuch der beiden Grafen zu Stolberg, die mit dem Grafen von Haugwitz auf einem Ausfluge nach der Schweiz begriffen sind, und Goethe'n leicht zur Mitreise bereden. Ein lebendiges Bild wird uns von diesen in der Geschichte Deutscher Geistesbildung höchst bedeutenden Männern gegeben; wenige Auftritte, kurz und schlicht erzählt, stellen uns ohne Mühe auf den Standpunkt, wo uns so viele spätere Verwirrungen und Mifsverständnisse völlig begreiflich werden, mehr sagen uns ganze Bücher nicht, als diese wenigen Seiten klar machen. Goethe berichtigt und ergänzt die Anklageschriften von Vofs, ohne dafs er ihm eigentlich widerspräche. Wer die Zeiten und Zustände vergleichen will, mag zu lehrreichem Nachdenken veranlafst sein, wenn er die Jünglingsgestalt betrachtet, in welcher die nachher so gesetzten und gesetzlichen und hochverehrten Männer damals jene Gegenden durchstürmten, wo doch ein reges Lebensfeuer schon minder aufzufallen pflegt. Die vor einigen Jahren vernommene Erzählung des Grafen von Haugwitz von manchen Vorgängen jener Reise möge hier abermals für die Treue der Goethischen Darstellung als ein Zeugnifs angeführt sein, indem sie, mit dieser sonst übereinstimmend, nur die geniale Persönlichkeit Goethe's heller leuchten liefs, als dessen eigne Nachrichten es wollen zu erkennen geben. Dafs der Ungestüm der Gefährten von andrer Art war, als die Genialität des auch nicht eben zaghaften Dichters, gesteht dieser selbst, wie auch, dafs er nicht ungern, was der Scharfblick des Freundes Merk richtig vorausgesehen hatte, auf der weiteren Wanderung sich von ihnen trennte. Einiges Verwundern und Lächeln mufs es hiernach wohl erwecken, wenn man gedenkt, dafs, nur ein Jahr später, der gute Klopstock den jüngern Stolberg nicht wollte nach Weimar reisen lassen, weil er für ihn die dortige Lebensart fürchtete, und in wehmüthiger Besorgnifs sich die Autorität nahm, den versprochenen Besuch desselben unglimpflich abzusagen. —

Merk, den wir eben genannt, erscheint ferner, wie in den früheren Theilen, als ein durch Karakter und Verstand eigenthümlich ausgezeichneter Mann, dessen Freundschaft und Denkart nicht ohne Einfluls auf Goethe bleibt. Sehr wäre zu wünschen, dafs die zerstreuten Blätter und Nachrichten, welche von diesem Manne noch übrig sind, zu rechter Zeit gesammelt würden, da es doch immer denkwürdig sein wird, die wirklichen Züge näher zu betrachten, von welchen einige dem Faustischen Mephistopheles verglichen werden konnten. Nächst diesem alten Bekannten finden wir in diesem Theile auch Goethe's Schwester wieder, und zwar nicht mehr im elterlichen Hause, sondern als Schlossers Gattin. Ihr Zustand in Emmendingen, das Verhältnifs ihrer äufsern und innern Bildung, die Wirksamkeit ihrer Eigenschaften, und besonders ihr Einfluls und ihre Macht über den Bruder, dem sie die Trennung von Lilli als unerläfslich einleuchten läfst, werden mit aufserordentlichen Meisterstrichen hingezeichnet, und während der Autor fast verzichtet, das schwierige Bild zu vollbringen, so ist es ihm unter dem Zweifel schon fer-

tig geworden. In solchen Zeichnungen offenbart sich der wahre Seher, dessen Auge die tiefsten und absonderlichsten Kombinationen, die sich zu dem Wesen eines Menschen vereinigen, durch sein Hinblicken auch sogleich für Andre sichtbar macht. Eben so vollendet sich uns auch das Bild Lavaters, der, allerdings schon ein andrer, als in dem dritten Theile, doch noch genug derselbe ist, um nicht einer ganz neuen Schilderung zu bedürfen. Liebenswürdig und ehrenwerth bleibt seine Person, dagegen erscheint sein physiognomisches Talent in fast dämonischer Macht, und sein religiöser Eifer überläfst sich mehr und mehr der Ueppigkeit eines warmen und überschwänglichen Dahinwallens, das ohne feste Gedankentiefe, und selbst ohne den erforderlichen Gehalt gelehrter Kenntnifs, bei aller hineingelegten Gefühlsstärke, sich zuletzt doch nur in Schwäche verliert. Sehr wichtig und beziehungsreich ist alles, was Goethe über die Lavater'sche Physiognomik sagt, und es wäre wohl der Mühe werth, jenes Werk und die ganze Richtung aus dem heutigen Standpunkte kritisch zu beleuchten, wozu die Mittel in Hegel's Phänomenologie reichlich gegeben sind. Die physiognomische Beschreibung der beiden Stolberg ist hier aus Lavater eingerückt, und mag den Reiz wecken, das Buch selber wieder zur Hand zu nehmen.

Von neuen Personen lernen wir in diesem Theile, aufser den bereits erwähnten, nicht viele kennen. Der alte Bodmer ist mit billiger Achtung als ein guter Alter dargestellt. Goethe's Freund Passavant tritt nicht bedeutend hervor. Die Markgräflichen Herrschaften in Karlsruhe werden nur im Vorübergehen, und daselbst auch der Herzog und die Herzogin von Weimar eben nur erwähnt. Hingegen erscheint Dlle. Delf, die vermittelnde Hausfreundin, noch zuletzt ausführlich in der ganzen Thätigkeit ihres Karakters.

Die Schweizerreise ist eine der glücklichen Schilderungen, wie sie Goethe'n so einzig gelingen, in welchen Naturanschauung, äufserliche Begebenheiten und Zustände, und die tiefsten Geistes- und Gemüthsstimmungen zu dem lebendigsten Gesammteindruck sich verbinden. Die Neigung zu Lilli begleitet den Wandrer in diese Berge, haucht ihm süfse Lieder ein, und reifst ihn zuletzt, da er schon im Begriff steht nach Italien hinabzusteigen, gewaltsam in das heimische Mainthal zurück. Zwar weifs er schon, und hat mit dem Verstande schon zugegeben, dafs die Geliebte nicht mehr ihm angehören soll, allein dem Herzen und den Augen gehört sie dennoch an, und der beglückende Umgang dauert fort, wenn auch unterbrochen und gestört. Der Kampf erhöht nur die Leidenschaft, sie ringt mit Möglichkeiten und Entschlüssen, sie strömt poetisches Leben aus, mit welchem sie auch das Störende sich unterordnet und aneignet; doch zwischen allem diesen wächst unaufhörlich die Trennung, bestärkt sich nur immer die Entsagung.

Wie schon mehrmals nimt auch jetzt den Bedrängten sein produktives Talent in Obhut; ein heitrer und fruchtbarer Zeichner Kraus regt die Kunstliebe nach dieser Seite zu praktischen Uebungen an und rückt durch seine Bilder nebenher die Weimarischen Verhältnisse nah und traulich vor den Sinn. Jedoch kann diese Lockung, da kein ächter Beruf ihr gesellt ist, nicht lange festhalten, und Goethe stürzt sich in sein eigentliches dichterisches Element; wir sehen den Egmont aus den Wogen emporsteigen, und zwar aus dem tiefsten Grunde einer grofsen, erschütternden Betrachtung über das Walten eines Dämonischen, das in Natur und Geschichte sich offenbart. Was über die Erfordernisse und die nähere Behandlung dieses grofsen dramatischen Stoffes erläuternd gesagt wird, mufs jeden nachdenkenden Leser willkommen anregen. Hier wird auch der diesem Bändchen vorgesetzte Spruch: *Nemo contra deum nisi deus ipse* als der Sache angehörig entwickelt und aufgestellt.

Nun aber wird dieser vielfach erfüllte Zustand nicht länger haltbar, die höchste Spannung drängt zu Entscheidungen, zu Entschlüssen. Was aufzugeben sei, steht fest; wohin aber nun Sinn und Muth sich wenden soll, darüber schwankt alles, und doch mufs der nächste Schritt die ganze Lebensfolge bestimmen. Die Neigung ist für Weimar entschieden, wohin die dringendsten Einladungen, die günstigsten Aussichten locken, vor denen aber der Vater warnt, und bemüht ist, das herrliche Bild Italiens vorzuschieben. Dieses Schwanken verlängert sich durch nothgedrungenes Abwarten nicht gerechneter Zufälle, und setzt sich sogar in die genommenen Entschlüsse hinein unangenehm fort, die Leidenschaft sucht in dem Aufschub noch einigen Gewinn zu fassen, der aber schon entrückt ist, und so erscheint gleichsam im Schlufschor aller Elemente und Motive,

welche dieses Leben zusammenbilden, die Hauptentwicklung desselben, wodurch, nach einem letzten Kampfe, der dem Spruche ahndungsvoller Neigung über alle Gegenrede warnender Verständigkeit und lockender Vorstellungen den Sieg läfst, unser Freund und Dichter endlich dem verheifsungsvollen Weimar zugeführt wird, wo sich die gröfsten und glücklichsten Schicksalsloose für ihn erfüllen sollten.

Auf diesem Boden angelangt, bleibt uns der Dichter fortan in heitrem Tageslichte, von nun an wird seine Erscheinung und seine Thätigkeit mehr und mehr öffentlich, der Nation angehörig, und kann nicht mehr in völliges Dunkel zurücktreten. So grofs der Verlust auch in aller Hinsicht sein mag, dafs seine Erzählung uns nicht auch in die reizenden, gestaltenreichen und bewegten Anfänge dieser neuen Lebensstufe einführt, so können wir denselben doch, was den Stoff anbelangt, eher verschmerzen, als wenn uns eine der früheren Perioden fehlte; diese konnte nur Goethe selbst mittheilen, für jene dürfen allenfalls auch andre Erzähler eintreten. Ueberhaupt mögen wir bei dem Abschlusse dieser vier Theile von Wahrheit und Dichtung nicht zu sehr trauern über das, was noch fehlt. Gleich im Beginne dieses Werkes sprach sich die Meinung aus, für den wahren Vertrauten und Freund des Dichters bedürfe es dieser Erläuterungen nicht, das eigentliche Leben desselben sei vollständig in seinen Dichtungen, und Goethe selbst hat in solchem Sinne gesagt, seine Denkschriften seien ein Versuch seine poetische Konfession zu ergänzen. Wenn wir aber auch nicht zu dem Stolze jener Meinung uns erheben, sondern uns des Gegebenen sehr bedürftig und durch solches unendlich bereichert eingestehen, so dürfen wir doch hinwieder uns dabei beruhigen, und allen dringendsten Forderungen genügt finden. In der That haben wir ein wenn auch nicht geendigtes, doch vollständiges Werk vor uns; die Grundlagen sind unveränderlich, die Bestandtheile nach allen Verhältnissen bestimmt, der Aufbau bis zu gewisser Höhe durchgeführt; nun können weiter hinauf die Gebilde doch nur mit geringen Veränderungen sich wiederholen, und in diesem Sinne hätten wir, wäre die Stelle nicht schon besetzt, als Titelspruch dieses Theiles die eignen Goethischen Worte vorzuschlagen: „Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen". Wirklich könnte uns die Folge fast nichts anderes zeigen, und schon bisher mufste bemerklich sein, dafs auch die gröfste Macht des Genius und die reichste Fülle des Lebens, welche den einzelnen Menschen bedeutend machen, im Grunde nur Variationen weniger einfachen Themen sind, zweier oder dreier tiefen Erschaue oder Empfindungen, mit welchen aller Reichthum der vielfachsten Erscheinungen bewirkt wird. —

K. A. Varnhagen von Ense.

III.

***Eduardi Hagenbach. D. M. Disquisitiones anatomicae circa musculos auris internae hominis et mammalium, adjectis animadversionibus nonnullis de ganglio auriculari sive otico. Cum tab. aen. 4. Basileae,* 1833. 4.**

Nach einer historischen Einleitung geht der Verfasser zur Beschreibung der Trommelhöhle und der Gehörmuskeln des Menschen über. Er bezweifelt die Existenz des *Musc. laxator maior* und erklärt den *laxator minor* für nicht vorhanden. Nach einer Beschreibung der Paukenhöhle bei den Säugethieren, theilt er die Resultate seiner Untersuchungen über die Muskeln ihres innern Gehörorganes mit.

Nur der *Musc. tensor tympani*, den er bei Thieren aus der Ordnung der Wiederkäuer, der Einhufer, der Raubthiere, der Pachydermen, der Nager und der Fledermäuse untersucht und der *Musc. stapedius* sind vorhanden; die sogenannten *Musculi laxatores* fehlen indefs Allen mit Bestimmtheit. — Magendie's Behauptung, dafs alle diese Theile keine Muskeln seien, wird mit allen Gründen zurückgewiesen. Die zweite Abtheilung dieses Werkchens ist dem viel bestrittenen Arnold'schen Ohrganglion gewidmet. Seine Existenz wird beim Menschen und bei mehreren Thieren, namentlich dem Ochsen, der Ziege, dem Rehe, dem Pferde, dem Schwein, dem Hunde, dem Haasen nachgewiesen. Das über dies Organ, wie es beim Menschen sich findet, Angeführte ist höchst dürftig; des Zweiges zum *M. tensor tympani* geschieht keine Erwähnung, dagegen soll der Zweig zum Spanner des weichen Gaumens aus dem Ganglion entspringen. Der *Nerv. petrosus superficialis minor* ist nicht in die Paukenhöhle verfolgt. Dagegen verdienen die zootomischen Untersuchungen alles Lob und stimmen zum gröfsten Theile mit dem überein, was Ref. selbst gefunden. — Die 4 Kupfertafeln sind mit Sorgfalt ausgeführt.

№ 3.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

IV.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp, ordentl. Prof. u. s. w. u. s. w. Berlin* 1827. *Dümmler, gr.* 4. 360. *XVI.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp, Dr. Prof. P. O. Altera emendata Editio Berol.* 1832. *Prostat apud Ferd. Dümmler. kl.* 4. 335. *XIV.*

Indem *) wir uns zu der Anzeige der vorliegenden beiden Werke würdigen, müssen wir überhaupt auf den Standpunkt zurückkommen, von welchem der geehrte Hr. Vf. in allen seinen grammatischen Schriften ausgeht. Zwei unläugbare grofse Verdienste um die Wissenschaft hat Hr. Bopp sich erworben, das erste, das Indische Studium im Kontinent eingeführt, das zweite gröfsere aber, diesem Studium eine Richtung angewiesen zu haben, durch welche es allein kräftig in unsere gelehrte Bildung einzugreifen, und sich eines dauernden Lebens unter uns zu erfreuen vermag. Und für den ersten Punkt sprechen nicht blofs die Jahre der Erscheinung des Konjugationssystems, und des Nalus, dessen Interlinearversion im Anfange dem Deutschen statt Lexicons und Grammatik dienen mufste, sondern auch die Mühe und Sorgfalt, welche Hr. B. darauf wandte, durch Herausgabe der Grammatik, eines ziemlich umfassenden Glossars und endlich der Texte, welche durch Wohlfeilheit und vollkommene Worttrennung zugänglicher als alle früheren waren, dem Anfänger das Studium dieser reichen Sprache zu erleichtern, und so deren Ausbreitung am wirksamsten zu befördern. Schwieriger und mehr dem Streite der Parteien unterliegend ist der zweite Punkt. Was soll das Studium des Indischen? dies scheint die erste Frage derer sein zu müssen, welchen überhaupt der Fortgang unserer Bildung am Herzen liegt. So viel ist nun aber zuvörderst gewifs, dafs diejenigen, welche ohne weiteres die Indische Litteratur der Griechischen und Römischen zur Seite stellen, und für sie ohne alle fernere Erörterung dieselbe Berechtigung fordern, darin irren, dafs sie nicht einsehen, wie der schönste Theil unserer Bildung in dem klassischen Leben wurzelt, und dies das einzige Recht jener Sprachen auf die allgemeinere Betreibung sei. Hat man also nicht bessere Gründe aufzuzeigen, so wird das Studium Indischer Sprache und Indischen Lebens, trotz seiner Fülle und seines Reichthumes, und bei aller seiner Wichtigkeit für die Geschichte der Philosophie und der Poesie, nur den Eifer einiger Wenigen erregen, deren Forschungen und Resultate dann den übrigen Gebildeten als Quellen dienen müssen. Hr. Bopp nun ist der erste, der das Studium der *Sanskritasprache* mindestens *einem Kreise* der Gelehrten, und zwar einem beträchtlichen, zur Pflicht gemacht hat, indem er, nicht etwa nur im Allgemeinen es ausgesprochen, sondern bis in die geringste Einzelnheit durch Sprachvergleichung nachgewiesen hat: *„es sei hinfort an eine wissenschaftliche Auffassung irgend einer Grammatik des Indogermanischen Sprachstammes, d. h. also irgend einer Europäischen Sprache, ohne die Kenntnifs der Indischen Sprache nicht mehr zu denken"*. Indem so der Indischen Sprache ein fester Haltpunkt unter uns gegeben ward, denn das Interesse der Muttersprache mufs uns, abgesehen von den klassischen Sprachen, auf sie zurückführen, konnte es Hrn. Bopp

*) Ich benutze diese Gelegenheit um einen neulichen Irrthum in Nro. 112. p. 891. dieser Blätter bemerklich zu machen. Wenn nämlich dort die Draupadi (Tochter des Drupadas, vergl. Ges 3, 5.) Schwester der Pândavâs (Söhne des Pandus) genannt ward, so beruhte dies auf einer momentanen Verwechslung der polyandrischen Ehe mehrerer Brüder, mit der Schwesterehe. Für jene *doppelt* unsittliche Form der Ehe (Polyandrie mehrerer Brüder) gilt also das dort Gesagte, wo statt „Schwester" Schwägerin zu setzen ist.

nicht in den Sinn kommen, durch dies Hervorheben des Sprachlichen das Studium der Poesie und überhaupt der Alterthümer ausschliefsen zu wollen, denn wahrlich es bedarf wenig mehr als der Einsicht eines Kindes um zu begreifen, wie das besonnene Studium des Sprachlichen das der Geschichte und der Alterthümer nothwendig nach sich ziehe, ja oft von demselben eine sichere Begründung zu entnehmen habe. Des Verfs. Standpunkt in der Grammatik aber ist wesentlich der *vergleichende*, und es sei uns deshalb erlaubt den Charakter desselben mit wenigen Worten hervorzuheben. Die Abstraktion der Philosophie der Sprache im beginnenden Jahrhundert war nachgrade dahin gekommen, von allem positiven Inhalte der Sprache sich loszumachen und sich eine Sprache aus dem Verstande herauszukonstruiren, folgend der allgemeinen Richtung der Wissenschaft, das Positive überhaupt als Ballast wegzuwerfen, und sich alles Gehaltes baar und ledig, auf dem breiten und flachen Strome der sogenannten Aufklärung herumzutreiben. Dies nannte man die philosophische Bildung, neben welcher, da die Sachen und z. B. die Sprachen doch einmal da sind und ein gewisses Recht auf uns haben, ohne alle Beziehung die Betrachtung der speciellsten geringfügigsten Einzelnheiten und die Untersuchung über deren Herstammung einherliefen; und dies war — die historische Bildung. Solches Treiben hat nun in Deutschland gegen die Kraft der modernen Philosophie nicht Stich halten können; — aber ungerecht wäre es, wenn wir die Vortheile verkennen wollten, die beide Seiten dem Fortgange der Wissenschaften brachten; in jener lag formell das Streben, gegen die Einzelnheit das Allgemeine geltend zu machen, obwohl nicht die Kraft, jene in dieses zu erheben; dieser aber verdanken wir die freilich oft etwas abgeschmackte jedoch vollständige Sammlung und kritische Beleuchtung des Materials der Wissenschaft. Der nähere Fortgang im Sprachstudium nun war aber der, dafs man zunächst jene allgemeinen Grundsätze in den einzelnen Erscheinungen der bestimmten Sprachen nachweisen, und diese aus jenen erklären wollte. Hierbei ergab es sich indefs bald, dafs jene allgemeinen Grundsätzes selbst, von falschen Kategorien ausgehend, mindestens zum Theil der Wahrheit entbehrten, dann aber, dafs sich aus einem Kreise gewisser Sprachen allgemeine Gesetze entnehmen liefsen, die diesem allein zukamen, und seinen Unterschied von einem anderen, anderen Gesetzen folgenden, begründeten. So hatte man zwar eine Identität, aber eben so die Differenz, d. h. man war aus der *Einzelnheit* zur *Besonderheit* gekommen, wobei es indessen deutlich ward, dafs trotz der früheren Anhäufung des Materials noch bedeutende sprachliche Mittel- und auch Anfangsglieder*) fehlten. Zwei Punkte waren es, die jetzt den weitern Fortschritt bezeichneten und die Sprachwissenschaft zu ihrer gegenwärtigen Höhe führten, einmal, dafs im Fortgang des philosophischen Denkens, dies auch die anderen Wissenschaften ergriff, andrerseits dafs die nähere Bekanntschaft des Sanskrit plötzlich das bisher fehlende Glied in dem gebildetesten und ausgebreitesten Sprachstamme nachwies. So gelangte man denn zu der Ansicht der Sprache überhaupt, die wir die philosophische nennen und deren Grundgedanken folgende sind:

1) Die Sprache ist ewige Manifestation des Geistes und zwar die erste und gewisseste, also geistig; — als solche aber ist sie wesentlich *vernünftige Entwicklung und Gliederung*; ihre Theile sind eben so wenig zufällige, neben einander liegende, als ihre Gesetze, sondern durchaus Organismus.

2) Der Geist bringt seine ihm immanente Entwcklung in der Geschichte so zur Erscheinung, dafs seine Momente in den Völkern sich darstellen als ewiges Fortschreiten des einen Gedankens. Diese Unterschiede sind seine Unterschiede. Der Fortgang des Geistes der Sprache ist aber konsequent der Fortschritt des Geistes überhaupt, und der Unterschied der Sprachen der Völker drückt nur den allgemeinen Unterschied des Geistes derselben selbst aus, so dafs mit dem Fortschritte der allgemeinen Entwickelung auch die Entwickelung des Sprachgeistes fortschreitet. Es kann die Sprache an formellem Reichthum ärmer zu werden *scheinen*, das Verlorene ersetzt sie in gröfserem Maafse durch gröfsere Bestimmtheit der Bedeutungen des Wortschatzes und durch gröfsern Umfang des syntaktischen Gefüges.

3) Wie in der Geschichte des Geistes überhaupt sich gröfsere, umfassendere Gliederungen sichtbar machen, jenen gröfseren Sphären des logischen Gedankens

*) Dafs man diese vermifste zeigt, wie einerseits bei Erklärung des Griechischen und Römischen die stete Hinweisung auf das Pelasgische, so bei der des Germanischen auf das Altpersische.

entsprechend, so zeigen sich auch in der des Sprachgeistes grofse Gliederungen, von denen die folgende stets gegen die frühere als die höhere erscheint, jede aber in sich ihre Entwickelung hat. Dies sind die von der vergleichenden Grammatik sogenannten Sprachstämme.

Diese ist dazu gelangt, vorzüglich drei Stämme zu scheiden, deren Unterschiede sie genau angiebt, und die durchweg dem Fortgang des logischen Gedankens überhaupt entsprechen;*) es sind dies aber

1) der *Hinterasiatische* Stamm,
2) der *Semitische*,
3) der *Indogermanische*.

Diese drei Stämme bezeichnen die drei grofsen Stufen der Entwickelung des Sprachgeistes, und wenn es nicht zu läugnen ist, dafs es Sprachen giebt, die physisch, d. h. ihrer Abstammung nach nicht zu ihnen gehören, so entspricht doch das *Wesen* ihres Organismus durchaus dem des einen oder andern von ihnen. Die vergleichende Grammatik hat also wesentlich die höhere Aufgabe gehabt, nicht blofs die Aehnlichkeiten aufzusuchen, sondern den *Organismus* der einzelnen Sprachen zu durchdringen, an ihnen die Stammgesetze in ihrem Unterschiede aufzuweisen, und in diesem Unterschiede den Fortgang des Sprachgedankens darzuthun; so zeigt sich ihr Name freilich als zu eng. Wenn nun H. Bopp die vorhergehenden Gedanken niemals direct ausgesprochen hat, so trägt Rec. doch kein Bedenken, zu behaupten, dafs sie die substantielle Grundlage sind, auf die sich alle Forschungen des verdienstvollen Vfs. stützen. Fragen wir nun, wie diese Gedanken bei der Abfassung einer speciellen *wissenschaftlichen* Grammatik — denn um diese handelt es sich jetzt — ins Leben treten müssen, so werden wir folgende Anforderungen erhalten:

1) Das allgemeine Gesetz des Sprachstammes kömmt vorzüglich durch die Gliederung des Sprachstoffes zum Vorschein, denn Anführung einzelner Aehnlichkeiten oder Gleichheiten gehört nicht der speciellen, sondern der allgemeinen Grammatik des Stammes an.

2) Der Organismus der einzelnen Sprache ist als solcher darzustellen, die Erscheinungen sind aus den einfachsten Gesetzen zu entwickeln, und zwar sowohl aus den allgemeinen, dem Stamm angehörigen, als den individuellen, von den Organen und dem Charakter des einzelnen Volkes bestimmten.

3) Scheinbar unorganische Formen und Erscheinungen der einzelnen Sprachen sind durch Zurückführung auf das allgemeinere Stammgesetz, das in den einzelnen Sprachen oft nur in einigen Zügen übrig geblieben, in ihrem ursprünglichen Organismus zu erklären.

Dies sind die Grundzüge, auf welche die Bearbeitung einer nach wissenschaftlichem Standpunkte gegebenen Formenlehre zurückgeführt werden mufs, und, wir können es getrost sagen, im Allgemeinen von Hrn. Bopp zurückgeführt worden ist. Gegen diesen Standpunkt nun, der, wie wir gesehen, dem wissenschaftlichen Geist unserer Zeit entspricht, hat sich eine heftige Polemik erhoben. Es gehört freilich, um ein System der Grammatik zu begreifen, mehr dazu, als sich eine linguistische Fertigkeit im Verständnifs der Sprache verschafft zu haben, obwohl kein Mensch läugnet, dafs letztere vor allem dem Grammatiker von Nöthen ist. Denn an der Sprache, wie sie in den Denkmalen vor uns liegt, hat der Grammatiker seinen Stoff, wozu aufserdem in der Formenlehre oft alte in den Schriftstellern nicht mehr vorkommende, von einheimischen Grammatikern oder Lexicographen erhaltene Form- und Wortbildungen kommen. Wegen letzterer ist das Studium jener Grammatiker zu empfehlen, da solch eine alte Form vielfachen Aufschlufs geben kann, ganz ungehörig aber ist das Verlangen an einen systematischen Bearbeiter der Sprache, sich um die *Systeme* der alten einheimischen Grammatiker zu kümmern, vollends wenn diese, wie es kaum anders sein kann, nicht den freien Blick haben, der zur Auffassung der Sprache gehört, überdies aber an einer Schwierigkeit des Verständnisses leiden, die die Vorarbeiten lästiger und langwieriger machen würde, als nur jeder denkbare Nutzen sein könnte. Wir billigen deshalb Hrn. Prof. Bopps Weg, der, ohne sich eben um jene alten Heiligen oder Höllenrichter (denn man hat sie ja neuerdings zu solchen gemacht) viel zu kümmern, seinen Stoff aus der Sprache selbst geschöpft und dabei die modernen Vorgänger geziemend benutzt hat. Demjenigen, der Lust an den Formeln jener Alten hat, bleibt es ja hierbei unbenommen, diese nach Gefallen zu befriedigen, und etwanige Bereicherungen und Verbesserungen mitzuthei-

*) Es fehlt uns hier an Raum, dies an dem Charakter der Sprachstämme nachzuweisen, wir müssen uns diese Untersuchung für eine weitläufige Erörterung ersparen, die wir nächstens an einem andern Orte geben wollen.

len, obwohl offen zu sagen ist, dafs uns bis jetzt aufser zwei bis drei Formen nichts Erhebliches der Art zu Gesicht gekommen, und dafs diejenigen, die den *Panini* am häufigsten im Munde führen, bis jetzt auch nicht ein *Sûtra* selbständig übersetzt, sondern immer nur die bei weitem leichteren Kommentatoren gegeben haben. Dafs Hr. Prof. Bopp indefs diese Scholien zum Panini zu der zweiten Auflage seiner Grammatik fleifsig benutzt, und die abweichenden Formen verglichen habe, dies beweist der Nachtrag zu der Grammatik, wie die jetzt eben erschienene vergleichende Grammatik, in welchen auf diese alten Eigenthümlichkeiten scharfsinnig eingegangen, dabei aber auch die Zendsprache berücksichtigt wird, deren Formenlehre fast ganz und zwar ohne alte Grammatiker aufgestellt zu haben, Hrn. Bopp das unläugbare Verdienst gehört.

Wenden wir uns nun aber zu der Grammatik selbst, wie sie uns vorliegt, so müssen wir gestehen, dafs die oben von uns aufgeführten Grundsätze trefflich durchgeführt sind, und dafs namentlich die Erklärung der grammatischen Erscheinungen durch die einfachsten Sprachgesetze selten etwas zu wünschen übrig läfst. Hierbei ist natürlich, wo im Indischen sich das Gesetz nicht auffindet, die Vergleichung der anderen Sprachen angewandt. Heben wir vor allen diejenigen Punkte hervor, die von *durchgreifender Wichtigkeit für die ganze Formenlehre*, von Hrn. Bopp zuerst in ihrem wahren Lichte dargestellt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Des Abul-Hassan Achmed Ben-Mohammed Koduri von Bagdad Moslemitisches Eherecht nach Hanifitischen Grundsätzen. Aus Arabischen Handschriften, herausgegeben von Georg Helmsdörfer, Dr. der Philosophie, Fürstlich Isenburgischem Archivrathe, Mitglied der Asiatischen Gesellschaft zu Paris u. s. w. Frankfurt am Main gedruckt bei Heinrich Ludwig Brönner, 1832. VII. u. 61 S. in 8.

Mit Recht verwundert sich der Hr. Verf. in der Vorrede, dafs die historische und kritische Gelehrsamkeit, so wie die Rechtskunde der Moslemen so vernachläfsigt werde, während man doch der Um- und Verpflanzung der wenigen Rosen Arabischer Poesie so viel Fleifs zuwende. Bei mir soll wenigstens diese Nachläfsigkeit insofern nicht gefunden werde ich die Uebersetzung des ersten Buches des *Kodurischen* rechts, die der Hr. Verf. hier liefert, so wie seine erläute Bemerkungen mit der gröfsten Freude gelesen habe, un einer Empfindung, als wenn einem lange in einer Wüste Gehenden, endlich das Glück zu Theil wird, dafs sich ei selle, wenigstens auf eine Strecke hin, zu ihm findet. D merkungen, die der Hr. Verf. in der Einleitung macht, einen Mann, der nicht blos darauf ausgeht, die Mass rechtsgeschichtlichen Kenntnisse mit einem neuen Stoffe reichern, sondern der ihn geistvoll durchdrungen hat, un der Gegenstand selbst als Gedanke erscheinen mufs. vollkommen richtig, wenn er meint, dafs der Mangel der mitischen Jurisprudenz nicht etwa in einer fehlenden Ent lung, sondern grade in einem zu fixirten, fertigen und schlossenen Wesen liege. Der Mohammedanismus, als c logisch hinter dem Christenthum folgend, als, in der M der Moslemen, der Schlufsstein des ganzen Geschäfts göt Erlösung, hat auch dem Koran diese völlige Sättigung un mitgetheilt, die keiner neuen Prophezeihung oder Verhe entgegensieht. Wenn das Evangelium die Christen ve und zu immer reicherer Entwickelung hat aufsteigen lass sind die Bekenner des Islam durch den Koran gealtert, u Lebenskeime, die bei uns neu erwachen, sind dort abgest Selbst die Schismen, die im Christenthum als Katholicism Protestantismus eine neue geistige Regung hervorbrachte ben, als Schiismus und Sunnismus dies im Islam nich mocht, und der Streit über die rechtmäfsige Nachfolge de pheten, hat sich eigentlich weder religiös noch juristisc die verschiedenen einzelnen Lehren und ihre Auffassung ers Die *Hanifitische* Jurisprudenz, deren ältestes Kompendiu *Mochtassar* des *Koduri* ist, unterscheidet sich daher nur fserer und klügerer Anordnung, von den Werken aus de tung des Malik, Schafii und Hanbel.

Die Uebersetzung, welche uns der Hr. Verf. von d sten Buche des Kodurischen Eherechts giebt, das von d botenen Graden und Ehen, von dem Heirathsgute und v Behandlung der Frauen redet, ist zu gleicher Zeit von ih sehr gelehrten und geistreichen Bemerkungen versehen w die meistens einen vergleichenden Hinblick auf das v Charles Hamilton herausgegebene Hedayet und auf das Jü Schulchan Aruch enthalten. Das Moslemitische Eherec scheint hier in freierer Haltung als irgend ein Oriental wie denn der Islam auch die höchste Blüthe des Asiat Geistes ist.

Möchte der Hr. Verf. recht bald die Uebersetzung de gen Bücher und den Arabischen Text folgen lassen.

Gan

№ 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache, von Franz Bopp.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Fortsetzung.)

Das erste, was uns hier auffällt ist die richtige Würdigung des Werthes der Buchstaben vorzüglich im Auslaute. Zwei Zeichen, deren Werth früher ganz verkannt ward, treten durch Hrn. Bopp's scharfsichtige Sonderung in helles Licht, wir meinen das *Anusvara* und *Visarga*. Die Indischen Grammatiker, mindestens Colebrooke, der ihnen fast noch durchgehends folgt, zogen sie zu den Vokalen, obwohl ein Blick in ein Gedicht das Gegentheil dadurch beweist, dafs sie vor Konsonanten Position machen. Dann aber wurden sie stets als primäre Laute betrachtet, und grade die Laute, deren euphonische Veränderung sie sind, als die secundären; endlich ward ihre verschiedene *nothwendige*, und *graphische* Bedeutung durchweg nicht gesondert. Das *Anusvara* nun bestimmt Hr. Bopp als nothwendig, d. h. als eigenthümlichen Laut, im *Inlaute* als Nasal überhaupt nach Vokalen vor Zischlaut und *h*, im Auslaute aber nur als *euphonische Verwandlung des M* nach Vokalen und vor denselben Lauten und den Halbvokalen, (ein Unterschied, der Hrn. Lassen *Ind. Bibl. III.* 1. *p.* 40. entging) in allen übrigen Fällen ist *Anusvara* nichts als graphisches Zeichen für den jedesmaligen Klassennasal, den der folgende Buchstabe bestimmt. Hr. Bopp thut sehr wohl daran, jetzt nur dem nothwendigen *Anusvara*, d. h. dem *Laute*, das Zeichen zu geben, in allen übrigen nur graphischen Fällen, also auch in Pausa, den gehörigen euphonischen Nasal oder *M* zu setzen. Wenn Hr. von Schlegel z. B. *Anusvara* noch in Pausa anwendet, und auslautendes *m* mit folgendem Vokal verbindet, so zeigt er hiermit, dafs er sich von dem alten Irrthum, das *Anusvara* für den Grundlaut zu halten, nicht getrennt habe.

Das zweite Zeichen, das Visarga, drückt einen eigenen dünnen Laut aus, in den das *s oder r* vor den schweren folgenden Lauten des *P* und *K* oder durch das Senken der Stimme in *Pausa* übergeht; auch *sibilans* kann diese Wirkung haben, wiewohl es nicht nothwendig ist. Dafs die Schwere des folgenden Lautes die Verdünnung bewirke, zeigt sich offenbar durch die Erscheinung, dafs auch *t* durch *s* vermehrt, und *s* mit jedem dumpfen Buchstaben *Visarga* nothwendig macht. Wir können hierbei nicht unterlassen, Herrn Bopp darauf aufmerksam zu machen, dafs er in Rücksicht der Konsonanten eine wichtige Eintheilung in *leichte* und *schwere* übersehen habe, die sich in der Betrachtung des ganzen Indogermanischen Sprachstammes aufdrängt. Zu den schweren Konsonanten gehören die *Labialen* und *Gutturalen*, zu den leichten die *Dentalen* und *Lingualen*, Palatine stehen in der Mitte, neigen sich jedoch gewöhnlich zu den *leichten*. Schon in den Wohllautsregeln würde Hr. Bopp den Unterschied beider Klassen bemerkt haben, 1) im Mangel des Zischlautes, der schweren Ordnungen, da die leichten alle ihn besitzen, 2) in der Lehre des *Visarga*, welches sich nicht etwa auf jenen Mangel gründet, wie man glauben könnte, 3) bei der Lehre von der Verwandlung des *dentalen n* in das *linguale*, wo die schweren Laute als nicht hemmend erscheinen, während die leichten die Verwandlung aufheben. Aber von bedeutend gröfserer Wichtigkeit ist auch für das Sanskrit diese Scheidung in der Lehre vom Anlaut des Wortes, denn hier gilt es als bestimmtes Gesetz, dafs *schwerer* Konsonant vor *leichtem* Statt finden könne, während weder umgekehrt *leichter* vor *schwerem* sich zeigt, noch schwerer vor schwerem *pk*, *bg*, *kp*, *gb*; leichter vor leichtem *sd*, *tc*, denn nur die Palatinen mit Dentalen wären möglich, ist mir auch unbekannt. Hätte Hr. Bopp die so wichtige Lehre vom Anlaut der Worte behandelt, wie er den Inlaut und Auslaut be-

handelte, es würde ihm dieser Unterschied nicht entgangen sein. Viel wichtiger als im Sanskrit ist derselbe freilich im Griechischen und Römischen, denn diese Sprachen übertragen das Gesetz, welches im Sanskrit nur für den *Anlaut* gilt, auch auf den *Inlaut*, indem sie hierin im Allgemeinen viel beschränkenderen Gesetzen unterliegen. Die richtige Erkenntnifs dieses Gesetzes, und der aus demselben hervorgehenden Wohllauts- und Verwandlungsgesetze in den klassischen Sprachen mufs für die Etymologie, namentlich für die Wortbildung von grofsem Einflufs sein. Bei dem Visarga nun, um auf dieses zurückzukehren, kann keine Frage sein, dafs *s* und *r* die primären Formen seien, dies beweisen, wie einerseits die Flexion im Indischen selbst, indem z. B. nicht abzusehen wäre, warum ein primitiver Nominativ *waca:* im Instrumentalis nicht *wacarā*, sondern *wacasā* machen müsse, hingegen *gî:* (*gir*), *gîā* und nicht *gisā*, andrerseits die Vergleichung der verwandten Sprachen. Bei den Wohllautsveränderungen des *s* hätte, um dies gelegentlich zu bemerken, ausnahmsweise angeführt werden können, dafs *as* vor langem *â* zuweilen dieselben Verwandlungen wie vor kurzem eingeht; man kann in dieser Beziehung *Ram.* 1, 16, 30. *ed. Schl.* vergleichen, *wicaranto 'rdayan sarvân.... mahoragân*, wo freilich das von Rosen angeführte aber nicht belegte *ard* 1, 10. vorkäme. An eine Auslassung des Augments mag ich um deshalb nicht denken, weil dies gewöhnlich nur in veränderter Bedeutung des Modus geschieht, vgl. jedoch *Sund.* 417. *Ram. I*, 30, 42. 35, 18, *edit. Sriram*; dann aber weil in solchen Dingen mitunter bei den Dichtern Unregelmäfsigkeit herrscht, wie *e* vor *u* erhalten ist, *Ramayan.* 1, 34, 39; *â* nach *e* elidirt *Draup. V*, 9. wo der Vers indefs metrisch corrupt ist. So findet sich auch vor *r* Vokal manchesmal *hiatus*, *cfr. Schleg. ad Hitopad. pag.* 10. *dist.* 21.

Die zweite durchgreifende Erscheinung, die wir vom Verf. neu dargestellt finden, ist die Lehre vom Guna und Wriddhi. Früher schon hatte Hr. Bopp in der Recension der Grimmschen Grammatik diese sowohl für das Sanskrit begründet, als auch den Zusammenhang mit den übrigen Sprachen gezeigt. Fruchtbar indessen erweisen sich diese Bemerkungen besonders im Gebiete der verwandten Sprachen, dies beurkundet die neuere vergleichende Grammatik, §. 26. und §. 27. Wie sehr vor dem Verf. diese Lehre im Argen lag, davon mag sich der Unbefangene überzeugen, wenn er etwa Colebr. Indische Grammatik vergleicht, die, wie wir schon bemerkt, noch gar zu sehr an den einheimischen Gelehrten hängt; wie denn überhaupt gelegentlich zu sagen ist, dafs dort Wohllautsgesetze vorkommen, die der moderne Sprachsinn schwer begreifen dürfte, wie etwa *marut* + *tu* übergehen soll in *marutttu*, oder auch in *marutitu*, oder auch *maruttu*. (*Colebrooke, a Grammar of the Sanskrit Lang. pag.* 22.). — *Guna* ist die Vermehrung des Vokals durch Zusatz von *a* in die einfachen Diphthongen, *Wriddhi* ist die Vermehrung des Vokals durch *â* in die starken Diphthongen, *r* bildet *ar*, *ār*; wo *guna* und *wriddhi* gleich sein würden, findet kein *guna* statt. Dies ist das einfache Gesetz, auf welches der Verf. diese ausgebreitete Erscheinung zurückführt, und wobei nur für das Verbum die Einschränkung gilt, dafs lange einfache Vokale nur im Auslaute der Wurzeln, und kurze Vokale, nur wenn sie mit *einem* auslautenden Konsonanten bekleidet sind, *Guna* annehmen. Dies letztere Gesetz nebst der Eintheilung der Formen in *schwache* und *starke*, *vermehrte* und *reine* hat eine durchgreifende organische Ordnung in die frühere unsägliche Verwirrung des Konjugationssystems gebracht. Auch das Germanische Konjugationssystem erleidet nun durch die Annahme der Erscheinung des *Guna* und den Unterschied der vermehrten und reinen Formen eine völlige Abänderung. Für das Griechische ist zwar nicht diese Ausdehnung festzusetzen, namentlich zeigt sich *guna* in vermehrten Formen als Gegensatz zu schwachen nur in οἶδα -οἶσθα, οἶδε gegen ἴστον bis ἴασιν; πέποιθα zu πέπιθμεν, ἔοικα zu ἔικτον. Merkwürdig bleibt mir *guna* indessen in einer Wortreihe des Griech., wo es sich im Präsens ganz versteckt hat; wir meinen die Worte ῥέω (Ssk. *sru*) πλέω (Sskr. *plu*) νέω (Sskr. *snu II*, 2. nicht *snâ*, wie bei Bopp Gl.) χέω (viell. *hu*, doch hierzu besser θύω) θέω (*d'u* 3. 5.), πνέω, καίω und κλάω (denn diese Formen entsprechen der alten mehr als καίω und κλαίω wo ι nur den Vokal stützt). In diesen Worten nun hat sich der Stammvokal *υ* vor Vokalen im Präsens regelmäfsig der Sanskritregel nach, unregelmäfsig rücksichtlich der Griechischen (vergl. σεύ-ω Ssk. *su* 3, 5., σκεύ-ος Sskr. *sku* 4, 9.) in Digamma verwandelt, obwohl auch in der Deklin. der Worte auf ευς, αυς und ους vor Vokalen ebenfalls *υ* als *F* ausfiel: βασιλέFα, aber βασιλεῦσι, βοFός, γραFός, aber βουσί, γραυσί; ebenso χέFω,

ε, κάFω, κλάFω. Bei diesem Ausfall des *F* geschah
daſs eigentlich nur die Verstärkung übrig blieb,
rend im Futuro die volle Gunaform χεύσω, κλαύσω
w. sich erhielt, im Perf. aber und den abgeleiteten
nen der Stammvokal gewöhnlich wieder eintritt.
Römischen hat sich wohl auſser *claudo* und dem
ichen keine Spur erhalten, denn *cerno-* zu *crevi*
v-is, zu *svādus* (ἡδύς); und *gravis* zu *gurus* beruhen
anderen Gesetzen. Ueber den Unterschied des *Guna*
Wriddhi müssen wir noch ein Paar Worte sagen,
von Hrn. Lassen (a. a. O. p. 45.) ein Einwand
acht ward, den wir kurz beseitigen wollen. Hr. L.
t nämlich, daſs nach Indischen Sprachgesetzen
i, woraus nach Bopp Wriddhi sich bilden solle,
hweg nicht *ai*, oder *â* + *u*, nicht *au* geben könne,
ern in *e* und *o* übergehen müsse. Hr. L. glaubt
diesem entgegen eine richtigere Theorie auf-
llen, wenn er erklärt, es seien Guna sowohl als
ddhi nicht als Zusammensetzungen, sondern als or-
sche Entwickelungen (läugnet das Hr. Bopp?) zu be-
ten, sie seien keine Additionen, sondern Multiplika-
n. Hr. Lassen hätte gut gethan uns die Faktoren
ennen, denn nach dem Indischen Gesetze wird wohl
e eben so wenig *au* geben als *â* + *u*, wenigstens
t dies eine eben so starke *petitio principii* als er
Hrn. B. findet. Um nun aber auch unsere Meinung
agen, wollen wir Hrn. Lassen zunächst aufmerk-
machen, daſs das Griech. für das Guna die reine
anische Zusammensetzung aus *a*+*u* schlagend be-
et; denn da Sanskr. *a* dem Griech. *α*, *ε* und *o* ent-
ht, so waren wir so glücklich alle diese Modifi-
nen im Griechischen in Resten von Guna für das
retene Skr. *a* zu finden, und zwar in den oben
führten Beispielen, nämlich *o* in οἶδα, *o*+ιδα; (eben
πεποιθα von πιθ, da dies Perf. oft Guna annimmt)
εύσω = ϝ-ε + ύσω; endlich αυ in κλαύσω = κλ-α + ύσω;
nun Sskr. *a* nicht vorgetreten, sondern *ai*, *au* un-
bares zusammengegangenes Produkt, so würde im
las *a* nicht durch alle drei Modifikationen *α*, *ε*, *o*
drückt werden können, sondern müſste sich kon-
nt nur an eine halten. Warum nun aber *â* + *u* = *au*
nicht *o* geworden? dies beruht ganz allein darauf,
ein Unterschied zwischen Guna und Wriddhi Statt
n muſste, und da in der Zusammensetzung reiner
üssigen Vokalen im Sscr. *a* mit *i*, *u*, *ṛ*, im Griech.
α, *ε*, *o* mit *ι*, *υ* — gewöhnlich der flüssige *) der vor-
herrschende und stärkere ist, so ergiebt sich konse-
quent, daſs selbst die Länge des früheren Vokals sich
absorbirt und nur den Werth eines einfachen Tones
hat; deshalb findet auch die Regel Statt: in Verbindung
einfacher Vokale macht die Quantität keinen Unter-
schied auf den entweder entstehenden Vokal oder *Misch-
laut*, denn anders ist es, wenn der *erste flüssige Vo-
kal* sich konsonantisirt. Treten hingegen Fälle ein, wo
der erste Vokal der vorherrschende ist, so kann orga-
nisch nur der lange volle Diphthong entstehen *â* + *u*
kann organisch nicht *o* geben, sondern wird *au*, *â* + *i*
wird organisch *ai* nicht *e*, worüber Hrn. Lassen schon
Hermann belehren konnte *de emend. rat. gr. gr. p.* 53.
Daſs aber Wriddhi als stärkste Vermehrung und als Unter-
schied gegen Guna seine Verstärkungssylbe vorherrschen
lassen konnte, dies wird Hr. Lassen nicht gut in Ab-
rede stellen wollen. Ein ähnlicher Fall übrigens, der
von Hrn. Lassen ganz übersehen ist, tritt mit dem Aug-
ment ein. Denn da das Augment es ist, welches den
Werth der ganzen Form bestimmt, indem es dem Verbo
allein die vergangene Bedeutung giebt, so muſs es noth-
wendig accentuirt oder richtiger das stärkere Moment
des Mischlautes sein, und so bilden sich denn aus *a* + *i*
nicht *e* sondern *ai*, aus *a* + *u* nicht *o* sondern *au*, aus
a + *ṛ* nicht *ar* sondern *âr*.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

***Forschungen der Vernunft. Von F. C. Pfnor. Erster oder theoretischer Theil. Manheim, Schwan- u. Götzische Hofbuchhandlung.* 1832. 234 S. 8.**

Schellings tiefdringender Blick ist im Anschaun des Abso-

*) Der Unterschied zwischen reinen und flüssigen Vokalen ist von Hrn. Bopp übersehen worden, er ist für die Diphthongirung von Wichtigkeit, da einerseits nur *reiner* vor flüssigem Vokal *Diphthong* macht, nie umgekehrt oder nie gleicher mit gleichem, (*ει* Griechisch und *ov* aus *ευ*, *oo*, oder *so* beruhen erst auf den Wechsel des *ε* mit *ι*, und *o* mit *υ*) während andrerseits nur der flüssige Vokal die entsprechende *liquida* hat. Es ist augenscheinlich, wie diese Eintheilung vereinfachend vorzüglich auf die Sanskritische Wohllautsgesetze eingreift, an einem anderen Orte werden wir für das Römische die Wichtigkeit dieser Unterscheidung nachweisen.

luten starr geworden und scheint in dieser Erstarrung verbleiben zu wollen. Seine Lehre hat weder Anfang noch Ende, nur den Mittelpunkt, der als Convolut sich nicht gliedern kann. Er hat den Geist des Absoluten — der nun da ist und sich nicht wieder verläugnen läfst — aus der vorherigen Nacht in's rege Leben der Gedankenwelt heraufbeschworen; aber er vermochte nicht diesen allmächtigen Geist wiederum zu bannen, noch ihn festzuhalten und zu verfolgen aus dem Mittelpunkt der Urerzeugung bis in die kleinsten Fäden, in die er sich in der endlichen Erscheinung verläuft. Schelling wufste nicht vom Wesen bis zur Erscheinung durchzudringen, noch viel weniger umgekehrt, wie es die nothwendige Stufenfolge des Gedankens erheischt, von der Erscheinung zum Wesen, von der Einzelheit zur Totalität, von dem schlichten, naiven und unbewufsten Sein zur Idee hinaufzusteigen, die, durch die Identificirung des Begriffs mit dem Objekt, in jedem Sein eine Seite ihrer eignen Wesenheit aufzeigt, nicht so, dafs jedes Einzelne an sich, sondern durch sein Aufheben und sein Zusammengehen mit dem Weltsystem seine Wahrheit hat.

Unter die Bestrebungen, den Fötus der Schelling'schen Lehre zu einer lebendigen und konkreten Geburt auszubrüten, gehört zum Theil die vorgenannte Schrift, die jedoch weit weniger ein Fortschreiten, als ein Müdewerden und Abfallen von dem Streben verräth, das *ὄν* mit dem *ὄντως ὄν* lebendig zu vermitteln. Der Verf. bezweckt nichts geringeres, als ein vollständig in sich gegliedertes System der philosophischen Wissenschaften in ihrem Vereine, ihrem Verbande und Endziel; mit gegenwärtigem ersten Theile giebt er jedoch zuvörderst „einen schwachen Versuch", wie er selbst sagt, das Erkenntnifsvermögen, die Methode des Erkennens und die Gegenständlichkeiten desselben zusammenzustellen. Die Irrthümer des Verfs. sind, wie sich gleich zeigen wird, nichts als Schwächen des Gedankens, der sein Ziel, sich selbst, nicht erfafst. Eine Untersuchung über eine philosophische Materie *ab ovo* anzufangen, bedarf keiner *captatio benevolentiae*, wie sie der Verf. für nöthig erachtete; vielmehr kann sie, sofern sie gründlich sein will, nicht anders anheben; nur das absichtliche Sichherausstellen aus dem allgemeinen Gedankenzug macht eine solche isolirte Forschung zu einer blofsen Winkelkrämerei, wo einer nach willkürlicher Elle messen zu dürfen vermeint; das Ignoriren des schon Gedachten, schon im Geiste Erlebten, macht die Unternehmung vollkommen überflüssig. Bei aller Bescheidenheit bläht sich der Verf. doch in seinem geistigen Winkelchen, in das seine Gedanken sich hineinverlieren, gar sehr auf, indem er meint, die Metaphysik befände sich noch in dem Zustande der Kindheit.

Als Schellingianer, irre geworden an der Möglichkeit, das Absolute zu gliedern, giebt der Verf. diese Region ganz auf, stellt die abgemattete und gebleichte Kategorie des Transcendenten auf und erklärt nicht das Absolute, sondern das Immanente, den Zusammenflufs des Idealen (des Subjekts) mit dem Realen (dem Objekt) für das lediglich Erkennbare. „Gleic eine Ursache ohne Wirkung — heifst es S. 88. — nicht bar, also = *o* wäre, ebenso wäre auch der Begriff des A ten ohne ein Relatives = *o*. Aber so wie Ursache erst i Wirkung gegeben wird und fortlebt, und wiederum zur che und Wirkung bis in's Unendliche wird; so ist auch che nichts Verschiedenes von Wirkung; sie ist sie selbst ihr identisch, wie Subjekt und Objekt. Das Absolute un lative ist daher nur Eins, aber nur Letzteres erscheint fü in dem Begriffe des Immanenten als gegeben, als positiv

Indem nun der Verf. nichts weiter als eine Erschei lehre mit seinem System aufstellen will, weifs er gar was Erscheinung ist. Ueber das absolute Verhältnifs zw Erscheinung und Wesen herrscht hier, wie bei vielen Sc gianern, die dumpfste Vorstellung, denn Hr. Pfnor ahnt dafs das Wesen nicht etwa zufällig erscheinen kann, s erscheinen, sich entfalten und ausprägen *mufs*, mithin d scheinung nicht des Wesens Schein, sondern das in die lichkeit umgeschlagene Wesen selber ist, wie ja auch die nicht als ein von aufsen angefügtes Kleid des Inhalts, s vielmehr als der in das Aeufsere sich umsetzende Inhalt angesehen werden mufs. Ich kann die Form nicht beg ohne den Inhalt zu erfassen, ebenso wenig die Ersch verstehen und dabei das Wesen aufgeben, denn dieses ist *hinter* jener, sondern *in* ihr als das Innere, das sein Aeu selbst aus sich herausgebiert. Möchte nur der Verf. d scheinungen richtig zu erfassen suchen, so wird ihm da sen nicht entgehen. Das Subjektobjektiviren der mate wie der geistigen Welt, und — wie es der Verf. mit be rer Vorliebe ausdrückt — das Ineinanderfliefsen des I (Formellen) und des Realen (Inhaltsvollen) macht den g Denkprocefs des Hrn. Pfnor aus, und gleichwohl kommt e zur Feststellung dessen was der Begriff ist, — der wah Begriff, der nämlich der Substanz nicht gegenübersteht dern sie selbst, oder die sich frei fühlende Macht derselb Der Verf. verräth in seiner zaghaften Weise, das was zu entwickeln, eine Scheu gegen Mysticismus und Dog mus: was ist aber Mysticismus? — nichts anderes als d wufstlose, aber tiefinnige Gefühl von der Existenz des A ten, das uns wie ein dunkel geahnter Geist aus dem A aus dem Einzelnen entgegenblickt; — und was enthä Dogma? — nichts anderes als dasselbe Gefühl, nur sein säglichen Dumpfheit entnommen und zum bestimmten Ge verklärt und gelichtet. Wie man aber philosophiren könn es unternehmen wolle, ohne von jenem zu kommen in der lichen Einfalt der Ahnung, und ohne zu diesem zu streb dem Ziele des innern Bewufstseins, ist uns noch imme selhaft. Der Verf. will jenes nicht und dieses nicht, und doch kein Drittes. —

№ 5.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Fortsetzung.)

Ein ganz Aehnliches meinen wir erscheint im *a* negativo, denn da es das Moment ist, welches den Werth des Wortes bestimmt, so lehren die Indischen Grammatiker, die in Sachen der Aussprache einzige Auctorität bleiben, dafs es fast wie lang klänge. Nähme das *a* negat. grade um seine Kraft zu bewahren in Nominalkompositionen nicht den Bindelaut *n* an, wir würden, wahrscheinlich vor Vokalen dieselbe jetzt von uns behandelte Modifikation sehen; vielleicht dafs sich in den Vedas solche Beispiele finden, und einen neuen Beweis zur Identität des *a* neg. und *a* augm. geben, von der wir unten reden müssen. Dafs übrigens auch in anderen Fällen noch *au* aus *â* + *u* entstanden sei, lehrt schlagend der Zusatz bei Bopp *gr. p.* 322.

Wichtiger noch als diese phonetischen Bestimmungen, ist ein für die Formlehre durch Hrn. Bopp zuerst vindicirtes Princip, das der Agglutination. Diese kann man nicht als die Spitze der grammatischen Formbildung in den Indogermanischen Sprachen bezeichnen, denn sie theilen dieselbe mit dem Semitischen Sprachstamme; die höchste Stufe der Formentwicklung wird vielmehr in unserem Sprachstamme durch die Komposition erreicht. Aber nichts destoweniger war die Theorie der Agglutination kaum früher geahnet, geschweige denn bekannt. Bestimmen wir dieselbe näher, so ist *Agglutination* der Ausdruck der Entwicklung allgemeiner Verhältnisse aus dem Begriffsworte — sei es Thema oder Radix — durch Anfügung von Wurzelsylben oder deren Stammradikalen; — *Komposition* aber die Vermittelung zweier an sich der Bedeutung nach freier Elemente zu einem neuen Begriffsworte durch enges Zusammengehen beider Momente.

Wir haben mit Bedacht den Begriff der *Komposition* zugleich auseinander gesetzt, weil zu häufig der wirkliche Unterschied beider verkannt, und ihr Wesen nirgends deutlich gefafst ist. Zwischen beiden liegt indefs im Indogermanischen eine Stufe, die wir als Anfang der Komposition betrachten können, obwohl sie noch nicht als ganz freie Komposition sich nehmen läfst. Dies ist die Tempusbildung durch Augment oder selbstständige Verbalwurzeln, die zu der Radix hinzutreten. Ganz den Charakter der Komposition haben sie darin, dafs beide Seiten der Verbindung an sich der Bedeutung nach frei sind, auch zeigt das Augment formell den Kompositionscharakter, da es nicht, wie im Indogermanischen die Agglutination immer, wie es auch der *Herleitung* aus dem Begriff geziemt, hinter sondern vor das Wort tritt; den Agglutinationscharakter aber bewahren sie darin, dafs sie, obwohl sie bestimmtere concretere Unterschiede des Begriffs bezeichnen — doch immer nur Unterschiede, Verhältnisse ausdrücken, endlich aber selten unverstümmelt der Form nach oder überhaupt *frei* der Form nach — als selbstständige Worte — auftreten. Letzteres theilt auch die schon etwas freiere Zusammensetzung der Präpositionen. Solche Mittelstufen bilden sich in jeder organischen Gliederung, und es ist ein besonderes Verdienst der Physiologie auf sie aufmerksam zu machen und ihnen ihren gehörigen Platz anzuweisen. Es ist nun eine der wichtigsten Lehren Bopps, die dann später von Anderen verfolgt ist, dafs die meisten Agglutinationssylben sich auf *Pronominalstämme* d. h. auf Wurzeln zurückführen lassen, deren ursprüngliche Tendenz es war, die *drei* Beziehungen des Raums, des Wo, Woher, Wohin auszudrücken, welche das erste Erwachen sinnlichen Bewufstseins bezeichnen. Aus diesen Wurzeln heraus bilden sich in der Sprache selbst-

ständig durch Zusammengehen mehrerer 1) die *Pronomina*, die zuvörderst nichts ausdrücken, als die räumliche *Unterscheidung der Gegenstände* ohne alle *weitere qualitative* Bestimmung, d. h. nichts ausdrücken, als das Dieſs, das Jenes u. s. w. Die Pronomina sind ihrem Ursprunge nach das Allgemeinere gegen die Nomina; 2) die Formwörter, zunächst Orts- und dann Zeitadverbien, Partikeln, Präpositionen, denn letztere Wortklassen sind nur Uebertragungen der ersten, die den allgemeinen räumlichen Unterschied ausdrücken, und dann ideelere Bedeutung erlangen. Neben diesen Wurzeln bildet sich die zweite Art der Wurzeln die *qualitativen*. Aus ihnen entwickelt sich, indem die Eigenschaft als *Sein* aufgefaſst wird — das Nomen und zwar *a*) je nachdem die Eigenschaft in ihrer Allgemeinheit aufgefaſst wird — Adjektivum; — oder *b*) indem die Eigenschaft *einem* Dinge vorzüglich zukömmt, und so sein *Name* wird — das Substantivum; wird aber *c*) die Eigenschaft, der Zustand im *Werden*, d. h. in der Bewegung gedacht, so entsteht das *Verbum*, was sich dann weiter als aktiv u. s. f. nach den bestimmten Kategorien entwickelt. Wir haben diese Auseinandersetzung des ganzen Wurzelverhältnisses — als *Raumwurzeln* und *Qualitätswurzeln* mittheilen müssen, weil der neuern Sprachwissenschaft oft vorgeworfen ist, als gehe sie nur in die Atomistik der Sylben ein, ohne auf die eigentliche Darstellung des Gedankens zu sehen, wir hoffen das Vorstehende wird hinreichen, zu zeigen, daſs innerhalb dieser Untersuchungen der vernünftigen Sprachgenesis kein Abbruch geschieht. Klar nun ist es, daſs zum Ausdruck der allgemeinen Verhältnisse der Objekte zu einander, die gröſstentheils auf jene räumlichen oder, — was ein leichter Uebergang ist — zeitlichen Kategorieen beruhen, nichts dienlicher sei, als jene Wurzeln, die wir denn auch fast durchgängig angewandt finden, sowohl in den Casus, als in den Verbalunterschieden der Genera (*Atm. Parasm. Passiv*) und der Personen, (die Tempora und Modi jedoch bilden sich durch jene schwächste Kompositionsart, die wir oben betrachtet haben), endlich auch in adverbialen Endungen u. s. f. Die Untersuchung hierüber ist freilich schwierig, da es sich oft um die kleinsten Sylbentheilchen handelt, die in ihrer Proteusgestalt wandelbar täuschen, und ein durch Sprachvergleichung geübtes und geschärftes Auge fordern; erfreulich ist indessen zu sehen, daſs diese Lehre

nach gerade schon ihre Geschichte sich gebildet, unter ihren Bearbeitern auch Hrn. W. v. Humboldt's nen zählt. Leid thut es uns, daſs Hr. v. Schlegel nicht, wie Hr. Lassen uns hoffen lieſs, (*Ind. Bibl.* O. p.) über diesen Gegenstand geredet hat, gewiſs ten wir von ihm vielfache Belehrung erhalten, aber Lassen, der um des Versprechens des Hrn. v. S. we sich Stillschweigen auferlegte, hätte wahrlich gut than, auch seine folgenden Einwendungen zu un drücken, da gegen sie freilich jede Hand, die irg über diesen Gegenstand zu schreiben vermag, *übe gen* und *meisterhaft* erscheinen muſs. Hrn. Las Einwendungen betreffen 1) die Anwendung, die Formerklärung des Verbi von Hrn. Bopp häufig Verbo *as* gemacht wird, und welches nach Hrn. ein wahrer „*alter Ueberall und nirgends*" ist; (diesem Punkte später) 2) sodann die Erklärung Augmentssylbe *a* als Agglutination des *a negat.* nächst bemerken wir nur Hrn. L., daſs er ganz gar den Charakter beider Formbildungen verkan indem er sie *Agglutination* nannte, da sie, wie oben gesehen haben, zur *schwächsten Komposition* hören, ein Unterschied, den freilich Hr. Lassen n leicht finden mochte. Die Stelle selbst aber, in der L. polemisirt, ist wirklich so komisch-naiv, daſs wi uns zum Gewissen machen würden, unsern Lesern heitern Augenblicke zu entziehen, die ihnen deren I türe sicherlich verschafft. „Die Spitze der Agglut tionslehre erreichen wir aber, sagt Hr. L., in der leitung des einfachen Augments vom *a privativum.* ter allen wunderlichen Eigenschaften, womit man urweltlichen (?) Menschen begabt hat, ist diese Logik merkwürdigste, daſs sie statt zu sagen: *ich sah*, gesagt ben, ich *sehe nicht.* Auf die Pädagogik angewa würde diese Verfahrungsart so ausgedrückt wer müssen: Fange die Erziehung deiner Kinder damit ihnen den Kopf abzuschlagen. Ein Verbum wird um seine Bedeutung gebracht, um alsdann eine n Form daraus bilden zu können." Selten mögen w so wenige Zeilen so viele Irrthümer, so vielen Mar an Denken und so viele Geschmacklosigkeit zugleic sich schlieſsen. Man hätte gegen Bopps Ansicht stre können, z. B. von etymologischer Seite einwerfen, sei die älteste Form der Negativpartikel *an* gewes die vor Konsonanten ihr *n* abgeworfen, und hätte hierbei auf die Römische Negativpartikel *in* wie

sche zu stützen können, und man hätte so einen in der Wahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit ich gehabt. Aber die Waffen der Logik, d. h. der inen formellen Logik, scheint Hr. Lassen so we- e geführt zu haben, dafs ihm auch die erste ge- lichste Bestimmung der *Negation* ganz und gar ngen zu sein scheint, besonders aber ihr Unter- d von dem *Widerspruche*. Hat denn Hr. L. nie rt, dafs auch das *Andere* schon überhaupt die Ne- n des *Dieses* sei, und dafs vom Standpunkte der nwart das Vergangene allerdings als *negirt* er- nt? Und wer in aller Welt hat denn Hrn. L. gt, dafs die Negation die Sache um ihre *Bedeu-* bringe? oder ist nach Hrn. L's. Logik in *nescius* Bedeutung (!) von *scius* zerstört? und wer endlich htigt denn Hrn. L. zu der Annahme, dafs *a neg.* der Wurzel *sehen* heifse: „*ich sehe nicht*"? oder t Hr. L. nur diese Form des Negativen, ohne auf rielen andern Rücksicht zu nehmen? hat er etwa nie darüber nachgedacht und auch nicht gefühlt, es doch unterschieden gesagt sei, wenn auch in gemeinen Sprachweise dergleichen Unterschiede gangen werden und untergehn: er ist ein unfleifsiger sch, und: der Mensch ist nicht fleifsig. Dafs *apa-* nicht „ich sehe nicht" sei, dieser Lehre bedürfen von Hrn. L. nicht, *na paçyāmi* ist wohl davon un- hieden. Es ist wirklich unangenehm, solche Dinge vorzubringen, traurig, wenn man dazu genöthigt . Wir wollen nun Hrn. L. das Wahre der Sache inandersetzen, vielleicht gelingt es ihm, sie zu be- en. Das Vergangene überhaupt ist nicht blofs ein *eres* der Gegenwart, sondern *ihr Anderes*, d. h. ihr rschied, also wesentlich in sich *Position* und nur gegensetzung zum andern — *a neg.* Diese Entgegen- ng braucht und kann die Sprache nur an dem einen der ente ausdrücken und diese Bezeichnung des Unter- des und der Entgegensetzung zu dem ihm *zugehö-* (auf es bezogenen) *Andern* drückt das *a negat.* und zwar *immer* aus, auch in *Nominalkomp.*, das t, es setzt an sich Positives, aber dies Positive aus als im *Unterschiede* zu seinem andern, (un- g ist etwas sehr Positives aber doch entgegenge- s,) und dies ist der wesentliche Unterschied von ganz abstrakten, den Begriff total negirenden Ne- n -*na*-*non*. Um deshalb hat auch die Sprache jede Kompos. der Worte *non*-οὐκ-nicht, mit dem blo- fsen Adjectiv verdrängt, weil jedes Adj. sogleich an sich Position ist, das nur entgegengesetzt werden kann, wie denn umgekehrt *a* nur in der *Komposition* sich findet, weil die Entgegensetzung nur in beiden Momenten er- scheinen kann. Dafs solche Partikeln, namentlich in der Komposition, durch welche wesentlich neue Bestimmun- gen hinzutreten, mit feinerer Hand behandelt werden müssen, als es Hr. L. gewohnt ist, das konnte ihm z. B. schon der Gebrauch von *na* zeigen, in Stellen, wie bei *Rosen Rig. Ved. Spec.* vergl. *pg.* 6. *v.* 1, *a. v.* 3, *b.* (*vg. p.* 7. *not.*) wozu noch *pag.* 9. *not.* (*na d'äram*) und *pag.* 10. *v.* 4, *a* und b., ein Gebrauch, der auch in der epi- schen Litteratur sich noch nachweisen läfst; *vg. Hidimb. Tod.* 1, 43, 6. Rosen und Bopp haben in den Stellen *na* getrennt, ich trage kein Bedenken, die Verbindung als Komp. gewöhnlich als die wahre zu halten, auch halte ich Rosens Erklärung dieses *na* als adäquat mit *iva* für nicht stark genug, es heifst vielmehr „*noch nicht ganz*", das ist „fast ganz." Denn es drückt *na* in solchen Stel- len den Unterschied aus (die Negation als *Beschränkung* des totalen eigentlichen Begriffes,) der indessen so ge- schwächt ist, dafs er eben in die Identität des Gegen- satzes übergehen will, wobei *na* als Bezeichnung der Negation überhaupt diesen Unterschied noch immer aus- zudrücken vermag. Doch ist es aus dem obigen be- greiflich, wie solche Kompos. weder durchgreifend wer- den, noch überhaupt lange vorhalten konnte.

Da wir uns nun mit der schwächsten Komposition so weit beschäftigt haben, sei es uns erlaubt, hier zu der anderen Art derselben überzugehen, wir meinen die Anfügung der Verbalwurzeln zur Bildung der Mo- di und Tempora. Manche liegen so klar am Tage, dafs auch das schwache ungeübte Auge sie nicht zu verkennen vermag, wie das Fut. I. und das Perf. pe- riphr. Der Begriff solcher Komposition ist nicht schwie- rig, mindestens ist er dem Deutschen geläufiger, es kommen bei vielen Völkern auffallendere Erscheinun- gen vor, z. B. die Bildung der Tempusformen durch Praepositionen. Indessen formell verkümmern sich die Wurzeln oft sehr, und so kann man das V. *as* aller- dings eine Proteusgestalt voll der Veränderungen nen- nen, die es denn aber gewöhnlich schon im freien Zu- stande hat. In der Buntheit der Erscheinungen aber das Wesen der Sachen festzuhalten, ist überhaupt Auf- gabe des Denkens — obwohl nicht jedes Mannes Sache.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

***Memoiren eines Deutschen Staatsmannes aus den Jahren* 1788 — 1816. *Leipzig, bei Friedrich Fleischer*, 1833. 316 S. *in* 8.**

Ein wirkliches Leben, das sich während eines wichtigen Zeitraums in grofser Welt und Staatssachen hinreichend umgethan hat, liegt diesen Memoiren zum Grunde, die Person, an welcher sich diese Erlebnisse aufreihen, ist nicht schwer zu errathen, und wir finden es glaublich genug, dafs der Text, der vor uns liegt, grofsentheils aus des Mannes eignen Aufzeichnungen stamme. Nach diesen vorausgeschickten Angaben sollte man nun meinen, dafs eine für Unterhaltung und Belehrung ergiebige Ausbeute erfolgen müfste. Das ist aber nicht der Fall. Zwar langweilig kann man diese Memoiren nicht nennen, es wird immerfort rasch erzählt, und auf jeder Seite stehen einige Thatsachen, so dafs man die Wanderung durch so viele Mannigfaltigkeiten sich nicht eben verdriefsen läfst. Aber im Ganzen ist doch die Bearbeitung gar zu oberflächlich, und die wichtigsten Ereignisse und merkwürdigsten Personen werden aufgenommen und entlassen, ohne dafs etwas Sonderliches dabei gewonnen würde, weder allgemeine Schilderungen, noch einzelne Züge, wodurch eine hellere Beleuchtung der Gegenstände und eine bestimmtere Einsicht in ihre Beschaffenheit und ihren Zusammenhang hervorginge. Eben so, wo gesellige Verhältnisse berührt und die kleinen Geheimnisse des Privatlebens enthüllt sind, erkennt man zwar genugsam den Stoff, der durch Aergerliches und Beifsendes ergötzen könnte, aber aus Mangel gehöriger Behandlung bleibt dieser Stoff gröfstentheils ohne Wirkung, und man geniefst ihn ohne rechten Geschmack und Dank. Der Verfasser hat es doch sogar für einen blofsen Weltmann etwas zu leicht genommen, sowohl mit dem Aufschreiben, als auch wie es scheint mit dem Leben selbst, das wenig Eigenthümliches zeigt, sondern fast nur ein gewöhnliches Mitmachen dessen, was die Verhältnisse des Tages dem Tage auswerfen. Dabei können wir grofse Gesinnungen und tiefe Gedanken allenfalls missen, aber irgend eine Feinheit der Beobachtung, irgend eine Anmuth des Beschreibens haben wir dafür von dem gebildeten Weltmann zu fordern, es müfste denn sein, dafs er uns an deren Statt das noch seltnere Geschenk einer im verfeinertsten Lebenselement bewahrten Unbefangenheit des Sinnes und Naivetät des Ausdrucks brächte! Von dem allen aber ist hier nichts. Unser Graf geht durch seine Bahn, wie ein Handwerksgesell durch die seine, er läfst das Meiste dahingestellt, oder vorausgesetzt, und bemerkt nur das nothdürftigste Nächste. Dies letztere bei dem Handwerksgesellen kennen zu lernen, hat noch seinen Reiz, eben weil es uns nicht so nahe liegt, und etwas Eigenes sich darin abspiegeln kann; aber bei dem Grafen ist es nur das gleichgültige Alltägliche, dem erst ein Interesse durch besondre Ereignisse oder durch geistige Verarbeitung herzukommen müfste. In Frankreich würde der Verfasser selbst, oder auch ein Freund, ein Gehülfe, der Herausgeber, ja nöthigenfalls der Buchhändler sogar, diese Materialien, welche doch einmal eine gute Grundlage bilden, mit einigen Händen voll Salz bestreut haben, und es wären höchst geniefsbare Memoiren geworden; bei uns sind sie in ihrer ungewürzten Bereitung aufgetischt, und sie schmecken weniger, und nähren gar nicht. Dazu kommt noch der grofse Uebelstand, dafs die meisten Namen, an die sich irgend ein vorübergehender Reiz knüpfen will, fast immer nur mit Buchstaben und Sternchen angedeutet sind, für den nicht schon unterrichteten Leser eine wahre Qual, denn hundert Vorstellungen und Beziehungen, die er mit dem wirklichen Namen allenfalls verbinden und dadurch das Erzählte beleben und erhöhen könnte, müssen nun unterbleiben, und er bewegt sich zwischen Masken und Räthseln fort, deren Lösung ihm aus dem Buch allein nicht werden kann. Zu rügen ist daneben noch die Ungenauigkeit in Schreibung der wirklich mitgetheilten Namen; auf der ersten Seite wird des Grafen Hofmeister irrig Leisering genannt; er hiefs aber Leuchsenring, ein schon aus Goethe's Leben und aus Jacobi's Briefwechsel sehr bekannter Name, und es hätte sich über den Mann, der als ein sentimentaler Ordensstifter aus dem Reich nach Berlin kam, von da den Baron Labes (nachherigen Grafen Schlitz) auf Reisen begleitete, nachher eine Hofdame heirathete, und mit dieser aus Liebe zum Jakobinerthum nach Paris ging, wo er unter der Kaiserregierung und Restauration ein herbes dunkles Leben führte, und im Jahr 1827. starb, noch viel Merkwürdiges sagen lassen, so dafs der Leser gleich anfangs auf den interessantesten Boden gestellt gewesen wäre. Aus dem Gebiete der eigentlichen Staatssachen ist uns nichts vorgekommen, was als erheblich und neu zu bemerken wäre; einige Anekdoten aus dieser Sphäre mögen doch beides vielleicht für manche Leser sein. Die Nachrichten über den diplomatischen Gang der Verhandlungen wegen Sachsen auf dem Wiener Kongresse konnten im Augenblicke, als der Verfasser sie schrieb, ein gutes Zeugnifs für seine diplomatische Gegenwart und Achtsamkeit abgeben; seitdem ist die Neugier in diesem Betreff vollständiger befriedigt worden, oder auch unbefriedigt erloschen. Der Verfasser hat es auch eigentlich mehr auf seine persönliche Geschichte angelegt, und da finden sich freilich Andeutungen und Bekenntnisse genug, die aber nicht zu gehöriger Reife kommen, und sowohl Verwicklungen als Aufschlüsse auf halbem Wege stehen lassen. Wenn man auf so bedenkliche Sachen hinweisen mag, wie S. 80. in den ersten Zeilen, so sollte man mit andren Dingen nicht mehr so grofse Umstände machen. Die litterarische Gestalt und vielleicht auch der historische Werth des Buches würde allerdings gewonnen haben, wenn die darin unläugbare Richtung zum Aergernifs und Verfänglichen noch etwas mehr wäre ausgebildet worden; und dafs der moralische Werth dabei noch ungefähr eben so gut zu stehen käme, als bei der jetzigen halben Zurückhaltung, ist ganz aufser Zweifel. —

№ 6.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

usführliches Lehrgebäude der Sanskrita-ráche von Franz Bopp.
rammatica critica Sanscritae Linguae au-re Francisco Bopp.

(Fortsetzung.)

Viel schwierigere Erscheinungen noch bietet das sche und Griechische dar, da hier die Einschiebun- annichfacher sind, während im Sanscrit gewöhnlich s und *i* erscheint. Denn ich muſs mich dafür er-, den Charakter des Potent. (Optat.) für das Ver- *i* (*i-re*) zu erkennen. Bei dieser Gelegenheit müs- vir die treffliche Darstellung des Hrn. B. rühmen, liesen Charakter *p.* 150. *r.* 311. *gr. lat.* schön ickelt und vorzüglich durch seine Sonderung der n von den drei letzten Conjugationen, so wie durch nnvolle Vergleichung des Griechischen auch hier ommenes Licht in die frühere Verwirrung brachte, vergl. nur:

	Parasm. (*Act.*)	*Atm.* (*Med.*)
mj.	*a* + *i* = *e* — *tudes*	*a* + *i* = *e tudeta*
	o + *ι* = *οι* — *τύπτοις*	*o* + *ι* = *οι τύπτοιτο*
IV. C.	*i* + *ā* = *yā dviṣ'yām*	*i* = *i dviṣ'-īta*
	ι + *η* = *ιη ἱσταίην*	*i* = *i*, *ἱστα-ῖτο.*

Man sieht, es läſst sich über die Quantität des J s bestimmen, als nur aus der 2ten Bildung des , wonach es lang wäre. Dies würde der Ablei- von *i* (*i-re*) widersprechen; sieht man indessen die vachheit der Form dieses Atman. an, so kann man nicht erwehren, zu glauben, daſs hier eine Ver- ung möglich sei. Das Griechische giebt keine Aus- t, da der Charakter nie rein sich zeigt, das Lat. ist in den Formationen der Verba ohne Bindevo- *velis*, *velimus*, *simus* für *es-imus* (R. 365.) *du-imus* Länge zu bestätigen. Allein auch hier gilt das oben Atman. Gesagte; sehen wir hingegen die Latein- Bildung der vermittelten perfekten Conjugation an, *amaver-imus*, *leger-imus* u. s. w., so tritt uns kur- zer Vokal konstant entgegen, denn nur metrische Schwierigkeit gestattet dessen Verlängerung. So glau- ben wir also sprachvergleichend die Kürze des J und somit die Annahme des Verbi *i* (*i-re*) gerechtfertigt zu haben. Wie aber stimmen die Formen des Conjunct. Praes. in den Conjugat. des Römischen? Hr. Bopp hat zwar scharf- sinnig *ames*, *amemus* als dem Indischen entsprechend erklärt, wie aber ist es mit *legas*, *doceas*, *audias*, die dem nicht gleichkommen; wie endlich mit den Futuris *au-dies*, *leges* u. s. w.? Offenbar hat im Römischen der Charakter *i* in den Conjugationen mit Bindevokalen, in den sogenannten regelmäſsigen, zu seiner Verstärkung den Vokal *a* vorgesetzt, wie ihn die 2te Parasm.-Bil- dung bei Hrn. Bopp nachsetzt. Diese Verbindung des *a* + *i* giebt regelmäſsig im Römischen *a*, da es als Ge- setz gilt, daſs beim Zusammenziehen ungleicher Vokale der zweite weicht und nur der erste verlängert wird;*) also *leg-a-is* = *legās*, *audia-is* = *as*, *doce-ais* = *doce-as*, wobei sich *ea* nicht weiter zusammenzog, weil sonst der Indicat. vom Conjunctiv nicht geschieden wäre. Der- selbe Fall bewirkte aber in der ersten Conjugation die Zusammenziehung des *ai* in *e*, regelmäſsig dem Sscr. Gesetze nach, nicht ganz regelmäſsig nach dem Römi- schen, daher ward *ama-a-is*, nachdem sich *a*+*a* in *ā* zusammengezogen *ames*. So stimmte also der Conjunct. regelmäſsig überein, und nur das verschiedene Römi- sche Contractionsgesetz, stets das thuend, was Griech. nur seltener und beschränkter in *α*, *ω* und *η* geschieht, konnte die Form und die Verstärkung *a* verstecken.

Aus diesem Tempus aber entwickelte sich in der starken Conjugation und auch in der schwachen mit Charaktervokal *i*, wiewohl in letzterer nicht ausschlieſs-

*) Man vergl. dazu *doce—is* = *doces*, *ama—unt* = *amant*, *ama—is* = *amas*, *ama—istis* = *amastis*, *no(v)enus* = *nonus*, *ho(v)ernus* = *hornus*, *ma(v)ellem* = *mallem* u. s. w.

lich, eine eigene Futurform, indem diese die organische Römische Contraction mit der ungewöhnlicheren, aber in der schwachen *a* Conjugat. im Conjunct. schon gebräuchlichen, in *e* vertauschte. Denn dafs sich dies Fut. aus Conj. Praes. entwickelte, wie Fut. exact. aus Perf. Conj. identisch sich aus Perfectstamm bildet, wird wohl heut zu Tage keiner mehr bezweifeln, nur die erste Person macht in beiden Fällen Ausnahme, was indessen mehr syntaktischen als formellen Gesetzen angehört. So erhalten wir denn für diese beiden Temp. folgende Uebersicht:

I. Starke Conj.

a) Conj. Praes. lega-is = gās;
β) Fut. lega-is = gis;

II. Schwache Conj.

a) Charakter *i* *b*) Ch. *e* *c*) Ch. *a*
audiais = ās; *doceais = eas;* *amaais = ais = is.*
audiais = is; — —

Rechnen wir hierzu die Conjugat. ohne Bindevokal mit langem *i*, und die vermittelte perfecte mit kurzem *i*, so haben wir die vollständige Bildung dieses Modus, wobei ich nur bemerke, dafs im Imperf. Conj. das Hülfswort *es* (*es-um*, *Sscr. as*) mit den Endungen *aim*, *ais*, die sich hier nach der zweiten Weise in *em*, *is* verwandeln, erscheint; seinen Anfangsvokal *e* wirft es weg, (*sum-sim* für *esum* u. *esim*, *r.* 365.), wie man dies aus der Conjugation ohne Bindevokal sieht — *vel* + *sem* = *vellem*, *es* + *sem* = *essem*, *fer* + *sem* = *ferrem*; kömmt es aber nach Charaktervokal der schwachen Conjugation, oder nach Bindevokal *e* der starken, so verwandelt sich *s* zwischen zwei Vokalen in *r*, *ama-r-es*, *legeres etc.*, (vergl. Bopp vergl. Gramm. *r.* 22.) So allein läfst sich Imperfect. Conjunct. erklären, denn es aus dem Infinit., d. h. aus einem starren Substantiv ableiten wollen, gehört wohl nur der sinnlosen Klanggrammatik und höchstens der Gemächlichkeit des Schulunterrichts an, (obwohl auch da die Länge des *e* auffallen könnte) nicht aber der Sprachwissenschaft. Aus der Form *essem* erklärt sich leicht das Plusqperf. conj. welches diese mit Verwechslung des *e* in *i* rein an den Perfectstamm anhängt.

Wir haben hier uns etwas länger verweilt um einigen solchen Bildungen des Wortes *as* und *i* auf die Spur zu kommen; noch wandelbarer zeigt sich im Römischen das Stammverbum *bhu* sein, was regelmäfsig *fio* und *fui* wird, aber, *weil im Lateinischen nie-*

mals Aspiration in grammatischen Formen erscl
höchst selten sogar im Inlaut überhaupt ist, sich i
entsprechenden Konsonanten d. h. *B* oder *V* verwar
also — *bo*, *bam*, *vi* gehören diesem Verb. an. Wir kö
dies Gebiet nicht verlassen, ohne die Erklärung des Gi
Aor. Pass. durch den Stamm *θη* (Sskr. *d'ā*) von Bopp
des schwachen Deutschen Präteriti durch das Ver
thuen von Grimm und Bopp zu erwähnen, uns s
nen beide nur *ein* Stamm zu sein. Gern hätten
noch einiges über Agglutination zugefügt, doch gel
uns der Raum Kürze, und wir gehen deshalb zu e
anderen Punkte über.

Der gröfste Vorzug dieser Grammatik besteh
fenbar in den allgemeinen, vorangesandten Theo
z. B. der Wohllautsgesetze, der Casuslehre und
Tempuslehre. Denn indem so geschieden wird,
allen Erscheinungen gemein ist, von dem was nu
stimmten Sphären angehört, wird es möglich dem g
matischen Gesetze genauer auf die Spur zu kom
dann aber auch wird der Vergleichung der and
Sprachen vortrefflich vorgearbeitet. Denn das San
bietet oft bestimmten Gesetzen gemäfs innerhalb s
Beugung eine Fülle der Formation, die in ihm z
nem Kreise gehörend, in anderen Sprachen nur als
einzelte Biegungsnormen sich wiederfinden. Vor
lich gilt dies von den Unterschieden, die für die
ken und schwachen Substantiv- und Verbalformen,
im Verbo dann wieder für die vermehrten und re
Formen von Hrn. B. gemacht werden. Dabei herrscht
die gröfste Konsequenz der Eintheilung, die neu ist,
die alte Indische den Unterschied nicht scharf zu
sen scheint. So macht die Eintheilung der 10 Indis
Klassen in vier Conjugat. die Theorie des Verbi
staunlich einfacher, wiewohl wir die Beibehaltung
10 Klassen ihrer Nummer nach, trotz ihrer geri
Ordnung, wegen der Bequemlichkeit beim Gebr
älter Lexika billigen. Manches freilich, was bei
Indischen Grammatikern figurirt, ist weggeworfen,
z. B. die *Unadi suffixe*, eine Klasse, deren Sinn
Bedeutung schwerlich zu begreifen ist, wenn man
nicht als alte Polterkammer betrachtet, um theils
fsige, theils nicht leicht erklärliche Erscheinungen
einzuwerfen, und sich aus den Augen zu schaffen.

Die Casustheorie ist von Hrn. B. mit der Sor
und dem Scharfsinne behandelt, welche wir schon
den Abhandlungen, die früher über den Gegenstand

eben wurden, bewundern mufsten. Ausführlicher nun freilich diese Lehre in der vergleichenden matik entwickelt werden können, vorzüglich da das Zend vieles aufklärend neu hinzugetreten Indessen können wir, so geistvoll das meiste Neue ist, uns mit manchen nicht befreunden, obwohl man stehen mufs, dafs solche Formen oft so feiner Na- ind, dafs Zweifel durchaus nicht vermieden wer- cann. So können wir Hrn. B. nicht zugestehen, die Endung *au* des Duals eine blofse Bildung des ls sei, da im Sskr. sich der Dual als selbstständig iset, und wohl ein Abschwächen seiner Formen bar ist, und nach und nach ein Uebergehen in den l, nicht aber eine Bildung des Duals aus dem Plu- Auch beweiset uns die Neutralendung *i* die ur- gliche Selbstständigkeit dieses Numerus, wie an- seits die Endung *os* des Gen. auf ein eigenes *U* ent des Dual führen mufs, so spafshaft auch Hrn. L. ache dünkt. Die Vedaform *â* erklärt sich hierbei einfache Auslassung des *u*, die Zendformen *âos' a* aber sind als Plurale zu betrachten, da sie nur ämmen auf *a* eintreten, nicht bei konsonantischen — für Hrn. Bopps Annahme beweisend wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Resultate des Maschinenwesens, namentlich Bezug auf wohlfeile Produktion und verkürzte Beschäftigung. A. d. Engl. Lübeck 33. 8. 10 und 207 S.

ie Vorrede, oder wie sie hier genannt ist, Einleitung des genden Werkchens, vom Uebersetzer herrührend, giebt den des Originals so wenig, als den Namen des Verfs. oder bersetzers an. Da uns das Original nicht vorliegt, so n wir uns allein an die Uebersetzung halten, und es nach beurtheilen.

as Buch ist zunächst für die arbeitende Klasse geschrie- nd hat den Zweck, sie mit dem Maschinenwesen auszu- , nachzuweisen, dafs jedes Werkzeug eine Maschine sei, afs die Menschheit ohne die Anwendung derselben noch r Stufe der Thierheit stehen würde, dafs Maschinen zu öfsten Wohlthaten gehören, und ihre Einführung und Be- g durch nichts verhindert werden könne; dafs sie keines- die Menge der Arbeit vermindern, sondern vermehren, sie durch wohlfeile Produktion die Fabrikate einem grö- Kreise zugänglich machen; dafs es thöricht sei, durch rbeit zu bewirken, blofs um Arbeiter zu beschäftigen, it geringer eben so gut bewirkt werden könne, und en- digt mit Rathschlägen an die Arbeiter, wie sie sich in solchen Zeiten helfen können, wo die Einführung einer neuen Produktionsweise sie in augenblickliche Verlegenheiten stürzt. Das Wort Maschine gebraucht der Vf. in dem ausgedehntesten Sinne, so dafs auch Landstrafsen, Kanäle, Brücken, mathematische Tafeln u. s. w. darunter begriffen werden.

Wer den Unfug der Maschinenstürmerei in England und anderwärts kennt, und weifs, wie viel Unglück die verblendete Menge durch ihr thörigtes Beginnen Anderen und sich selber bereitet hat, wird die Absicht des Verfs. nur billigen können, richtige Ansichten über das Fabriciren mit Maschinen zu verbreiten. Wer da weifs, wie verwirrt die Ansichten darüber noch in vielen Gegenden, auch in Deutschland, und nicht blofs unter der arbeitenden Klasse sind, wird es dem Uebersetzer Dank wissen, das Buch auf Deutschen Boden verpflanzt zu haben, da es wohl geeignet ist, die Ansichten zu berichtigen, und über eine der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen in der Menschenwelt Licht zu verbreiten. Sehen wir, wie unser Vf. dabei zu Werke gegangen ist.

Zuvörderst würde man sich irren, wenn man aus dem Zwecke des Buches folgern wollte, es könne nur dem niederen Kreise, welchem es zunächst bestimmt sei, zusagen. Der Gegenstand ist einer von denen, welche für alle Klassen der Gesellschaft von hohem Interesse sind, und der Verf. hat ihn zwar durchgängig popular, aber nirgend trivial behandelt. Die Richtigkeit der Uebersetzung vermögen wir bei dem Mangel des Originals nicht zu prüfen; allein sie ist in gutem fliefsendem und gebildetem Deutsch geschrieben, und giebt überall einen richtigen Sinn. Beides wird dem Buche einen weit gröfseren Kreis eröffnen, als für den es zunächst bestimmt war. Die Menge wichtiger Mittheilungen über ausgedehnte industrielle Unternehmungen in Grofsbritannien, das Gemälde der unzähligen Segnungen der Civilisation, deren wir uns durch Gewohnheit abgestumpft kaum in dem Maafse bewufst werden, wie wir sie in dem Buche koncentrirt, gleichsam im Spiegel erblicken, macht dasselbe für jeden, der sich für grofse geschichtliche Erscheinungen interessirt, eben so anziehend als belehrend. Es ist dabei sehr klar und faslich behandelt, reich an Rückblicken auf die Vergangenheit, und nicht selten liefert die Vergleichung mit der Gegenwart höchst überraschende Resultate.

Weniger wird man vielleicht mit der Behandlung des Stoffs zufrieden sein. Unser Vf. geht Kapitelweise die Buchdruckerei, Ackerbestellung, Mehlmühlen, Eisenfabrikation, Kohlenproduktion, die Kunststrafsen, Kanäle und Dampfschiffahrt, die Brunnen- und Röhrleitungen, die Baumwollfabrikation, die Baumaterialien, Glasbereitung, Nadelfabrikation u. s. w. durch; zeigt, welche Vortheile die Maschinen im Verhältnisse zu den gewöhnlichen Werkzeugen gewähren, wie ungeheuer die Produktion dadurch gestiegen, und der Preis geringer, die Fabrikate selber aber ein Gemeingut aller Klassen geworden sind, und wie grofs die Zahl der Arbeiter ist, welche jetzt mehr als früher dadurch beschäftigt werden. Er wirft Blicke auf den früheren Zustand der Menschheit, den sie nicht hätte verlassen können, wenn man von Anfang an jede Maschine, welche Arbeit spart, also auch

das einfachste Werkzeug, zurückgewiesen hätte. Es geschieht dies *alles* in *jedem* der ersten 16 Kapitel, nur in jedem auf einen andern Fabrikationsgegenstand angewendet, und diese gleichförmige Behandlung, die unvermeidliche Aehnlichkeit der Gedanken in allen Abschnitten, geben dem Buche eine gewisse Monotonie und Breite, welche leicht ermüdet. Dies wäre vermieden worden, wenn er das, was er in jedem Kapitel thut, zu allgemeinen Eintheilungsbestimmungen erhoben, und die verschiedenen Fabrikationsbetriebe subsumirt hätte, statt umgekehrt zu verfahren. Seine Folgerungen und Resultate träten gedrängter zusammen, und erschienen noch schlagender, das Buch wäre kürzer geworden, oder er hätte noch Platz zu anderen Betrachtungen behalten, die hier eine zweckmäfsige Stelle gefunden hätten. Namentlich wäre es nicht nöthig gewesen, so oft darauf zurück zu kommen, wie viel wir den einfachsten Werkzeugen schon verdanken. Konsequent ist es, dafs der Vf. sie eben so gut als Maschinen betrachtet, wie die zusammengesetzten. Aber es wäre hinreichend gewesen, dies nur einmal bedeutend hervorzuheben, da auch der gemeinste Arbeiter recht gut weifs, wie viel ihm sein Messer, die Axt, der Brunnen u. s. w. nützt, und nicht diese abgeschafft wissen will, sondern nur die *neuen* Maschinen, ohne zu bedenken, dafs auch die einfachste einmal neu war, wie der Vf. selber im 16. Kap. richtig bemerkt. Von einem Hauptargumente hat der Verf. gar keinen Gebrauch gemacht, nämlich für den Satz, wie Maschinenarbeit vermehrte Beschäftigung gewährt. Es stützt sich dies auf die ungleiche Vertheilung der Güter. Ordnet man die Menschen nach ihrem Vermögen, so bilden die Individuen nach den unteren Klassen hin eine überaus divergirende Reihe. Ungefähr verhält es sich damit, wie mit den Sternen. Es giebt nur wenige von der ersten Gröfse, aber weit mehr als doppelt so viel von der zweiten, und wiederum weit mehr als das Doppelte der vorigen von der dritten Gröfse u. s. w. So ist auch überall die Zahl derer, welche jährlich halb so viel ausgeben können, als Andere, weit mehr als doppelt so grofs wie diese. Wird durch irgend eine verbesserte Fabrikationsmethode der Preis eines Fabrikats, welches bis dahin nur der Reichere kaufen konnte, auf die Hälfte herabgesetzt, weil die doppelte Menge von denselben Arbeitern in gleicher Zeit erzeugt werden kann, so ist es wohl möglich, dafs der Fabrikherr die Hälfte seiner Arbeiter entläfst, weil seine Bestellungen nur das bisherige Quantum des Fabrikats verlangen. Bald aber müssen sich diese mehren; denn da der Artikel nur halb so viel kostet, als sonst, so kann ihn aufser der reicheren Klasse nun auch diejenige kaufen, welche nur halb so viel wie jene ausgeben kann, und ihrer sind weit mehr als doppelt so viel. Der ganze Bedarf dieser letzteren Klasse mufs daher, aufser dem bisherigen Bedarf, erzeugt werden, so dafs nun nicht blofs die entlassene Hälfte der Arbeiter wieder beschäftigt werden mufs, sondern auch noch eine neue und gröfsere Anzahl als die vorige. Es werden daher weit mehr Arbeiter als vorher dabei beschäftigt, und da jede Sache, sobald sie weniger kostet, auch weniger geschont wird, so wächst der Verbrauch durch ein neues Moment, und macht wiederum neue Arbeit nöthig. Noch vortheilhafter stellt sich die Sache, sobald der Preis tiefer, als bis auf die Hälfte herabgedrückt wird, weil der Mehrverbrauch immer in einem weit gröfseren Verhältnisse wächst, als die Vervielfältigung durch die verbesserte Produktionsmethode. Diesen Beweis hätte der Vf., gehörig ausgeführt, nicht übergehen sollen, da er auch dem ungebildeten Verstande begreiflich ist. Die von ihm beigebrachten zahlreichen Erfahrungsbeweise hätten dadurch zugleich ein theoretisches Element gewonnen.

Wenn indessen diese breite Behandlung dem an systematische Entwickelung eines Gegenstandes Gewöhnten nicht besonders zusagt, so wolle man doch bedenken, dafs sie für den nächsten Zweck unsers Verfs. wohl geeignet ist. Es bildet jetzt jeder Abschnitt, jedes Kapitel beinahe für sich ein Ganzes, und macht das Festhalten einer langen Gedankenreihe unnöthig. Das Buch gestattet so leichter ein aphoristisches Lesen, und zugleich eine vielfache und wiederholte Nachweisung der Sätze, auf welche es unserm Verf. besonders ankam, und die unmittelbare Folgerung aus jeder einzelnen Thatsache wirkt auf die Menge überzeugender, als summarische Folgerungen aus einer Fülle von Thatsachen. Berücksichtigt man dies, so mufs man zugestehen, dafs der Verf. mit Geschick und Ueberlegung zu Werk gegangen ist.

In den beiden letzten Kapiteln, dem 18. und 19ten, kommt der Verf. auf den schwierigen Fall, wo durch Einführung einer Maschine die Handarbeit überflüssig wird, der Kampf der bisherigen Produktionsweise mit der neuen zum Nachtheil der ersteren entschieden, und eine Menge von Arbeitern brodlos wird. Er zeigt, dafs letzteres immer nur auf eine nicht eben lange Zeit geschehen wird, wenn der Arbeiter nur sonst ordentlich, fleifsig und nicht zu unwissend ist, um erforderlichen Falls sich einem anderen Erwerbszweige hingeben zu können, dafs aber während dieser Epoche des Stillstandes seiner Arbeit allerdings von Aufsen her Hülfe geschafft werden müsse, indem eine allgemeine Wohlthat, wie die Einführung einer zweckmäfsigen Maschine nicht zurückgewiesen werden könne noch dürfe, weil Einzelne dabei leiden, letztere aber allerdings Anspruch auf Hülfe an die Gesammtheit machen können. Die Hauptsache liege jedoch im Arbeiter selber, sich in solchen Fällen zu helfen, und er empfiehlt ihm deshalb dringend das Einsammeln von Kenntnissen, namentlich von den Dingen um ihn her, so wie Sparsamkeit während der Epoche seiner Beschäftigung. In alle dem zeigt sich unser Verf. als ein Mann von Umsicht und sehr wohlwollender Gesinnung. Einige statistische Tabellen schliefsen das Werk.

Jedenfalls ist das Buch ein sehr werthvoller Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über das Maschinenwesen, und in dieser Beziehung Jedem zu empfehlen, der sich für solche Gegenstände interessirt. Es wird aber auch denen, welchen der Gegenstand entfernter liegt, eine vielfach belehrende und anregende Lektüre gewähren.

Klöden.

№ 7.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache, von Franz Bopp.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Fortsetzung.)

Denn Dual und Plurale wechseln im Zend und wie *âos'co* als Dual bei *a* Stämmen eintritt, so stellt sich *âo* bei konsonantischen Stämmen wieder im Plural (Bopp v. Gr. S. 229.) ein. Andrerseits wirft der Sscr. Dual auch seine Endungen fort — und ersetzt sie nur durch Verstärkung des Stammes, so bei Worten auf *i* und *u* und in diesem Sinne scheint es uns unwiderleglich, wenn Hr. Bopp in der vergleichenden Grammatik gegen seine frühere Ansicht den *Nom. dual. foem.* der Worte in *â* auf *e* nicht durch *â* + *i* enstanden erklärt, sondern als eine einfache Verstärkung des Stammes — auch im Sing. verstärkt es sich in *e* — die nach dem Verlust der Endung eintrat. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin auf einen sonderbaren Ueberrest des Duals im Römischen aufmerksam zu machen, der sich in einer Form erhielt, wo man ihn kaum erwarten konnte, im Zahlworte *octo*. Dafs dies für *octau* gesagt sei beweiset die schlagende Auflösung des *o* in *av* in dem Worte *octavus*, doch würde die Sache noch zweifelhaft sein, wenn nicht alle verwandten Sprachen diese duale Endungen bewahrten Sskr. *ast'au*, Gr. ὀκτώ, Goth. *ahtau*, Alt. D. *ahto*, wo *o* wieder vor Vokalen in *ow* sich auflöset Notk. bei Grimm. gr. 1. p. 762. Dafs *ambo* und *duo* Römisch und Gr. dieselbe Form zeigen ist bekannt. Woher nun diese Dualform bei der Zahl 8? Nimmt man an, dafs ursprünglich das Zählen durch die Finger der Hände nach Al. von Humboldts Bemerkung die gäng und gebe war, so darf man wohl vermuthen, dafs mit Hinweglassung der beiden Daume bis 8 in zweimal vier gezählt worden sei, wodurch die duale Endung für *octo etc.* gerechtfertigt, und auch der unläugbare Zusammenhang des *novem* mit *novus*, *navan* mit *navas*, *neun* mit *neu*, ἐννέα mit νέος erst erklärbar wird, indem nach Vollendung der Zählung der Finger, das *neue* beginnt; auch begreift sich so *p̃anca* *) sehr einfach, beim Beginn des Zählens mit der andren Hand, als Verstümmelung aus *pân'i* + *ca* (*und die Hand*), welche Ableitung noch dadurch bestätigt wird, dafs *ca* im Griechischen und Römischen sich durch den Uebergang als Konjunktion klar beweiset, πεν-τε, *quin-que*, auch als das unwesentlichere in neuen Bildungen wegfallen kann, *quin* + *tus*.

Die sonderbare Lokativform der Masc. Worte auf *i* und *u* in *au* sucht Hr. B. jetzt so zu erklären, dafs er sie auf ein *ās* eines alten Genitives, der in den Localis übergetreten sei, zurückführt. Hierbei bleibt indessen immer die Bedenklichkeit wie *i* und *u* vor dem Stamme wegfallen konnten, was bei der Attischen Deklination nicht der Fall ist, da hier ε offenbar wechselnd mit ι dessen Stelle vertritt, bei den Worten auf υ aber, den regelmäfsig und den 4 attisch deklinirten, ist entweder ε überhaupt Stellvertreter des meist in *F* zu verwandelnden υ, oder man mufs Gunirung des υ in allen Formen annehmen, ευ und darauf einen Ausfall des vor Vokalen in *F* übergegangenen υ, wie wir dies oben bei den Verbis χέω u. s. w. bemerkten. Wie gesagt, bleibt Hrn. B's. Erklärungsweise jenes Locativs sehr problematisch, doch wüfsten wir nicht, wie wir denselben erklären sollten. Scharfsinnig aber nicht ganz unbezweifelt scheint uns ferner die Bemerkung, die Hr. Bopp über die beiden Suffixe φιν und φι macht, welche er schon früher mit

*) *p̃ancan*, Form der Indischen Grammatiker, ist weder im Sskr. noch durch Vergleichung gesichert, was auffällt, da *saptan* im Lat. *septem* Goth. *sibun* sein *n* behalten hat. Nur der Instr. auf *abîs* statt *ais* und Lok. *asu* für *es'u* scheinen auf *an* zu weisen, könnten indefs auch von *a* entstanden sein, wie z. B. im Lat. *duo* und *ambo*, alte Formen bewahrt haben.

dem Stamme in *bʰyām*, *bʰis*, *byas* und dem Lat. *ti-bi*, *vobis*, *mi-hi* (= *mibhi*) *no-bis*, *si-bi* zusammenstellte. Hr. Bopp nimmt jetzt an, es sei φι und φιν ürsprünglich geschieden, und zwar so, dafs jenes Locat. Singular, dieses Dativ Plural sei, dann wäre φιν ein Wechsel des φις nach Analogie des λέγομες und λέγομεν. Allein da der Verf. ganz mit Recht in ἡμῖν ὑμῖν eine Verstümmlung des *bʰyam* anerkennt, welches aus dem Sing. statt des Pluralen *bʰyas* in den Plural der beiden ersten Pronomina tritt, (wie denn überhaupt dieser Plural häufiger Singularendung annimmt, z. B. im Ablat. *at*,) folglich *ya* auch in ἡμῖν zu ι wird, so würde φιν der dem Pronomen eigenthümlichen Singularendung *bʰyam* entsprechen, φι aber so verstümmelt sein, wie das Lat. *tibi-sibi*, was ebenfalls *n* wegwirft. Was nun im Sscr. dem Pronomen allein angehörte, hat sich im Griechischen wie häufig auf alle Worte erstreckt, und wie Sscr. *bʰyam* auch dem Pronomen im *Plural* zukömmt, wird φιν und φι ohne Unterschied des Numerus gebraucht. Dafs Formen, wie τεῖν-σφῖν, ἐμίν gleichfalls zu dieser Endung gehören, darin glauben wir Hrn. Bopp gegen Max Schmidt vollkommen beistimmen zu müssen. Betrachtet man das Lat. *ubi*, *ibi*, *ali-cubi*, *alibi* und so fort, so könnte man leicht zu der Ansicht kommen, es sei φι die Urform und ein ursprünglicher Locat. Sing.; indessen ist einerseits die obige Annahme der Korrespondenz des φιν mit *bʰyam* viel leichter, andrerseits hat sich diese Lokalform, wie von Hrn. Bopp mit Recht bemerkt ist, in der Griech. Endung θι erhalten, mit Wechsel des *dʰ* und *bʰ* der allgewöhnlich ist.

Uebersehen wir die *Tempusbildung* in ihrer allgemeinen Auffassung, so wüfsten wir bei ihrer Klarheit und Bestimmtheit kaum etwas hinzuzusetzen; feine Bemerkungen treten auch hier überall entgegen, wie z. B. die Scheidung der Haupt- und Nebentempora, nach ihren verschiedenen Personalbezeichnungen, die das Griechische schlagend beweiset, und so, wenn man nur recht die organischen Konsonantenänderungen betrachtet, die evidenteste Gleichheit der Bildung bezeugt. Doppeltes Interesse gewährt es Rec. stets, Hrn. Bopp auf dieses Feld der Vergleichung zu folgen, einmal weil man immer auf neue Belehrung rechnen kann, dann aber weil dies der Punkt ist, von dem aus vor nun 18 Jahren die neue Methode der Grammatik sich entwickelte. Geschlossen freilich können wir die Untersuchungen nicht nennen, denn noch vieles entzieht sich dem Auge, indessen sehen wir doch immer mehr das Ganze sich entfalten. Gefreut hat es uns z. B. auf eine Bemerkung in der vergleichenden Grammatik zu stofsen, auf die Rec. auch unabhängig von Hrn. B. gekommen ist, und die eine wichtige Aufklärung für das Römische giebt. Es ist dies die Annahme, dafs das Plurale *tis* der zweiten Person ursprünglich Dualperson sei. Dafs *te*, die eigentliche Pluralendung, daneben existirte, beweiset der Imperat., der sie erhalten hat, wenn man bedenkt, dafs die 2te Person Imperat. der 2ten Person Praes. gleich ist, wobei im Sscr. z. B. der Wechsel zwischen *t* und *tʰ* uns nicht primär erscheint. Griechisch aber ist in derselben Dual-Person das Sscrit. *tas* so erhalten, dafs *s* mit *ν* in den Hauptemporibus wechselte, während in den Nebentemp. τον und την dem Ssc. *tam* und *tām* regelrecht entspricht, diese Gleichheit aber mag eben jenen Wechsel zwischen *s* und *n* hervorgerufen haben. Ueberhaupt aber ist es wohl nirgends mehr sichtbar, als im Verbo, wie das Sscr. in seinem Formenreichthum, das gewöhnlich als feste Bildung umfafst, was in den andern Sprachen als vereinzelte Form erscheint, oder doch in mehreren Bildungen auseinandergeht, wenn auch mitunter umgekehrt das Sscr. für seine organische Formation Licht aus dem Griechischen und Lat. erhält, wie dies z. B. bei dem Imperat. auf *dʰi* von Hrn. Bopp nachgewiesen ist. Vor allem aber zeigt sich dies z. B. in der Bildung des *Praet. augm. multiform.* (*Aoristus*), der in seinen 7 Bildungen dem Griech. *Aor. I.* und *Aor. II.* entspricht. Die siebente reduplicirte Bildung mit Augm. vergleicht Hr. Bopp mit dem Plusquamperfecto. Allein wir möchten dies mindestens nicht im Vergleich mit dem Griechischen gelten lassen, denn hier finden wir in wunderbarer Uebereinstimmung eine ähnliche, obwohl nur wenig gebrauchte *Aoristform* sowohl die mit der sogenannten Attischen Reduplikation, als auch die sogenannte *epische* (Buttmann Gr. gr. Gr. §. 82. A. 10. und §. 85. Anm. 7.), wobei auch das von Hrn. Bopp sehr gut aufgefafste System des Gleichgewichts rücksichtlicht der Reduplikationssylbe und der langen Stammsylbe sich beobachtet findet, wenn ich auch nicht läugnen will, dafs selbst im Griechischen oft die Grenze zwischen *Aor. redupl.* und *Perf. cum augm.* (wiewohl *Augm.* dann wenig erscheint,) sich in solchen Bildungen nicht ganz genau ziehen läfst. Wichtiger für die Vergleichung werden einst die Sanscrit. abgeleiteten

Formen werden, die Hr. Bopp weitläufig in der Wortbildung behandelt. So weit sie in die Sphäre der blofsen Formation der Participia, Gerundii u. s. w. gehören, ist vieles geschehen, sobald sie aber ganze Ableitungs-Konjugationen bilden, wie *Causale*, *Intensivum* u. s. w. führt die Untersuchung auf die genauere Betrachtung der Wurzeln, denn mit solchen erscheinen die Sscr.-Ableitungen in den verwandten Sprachen verwachsen. Vieles ist auch hierin klar, wer würde in der Griech. Konj. auf ιζω, αζω, das Causale verkennen? da *y* und ζ selbst im Anlaut wechselt, man verg. ζυγυυj, *jug*; *yu*, ζεύ-νη, ζεύγνυμι u. s. w. Aber auch andere Formen sind möglich, wenn man bedenkt, in welche Modifikationen sich Sanskrit *y* in den verwandten Sprachen zeigt. So sind wir überzeugt, dafs der Bildungsbuchstabe *g*, der im Römischen dazu dient, Verba von Subst. in causaler Weise zu bilden, — wie ja auch, was dasselbe ist, im Sscrit. fast jedes Subst. sich in ein Verbum der 10ten Kl. verwandeln kann —, ursprünglich aus *y* entstand, wie *pur-gare*, *jurgare* (*s* vor *g* geht in *r* über), in beiden ohne Bindevokal selbst mit Auslassung des thematischen Vokals, gewöhnlich aber mit dessen Beibehaltung *casti-gare*, *miti-gare*, *) ja selbst von einer Partikel *negare*; am sichersten aber beweisen die Causalform, d. h. die blofse Bildung durch Agglutination, nicht durch Antreten der Verbalkomposition, solche Worte, die sich von reinen Verbis bilden, wie von *insto*, *insti-gare*, von dem verlorenen *re* oder *ri* (vergl. *ri-vus*, *ri-pa*) *irri-gare* u. s. f. Gewöhnlicher überhaupt ist freilich die blofse Beugung nach der ersten, ohne allen Bildungskonsonanten, *pugnare*, *causari*, *jurare*, und hundert andere. Bei zwei Wurzeln, so viel ich weifs, tritt die sonderbare Erscheinung ein, dafs sie mit Veränderung des Stammvokals von der starken dritten, in die schwache *e* Konjugation übergehen; sollte hier *e* das Sscr. *y* ausdrücken? Wir führen die Worte ihres seitherigen Verkennens wegen an, es sind *disco* und *memini*; *disco* beruht offenbar auf Stamm *dic*, und ist Iterativform für *dicisco*, wo wegen Häufung des *c* und *s* Lautes (nach Analogie des *dixti*, *justi*), die eine Sylbe ausfiel, dies zeigt *di-dic-i*.*) *Memini* führt auf *man* und hat zu *reminiscor* (μιμνήσκω) dasselbe Verhältnifs wie *disco* zu *dic*. Nun bilden sich aus *man* (*me-min-i*) *dic* (*di-dic-i*) offenbar die beiden Causale *mon-e-o*, *doc-e-o*, Wie weit andere Bildungen, z. B. des *jac-io* in *jaceo* und des *nec-are* Sse. *naç*, (aber auch stark konjugirt im Perf.) zu *noceo* hierher gehören, werde ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erörtern haben. Wir müssen hier vieles unterdrücken, was noch bemerkt werden könnte, wollten aber diese Gelegenheit ergreifen, um zu zeigen, wie mangelhaft die Römische Grammatik trotz der dreihundertjährigen Arbeit in dieser Beziehung noch ist, vielfach glaubt man ja, es sei in diesem Felde nicht viel mehr zu thun, als Nachlese zu halten!

Auch das Passivum ist im Sscr. von Hrn. Bopp zu der Wortbildung gezogen; es ist eine sonderbare Bildung und wenig übereinstimmend in den verwandten Sprachen. Das Sscrit. hat sich durch Anfügung eines relat. Pronom. geholfen, das Griech. hat sich am armseligsten benommen und alle Passivform wegwerfend, sich nur für einige Zeiten mit der schwächsten Komposition beholfen. Anders das Römische, welches überall durch die Aktivform sich bildend, das Pronomen reciproc. *s* anfügt, bald mit Bindevokalen, bald bei Vokalende ohne dieselben, es aber am Ende vorzüglich nach dunklen Vokalen in *r* verwandelt (vergl. *honos-honor*, *arbos-arbor*); also *amo-amor*, *amas-amar-i-s* (für *amas-i-s*), *amat-amat-u-r*, *amamus-amamur* (*s* vor *r* fällt weg), *amant-amantur*. Für die zweite Person Pl. *-mini* hat Hr. Bopp früher schon eine sehr sinnige Erklärung gegeben. Das alte Sscr. *y* scheint mir indessen in einer Form des Inf. *amarier* und deren Abstumpfung *amari*, als *i* sich erhalten zu haben, die erste Form enthält nichts als die einfache Wiederholung des Verbi substantivi nach dem alten Passivcharakter *i* und dem Infinitivcharakter des Activi — ebenfalls dem Verbo substantivo, — und konnte mithin dieses wiederholenden Zusatzes leicht entbehren.

Die Suffix- und Kompositionslehre, welche das Werk schliefst, ist mit Klarheit und Schärfe vorgetragen, manches in der ersten Ausgabe des Werkes noch Unvollkommene ist berichtigt, wie z. B. die Annahme, dafs der Zutritt der Suffixe *in* und *vat* an Possessivcom-

*) Ich brauche wohl nicht zu bemerken, dafs Bildungen auf *-care* wie *claudicare* hierher gehören, wiewohl man sie auch auf den Sanskrit-Bildungsbuchstaben *p*, der so häufig in dem Causale erscheint, durch die geläufige Verwechslung des *p* in *c* zurückführen könnte.

*) Aehnlich Griechisch διδάσκω für διδάκσκω, wonach sich Fut. welches σκω abwerfen mufs, vollkommen erklärt.

posita sie noch als solche Composita gelten lasse, da es doch im Gegentheil offenbar ist, dafs in solchem Falle der erste Theil kein Possessiv, sondern ein Abhängigkeits- oder Bestimmungscompositum ist, welches durch Antritt jener Silben die *Bedeutung*, nicht die *Form* eines Bahubr. erhält. Doch liefse sich unserer Meinung nach die Eintheilung und Gliederung der Composita bei weitem vereinfachen, wenn man nicht strikt den Indischen Grammatikern folgte.

(Der Beschlufs folgt.)

IX.

Mysticismus, der wahrhafte historische und der heutzutage fälschlich so genannte, in ihrem Verhältnisse zum evang. Christenthum dargestellt v. Dr. J. W. Friedr. Höfling, Pfarrer zu Sct. Jobst. Erlangen 1832. *XII. u.* 70 *S.*

Der Zweck dieser Schrift ist, darzuthun, dafs die fälschlich des Mysticismus angeklagten Glaubensgenossen des Verfassers diesen Namen gar nicht verdienen, sondern, wie er selbst, den reinen evangelischen Glauben bekennen. Ohne erst zu bestimmen, was eigentlich Mysticismus sei, denn was S. 2. als Princip des Mysticismus angegeben wird, ist nur eins der einzelnen Elemente des Begriffes, deren organische Einheit erst den vollständigen Begriff ergiebt, fängt die Schrift damit an, der Reihe nach diejenigen Gründe, welche den Mystikern des 17ten und 18ten Jahrhunderts von den Vertheidigern des kirchlichen Lehrbegriffes entgegengesetzt wurden, zu beurtheilen S 1—30., welches in der Weise geschieht, dafs sowohl die Beschuldigungen, als die Gründe der damaligen Theologen für ausreichend und noch heut anwendbar befunden werden. Dies soll der wahrhafte historische Mysticismus sein. Einzelne Einwendungen, z. B. dagegen, ob der Keim des Mysticismus einem Lehrer wie Origenes, dem der Ruhm der Stiftung einer christlichen Theologie mit weit gröfserem Rechte gebührt, mit so vollem Rechte zugeschrieben werden könne, als es hier geschieht, übergehen wir, um bei der zweiten Hälfte, als dem eigentlichen Ziele der Schrift, ausführlicher zu verweilen. Dafs dasjenige, was von dem „verblendeten Parteigeiste unserer Zeit", für Mysticismus ausgegeben wird, wirklich das sei, wofür es verschrieen wird, verneint dieser Theil nicht ohne Eifer, indem die Anklagepunkte der Gegner so vorgeführt werden, dafs jeder Vorwurf umgangen und auf ein ächt evangelisches Element hingelenkt wird. So kann allerdings 1) eine unbedingte Unterwerfung unter die Autorität der heiligen Schrift, nur das gröfste Lob evangelischer Christen sein, wie grofs bleibt aber der Vorwurf, wenn damit engherziger Buchstabendienst und ein willkürliches Deuten des Buchstaben gemeint ist? 2) Ein *starres* Festhalten an den S. 45. vom Verf. aufgeführten Glaubenssätzen: „von dem allgemeinen sündhaften Verderben der menschlichen Natur" u. s. w. zumal wenn es auf Kosten anderer z. B. der Lehre von der allgemeinen Bestimmung aller Menschen zur Seeligkeit, von der unendlichen Liebe Gottes zu seiner Schöpfung, geschieht, ist und bleibt eine ausgemachte Eigenschaft des Mysticismus. 3) Ein Schwärmen in dunklen Gefühlen, mit einem durch die Vernunft beherrschten und durch einen festen Glaubensgrund geläuterten Gefühle, welches die eigentliche christliche Frömmigkeit ausmacht, zu verwechseln, wäre der unerhörteste Mifsgriff der Gegner des Verfs, wenn es überhaupt möglich wäre, dafs sie ihn machten. 4) Auch die Opposition gegen das Princip alles Fortschreitens, würde, als nur gegen den Zeitgeist gerichtet, lobenswerth sein, so lange sie sich nicht gegen das beständige Fortschreiten in der tieferen Erkenntnifs der Wahrheit wendet, welches der Verf. freilich seiner Partei in hohem Grade zuerkennt. 5) Wenn man ferner die Vernunft im Einklange mit der Offenbarung ihre unbestreitbaren Rechte üben läfst, so wird sich Niemand über Verläugnung ihrer Rechte beklagen können; geschieht es gleichwohl, so wird auch eine Berechtigung dazu vorhanden sein. 6) Gegen den letzten Vorwurf: der Beeinträchtigung der Glaubens- und Gewissensfreiheit reinigt sich der Verf. durch seine Berufung auf die freie Unterwerfung unter die göttliche Autorität der heiligen Schrift und auf das Gebundensein durch das Wort Gottes; nur in dem Festhalten an diesen Principien bestehe auch die seiner Partei angeschuldigte lieblose Unduldsamkeit. Der sogenannte Mysticismus, schliefst der Verf. S. 62. sei also nichts Anderes, als das wahre, das ächte, evangelische Christenthum; er verdient den Namen durchaus nicht. — Aber durch dieses blofse Zurückweisen und Umdrehen der Vorwürfe hat sich der Verf. von dem Makel des Mysticismus keineswegs gereinigt, sobald er seine Ansicht nicht in fester und klarer Weise, auf wissenschaftlichem Grunde in der Lehre, auf welcher der objektive Inhalt der Kirche beruht, darlegt, so lange entzieht er sich ihrer vernünftigen Allgemeinheit und der Vorwurf der Absonderung bleibt auf ihm haften. Dafs er übrigens S. 69. den Rationalismus des Mysticismus beschuldigt, nimmt Niemand Wunder, ist man nicht daran gewöhnt, dafs beide Parteien sich damit begnügen, einander ihre Vorwürfe zurückzugeben! Wenn er aber die neuere spekulative Philosophie, die er mit vollem Rechte die Deutsche nennt S. 66. des Mysticismus anklagt, so müssen wir glauben, es sei ihm dies irgendwoher so zu Ohren gekommen, denn wer behaupten kann, dafs diese Philosophie sich auf Jacob Böhme *stütze*, giebt hiermit seine völlige Unbekanntschaft mit ihr zu erkennen.

№ 8.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.*

(Schluſs.)

So können wir z. B. die sechste Klasse, die *Composita adverbialia* (*avyayîbâvâ*) gar nicht als eigene Kompositenklasse fassen, sondern sie sind die reine Bildung des Adverbiums von Possessivkompositen durch den Accus. *neutrius gen.* (Bopp Gramm. r. 633. 2.) was schon der Umstand beweist, daſs sie ganz die Modifikationen des Grundvokals jener Kompositen theilen. Man versuche es nur, auf unsere Weise die zahlreichen Beispiele bei Hrn. Bopp zu erklären, und man wird nirgends Schwierigkeit finden. Auch die fünfte Klasse, die Kollektiv- (Dvigu) Komposita, kann ich nicht als besondere Art des Kompositums erkennen, sie sind offenbar eine eigene Ableitung der Determinativkomposita, (wie bei den oben erwähnten auf *in*, *vat* Hr. Bopp dies selbst anerkennt) in der das erste Wort ein Zahlwort ist, und das letzte ein substantivischer Theil, durch das Suffix *a* (*neutr.*) oder *î* foem. gebildet. So ist *triloki* die Dreiwelt — d. i. die Einheit der drei Welten in *eine*, denn der Begriff der Einheit muſs immer vorherrschen, *tritakî* ist die Genossenschaft von drei Zimmerleuten, nicht bloſs drei Zimmerleute. —

Welchen Einfluſs die Theorie der Suffixlehre auf die Griech. und Lateinische Sprache haben müsse, ist unnöthig zu bemerken, wenn man bedenkt, daſs beiden noch eine Theorie der *Composita*, so nöthig und so aufdrängend sie auch sei, fast gänzlich fehlt. Wie vieles freilich hierin von dem gelehrten und geistvollen Lobeck in den Parergis zum Phrynichos geschehen sei, darf nicht verkannt werden. Indessen sind so viele einfache Gesetze, die durch die Fassung der Sanskritgrammatik fürs Griechische sich ergeben, verkannt worden, daſs man sich nicht wundern muſs über die von unserm Standpunkte aus einfachsten Dinge, — z. B. über die Etymologie von ἀγαθός, das sich als Determin. compos. (nach Regel 645. Suffix ă) auf θη + ος = θος, + αγα (als Form des αγαν in Comp.) = ἀγαθός überzeugend hinweist, seitenlange resultatlose Untersuchungen zu lesen.

Indem wir unserer Pflicht, das vorliegende Werk anzuzeigen, nach unsern besten Kräften genügt haben, bemerken wir, daſs es unsere Absicht nur sein konnte, die hauptsächlich groſsen und eigenthümlichen Richtungen des grammatischen Systems des Verfs. in ihrer Wirkung auf das grammatische Begreifen des Sanskrits insbesondere und der verwandten Sprachen überhaupt hervorzuheben, nicht aber gegen Einzelnheiten aus ihrer systematischen Begründung herausgehoben, streitend aufzutreten. Wie wichtig und reich nun aber die Entdeckungen des Hrn. Vfs. in diesem Felde sind, davon werden selbst die mit demselben unbekannten Leser durch das von uns Hervorgehobene sich überzeugt haben, wenn auch der Zweck unserer Blätter uns wahrlich nur eine sehr beschränkte Auswahl gestattete. Es ist von Hrn. Lassen bemerkt worden, daſs manche von Hrn. Bopp gegebene Lehren, die auch wir hier aufgeführt haben, von den Indischen Grammatikern schon gegeben würden, nur freilich in *einer andern Weise*. Bei dem Werth, den Hr. Lassen auf die Indischen Grammatiker legt, kann es freilich für Hrn. Bopp nur eine Anerkennung sein, mit diesen Heiligen übereinzustimmen; indessen sei uns die Bemerkung erlaubt, daſs uns mindestens ein System ganz auf der *Weise* der Entwicklung beruht, hier also grade jene *andre Weise* das Entscheidende ist, und daſs demnach, so lange Hr. Lassen diese, der Indischen Grammatiker, Weise, uns mitzutheilen nicht für gerathen

hält, uns bei solchen hohlen Einwendungen nur Gretchens Worte einfallen können:

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andren Worten.

Agathon Benary.

X.

Ueber Verderbniſs und Herstellung der Eidgenossenschaft. In Reden an das Schweizervolk von Severus Pertinax. Rapperswyl, gedruckt bei J. B. Curti 1832. IV. u. 236. in 8.

Unter allen geschichtlichen Bewegungen, welche in den verschiedenen Staaten Europas vor sich gehen, sind die Schweizerischen in der Regel die ungekanntesten, theils, weil sie selbst auf keine weltgeschichtliche Bedeutung Anspruch machen, theils, weil sie nothwendig nur den Reflex dessen enthalten, was im Ganzen und Grofsen bereits in den ansehnlicheren Staaten sich vollführt hat. So hat die erste Französische Revolution die eine und untheilbare Helvetische Republik von 1798. hervorgebracht, die Napoleonische Zeit hat der Schweiz die Mediationsakte zugetheilt, und der Bundesvertrag von 1815, so wie die schon vorher erfolgte Reform der Kantonalverfassungen sind nur der Nachhall der Restaurationsepoche gewesen. Auch die Pariser *Juste-milieu*-Revolution von 1830. hat der Schweiz entsprechende Umwälzungen verehrt; und mehrere Stände haben seit dieser Zeit ihre aristokratischen Verfassungen im Volkssinne umzuwandeln gesucht. Aber wenn das *Juste milieu* selbst in dem einheitlichen Frankreich ungenügend erscheint, um wie viel mehr mufs dies in der Schweiz statt finden, wo schon der natürliche Unterschied von 22 Kantonen schwerlich anders, als durch die Energie eines durchdringenden und kräftigen Gedankens zu beseitigen ist.

Und doch ist, kann man sagen, die Schweiz von jeher als Musterstaat Europäischer Freiheit aufgestellt worden. Es herrscht hier die Freiheit von Gottes Gnaden, und zu jeder Zeit haben die Europäischen Grofsmächte theils durch Anerkennung der Neutralität, theils durch Abweisung eines jeden einseitigen Einflusses, theils durch den Schutz der Verfassungen selbst, ihren Willen kund gethan, dafs auch die republikanische Regierungsform in Europa nicht ausgehen, und nicht minder, wie die monarchische ihren Kern und Inhalt bewahren soll. Auf republikanischen Boden versetzt, dürfen wir daher vom Standpunkte dieser Staatsform aus, ein Urtheil über die Zuckungen fällen, denen jetzt die Schweiz krampfhaft zu erliegen scheint.

Wird die Schweiz in ihre völkerschaftlichen Abtheilungen zerlegt, so sind es hauptsächlich zwei grofse Sonderungen, die sich hervorthun, die Deutsche und die Französische Schweiz. Denn das Italiänische Anhängsel, der Kanton Tessino, kann kaum als ein besonderer Bestandtheil genannt werden. Der Naturanschauung nach sind diese beiden Theile vollkommen von einander zu trennen. Wenn man sich die Mühe genommen hat, die hohen Berge der Deutschen Schweiz zu erklimmen, so gelangt man in liebliche Thäler, in anmuthige Gegenden, die diesen Höhen abgewonnen zu werden scheinen. Es ist das Deutsche Leben, das nur durch Mühseligkeiten dazu kommen kann seine Innerlichkeit zu erringen. Dagegen besitzt die Französische Schweiz eine äufserlich hingelegte Anmuth, die man geniefsen kann, ohne sie zu erkämpfen: die Berge umgeben diese Schönheit nur, aber hüllen sie nicht ein: es ist dies der Französische Charakter, der zwischen dem Erstreben und dem Besitz nicht gern einen langen Zwischenraum zugiebt. Minder aber, wie durch die Natur, sind diese Theile durch den Geist getrennt. Wenn auch die Sprache hier eine grofse Scheide zu machen scheint, so ist doch der Deutsche Geist auch in die Französischen Kantone hinübergedrungen. Niemals können sich wirkliche Franzosen so leicht der Deutschen Sprache bemächtigen als die Französischen Schweizer, deren Schriftsteller das Herüberwehen des Deutschen Sinnes nicht verläugnen dürfen. Rousseau ist in mehr als einer Beziehung ein Nichtfranzose zu nennen: seine Gedankenrichtung, seine Melancholie bezeichnen ihn als solchen, und lassen ihn charakteristisch genug, dem eigentlichen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire, gegenübertreten.

Die Kämpfe, die jetzt in der Schweiz begonnen haben, sind daher keine Unterschiedenheiten der beiden Volksstämme, keine abweichenden Meinungen der Französischen und Deutschen Schweizer. Vielmehr hat Waadt, und in den meisten Beziehungen auch Genf sich den freisinnigen Bestrebungen von Bern, Zürich, Lucern und Thurgau angeschlossen, und es hat sich in dieser Verbindung gezeigt, wie wenig Volks- und Sprach-

verschiedenheiten heut zu Tage etwas bedeuten; die obschwebenden Streitigkeiten begeben sich jetzt zwischen zwei dem Begriffe nach verschiedenen Richtungen, zwischen der Kuh- und Mistschweiz, und denjenigen Kantonen, die durch Bildung, Geist und Bedeutung von jeher dem Helvetischen Namen Ehre gemacht, und als die Vorfechter des Schweizerischen Volkes zu betrachten waren. Es ist übrigens kein Wunder, dafs grade die Kantone, von denen die Schweizerische Freiheit sich ursprünglicherweise datirt, im weiteren Verlauf der Geschichte zurückgeblieben sind. Die ursprüngliche Freiheit ist eben nicht die fortgeschrittene, und man kann vor vielen Jahrhunderten Wilhelm Tell hervorgebracht haben, ohne irgend in den Verwickelungen sich bewegen zu können, mit denen das neuere Staatsleben umgeben ist. Nur, wenn Basel, diese reiche gebildete und gelehrte, diese um Reformation wie um politischen Fortschritt von jeher so verdiente Stadt, nicht allein sich den Kuhkantonen anschliefst, sondern eigentlich den Inhalt ihres Widerstrebens ausmacht, so kann dies lediglich in einem gewissen widerhakigen Eigensinn gesucht werden, dem auch der Bessere bisweilen verfällt, und der oft zu einem wundersamen Gefüge falscher Schritte und unzusammenhängender Maafsregeln verführt.

Die eigentliche Lebensfrage, auf die es in der Schweiz besonders ankommt, ist die: Soll die Helvetische Eidgenossenschaft eine einige und zusammenhängende sein, die in den Kantonen nur ihre Theile hat, oder sind die Kantone die wahrhafte Hauptsache, die nur in der Tagsatzung ihre willkürliche Verbindung besitzt. Die Tagsatzung hat bis jetzt in der Schweiz keine eigentliche Gewalt gehabt; sie ist nicht mehr und nicht minder als das freiwillige Zusammenkommen der einzelnen Stände gewesen: sie bildet kein Gericht, und hat kein Recht mit Gewalt zu erzwingen, was nicht etwa durch das Beistimmen der Stände geleistet wird. Sie ist, wenn man will, eine reine Nullität, und kann gar nichts dazu beitragen, den staatsrechtlichen Charakter der Schweiz zu erhöhen, und ihr eine Europäische Bedeutung zu verleihen. Soll nun der Schweizerische Bund in seinen Grundlagen verändert werden, und kommt hierauf und nicht auf die Veränderung der Kantonalverfassungen Alles an, so kann die Frage entstehen, ob diese Umarbeitung der Bundesverfassung durch die bisherige Tagsatzung geschehen solle, oder ob dazu eine aufserordentliche Versammlung des Schweizervolkes nothwendig wäre. Es läfst sich nicht läugnen, dafs es in der That etwas unpassend erscheint, wenn jeder Kanton, weil er einmal ein Kanton ist, mag er der Volkszahl nach noch so unbedeutend sein, ein eben so grofses Gewicht in die Wagschaale der Abstimmung solle legen können, als die volkreichsten, gebildetsten und wichtigsten Stände der Schweiz. Will man auch der historischen Grundlage ein gewisses Recht zugestehen, so wird doch in unserer Zeit auch ihrerseits das Recht der gröfseren Bevölkerung und Bedeutung seine Geltung haben, und die am wenigsten revolutionär Gesinnten werden mindestens verlangen dürfen, dafs beiden Beziehungen neben einander die Berathung über die wichtigsten Interessen des gemeinsamen Vaterlandes gegönnt werde.

In der gegenwärtig vorliegenden Schrift hat nun der Verf., der den Namen Severus Pertinax führt, verschiedene Aufsätze gesammelt, die er in Form von Reden an die Eidgenossenschaft richtet. Mit einer Beredsamkeit, wie sie im Deutschen selten gefunden wird; mit einer sich dem Volke oft derb anschmiegenden Weise, verbindet derselbe eine tiefe Kenntnifs der Schweizerischen Geschichte, eine philosophische Anschauung, die ihn die historischen Thatsachen bewegen läfst, und vor allen Dingen einen praktischen Blick in die Hindernisse und Parteiungen, welche die Eigensucht erregt, und die politische Philisterei lebendig erhalten hat. Man hat es hier mit einem Schweizer zu thun, der ein Staatsmann genannt werden kann, der der Kantönlisucht, der „Schweizerischen Cholera", kühn und männlich entgegentritt, und der nur in der vom Schweizerischen Volke, und nicht von den Kantonen als solchen ausgehenden Berathung eine Bürgschaft für den künftigen Werth der hier zu erschaffenden Bundesverfassung erblickt. Es mufs zum Lobe dieser Schrift hinzugefügt werden, dafs sie rein Schweizerisch gehalten ist, und dafs sie es für unwürdig hält, mit dem, was lediglich das Helvetische Volk angeht, Herabsetzungen benachbarter Regierungen und Ausfälle auf dieselben zu verbinden. Wenn der Charakter des Verfassers in der neuesten Zeit von Gegnern häufig hat Anfechtungen erleiden müssen, so zeigt er sich in dieser Schrift in der ungetrübtesten Reinheit, als von Vaterlandsliebe durchdrungen, als wahrhaft gesinnungsvoll und begeistert. Wie viele haben nicht seit dem Wiener Kongresse ihre Ansichten nach den Begebenheiten

geändert, und ihren ganzen politischen Anzug umgeflickt! Von unsrem Verfasser läfst sich dies nicht sagen: er ist immer beharrlich bei dem geblieben, was das Recht ihm eingab, und die Pflicht ihm zu gebieten schien. Und so wollen wir denn in diesen Reden hauptsächlich die mannhafte Stärke preisen, die sie eingab, und die aus den einzelnen Ruthen ein Gebinde von gewaltig züchtigender Kraft zusammensetzte.

Gaus.

XI.

Der Mysticismus nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe; für alle höher Gebildeten zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von D. Georg Christ. Rud. Matthäi. Göttingen 1832. 195 S.

Schon das in unserer Zeit so viel besprochene Wort Mysticismus, noch mehr aber der streng wissenschaftliche Charakter des gegenwärtigen Bearbeiters dieses Gegenstandes, welcher bisher einer scharfen und klaren Darstellung mehr als irgend ein anderer von gleicher Wichtigkeit entbehrte, mufs die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese ebenso belehrende als interessante Schrift um so mehr lenken, als die Umtriebe der heutigen Mystiker die Gefahr täglich mehren und ernstlich zu Mitteln, sowohl der eigenen Sicherung als des Kampfes gegen sie ermahnen. Möge folgende Inhaltsanzeige dazu beitragen, dem an sich werthvollen Bestreben dieses Werkes viele Leser und Beherziger zu verschaffen.

Theil I. der *Begriff* des Mysticismus.

Nach der Einheit der vier Elemente des Begriffes ist Mystic.: „der 1) aus einem phantastischen Gefühle hervorgehende und von ihm geleitete Glaube, an 2) eine offenbarungsreiche Gemeinschaft *einzelner* Geweihter mit Gott, welche zugleich 3) gewisse Lehren als höchst wesentlich betrachtet und 4) auf Geheimlehren sich richtet. Diese Elemente zeigen sich in den Denkarten der Völker und der Einzelnen *a*) in *gröberen und feineren* Potenzen. Die gröbste erscheint im Heidenthume, die minder grobe im Muhamedanismus, die mindest grobe im Judenthume. Auch im Christth. erscheinen die Potenzen aller Elemente in groben, feineren und feinsten Gestalten. *b*) In *schwächeren und stärkeren* Potenzen und zwar nur nach dem ersten Elemente hin. Sie sind sehr hoch potenzirt im *schwärmerisch*-myst. Fühlen, welches sich zu äufsern ringt; höher im *fanatisch*-myst. Fühlen, welches zu bekehren und zu verfolgen strebt; höchst potenzirt im *wahnsinnig*-myst. Fühlen, welches das ganze Seelenleben des Menschen verrückt, ja verwüstet. *c*) In *allgemeineren und bestimmteren* Potenzen. Diese sind die Arten des Mystic.; sie sind *a*) der *theoretische* (betrachtende) und zwar entweder der *schlechthin theoretische* d. i. ein phantastisches Betrachten Gottes ohne Anspruch auf Untrüglichkeit, oder der *theoretisch-theosophische* mit diesem Anspruche; *β*) der *praktische*-, welcher *entweder* ein *asketischer* (übender) und zwar 1) ein *nihilistischer* der auf die Vernichtung der menschlichen Kraft ausgeht, 2) ein *quietistischer*, der auf das Ruhen derselben dringt, 3) ein *pietistischer*, der sich frömmelnd vom Menschlichen zurückzieht, oder ein *theurgischer*, der nach Wundern strebt". Alle diese Potenzen aber, in der Wissenschaft zwar unterschieden, vermischen sich im Seelenleben einzelner Mystiker und erzeugen mancherlei Formen und Vermischungen. Hierauf werden alle möglichen Vermischungen nach ihrer Erscheinung in der Geschichte von den ältesten heidnischen Mystikern bis auf die neuesten herab betrachtet, der konkreteste und interessanteste Theil des Buches, wobei die schwerere sachliche Ordnung neben der chronologischen beobachtet wird.

Theil II. der *Ursprung* des Mysticismus.

A. Der *geschichtliche* Ursprung der vier Elemente liegt schon in der Urzeit, ihr erstes Hervorteten ist nicht bestimmt geschichtlich nachzuweisen, wohl aber die bestimmteren Potenzen B. der *psychische* Ursprung umfafst 1) ihre *Quelle*, welche die sinnliche, selbstsüchtige Seele ist; 2) ihren *Grund*, er ist die vermeintliche Selbstbefriedigung im Mystic.; beide aber steigern erst 3) ihre *Anlässe*, die von aufsen kommend, im Innern der Seele wirken. Sie sind *a*) Anlässe *in der Natur b*) in der *Menschenwelt*, und zwar ausgehend von Einzelnen: in Erziehung, öffentlichen Reden sowohl durch Form als Inhalt, Schriften (Traktaten), Sektirern und Gemeinschaften. *c*) Im Leben des Einzelnen: Uebersättigung und aufserordentliche Schicksale, aber nur durch eigene Schuld. Der psychische *Ursprung der Potenzen* ist von dem der Elemente nicht verschieden, denn die Potenzen sind die Steigerungen oder die näheren Bestimmungen der Elemente. Die Potenzen entstehen auch nach dem Maafse des Temperaments der Individuen.

Theil III. der *Unwerth* des Mysticismus

Unwerth der Elemente. Aus dem phantastischen Gefühle stammt alles Falsche in der Rel.; ein ursprünglich relig Gefühl giebt es nicht; das Gefühl ist nur werthvoll, wenn es der Gedanke vergeistigt; werthlos aber an und für sich; verderblich wenn es nur immer mehr die Seele versinnlicht. Eben so christwidrig als das erste sind die anderen Elemente, denn die Offenbarung ist allgemein. Alle Lehren sind gleich wesentlich, Mysterien hat das Christenth. nicht. Vollends aufser Zweifel ist der *Unwerth der Potenzen*, denn sowohl die theoretisch-theosophische, als die asketische und theurgische widerstreiten der Schrift und sind unchristlich. Der Unwerth endlich *aller* Elemente und Potenzen überhaupt, erhellt aus den mehr oder minder gemeinsamen theoretischen Fehlern und praktischen Folgen. *Jene* bestehen im Verendlichen des Menschen und Gottes, woraus der Ruin aller Wissenschaft von Gott im Bewufstsein des Menschen und in der heil. Schrift folgt; *diese* sind *theils* allgemeine, in allen Elementen und Potenzen mehr oder weniger gemeinsame, *theils* besondere d. i. aus einzelnen Potenzen hervorgehende und nur in einzelnen Individuen erscheinende. Beide bestehen aber in Folgen für Gesinnung: Selbstsucht und Dünkelhaftigkeit; für Gesinnung und Handlung zugleich: Unduldsamkeit; für Selbstbewufstsein: Blindheit; für Selbstbewufstsein und Handlung zugleich: Verrücktheit und die gröbsten Verbrechen.

Als Mittel wider den Mysticismus giebt der Anhang an 1) Mittel der *Verhütung:* Vermeiden der vier Elemente; Unterricht dem Begriffe des Geistes gemäfs; Meiden der Anlässe, besonders im akademischen und Kanzel-Vortrage. 2) Mittel der *Heilung*: Nachweisen des Ursprungs des Mysticismus aus der Selbstsucht; wirksamer: die Auslegung (nicht Deutung) der heiligen Schrift; am wirksamsten: die Beispiele aus der Geschichte; endlich: das Zerstören der Konventikel.

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

XII.

Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doctoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua, herausgegeben durch Gottlob Regis B. RR. Bacc. Erster Theil. Text. Mit des Autors Bildniſs. Leipzig 1832. Verlag von Joh. Ambr. Barth. 8. S. 981.

Unsere gesellige Unterhaltung ist, wenigstens in den gröſseren Städten, eine zu häufige, als daſs neben ihr noch irgend etwas naturwächsiges bestehen könnte. Stille Naturen, die diese Unterhaltung entweder überhaupt meiden, oder nur passiven Antheil daran nehmen, sich aber unbefangen an Erlebnissen und Empfindungen freuen, sind theils in zu geringer Anzahl vorhanden, theils haben sie auf die Entwickelung der Unterhaltung und des Stoffes derselben eben ihres Wesens halber keinen Einfluſs. Die gesellige Mittheilung und Beurtheilung bemächtigt sich in ihrer Armuth also sofort aller eben sich entwickeln-wollenden Erscheinungen, macht sie zum Gegenstand der Reflexion und dadurch zu etwas natürlicher Weiterentwickelung entrissenem. Selbst natürliche Ansätze religiöser Stimmung werden dadurch sofort zur *Fratze*. Göthe braucht das Wort: „Alles keimt getrocknet auf", und nichts ist geeigneter, um dieses mumienartige Geistesdasein zu bezeichnen. So oft Ref. das Glück oder vielmehr Unglück hatte, der Ehre zu genieſsen der Gesellschaft von Damen, denen es nicht gut mehr möglich war, das Wort „Liebe" zu gebrauchen, weil ihnen das Wort „Neigung" in eben dem Grade angemessener schien, als jene krausen, salatartigen Garnirungen ihrer Kleider geschmackvoller, denn einfache Linien der Abschnitte und Näthe; — so oft ihm das Glück oder Unglück beschieden war, am Abend die ganze winzige Unendlichkeit der religiösen oder vielmehr irreligiösen Antheilnehmung des Fräuleins an der Frühpredigt und somit zugleich den Werth oder Unwerth des Frühpredigers selber als anatomisches Präparat vorgelegt zu erhalten; so oft er Leute über den künstlerischen Gehalt eines Landschaftsgemäldes reden hören muſste, die bei aller Bildung doch nicht einmal im Stande waren, auch nur die lumpigste, täglichste Erscheinung in der Natur, etwa das lustige Zittern eines schlanken Pappelbaumes im frischen sonnigen Morgenwind, oder den architektonischen Reichthum einer Petersilienpflanze mit wahrhaft natürlicher Freude zu bemerken; so oft von irgend einem verfluchten Geiger oder Pfeifer oder Sänger, der kastrirt war, oder kastrirt zu werden verdiente, die Rede war, als bezeichne er einen welthistorischen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit; — so oft —; so oft —; so oft auch wandelte ihn ein unwiderstehlicher Naturreiz, ein Jucken und Brennen, oder wenn der wohlgezogenere Leser lieber will, eine übermannende Teufelsversuchung an, trotz aller sonstiger Achtung vor keuschen Seelen und vor dem Vorzug einer keuschen, reinlichen Zunge, mit faustdicken Zoten dareinzuschlagen und für die unnatürliche Verkrüppelung jener chinesischen Porzelanbildung Rache, kecke, höhnende Rache zu nehmen an den Verbildnern und dem Lumpengeschlecht ihrer Nachtreter durch eine recht übernatürlich-natürliche Flegelei und Ungezogenheit. Es ist dies ein Standpunkt, auf welchem die tolle, spukhafte Ausgelassenheit, ja! die im Schmutz der Sinnlichkeit wühlende Zotenlust *ehrwürdig* wird, weil sie sich als die einzige Waffe darstellt zum Schutz wahrhaftiger, unmittelbarer, reiner Empfindung gegen das Gift jener alles lähmenden, austrocknenden, anfressenden Mumienbildung kraftloser Zierpuppen. Wahrhaftig! wer einmal in seinem innersten Herzen die Rührung

nachempfunden hat, mit welcher Aristophanes von der altväterlichen Sitte spricht in den Zeiten der marathonischen Schlacht, und dem Jammer über die raupenartige Verwüstung, die die Bildung der folgenden Jahrzehnte an jenem edlen Gewächs hervorgebracht hatte — wahrhaftig! der erkennt das Edle, das Sittlichtiefe auch, was Aristophanischer Uebermuth einschliefst, und ihm ekelt nicht mehr vor dem πέος und dem χέζειν.

Verzeihe uns der Leser diese wenigen, derben Einleitungsworte, welche wir vorausschicken zu müssen glaubten, um unseren Rabelais zu Ehren zu bringen — nicht dafs wir seinen Namen erst berühmt zu machen brauchten; jeder Wisch von Abrifs (— wir möchten rabelaisirend lieber sagen: Abschifs) der französischen Litteratur nennt ihn ja! — aber anpreisen möchten wir die so seltene, die noch seltener verstandene Lektüre der Schriften dieses modernen Aristophanes, dieses Aristophanes über alle Aristophanes, denn eine Mumie sieht im Wesentlichen der andern ähnlich, wie ein Ei dem andern und der lustige, kräftige, selbst wie seine Helden mühlstein- und ambosgeharnischte Riese, der die Mumien, die ihm zu seiner Zeit aufstiefsen, in dem Leben des Gargantua und Pantagruel wie zu einem grofsen Scheiterhaufen aufschichtete und mit der Leuchte seines Witzes in helllodernde Flammen, zuletzt in Asche verwandelte, dieser Riese, wenn ihn, in dem seligen Leben, was Gott ihm zweifelsohne beschieden hat, die Andacht der Leser, der vielen, vielen Leser rührt, er kann auch uns helfen, *Creaturen* aller Art, *invita Minerva* gemachte Professoren, schnurbartdrehend-plempenanwatschelnde Officiere, Predigtmaschinen, Tausendkünstler, blauangelaufene Keuschheiten und wie die Bestien, die das Leben in unseren so wohlfahrtspolizeilich eingerichteten Zeiten verunsichern, weiter heifsen mögen, vom Leibe zu halten oder auf den Scheiterhaufen zu bringen; es sind diese gefährlichen Personen nämlich nichts als aus der Asche phönixartig erstandene Magistri Thubal Holofernes und Jonas Fochtelnburg, Hauptmänner Dünnschifs u. s. w. wie sie leibhaftig in unserem Buche (mit Angebung der Urtheilskrücken zu Hülfe ihrer Erkennung unter allen Verkappungen) abkonterfeit sind.

Wo Witz und Spafs so centnerweis weggewogen werden, wie in Rabelais' Schriften, ist es ohnehin nicht gut möglich, dafs sie von jener Art sind, welche ohne einen soliden Kern der Achtung und Verehrung vor achtbaren und verehrungswürdigen Dingen, an jedem beliebigen Gegenstand nur die (durch jedes bestimmte, also bornirte Dasein nothwendig auch bei den achtbarsten Dingen gegebene) *schwache Seite*, die Kehrseite hervordreht und carikirt; — solchen grundlosen, sich überall nur an Einzelnes hängenden Humor, würde weder irgend ein Leser, noch der Schriftsteller selbst in solchem Maafse ertragen können. Schon der Umfang des Buches ist also ein Beweis, dafs hier jener Humor zu Grunde liegt, wie er freilich in nicht so reichem Umfange und nicht so leidenschaftlich, aber von noch schönerem, genialerem Gemüthe zeugend in Cervantes waltet — jener Humor der eigentlich *ein tiefer Schmerz ist über fratzenhafte Verzerrung und mumienhafte Austrocknung ursprünglich schöner und lebendiger Gestaltungen und Intentionen.* Es ist nothwendig, naturnothwendig, dafs in Rabelais' innerstem Herzen ein schöner, reiner Diamant wahrhaften, ächten Gefühles lag — ein Diamant, dessen Lichter so hell aus ihm heraus und auf die umgebenden Gegenstände strahlten, dafs diese letzteren (wie die Hand des Menschen zu Nacht vor eine Flamme gehalten) durchscheinend wurden und so statt der äufserlich affektirten Gelehrsamkeit, Urtheilstüchtigkeit, Tapferkeit und Keuschheit auch die einwohnende Unwissenheit, Dummheit, Feigheit und Bestialität offenbarten. Rabelais reifst den Menschen, die ihn umgeben, ihre Larven, ihre Puppenkleider ab und stellt sie — der tapfere Ritter der Wahrhaftigkeit des Gefühls und der Natürlichkeit des Lebens! — in *puris naturalibus* hin. Richtungen, die in ihrer Scheufslichkeit im wirklichen Leben nicht ganz erkannt werden, weil die sie tragenden noch nicht Muth des Handelns und Kraft des Denkens genug besafsen, alle Konsequenzen derselben zu entwickeln, deckt Rabelais schonungslos auf. Dafs wir doch nur *Einen* Schriftsteller hätten, der so genial, wie er die leeren politischen und gesellschaftlichen Ideale der Vornehmen seiner Zeit in seinem Kloster Thelam verhöhnt, jene letzte Consequenz der atomistisch-liberalen Ansicht unserer Zeit entwickelte, der zu Folge die Menschen wesentlich dazu da sind geistig und körperlich sich anzustrengen, um Produktion und Fabrikation sicher und ungestört so weit als möglich zu treiben, und demnächst selbst so viel Mist zu machen als menschenmöglich! Wie schön würde Rabelais *diese kolossale Miststätte des liberalen Civilisationsstaates* beschrieben haben! hat er ja doch ähnliches auf das Ergötzlichste durchgeführt:

so kömmt z. B. in der *„Lobrede auf die Schuldner und Borger"*, nachdem auseinander gesetzt ist, wie das ganze Weltgebäude auf Leihen und Schuldigsein beruht, eine Stelle vor, die auch den Menschen nicht blofs des Leihens und Schuldigseins wegen dasein, sondern selbst daraus bestehen läfst; es heifst daselbst: „nach diesem Muster denkt Euch itzt unseren Mikrokosmus, d. i. die kleine Welt, den Menschen, in allen seinen Theilen als Borgern, Schuldnern, Gläubigern d. i. in seinem Naturstand; denn nur zum Leihen und Borgen schuf Natur den Menschen. Gröfser kann nicht die Harmonie der Sphären als seines Haushaltes sein. Des Stifters dieses Mikrokosmi Absicht war: die Seel darinnen, die er als Gast hineingethan, zu erhalten und das Leben. Das Leben bestehet im Blut. Blut ist der Sitz der Seelen: *Blut demnach zu brauen in einemfort, bezielt allein all Müh und Arbeit dieser Welt*".

(Der Beschlufs folgt.)

XIII.

Report of the Commission appointed by the sanitary board of the city councils to visit Canada, for the investigation of the epidemic Cholera, prevailing in Montreal and Quebec. Philadelphia 1832.

Die grofse Frage über die Natur der Seuche, deren Erscheinen vor Kurzem noch Schrecken über Europa verbreitete und dessen stolzen Wahn vernichtete, als vermöchte seine Weisheit durch polizeiliche Vorkehrungen einen anderswo so gefürchteten Gast leicht zu bannen, oder doch durch ärztliche Kunst seiner Wuth bald Schranken zu setzen, sieht ihrer Beantwortung noch immer entgegen. Durch das Studium ihrer Erscheinung in unserem Welttheile, dem Viele, und nicht Alle fruchtlos, ihre Kräfte gewidmet, ist erst ein Theil der Aufgabe gelöset: den Zusammenhang zwischen ihrem und anderer Naturereignisse Auftreten zu ermitteln, ihren Kampf mit der Menschheit, wie er unter den verschiedensten äufseren Bedingnissen Statt hat, zu betrachten, die Reaction menschlicher Natur, wie sie unter den mannigfachsten Verhältnissen die mannigfachsten Charaktere angenommen, gegen den Angriff der Krankheit zu beobachten.

Wenden wir jetzt daher den Blick nach jenem Welttheile, dessen Bewohner, schon der Europäer Nebenbuhler, nun erst, später als diese, der schrecklichen Seuche zum Opfer fallen. Folgen wir Samuel Jackson, Charles Meigs und Richard Harlan, den Aerzten, die Philadelphia's Gesundheitsrath, die Cholera zu beobachten, nach Canada sandte. Montreal und Quebec, des Landes Hauptstädte, sind es, die vorzugsweise uns interessiren. Beider Städte Bevölkerung, dort 25000, hier 27000 Seelen, besteht aus Französischen Canadiern, aus Engländern, Schotten, und aus Ankömmlingen, die schon 1 bis 5 Jahre seßhaft sind; sie mehrt sich täglich durch Irländer und Deutsche, die Europa, zum Theile von gröfster Noth gedrängt, verlassen, die meistens jedoch nur einige Stunden in den Städten verweilen, um in grofsen Massen den Lorenzstrom aufwärts zu fahren, zu den Seen hin, oder auf dem Ottawa ins Innere zu schiffen, oder über La Prairie, St. Johns und Lake Champlain nach Vermont sich zu begeben. Die Zahl dieser Ankömmlinge ist ungeheuer; vom 2. bis zum 23sten Juni 1832. waren deren in Quebec 30494, in Montreal binnen 6 Tagen (vom 7ten Juni bis zum 12ten) 7308 aus Europa angekommen. Ihnen folgten bald in Quebec 5000, in Montreal 3000 ungefähr. Dürftig, wie sie sind, nehmen in ihrem Vaterlande schon nur schlechte Schiffe sie auf, die, des Gewinnstes wegen ausgesendet, eine möglichst grofse Zahl Auswanderer fortzuschaffen streben. Die Fahrt geht langsam vor sich; 50 bis 60 Tage lang müssen die Leute im engen Schiffsraume zusammengepreßt, unverdauliche Speisen genieſsend — verdorbenes Wasser ist ihr Labetrunk — auf der See zubringen. Am Lande angekommen, sind sie, erschöpft von den Mühen der Reise, allen Einflüssen eines fremden Klima's ausgesetzt. Ihnen wird keine Pflege, kaum ein Obdach zu Theil, das, aus dünnen Brettern zusammengesetzt, der Fremden Viele zugleich beherbergen mufs. Immer müssen Einige längs den Ufern des Lorenzstromes auf freiem Felde lagern, vor dem verderblichen Wüthen der Stürme durch wollene Decken nur kümmerlich geschützt. Andere werden in niedrige Häuser eingesperrt, welche dicht aneinandergereihet, enge Gassen bilden, zu denen Strömungen frischerer Luft kaum Zugang finden. Den gröfsten Schmutz duldet die nachlässige Polizei. Es ereignete sich in Montreal, dafs 6, 8, ja 10 Familien einen Raum bewohnten, der für eine einzige bestimmt war. In einem Hause von 2 Zimmern lebten im letzten Jahre 50 Menschen, von denen 27 am Typhus daniederlagen, eine Krankheit die jährlich dort viele hinrafft. So zu Montreal, am St. Lorenzstrome gelegen, der den Prudhomme aufnimmt, in welchen viele kleine Nebenflüsse dort sich ergiefsen. Ueberschwemmungen sind nicht selten und nicht allen Bewohnern wird das klare Trinkwasser aus dem Lorenzstrome zu Theil; Viele genieſsen das Wasser des ihnen näher strömenden trüben Ottawa. Mittags pflegt die Hitze drückend zu sein, Morgens und Abends Kälte zu herrschen.

Von Dublin aus war die Brigg Carricks mit 133 Passagieren im April des Jahres 1832. abgesegelt. Innerhalb 15 Tagen verlor sie deren 39 durch den Tod. Am 9ten Mai, 30 Tage vor dem Ausbruch der Cholera zu Quebec, 25 Tage vor ihrer Ankunft zu Grosse Isle, das 39 (Engl.) Meilen von jener Hauptstadt entfernt ist, starb der Letzte der Kranken. Obwohl seitdem kein Erkrankungsfall auf dem Schiffe sich ereignet, wurden die Ankömmlinge sogleich in das Kontumazhaus zu Grosse Isle geschickt. Keine Kommunikation mit Quebec hatte Statt, keiner der Fremden erkrankte, keiner auf der Insel. So berichtete Dr. Morin, der in Begleitung des Secretairs, Hrn. Young, die Quarantaineanstalt am 7ten Juni besuchte.

Am 8ten Juni erkrankten zu Quebec in einem Wirthshause Auswanderer, die früher auf unverdächtigen Schiffen, so weit irgend ermittelt werden konnte, angekommen waren. Am Bord des Dampfschiffes Voyageur hatten sie sich zu Quebec eingeschifft, um nach Montreal zu gelangen. Das Schiff hatte aber der Reisenden so viele aufgenommen, das Wetter war so fürchterlich, dafs Alle in Gefahr schwebten, unterzugehen. Von Europa waren sie mit Mühe vor kurzem angelangt, um hier glücklicher zu leben, als sie im Vaterlande vermochten. Mancher vielleicht hoffte Grofses vom neuen Welttheile: hier sollten sie sterben. Schrecken, Entsetzen überfiel Alle, die solches bedachten; allgemein wurde die Verwirrung auf dem Schiffe; seinem Führer schien es unter solchen Umständen bedenklich, die Reise fortzusetzen; er entschlofs sich nach Quebec zurückzukehren, das er Nachts erreichte. Etwa 150 bis 200 Passagiere, von den Mühen der ersten Reise noch nicht erstärkt, aufgeregt, erschreckt und ermüdet von den Ereignissen des Tages, stiegen ans Land; Manche waren ganz durchnäfst. Am nächsten Morgen wurden mehrere dieser Unglücklichen Opfer der Cholera. Zur selbigen Zeit wurden ein Canadier, der an Bord eines Schiffes arbeitete und eine Frau zu Point Black von der Krankheit ergriffen.

Das Dampfschiff Voyageur hatte sich unterdefs nach dem 180 Engl. Meilen entfernten Montreal begeben, wo es am 9ten Juni anlangte. Ein Passagier erkrankte während der Fahrt und starb zu Montreal in derselben Nacht. Am folgenden Tage ereigneten sich viele Erkrankungsfälle in der St. Lorenzvorstadt; an den verschiedensten Punkten zeigte sich die Cholera, am häufigsten in der St. Lorenz- und Quebecvorstadt, auch in der zwischen beiden gelegenen St. Louisvorstadt, seltener in der Stadt selbst, am meisten noch in den am Wasser gelegenen Strafsen und längs dem Ufer des Stromes, wo die Ankömmlinge lagerten. Bis zum 15ten Juni waren in der Stadt, die 2500 Einwohner zählt, 1204 derselben erkrankt, 230 gestorben, nach 24 Stunden wieder 431 erkrankt und wieder 82 Todesfälle mit Bestimmtheit nachzuweisen. Nachdem abermals 24 Stunden verflossen, verkündeten die Behörden, dafs abermals 475 Menschen erkrankt, 162 aber gestorben. Solche Nachrichten vermehrten den Schrecken der Bewohner, die durch Zwietracht sich entfremdet, ohne Vertrauen zur Obrigkeit an die Errichtung von Spitälern nicht gedacht, wozu jetzt die bretternen Verschläge genommen wurden, die früher den Ankömmlingen schlechten Schutz vor Wetter und Kälte gewährt hatten. Jemehr Todesfälle die Regierung publicirte, desto gröfser wurde die Aufregung; mit ihr aber stieg die Zahl der Erkrankungen. Auch in Quebec verbreitete sich die Seuche mit reissender Schnelligkeit; sie zeigte sich bald in jedem Punkte der Stadt. Binnen drei Tagen waren 70 Menschen ihr zum Opfer gefallen. Zugleich hatten binnen dieser Zeit Erkrankungen in Point Levi am entgegengesetzten Ufer des Lorenzstromes, in Beauport und in Little River Statt gefunden.

Längs des St. Lorenz, der grofsen Strafse der Einwanderer, ging die Krankheit in die Dörfer über; sie erreichte Kamouraska, 80 Meilen von der Stadt, sie ergriff die Bewohner von Rivière Ouelle, von Bertha, von Point Levi und Beaupor setzte die von Lotlinière, Berthier, Point au Trembles, point und vielen andern Oertern in Schrecken. Von M aus ging sie am Lorenzstrom hin, wandte sich rings Ufer des Ontario bis nach Buffalo. La Prairie, Lachine gnawagha, die Indianische Niederlassung, Chateauguay, gis, Cornwall, Prescott, Ogdensburgh, Brockville, Kingst York wurden nicht verschont. Die grofsen Nebenflüsse Lorenz wurden Wege für ihre Verbreitung. Sie ging chelieufluſs hinauf. Sie zeigte sich in Plattsburgh am plainsee, wo 7 Fälle vorkamen und dann keine mehr. ficirten Orten kamen Leute nach Buxlington, Montpellie mont, Whitehall, Fort Miller, Mechanicsville, New-Yor erkrankten, aber nur sie; der Keim der Krankheit, den sich trugen, erstarb mit ihnen. Der grofse oder Otta der von Nordwest her in den St. Lorenz strömt, öffn Cholera den Zugang gen Cornwall, Greenwich und E Die Seuche erschien eben sowohl in einzelnen und abge gelegenen Pachthöfen, als in bevölkerten Dörfern und pfropften Städten. So erstreckte sich die Cholera bin Tagen über 600 bis 700 Meilen längs dem Lorenzstrom 100 längs dem Ottawa und 100 längs dem Richelieu.

Nicht Menschen allein starben dahin, auch auf die tion erstreckte sich der tödtliche Einfluſs des Giftes, d entwickelt. Ein sonst nie bemerktes Absterben einer grofs ge von Waldbäumen mehrte das Unglück.

Tiefgelegene Orte, wo Nebel herrschen, litten mehr habene, mit sandigen Boden, die freien Luftzug genieſs kam es, dafs Plätze, nie von Einwanderern besucht, Kra heerde wurden, Andere, wohin die Europäer strömten, ve blieben, oder nur Ankömmlinge zu begraben hatten. am Ufer der Flüsse gelegenen Theilen der Städte wüth Seuche am heftigsten, Menschen, die den Tag über i Luft arbeiteten, starben hier häufig, vorzüglich, wenn Trunke ergeben waren. Grofse Reinlichkeit, streng schützten am sichersten: in Quebec, wo die höchste auf die Truppen gewendet wurde, die doch auch in drigen Theilen der Stadt den Dienst verrichteten, starb früher schon entkräfteter, Soldat.

Als die Epidemie erschien, erstreckte sich ihr Ein gleich auf die Ankömmlinge und die Französischen C welche den Sitten ihres Landes treu, vegetabilische Kos aufserdem unreinlich und oft unmäfsig sind und lebhafte perament haben. In Quebec starben mehr Ankömml Canadier, in Montreal wurden diese häufiger und hef griffen, als jene. Am wenigsten litten immer die Engländ den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebe gen Sinnes nachstrebend, gut und mäfsig leben, ani Kost aber lieben. Die höheren Stände wurden, beson Quebec, wo der Schrecken weniger grofs war, als in M viel seltner befallen als die Armen, welche mit dem S Sorge und Noth niederdrückten.

№ 10.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doctoren, Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua, herausgegeben durch Gottlob Regis.

(Schluſs.)

„Bei diesem Brauwerk nun hat jedes Glied und Theil sein beschieden Amt und dies ist ihre Hierarchie, daſs sie ohne Unterlaſs eins dem anderen leihen, eins dem anderen borgen, jedes des anderen Schuldner sein soll". Dies Thema wird dann mit skurriler Anwendung physiologischer Gelehrsamkeit in allen körperlichen Funktionen des Menschen bis zum Zeugungsakt durchgeführt — dies Thema, daſs der Mensch nur da sei um zu leihen und zu borgen, und daſs er leihe und borge nur um Blut zu machen.

Die ernste Tiefe des Rabelaisischen Scherzes bricht in verschiedenen Formen zu Tage, z. B. so daſs ihn mitten im tollen Lauf der Rede eine edle, herzdurchschneidende Rührung erfaſst. Wer in seinen jungen Jahren einmal zu Dorfe gestiegen war, in die Nacht hinein lustig geschwärmt und getrunken hatte, und nun beim Heimgehen durch die kühlschaurige, unheimliche Nacht mit einemmal von den lockendnachklingenden Geigenstrichen ergriffen im tiefsten Ernst der Nichtigkeit und Wüstheit dieser jugendlichen Lust gewahr geworden ist; wem dann die lustigen Weisen des Tanzes zu blutigen Schnitten durch sein Inneres, und wie einen Augenblick vorher Ursache heiteren Frohsinns so nun der Rührung geworden sind — der wird etwa jenes Herausflammen eines gewissermaſsen wilden Ernstes mitten unter scheinbaren Faseleien bei Rabelais verstehen. Wir führen als Beispiel einen Vers aus der Aufschrift des groſsen Thors zu Thalem an, der recht als Beleg dienen kann:

„Hie kommet her, die ihr des Herren Wort
Dem Feind zum Tort mit flinkem Geist verkündet.
Hie sollt ihr haben feste Burg und Hort,
Wenn Geistermord mit Glossen fort und fort
Die Gnadenpfort uns zuschliefst und verspündet.
Kommt! gründet hie den Glauben, weckt und zündet!
Alsbald verschwindet, wann ihr schreibt und sprecht,
Was sich verschworen wider Gottes Recht" u. s. w.

Anderen Orts zeigt sich der Ernst Rabelais' vermittelter; so z. B. in dem Beschluſs des zweiten Buches, wo sich der Autor also vernehmen läſst:

„So ihr etwann zu mir sprächet: lieber Meister, uns dünkt, ihr seid nicht allzuklug, daſs ihr uns solche Pfifferling und schnakisch Fetzwerk auftischt, so antwort ich euch: und ihr seid traun nicht klüger als ich; was hebt ihr's auf und leset's? Gleichwohl wenn ihr's aber zu eurer Lust und Kurzweil leset, wie ich mir schreibend mein Zeit und Weil damit gekürzt hab, werden wir wohl beiderseits viel eher dafür Vergebung finden als ein ganz Heer Sarabaiter, Blindschleicher, Kuttner, Hypokriter, Tuckmäuser, Stock- und Stiefelbrüder und andere des Gelichters mehr, die sich vermummeln und die Welt mit ihren Larven zum Besten haben. Denn während sie dem gemeinen Volk einbilden als wenn ihr ganzes Thun nur eitel Beschaulichkeit, Andacht, Fasten und Ertödtung des Fleisches wär, auſser was zu Erhaltung und Nothdurft ihres armen, sterblichen Leichnams erforderlich, verführen sie gleichwohl ein Leben, des Gott bewuſst ist, *et Curios simulant, sed bacchanalia vivunt.* Ihr könnts an ihren Polakenbäuchen, an ihren rothen Goschen könnt ihrs mit feuriger Schrift geschrieben lesen, wenn sie sich nicht etwann mit Schwefel weiſs brennen und räuchern" u. s. w.

Wenn aber auch solche bestimmtere Stellen nicht vorhanden wären, in denen der Autor selbst seine Absicht, bei aller Ergötzung des Augenblicks das über den Augenblick erhabene zu suchen, ausspricht — der Geist des Buches selbst würde davon zeugen. Wenn Rabe-

lais also in dem Capitel „von des Gargantuä Studien unter seinen sophistischen Lehrern" so recht cynisch genial das ungeschlachte Leben eines adeligen Rülpses verhöhnt hat —, wenn er erzählt hat, wie Gargantua, wenn er nach langen Faulenzerumständlichkeiten aus dem Bett gekommen: „schifs, pifst, kotzt, rülpst, farzt, jähnt, spie, hustet, räuspert, niest und rotzt wie ein Archidiaconus" und dann: „den bösen Thau und Nebel zu legen, schöne Karbonädel, schöne Brotkutteln, schöne Schunken, leckere Rebhuhntunken und Primsuppen vollauf frühstuckt" wenn dann nach mancherlei anderen interessanten Details über seine Lebensweise von dem zu Mittag am Tisch sitzenden Gargantua ergötzlich gesagt wird: „mittlerweil warfen ihm vier seiner Leute ohn Unterlafs einer nach dem andern Mustrich mit vollen Schaufeln ins Maul" — und wenn, nachdem diese Darstellung durchgeführt ist, dann beschrieben wird, „wie Gargantua beim Ponokrates solcher Lehrzucht theilhaft ward, dafs ihm nicht eine Stunde vom Tag verloren ging" — wenn diese Darstellung uns eben so ergötzlich einen Ausbund von Pedanterei und eine so aberwitzig raffinirte Erziehung sehen läfst, wie sie *in rerum naturâ* in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts und im 16ten wohl häufiger vorgekommen war und wie sie unglücklicher Weise unser vortrefflicher Kaiser Max erhalten hatte, wenn bei *der* Gelegenheit eine besondere Tagesordnung mitgetheilt wird für das schöne und eine besondere für das Regenwetter, wenn das eine Capitel schliefst: „um Mitternacht, bevor sie sich zur Ruh begaben, stiegen sie auf den freiesten und höchsten Söller ihres Hauses, des Himmels Antlitz zu beschauen; und gaben da auf die Cometen acht, wanns ihrer hätt, auf die Figuren, Aspecten, Stellung, Oppositionen und Conjunctionen der Gestirn. Dann recapitulirt er kürzlich nach der Pythagoräer Art mit seinem Lehrer, Alles was er im Laufe des Tages gehört, verkehrt, erstört, gethan und gelesen hätt. Und ruften Gott den Schöpfer im Gebet an", u. s. w. ein anderes hieher gehöriges Capitel aber: „wenn sie dann banketirten, schieden sie von dem gewässerten Wein, wie *Cato de re rust.* und Plinius lehren, mit einem Becher von Epheu das Wasser, wuschen den Wein in einem vollen Wasserbecken, zogen ihn darauf mit einem Trichter wiederum ab, vermachten das Wasser aus einem Glas ins Andere, bauten vielerlei kleine Automata" u. s. w., so sieht jedermann, dafs Rabelais recht wohl eine dritte gesunde, natur- und geistgemäfse Erziehung Lebensweise kennt und ehrt, aber die Carricaturei wohl sinnlich-natürlicher Flegelei als hypergeis Schulmeisterei und Tausendkünstelei als elende Mu und Geistlosigkeiten verhöhnt.

Zuweilen, besonders wo sich der gute Sinn de belais persönlich *feindlicher* ausspricht, wie so oft namentlich im 40sten Capitel des ersten Buches) seine eignen Standesgenossen die Mönche, wird Vortrag fast dogmatisch. Mit leichterem, fröhlich Scherz als die Mönche geisselt er überall pedant Gelehrte, so ist die Satire auf die academischen D tationen in dem Capitel: „wie ein grofser Gela aus Engelland mit Pantagruel argumentiren wollte vom Panury überwunden ward" unbeschreiblich l und schön. Doch nicht blofs in solcher mehr oder der reflectirter Geisselung der Gebrechen, Geistl keiten und Heucheleien seiner Zeit, sondern auc unmittelbareren Scherzen in Verhöhnung geschma ser Schriftsteller seiner Zeit durch Verwendung Eigenthümlichkeiten ihrer Darstellung zu Beschrei lächerlicher und der Natur dieser Schriftsteller widersprechender Gegenstände oder eben in so lu Ausführung sophistischer Themata wie die Lobred Borgen und Schuldenmachen ist, tritt einem imm letzten Hintergrund eine grofse sittliche Tiefe e gen. In unserer deutschen Litteratur ist niemand mit Rabelais einigermafsen verglichen werden l als zuweilen Abraham a Sta. Clara, der oft gan ähnlicher Weise seine Zeitgenossen auffafst und i ihr Porträt mit ähnlichen Wendungen und in ä chem Sinne vorhält als Rabelais den seinigen. wer könnte beide auf eine Linie setzen wollen — bei aller Verhöhnung pedantischer Gelehrsamkeit kundet Rabelais eine so ausgebreitete, durch und d geistreiche und wahrhaft erstaunenswürdige Gelehr keit, dafs man sieht er hat, so viel dies damals lich war, die ganze historisch entwickelte Bildung Vor- und Mitwelt in sich aufgenommen und s zwungen, dafs sie zum Werkzeug in seinen Hä wird. Er ist ein durch und durch gebildeter Geist ganz über der aus erhabenen und gemeinen Bes theilen gemischten Mafse schwebt, die er in s Schriften zu ergötzlichen Figuren verknetet.

Wenn wir es gewagt haben mit obigen wen Worten die Summa des Vergnügens, der Beleh

und der wahren sittlichen Besserung, die jeder aufmerksame, andächtige Leser in Rabelais' Schriften finden wird, aussprechen zu wollen — jene Summa die ein in das Werk eingereiheter Vers weit schärfer noch so ausspricht:

So Du dies thust (nämlich das Buch andächtig liest), wirst
Du Dich trefflich letzen,
Und Dein Gewinn wird überschwenglich sein.
Es muſs ein so vergnügliches Ergötzen
Dem Geist zu allen Stunden wohl gedeihn" —

so bleibt uns noch übrig von der Uebersetzung als solcher zu sprechen — aber indem wir dies unternehmen, fällt uns aller Muth. Nichts kann beleidigender für den tüchtigen sein, als das Lob seiner That aus dem Munde eines solchen, der ähnliches Groſses zu vollbringen auch entfernt nicht im Stande ist — und in der That, wer Rabelais, wer die eigenthümlichen Schwierigkeiten alle einer Uebersetzung dieses Schriftstellers, einer Uebersetzung dabei in gutes, lebendiges grunddeutsches Deutsch, einer Uebersetzung, die den Sinn des Einzelnen und den geistigen Hauch des Ganzen wieder geben soll — wer dies alles kennt, und nur Ein Capitel dieser Uebersetzung mit dem Original vergleicht, der wird unsere Erklärung verstehen — daſs wir vor *so* vollbrachtem Werk wie die vorliegende Uebersetzung ist, uns in Demuth beugen, und nicht einmal zu loben wagen, weil ein Lob aus unserem Munde, was sich über die Leistung stellen wollte, nur Anmaſsung sein könnte. Der Uebersetzer muſs so gelehrt sein als Rabelais — und weit, weit gelehrter noch; er muſs einen so tiefernsten Sinn haben wie er, und dabei eine Macht über die Sprache besitzen, die unser Lob nicht erreichen würde. Auch der Herr Herausgeber hat Alles gethan, was nur irgend nöthig und möglich war, Rabelais würdig auf deutschem Grund und Boden anzusiedeln.

Heinrich Leo.

XIV.

Beiträge zur Anatomie und Physiologie von Dr. M. J. Weber, Prof. zu Bonn. Ersten Bandes erste Nummer. Mit 2 lithographischen Tafeln. Bonn, bei Henry und Cohen. 1832. 4.

Kaum möchte Etwas im Stande sein, fester von der Beschränktheit unserer Kenntnisse über die thierische Organisation uns zu überzeugen, als der Umstand, daſs täglich noch die interessantesten Entdeckungen über Formation und Funktion der bedeutendsten Theile der am häufigsten bei uns vorkommenden Thiere gemacht werden. Wer hätte es für nöthig erachtet, das Herz der Reptilien einer neuen Untersuchung zu unterwerfen? Und wie viel des Neuen ist aus einer solchen hervorgegangen. Wie interessant sind die Mittheilungen die Hr. Weber in dem ersten Aufsatze vorliegenden Heftes über diesen Gegenstand uns macht! Es sei uns gestattet, die überaus scharfe und bittere, gegen Hrn. Meckel gerichtete Polemik, von der jede Seite dieses Buches voll ist, hier unberücksichtigt zu lassen und sogleich zur Mittheilung der vorzüglichsten Facta zu schreiten.

Im Jahre 1825 schon hatte J. Davy in Corfu die interessante Entdeckung gemacht, daſs die Frösche nicht, wie man gewöhnlich annimmt, einen einfachen Herzvorhof, sondern zwei, durch eine vollständige Scheidewand getrennte Vorhöfe des Herzens besitzen. Mehrere Jahre lang blieb die in dem *Edinburg New philos. Journal* enthaltene Notiz über diesen Gegenstand unbeachtet, bis neuerlich in Frankreich Martin Saint-Ange und in Deutschland Hr. Professor M. J. Weber, Beide selbstständig, aufs Neue diese Thatsache entdeckten.

Das Herz der Batrachier (untersucht sind: ein amerikanischer Frosch, *Rana esculenta, R. temporaria, R. paradoxa*, Salamander, der Axolotl; *Rana pipa* und *Proteus anguineus*) besteht also aus zwei Vorkammern, einer rechten und einer linken, die durch ein vollständiges aber zartes Septum getrennt sind, und aus einer einfachen Herzkammer. Da die Scheidewand der Vorhöfe in die einfache Herzkammer hineinreicht, so sind zwei kleine *Foramina venosa* vorhanden. Die Vorkammern stehen nicht mit ihrer ganzen Basis, oder nach ihrer ganzen Ausdehnung mit der Herzkammer in Höhlenverbindung, sondern diese findet nur an einer kleinen Stelle Statt. In den rechten Vorhof mündet ein gemeinschaftlicher Venenstamm, der nur durch die beiden vorderen Hohlvenen und durch die hintere Hohlvene gebildet wird. In den linken Vorhof dagegen mündet ein gemeinschaftlicher Stamm, der durch die beiden Lungenvenen gebildet wird. Die Grenze zwischen den Vorkammern und der Herzkammer macht ein kallöser Muskelring, an dem sich die vielen Muskelbündel der Kammer gleichsam koncentriren oder befestigen. Von Klappen an den venösen Mündungen ist keine Spur vorhanden. Aus der rechten Seite der untern Fläche der Herzkammer entwickelt sich ein gemeinschaftlicher arteriöser Stamm, welcher zwischen den Vorkammern einige Linien nach vorn verläuft und dann in 2 Aeste sich theilt, deren jeder in eine Aorta und eine Lungenarterie sich spaltet. Schneidet man den *Truncus arteriosus communis* auf, so bemerkt man zuerst an seinem Ursprung zwei kleine halbmondförmige Klappen, und dann, daſs ein halbes Septum, seiner ganzen Länge nach, aus dem Grunde hervorragt und ihn so unvollkommen in zwei Hälften theilt.

Das Körperblut gelangt also bei den Batrachiern durch die Hohlvenen, zum rechten Vorhof und von hier in die einfache Herzkammer. Das Lungenblut strömt in den linken Vorhof und von da gleichfalls in die einfache Herzkammer, in der also beide Blutarten zusammentreffen. Doch auch in ihnen findet

keine Vermischung derselben Statt. Denn wenn man einen Frosch lebendig öffnet, so unterscheidet man sehr bestimmt in der einfachen Kammer die beiden Blutarten und zwar nicht nur durch ihre Farbe, sondern auch durch einen weifsen Streif, der von der Basis gegen die Spitze des Herzens verläuft. Besonders unter Wasser, jedoch, dafs der Frosch noch athmen kann, macht sich dies Experiment deutlich. Die Vereinigung oder die innige Mischung beider Blutarten findet also wohl erst im gemeinschaftlichen arteriösen Stamme Statt, doch ist hierbei wohl zu beachten, dafs derselbe an der rechten Seite der Kammer entspringt und dafs er im Innern durch eine halbe Scheidewand abgetheilt wird. Durch diese zwei Punkte nämlich ist die Möglichkeit gegeben, dafs die beiden Blutarten auch hier zum Theil eine bestimmtere Bahn einschlagen, nämlich so, dafs das Körperblut zuerst durch den Arterienstamm zur Lunge strömt und dann erst das Lungenblut, als das vom Arterienstamme entferntere Fluidum, seine gewöhnliche Bahn verfolgt, wodurch denn auch kein oxydirtes Blut zu den Lungen gelangen könnte. Beide Blutarten sind ja ferner nicht nur materiell, sondern auch vital von einander verschieden und fliefsen daher vielleicht ein Moment neben einander, ohne sich zu vermischen. Auch glaubt Weber wirklich beobachtet zu haben, dafs, wenn man den gemeinschaftlichen Arterienstamm durchschneidet, noch helles und dunkles Blut zugleich zu unterscheiden sei. Jedenfalls ist aber in anatomischer Hinsicht der Körper- und Lungenblut-Kreislauf der Batrachier unvollkommener geschieden, als es bei den übrigen Amphibien der Fall ist, bei denen keine Vermischung des Blutes Statt findet. Die Ursache davon ist einzig und allein die, dafs die Batrachier in ihrer ersten Entwickelungsperiode ununterbrochen im Wasser sich aufhalten und durch Kiemen athmen. Sie besitzen eigentlich nur ein Körperherz und im linken Vorhof die erste Anlage zum Lungenherzen.

Für die Anatomie des Herzens der übrigen Amphibien, ist des Interessanten viel geleistet, das hier aber nicht ausführlich mitgetheilt werden kann. Wenden wir uns daher zur Darstellung der Art, wie bei ihnen der Kreislauf von Herzen aus geschieht. Das Körperblut gelangt bei diesen Thieren durch die Jugular- und Hohlvenen zum rechten Vorhof und von da in die rechte Kammer. Das Lungenblut strömt in den linken Vorhof und von da in die linke Kammer. Beide Vorhöfe sind durch eine vollständige Scheidewand von einander getrennt. Auch zwischen beiden Kammern findet sich eine Scheidewand, die von der Spitze des Herzens gegen die Grundfläche vortritt, das *Septum atriorum* aber nicht erreicht, so dafs zwischen dem hinteren, freien Rande des *Septum atriorum* und dem vordern Umfang des *Septum ventriculorum* eine ovale Oeffnung übrig bleibt, wodurch der rechte und der linke Ventrikel mit einander kommuniciren. In dem Momente, wo die beiden Vorhöfe ihr Blut in die entsprechenden Kammern ergiefsen, schlagen sich zwei halbmo mige Klappen, Fortsetzungen des *Septum atriorum*, am O *venosum* gelegen, zusammen gegen die ovale Oeffnung, w beide Herzkammern vereinigt und bewirken dadurch deren S saung, so dafs in diesem Momente zwei vollkommen getr Kammern vorhanden sind. Es ist also jetzt unmöglich, daf nöses und arterielles Blut sich mischen. In dem Moment sich die beiden Kammern zusammenziehen, heben sich w die beiden halbmondförmigen Klappen des *Septum atri* entfernen sich von einander und legen sich vor die *Ostia v* wodurch sie den Rücktritt des Blutes aus den Kammern v dern. Aus der rechten Herzkammer tritt das venöse Blut Höhle des von ihr durch eine scharfe Muskelleiste getre *Conus arteriosus*, woraus die Lungenarterie sich entwickelt, die nun das Körperblut zu den Lungen gelangt. Zu der wo das venöse Blut aus der rechten Herzkammer ausgeti wird, strömt das arterielle Blut durch die Kommunikatio nung der Kammern aus der kein Gefäfs abgebenden linken mer in die rechte. Es kann dies arterielle Blut nur zu den ten gelangen, indem die Muskelleiste des *Conus arterios* dem Verhältnifs, als die rechte Kammer des Blutes sich leert, an die Wandung des Ventrikels sich anlegt und s oxydirte Blut hindert, in die Lungenarterie zu gelangen. ist also die Funktion der Muskelleiste und darum ist di theilung der rechten Herzkammer in zwei Räume gegeben gleich werden, in dem Verhältnifs, als die Kammern si sammenziehen, die Oeffnungen der Aorten der Kommunika öffnung der Kammern und dadurch dem linken Ventrikel näher gebracht und die Muskelleiste des *Conus arteriosus* bildet an ihrer obern Fläche eine Rinne, wodurch der ox Blutstrom seine bestimmte Richtung erhält, so dafs also in den Kammern keine Mischung des arteriellen und ve Blutes Statt finden kann Diese Angaben werden zu ununlichen Lehrsätzen erhoben durch die Resultate von Vivinen. Wenn man nämlich bei Schlangen das Herz blofs le sieht man, dafs in dem rechten Vorhof, in der rechten Her mer und in der Lungenarterie nur schwarzes Blut sich be dafs dagegen im linken Vorhofe, in der linken Kammer den beiden Aorten nur rothes Blut strömt. Sammelt man vorsichtiges Oeffnen der verschiedenen Herzhöhlen und G dies Blut, so kann man sich noch fester überzeugen, dafs Mischung der beiden Blutarten Statt findet. Warum sin sowohl das Herz als die Gefäfse so gebaut, dafs eine solc schung Statt finden kann. Wenn diese Thiere nicht athme somit, wenn sie sich unter Wasser aufhalten, oder wen bei ihnen das Athmen absichtlich unterbricht, findet auch That eine Mischung beider Blutarten Statt. In diesen strömt nach kurzer Zeit kein Blut mehr durch die *Arter monalis* zu den Lungen, sondern fliefst in die linke Aorte linke Vorhof und die linke Kammer werden von oxy Blute leer und dadurch geschieht es, dafs das venöse Blu in die linke Kammer einen Weg sich bahnt. Alle Räun Herzens und die Gefäfse sind dann voll schwarzen Blutes auch hierin ist die von den höhern Wirbelthieren abwei Herzform der Amphibien begründet.

Nach dieser Darstellung geht der Verf. in eine Wider der von Meckel in seiner pathologischen Anatomie aufge Eintheilung und Vergleichung der beim Menschen vorko den abnorm gebildeten Herzen mit den Herzbildungen n Thiere ein.

Den Schlufs machen Notizen über das Vorhandens hinteren Kapselwand der Krystalllinse, über Varietäten d nen und Arterien und über die zwei Penes des Kroko Die lithographischen Tafeln sind mit sehr grofser Sorgf geführt. —

№ 11.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

XV.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung. 1830. *u.* 1832.

Zweiter Artikel.

III. Eben so inhaltsreich und für jeden Freund der Kunst, nicht allein für den Reisenden in Rom interessant ist das dritte Buch, oder die *kunstgeschichtliche Einleitung*, welche den gröfsten Theil dieses ersten Bandes, von S. 277 bis 617 einnimmt. Sie behandelt im ersten Hauptstücke die antiken Bildwerke Roms, im zweiten die Steinarten dieser statuarischen und der architektonischen Ueberreste, im dritten und vierten die Katakomben und Basiliken als Einleitung für die christlichen Alterthümer, im fünften endlich das reiche Gebiet der neuern Kunst in Rom. Dabei vermifst Ref. dann doch noch einige einleitende Bemerkungen über antike Mahlerei auf Thon und Kalk und über die Mosaikfufsböden, besonders aber eine Darstellung der architektonischen Grundsätze der Alten bei Anlegung der Tempel, Fora und Thermen, da die spezielle Beschreibung immer wieder auf das Allgemeine bei denselben zurückkommen mufs und selbst von christlichen Basiliken nicht eher recht verständlich gesprochen werden kann, ehe nicht von der Einrichtung der alten zum gerichtlichen Gebrauche bestimmten geredet worden. Allerdings hätte dabei vieles aus den abhandelnden Schriften über die alte Architektur entlehnt werden müssen: indefs ist dies überhaupt bei dergleichen Einleitungen unvermeidlich und es würde durch die lokale Anwendung auf Rom einen eigenthümlichen Werth bekommen haben.

Bei dem überaus grofsen Sachreichthum besonders des ersten und fünften Capitels wird Ref. sich begnügen müssen, die eigenthümlichen Ansichten und nächsten Zwecke der Verf. hervorzuheben, so schwer es ihm wird nicht auf das Einzelne mit derjenigen Ausführlichkeit einzugehen, welche das tiefe Studium der Verf. bei dem Interesse der Sache verdient, und welche dem Ref. selber am leichtesten sein würde, da er das Glück gehabt hat, nach der Publikation dieses ersten Theils der Beschreibung Roms und mit derselben vertraut die Resultate jener Forschungen mit den Eindrücken, welche die Sachen auf ihn gemacht haben, vergleichen zu können.

In der ersten Abhandlung trägt Hr. Gerhard seine Ansichten über Zeit, Bestimmung und Darstellungskreise der in Rom vereinigten antiken Bildwerke im Allgemeinen vor, da im Fortgange des Werks die Beschreibung der einzelnen Museen, bei gröfster Vollständigkeit in Angabe alles Vorhandenen, nicht sowohl eine archäologische Auslegung oder Beurtheilung des Kunstwerthes bei der Masse des Mittelguts, als eine genauere Angabe der äufseren Verhältnisse, wie Fundort und Ergänzungen sind, enthalten und durchweg eine schärfere Terminologie aufstellen soll. Hr. Gerhard hat die ganze Masse der Römischen Antiken vor Augen und ordnet das Einzelne mit bewundrungswürdiger Gedrängtheit seinen allgemeinen Ansichten unter, zugleich befindet er sich häufig im Widerspruche gegen gangbare Vorstellungen, die er berücksichtigt und widerlegt, jedoch aus Abneigung gegen Polemik nur seitwärts blickend und andeutend, oft auch im Ausdrucke scheinbar nachgebend, die Assertion zurückhaltend oder versagend. Durch jene sachliche Zusammendrängung und diese Vorsicht im Ausdruck der eignen Ansicht wird die Lectüre des reichhaltigen Aufsatzes etwas schwierig. Der Verf. hätte ihm leicht durch eine etwas ausführlichere Charakteristik sei es der Kunstperioden oder der Klassen von Gegenständen, oder der einzelnen Werke, auf welche Bezug genommen wird, mehr Licht geben können, und schwerlich würde ihm ein unbefan-

gener Leser aus der entschiedener auftretenden Assertion einen Vorwurf gemacht haben, der vielleicht durch den schwebenden Ausdruck vermieden werden sollte, da niemand verkennen wird, mit welcher Gewifsheit auch eine Behauptung ausgesprochen wird, dafs es sich dabei um Bestimmungen sehr zarter Natur handelt. Hr. Gerhard hat es nämlich, wo es sich um die Zeit und die Bestimmung der Römischen Bildwerke handelt, hauptsächlich mit der Zurückweisung von mancherlei überschwänglichen Ansichten der Kunstfreunde zu thun, indem er auseinandersetzt, dafs wir in Rom sehr wenige Werke echt Griechischer Kunst besitzen, das Vorzüglichste den ersten Kaiserzeiten zuzuschreiben sei, die bei weitem gröfste Masse aber aus nach-Hadrianischer Zeit herstamme, ferner dafs der geringste Theil der Römischen Bildwerke dem religiösen Cultus angehörte, ein bei weitem gröfserer der müfsigen Pracht diente, sogar auch mehr vormahliger Privatbesitz als der öffentlichen Beschauung bestimmt war. Gegen diesen letzten Satz würde sich vielleicht am meisten im Allgemeinen einwenden lassen, da Hr. Gerhard selber anführt, dafs die Thermen, öffentliche Vergnügungsörter, sehr viel schönes Bildwerk erhalten haben, und der gegenwärtige Bildervorrath durch den Schmuck der städtischen Brunnen sehr vermehrt ist, da die kaiserlichen Gärten und Villen gewisser Mafsen auch öffentlich waren, da selbst Gräber zu Tempeln ausgeschmückt ihren Statuenschmuck zur Beschauung ausstellten u. s. f. Auch geht der Verf. wohl auch darin zu weit, dafs er die Ausschmückung der Tempel mit den Statuen verwandter und nicht verwandter Gottheiten, wofern nicht ein *äufserer* Grund zu einer solchen Annahme nöthigt, in Abrede stellt. Aber worauf er vorzüglich dringt, eigentliche Tempel- oder Cellenbilder, welche der Anbetung geweiht gewesen, nicht anzunehmen, ohne dafs äufsere Anzeichen und vorzüglich Hieratische Anordnung dazu berechtigen und so zu sagen zwingen, darin wird man ihm unbedenklich beipflichten müssen, und man wird noch den Grund hinzufügen können, weil bei der Verfolgung des heidnischen Gottesdienstes gerade diese Bildwerke am meisten, wie wir wissen, zerstört wurden. Auch in Bezug auf die Zeit der Hervorbringung und die grofse Zahl der gewöhnlich mit dem Worte *alt-Griechisch* bezeichneten Bilder dringt Hr. Gerhard mit Recht auf Unterscheidung dessen, was wirklich alt-Griechisch ist, von dem was späterer hieratischer und Römisch-hieratischer Stil ist: im Einzelnen wird man mit ihm rechten können, aber ohne Zweifel ist seine Gewissenhaftigkeit hierin vorzüglicher als die unüberlegte Vermischung der Zeiten. Wenn er jedoch zu Anfang der Abhandlung den Satz aufstellt, „Wenige Denkmähler ausgenommen, die der *Zufall* aus Etruskischer und Campanischer Nähe herbeigeführt, sind die Bildwerke Roms *nur aus Römischem Boden* hervorgegangen und tragen in dem gleichförmigen Ausdruck mannigfaltiger Religions- und Kunstelemente *das entschiedene Gepräge dieser Herkunft* an sich", so möchte dieser Satz sowohl von Seiten des Ausdrucks einer Mifsdeutung unterliegen, als auch in der Sache eine Beschränkung erleiden müssen. Durch die Verbindung beider Bestimmungen, Fundort und Ursprung, könnte Hr. Gerhard selbst gegen seine Absicht leicht zu viel behauptet haben. Allerdings sind die aufserhalb der Stadt und ihrer unmittelbaren Nähe gefundenen Statuen ganz unerheblich an Zahl: aber was thut der Fundort zur Herkunft, da es ja bekannt ist wie der Staat und die einzelnen die Stadt mit den Spolien des Erdkreises auszuschmücken sich bemühten? Nimmt doch Hr. Gerhard selber im Fortgange der Untersuchung noch eine verhältnifsmäfsig nicht geringe Zahl von Werken Griechischer Kunst an. Alsdann geben wir dem Vf. zwar unbedenklich zu, dafs von den Werken der *blühendsten* Griechischen Kunst das Meiste nur in mehr oder weniger entfernten Nachbildungen auf uns gekommen ist. Wie sollte auch der Zufall bei der Erhaltung dieser im alten Rom vereinigten Meisterwerke bei der unendlich gröfseren Menge anderer Bildwerke so glücklich gewaltet haben? Die Nachweisung dieser Nachbildungen von Werken des Phidias, Polyklet, Myron, Skopas u. a. bildet einen sehr interessanten und lehrreichen Abschnitt der Abhandlung, und Hr. Gerhard ist dabei noch geneigt, in dem stehenden Discuswerfer der vatikanischen Sammlung das Original des Naukydes, und in der Niobide des musei Chiaramonti ein Werk des Skopas zu erkennen. Aber wenn wir auch von den wirklichen, uns sonst aus dem Bericht der Autoren bekannten Originalen jener Kunstheroen nur weniges und zerstreutes besitzen, so vermögen wir doch theils unter jenen Nachbildungen, theils in andern Werken immer noch Denkmähler der gereiften und sich ihrer Höhe bewufsten *Griechischen* Kunst zu erkennen, zumahl aus jener Zeit von Alexander bis auf die Zerstörung von

h und die Verpflanzung der Kunst nach Rom, r sich so wenige *Nahmen* von Künstlern erhal- ıben, offenbar nur deswegen weil keine Ideale selbständig zu *schaffen* waren, sondern die Kunst r erreichten Höhe sich in den gegebenen Kreisen wegte. Aus welcher Zeit anders füllten sich die lungen Römischer Grofsen, wenn sie kaufen, nicht iches Gut an sich bringen wollten? Hier beginnt er Zwiespalt der neusten Kunstansicht, der auch Darstellung unsers Verfs. nicht ohne sichtbaren s geblieben ist. Hr. Gerhard macht eine Anzahl nahmhaft, die man jener späteren Zeit der ge- Griechischen Kunst zuschreiben *könnte*. Aber darauf wendet er sich lieber dahin, den Unter- jener Kunstperiode und der früheren Kaiserzeiten ede zu stellen, und sich dafür zu entscheiden, fast alles, was den Beschauer in Rom durch vor- ıe, obwohl nicht rein Griechische Kunst über- , den früheren d. h. vor-Hadrianischen Kaiser- angehöre". Dabei scheint er unter rein-Griechisch trengere, mäfsige, an sich haltende Schönheit zu ıen, wie wir sie allerdings als den Charakter der ı Griechischen Kunst anerkennen. In dem Lao- ınd in dem Apollo von Belvedere findet er diesen kter nicht: der Laocoon verräth ihm eine mehr h künstliche, als eine anspruchlos tragische Auf- g; der Apoll ist ihm für die *beste* Griechische u bewegt, poetisch, nicht plastisch genug, für ein elbild (was wir ihm zugeben können, wenn ein bild verstanden wird) wegen der triumphirend reitenden Stellung nicht geeignet, er glaubt ihn, iginal also, wie wir voraussetzen müssen, für die säle des Nero zu Antium verfertigt. Ref. theilt das Vorurtheil, welches Hr. Gerhard bestreitet, ım schnellen Sinken der Kunst in der Kaiserzeit; nügendes Zeugnifs von der Vortrefflichkeit späte- ınstpraxis geben noch viele Werke, wie Tiberius' tatue im Vaticanischen Museum und die Familie ılbus aus Herculaneum. Aber es wird doch ein ılicher Unterschied zwischen der kunstreichen ildung der Wirklichkeit und dem belebenden Hauch lealität in jener freien und ungetrübten in sich ligten Kunstübung zu machen sein.

r. Gerhard fühlt dies auch wohl und er drückt gar sehr hart für eine in dor Kunstübung noch htige Zeit aus, „es scheine fast ein Frevel neben der Erwähnung jener im Steine neu gebornen Natur der Kaiserzeiten zu erwähnen". Sehen wir also nur, was ihn dazu nöthigt. Es wird nicht eine gewisse vorge- fafste Meinung von einem stehen gebliebenen Charak- ter der Griech. Kunst sein, sondern es ist nur weil er sich aus *historischen* Gründen veranlafst sieht, die Grup- pe des Laocoon in dieselbe Zeit des Nero und Vespa- sian zu setzen, und dies ist allerdings der Mittelpunkt seiner Ansicht über die Zeitbestimmung der Röm. Bild- werke. Er eignet sich, wie auch schon bei der Bestim- mung des Apollo sichtbar, das Resultat der von Hrn. Thiersch wieder aufgenommenen und glänzend durch- geführten Untersuchung über die Zeit des Laocoon an. Ref. hat ihr alle Aufmerksamkeit gewidmet, aber er kann nicht umhin als sein philologisches Urtheil eben so entschieden auszusprechen, dafs Plinius in jener Aufzählung berühmter Bildhauer (XXXVI, 4, 11.) die Meister des Laocoon durchaus *nicht* als seine *Zeitge- nossen* betrachte. Man könnte aus der Ordnung, in welcher er sie erwähnt, allenfalls auf die letzte Zeit der Römischen Republik schliefsen; aber es hindert in seiner Aufzählung gar nichts, dafs sie selbst bis an die 120ste Olympiade herangerückt werden, indem Plinius die ganze Zeit der durch die grofsen Erfinder der Ideale ausgebildeten Kunst zusammenfafst und einen besonde- ren Grund hatte, die drei Künstler wegen ihrer den Ruf der einzelnen verdunkelnden Mehrheit zuletzt zu nennen. Ueber die Augustische Zeit geht er aber über- haupt in diesem Theile seiner Kunstgeschichte nicht hinaus. Wenn er dessen ungeachtet ein Werk des neuesten Tages hätte erwähnen wollen, welches alle früheren Werke der Skulptur und Mahlerei nach seiner Meinung *überträfe*, was würde er bei der Verehrung der *veteres*, die ein für alle Mahl Ton der Kaiserzeit geworden ist, für einen Anlauf haben nehmen müssen, um die Kunsthöhe der Gegenwart gebührend zu prei- sen? Er erwähnt an einem andern Orte bei den Ver- fertigern der Kolosse des Zenodorus *aus unserer Zeit*, der *keinem* der Alten in einem Theile seiner Kunst *nachgestanden*, aber in einem andern Theile, in der Mischung des Erzes, habe er desto mehr den Vorzug jener bethätigt. Keine solche Beschränkung des Lobes bei den Verfertigern der Gruppe des Laocoon. Und wie hätte nun dem Rufe der Künstler ihre Mehrheit schaden können, wenn sie *so eben erst*, (denn Plinius publicirte ja sein Werk noch zwei Jahre bevor Titus

Kaiser würde,) in Rom, im Auftrage des Mitregenten ein so gepriesenes Werk verfertigt hätten? Auch der Ausdruck *qui est in domo Titi Imperatoris* zeigt nur eine jetzige Aufstellung, nicht eine Darstellung für den Ort (wie nachher *decoravit*) an.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVI.

Notice sur Goethe. Genève, 1832. 62 S. 8.

Einige hin und wieder durchblickende Zeichen lassen mit Sicherheit als den Verfasser dieses schätzbaren Aufsatzes Hrn. *Soret* erkennen, welcher den edlen und reichen Stoff, der für uns bereits so glücklich durch den Kanzler Fr. von Müller bearbeitet worden, mit geschickter, taktvoller Hand abermals aufgenommen, und von neuem Standpunkt aus für einen besondern Lesekreis eigenthümlich dargelegt hat. Die Genfer *Bibliothèque universelle*, für welche der Verf. zunächst schrieb, bezeichnet in der That ein eignes Gebiet, das nicht mehr das Deutsche, und noch nicht das Französische ist, aber aus seiner Zwischenstellung nicht nur in diese beiden, sondern vorzüglich auch nach England und Italien stark einwirkt, und es war sehr zweckmäfsig, auch von solchem Orte her ein gehaltreiches und verständigendes Wort über den Mann auszusprechen, dessen Gröfse weit über seine dichterischen Eigenschaften hinausgeht, und noch immer zu neuen Enthüllungen Anlafs giebt. Dem Bedürfnisse seiner Leser gemäfs, versucht der Verfasser einen raschen gedrängten Abrifs von Goethe's Lebensumständen mit eben solchen kurzen und festen Hauptzügen der inneren Geschichte desselben zu verbinden, und auf solche Weise ein vollständiges, klares Bild dieser persönlichen und geistigen Krafterscheinung hervorzurufen. Dies ist ihm vortrefflich gelungen, durch ruhige, milde, Anreihung der Thatsachen, durch heitre, partheilose Erörterung, durch einfache, lichtgebende Ausdrucksweise. Sehr natürlich kann für uns nicht alles neu sein, was der Verfasser mittheilt, weder in den Sachen, noch in den Urtheilen und Betrachtungen, die sich damit verbinden, allein auch das Bekannte gewinnt in so gebildeter Hand einen neuen Reiz, und man vernimt gern eine solche Wiederholung, die denn doch in ihrem Zuschnitt und Zweck eigenthümlich ist, und neue Verknüpfungen theils giebt, theils veranlafst. So empfängt in dieser Darstellung alles, was Goethe's wissenschaftlichen Geist und Gang betrifft, eine besonders helle Beleuchtung, wie es sich von dem Verfasser allerdings erwarten liefs, der sich als sinnvoller und thätiger Gefährte seines hohen Freundes in manchen Wegen jener Richtung bereits öffentlich dargethan hat. Auch nach andrer Seite jedoch überrascht uns diese Schrift mit unerwarteten und bedeutenden Neuigkeiten. Einige Nachrichten, die Verbindung Goethe's mit Lilli betreffend, müssen wir als vorläufige Aufschlüsse, die uns auf weitere vorbereiten, sehr willkommen heifsen. Eben so die merkwürdigen Aeufserungen über Mirabeau's angefochtene Selbstgröfse und Urlichkeit, auf Anlafs der neuerlich von Dumont herausgeg Erinnerungen an diesen Revolutionshelden; sogar ein Stu aus den Memoiren des Fürsten von Talleyrand blitzt h wodurch zum erstenmal das bisher zweifelhafte Dasein Denkschriften des Erzdiplomaten unsrer Zeit durch ein streitbares Zeugnifs erwiesen wird. Die noch sonst au the's Gesprächen beigebrachten Urtheile und Bemerkung wichtig und anmuthig, und regen, wie alles von ihm, da Nachdenken still und mächtig auf. Ueberhaupt wird G Wort, wie sehr sich die Menge der theils schon alten ve ten, theils noch jungen verwahrlosten Kinder der Zeit d sträubt, noch weithinaus das wirksamste und mächtig unsrer Nation verbleiben, und auch die Gegner werd wider Willen vorzugsweise mit ihm beschäftigen müsse grade an ihm ihre gefährlichsten Proben bestehen. Sin diejenigen, welche so sehr über Mangel an Religion klagen, durch den lieblosen Eifer, den sie bei dieser G heit zeigen, mit ihrer eignen Frömmigkeit schon im z tigsten Lichte! und machen doch ebenso diejenigen, wohl noch den früheren Goethe gelten lassen, aber den ren für schwach geworden erklären, nur gefährlich aufm auf die Schwäche, in der sie selber längst haben still müssen, und den ungestört und kräftig Fortschreitenden aufzuhalten noch zu begleiten vermochten! Denn in W wer von seinen jetzigen lauten oder heimlichen Verungli dürfte sich rühmen, an lebendigem Antheil, an vielseitig tigkeit und frischer, stets neuer und wechselnder Produ bis in das hohe Alter hinein mit Goethe gleichen Schritt ten zu haben? Unser Verfasser kann von dem Greise, letzte Lebenszeiten er mit angesehen, mit vollem Rechte „*Son esprit était resté créateur, observateur et productif la fin, et ne s'arrêtait dans son action que là où s'arrêta forces physiques; celles-ci étaient tout ce qu'elles pouvai à cet âge. Non, Goethe n'a point eu le douloureux avert de sa fin prochaine par le sentiment du déclin de ses f mais il l'a pressentie en supputant le nombre de ses anné la vue des vides cruels qui se formaient autour de lui*". —

Hier sei zum Schlusse noch des artigen schlimmen S gedacht, der den Widersachern Goethe's neulich von ein gespielt worden, woher sie ihn am wenigsten erwarten ten. *Heine* trat aus den Reihen, wohin man ihn scho zählte, plötzlich hervor, und erklärte, die Triebfedern dern zur Feindschaft gegen Goethe kenne er nicht, v selbst aber wisse und gestehe er, dafs ihn der *Neid* ge durch welches schalkhafte Bekenntnifs nun gleichsam vo die umgekehrte Probe von Cendrillons Pantoffel erfolgt dem feinen gewandten Fufse, welcher den plumpen schw Stiefel unter die Menge geschleudert, kann dieser nimm passen und angehören, aber die vielen Andern — möge hen, wie sie das Anprobiren vermeiden! —

V. v.

№ 12.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

***hreibung der Stadt Rom von Ernst Plat-
r, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und
ilh. Röstell. Erster Theil und zweiten
heiles erste Abtheilung.***

(Fortsetzung.)

Vielmehr ist der Umstand, dafs die Gruppe *gemein-
lich* von mehreren verfertigt ist und nunmehr zur
chmückung eines kaiserlichen Wohnhauses dient,
nlassung, dafs der Autor in seiner Aufzählung der
würdigsten Kunstgebilde in Rom an die älteren
ter diejenigen Künstler anreiht, welche für die
inischen Häuser der alten Cäsaren arbeiteten,
kann an Gajus und Lucius, Tiberius und Germa-
denken,) wonach er wieder auf die letzten Zeiten
Republik zurückgeht. Auf dieser Verknüpfung
similiter beruht die ganze Beweisführung, und da
nt es denn doch sehr gewagt, darauf wieder eine
urchgreifende Behauptung zu stützen. Jedenfalls
e, wovon wir ausgingen, jene zu Anfang aufgestellte
erkung über die entschieden Römische Herkunft der
in Rom vereinigten Bildwerke zu streng und zu
mein ausgedrückt sein. Im Folgenden charakteri-
Hr. Gerhard die Künstler der Hadrianischen Zeit
„hocherfahren die streitenden Formen des Cultus,
ie die ungünstigsten Bildungen der Individuen den
erungen der Kunst anzupassen", erklärt aber von
r etwas strengen Ansicht aus ihre zierliche Ueber-
ng fremder Götterbilder dennoch für flach und
akterlos, während sie den Kunstkreis (nur) noch
der Idealbildung des Antinous, jenes früh vom Le-
geschiedenen Jünglings, bereichert hätten. Zum
ufs dieses Abschnitts macht er auf die Wichtig-
der Sarkophagbilder (nach den Antoninen) auf-
tsam, aus denen man am sichersten auf die Er-
ungskraft der Römischen Künstler schliefsen, und
t, wie gering auch zum Theil ihr Kunstwerth sei,
noch mannigfache Erläuterung des Alterthums ableiten könne.

In Betreff der *Kunstvorstellungen* führt Hr. Gerhard aus, wie einer Seits anzuerkennen sei, dafs der Sagenreichthum Römischer Bildwerke mit sehr geringen Ausnahmen Griechischer Abkunft ist, jedoch nicht jener ganze reiche Apparat Griechischer Mythologie, in dessen bildliche Darstellung Pausanias uns einen Blick vergönnt, sondern aufser dem Sagenkreise Homers mehr die allgemein verständliche Idee der göttlichen Natur, als die Besonderheit bestimmter Zeitumstände und Verhältnisse. Ander Seits sei allen Kunstvorstellungen die symbolische Andeutung zu vindiciren, welche nahmentlich in Bezug auf Römische Antiken das frische Leben der Bildwerke noch im Verfall künstlerischer Technik aufrecht erhalten habe. An Sarkophagen dürfe man nichts für müfsigen Zierrath halten, und müsse auch der Annahme persönlicher Beziehungen, die nur zu bedeutungsloser Willkühr führen könne, widersprechen. In den meisten Fällen haben wir in denselben nur allgemeine Hindeutungen auf die Härte des Schicksals und auf die religiöse Beruhigung der Verstorbenen zu erkennen. Diese ist besonders in den Bacchischen Mysterien ausgesprochen, in denen der Eingeweihte die Bürgschaft eines reineren Jenseits erblickte, und deren persönliche Aneignung häufig in den Mittelfiguren ausgedruckt wird. Hr. Gerhard weist sehr schön an mehreren Bildwerken den ungemeinen Reichthum symbolischer Ideen nach, der sich dabei ausspricht. Demnach dürften auch jener Leichtigkeit, historische Vorstellungen in Scenen des gewöhnlichen Lebens besonders auf Reliefs anzunehmen, welche durch Zoega zu vielen Vorschub erhalten habe, bedeutende Schranken zu setzen sein. Das meiste Ikonische, mit Ausnahme der Kaiserbüsten, stamme nur aus Gräbern, anderes werde durch seine Bestimmung als Weihgeschenk gerechtfertigt; und was sonst noch übrig bleibe, zeige durch Maske oder

übertriebenen Ausdruck Nachbildung theatralischer Scenen an, die von jeher die Aufmerksamkeit des Alterthums auf sich zogen.

Das *zweite Hauptstück* behandelt die Steinarten an Roms Gebäuden und Bildwerken. Die Marmorpracht der Römer nicht nur in Bildwerken, sondern zum Schmuck der Gebäude seit dem 7. Jahrhundert der Stadt ist bekannt, und durch das Eingehen der meisten Steinbrüche in den Römischen Provinzen werden viele Steinarten nur noch unter den Trümmern Roms gefunden. Die Aufstellung dieser verschiedenen Marmor-, Alabaster- und Granitarten und die Vergleichung der vorkommenden alten Nahmen mit den heutigen Benennungen ist daher sehr interessant und wird für den Kunstfreund in Rom noch besonders durch die Nachweisung lehrreich, welche Bildwerke oder Baureste diese oder jene Steinart darstellen.

Im *dritten Hauptstück* erörtert Hr. Röstell das Allgemeine über die *Katakomben* Roms und ihre Alterthümer, gröfstentheils nach der *Roma subterranea* von Bosio und Arringhi und Bottari's *sculture e pitture estratti dai cimeteri*, da die eigne vollständige Untersuchung dieser unterirdischen Gänge jetzt mancherlei Hindernisse hat und die Denkmähler selbst zerstreut sind. Der Vf. läfst sich auf die bestrittene Ableitung des Worts nicht weiter ein, aber aus seiner Erklärung sieht man, dafs er es für Griechisch, κατὰ κύμβας d. i. *ad cavernas, apud cryptas*, hält. Der Nahme ist ausgegangen von den Sand- und Puzzolangruben in der Gegend der Basilika S. Sebastiano, welche deshalb *ad arenas* hiefs, deren sich die Christen zur Bestattung ihrer Verstorbenen bedienten. Späteren Ursprungs sind die regelmäfsigen Grabgewölbe, wie die bei *Torre pignatarra*, dem Mausoleum der Helena, und die eben so regelmäfsigen Erweiterungen der eigentlichen Katakomben bei S. Sebastiano. Die Gräber bestehen in länglich viereckigen Oeffnungen, die von beiden Seiten des Ganges in den Tuf hineingehauen, und mit Tafeln von Marmor, *terra cotta*, oder Backsteinen verschlossen sind. Auffallend aber und auch dem Verf. unerklärlich ist ihre geringe Gröfse, indem es bei den meisten unmöglich scheint, dafs sie den ausgestreckten Leichnam eines Erwachsenen aufnehmen konnten. Zur Erklärung dieses Umstandes bedürfte es allerdings einer Untersuchung sämmtlicher Gräber, woraus ermittelt werden könnte, ob nicht etwa jene meist zunächst dem Eingange durch die Kirche S. Sebastiano befindlichen für Kindergr zu halten sind. Die Sitte gemeinsamer Begräbnifs ten führt der Verf. auf die Märtyrerverehrung zur „indem man auch nach dem Tode ihrer heilbringer Gemeinschaft und des Gebets der Christen an ih Grabe theilhaftig werden wollte." Wenn die Ide kirchlichen Gemeinschaft der Christen nicht hinrei hätte auch an die Art jüdischer Begräbnifsörter nert werden mögen. Es verdient bemerkt zu wer dafs das älteste mit Sicherheit als christlich anzu mende Grab erst vom Jahre 111 ist. Durch die weiterung und Ausschmückung jener alten Kry vom Papst Callixtus (im Jahre 218) und durch die wohnheit, seine Nachfolger hier zu bestatten, w die Sitte allgemein: im vierten Jahrhunderte wu die meisten Märtyrerfeste dort begangen. Ueber anderweitigen Gebrauch dieser Oerter zu Verste bei Verfolgungen, zur gottesdienstlichen Feier Taufhandlung wird das Dafür- und Dawidersprech auseinandergesetzt. Christlich sind die Gräber ge aber die Unterscheidung von Märtyrergräbern, die zuletzt im J. 1668 durch ein Dekret der Congrega so festgestellt wurde, dafs das Zeichen der Palme ein sogenanntes Blutgefäfs am Kopfende des Leichn gestellt, für das sicherste Zeichen eines Märtyrergr zu halten sei, widerlegt Hr. Röstell, so wie diese nahme auch schon früher starken Widerspruch erf Die Palme ist ein allgemein christliches Symbol, der rothe Absatz auf dem Boden jener gläsernen fäfse ist wahrscheinlich nicht Blut, sondern Ab mahlswein, der entweder den Todten mit ins G gegeben wurde, wovon sich Zeugnisse finden, auch als ein Todtenopfer dem Grabe mag hinzuge worden sein. Die Bogengräber und sogenannten M tyrerkapellen sind wahrscheinlicher für Familiengr zu halten. Was die fernere Geschichte der Katak ben betrifft, so wurden sie lange zu Heiligenfesten zur Abendmahlsfeier am Grabe eines Märtyrers benu als dies allmählich aufhörte, seitdem man die be tendsten Märtyrergebeine in die Kirchen versetzte die Sitte allgemeiner wurde, sich in dieser beerd zu lassen, verehrte man sie nur als Denkmähler ersten christlichen Kirche, sicherte sie vor Verfall schmückte vorzüglich hoch gehaltene Stätten aus: n bis zum 9ten Jahrhunderte treffen wir gottesdienstl Feier darin an, und einzelne Heiligenfeste noch sp

Der seit Sixtus V. angeregte Untersuchungseifer führte zu ihrer genaueren Untersuchung, um die Märtyrergebeine dem Untergang zu entziehen: man verfuhr aber dabei nicht mit gleicher Sorgfalt in Hinsicht der Bildwerke und Inschriften: vieles kam in den Besitz von Privatpersonen und wurde zerstreut; das *Museum Christianum*, welches Benedict XIV. in der Vaticanischen Bibliothek anlegte, ist nur ein geringer Theil des vorhanden gewesenen Reichthums. Die allegorischen Sinnbilder der Christengräber und die häufigsten Darstellungen an Sarkophagen und in Deckengemälden werden angegeben, letztere nach Hrn. v. Rumohr, in dessen Italiänischen Forschungen Theil I. und im Kunstblatte vom Jahre 1821.

Das *vierte Hauptstück*, überschrieben: Roms Basiliken und deren Mosaiken, von H. Platner, handelt 1) von der Form der christlichen Kirchen, wie sie sich in einer Zeit, wo die schöpferische Kraft der Architektur erloschen war, durch Aneignung der Basilikenform bildete; 2) von der inneren Einrichtung der Kirchen, insofern sie durch die gottesdienstlichen Verrichtungen und die Kirchenzucht bedingt wurde. Die älteste Absonderung der Kirche in *narthex*, *aula* und *sanctuarium*, in der *aula* der Chor mit den beiden Ambonen, in dem *sanctuarium* der Hauptaltar mit der unterirdischen Confession, werden beschrieben und wo sie sich noch jetzt nach alterthümlichem Gebrauche finden, nachgewiesen.

Das *fünfte Hauptstück* enthält eine historisch-kritische Uebersicht der Kunst in Rom von ihrer Wiederbelebung im 13. Jahrhundert an bis auf unsere Zeiten. Der Verf., Hr. Platner, eröffnet diesen ungemein klar und anziehend geschriebenen, verhältnifsmäfsig auch sehr ausführlichen Aufsatz (von S. 441—614) mit einigen einleitenden Bemerkungen über das Verhältnifs der neuern Kunst zu der des Alterthums. Er bezeichnet den Gegensatz beider dadurch, dafs in der alten Kunst Schönheit der Form und Ausdruck der Gattung, in der neuern Ausdruck der Seele und Darstellung des Individuellen überwiegend sei; die Plastik herrsche im Alterthum, die Mahlerei in der christlichen Zeit vor, dergestalt, dafs Bilder als Gegenstände der Verehrung im Alterthum nur plastische Werke, in der christlichen Zeit nur Mahlereien sind; die Mahlerei der Alten halte sich in mehrerer Hinsicht innerhalb der Grenzen der Skulptur, ihre Composition entspreche dem Charakter des Reliefs, die neuere Plastik strebe oft thörichter Weise nach dem Mahlerischen. Aber bei aller Verschiedenheit habe die antike Plastik einen heilsamen Einfluſs auf die neuere Mahlerei, zuerst und vornehmlich in Italien, geübt. Mit der Annäherung an das Ziel ihrer Vollendung erkannte die Mahlerei die Aufgabe, auf ihrem eigenen Boden mit dem Antiken in plastischer Schönheit, harmonischem Verhältnifs, Fülle und Ausbildung des Körperbaues zu wetteifern, und sie verstand ihr Wesen so richtig, dafs die Mahler des 16ten Jahrhunderts auch in der Darstellung des alten Mythus glücklicher als die sich ihrer Studien rühmenden Künstler des 18ten Jahrhunderts gewesen sind.

Was die Schicksale der Kunst im christlichen Rom betrifft, so ist auch die neuere Kunst in Rom mehr eine fremde, dahin versetzte Pflanze, als ein einheimisches Gewächs, und von einer *Römischen Kunstschule* im gleichen Sinn wie von einer Florentinischen oder Venetianischen zu sprechen ist unpassend. Aber Rom ist durch die Macht und Kunstliebe der Päpste, zugleich durch die neu erstandene antike Kunstwelt der Mittelpunkt von *Europa* eben sowohl für die bildenden Künste, als für die Alterthumskunde geworden: der in Rom herrschende Geschmack erhielt durch den Zusammenfluſs von Künstlern der gebildetsten Europäischen Nationen einen entschiedenen Einfluſs; alle neuern Richtungen der Kunst haben sich vom 16. Jahrhundert an vornehmlich von Rom aus über andere Länder verbreitet. In Italien erhielt sich nur in Venedig bis zum Schluſs des 16. Jahrhunderts eine eigenthümliche Mahlerschule, und im 17. Jahrhundert entwickelte sich in den Niederlanden eine nationale Richtung: auf die Französische Kunst wirkte Rom bedeutend ein, obgleich sich allerdings der eigenthümliche Nationalgeschmack, der in Frankreich mehr als in andern Ländern durch das Theater bedingt wurde, nicht minder geltend machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVII.

De Tabulis Eugubinis. Dissertatio Philologica auctore Carolo Ricardo Lepsio, Numburgensi. Berol. 1833. Typis Acad. Reg. Scient. (Doctordissertation).

Schriften, die wie die vorliegende zunächst nicht dem gröfseren Publiko bestimmt sind, sobald sie einen inneren Werth

haben, anzuzeigen, ist um so gerathener, als sie oft der Aufmerksamkeit dessen entgehen, den der Gegenstand interessirt. Betrachtet man die Geschichte der Litteratur dieser Ueberbleibsel, des vielleicht ältesten Restes Italischer Sprache, so darf man den Verf. nicht ungerecht nennen, wenn er in der Einleitung behauptet, dafs in vier Jahrhunderten ihrer Kenntnifs fast nichts zu ihrer wahrhaften Würdigung geschehen sei. Es ist leicht begreiflich, woher dies gekommen sei. So lange das Sprachstudium auf weniger wissenschaftlichen Principien beruhte, als es jetzt der Fall ist, konnte jede Vergleichung nur dem *Laute* nach, keinesweges aber nach organischen Sprach-Gesetzen geschehen, und so blieb man bei Enträthselung solcher Ueberbleibsel wesentlich beim Rathen und Umtappen nach Gleichklängen stehen. Das vorliegende Buch geht nun mit wahrhaftem Ernst an die Untersuchung, und stellt zunächst im ersten Kapitel die Geschichte dieser Tafeln dar. Das Jahr der Auffindung ist ungewifs. Concioli erzählt: es seien im Jahre 1444 9 erzene Tafeln in einer *subterranea Concameratione apud Theatrum ubi antiquitus Eugubium sedebat*, gefunden worden; von diesen neun seien 133 Jahr vor Concioli (1673 — also 1560) 2 nach Venedig unter Bedingung der baldigen Rückgabe gesandt worden, nie aber zu den übrigen 7, die im „*Archivio secreto Palatii communis*" bewahrt würden, zurückgekehrt. Andere erzählen anderes. Passarius spricht von einem Kaufe dieser Tafeln, der im Jahre 1456 geschehen sei, wo indessen nur von 7 Tafeln die Rede ist, er stützt sich hierin auf die Stadtregister „*Civitatis Eugubii librum Reformationum*". Der Verf. neigt sich der ersten Erzählung zu, und charakterisirt im Laufe des ersten Kapitels die Bemühungen der einzelnen Gelehrten um die Entzifferung dieser Tafeln, vom ersten *Bernardinus Baldus* bis zum gelehrten Lanzi. Spät erst wurden die Tafeln vollständig und in ihrer eigenthümlichen Schrift gedruckt.

Das zweite Kapitel enthält eine gedrängte Darstellung der Umbrischen Schrift überhaupt.

Umbrische Monumente zeigen doppelte Schrift, entweder Römische oder sogenannte Etruskische. Von den Eugubinischen Tafeln sind 5 mit Etruskischen, 2 und zwar die gröfsern so wie einige Zeilen einer Etruskischen mit Lateinischer Schrift geschrieben; wie denn dieser Unterschied sich auf anderen Münzen und Inschriften wiederholt. Woher diese Erscheinung? Steht sie ohne alle Beziehung zu der Sprache. Der Verf. ist nicht dieser gewöhnlichen Ansicht, und stellt für die Betrachtung aller Italischen Inschriften folgende Sätze auf: 1) Etruskische Inschriften sind immer älter als die Lateinischen desselben Ortes, 2) die Etruskische Schrift der verschiedenen Italischen Völker ist diesen, wie den Etruskern eigenthümlich und ursprünglich, 3) der Unterschied der Schrift der Lateinischen und Etruskischen Inschriften drückt zugleich einen Unterschied der Sprache aus. Diese drei Sätze sucht der Verf. in den folgenden Seiten näher zu begründen, da namentlich vom dritten der Gang seiner Untersuchung abhängt. Freilich sieht man, dafs die zu grofse Bestimmtheit, die diesen Sätzen gegeben wird, durchaus nicht erweisbar ist. Demnach scheidet der Verf. zwischen Latei und Etruskisch geschriebenen Tafeln, und führt den Unter derselben auf den der *zeitlichen Veränderung* der Sprach rück. So handelt denn das folgende Kapitel über die Au che der einzelnen Buchstaben, ihren Werth und Gehalt fü zeichnung der einzelnen Formen, in steter Vergleichung Tafeln. Wie schwierig eine solche Untersuchung sei, eine Bestimmung nur nach einem vorliegenden Worte ge werden kann, wird derjenige leicht einsehen, der sich mi chen Gegenständen beschäftigt hat; Scharfsinn und genaue achtung zeichnen hier den Verf. durchweg ebensosehr au eine genaue und sichere palöographische Kenntnifs.

Ist so der Laut der Buchstaben und ihr Werth für de druck bestimmt, so geht der Verf. zu der Zeit über, in d Tafeln geschrieben sind. Form der Buchstaben, so w Form des Wortes müssen hier leitend sein, um zunächs relative Alter der einzelnen Inschriften unter sich zu besti (p. 80.). Dafs dies der wahre und einzige Weg, wiewo sehr schwieriger sei, wird niemand dem Verf. abläugner len. Am sichersten ist freilich die bei weitem konstanter minder der Hand des Zufalls preisgegebene Sprachersche und diese ist es auch, die den Verf. zu seinen Annahm stimmt. Solche Erscheinungen z. B. wie die Verwandlun *s* in *r* zwischen Vokalen, von denen mit ziemlicher Genau die Zeit angegeben werden kann, dürfen natürlich zu dem fes und bestimmtesten Resultate führen, vorzüglich wenn sie vereinzelt dastehen. Bei den Lateinischen Tafeln bleil den Ausdruck der Schrift auch die Vergleichung mit ä Monumenten übrig, die oft mit gewissem Erfolg vorgeno werden kann. So kömmt der Verf. endlich zu dem Res es seien die Umbrischen Tafeln von den Lateinischen fa zwei Jahrhunderte geschieden, und letztere ungefähr u Mitte des 6ten Jahrhunderts *a. u. c.* zu setzen. Das Kapitel nun enthält die Stellung der einzelnen Tafeln, u wird der Zeit gemäfs die Ordnung derselben unter sic gen die Dempstersche Anordnung gegeben. So weit die vorliegende Dissertation, die nur der Anfang eines fseren Werkes ist. Im Allgemeinen zeigt sich beim eine reiche Belesenheit und Gelehrsamkeit, Scharfsinn zur bination und namentlich Vertrautheit mit den neueren gr tischen Studien. Recht interessante grammatische Frage handelt das Werk, z. B. ob das Umbrische, die dem Indog nischen sonst nur im Pronomine eigenthümliche Endun Neutrums auf *d* überall aufgenommen statt des gewöhn *m*, sich somit dem deutschen Adjectivo ganz nahe verwandt wobei der Verf. uns indefs viel zu schnell zu urtheilen s Herzlichen Dank also dem Verf. für seine Gabe, möge nicht säumen, uns das Werk bald in seinem ganzen Un zu geben.

Agathon Benar

№ 13.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

hreibung der Stadt Rom von Ernst Plat-r, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und ilh. Röstell. Erster Theil und zweiten eiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Hr. Platner giebt darauf in allgemeinen Umrissen ntwickelungsperioden der Italiänischen Kunst an: › und Masaccio machen ihm die Epochen der bei-rsten, von Leonardo da Vinci bis zu Tizians Tode et er die Zeit der Vollendung. Um jene zu stu-n ist besonders Florenz der Ort: für Rom ging edeutende Periode der Entwicklung Italiänischer t wegen der Abwesenheit der Päpste fast ganz ren, und aufserdem vernichtete spätere mit falscher tansicht verbundene Verkennung jener Meister ältere Mahlereien in Rom. Hr. Platner charakte-die grofsartige Simplicität und Bedeutsamkeit des o, die andächtige Kunst des Angelico da Fiesole, echnische Verdienst des Pietro Perugino nach Ver-t, und weist nach, was von ihren Arbeiten noch m zu finden ist.

Aus der Periode der vollendeten Kunst besitzt Rom ein sicheres Gemählde von Leonardo da Vinci, we-nd zu ihrer Würdigung nicht hinreichendes von n und Paolo Veronese, nichts von Correggio. Es n also hauptsächlich nur Michelagnolo und Ra- mit seiner Schule zu charakterisiren übrig, und diese Meister, deren Werke den Glanz Roms aus-en, verbreitet sich Hr. Platner ausführlich und belehrend. Er betrachtet die Composition, den ruck, die Zeichnung und das Kolorit in Raphaels ten, mit Hinweisung besonders auf das in Rom andene. Raphael ist ihm der Shakespeare unter Mahlern, der am vielseitigsten und poetischsten die nheit menschlicher Natur erfafste, der nur weil er Mahlerei in ihrem eigenthümlichen, von der Plastik verschiedenen Wesen auf die umfassendste Weise ergriff, auf das Nackte nicht das vorherrschende Gewicht legte wie Michelagnolo, der auch als Mahler mehr auf dem Standpunkt des Bildhauers blieb. Dafs Raphael auch in der Bildung seiner Madonnen den Charakter der ihn umgebenden Natur, den Ausdruck individueller Schönheit, nicht verliefs, rechtfertigt Hr. Platner dadurch S. 492 „weil er bei den häufigen Darstellungen dieses Gegenstandes, wozu ihn das religiöse Bedürfnifs seiner Zeit veranlafste, durch Wiederholung derselben Bildung in Einförmigkeit verfallen sein würde, wie es dem Francia erging, dessen Madonnen tiefen Ausdruck der Frömmigkeit zeigen, aber einander vollkommen ähnlich erscheinen. Raphaels mannigfaltiger Geist hingegen gewährt uns in seinen zahlreichen Vorstellungen sogenannter heiliger Familien den Charakter der heiligen Jungfrau als das Bild weiblicher Sittlichkeit und mütterlicher Liebe in mannigfaltigen Graden und Annäherungen des Menschlichen zum Göttlichen. Dafs er dabei auch diese Idee in ihrer höchsten Erhabenheit darzustellen wufste, hat er mehr wie je ein anderer Künstler in dem Bilde der Dresdener Gallerie auf das Unwidersprechlichste bewiesen". Tizians Fleischfarbe ist im Ganzen blühender und, so zu sagen, sinnlicher, Raphaels dem historischen Stile angemessener; in Betreff der Zartheit der Carnation, wodurch sich die Venetianer vor andern Italiänischen Mahlern auszeichnen, bringt Hr. Platner die provinzielle Verschiedenheit der im Norden feineren und weifseren Haut in Anschlag; hinsichtlich der changeanten Farben in den Gewändern folgte Raphael nur dem Beispiel der älteren Mahler. Seine Beleuchtung ist einfach und natürlich, Correggio's Kunst hierin hängt mit dem ganzen originellen Stile dieses Meisters so zusammen, als sie dem Charakter von Raphaels Kunst widersprechen würde. Zuletzt wird Raphael als Bildnifsmahler betrachtet, wo er in hohem Grade Treue und Sorgfalt mit Schönheitssinn vereinigt; er

erfafst die Natur in dem Moment ihrer völligen Befriedigung und setzt alles Nebenwerk mit der Hauptidee in Verbindung.

Von Michelagnolo handelt Hr. Platner von S. 499 bis 515. Er läfst ihm zwischen den entgegengesetzten Meinungen übertriebener Bewunderer und einseitiger Tadler volle Gerechtigkeit widerfahren, und führt die Parallelle zwischen ihm und Raphael, zu welcher ihre im Vatican vereinigten Meisterwerke auffordern, sehr befriedigend durch. So wie er den Raphael wegen seiner Kunst im Ausdruck dramatischer Handlung und des menschlichen Gemüths mit dem Shakespeare verglichen, so findet er eine Verwandtschaft des Michelagnolo mit dem Dante, den er selber unter allen Dichtern am meisten verehrte. Der Charakter seiner Kunst ist Idealität, nicht der Schönheit, sondern der Kraft, Kühnheit und Stärke; daher gelang ihm die Versinnlichung überirdischer erhabener Gegenstände (des alten Testaments) am besten; seine Propheten und Sibyllen in der Sixtina sind unübertreffliche Vorbilder. In der ungemeinen Gründlichkeit der Zeichnung und vollendeten Darstellung der Form erkennt man, dafs er als Mahler aus dem Bildhauer hervorgegangen; aber sein Trieb, die schwierigsten Aufgaben der Zeichnung zu lösen, verleitete ihn zuweilen, der Mannigfaltigkeit der Stellungen die Angemessenheit aufzuopfern, so wie seine Vorliebe für die Bildung des Nackten ihn veranlafste den Typus der christlichen Kunst in der Darstellung des Heiligen hintanzusetzen. Hr. Platner erkennt daher den Preis der Meisterschaft nicht dem jüngsten Gericht, in welchem jene Mängel hervortreten, sondern den Deckengemählden der Sixtina zu, eine Ansicht, für welche sich erst die neuere Zeit und nahmentlich Deutsche Kunstrichter bekannt haben.

Raphaels Schüler werden charakterisirt, von denen Giulio Romano sich in mythologischen Darstellungen selbst vor seinem Meister auszeichnete, aber vollständig nur in Mantua erkannt werden kann: Garofalo wird mit Recht besonders nur wegen seines kräftigen und klaren Colorits gelobt. Correggio behandelt der Verf. in dieser Abhandlung nur wegen seines Einflusses auf die spätere Kunst: er charakterisirt ihn als den Gegensatz des Michelagnolo bei gleicher Meisterschaft in der Kunstübung, aber nicht gleicher Würdigkeit, indem Michelagnolo den Geist zu erheben, Correggio den Sinn durch Gefälligkeit und den Reiz der Farbenwirkung zu ergötzen strebte.

Von diesem hohen Standpunkt der Vollendung, den die Kunst langsam erreicht hatte, sank sie darauf schnell um die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Die Keime dieser Erscheinung findet Hr. Platner selbst schon in Michelagnolo und Correggio, insofern ihr origineller Stil nicht selten an Willkühr streift, „durch welche der Künstler ein durch seine Selbstheit erschaffenes Ideal an die Stelle der Idee der Natur setzt, nicht von dieser beherrscht sein will, sondern sie vielmehr zu beherrschen strebt, und dadurch in dasjenige verfällt, was man unter Manier im mifsbilligenden Sinne des Wortes versteht" S. 526. Ihre Nachahmer ergriffen gerade dies, die des Michelagnolo zeigten gesuchte und gewaltsame Stellungen ohne den Ausdruck des mächtigen Lebens in den Gestalten jenes Künstlers und prunkten mit dem Nackten ohne wahre Gründlichkeit, die des Correggio geriethen in entschiedene Ziererei und Weichlichkeit, indem sie das Reizende und Sanfte des bewunderten Meisters zu erreichen suchten. Baroccio mit der Unbestimmtheit seiner Formen, seiner willkührlichen Farbengebung und seinem affektirten Lächeln zeigt diese verunglückte Nachahmung des Correggio am deutlichsten, während die Schule des Michelagnolo in einzelnen Mahlern wie Sebastian del Piombo, Vasari u. a. und in einzelnen Werken noch gröfseres Verdienst behauptete. Im Verlauf der Zeit aber verlor sich der Sinn für das Erhabene, der doch der einseitigen Bewunderung des Michelagnolo noch immer zu Grunde lag, mehr und mehr, und der Geschmack neigte sich, vornehmlich im 18ten Jahrhundert, zum Weichlichen und gemeinen Reiz der Sinne hin.

Wiederum behandelt Hr. Platner ausführlicher die neue Epoche der Italiänischen Mahlerei, welche durch die Bemühung der drei Caracci bezeichnet wird, die Kunst von den Abwegen der Manieristen zur wahren Bahn zurückzuführen. Auch sie gingen von der Nachahmung aus, strebten aber die Vorzüge des Antiken und der ihnen vorausgegangenen neuern Künstler dadurch in sich zu vereinigen, dafs sie jeden derselben in dem Theile der Kunst nachzuahmen suchten, worin er ihrer Meinung nach als vorzüglich ausgezeichnet betrachtet werden konnte. Hr. Platner betrachtet ausführlich den Charakter ihrer Kunst, Gruppirung mehr

äufserer Anordnung bestehend als hervorgegangen dem Ausdruck der Handlung; gründliche Zeichnung, mehr negative Correktheit nach dem Modell, als tive Vollkommenheit in richtiger Auffassung des ndigen Moments; die Formen und Massen Annibal occi's grofs, aber nicht grofsartig. Ueber die Farebung der Caracci und überhaupt der nachfolgen-Meister macht der Vf. S. 537 eine beachtenswerthe nische Bemerkung: „die früheren Meister gaben der ermahlung nicht den Ton, den sie beabsichtigten, lern brachten denselben erst durch die vereinigte kung der beim Uebermahlen angewandten Lasurn und der durchscheinenden Unterlage hervor. urch erhielten die Gemählde ein klares, durchsich-Ansehn, und die Mahlerkunst vermochte durch Methode die technische Verfahrungsweise zu veren, und ihren Erzeugnissen das Gepräge von Naerken zu ertheilen, in denen die Farbe nicht von en aufgetragen, sondern mit dem Stoff vermählt heint. Die Caracci hingegen bedienten sich zur ge wie zur Vollendung gewöhnlich nur dick aufagener Erdfarben, und wenn sie ja noch zuweilen ten, so ging die vortheilhafte Anwendung davon ren, weil sie die Unterlage nicht darauf zu berech- und zu präpariren verstanden. Dadurch erhielten emählde ein schweres, undurchsichtiges und mates Ansehen, wobei man, mit der Kunstsprache zu n, die Pallette bemerkt, nähmlich die bestimmten rohen Farben, deren sich der Mahler bediente." Zuh ist seitdem auch in der allgemeinen Harmonie Farbenwirkung ein von dem früheren verschiede-Prinzip eingetreten: früher suchte man sie durch ntliche Zusammenstimmung der Farben hervorzuen, jetzt durch einen, das Ganze beherrschenden den Schattenton. Der Sinn für die Composition ner und kräftiger Farben verlor sich demnächst immehr nicht nur in der Kunst, sondern auch im n: grau und schwarz wurden die Modefarben, leb- und bunte Farben erschienen unverträglich mit rfeinerten Kultur. In der Oelmahlerei erhielten Niederländer den Vorzug, obgleich die Kunst der mmenstimmung der Farben sich auch bei ihnen r: nur die Freskomahlerei behauptete sich in Italien in einem gewissen Grade der Vollkommenheit.

Neben den Caracci verdient als Begründer der n Periode Caravaggio zu stehen, der sich ebenfalls den Manieristen, obgleich auf andere Art durch den Grundsatz, die Wirklichkeit mit allen ihren Mängeln nachzuahmen, entgegensetzte. Seine Tüchtigkeit im Technischen ist anerkannt, so wie die nationelle Wahrheit, die er seinen Scenen des gemeinen Lebens zu geben gewufst hat, während seine Darstellungen heiliger Geschichten roh und ohne Ausdruck der Erhabenheit sind. Dabei verfiel er aber selbst wieder in Manier durch die neue Art der Beleuchtung mittelst einer in der Höhe angebrachten Oeffnung, wodurch seine Gemählde eine starke, aber nicht wahrhaft schöne Wirkung durch Farbe, Licht- und Schattenmassen erhielten.

Von den Schülern und Nachfolgern dieser Meister werden Spagnoletto, Calabrese, Valentin in Bezug auf Caravaggio eben nur genannt; aus der Caraccischen Schule erhalten Domenichino und Guido Reni eine etwas ausführlichere Würdigung, jener wegen seines redlichen Strebens nach dem Höheren bei beschränkter Phantasie und nicht glücklicher Leichtigkeit, Guido Reni wegen seines grofsen aber im Alter vernachläfsigten Talents und seines ausgezeichneten Rufes bis in die neueste Zeit, die er doch nach Hrn. Platner eben nur einer gewissen Anmuth, welche dem Geschmack der Späteren entsprach, verdankt. Es könnte scheinen, dafs Hr. Platner, durchdrungen von der Vortrefflichkeit der Raphaelischen Kunstperiode, diese spätere immer noch glänzende Periode der Italiänischen Mahlerei zu sehr von ihrer negativen Seite betrachtet, wie er denn zunächst auch an dem Guercino geneigter ist das Mangelhafte, als seine Vorzüge hervorzuheben: denn er kann es schwerlich ganz im Ernste gemeint haben, wenn er sagt, dafs der früheren dunklen Manier dieses Meisters *vielleicht nicht mit Unrecht* der Vorzug vor seiner späteren lichten gegeben werde, wobei Ref. nur an die vortreffliche Färbung in dem Bilde der heiligen Petronilla der Sammlung Camuccini erinnern möchte. Ref. kann den Grundsätzen der Beurtheilung im Allgemeinen nur beipflichten, und er überläfst sich der belehrenden Führung des Hrn. Platner unbedenklich viel lieber, als den unbedingten Lobpreisungen Fiorillo's. Doch kann es nicht fehlen, dafs der Beschauer in der Freude des Kunstgenusses bei den vielen ganz oder gröfstentheils gelungenen Bildern der Caracci und ihrer unmittelbaren Nachfolger die Partei dieser Meister gegen den strengen Beurtheiler nimmt, der mehr ihren Abfall von der Kunsthöhe, als ihren Werth

an sich zum Gegenstand seiner Betrachtung genommen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVIII.

Die Rechtfertigung durch den Glauben. Ein Versuch von Herm. Friedr. Geifse, Prediger zu Neukirchen u. s. w. Marburg 1833. 204 S.

Alle einzelne lichtvolle Punkte dieses, von einem namhaften Gelehrten *) schon als das Werk eines scharfsinnigen Kopfes anerkannten Buches hervorzuheben und zu würdigen, verbietet der Raum. Im Allgemeinen ergiebt sich dem Unbefangenen folgendes Bild. Es zeugt diese Schrift nicht nur (im ersten exeget. Th.) von einem geistigen Eindringen in den Genius der heiligen Schrift, welches schon an sich den Bearbeiter über die gewöhnlichen exegetischen Produkte unserer Zeit erhebt, und frei von aller Prunksucht gelehrten Vielwissens in alle Wahrheit jener unerschöpflichen Fundgrube leitet; sondern sie verräth auch einen philosophischen Forscher, der den Begriff des Dogma, den Geist der Kirchenlehren, denkend erfafst hat. Denn wenn auch die gegenwärtige Form des zweiten philosophischen Theils noch unvollkommen ist, — sowohl hinsichts der Sprache, (sie ist oft zu weichlich süfs, die Perioden schwer gebaut und überladen, der philosophische Ausdruck oft nicht bestimmt genug, einzelne Stücke sind zu weitläuftig, als auch hie und da in der Unter- und Ueberordnung der einzelnen Elemente der Begriffe und der genetischen Auseinanderfolge der Gedanken; — so ist doch die Aufgabe der philosophischen Begründung des in der Bibel und Kirche Gegebenen, nach der Seite des Inhaltes, würdig gelöst. Ein freilich nur magerer Gedankenanzeiger der 2ten Abth. mag hier eine Stelle finden.

Wer das Menschenleben kennen lernen will, mufs in die stille Welt der eigenen Seele einkehren, sie unmittelbar erfassen und die Bestätigung des dadurch erworbenen Wissens in der Beobachtung des Lebens anderer Menschen suchen. So lernt er das Wesen der Immoralität in dem Menschen kennen, so erforscht er auch das zarte Leben im Kindheitszustande, und die Art und Weise des Erwachens des klaren, selbstbewufsten und selbstthätigen Lebens: der Individualität und in ihr der Sünde. Vor diesem Erwachen ruht die Seele des Kindes noch in den Dingen, es ist alles objectiv; sie ist 1) ohne Sünde, unschuldig; 2) fern von Irrthum und Zweifel, es ist ihr Alles Wahrheit, ihr Glaube ist der absolute Glaube selbst; und 3) frei von allen Leiden des Lebens als der Folge des Irrthums und der Sünde. So ist das Kind unfrei mit Gott innig verbunden, erhaben über die Gebrechen des Lebens, ohne Selbstsucht. Dennoch entspricht dieser Zustand der Bestimmung des Menschen nicht, die unbewufste, unfreie Unschuld mufs durch den Sieg über die Sünde bis zur kindlichen Unschuld zurück emporsteigen, und diese Freiheit wird nicht ohne das Lostrennen vom Himmel der Unschuld, nicht ohne Selbstsucht, Haften an der Individualität, welches Sünde, Irrthum und Zweifel, und Leiden erzeugt, erlangt. Dies Versinken in den Zustand eines individuellen Wesens ist der *Sündenfall*, er ist 1) wie das Erwachen des Bewufstseins der Individualität selbst, ein allmähliger; 2) er ist der Inbegriff aller Unvollkommenheiten des leiblichen und zeitlichen Lebens, der Tod und alles Uebel eine Folge desselben; 3) er ist nothwendig und frei zugleich, denn beim Entstehen des Selbstbewufstseins war die Freiheit wenigstens im Entstehen, daher Zurechnung; 4) er ist die Bedingung des vernünftig freien Lebens und wird so 5) die Quelle des himmlischen Zieles der Menschheit: der freien Wiedervereinigung mit Gott nach dem Siege über die Sünde. Eine unmittelbare Folge des Sündenfalles, so wie die Quelle alles Strebens der Menschheit, ist die Sehnsucht nach *Erlösung*. Das gesammte Streben des Menschen ist der nothwendige Ausfluss dieser Sehnsucht, auch im Lasterhaften, weshalb die Vorstellung der Erlösung nicht einseitig, oder durch Einfluss von aufsen her bestimmt sein darf; die heilige Sehnsucht mufs die Vorstellung wecken, und zugleich von ihr geweckt werden, nur aus Beiden strebt der Mensch frei nach der Erlösung: der freien Wiedererlangung der Würde des Lebens, d. i. der Freiheit von der Naturgewalt, von der Sünde und dem Irrthume, den drei frei-nothwendigen Folgen des Sündenfalles. Sie ist das Leben in der Seeligkeit, in der Heiligkeit und in der Wahrheit. Sie ist das Leben in der Liebe. Die Vorstellung der *Erlösung* wird nothwendig zur Vorstellung des *Erlösers*, oder: *die Vorstellung der Erlösung ist der Erlöser* *). Er ist der selbstbewufste Mensch in Gott, welcher den Unterschied von Gott nicht erfahren hat, er ist aber auch der selbstbewufste Gott im Menschen, die Gottheit und die Menschheit des Erlösers ist gar nicht verschieden. Er ist in der Liebe, in Gott und in dem Menschen zugleich seit Anfang der Zeiten, wie die Erlösung auf Erden nie vollendet wird. Die äufserliche Erscheinung des Erlösers, der der Mensch bedarf, ist vollendet in Jesus, dem äufseren Bilde des inneren, wahren Christus. Die Erlösung wird bedingt durch die *Rechtfertigung*. Wahre, nicht auf Selbsttäuschung beruhende Rechtfertigung (Darstellung der Straflosigkeit) vor sich selbst in dem Urgrunde des Lebens, ist die Rechtfertigung vor Gott, weil der Mensch vor Gott nie anders, als in sich selbst gerechtfertigt sein kann. Sie gründet sich auf die *Quelle* des menschlichen Strebens, nicht auf das Streben selbst, das aber mit jener ewig verbunden sein mufs. Diese Quelle des Strebens ist der Glaube, durch die Tugend geschieht keine Rechtfertigung, weil der Mensch nie alles Gefühl seiner Individualität vernichten kann, sie würde sich auch auf Ansprüche gründen, nicht auf Gnade. Glaube ist wahre Belebung vom Göttlichen; und Liebe, Hinneigung zu ihm, Streben, sie immer mehr und wahrer zu erlangen, Glaube an Christum ist das wahrhafte Beseelt- und Belebtsein von dem Geiste des Erlösers, er rechtfertigt durch das Bewufstsein der Verbindung des inneren Lebens mit dem Göttlichen.

*) Dr. Suabedissen, vergl. d. Vorrede vorliegender Schrift.

*) Ueber diese Worte vergl. Suabedissens Urtheil a. a. O.

№ 14.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Es ist offenbar, dafs bei dem Drange der Bestellungen in jener friedlich wohlhabenden und prunkliebenden Zeit Italiens der sichtbare Wechsel in der Behandlung der Farben weniger in einem Mangel an Einsicht und Kenntnifs, als an Sorgfalt und Zeit seinen Grund hat, wonach sich dann der Kunstfreund lieber an den sorgfältigeren Werken erfreut, als bei den übereilten tadelnd verweilt. Und so können wir auch von dem unparteiischen Kunstsinn des Vfs. erwarten, dafs er im Fortgange des Werks bei dem Gelungenen um so heiterer verweilen wird, je mehr er in der wissenschaftlichen Einleitung das nachtheilige Verhältnifs der Künstler zu dem Ideale der Kunst ins Licht gesetzt hat.

Nachdem Hr. Platner noch kurz Albani und Lanfranco, etwas ausführlicher Poussin charakterisirt hat, welchem sein Studium der Antike und seine theatralisch ausdrucksvolle Composition die unbedingte Werthschätzung der Neueren, besonders seiner Landsleute, trotz seines auffallenden Mangels an Farbensinn, erworben hat, geht er zur Periode des Verfalls der Kunst über, die er von dem noch talentvollen Pietro da Cortona datirt. Man verliefs die Gründlichkeit der Früheren, begnügte sich mit einem oberflächlichen Effect für den Sinn, und würdigte dadurch die Mahlerkunst zu einer völlig gehaltlosen, unbedeutenden Verzierung herab.

Gesuchter und bedeutungsloser Gruppeneffect (der Maschinisten), willkührlich angenommene Beleuchtung, Streben durch Handfertigkeit und Virtuosität des Pinsels zu glänzen, charakterisiren diesen Zeitraum. Die Versuche, die Kunst zu verbergen, offenbarten sich bei der Zurücksetzung der alten Meister höchstens noch durch Annäherung zu dem Stile der Caraccischen Schule, und nur Carlo Maratta verdient unter seinen Zeitgenossen dadurch, dafs er sich am meisten dem Guido Reni näherte, mit Auszeichnung genannt zu werden.

Wir übergehen den Abschnitt über Landschaftsmahlerei, welche abgesondert nur von Fremden in Rom auf eine ausgezeichnete Art betrieben wurde, und über die Schicksale der neuern Skulptur bis auf den geistreichen, aber durchaus manierirten Bernini, um den Verf. zum Ziele seiner Abhandlung zu begleiten. Rafael Mengs und Winkelmann setzten sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dem von Pietro da Cortona und in der Skulptur von Bernini verbreiteten Geschmack entgegen. Mengs' Einflufs war nur ein negativer, es fehlte ihm an fruchtbarem Genie, selbst an leichtem Talent: er legte eine eklektische Ansicht dar, die, weil sie die Kunst als ein Angelerntes und aus Theilen Zusammengesetztes betrachtet, das innere Leben derselben aufhebt. Seine und besonders Winkelmanns theoretische Schriften wirkten zur Hervorbringung der neuern Französischen Mahlerschule Davids, welche mit der genauern Nachahmung der Antike das Theatralische, worin der eigenthümliche Charakter der Französischen Kunst besteht, verband. Canova gebührt die Anerkennung, dafs die Skulptur durch ihn wieder in Aufnahme gebracht ist, aber der Ruf, der ihn nicht nur über alle Neuern erhob, sondern den Alten gleichstellte, ist bedeutend einzuschränken. Er ist doch nur ein verbesserter Bernini, der den eigenthümlichen Charakter seines Zeitalters, die Sentimentalität, zu treffen wufste, manierirt, am glücklichsten noch in der Darstellung weiblicher Grazie, aber verfehlt in ernsten heroischen Darstellungen, und demnach mit Recht noch vor dem Ende seines Lebens Thorwaldsen nachgesetzt, der die Kunst in ihre alten Rechte wieder einsetzte. Wie die

Mahlerei durch und seit Mengs geübt wurde, stellt Hr. Platner anschaulich dar. Es war eine mühselige Zusammenstellung des Einzelnen nach lebenden und künstlichen Modellen, bei hohen Ansprüchen Mangel an dem Poetischen der Kunst, welches in der Darstellung von Ideen besteht, die durch unmittelbare Anschauung im Geiste erwachen, und welches auch allein nur wahre Form und Stil erzeugt; dabei immer noch die durch die Caracci eingeführte schwere und undurchsichtige Behandlung der Farben. Als Urheber einer lebendigeren Kunstansicht in Rom gedenkt Hr. Platner rühmend der Deutschen Mahler Carstens und Schick, von denen des ersteren Compositionen eine fruchtbare und wahrhaft dichterische Einbildungskraft zeigen, obgleich er in der Verschmähung des Modells zu weit ging, und dadurch manchen Tadel derjenigen rechtfertigte, die negative Correctheit für das höchste anzusehen gewohnt sind; Schick, in Davids Schule nach dem Modell geübt, Richtigkeit und Freiheit bei Porträten und idyllischen Compositionen zeigte — beide bei ihrem kurzen Leben das Höchste der Kunst nur anstreben, nicht erreichen konnten. Jedoch habe seitdem dies Bestreben, die Kunst auf den Geist als ihre Wurzel zurückzuführen, fortwährend bei den Deutschen Künstlern in Rom immer mehr Raum gewonnen: nur bei mehreren sich damit aus einer nicht richtig gefafsten Werthschätzung der sogenannten vorraphaelischen Periode ein verfehltes Bestreben der Nachahmung mittelaltriger Kunst verbunden.

Seine Darstellung der Geschichte der neuern *Architektur* in Rom eröffnet der Verf. mit einigen geistreichen Bemerkungen über die Verschiedenheit dieser Kunst von den andern bildenden Künsten, insofern sie zunächst einen aufserhalb der Kunst liegenden Zweck befriedigt und sich demnach zur Skulptur und Mahlerei wie die Beredsamkeit zur Poesie verhält. Geschichtlich hat sie in der neuern Zeit darin einen verschiedenen Gang genommen, dafs sie, während jene beiden Künste bis zum 13. Jahrhundert noch in roher Gestalt ohne erhebliche Fortschritte blieben, in jener Zeit schon bedeutende Werke hervorgebracht hatte. Insbesondere war im Norden, in dem sogenannten *Gothischen*, richtiger Deutschen Geschmack eine ganz eigenthümliche und in ihrer Art höchst vollendete Baukunst erschienen. Diese fand um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Italien Eingang, verlor aber daselbst mehr oder minder ihre ursprüngliche Reinheit. Durch die noch bestehende Macht des antiken Elements ging ein aus beiden vermischter Stil hervor, der auch äufserlich durch den Ueberflufs von Säulen und andern architektonischen Zierrathen alter Gebäude Nahrung erhielt.

Im 15. Jahrhundert verschwand dieser Geschmack der Baukunst in Italien, und es entwickelte sich aus dem Studium der alten Architectur eine dem Charakter des neuern Italiens eigenthümliche, keineswegs in sklavischer Nachahmung der alten bestehende Baukunst. Sie zeigte sich jedoch vollkommner in Pallästen als in Kirchen, denn die Meisterwerke nicht nur des Gothischen, sondern auch des Italiänisch-Gothischen Stils entsprechen immer noch mehr als die Kirchen der vorzüglichsten Italiänischen Baukünstler des 15. und 16. Jahrhunderts dem Charakter des christlichen Gottesdienstes. Man hätte dafür nur die einheimische Basilikenform beibehalten und gehörig ausbilden sollen, weil sie der Mahlerei ein besseres Feld gewährt, als der allerdings sonst der Erhabenheit des christlichen Glaubens vollkommner entsprechende Gothische Stil.

Rom selbst betreffend, so steht diese Stadt an wahrhaft schönen Werken der neuern Baukunst unter Florenz, Venedig und mehreren andern Städten Italiens. Doch bietet das Ganze keiner andern Stadt einen so grofsen und erhabenen Anblick dar, die hügelichte Lage bringt ungemeine Abwechselung in Formen und Linien hervor, das Mangelhafte der Gebäude verschwindet in der Ferne durch die herrschende Grofsheit in der Anlage des Ganzen. Der Verf. macht die bedeutendsten Reste des Mittelalters nahmhaft. Als die schönsten Denkmähler der neuern Baukunst in Rom erkennt er die Werke des Bramante und Peruzzi am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts (z. B. die Cancellaria, die Loggien im Vatican, die Farnesina). Schöne Verhältnisse findet man auch in den nach den Angaben Raphaels und des Giulio Romano aufgefürten Gebäuden. Aber ein überladener, wahrscheinlich von den Werken der späteren Kaiserzeit abgeleiteter Stil zeigt sich schon in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in den Bauwerken des Sangallo und des berühmten Michelagnolo. Vignola, Fontana, Ponzio und andere des 16ten Jahrhunderts zeigen noch einen ziemlich guten, wenn gleich nicht von Ausartung völlig entfernten Geschmack. Aber im 17ten Jahrhundert trat die Ausartung der Baukunst in dem gesuchten mahlerischen Effect und in der Uebethäufung der Gebäude

ulen, Pilastern, Schnörkeln, Muscheln, Ausladun-
nd Giebeln hervor. Hr. Platner erwähnt hiebei
iejenigen Baukünstler, die in der Geschichte des
ls der Kunst Epoche machten und in ihrer Zeit
glichen Ruf erlangten, wie Carlo Maderno, der
açade der Peterskirche aufführte und dadurch das
eure Werk nach einem von dem Entwurfe Mi-
nolo's wesentlich abweichenden Plane vollende-
nmer aber sind ihre Werke noch ausgezeichnet
n in heutiger Zeit aufgeführten Werken, die bei
chem Mangel an Sinn für gute Verhältnisse Arm-
eit des Geistes verrathen. „Die Architektur im
neinen, schliefst der Verf. S. 614, möchte sich
wärtig in einem Zustande befinden, demjenigen
unähnlich, worin sich die Mahlerei in der Epoche
engs befand. Die gepriesene Wiederherstellung
ten Geschmacks dürfte nur im negativen Sinne
eben werden können, und hinter dem sogenann-
nen Stil sich gewöhnlich Charakterlosigkeit und
gkeit des Geistes verbergen."

as *vierte Buch*, betitelt: *Topographische Einlei-*
kehrt zur antiquarischen Untersuchung zurück,
ehandelt die wechselnde *Befestigung* und die
der Stadt. Die erste Befestigung der aus ein-
befestigten Hügeln bestehenden Stadt Rom kann
ypothetisch angenommen werden. Hr. Bunsen
hierbei die Bemerkung, dafs die Befestigung der
städte Latiums sich von der Befestigung der Vols-
, Hernikischen und Marsischen Städte dadurch
heidet, dafs bei ihr kein Bau von Polygon- oder
nten cyklopischen Mauern vorkomme. Ueber
rvische Befestigung verbreitet er sich ausführlich.
stand bekanntlich aus einem Walle und Graben
ien der *porta Collina* und der *p. Esquilina*, und
ner Mauer am Rande des Quirinalischen, Capito-
en, Aventinischen und Cälischen Berges bis an
westliche Spitze der Esquilien. Trotz der Un-
nigen der Zeit ist es möglich gewesen, ihren
zu verfolgen und zum Theil ihre Substructionen
jetzt nachzuweisen. Betreffend den Gang der
vom Capitolinischen bis zum Aventinischen Ber-
läfst Hr. B. die gewöhnliche Annahme der Rö-
n Topographen seit Nardini, dafs die Servische
vom Capitol bis an die Tiber gegangen und sich
m Flufs erst unterhalb des *pons sublicius* wie-
n Aventinischen Berg hinaufgezogen habe. Er-
beweist vielmehr, dafs die Mauer vom Capitol hart am Circus vorbei parallel dem Flusse nach dem Aventin lief, dafs die *porta flumentana* in dieser Richtung bei dem sogen. *Janus quadrifrons* gelegen, und die sonst ebenfalls auf der kurzen Strecke vom Capitol bis zur Tiber gesetzte *porta triumphalis* nichts anderes als das grofse Eingangsthor des *Circus maximus* gewesen sei. Dies sind die räthselhaften *duodecim portae* bei Plinius, welche der alte Autor als *eines* zu setzen sich befugt hielt. Längs dieser Thalmauer waren zwei Marktplätze, aufserhalb das *forum piscatorium*, innerhalb das *forum boarium*. Ref. trägt kein Bedenken, diese Untersuchung für die gelungenste Partie dieses Abschnittes zu erklären.

Die Flufsseite des Aventin war abgeschroffter Fels. Da, wo die Mauer von dem *forum boarium* nach dieser Felswand hinaufsteigt, setzt der Verf. die *porta trigemina*, von ihrem dreifachen Thorwege so genannt. Die ganze Fläche von dort am Flusse hin, bis zur Wendung des Berges heifst die Gegend vor *porta trigemina*, wo das *Emporium* lag. Die Mauer wendet sich alsdann mit und auf dem südwestlichen Rande des Berges: dort ist die *porta navalis* und die Ebene vor ihr, wovon die Wiesen des *monte testaccio* ein Theil sind, waren die *Navalia* der alten Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XIX.

Ueber Goethe's Faust, als Einleitung zu Vorträgen darüber. Von Dr. K. E. Schubarth. Hirschberg, 1833. 4.

Wir dürfen diese kleine Schrift nicht mit Stillschweigen übergehen, obgleich der Anlafs, ihren Inhalt vollständig zu beleuchten, hier nicht dringend genug ist. Hr. Schubarth hat sich bisher durch Schriften ausgezeichnet, welche ein eigenthümliches kritisches Talent kund geben, das aber in einer gewissen Einsamkeit verharrt. Diese Einsamkeit besteht indefs nicht darin, dafs er in öde, noch kaum besuchte Orte vordringt, und hier einen mühsamen, dankenswerthen Anbau versucht: nein, er verkehrt auf den belebtesten Plätzen unsrer Kritik, behandelt denen schon am meisten bearbeitete Gegenstände, und gründet und stützt sich auf alle besten Vorarbeiten. Das Eigenthümliche und Einsame, das Reizvolle und Ungenügende, welches in seinem Streben verbunden ist, gründet sich auf die besondre Richtung, die er sich gegen das Vorhandene gewählt hat. Diese Richtung schneidet quer durch über alle bisherigen Wege, und indem er, ohne andern Ausgangspunkt, als den einer ziemlich willkürlichen Wendung, und ohne rechtes Ziel,

jener Richtung folgt, ist er in kurzen Zwischenräumen immer wieder auf den gangbaren Strafsen, welche Lessing, die Schlegel, Tieck und Andere gebaut und geschmückt haben, aber auch dazwischen auf ödem Feld und mühsamem Gestein. Hiebei fehlt es nicht an scharfen Wahrnehmungen, geistreichen Ueberblicken, feinsinnigen Einzelheiten. Aber eine sichre, feste Grundlage, die zugleich für Nachfolgende brauchbar wäre, mangelt überall. Diese Kritik ist für eine philosophische nicht philosophisch genug, für eine historische nicht genug historisch, auf eine dieser Seiten aber mufs jede ästhetische Kritik sich wahrhaft gründen, wenn sie nicht blofs eine humoristische, sondern eine wissenschaftliche sein will; und die geniale wird sogar beide vereinen. Sollten wir den Verfasser mit einem schon bekannten Schriftsteller vergleichen, so müfste es mit *Adam Müller* geschehen, der eine ähnliche Erscheinung war, und eigentlich durch die blofse Stellung, welche er querein gegen die vorhandenen Richtungen nahm, — indem er diese sämmtlich benutzte, — alles Glänzende, Geistreiche, Wirksame gewann, worin seine schönen Gaben auftraten. Dabei hat unser Verfasser zwar nicht den eleganten Schwung verführerischer Beredsamkeit, aber statt deren mehr Ernst und Tiefe der Betrachtung selbst. Die kritischen Andeutungen Adam Müllers über manche Stücke Shakspeare's, und die Standpunkte, welche er sich für Goethe'sche Werke zu wählen pflegt, dürfen hier der Erinnerung im Ganzen nicht abzulehnen sein.

Zuvörderst will der Verfasser den Karakter der Deutschen in ihrer geistigen Entwicklung, sodann die Stellung Goethe's in dieser nach seinen vorzüglichsten Erzeugnissen, endlich ihn als Dichter des Faust betrachten. Die Art, wie er zu ersterem Behufe mit Hermann, Theodorich, Karl dem Grofsen, sodann mit Luther gebart, kann unmöglich befriedigen, ja kaum läfslich hinhalten; auch die Versuche, aus der Lage und den Bedingungen des Allgemeinen die Nothwendigkeiten der Gestalt Goethe's begriffsmäfsig zu konstruiren, entbehren des festen Grundes, auf welchem sicher aufzutreten ist, man eilt darüber hin, wie über ein noch zu dünnes Eis, dem man nicht trauen kann. Mit den Annahmen über Roman und Drama kömmt es nicht auf's Reine, diese Formen der Poesie wollen sich so nicht einfangen lassen, hier wird Walter Scott ohne Fug und Recht mit eingepackt, dort bleibt Cervantes vergessen liegen, und da fällt der ganze Byron aus dem Netze heraus! Jemehr der Verfasser seine gegensätzigen Schemata verläfst, und auf das Einzelne kommt, deste fruchtbarer und gehaltvoller wird er. Die Bemerkungen über Shakspeare'sche Karaktere sind in ihrer Einzelheit schätzbar, eröffnen weiteren Einblick und Nachdenken. Dagegen verleitet ihn sein Schema zu völligem Mifskennen der Iphigenia und des Tasso, in denen er alle tragischen Mächte verabschiedet meint! Ueber den Werther sagt er Treffendes, Tiefeindringendes. Wir erwähnen hiebei vor allem eines wichtig-sonderbaren Umstandes mit den eignen Worten des Verfassers: „Aus mündlicher Mittheilung — sagt er — erinnere ich mich, wie Goethe erzählte, *Napoleon* sei der einzige gewesen, der ihn, den Dichter, auf ein Mifsverhältnifs im Werth merksam gemacht, das bis dahin den schärfsten, kri Blicken entgangen, weil er es allerdings so künstlich ve wie der Schneider seine künstliche Naht anzubringen wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Stück Tuch wo ein Rifs kommt. Als ich um nähern Aufschlufs bat, derte er mir, ich sei durch das, was ich über Werther ner Beurtheilung bereits gesagt, auf bestem Wege es se finden; er wolle mir daher nicht vorgreifen". Sollte hier von dem Verfasser kurz vorher Angemerkte gemeint sei es auffallen müsse, wie Werther so ganz und gar nicht thut, in den Besitz Lottens zu gelangen, da es noch und erlaubt, und sie noch durch kein entschiedenes Ba entzogen war, so könnten wir dies doch nicht unbestritten lassen, und müfsten, wenn darin wirklich Napole Goethe zugestandene Bemerkung bestehen sollte, auch beiden Autoritäten fürerst noch zweifelnd gegenüber Auch über die Wahlverwandtschaften sagt der Verfasse diges und Klares, woran viel albernes Geschrei, das ma heutiges Tages über das angeblich Unsittliche dieses verführt, völlig zerschellen mufs. In Wilhelm Meister Jahren eine Verlaufsähnlichkeit mit dem Alten Testam finden, wo denn für die Wanderjahre, was zwar nicht au lich gesagt ist, das Neue Testament zur Vergleichung s selbst bietet, ist wenigstens neu und seltsam genug; d fasser wird uns erlauben, erst mehrmals Athem zu hol wir über einen solchen Gegenstand mitreden. Das verf Wort scheint uns das über Eugenien, mit welcher e Apologie der mittlern Stände gemeint sein soll.

Ueber den Faust, den eigentlichen Gegenstand der finden wir unter vielem andern Gutgedachten die Kernbem der Dichter lege in diesem Werke nicht das Geständn *so sei der Mensch, weil er so sein müsse*; sondern habe gen wollen: *so sei der Mensch, weil er die Freiheit si es zu sein, ohne zu müssen.* Doch wird jetzt, da das vol Gedicht unsern Augen und unserm Nachdenken eröffne die Kritik dieses kolossalen Werkes einen ganz neuen Aufs zu nehmen haben, und schon ist dazu in diesen Blättern gründlicher als geistreicher Anfang gemacht worden, wi so frühem Augenblick nur irgend zu erwarten sein kon

Der Verfasser schliefst damit, dafs die neidlose, w Anerkennung unseres Dichters in seiner ganzen Gröfse lichkeit und Einzigkeit auch eine Art sittlichen Proble und übergiebt die in Widerspruch und Verneinung ve den Gegner ihrer eignen, trostlosen Verdammnifs.

Eine wichtige Zugabe ist der von Goethe selbst ent Plan zu einem zweiten Theile von Pandora's Wiederku man über den Reichthum, welchen der Dichter in diese artigen Dichtung noch entfalten und ordnen wollte, sti erstaunen mufs. —

K. A. Varnhagen von En

№ 15.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Weiter weicht Hr. Bunsen, und wir glauben mit Recht, darin von der gewöhnlichen Annahme ab, dafs er durch die Servische Mauer die beiden Nebenhöhen des Aventinus, die von S. Saba und S. Balbina ausschliefst, und nur den eigentlichen Aventinus und das Thal zwischen demselben und der Höhe von S. Saba umfassen läfst, ferner dafs er die Ordnung der drei Thore in dieser Strecke so annimmt, dafs er die *Naevia* zunächst der *navalis*, die *Lavernalis* zunächst der folgenden *Capena* setzt. *Porta Capena* ist sicher, die *Caelimontana* wird etwa bei dem Hospital von *S. Giovanni* anzunehmen sein, *p. Esquilina* ist in der Gegend des *arcus Galieni*. Bei der Bestimmung des Ganges der Mauern bis dahin behauptet der Vf. dafs die Höhe, auf welcher die Titusthermen liegen, im eigentlichen Sprachgebrauch nicht zu den Esquilien gehöre, sondern die *carinae* seien, wogegen die *Subura* ein Thalbezirk unterhalb des Erdwalls der Carinen war.

Den Wall des *Servius Tullius* zwischen der *p. Esquilina* und der *Collina*, welche bei der Vereinigung der jetzigen *strada di porta Pia* und der *via di porta Salara* zu setzen ist, eine Strecke von 7 Stadien, weist Hr. Bunsen in einer Erhöhung nach, die sich noch jetzt sichtbar durch die *villa Negroni* bis zu den Thermen Diokletians hinzieht. Nähmlich Plinius spricht von Wall und Graben als noch bestehend, und Dionysius beschreibt das gewaltige Werk, einen Graben von 100 Fufs Breite und 30 Fufs Tiefe und den Wall entsprechend. Wahrscheinlich sind auch noch unberührte Reste dieses uralten Baus zu finden, der wie alle Trümmer der Königszeiten mit Bewunderung erfüllt.

800 Jahre nachdem Servius Tullius die Stadt durch Wall und Graben zur Einheit einer Stadt verbunden, als durch die unaufhörliche Erweiterung der Stadt seine Befestigung ganz in derselben verbaut war, sah sich Aurelian genöthigt durch eine neue Befestigung für die Sicherheit Roms zu sorgen. Sie wurde von Probus im J. 276 nach Chr. vollendet. Nibby in seinem Werke *le mura di Roma* hat die Meinung aufgestellt, die Aurelianische Mauer sei gänzlich zerstört, die jetzt noch vorhandene von Honorius neu in beschränkterem Umfange aufgeführt worden. Hr. Bunsen widerlegt ihn genügend und zeigt, dafs durchaus nur an Ausbesserung derselben und Aufräumung des zusammengehäuften Schuttes zu denken ist. Wenn Vopiscus den Aurelianischen Mauern einen Umfang von 50 Millien zuschreibt, so sei eine Emendation (etwa 15) nothwendig und gerechtfertigt. Die Construction der Mauern wird nach einer Mittheilung des Architecten Hrn. Stier dargestellt, der ganze Lauf und der jetzige Zustand der Aurelianischen Mauer, ihre Thore und Erneuerungen beschrieben, und eine tabellarische Vergleichung der Servischen und der Aurelianischen Thore mit den davon auslaufenden Heeresstrafsen gegeben. Ein Anhang behandelt nur kurz die Erweiterung der Stadtbefestigung auf dem rechten Tiberufer, da dieser Gegenstand eine genauere Ausführung in der Beschreibung jenes Stadttheiles selbst erhalten soll.

Nach dieser grofsartigen und gelehrten Einleitung beginnt im *zweiten Theile* die spezielle Stadtbeschreibung, durchaus jeder Erwartung nach so gründlicher Vorarbeit entsprechend. Sie soll von dem merkwürdigsten, reichsten und heiligsten Theile des christlichen Roms, dem jetzigen Stadtviertel des Borgo, beginnen und mit dem daran stofsenden Viertel Trastevere schliefsen. Da Borgo und Trastevere, wie die Verf. selbst bemerkten, ein topographisches Ganze bilden, so liefse

sich mit ihnen rechten, ob sie nicht lieber auch in der Beschreibung hätten verbunden werden müssen. Indefs mögen hiebei wohl mehr Rücksichten auf das, was jeder der Mitarbeiter zur Zeit fertig hatte, vorgewaltet haben. Uns ist es gleich, wo die Beschreibung anfängt, und wir wünschen allerdings nach dem Vatican und der Peterskirche sogar lieber den Capitolinischen und Palatinischen Berg als den Janiculus beschrieben zu sehen.

Das erste Hauptstück enthält als Einleitung die *Geschichte des Vaticanischen Gebiets* von Hrn. Bunsen. Der Verf. handelt darin zuerst über die natürliche Beschaffenheit und die Begränzung desselben nördlich vor der *via triumphalis*, südwestlich von der neuen Aurelischen Strafse. Er findet jene herabsteigend von dem *monte Mario* in der Richtung auf *porta Angelica* und von dort auf den *pons triumphalis* laufend, den er oberhalb des Hadrianischen *pons Aelius* in Trümmern bei Tordinona nachweist. Dazu gehört im Anhang näher bestimmend die Ausführung, dafs keine *via triumphalis* auf dem Marsfelde dem *pons triumphalis* entsprach, sondern dafs dies vielmehr, nachdem der *pons Aelius* gebaut, die *via Aurelia* war. Die Triumphalstrafse beginnt erst innerhalb der Stadt mit dem Eintritt in das Triumphal- (oder Circus-) Thor und ist der bei den Triumphzügen gewöhnlich genommene Weg, um die *meta* herum, über das *forum boarium* und das *Velabrum*, das Thal zwischen dem Palatin und Circus entlang, dann links umgebogen zwischen Palatin und Cölius hin, in die *via sacra* hinein und auf derselben nach dem *forum Romanum* und den *clivus* zum Capitol hinan.

Aus der Zeit der Republik wissen wir nur, dafs im Vatic. Gebiet die *prata Quintia* gewesen. Hr. Bunsen sucht sie in den *prati di Castello*. Reicher werden die Nachrichten aus der Kaiserzeit. Die Gärten der ältern Agrippina oder des Nero sind vor Allem auf dem reizenden Hügel der *villa Barberini* zu suchen, erstreckten sich aber wahrscheinlich auch auf den Vaticanischen Berg. In dem Thal zwischen beiden Hügeln wird der in der Christenverfolgung berüchtigte *circus* des Nero unter und neben der Peterskirche nachgewiesen und nach den Angaben Grimaldi's und Fontana's untersucht. Am andern Ende dieses Bezirks lagen die Gärten der Domitia, in deren Umfang Hadrian sein Mausoleum errichtete, und wo ein anderer Circus, wahrscheinlich ebenfalls von Hadrian, bestand. Die verschwundenen noch im Mittelalter berühmten Reste, namentlich die Pyramide (Grabmahl des oder eines Africanus nach dem Scholiasten Acro zu Horaz *Epod.* 9.) werden berücksichtigt, der Vatican als Sitz des Geheimdienstes der Cybele aus Inschriften noch bis zu Ende des vierten Jahrhunderts nach Chr. nachgewiesen.

Mit der Erbauung der Basilika über dem Grabe des heil. Petrus auf dem Circus des Nero beginnt die christliche Periode für diesen Bezirk, denn eine Menge heiliger Oerter und bald auch eine Wohnung für den Römischen Bischof ward damit verbunden. Ein Porticus führte von der Burg (dem Mausoleum Hadrians) bis zur Peterskirche. Angelsachsen, Friesen, Lombarden und Franken siedelten sich um Carls des Grofsen Zeit im Borgo an. Leo IV. schlofs diese Stadt, die nun mit Recht von ihm *civitas Leonina* hiefs, im Jahre 852 gegen die von den Reichthümern der Peterskirche angelockten Sarazenen mit Mauern und Thürmen. Hr. Bunsen verfolgt den Gang derselben, weist die Reste derselben nach und bestimmt die Thore auf 3 Seiten, denn die vierte sicherte die Tiber und die gegenüberliegende Stadtmauer. Weiter verfolgt er den Zustand des Borgo durch die unruhigen Jahrhunderte des Mittelalters. Interessanter ist die Geschichte des neuen Vaticans vom 16ten Jahrhundert und der Regierung des grofsartigen Julius II. an. Der Borgo wird erweitert und der Stadt Rom einverleibt.

Das *zweite Hauptstück*, behandelt die *St. Peterskirche*, und zwar wieder zunächst die älteste Peterskirche. Constantin baute sie auf der Martyrstätte des Apostels; und damals zuerst wurden, wie Hr. Bunsen darthut, die Gebeine des Apostels aus den Katakomben dahin versetzt, die Sand- und Thongruben des Berges hinter der Basilika als christliche Begräbnifsstätte zu benutzen angefangen. Aus den zahlreichen Nachrichten über die alte Kirche, welche meist zur Zeit ihrer Abtragung niedergeschrieben wurden, entwirft Hr. B. zuerst eine Beschreibung der Basilika Constantins, wie sie um das Jahr 800 war. Bemerkenswerth dabei ist das viereckige *atrium*, der Vorhof der Kirche, mit Säulengängen umher, in denen ausgezeichnete Personen ihre Grabstätte fanden, während die Päpste des 5ten bis 8ten Jahrhunderts in dem Porticus der Kirche selbst ruhten. Die Säulen im Innern waren ungleich, das Dach wurde unter Honorius mit den vergoldeten Bronzeziegeln des herrlichen Tempels der Venus und Roma

gedeckt. Unter dem *arcus triumphalis* war ein Queerbalken mit Silberbekleidung, auf demselben das Bild des Erlösers, darunter ein Kreuz mit Lampen, der Ursprung aller Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel. Alsdann folgt die Beschreibung der Peterskirche des Mittelalters mit den Veränderungen und Anbauten, welche die alte Constantinische erlitt, da Zerstörungen durch feindlichen Angriff und Brand vielfach Statt fanden. Der Plan soll den Zustand des Jahres 1506, wo der Bau der Kirche begann, darstellen; er fehlt leider noch und dadurch wird die spezielle Beschreibung unverständlich.

Die *neue Peterskirche* beschreibt Hr. Platner. Die Geschichte des Baues derselben ist durch das ausführliche Werk des Pater Bonanni bekannt. Man weifs, dafs, abgesehen von früheren Veränderungen, Michelagnolo's Construction in der Form eines Griechischen Kreuzes durch die Verlängerung von 223 Palm, welche Maderno angab, leider zu einem Lateinischen Kreuz umgestaltet wurde, wodurch die Hauptkuppel, das Vorzüglichste des ganzen Gebäudes, so weit zurücktritt, dafs sie nur aus bedeutender Entfernung in ihrer ganzen Gestalt erscheint. Noch mehr verschwinden die beiden kleineren Kuppeln, und die Ausführung der hinteren unterblieb mit Recht, weil sie gänzlich versteckt geblieben wären. So ist denn dieses gröfste und prächtigste Gebäude der Welt hinsichtlich des Stils keineswegs das vorzüglichste: dazu kommt, dafs die Skulpturen meist den verdorbenen Geschmack der Berninischen Zeit zeigen, und die höchst ausgebildete Kunst der Mosaik mit Ausnahme weniger (wie der bewundrungswürdigen Transfiguration Raphaels) zu Copien unbedeutender Gemählde verschwendet worden ist. Eine verdiente Anerkennung findet aber Bernini's ausgezeichnetes Bauwerk, die halbzirklichen Säulengänge, welche den Platz vor der Kirche von zwei Seiten einschliefsen. In der Beschreibung der Kirche selbst, nach Ordnung der Schiffe hält Hr. Platner ein sehr richtiges Maafs der Ausführlichkeit: der Freund christlicher Alterthümer wird ihm besonders für die Sorgfalt danken, mit der er die mittelaltrigen Denkmähler der sogenannten Vaticanischen Grotten, d. h. der unterirdischen Kirche, worin sich die Confession befindet, beschreibt. Dabei aber vermifst man wieder schmerzlich den Plan, auf welchen die Beschreibung Bezug nimmt.

Bei der Beschreibung des Petersplatzes führt der Verf. aus, dafs der *Obelisk* in der Mitte desselben, der einzige, der von den Zierrathen des alten Roms noch aufrecht stand, und der erst im J. 1586 durch Domenico Fontana von seiner alten Stelle auf der *spina* des Neronischen Circus auf seinen jetzigen Platz gebracht wurde, schon ehemals unten beschädigt und oben abgebrochen und deshalb neu zugespitzt worden ist, woher es gekommen, dafs er, so wie die beiden des Augustischen Mausoleums, von denen das *pyramidion* abgenommen ist, keine Inschrift habe.

Das *dritte Hauptstück* enthält den Vaticanischen Pallast. Die eigentliche Residenz der Päpste war von Anfang an der Lateran, daneben hatten sie, wie bei anderen Kirchen, so besonders auch bei St. Peter ein Wohngebäude, aber erst von Nicolaus III. gegen 1280 kann ein noch jetzt bestehender Theil des Vaticanischen Pallastes nachgewiesen werden. Dort nahmen sie bei der Rückkehr von Avignon ihre bleibende Residenz, und die nach Beilegung der langen Kirchenspaltung in den Päpsten erwachte Prachtliebe offenbarte sich vornehmlich im Aus- und Umbau des Vatican. Leider fehlt uns zur Verfolgung dieser Veränderungen auch hier der im Text angeführte Plan und Aufrifs.

Bei der Beschreibung des Pallastes beschäftigt Hrn. Platner zuerst die *scala regia* und die *sala regia* mit ihren Bildern, den Triumph der päpstlichen Hoheit über die weltliche Macht darstellend, alsdann die *sala ducale* und die *capella Paolina*, vor allen die *Sixtinische Capelle*, das Meisterstück der Beschreibung in Hinsicht der bewunderten Wand- und Deckengemählde, besonders des jüngsten Gerichts von Michelagnolo. Es folgt der Hof der Loggien, das *appartamento Borgia* und dessen Ausmahlung, Pinturichio's umfassendstes, obgleich nicht sein bestes Werk, dann die Beschreibung der Loggien des zweiten Stockwerks mit Raphaels Compositionen der biblischen Geschichte in den Deckenfeldern. Am ausführlichsten, wie sie es verdienen, werden sodann die päpstlichen Wohnzimmer des alten Palastes beschrieben, ein Saal und drei Zimmer, der Schauplatz der Feste Leo's X., die durch die Kunst am meisten verherrlichte Wohnung eines christlichen Fürsten, die von der berühmten Freskomahlerei Raphaels den Nahmen *stanze di Rafaelle* erhalten haben, von S. 317 bis 379. Ref. hat das Glück gehabt, die Beschreibung des Hrn. Platner zur Hand oder frisch von der Lectüre derselben diese unsterblichen Arbeiten

zu betrachten: er kann nur die Deutlichkeit der Beschreibung und die anspruchslose Gründlichkeit der Beurtheilung rühmen. Den Beschluſs macht die Capelle des heiligen Laurentius mit den Gemählden des Angelico da Fiesole, welches die bedeutendsten Werke aus der früheren Periode der Mahlerkunst in Rom sind.

(Der Beschluſs folgt.)

XX.

***Allgemeine Einleitung in die Naturgeschichte von Dr. F. S. Leuckart. Stuttgart, Schweizerbarts Verlagshandlung.* 1832. 8. *Erste Lieferung der: Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Bischoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. C. von Leonhard und F. S. Leuckart, academischen Lehrern zu Heidelberg.* —**

Mehr und mehr erscheint es nothwendig, daſs das, was der Naturforscher Eifer, seit einem Jahrhundert vorzüglich, zu Tage gefördert, durch des Faches kundige Männer auf eine wahre und würdige Weise dargestellt, den Gebildeten aller Nationen zugänglich gemacht werde. Des vorwaltend praktischen Interesses wegen, das Physik und Chemie gewähren, sind diese beiden Zweige der Naturwissenschaft mehr schon Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, als es den übrigen, namentlich der eigentlich sogenannten Naturgeschichte hat gelingen wollen. Vielleicht nur, weil es an einem Werke mangelte, welches die Ergebnisse aller Forschungen in lebendiger treffender Schilderung Allen mittheilte. Ein solches Werk nun zu liefern, welches zugleich das Nützliche und Wichtige aus dem werthlosen Detail heraushebt, dem noch Uneingeweihten verständlich ist und dem weiter Vorgeschrittenen die neusten Entdeckungen aufführt, haben mehrere der ausgezeichnetsen Lehrer der Heidelberger Academie begonnen. Die Oryctognosie behandelt Hr. Blum, der Geognosie und Geologie hat Hr. von Leonhard sich angenommen, das Pflanzenreich ist Hrn. Bischoff angewiesen, die Thiergeschichte wird Hr. Leuckart behandeln und welche Ueberbleibsel vergangener Erdperioden der Boden verschlieſst, wird Hr. Bronn uns zeigen. Dem Ganzen eine Einleitung zu geben, hat Hr. Leuckart übernommen und diese ist es mit der wir den Leser bekannt zu machen, uns vorgesetzt.

Eine Rede schickt der Verf. voran, mit der er einst beim Beginne seiner Vorlesungen die Zuhörer begrüſst. Wie der Menschen Sinn, kindlich und einfältig, der Natur sich zugewendet, wie diese denen, die sie göttlich verehrten, ihre Geheimnisse zum Theil erschlossen, wie endlich der reflektirende Geist in ihr ein Ganzes von Wesen und Kräften erkannte, welches Zusammenhang, Ordnung und Zweckmäſsigkeit nur durch die Thätigkeit der höchsten Intelligenz erhalten konnte, dieses dert uns kurz der Anfang der Rede. Wir gelangen zu Pl Schüler und Nachfolger, dem aus der Naturbetrachtung l rungen erwachsen, der allgemeinere Resultate gewinnt phrast, sein Nachfolger. Später Wenige, die in seinem wirkten. — Vesal und Theophrastus Paracelsus in tiefer kelheit leuchtende Sterne! Sie wirken belehrend und anre Conrad Gefsner, Aldrovandi, Brunfels und Severini zei sich aus. Dann Harvey! Baco von Verulam, Leibnitz und wecken für philosophische Betrachtung der Natur den Ray, Jung, Morison, Charleton, Jonston bereiten Linné scheinen vor. Linné, seine Zeitgenossen, seine Schüle seine Nachfolger. Endlich die neuere Zeit mit ihren g Geistern. Cuvier, dem Pallas voranging. Das Verhalte Philosophie zur Erfahrung wird am Schlusse kurz erörter die Naturphilosophie bestimmt als das Denken über die als die rationale Erkenntnifs einer Einheit in der Natur stützt auf Naturbetrachtung und Erfahrung. Dann noch ges über den Werth der Naturgeschichte. Nach der Rede det sich der Verf. zu allgemeinen Betrachtungen über di tur, diese mit Oken bestimmend, als die Offenbarung Got Zeit und Raum. Die Erde, ihr Verhalten zur Atmosphäre Bildungsepochen werden betrachtet; ihrer Veränderung neuerer Zeit geschieht Erwähnung. Dann wird die Art de dung der Massen, die wir auf ihr finden, erörtert. Darauf det sich der Verf. zur Entstehung der organischen Natur. zeugung, geschlechtliche Zeugung, Zeugungstheorieen w kurz, doch genügend abgehandelt.

Die allgemeine Betrachtung der Naturreiche begin einer Erörterung über Systematik und deren Weisen. E gen Andeutungen über Unterschied des Organischen vom ganischen bei Bestimmung des Begriffs der Mineralien. D ben, wie es sich äufsert, erklärt der Verf. als ein Sein durch sich selbst thätig ist; mannigfache Einflüsse der A welt aufzunehmen, mehr oder weniger zu verändern un zuzueignen, so wie dieser mitzutheilen fähig; mithin ein Schaffen, Fortbilden und Umändern aus sich.

Hieran schliefsen sich Grundzüge einer allgemeinen siologie. Dann wird das Wichtigste über das Verhalte Organismen zur Erde und ihre Verbreitung angeführt. Z folgen Betrachtungen über den Charakter der Pflanz des Thieres.

Im Allgemeinen ist es dem Verf. gelungen, das Wi und Interessante vor dem minder Bedeutenden hervorzul doch hätte Manches weniger aphoristisch behandelt sein Die Schilderung ist lebendig und wahr; interessante Facts den immer hervorgehoben. Tadelnswerth aber ist es, daſs ches, worüber noch Zweifel obwaltet, was sogar höch wahrscheinlich ist, als gewifs und faktisch in einem Buch geführt wird, das dem Laien bestimmt ist. So ist doch die Geschichte vom Wiederaufleben der getrockneten l thierchen und Kleisteraale von Sachverständigen längst a richtig erkannt.

№ 16.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstell. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Schluſs.)

Es folgt die Beschreibung der Mosaikfabrik im Erdgeschoſs unter dem Corridor der Inschriften, wo die groſsen Mosaikarbeiten zur Ausschmückung der Kuppel und der Altäre der Peterskirche verfertigt wurden, und noch jetzt, obgleich mit verminderter Thätigkeit und Zahl der Arbeiter, fortgesetzt werden. Das Verfahren dabei wird beschrieben, jedoch nur kurz. Auch über das Zeughaus und die Münze in Nebengebäuden des Vaticanischen Pallastes geht der Verf. rasch hinweg und verweilt nur etwas länger bei dem Garten des Vatican und seinen antiken Denkmählern, dem Postament der Ehrensäule Antoninus des Frommen und den Skulpturen im Gartenhause.

Im *vierten Hauptstück* beschreibt Hr. Platner die wichtigsten Gebäude des Borgo und Hr. Bunsen in einem wiederum antiquarisch vorzüglich wichtigen Aufsatze das Mausoleum Hadrians. Dieses Bauwerk, der Grabstätte der Augustischen Familie gegenüber, wurde im Jahre 140 nach Chr. vollendet: Honorius zog es in die Befestigung Roms und seitdem hat es nicht aufgehört die Hauptfestung der Stadt zu sein, aber durch wiederholte Zerstörung entsetzlich gelitten. Die eigentliche Zerstörung fällt jedoch erst in das Jahr 1379, als die Bürger Roms die Festung, welche für den Französischen Papst besetzt gehalten wurde, durch Hunger zur Ergebung gezwungen hatten. Die Ausräumung der damahls absichtlich verschütteten inneren Gänge in den Jahren 1822—26 hat unerwartete Aufschlüsse über die Anlage des ungeheuer festen Baues gegeben; aber die Fortsetzung der Arbeiten ist unterblieben, und selbst ihr Ergebniſs dem Publikum gröſstentheils wieder entzogen worden. Der Plan des Grabmahls von Herrn Knapp, der diesem Bande beigegeben werden sollte, beruht auf den damals dem Herausgeber verstatteten Messungen. Ueber der Erde, auf einem viereckten 15 Palm hohen Basement aus Travertinquadern, welches jetzt der Befestigungsmauer zur Grundlage dient, an dessen Ekken ohne Zweifel Bildwerke standen, erhob sich der Rundbau 329 Palm im Durchmesser, dessen entstellten und seiner Marmorbekleidung beraubten Kern wir noch vor Augen haben. Oben nimmt Hr. Bunsen einen Fries mit den gewöhnlichen Stierköpfen und Festgewinden an, darunter einen Architrav und unter ihm die Inschriftenschilder der in dem Mausoleum beigesetzten Personen. Der Eingang war der Tiberbrücke gerade gegenüber, der Mitte des Unterbaues entsprechend. Er führte in einen hohen gewölbten Gang, 66¼ Palm lang, 15¾ breit, dessen Wände mit Giallo antico bekleidet waren. Am Ende desselben windet sich sanft ein schnekkenförmiger, gewölbter Gang herauf, 13 Palm breit, 24 hoch, der nach vollendetem Kreislauf von 600 Palm in einen dem Eingange entsprechenden horizontalen Gang führt, der als Fortsetzung der Richtung des untern Ganges gerade in das Centrum des Gebäudes leitet, wo sich die Grabeskammer befindet. Diese ist viereckt, 37 Palm ins Gevierte bei einer Höhe von 48¼ Palm bis zur Mitte des Gewölbes. Hiemit schlieſst jetzt alles sichtbare Antike des Gebäudes ab. Hirt, dessen versuchte Restitution in der Geschichte der Baukunst als die gelungenste aller bisherigen nach Verdienst gelobt wird, setzt den Thurm in demselben Umfange bis zu einer bedeutenden Höhe fort, und nimmt oben einen kuppelförmig geschlossenen Tempelbau an mit einem äuſseren Porticus und dem bronzenen Pinienapfel auf der Spitze. Hr. Bunsen läſst den ersten Stock mit dem Gewölbe der Grabkammer schlieſsen: oben war eine freie Ter-

rasse, darauf ein engerer Rundbau mit Schneckengang und Grabkammer wie unten. Er beweist dies durch die Entdeckungen bei den oben erwähnten vorübergegangenen Untersuchungen. Er nimmt ferner über dem oberen Gewölbe noch einen dritten engsten Rundbau, mit dem das Ganze abschlofs, an: Stufen hätten auf die Plattform geführt, und auf derselben sei noch am ersten die *Quadrige* anzunehmen, von welcher ein späterer Griechischer Autor, Joannes Antiochensis, spreche, den Salmasius zum Leben Antonins des Frommen anführe. (Nicht so, sondern zu Spartianus' Leben Hadrians Cap. 19 S. 180 der Hackischen Ausg.)

Die Beschreibung des modernen Baus, der *torre di Borgia*, ist kürzer gehalten. Als Festung hat die Engelsburg ihre schönste Wehr mit den von Murat weggeführten 100 bronzenen Canonen verloren, die Urban VIII. aus dem ehernen Gebälk des Porticus am Pantheon hatte gieſsen lassen, „*und welche Ferdinand VII. für besser hielt zu behalten, als dem Papste, wie es wohl noch jetzt billig wäre, wieder zu geben*".

Den Band beschliefst die Beschreibung des *monte Mario*, seiner geologischen Beschaffenheit von Hrn. Fr. Hoffmann, seiner alten und jetzigen Bebauung von Hrn. Bunsen. Auf dem Gipfel desselben liegt die *villa Mellini* mit der weitesten Aussicht über die Weltstadt, jenseits nach *ponte molle* zu am Abhang die *villa Madama*. Das Gartenhaus derselben von Giulio Romano gebaut und mit schönen Mahlereien geschmückt, geht seinem Untergange mit raschen Schritten entgegen, da die Neapolitanische Regierung, der die *villa* aus der Farnesischen Erbschaft anheimfiel, sie nur als nutzbares Eigenthum behandelt und verpachtet.

Wir schliefsen unsere Anzeige mit der Nachricht, dafs an der zweiten Abtheilung dieses zweiten Theils, welche die Beschreibung der so überaus reichhaltigen Vaticanischen Museen enthalten soll, gedruckt wird, wiederholen aber dabei unsere Bitte an die Verlagshandlung, dafs den Käufern des Buchs die versprochenen Pläne nicht länger vorenthalten werden mögen.

C. G. Zumpt.

XXI.

Sämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Erster Band: Tunisias, ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1832. gr. 8.

Die einzelnen Gattungen der Poesie sind ebenso sehr Kinder ihrer Zeit, als die Poesie selbst: es ist, und es darf nicht für zufällig angesehen werden, welche Kunstformen vorzugsweise in einer Zeit von den schaffenden Geistern ergriffen werden. Es giebt epische, lyrische und dramatische Zeitalter, wie es ruhende, thatenlustige und träumende Völkerstimmungen in der Geschichte giebt. Bei den Alten treten die Kunstformen am reinsten und entschiedensten gegen einander heraus; dagegen ist es merkwürdig zu sehen, wie oft sich die Neueren in der Wahl der Gattungen vergriffen haben. Wenn man ein sinnreich auseinandergelegtes System erblicken will, wie sich die Gattungen der Poesie stufenweise mit dem Volksgeist fortentwickeln, so mufs man das schöne Bild der Griechischen Litteraturgeschichte sich vergegenwärtigen; diese ist in der That ein wahres System der Entfaltung der Kunstformen. Welcher Dichter hätte zur Zeit der Perserkriege noch unternehmen können, den Hellenen ein *Epos* zu dichten! In den Perserkriegen war der Griechische Volksgeist *dramatisch* geworden, und der Tag der Schlacht bei Salamis erblickte bekanntlich zugleich die drei gröfsten Dramatiker, indem Aeschylus da kämpfte, Sophokles den Siegesreigen tanzte und Euripides geboren wurde. Der Mythus, der früher nur in der Form des Epos überliefert worden war, trat jetzt seine Seelenwanderung in das Drama hinüber an, und verkörperte sich in festen Gebilden der Tragödie vor den Augen seines Volkes. Was früher Ohr gewesen war, wurde jetzt Auge; das Volk wollte sich nichts mehr episch erzählen lassen, es wollte schauen; es wollte Gestalten, Handlung, Thaten der Menschen und Götter haben, und seine Dichter wurden *Dramatiker*. Vordem war aber das Epos ein nicht weniger nothwendiges Moment des ganzen Lebens gewesen, als es jetzt das Drama wurde. Das Epos war die mythische Einheit aller Richtungen des Volkslebens; es war die unmittelbare Volksnatur selbst, wie sie dachte, anschaute, sich bewegte und in sich selbst träumerisch versunken war; im Epos ging der Mensch noch im Volksleben auf, im Drama erwachte er, hob sich aus der Masse und befreite sich zu einer selbstständig heraustretenden Gestalt.

Es war daher bei den Griechen die jedesmal herr-

schende Gattung der Poesie auf jeder einzelnen Stufe fast die ganze Poesie selbst, und so erblickt man bei ihnen das seltene Schauspiel einer innersten Nothwendigkeit der hervortretenden Kunstformen, mit der Geschichte ihres öffentlichen Lebens wunderbar schön zusammenhängend. Die Neueren sind darin schon deshalb nicht so glücklich, weil ihre Poesie von jeher weniger Sache des öffentlichen Volkslebens gewesen war, und darum hat ihre Litteratur so viele gekünstelte Treibhausblüthen aufzuweisen, die, zu den lebendigen Bedürfnissen ihrer Zeit nicht passend, nur aus einer theoretischen Grille gepflanzt zu sein scheinen. Es ist unglaublich, was besonders die Deutschen in der Wahl der Formen geirrt haben. Sie sind im Stande, noch im neunzehnten Jahrhundert Epen im ganz antiken Stil zu dichten!

Darin ist Johann Ladislav Pyrker gewissermafsen berühmt geworden. Er hatte es sich einmal vorgenommen, mitten in unserm unheroischen Jahrhundert gleichwohl ein grofser Heldendichter zu werden. Seinen Homer hatte er gut gelesen, die Vossische Uebersetzung davon nicht minder fleifsig studirt, und so erschien er, mit einer tüchtigen Sattelfestigkeit des Hexameters angethan, auf dem Kampfplatze und ersah sich einige gute Stoffe zu seinem epischen Kreuzzug. Er führte sie ohne Zweifel mit einer gewissen begeisterten Arbeitsamkeit des Talents aus, wie sie in unsern Tagen nicht häufig mehr angetroffen wird, und da er zugleich seiner äufsern Stellung nach ein vornehmer Prälat war, hallte es bald in ganz Oesterreich wieder: „Es ist uns halter ein grofser Epiker auferstanden"! Es wurde Nationalsache, die Epen des Ungarischen Bischofs schön zu finden, sie erlebten viele Auflagen; wurden endlich zu gesammelten Werken zusammengedruckt, und jetzt entsteht bei ihrem Anblick die Frage: Was sollen wir aber heutzutage eigentlich mit einem Epiker anfangen? Was will die *Ilias post Homerum*? Was soll uns der verspätete Homeride mit seinen künstlich nachgemachten Tönen in dem heutigen romantischen Zeitalter der Poesie bedeuten?

Der Irrthum Pyrkers, der seine Bestrebungen als verfehlte erscheinen läfst, beruht darin, dafs er uns ganz antike Epen hat dichten wollen. Das wahre Epos der modernen Literatur ist der *Roman*; er ist die zeitgemäfse Form des Epos, und in dieser Bedeutung eine der wesentlichsten Grundrichtungen der heutigen Poesie. Aber selbst früher als der Roman hatte sich bereits ein romantisches Epos gezeigt, von den grofsen Dichtern der Italiener eigenthümlich hervorgebildet. Dante's riesenhaftes Gedicht gab durch das Element der christlichen Religion, das er zur Aufgabe seines Epos machte, der modernen Poesie für immer eine selbstständige Grundlage, auf welcher sie, von der Antike befreit und aus der unlebendigen Form wiedergeboren zu einer schöpferischen Entwickelung, zu neuen Zielen fortschritt. Dies christliche Element klärte sich zu einer äufserlich anmuthigeren und populaireren Dichtungsform in dem abenteuerlich-romantischen Epos der Italiener, wie es, von Pulci und Bojardo begonnen, durch Ariost und Tasso zu jener beispiellos in der Dichtkunst dastehenden Glätte der Vollendung sich ausbildete. Diese Form wenigstens hätte Pyrker seinen Epen geben sollen, wenn er seine Stoffe nicht etwa in der zeitgemäfseren Gestalt des Romans darstellen wollte. Aber statt dessen fand er sich bewogen, ein Homerisches Epos zu schreiben, und die antiken Falten, die selbst einem Goethe nicht so zu Gesichte standen wie den Alten, in strengster und schulgerechtester Weise sich anzulegen. Die Buhlerei mit einer todten Form, an der das Zeitinteresse verschwunden, rächt sich immer in der Poesie am empfindlichsten und wirkt selbst lähmend auf den Inhalt zurück, an dem sie keine rechte Freudigkeit und Fülle aufkommen läfst, denn die wahre Form sondert sich im Kunstwerk nicht als ein Anderes, sondern ist vielmehr die eigentliche sichtbar gewordene Harmonie aller seiner Zwecke. Was in den Pyrkerschen Dichtungen, und in ihnen ähnlichen Productionen *Form* ist, mit wie bewundernswürdiger Meisterlichkeit es auch angeeignet scheinen könnte, möchten wir daher lieber nur *Apparat* nennen, da es nichts als ein äufserlich angekünstelter Mechanismus ist, den kein wahres Seelenband an den eigentlichen Geist der Dichtung fesselt. Des ganzen epischen Apparats, wie ihn das antike Epos überliefert und vornehmlich Vofs ihn für die Deutsche Diction durch seine Uebersetzungen gewonnen, hat sich nun Pyrker in der That mit vieler Feinheit, Tact und Sprach- wie Vers-Geschicklichkeit zu bemächtigen gewufst, doch ist mitten unter diesem epischen Apparat auch die bekannte epische Langeweile freilich nicht ausgeblieben. —

(Der Beschlufs folgt.)

XXII.

Sophokles Oedipus auf Kolonos, im Versmaafse

***der Urschrift übersetzt mit Anmerkungen von Friedrich Stäger. Merseburg* 1833. 8. 177 S.**

Uebersetzungen sollen Fremdes in unserer Litteratur heimisch machen, sie sollen ein Schriftwerk der Vergangenheit vergegenwärtigen, sie sollen in dem Leser dieselben Eindrücke hervorbringen, die das Original zu machen beabsichtigte. Natürlich ist diese Aufgabe nur approximativ zu lösen; jedenfalls erwarten wir von dem Uebersetzer, dafs er uns mit den wesentlichsten Beziehungen, für die und von denen sein Original bestimmt war, bekannt macht. Namentlich ist eine Sophokleische Tragödie nicht ohne lebendige Vergegenwärtigung ihrer Aufführung zu verstehen; die Eigenthümlichkeiten des Costumes, die Lokalitäten der Bühne, die Verhältnisse theatralischer Effekte hat Sophokles vor allen sorgfältig berechnet. Leider hat der Hr. Verf. hierauf wenig Rücksicht genommen; die einzige Stelle, wo er es mit einiger Ausführlichkeit gethan (p. 160. über Ismene's Auftreten) zeigt, wie viel von ihm in dieser Beziehung zu erwarten gewesen wäre. — Nicht minder wichtig ist es für Sophokleische Tragödien, die Zeit ihrer Aufführung und die politischen Verhältnisse, auf welche der Dichter so häufig anspielt, zu kennen; so wurde der Philoktet in der Zeit, wo sich alles um die Rückkehr des Alcibiades handelte, aufgeführt, und der Aias, an seiner anapästischen Parodos als eins der frühsten Stücke kenntlich, ist voller Beziehungen auf die Rivalität des Cimon und Perikles; der erste Oedipus, der wie die Medea des Euripides bald nach der grammatischen Tragödie des Kallias (Ol. 87. 1.) aufgeführt und nicht von Euphorion in den Dionysien Ol. 87. 2., sondern von Philokles wahrscheinlich in den Dionysien Ol. 87. 3. oder 4., den beiden gräfslichen Pestjahren, besiegt worden ist, gewinnt durch diesen Synchronismus für seinen Prolog eine wahrhaft erschütternde Bedeutsamkeit. Es ist bereits von Boeckh und Reisig nachgewiesen worden, wie der Koloneische Oedipus auf das Privatleben des Dichters und auf die öffentlichen Verhältnisse mannigfache Beziehungen enthält, und jedenfalls gehört es zum weiteren Verständnifs der Tragödie, diese möglichst genau zu kennen; aber der Hr. Vf. übergeht dies alles mit Stillschweigen. Die Anmerkungen, die er von p. 147—177. zusammengestellt hat, enthalten gröfstentheils Studien zum Verständnifs oder zur Verbesserung des Griechischen Textes, und der Philologe wird sie nicht ohne Interesse lesen; sie zeigen, und die Uebersetzung bestätigt es, dafs der Hr. Vf. mit aller Gewissenhaftigkeit den Sinn des Originals zu erforschen bemüht gewesen ist.

Bei Uebersetzungen kommt aber aufser der Treue des Wortes namentlich die Treue und Schönheit des Verses und des Stiles zur Sprache; und hier findet Ref. nicht alles so preiswürdig, wie er bei dem redlichen Bemühen des Hrn. Verfs. wünschen möchte. Es ist sehr störend, vs. 1025, vs. 1418. und ich weifs nicht gleich an welcher dritten Stelle Trimeter von $3\frac{1}{2}$ Dipodien zu lesen, noch störender, dafs die Trimeter sehr oft mehr nach Art der Senare gebaut sind und an den Stellen, wo eine Kürze nothwendig wäre, nicht selten accentuirte Längen haben (z. E. vs. 16. als Schlufs eines Trimeters „dicht voll", vs. 28. an gleicher Stelle „nicht mehr" u. s. w.) Vor allen hat Ref. beim Vorlesen die stillhinfliefsende Ruhe, die den Sophokleischen Trimeter auszeichnet, gar sehr vermifst. Glücklicher sind im ganzen die Chorverse behandelt, und die Art, wie der Hr. Vf. statt metrisch unausführbarer Nachbildung Analogien des Rhythmus wiedergegeben hat, ist durchaus zu billigen. Die stilistische Vollendung der Uebersetzung anlangend gesteht Ref. dem Hrn. Vf. gern den Vorzug vor Solger zu; sein Deutsch ist minder gräcisirend, meist klar und selten durch eine platte Wendung gestört; aber freilich, von dem süfsen Zauber, von der durchsichtigen Atmosphäre der Sophokleischen Rede ist nicht viel erhalten.

Joh. Gust. Droysen.

XXIII.

***Die Kranken- und Versorgungs-Anstalten zu Wien, Baaden, Linz und Salzburg in medicinisch-administrativer Hinsicht betrachtet von Anselm Martin, Dr. med. und phil. nebst einer Vorrede von F. X. v. Häberl. München, Franz.* 1832. 8.**

Vorliegende Schrift verdankt ihre Entstehung einer Reise, welche ihr Verf., der früher als Arzt im allgemeinen Krankenhause zu München gewirkt, auf Veranlassung der Kön. Baier'schen Regierung nach Wien hin unternahm, um die dortigen Krankenanstalten kennen zu lernen. Sie ist schätzbar wegen der genauen Schilderung dieser Institute eines Staates, über dessen öffentliche Anstalten wir, bei dem Schweigen, das seine Bewohner darüber beobachten, so wenig erfahren. Besonders hat der Verf. Alles, was das Administrative und Oekonomische betrifft mit Sorgfalt verzeichnet. Die Mittheilung officieller Papiere, wie der Instruktionen für die Angestellten, der Contrakte mit den Lieferanten, der Speiseordnung u. s. w. ist alles Dankes werth. Die Zahl der in den einzelnen Instituten verpflegten Kranken, das Verhältnifs der Gestorbenen zu den Genesenen sind meist angegeben; über die klinischen Anstalten der Universität und der Josephsacademie, die Zahl ihrer Säle und Betten, die Methode der sie dirigirenden Lehrer finden sich interessante Notizen. Ausflüge nach Baaden, Salzburg, Linz, setzten den Vf. in den Stand über die Kranken- und Versorgungsanstalten dieser Städte genaue Erkundigungen einzuziehen, deren Resultate er mittheilt. — Eine Beilage liefert die Ordinationsnorm zum Gebrauche der Aerzte und Apotheker im allgemeinen Krankenhause zu Wien. Unwichtig sind die Bemerkungen über die Krankheiten, die während des Verfs. Anwesenheit in Wien herrschten, und über deren Behandlungsweise; die in Menge aufgeführten Formeln sind oft höchst ungenau und hätten ganz wegbleiben können. — Der Sprache des Verfs. hätten wir mehr Geläufigkeit und Reinheit gewünscht.

№ 17.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

mtliche Werke von Johann Ladislav Pyr-r. Erster Band: Tunisias, ein Heldenge-cht in zwölf Gesängen. Neue durchaus ver-sserte Ausgabe.

(Schluſs.)

Es kann keinen schöneren Stoff für ein modernes
geben, als die Expedition Karls V. nach Tunis,
he unser Epiker in seiner *Tunisias* zum Gegen-
dieses Heldengesanges genommen. Aber was
nicht aus diesem Stoff werden können, wenn sich
wirklicher Dichter auf eine freie Weise daran be-
ert hätte! An sich gehört dieser Zug des Kaisers
lings nur zu den Nebenpartien der Geschichte,
es fehlt ihm gleichwohl nicht an welthistorischen
essen. Der Kampf um die Freiheit der Mittelländ-
en Meeresstraſse, die Errettung der gefangenen
sten aus der Sklaverei der Barbaresken, stellen
als beziehungsreiche Grundtendenzen heraus. Da-
ommt die anziehende, etwas sentimental angehauch-
estalt Karls, der, den verwirrten und ihn verstim-
len Verhältnissen Europas den Rücken kehrend,
las frische Meer hinausgeschifft ist mit einem glän-
versammelten Geschwader aller Flaggen und Na-
n. Karl V. in seiner gemüthvollen Ritterlichkeit
zugleich in der heimlichen Melancholie, die an
m Herscherglück langsam zehrt, in seiner lebens-
n Reflexion, die ihn schon immer krankhaft mahnt,
dem Schauplatz des öffentlichen Lebens sich zu-
zuziehn, und in der edlen Aufwallung seiner That-
, in der er doch wieder für das Wohl seiner Völ-
ein Held sein möchte, in diesem Schwanken zwi-
n Reflexion und Heroismus ist er mir immer eine
interessantesten Gestalten in der Geschichte gewe-

Jetzt, nach Afrika ziehend, um dem vertriebenen
g von Tunis, Muley Hassan, sein Reich wieder-
obern, hat ihn zugleich ein schwärmerischer Glau-
bensenthusiasmus, der ihm etwas Liebenswürdiges giebt, erfüllt. Ein Hort des Christenthums, dünkt er sich ausersehen, um selbst über die Weiten des Meeres hin gegen die fernen Heiden die Banner des Gläubens siegreich zu tragen. Für die Einzelmalerei ist dem Dichter dieser Stoff nicht minder günstig. Da giebt es Seeschlachten, Stürme, Wunderphänomene einer fremden Natur, Meeresabenteuer, Nationalschilderungen, frappante Gestalten und Thaten der Gläubigen und Ungläubigen, und Bilder und Gruppen aller Art, welche sich um jene Hauptelemente des Stoffs naturgemäſs herumlegen müssen.

Wie ist es gekommen, daſs aus solchen Elementen Pyrker kein eindrucksmächtigeres Ganze hat entstehen lassen? Weil er sich, wie uns dünkt, ganz in die Unwesentlichkeiten der Darstellung verloren, und seine Kraft am Technischen des Gedichts erschöpft hat, ohne sie der innern Ausbildung des Stoffs gleichermaſsen zu Gute kommen zu lassen. Schon die poetischen Grundzüge zu des Kaisers Gestalt hat der Dichter schlecht zu einem anschaulichen Bilde zu vereinigen verstanden. Seine Persönlichkeit wird uns nicht nahe genug gerückt, daſs wir uns hier für sie lebendig zu interessiren vermöchten, und seiner Zeichnung ist überhaupt zu wenig historischer Zeithintergrund als Folie beigegeben, so daſs Karls Erscheinung etwas nebelhafter Schatten geblieben ist. Der Dichter hätte ihn bei weitem mehr in den Vordergrund der Darstellung führen sollen. Aber es scheint ihm überhaupt am Talent individueller Zeichnung zu fehlen und nirgends findet man bei ihm vollkommen individualisirte Gestalten, die ein deutliches Charakterbild abgäben. Dazu kommt, daſs, wie im Homer die Götter Partei nehmen für und wider die Streitenden, so auch Pyrker, um in der Vollständigkeit des epischen Apparats nicht zurückzubleiben, ähnliche Machinationen, die auf die Angelegenheiten und Gemüther seiner Helden vor Tunis zu-

rückwirken, ersonnen hat. Olympische Götter waren indefs zu dieser Zeit an der Küste von Afrika nicht mehr gut aufzutreiben, und so kam der Dichter auf den an sich nicht übeln Gedanken, die Geister der abgeschiedenen Heroen, welche einst an diesen Stätten gewaltet, für seinen Endzweck in Bewegung zu setzen. So bevölkerte er den obern Luftraum seines Epos mit dem Geist Hannibals, des Karthagers, mit dem Geist des standhaften Römers Marcus Attilius Regulus, der einst in der Schlacht von Tunis gefangen worden; ferner mit dem Geist Muhameds, der über die heranziehenden Koranfeinde ergrimmt ist, und gegen das christliche Heer Partei nimmt. Aber auch der Geist Hermanns, des Sohnes des Cheruskerfürsten, erscheint unverhofft oben in den Lüften und gesellt sich schutzreich zu den Bannern Karls; auch Attila, weiland König der Hunnen, läfst sich blicken, und wüthet noch als Geist nach alter Art zum Besten der Barbaren. Diese Geisterschaaren umschweben die streitenden Heere und gehn darauf aus, Unfug zu stiften; Muhamed und Attila sind die tollsten, und besonders der edle Muhamed, der als Geist wohl seiner würdiger hätte silhouettirt werden können, weifs sich vor Tobsucht nicht zu lassen. Endlich kriecht er im letzten Ingrimm mit seinem Freund Attila zusammen in den giftigen Leib einer Riesenschlange, um ein zum Holzfällen ausgesandtes Häuflein Christen unglücklich zu machen, und beide Geister müssen es erleben, dafs Karl V. die Schlange mit eigner ritterlicher Hand erlegt. Es ist seltsam, dafs dies Alles nur einen possirlichen Eindruck beim Leser hervorbringt, aber wer kann über unwillkürliche Eindrücke gebieten? Noch nachtheiliger ist diese Machination indefs den Menschen geworden, die unser Epiker unter dem Einfluss derselben handeln und sich bewegen läfst, indem sie ihre an sich schon geringen individuellen Lebensäufserungen noch mehr beschränkt hat. Der Dichter scheint z. B. für epischer gehalten zu haben, wenn er seinen Helden ihre besten Gedanken und Thaten durch jene waltenden Geister im Schlaf einflüstern läfst, statt dieselben als ein Product ihrer Gesinnungen, ihres Charakters hinzustellen; und in dieser Weise erscheinen Muhamed, Attila u. s. w. oft als die eigentlich wirksamen Triebfedern der vorgehenden Handlung. Wenn ähnliche Einflüsse auf die Handlungen der Helden auch im Homer vorkommen, so nimmt man indefs bei diesem nicht minder wahr, wie entschieden und selbständig er dennoch Individualitäten zu charakterisiren weifs. Achill, I tor, Odysseus, Thersites, welche verschiedene Gesta die alle in ihrer Art so von Leben und Persönlicl durchdrungen und mit so voller Plastik ausgearb sind, dafs sie sofort, wie sie da erscheinen, im Dr auftreten könnten. Keine einzige der Pyrkerschen guren besitzt dagegen dramatische Repräsentation; sieht, man hört sie nicht, und glaubt deshalb auch an sie. Das *Interesse* fehlt ihnen, wie es überh dem ganzen Gedicht fehlt. Eine Dichtung kann Schönheiten haben und doch gar keinen Eindruck chen, wenn ihr jener besondere Nerv abgeht, das *I resse*, welches vornehmlich in der Beweglichkeit Entwicklungsfähigkeit der Charaktere und im en schen Zusammengreifen der Handlung gegründet mufs. An ein Zusammengreifen der Handlung is diesem Epos gar nicht zu denken; es fällt in la Einzelnheiten auseinander, so dafs man fast auf Gedanken kommen könnte, es wäre, wie das Hon sche, ebenfalls aus Rhapsodieen aneinandergefügt. K tige Kritiker, wenn unter ihnen wieder ein Wolf ersteht, werden daraus nach Jahrhunderten einmal beweisen suchen, dafs es keinen Epiker Pyrker in H son gegeben hat, sondern dafs seine Gesänge, wie des ebenfalls zweifelhaften Vater Homer, nur aus zelnen Compilationen entstanden seien. Aber selts dafs dennoch in dem Homerischen Epos, zu welc ein schaffender Vater bezweifelt wird, jene Einheit Fadens, trefflich zusammengeschlungen, vorhanden welche dem Pyrkerschen Epos, zu dem wir ja uns leibhaften Verfasser in völlig unbezweifelter Exist haben, gerade, wie wir rügten, zu seinem gro Nachtheil abgeht. Wir wollen indefs den glänzen Reichthum gewählter und geschmackvoller Diction n verkennen, welche über die vielen einzelnen und einzelten Schilderungen des Verfassers wie ein kost rer Schmuck ausgestreut ist, aber solche Schilderun sind doch immer nur kalte Küche in der Poesie; sind die *hors-d'oeuvres*, über die man sich endlich wegsehnt, um an dem solideren Theil des Gastm den wahren Zweck zu erreichen. Sollen wir aber schöne Nebenpartie hervorheben, so ist es z. B. die ilften Gesänge, wo Karl V. prophetischen Geistes einem Gesicht die Schicksale der späteren Deutsc Geschichte vorausschaut, unter Andern den dreifsig

igen Krieg und die über den Rhein herüberdringenden levolutionsgräuel. Als Proben der Manier des Verfs. nögen folgende Verse daraus hier stehen:

„Ha, ein Gesicht, erst jüngst in des Heiligthums Dunkel enthüllet,
Sträubte das Haar an der Scheitel mir auf! Ich zitterte, bebte:
Deutschland sah ich erwürgt nach dreißigjährigem Wuthkampf,
Rauchend in Schutt die Burgen, die Hütten und Tempel, und ringsum
Heiliges schändlich entweiht, voll Schmach vernichtet der Künste
Mühler, verödet die Gaun. Wo vordem die goldenen Halme
Wogten im schimmernden Abendroth; wo blökende Heerden
Hüpften im lachenden Grün — der Mensch in seliger Unschuld
Gleichbeseligte Menschen ersah, und sich freute des Daseins,
Herrschte nur Grabesstill', und im dornumwucherten Saatfeld
Bleichte das nackte Gebein weithin erschlagener Völker.
Spät erst wagte, mit schüchternem Blick, der Verscheucht' aus dem Schutte
Sich zu erheben, und sah er nun dort den Schüchternen kommen,
Dacht' er, „Wess Glaubens er sei?" und brütete Hass und Verfolgung.
Sieh', Jahrhunderte flohn! Da lag auf den Fluren der Heimath
Finstres Gewölk; zuweilen erhellten röthliche Blitze
Hinter der Wolkennacht der Zukunft Jammergefilde.
Ueber den Rhein scholl Mordausruf; bald wirbelten endlos
Auch in die Deutschen Gaun, vernichtend, herüber des Aufruhrs
Flammen und laut umher ertönte Gebrülle von Freiheit!
Gleichheit! Doch von dem Wagen des lautumjauchzeten Siegers
Klirrten die Fesseln schon entehrender, schimpflicher Knechtschaft." u. s. w.

Solche prophetische Gesichte gehören ebenfalls mit i dem epischen Apparat und sind nach dem Vorgange r alten Epiker aufgenommen. Auch an der häufigen Wiederkehr gewisser epischer Lieblingsepitheta, deren der Epiker ein besonders auserlesenes in seiner Dic- n zu haben pflegt, hat es unser Dichter nicht fehlen lassen. Virgil liebt bekanntlich nichts mehr, als sein *genus*, das er gern, wo er nur irgend kann, figuriren lässt. So muss auch Pyrker sein Epitheton haben, das immer mit sichtlichem Wohlgefallen vorbringt, und er t sich dazu das Beiwort *schimmernd* erkoren, das er an aber auch fast zu oft anwendet. Es findet sich wiss mehr als tausend Mal in diesen zwölf kurzen esängen der Tunisias.

Fast ein ungetheiltes Lob muss man der Verskunst des Verfs. zuerkennen. Seine Hexameter sind, wenn auch ohne originelle Manier in der Rhythmik, da sie hierin ganz dem durch Voss ausgebildeten Typus folgen, doch so schön, graziös und wohlklingend, dass sie den lebhaften Wunsch erregen können, unsere heutigen Dichter möchten dies vielbewegliche ausdrucksfähige Metrum nicht so ganz aussterben lassen, als es fast den Anschein hat. Nachdem es sich die Deutsche Sprache so viele Mühe hat kosten lassen, sich diesen Vers anzueignen, nachdem sie sich sogar zu manchen gewagten, aber ihr gut bekommenen Wendungen verstanden, um sich für die Rhythmik des Hexameters eigens zu organisiren, ist es zu bedauern, dass derselbe jetzt so schnell wieder ausser Gebrauch bei uns gekommen zu sein scheint, um so mehr, da sich dagegen kein anderes Metrum geltend gemacht hat, als etwa die kurzen, springenden, aber höchst unrhythmischen Verschen in Heine's Reisebildern, die bei unsern jungen Lyrikern seitdem so beliebt geworden sind, aber vor keiner Metrik bestehen können.

Bei der glänzenden Gediegenheit, mit welcher Pyrker diesen Vers handhabt, ist es ihm nur einige Male widerfahren, dass ihm mitten in dem schönhingleitenden Wohllaut seiner Hexameter *siebenfüssige* Monstra untergelaufen sind, welche sich selbst der mehrmaligen sorgfältigen Feile, die der Verf. an sein Gedicht in den verschiedenen Auflagen gewandt zu haben scheint, zu entziehen gewusst, z. B.

Ges. III. Vs. 426:

„Aber ach, ihm treu noch im Tod, erduld' unendlichen Jammer."

und Ges. XI. Vs. 359:

„O, so seufzt' ich tief, nicht fühlt er die herzzernagenden Sorgen." — —

Beim Abschluss dieser Anzeige der Tunisias sehen wir auch den eben erschienenen zweiten Band der sämmtlichen Werke Pyrkers, seinen *Rudolph von Habsburg* enthaltend, angekündigt. Scheinen wir übrigens einen strengen Massstab bei der Beurtheilung dieses Dichters angelegt zu haben, so ist nicht zu übersehen, dass sein vielfach wiedererklungener Ruf als grosser Epiker unabweislich dazu aufgefordert hat.

Th. Mundt.

XXIV.

Die obliquen Casus und die Präpositionen der Griechischen Sprache, dargestellt von Dr. Ernst August Fritsch. Lehrer zu Kreuznach. Mainz, bei C. G. Kunze. 1833. *gr.* 8.

Allerdings erfordert der Standpunkt, zu dem sich die Ansicht unserer Zeit über die syntaktischen Verhältnisse der Sprachen überhaupt, und besonders der Muttersprache erhoben hat, auch für die Griechische Satzlehre eine tiefere Begründung, wie dies mit Recht der Verf. in der Vorrede auseinandersetzt. Allein ob die Einsicht, die zur Begründung solchen Standpunktes erforderlich ist, den Verf. durchaus in Anfertigung seines Buches geleitet habe, dies wird der Leser schon aus dem gewählten Stoffe gehörig beurtheilen können. Es ist nämlich klar, dafs in einer Satzlehre, die den Anforderungen jetziger Bildung genügen will, der einzig einzuschlagende Weg der ist, den Satz aus seiner unmittelbaren Einfachheit des Anfanges durch seine volle reiche Entwicklung bis er sich in der Periode schliefst, zu verfolgen, und dafs hierin jede einzelne Stufe ein nothwendiges Moment in dem systematischen Ganzen bilden müsse. Sieht man aber die Funktionen der Casus an, die in der Grammatik nur in der Formlehre ihre Stellung neben einander mit Recht einnehmen, in der Syntax aber nach der Gliederung der einzelnen Satzfunktionen durchweg getrennt sind, so wird man leicht einsehen, dafs eine Zusammenstellung des syntaktischen Gebrauches derselben nicht viel mehr sein könne, als die empirische Zusammenfassung einzelner Spracherscheinungen, die ihrer eigentlichen inneren Lebendigkeit entnommen sind. Dies ist dem Verf. indessen so wenig entgangen, dafs er gerade die wichtigsten Casusfunktionen, als von andern Lehren abhängig von seiner Untersuchung ausschliefst.

Die Einleitung erstreckt sich über allgemeine Bedeutung der Casus, und es liegt dem dort Gesagten mindestens die richtige Ansicht zu Grunde, dafs die ursprünglichen drei lokalen Beziehungen des Wo, Wohin, Woher die Anschauung des Volkes in Darstellung der Fälle geleitet habe; wo es aber weiter zur Ausführung bestimmterer Kategorien kömmt, verläfst den Verf. Schärfe der Dialektik, und die kaum aufgezeigten Unterschiede verschwinden oder verdampfen in dem Aufgehen ganz allgemeiner Bestimmungen, aus denen sie kaum hervorgetaucht waren. So geschieht es, dafs dem Verf. Casusfunktionen identisch erscheinen, denen die Griechische Anschauung jene bestimmten Unterschiede unterlegt, und deren wir uns in der Auffassung und Würdigung des Allgemeinen sowohl wie des einzelnen Gebrauchs nicht entfremden sollten. Dabei ist der Verf. der Sprachgeschichte etwas fremd geblieben, oder wie sollten wir sonst Aeufserungen verstehen, wie die auf der ersten Sei gestellte, dafs nur eine Sprache, die einen gewissen G ganischer Ausbildung überschritten habe, mehr als drei bilden könne. Zeigen nicht gerade die ältesten Zweige Sprachstammes, das Sanskrit, Zend, eine Fülle der Cas nur daraus zu erklären ist, dafs die aus jenen Unters hervorgehenden näheren Bestimmungen verallgemeinert gene Casuskategorien gefafst wurden, und dafs erst das Bewufstsein fühlend, dafs jene Bestimmungen zu allgemein um jeden bestimmten Unterschied berühren zu können, den gebrauch beschränkend, zu anderen Mitteln griff, zunächst z wendung der vom Verbo getrennten Präpositionen, um solch hältnisse darzustellen; — ein Weg, den wie das Sansk einerseits in der noch völligen Verwachsung der eigen Präposition mit dem Verbo bezeugt, so andrerseits die moderne Sprachwelt dadurch beweiset, dafs sie die all neren Casuskategorieen aufgebend, zur bestimmteren sung durch Präpositionen schreitet, an Formreichthum ärm logischer Bestimmtheit reicher werdend. Nach dem vor sagten wird es unserem Leser nicht auffallen, dafs wir n Darstellung der Casus nach ihrem verschiedenen Geb wenn es die Zurückführung auf Gedankenbestimmunge trifft, nicht befriedigt sein können; doch müssen wir ges dafs das Buch im Allgemeinen Gelehrsamkeit und wacke lesenheit in den Autoren zeigt, nur freilich handelt es s vielen Belegstellen um exegetische Auffassung, und da n Zweifel und Streit nicht zu meiden sein.

Die Entwicklung der Präpositionen steht wie wir ob sehen haben, im engen Verhältnisse mit den Casus. Zur gen Bestimmung ihrer Bedeutung führt vorzüglich die Be tung der Zusammensetzung im Verbo, in der der ursprün Sinn reiner und schärfer ausgeprägt liegt. Diese Untersu so schwierig sie anfänglich scheint, löset sich leicht, man im Griechischen nur den epischen Gebrauch name festhält, andererseits aber die Vergleichung anderer verw Sprachen nicht abweiset. Aber der Verf. hat sich in eine fung der Verbalkomposition nicht eingelassen, und dies i wesentlichste Mangel dieses Theiles, welcher sonst im E nen scharfe Blicke und richtige Einsicht durchweg ve Ehe der Verf. an die *vergleichende* Darstellung der Cas den verwandten Sprachen geht, wie er in der Einleitung wol muthen läfst, möchten wir ihm rathen, jene von uns bert Fragen in reifliche Erwägung zu ziehen, damit ihm nicht in dem vorliegenden Werke, das Mifsgeschick widerfahre nach der Seite materiellen Reichthums hin, dem wissens lichen Leser zu genügen.

Agathon Benary

№ 18.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

XXV.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub, Geh. Kirchenrath und öffentl. ord. Prof. d. Theol. an der Univ. Heidelberg. (Mit der Dedication: Dem Andenken Hegels, seines verewigten Freundes, in der Aussicht auf baldige Nachfolge freudig gewidmet.). Heidelb. 1833. XIV. u. 510 S. 8.

Erster Artikel.

Wenn die Wissenschaften ein Stadium ihrer Entwickelung zurückgelegt, ein neues angetreten haben, so ist es in der Ordnung, dafs zunächst ein kritischer Rückblick in ihnen eintritt, sowohl um sich mit den verlassenen Standpunkten auseinanderzusetzen und den neuen zu rechtfertigen, als auch in dem abgelaufenen Zeitraum die wesentlichen und bleibenden Momente von den nichtigen und vergänglichen gehörig zu sondern. Auch die Theologie, welche kraft ihres Begriffes nächst der Philosophie am meisten Anspruch auf den Namen der Wissenschaft hat, konnte diese Nothwendigkeit nicht umgehen und unternahm es daher vor etwa dreifsig Jahren, in eben dem Maafs, als sie dem wissenschaftlichen Geist Raum in sich gab oder ihn vorbereitete, eine alte Zeit, sei es durch *eine Kritik der Offenbarung* oder auch nur durch *eine Censur des protestantischen Lehrbegriffs*, abzuschliefsen und sich eben damit die neue Bahn offen und frei zu machen. Ist aber das Bestreben, wie das zuletzt genannte, selber nur dieses kritische und bleibt es auf dem Standpunkte der Kritik, wie wenn er der letzte und höchste wäre, stehen, oder ist die Meinung, mit Meinungen nur sei in den Meinungen der Menschen zu vermitteln und an ihnen diese formale, negativ-vernünftige Dialectik auszuüben, um den Begriff der christlichen Theologie, wie wenn sie selber nichts weiter wäre, als Empirie und Kritik oder ein Gemisch von beiden, zu realisiren, so trägt es eben damit selbst schon die Anwartschaft auf seine Vergänglichkeit und das Bedürfnifs eines weiteren Fortschrittes in sich zu einem Punkte, an welchem auch dieses nur als ein, wenn gleich nothwendiger Durchgangspunkt, doch auch nur als ein solcher erscheinen kann, der sich zu einem abstracten Moment des Begriffes herabsetzt. Die Kritik, welche nun eintritt und die Theologie zum Gegenstand habend die zerstreuten Momente des Begriffes sowohl an ihrem Ort gelten läfst, als auch aufhebt, um an ihrer Totalität erst den Begriff in seiner Wahrheit zu haben, ist eine andere und die wahrhafte, es ist die, welche nicht der abstracte Verstand für sich und nur in *seinem* Interesse treibt, sondern welche die freie Vernunft selbst an ihr hat; so ist sie die speculative.

Eine solche speculative Kritik aller bisherigen dogmatischen Theologie ist es, welche in dem vorliegenden Werk und zwar in der grofsartigsten Weise enthalten ist. Es sind nicht kleinliche Bilder und Bestimmungen, die uns hier, etwa wie in einem Gukkasten vorgeführt werden, ohne alle Bedeutung und Nothwendigkeit kommen und verschwinden, sondern diese Kritik hat den widersprechenden Geist in diesen Gestalten zum Stehen und Redestehen gebracht, ihn auch erst überall vollständig ausreden lassen, um das Mangelhafte daran aufzuzeigen. Möglich war eine solche Kritik nicht eher, als bis die Theologie der neuern Zeit in ihrer Zerrissenheit als Supernaturalismus und Rationalismus und in beiden Kategorien als mancherlei Modification und Gestalt von dem einen oder andern Prinzip, dort als strenge und weite, als buchstäblich gelehrtere oder geistigere, hier als die abstract raisonnirende, psychologisirende, ohne Philosophie und im Gegensatze zu ihr philosophirende, sich völlig er-

reicht und erschöpft hatte. Aber nothwendig war sie alsdann und unausbleiblich, sowohl um zu zeigen, wie diese dogmatische Denkarten im Widerspruch mit einander und mit sich selbst mufsten zu Grunde gehen, als auch den Grund nachzuweisen, in den sie gehen, um einer neuen Gestaltung der Wissenschaft Platz zu machen. Berufen dazu war der verehrte Hr. Vf. nicht nur durch den Standpunkt der Wissenschaft, auf welchem allein eine solche Untersuchung gelingen konnte und gründend in der Wahrheit zu führen war, sondern auch durch die umfassende Gelehrsamkeit und Bekanntschaft mit allen Gestalten älterer und neuerer Theologie, obgleich diese unverkennbar genaue Kenntnifs nicht von dem gewöhnlichen geistlosen Citaten-Geräusch begleitet ist. Nicht leicht ist dagegen irgend ein Moment des Begriffes dieser verschiedenen Denkarten unausgeführt geblieben — welche vollständige Darlegung der Begriffsmomente die Verstandes-Flachheit „das Construiren in der Hegelschen Schule" zu nennen pflegt. Aber wer sieht nicht, dafs mit einer solchen Kritik die schon vorhandene Krisis in der Wissenschaft selbst erst vollendet wird, und die Folgen davon für das Leben in der Kirche selbst unübersehlich sind. Sie betrifft nichts Geringeres, als die Prinzipien der Theologie und eine davon unzertrennliche neue Gestaltung der Wissenschaft, deren Bedürfnifs dies Werk an allen Seiten fühlen läfst, ohne jedoch auch das Wesen und den Unterschied derselben gegen alle bisherige Theologie ausführlicher, als es im 3ten Theil freilich den Hauptpunkten nach geschehen ist, zu entwickeln.

Die auf die einfachsten Formeln zurückgeführten Prinzipien, in welche die neuere Theologie mit allen ihren Modificationen zurück-, oder aus denen sie selbst hervorgeht, sind die Autoritäten des Objects und Subjects, dort die Kirche einerseits mit ihrer behaupteten Unfehlbarkeit, andrerseits mit der heiligen Schrift, hier die Vernunft mit *ihren* Ideen und Ansichten; dort ist es das heilige Orakel, welches befragt, hier die Büchse der Pandora, aus der alles hervorgelangt wird. Das Dritte ist dann die äufserliche Vereinigung beider Autoritäten, so dafs an der einen, der göttlichen Offenbarung und heiligen Schrift sich die andere in Prüfung und Beurtheilung nach den Ideen der gesunden Vernunft und in der Auslegung der Schrift geltend macht. Wie hinter der einen und andern Autorität sich die Selbstsucht versteckt oder zum Vorschein bringt, ist hier mit einer Klarheit und Tiefe, Schärfe und Bündigkeit, Gedanken-Fülle und -Macht entwickelt worden, welche selbst bei denen, die, es sei aus welchem Grunde es wolle, sich von dem Inhalt des Buches wegwenden, nicht ohne Anerkenntnifs und Bewunderung bleiben wird. Es mufs sich wenigstens dem Gefühl des Befangensten verrathen und aufdrängen, dafs die Schwächen und Mängel der modernen Theologie noch nirgends so, wie hier, aufgedeckt sind, und dafs von derselben fernerhin kein Heil für die Kirche und ihre Wissenschaft der Religion zu erwarten steht. Jetzt, wo diese *Wissenschaft* mit allen ihren grofsen Rechten und Ansprüchen noch immerfort, theils in dem angelernten Glauben der Frömmelei, theils in dem angeklügelten der Vernünftelei gefangen liegt, ist es kein geringes Verdienst, auf die Knechtschaft, welche sich selbst für Freiheit ausgiebt und in die nicht der christliche Glaube sich, sondern nur das Subject sich mit ihm begeben hat, aufmerksam zu machen. Dies lügenhafte Prinzip der Theologie in allen seinen Winkelzügen und Abstufungen vom unbefangenen Selbstbetrug an bis zur äufsersten Selbstbelügung hin ist wohl durch dieses Werk hinreichend an den Tag des Bewufstseins gekommen und was allein nur noch zu wünschen und zu thun ist, wäre, dasselbe, wie es aus solcher Wissenschaft auch in die Praxis eingedrungen und besonders auf den Kanzeln als die äufserste Eitelkeit und Heuchelei zu den schauderhaftesten Erscheinungen kommt, gleicherweise aufzudecken. Denn wer kann sich verhehlen, wie sehr sich hier im Leben sowohl als dort in der Wissenschaft, das Subject vor der Sache hervordrängt, und welche der Sache selbst fremde Gewalt hiemit dem Object angethan wird. Es ist die unendliche Anmaafsung der Subjectivität, dafs sie voraussetzt, es werde ja, was sie vorbringt, immer interessant und gut genug sein für andere, die auch nur subjectiv interessantes zu wissen begehren: gleich aber sind sich beide darin, dafs es ihnen um die Sache selbst noch gar nicht zu thun und kein Ernst damit ist. Das Subject hat allein Recht, die Sache selbst hat keines. Dagegen ist dies Werk das vollständige Bewufstsein des Widerspruchs, worin sich die neuere Theologie mit sich selbst befindet, Bewufstsein der Knechtschaft und Freiheit zugleich. Es ist der theologische Beweis dessen, was Calderon sagt:

afs Ich sich selbst die gröfste Krankheit ist;
uch der speculative Commentar zu dem Ausspruch
i: *ich bin die Wahrheit*; *die Wahrheit wird euch*
machen. Auf diese Freiheit, in der alle wahre
ität begründet ist, auf diese Unabhängigkeit des
ıkens von aller Sub- und Objectivität ist es allein
ehen.

)ie Untersuchungen über das protestantische Prin-
er Dogmatik, dessen einzelne Momente hier ihre
sinnigste Würdigung finden, sind von vorzügli-
Bedeutung und Wichtigkeit und gehen zuletzt zu
Abschlufs und Resultat, welches anzuerkennen
vohl nur noch die völlige Befangenheit oder Be-
osigkeit weigern kann. Nicht zu erinnern an die
ınliche gedankenlose Verwechselung von Norm
rinzip, nach welcher man die Bibel, in den Glau-
:kenntnissen der evangelischen Kirche stets und
ıt genau *norma fidei* genannt, zum Prinzip des Glau-
ıachte, kann man es doch unmöglich länger läugnen,
ır Grundsatz: die Bibel sei die Offenbarung und Quel-
eres christlichen Glaubens, noch gar vieler Bestim-
bedarf, um gegen den Mifsverstand und Unver-
geschützt zu sein, der sich fortwährend noch da-
nüpft. Denn was ist die Bibel ungelesen, un-
nden, unausgelegt? ist es nicht so gut als wäre
r nicht da? Gehört aber das Lesen, Verstehen
auslegen so wesentlich mit zu ihr selbst, dafs sie
lasselbe nicht kann Quelle aller göttlichen Offen-
g und christlichen Religionserkenntnifs sein, so
sie wohl der wahren Hermeneutik, als ihres
sels, bedürftig sein, und das Prinzip vielmehr so
: die Bibel, *so*, *wie wir sie verstehen und aus-*
ist diese Offenbarung und Quelle u. s. f. Da
) aber die Bibel nicht mehr an und für sich, sie
t mit ihrem göttlichen Inhalt auf ein ganz mensch-
ebiet herüber, ist ein von der Kritik und Gelehr-
it abhängiges und in alle Abwechselungen und
igkeiten menschlicher Bildung und Unbildung, in
nöglichen Voraussetzungen und wirkliche Fol-
gen daraus verflochtenes. Indem jeder so die Bi-
ıders und nach seinen Ansichten interpretirt, steht
r Stelle der objectiven Autorität, die wir an ihr
ıben dachten, eine ganz subjective. Man wird
ıns Vf. nicht den Vorwurf machen können, dafs
Bibel nicht alle Ehre, die ihr gebührt, gelassen
er hat sie vielmehr nicht nur in dem Dienst, den
sie gegen die objective Autorität der kirchlichen Un-
fehlbarkeit geleistet, sondern er hat sie auch in ihr
selbst begriffen als das, was sie *wahrhaft* ist. Höher
allerdings, als die Bibel, ist der Glaube gestellt, den
sie lehrt. Aber ist es nicht so und mufs es nicht so
sein? Ist der historische Glaube mehr, als die *äufsere*
Bedingung des religiösen? Gegen den Glaubensinhalt
der Bibel tritt sie selbst zurück als das ihm untergeordnete.
Kommt es nun vollends zur Wissenschaft, so ist sie
das wahre Wissen allerdings nur so, dafs es vom Glau-
ben, dem wesentlichen Inhalt der Bibel, nicht ab- und
losläfst; es hat an diesem Glauben selbst allein seinen
Gegenstand; aber es ist doch wohl als Wissen ein an-
deres, als wieder nur Glauben; wozu sonst die Wis-
senschaft? wäre sie nicht eine blofse Illusion? Der
Gegenstand aber, den der christliche Glaube hat, ist
Gott, als der Dreieinige. Der Glaube ist es, worin das
Berichten der Bibel seine Wahrheit hat, aber die Er-
kenntnifs ist es, worin der Glaube seine wissenschaftli-
che Wahrheit und Rechtfertigung hat, und um des
Glaubens und der Erkenntnifs willen ist es, dafs die
Bibel uns von Gott, als Vater, Sohn und Geist Bericht
gegeben hat. Durch diese *erkannte* Wahrheit erst ist
die Welt frei geworden, und an die Stelle der Freiheit
tritt die Unfreiheit, wenn, „statt dafs geglaubt werde, was
gesagt worden, *weil es wahr ist* — was wahr ist, ge-
glaubt werden soll, *weil es gesagt worden*". S. 330.
„Aus der Erkenntnifs Gottes, wie sie die des denken-
den Subjects in der Unterwerfung seiner selbst unter
das Denken ist, so, dafs *erst* hiemit dasselbe zu *dem*
seinigen wirklich wird, rechtfertigt sich denn auch die
Behauptung, dafs das, was nach dem Bericht der Bi-
bel, Christus und seine Apostel lehrten, *darum*, *weil*
sie es lehrten, wahr sei: denn die Erkenntnifs enthält,
dafs er, indem als Gott und Mensch die substanzielle
Wahrheit selbst, spricht und lehrt, was wahr ist *darum*,
weil es wahr ist.". S. 332. „Und nicht nur *ein* Mittel
ist sie, welches zweckmäfsig und sogar das zweckmä-
fsigste wäre, sondern vielmehr *das* Mittel und neben
der Taufe und dem Abendmahl das *einzige*, wodurch
von der Wahrheit die Selbständigkeit der Kirche äu-
fserlich und so begründet ist, dafs aus der erkannten
Wahrheit seine *innere* Nothwendigkeit, wie die der beiden
andern, somit die Bibel, wie die Taufe und das Abend-
mahl als *Gnadenmittel* d. i. als das der Welt für ihre
Freiheit *von der Wahrheit Gegebene* und nicht von

der Subjectivität oder Knechtschaft *Gemachte*, zu begreifen steht." S. 333. Die affirmative Seite dieser kritischen Untersuchung ist also, dafs die Dogmatik am *christlichen* Glauben ihren Gegenstand und in ihm die Kirche ihre Autorität hat, beide aber, Glaube und Gemeinde der Gläubigen, ihre Autorität in der *erkennbaren Wahrheit an und für sich* haben. Indem eben darin erst zur wahren Freiheit zu gelangen steht, ist eben dieses Prinzip *das wahrhaft protestantische*. Mit diesem Prinzip, unbefangen und unbewufst ausgeübt der Anfang der evangelischen Kirche vor 300 Jahren, dann durch mancherlei Entstellung im Supernaturalismus, durch mancherlei Verstellung im Rationalismus hindurch gegangen, ist der Protestantismus jetzt erst zu seiner vollen Wahrheit gelangt.

Es handelt sich demnach jetzt in der Wissenschaft und in Ansehung ihres Prinzips um nichts Geringeres, als um das Recht, welches Gott selbst habe, von dem Menschen erkannt zu werden. Dieses Recht mufs von Allem, was nur Parthei ist und jedem, der nur einer Parthei angehört, geleugnet werden, mit der Anerkennung dieses Rechts aber würden sie alle zugleich der wirklichen Erkenntnifs Gottes theilhaftig sein, weil sie es nur *aus* Gott *in* Gott erkennen könnten. Wie lange man sich daher auch der Scheu befleifsige vor einer Untersuchung des Prinzips oder des Grundes und Bodens, worauf die Theologie gegenwärtig steht, und die Fragen und Zweifel umgehe, ob sie auch wohl fest und sicher darauf stehe, oder mit untergeordneten Interessen sich beschäftige, wie wenn das Allgemeine längst in der nöthigen Ordnung und abgemacht sei, endlich mufs sich die Aufmerksamkeit doch auch darauf lenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVI.

Die Juden im Preufsischen Staate, eine geschichtliche Darstellung der politischen, bürgerlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Juden in Preufsen, nach den verschiedenen Landestheilen von C. F. Koch, Königl. Preufs. Oberlandesgerichts-Assessor und Director des Land- und Stadtgerichts zu Culm. Marienwerder 1833. Im Verlage bei Albert Baumann IV. und 306. in 8.

Wer eine Geschichte der Juden schreiben will, mufs grofse Eigenschaften besitzen, die einem sonstigen Historiker abgehen können. Es kommt nämlich hier nicht blofs auf T chen, und auf eine treue Wiedergebung derselben an, s wesentlich auf den Standpunkt und den Geist des Ges schreibers. Wie die alte Jüdische Geschichte nur als l nicht als profane eine Bedeutung hat, so kann von der ren gesagt werden, dafs sie nicht in ihrer eigenen Selb digkeit, sondern nur als Reflex und Wiederspiegelung de geschichte einen Werth besitzt. An sich ist die Geschicl Juden nicht wichtiger, als die gründliche Aufzählung d schiedenen Marterwerkzeuge, als die gelehrte Betrachtu Daumschrauben wäre, die bei Hinrichtungen gebraucht sind. Will man diesem Stoffe ein dauerndes und ewiges esse geben, so mufs man ihn als das weiche Element b ten, auf dem die Weltgeschichte ihren Druck hat auftret sen: alle Leidenschaften, die sich hier bewegten, werde ihre negative Seite haben, und die harmonische Auflösun jener Qualen, ist nur die Verallgemeinerung und die Ge mäfsigkeit des Weltgeistes selbst.

Was sollen wir nach diesen Ansichten zum vorlie Buche sagen? Die ganze Aufgabe, eine statistische Ge der Rechtsverhältnisse der Juden im Preufsischen Sta schreiben, ist an sich so leer, dafs man die unendliche g Abmühung des Verfassers, sein eifriges und emsiges Q studium, nur bedauern kann. Welche Wichtigkeit liegt That in der gründlichen Erörterung, über den Begriff, werbung und den Verlust des Judenschutzes, (S. 32— der sehr fleifsigen Ausführung über die Einschränkung Zurücksetzungen der Juden in bürgerlichen und rechtlich hältnissen, (S. 48—125.) und in der Abhandlung über genthümliche gesellschaftliche Verfassung und das na Recht der Juden (S. 125—163.), wozu dem Verfasse nur äufsere und dürftige, aber keine inwendige Quellen bote standen. Die Eigenschaften, welche wir oben von Geschichtschreiber der Juden verlangten, hat derselbe und konnte sie auch nicht haben. Es war ihm gerade Beziehungen zu thun, die wir nur als sekundaire betr um den Druck der Gesetze, als einen absoluten, den rücksichtlich seiner Wirkungen dargestellt sehen möchten. auch die Entwickelung des heutigen Zustandes seit den 1812, und seiner Rechtsverhältnisse (S. 171—221.) so Lage der Juden in den wieder eroberten und neuen Pr (S. 222—306.) von dem Verfasser mit eben so vieler schen Wichtigkeit und nicht minderem Ernst, als die Abschnitte, vorgetragen ist, so fehlt ihr doch der weltge liche und philosophische Sinn, die gemüthvolle Erschlos für alles was Emancipation gedrückter Klassen heifst, oh che solche Versuche einen peinlichen Eindruck zurück Was soll man sagen, wenn der Verf. Paulus, den ge Mitreder über Alles, einen Riesen und Löwen nennt man nicht in der That meinen, dafs *Basnage's histoire d* eine bis jetzt noch unübertroffene Geschichte sei?

Ga

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub.

(Fortsetzung.)

Niemand wird läugnen, es stehen hier die höchsten Interessen des Geistes, der Religion und ihrer Wissenschaft auf dem Spiel und wie man auch über den Inhalt dieses Buches denke, Niemand wird wohl dem Hrn. Vf. das Verdienst streitig machen, sie zur Sprache gebracht zu haben und zwar in einer Weise, die es auch verbürgt, dafs sie nicht unberücksichtiget bleiben werde. Es steht vielmehr zu hoffen, sie werde noch manche Untersuchung, sei es für oder wider, nach sich ziehen, wobei die Erkenntnifs der Wahrheit nur gewinnen kann. Die Vernachlässigung aller Notiznahme von diesem Buch würde entweder nur Erklärung absoluter Schwäche oder das Geständnifs sein, dafs man in demjenigen, was es der heutigen Theologie zum stärksten Vorwurf macht, beharren *wolle*. Das Ignoriren ist zwar eine oft schon in solchen Fällen angewandte Waffe, die aber doch nicht auf die Länge vorhält und die unausbleibliche Folge davon würde doch nur sein, uns, die wir älter und vom Fach sind, durch das jüngere Geschlecht, von welchem dies Buch ohne Zweifel begierig ergriffen werden wird, bald beschämt und überflügelt zu finden. Dabei mufs man ferner dem Hrn. Vf. den Vorzug zugestehen, dafs er selber von demjenigen, was er an dem Thun der temporären Theologie tadelt, dafs mittelst ihrer nicht die Sache sich selbst begreife, sondern das Subjekt nur darin sein Wesen treibe, sich zur Hauptsache, die Sache zur Nebensache mache, sich vollkommen frei und rein erhalten und den Leser überall in den innersten Kern des Gegenstandes versetzt hat. Aber diese Abstraktion ist das Schwere des Buchs und so ist, was es beseitigen will, um zur Erkenntnifs der Wahrheit zu führen, eben das, was ihm am meisten zur vollen Anerkennung und Wirksamkeit hinderlich sein und im Wege stehen wird. Anstatt aber dieses aufrichtig zu gestehen, wird man nur sagen, das Buch sei zu schwer *geschrieben*, am Stil, an dem schwierigen Periodenbau, an dem *Verf.* liege die Schuld, dafs man keinen Gebrauch davon machen könne. So hat das Ich am Ich, auch wenn das zweite ein Du ist, den scheinbaren Vorwand gewonnen, sich selbst zu behalten und gegen alle Einreden bestens zu erhalten. Wollen wir es nun zwar keineswegs läugnen, dafs schon um dieser Gegenreden willen, zu wünschen gewesen wäre, es möchte, durch den verehrten Hrn. Vf. keine Veranlassung dazu gegeben worden sein, so ist es doch andrerseits eine ungerechte Forderung, dafs in und mit der Zumuthung und dem Beweis der Nothwendigkeit, dafs das Ich von sich abstrahire und unabhängig werde, nicht das Experiment selbst gleich an dem Ich gemacht werden und es dasselbe nicht an ihm selbst vollziehen soll, um zu sehen, ob und wieviel es in dieser Hinsicht zu leisten oder über sich zu gewinnen vermöge. Der Hr. Vf. bleibt auch darin nur seiner Aufgabe getreu und hat es durchgängig weder mit dem Subjekt des Schriftstellers, noch des Lesers zu thun. Hieraus ist dagegen zugleich der grofse Vorzug und Vortheil für das Buch und den Leser selbst entstanden, dafs der Hr. Vf., den Blick allein auf die Sache geheftet, es nirgends in diesem Buch mit bestimmten Personen und Namen zu thun hat, obgleich sie dem, der mit dem Zustand dieser Wissenschaft bekannt ist, während des Lesens unaufhörlich zwischen den Zeilen herumlaufen, als die lebendigen Conterfeis der hier mit wahrer Meisterschaft allein in ihren bestimmten Denkarten geschilderten Gestalten.

Wie nun selber ein Werk des Gedankens in einem Sinn, als es wenige sind, so verlangt es auch von dem Leser den Gedanken und die Mühe des Denkens in einer Weise, wie wenig andere, besonders die Stetigkeit, welche nicht sich übereilend bei jedem Schritt verwei-

len kann, eben so sehr als die Beweglichkeit, welche sich in jeder Entwickelung zum Fortschritt aus dem Anfang in das Ende entschliefsen, aber jenen in dieses mitnehmen und so das Ganze sich vergegenwärtigen kann. Es greift dabei in viele andere Wissenschaften hinüber und bringt uns diese in grofsen Zügen und Zusammenhängen vor die Augen: die reichen Gebiete der Natur und Geschichte sind die allgemeinsten Sphären, in denen und durch die sich hier der Gedanke bewegt und der tiefsinnige, philosophische Geist, der das Ganze durchwebt, macht es auch nicht allein für den Theologen zu diesem Werk von so grofser Bedeutung.

Ist aber weder das äufsere Ignoriren, noch das innere Ermangeln der Lust und des Entschlusses zum Denken zu befürchten, so bleibt noch ein Vorwurf zu besorgen, womit man dann zugleich viel anderes abgemacht und abgelehnt zu haben denken kann. Man wird sagen: auf das moralische Gebiet habe der Hr. Vf. eine an sich ganz wissenschaftliche Untersuchung gespielt; eine Anklage der gegenwärtigen Theologie habe er aufgestellt; den Vorwurf der Selbstsucht habe er ausgesprochen zwar immer nur über Denkarten, aber man wisse doch wohl, dafs die Denkart auch ihre Vertreter und Organe habe, ihr Ich und Du, sogar ihr Wir! Ist diese Rede nun an und für sich schon eine Bestätigung der Anklage und ihrer Nothwendigkeit, da auch damit das Ich nur sich und sein Princip im Auge hat, sich gegen die Sache selbst ganz gleichgültig zeigt, sich nicht, wie der Hr. Vf. darüber vergessen kann, so sollte billig schon gegen jene Einwendung die Erklärung in dem Buche selbst genügen, dafs die vorkommenden Anschuldigungen in dem ganzen Verlauf der Untersuchung nicht Ausdrücke seien zur Bezeichnung eines Unmoralischen, sondern des Unwissenschaftlichen. S. 375. So durchgängig *bewiesen* ist mit dem Ausdrucke: Selbstsucht nicht geschimpft. Wann ist das Denken selbstsüchtig? wenn Ich nur dessen Princip ist, nur sich sucht, in allen seinen Gedanken, selbst bewufstlos, nur sich beabsichtigt. Ist davon ein moralisches Verhalten unzertrennlich, so ist es von wegen der Identität des Denkens und Wollens, welche sich schon in der Aufmerksamkeit zeigt. Sie ist das Wollen am Denken, wie ihr Mangel das Nicht-Wollen. Nimmt sich das Ich das Recht, ein Denken oder Nicht-Denken, ein So- oder Anders-Denken sein zu *wollen*, so hat es in der Wissenschaft, als dem gemeinsamen Boden, ihm das Recht gegenüber, ihm auch die Pflicht vorzuhalten, dafs es zum Denken sich nicht nur entschlie-

fse und dasselbe wolle, sondern von da an auch sein ken von aller Ab- und Zu-Neigung rein erhalte, s Blick allein der Sache, der Wahrheit und ihrer Erk nifs zu-, nicht aber stets nur auf sich zurück- w wenn es dem gerechten Vorwurf der Selbstsucht au chen will. So sehr mit diesem und ähnlichem Tad Hr. Vf., durch die Sache berechtigt und von aller Hi auf die Persönlichkeit frei, sich rein auf dem intelle len Gebiet gehalten hat, so spricht doch die täglich fahrung laut genug darüber, wie sehr noch zur Zei Denken in der Wissenschaft in den Fesseln des Wi selbst des ganz bewufstlosen und weiter hinab sog Begierde liegt, dafs der Wunsch, etwas möchte oder unwahr sein, vielen weit mehr, als eine rein c tive Untersuchung am Herzen liegt und dafs die Ich Wir-Sucht (die Selbst- und Parthei-Sucht) nicht a kann, als ungerecht zu sein, wie sich genugsam vielen Urtheilenden zeigt, die es selbst an der erste dingung der Berechtigung dazu, an der historische tiznahme von demjenigen, worüber sie absprechen, lassen. Unberechtigt ist der Vorwurf der Selbstsu der Wissenschaft, wenn er allein aus dem Sollen h geht, wenn der, der ihn macht, die Wahrheit ganz achtet und unbewiesen läfst; aber der moralische An des Urtheils kann Niemanden abhalten, es zu fälle ist, wie wenn einer sagte: dieser oder jener Stand in der Wissenschaft, etwa der von dem an- und für Wahren abstrahirende, über gesammelte Stellen d bel oder über subjektive Gefühle nur raisonnirende s *schlechter* Standpunkt für die Dogmatik. Darf ma nicht sagen? Läfst sich das nicht beweisen? Der vol dige Beweis ist enthalten in diesem Buch.

Doch selbst wenn die theologische Seite dieses kes Manchen vielleicht zu unangenehm berühren od schwer vorkommen möchte, so wird er gewifs um so Interesse nehmen an einer andern, welche man die sche nennen könnte: denn auch auf das Gebiet des geht der Hr. Vf. hinüber, indem er ihn zuletzt no dem Zusammenhange mit der rationalistischen The und mit allen Folgen von dieser für denselben betra Nach einer unübertrefflichen Schilderung der liberale sicht und der abstrakten, Staat und Kirche reformir Freiheit zeigt er, dafs, wie weit auch die Selbstbelü in einzelnen Individuen und Corporationen gehe, do Wahrheit der Unabhängigkeit des Staats eine im M nalbewufstsein und Wort so unüberwindliche Mach

die sich ihr entgegensetzenden sich vor ihr beugen sen und zuletzt nur die Redensarten von aufgeklärter esverehrung, volksthümlicher Regierung, republikaher Freiheit und dem noch nicht Reifsein für dieselbe g behalten. Gelänge es freilich einer moralisirenden, h Gelehrsamkeit imponirenden und vernünftelnden ologie, sich zur Institution für die kirchlichen Lehrer, liger und Beamten überhaupt zu machen und mittelst die Kirche in einen *Verein* zu verwandeln, so würde dings die Einheit im Glauben an die gottgleiche Majedes Weltheilandes erlöschen und die Macht der Wahrim nationalen Bewufstsein und Wort eine nur vorliche und nichts weniger als unüberwindliche, die hrheit aber, deren Macht sie ist, blos ein weit verbreiIrrthum zu sein scheinen. Indefs läfst sich das gegen reiheit überhaupt gerichtete Thun solcher Theologie t verkennen und kann die Ahnung dessen, was von ihr rwarten sei, nicht ausbleiben. Es wird in eben dem fs die Aufmerksamkeit der Kirche auf das gegen sie chtete Streben gröfser und wird hiemit „da sie, dasselu beschränken oder zu unterdrücken keine Gewalt auch eine solche, wenn sie ihr, etwa vom Staate, angen würde, in Folge ihres Princips von freier Forschung, chmähen müfste, endlich wohl das Gefühl der Nothdigkeit einer Wissenschaft rege — die auf die Anerung der Kirche, als der im Willen Gottes ewig bedeten und des Staats, als des durch eben diesen Wiln ihr, dem Reiche Gottes auf Erden bestehenden und eich von ihr unabhängigen geht. Ist dann insbesondre der *allein* aus der Majestät Gottes erkennbaren Majedes Fürsten als eine solche, der nichts substituirt werkönne, die Rede, so werden freilich jene dieser Wischaft die unedelsten Absichten Schuld geben und wähl sie selbst dem, was ihnen *Volk* heifst, den Hof ma und die Ichheit mit ihren Attributen für die Gottheit nen, jene als Hofphilosophie, pantheistische Theolozu stigmatisiren nicht ermangeln". S. 486. Zu dem (jesch) pfäffischen Element dieser Theologie und dem gel aller Aufrichtigkeit gegen die Kirche, wovon hierder Hr. Vf. noch handelt, gehört insonderheit die groindustrie, die Anhänger dieser abgestandenen Dema e und Theologie zu ganzen Haufen in die Kirchenämzu bringen, wie auch die Freigebigkeit mit moralischen ensen von Haltung des Worts und amtlicher Zusage, . bei Annahme einer vorher unter grofssprecherischen icherungen, man wolle eher sein Amt aufgeben, verworfenen Liturgie und nachmaliger kindischtrotziger Erklärung, man habe sie zwar angenommen, glaube aber nicht an den Inhalt derselben.

Für eine nähere Anzeige dieses Buches entsteht aufser der allgemeinen Schwierigkeit, die in der Sache selbst und ihrer Entwickelung liegt, auch noch die, dafs sie mit wenigen Worten den Hauptinhalt desselben darlegen müfste. Der gröfste Vorzug des Werkes aber ist gerade dies methodische Fortschreiten von den entferntesten Puncten zu den nächsten, das Zurückgehen auf die einfachsten Momente des Begriffs und das Vorwärtsgehen zu den höchsten, concretesten, der ununterbrochene, äufserst fein verwebte Zusammenhang. Dieser, der gerade erst den Beweis enthält, mufs in einer solchen Darstellung, die so nur Behauptungen zu enthalten scheint, gänzlich verloren gehen und in dieser Hinsicht müssen wir einen Jeden, dem es um die Sache selbst zu thun ist, an das Buch selbst verweisen. Es bliebe sonach kaum mehr übrig, als eine blofse historische Relation über den Hauptinhalt und Gedankengang des Buchs, welche sich höchstens noch durch eine Auswahl von Proben einzelner vorzüglicher Stellen aus jedem Abschnitt dem Leser empfehlen könnte. Der beste Nutzen aber von einer solchen Uebersicht und Uebersetzung des ausgeführten Details in die einfachsten Elemente könnte nur sein, den Zugang zu dem Buch desto leichter und einladender zu machen.

In einer kurzen Einleitung sind zunächst die Begriffe des Selbstlosen, des Selbstischen, des Selbsts und Selbstgefühls erörtert. Als animalisches schliefst das Selbst mit Empfindung und Vorstellung ab und sich in sich ein. Das Es-selbst-Sein und sich-das-Wahre-Sein sind noch eins und dasselbige. Diese Gewifsheit und Wahrheit ist die des Selbstgefühls, seine Wesenheit. Ihrer wird das seiner sich bewufste Selbst, das Ich inne; es erinnert sich ihrer: denn das Selbst*bewufstsein* war zuerst blofses Selbst*gefühl* und fährt auch, nachdem es Bewufstsein geworden, fort, dasselbe zu seinem Inhalt und als *sinnliches* in ihm seine Haltung zu haben. Von diesem Punct ist sogleich der Uebergang gemacht zu der auf diesem Standpunct möglichen Behandlung der Wissenschaft und dem gemeinsamen Charakter aller in diesem Prinzip befestigten dogmatischen Systeme. „Diese Erinnerung (des Ich), könnte ihm nun wohl, wenn von ihm etwa die Frage nach der Gewifsheit und Wahrheit der Religion oder der Wissenschaft oder beider,

gestellt wird, Veranlassung geben, dafs es versuche, ob nicht mit der einen oder andern, oder mit beiden, wie mit einem Zwillingspaar, im Selbstgefühl als ihrem Prinzip, oder falls dieses weiter sich dahin bestimmen sollte, im Abhängigkeitsgefühl, als eben solches, anzufangen und ob nicht dasselbe, beim Fortsetzen der Arbeit zur Antwort auf besagte Frage, stets zu beachten, und in ihrem endlichen Ergebnifs, in der Antwort selbst, auf immer festzuhalten sei.

(Der Beschlufs folgt.)

XXVII.

***Die schöne Litteratur Europa's in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Vorlesungen, gehalten vor einer gebildeten Versammlung, von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. an der Universität zu Jena. Leipzig, bei Breitkopf und Härtel.* 1832.**

Der Zweck solcher Vorlesungen, den man als einen ästhetisch-gesellschaftlichen bezeichnen könnte, läfst sich verschieden in seinem Werth anschlagen, je nachdem man die eigentlich kritischen Ansprüche mehr oder weniger dabei fallen zu lassen geneigt ist. Es ist ohne Zweifel verdienstlich, wenn routinirte Litteraten, wie Hr. Wolff in Jena, ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit dazu benutzen, um durch Vorträge dieser Art auf eine gewisse gesellige Weise Litteraturkenntnisse und Geschmack an schöner Kunst in die gröfseren Kreise des sogenannten gebildeten Publikums zu bringen. Etwas nützen werden sie immer, wenn auch nicht gerade der Litteratur selbst. Die gesellschaftliche Manier derartiger Unternehmungen verführt immer dazu, der Gefälligkeit der Unterhaltung, welche vor Allem dabei erstrebt wird, die gründlichere und eigenthümlichere Litteraturbetrachtung zum Opfer zu bringen, und so verbindet sich mit der einschmeichelnden Leichtigkeit solcher Darstellungen immer nur zu bald die Seichtigkeit ihres eigentlichen Gehalts. Hiermit haben wir auch schon die Tugenden und Schattenseiten des vorliegenden Werks charakterisirt. Aeufsere Leichtigkeit und innere Seichtigkeit begegnen sich darin zu einer gewissen Harmonie, der man Eleganz und Haltung, wie sie zu einem guten gesellschaftlichen Auftreten gehören, nicht absprechen kann. Dies ist eine Litteraturgeschichte im sogenannten guten Ton, eine Aesthetik im conversirenden Gesellschaftsstil, in dem man sich Alles eher erlauben darf, als ein zu tiefes Eingehen in den eigentlichen Zusammenhang der Dinge; es ist ein litterarhistorisches Komplimentirbuch, aus dem man sich mit der Litteratur bekomplimentiren lernen kann, ohne dadurch, nach der leidigen Natur aller Komplimente, zu einem soliden freundschaftlichen Umgange mit ihr zu gelangen. Ref. darf nicht fürchten, den Absichten des Hrn. Prof. Wolff hiermit Unrecht zu thun; derselbe weifs und fühlt es ebenso gut wie wir, welchem Standpunkt sein Buch angehört, und er hat sich deshalb in der rede eigens alle *Kritik* dieser Vorlesungen, der sie auch i That nicht anheimfallen können, gewissermafsen verbeten. dennoch müssen wir gestehen, dafs das Werk selbst für de scheidenen und begränzten Zweck, den es sich gestellt, do was besser und gründlicher hätte ausfallen können.

Der Verf beginnt seine Darstellungen der neuesten nen Litteratur Europas, nach kurzen allgemein einleitende merkungen, mit einer Vorlesung über die Französischen ter der letzten Zeit. Lobenswerth sind die Andeutungen die Geschichte der Sprache, welche der Verf. dem Ueber der einzelnen Litteraturen vorangehen zu lassen pflegt; was in diesem Betreff zur Einleitung der Französischen ratur gesagt wird, ist um so besser ausgefallen, da Hr. W bekanntlich am gewiegtesten und umsichtigsten ist. Da macht sich das Unbefriedigende der litterarischen Ausführ selbst schon in diesem Abschnitt fühlbar und steigert sic den folgenden. Unter den Romantikern, die der Verf. l ders heraushebt, erhielt mit Recht Victor Hugo die um lichste Würdigung. Nach ihm werden Lamartine, Méry Barthélémy, Beranger, Désaugiers, Cas. Delavigne u. A. in oder weniger ausgeführten Zügen vorübergeführt. Aber erhält dadurch kein rechtes anschauliches Bild von dem zen beweglichen Thun und Treiben der heutigen Französi Litteratur. Ein solches kann auch unmöglich entstehen, man blofs die schöne Litteratur vereinzelt und abgezweig es hier nur die Aufgabe des Verfs. war, ins Auge fassen da gerade das bunte Durcheinander der politischen, philo schen, historischen, poetischen und wissenschaftlichen Ri gen, wie sie oft seltsam ineinander übergreifen, den gege tigen Litteraturzustand der Franzosen originell charakte Unter den Engländern wird besonders Byron ausführlic sprochen, aber nichts Neues gesagt. Aufserdem sind Tl Moore, Walter Scott, Southey, Campbell, Crabbe, Rogers, man, Montgomery, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Lady gan, Cooper u. A. beurtheilt, und meistentheils mit Probe ihren Dichtungen belegt. In dem Abschnitt über die Hol sche Litteratur wirft der Verf. zugleich einen Rückblick die früheren Perioden der Poesie der Holländer; unter den ren Dichtern dieser Litteratur werden Bilderdyk, der L Tollens, der Kantisch-philosophische Poet Kinker und als die bedeutendsten Erscheinungen hervorgehoben. S folgen kürzere Abschnitte über Spanische, Italienische, l giesische, Russische, Ungarische, Schwedische, Dänisch Polnische Litteratur. Den Beschlufs macht eine Vorl über die Deutsche Poesie der neuesten Zeit, welche leid den schwächsten Partieen des ganzen Buches gehört. Di schnitte über die ausländischen Litteraturen erhalten noch die reichlich gespendeten Auszüge einigen Werth, obwoh was der Verf. selbst übersetzt hat, auch meistentheils flüchtig gemacht ist. Wo aber, wie bei den Betrachtungen die Deutsche Poesie, das Urtheil des Verfs. allein vorw mögen wir ihm nicht gern länger als Führer folgen.

№ 20.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder Selbstsucht in der Wissenschaft des Glau-s und seiner Artikel. Betrachtet von D. rl Daub.

(Schlufs.)

Ilt der Versuch, wie zu erwarten steht, da ein und das he Selbst das sich fühlende und seiner sich bewufste Gunsten des Selbstgefühls aus, so ist bereits hiemit die *sucht* zum Prinzip der Religion, ihrer Dogmen und pte und der Wissenschaft beider erkohren; denn seiner ewifs und sich wahr, strebt, wie das Selbst, so das - wie der Hund, so der Mensch — sich in der elbaren Identität mit sich zu erhalten und ist eben treben die Selbstsucht, jedoch mit dem Unterschied, lie Selbst- oder Thierheit, *als solche*, bei sich und beharren mufs, *als die Ichheit* hingegen dieses in sich aufgehoben — diese Nothwendigkeit über-en — hat und gleichsehr von sich abzulassen, wie ch und in ihr zu verbleiben vermag." S. 3.

)as Werk selbst handelt in drei Theilen *zuerst* von a temporären Prinzip der dogmatischen Lehre, *hier-on* dieser selbst und *endlich* von dem dogmat. Lehr-f.

. *Vom Prinzip.* Der Zweck ist, zu sehen, wie die tsucht überhaupt in der Wissenschaft hervorkommt. elbstgefühl, sich selbst das Wahre gegen das Empfun-als seine Unwahrheit gehend, ist der Trieb, diese heben und sich in dem Geschlechts-, Gesellschafts-ernichtungs-Triebe als das Wahre zu setzen und zu en. Als solches zum Ziel gelangt, vermag es jedoch icht bei sich zu behaupten. Damit, dafs das Selbstge-enes Gefühl von Etwas wird, hört es auf, ein nur n oder blofses Gefühl zu sein, wozu es sich hergege-atte; das Fühlen so zum Empfinden geworden ist das urch das Gefühl von Etwas bereichernde Selbstgefühl rden. Allein kein Thier beharrt in seiner Empfin-dung; es hebt sie auf, wiewohl nur durch andere Empfindungen, höchstens durch Vorstellungen der gehabten; so ist und bleibt es stets in den Anfang der Wahrheit wie gebannt und kann „den um es gezogenen Kreis der Unwahrheit nicht verlassen. Darum auch ist das Thierleben ein ängstliches und in ihm Furcht, Schrecken und dergl. unüberwindlich; denn die Wahrheit allein ist es, welche über Empfindung, Gefühl und Selbstgefühl erhaben, von aller Angst und Furcht befreit; — die Ehrfucht vor Gott ist keine solche Furcht: denn sie kommt nicht aus der Empfindung, auch nicht aus dem Gefühl, sondern aus *der* Wahrheit, die kein Gefühl und in Ansehung deren das sich thätig Verhalten kein Fühlen, sondern das Erkennen ist." S. 16.

a. Die *Empirie.* In der Erfahrung hat die Wahrheit anfangs- und endlosen Fortgang. Das experimentirende, observirende Selbst kann ihr nur hoffen immer *näher* zu kommen. So durch mühsames Forschen, anhaltendes Beobachten sich den reichsten Inhalt gebend, spricht das denkende Selbst, als Ich: kommt zur Erfahrung und seht das Wahre! Der Gelehrteste ist der Bewährteste. Es kommt ihm aber auch die Frage: wie es dazu komme, dies ins Unendliche hin Erfahrungen machende Selbst zu sein und darunter sogar die Religion zu haben? Sie wird dem durch Experienz und Erudition mächtig gewordenen Gefühl seiner selbst durch den Widerspruch, sich das Wahre zu sein, an jeder seiner gründlich gemachten Erfahrungen eine Wahrheit zu haben und dennoch dessen zu bedürfen, dafs es ins Unendliche fort die Wahrheit suche, also das Wahre und zugleich nicht das Wahre zu sein, aufgedrungen. Sich selbst, dessen wesentlicher Inhalt Leben und Denken und die Erfahrung beider ist, erfährt Ich nicht und bleibt daher als es selbst — als die synthetische Einheit der Apperception — im Hintergrunde dieser Selbst- und aller Erfahrung überhaupt. Dies Wahrnehmen ist ein Unterscheiden des Lebens und Denkens von einander — die Vorstellung von Leib und Seele; beide setzet das Ich als die seinigen. Aber Ich greift über beide hinaus; es begreift sie *in sich.* Diefs

Denken ist kein Erfahren und in dieser Reflexion steht das Ich in steter Gefahr, melancholisch zu werden. So sich selbst verborgen, kann ihm und aus ihm die Frage noch gar nicht kommen, wie es selbst wohl *sich zu sich* verhalte, sondern nur, wie doch wohl Leib und Seele *mit einander* zusammenhängen mögen, „insbesondere aber, ob nicht, da, wie die Erfahrung lehrt, der Leib sogar einbalsamirt und zur Mumie eingedörrt, dennoch *als Leib* zu Grunde geht, wenigstens die Seele übrig bleibe oder unsterblich sei. Sie haben liebe Angehörige und Freunde durch den Tod verloren, und müssen, wie sie wissen, selbst sterben; die Frage kann ihnen nicht gleichgültig sein; sie verlangen, sich und die lieben Ihrigen wieder zu sehen d. h. zu erfahren. Ueber dem Eifer aber, beide Fragen zu beantworten, also Hypothesen zur Einsicht in das Commercium des Leibes und der Seele auszudenken und durch Erfahrungen zu bewähren und die Seelen, d. h. sich wo möglich, mit Beweisen ihrer Unsterblichkeit zu trösten, fassen sie den Widerspruch ihres Vorstellens d. h. ihrer selbst nicht, der darin enthalten ist, dafs beide, Leib und Seele, als Selbständige einander gegenüber, also von einander unabhängig und doch auch — in ihrem gegenseitigen Commercium — von einander, der Leib von seiner Seele, die Seele von ihrem Leibe, abhängig seien; sie ahnen ihn wohl, aber beachten ihn nicht — und erhebt sich diese Ahnung allenfalls nur zur Erbitterung oder stolzen Verachtung gegen die vermeintliche Frechheit des Vorwurfs, dafs hier, wo mit hundert Augen unzählige Dinge und zwar aufs schärfste und genaueste gesehen werden, gleichwohl das Gesicht mangele." S. 34. Da die Gefahr, hypochondrisch zu werden, theils von unten, durchs Empfinden, theils von oben, durchs Wahrnehmen kommt, so nimmt das Ich, mittelst seiner Erfahrungen gegen die Gefahr, mitten in *ihrer* Solidität zu Grunde zu gehen, die Flucht aus der Erfahrung und Gelehrsamkeit theils in das Gefühl, theils aus ihr in den Gedanken: es wird das mystische.

b. Die *Mystik*. Das Gefühl ist jetzt nicht mehr nur Selbstgefühl, ebenso wenig Gefühl als solches, sondern Gefühl dessen, was in allem, welches erfahren worden und wird, nicht empfunden, nicht wahrgenommen, mithin auch nicht erfahren, mithin gar nicht gewufst wird; es ist ein *es weifs nicht was* fühlen. Der Mensch hat diese Macht vor dem Thier voraus, dafs das Selbst diese Meinung haben oder eigentlich sein kann, dafs eben diefs reine Gefühl das Wahre sei, wiewohl es nicht ohne das leise Gefühl ihrer Unwahrheit, daher in der Sehnsucht das Verlangen hat, aus dem Widerspruch herauszukommen: denn das M ist, als nicht das Fühlen, schon ein Denken. So auch nen Gefühle vollends nicht besprochen werden ohn Denken. „Das Selbst wird also schon dadurch, dafs fortan, mystich so gut wie völlig stumm zu bleiben, un lich ist, und mehr noch durch die Schwäche, so Viel wissen und ins Unendliche wissen zu können und für das ihm Bedeutendste darin keine bedeutende Re haben, besonders aber dadurch, dafs ihm, dem Erfahr reichen und Gefühlvollen, zu seiner ins Unendliche fortsetzenden Vervollkommnung nur noch das zu ma scheint, dafs es auch das *Geistreiche* sei, genöthigt seinem reinen Gefühl aus sich zu dem reinen Geda hin zu wenden u. s. w." S. 41. Indem aber das durc fahrungen bewährte Gefühl in das reine Denken mit übergenommen und nur einstweilen unbeachtet gel wird, so ist das ein Abstrahiren und dieses ist ja ein ken. Zuerst zu dem sich wendend, was in allem, w fahren werden mag, ein nur Fühlbares und nur Ge tes ist, findet es die *Materie*; aber sie und den danken, den Materialismus abhorrirt es, als sei sie woran das reine Gefühl des es weifs nicht was s ins Unendliche hin erkennbaren Gegenstand hätte wendet sich zweitens dem reinen Gefühl zu, w Gedachtes, das *Ewige* ist: es wird von dem erfah Selbst sein Gefühl gedacht und sein Gedanke ge das Reine des Gefühls, welches nicht nur gedacht, dern sogar selbst gewufst wird, ist das *Heilige*. Selbst hat nicht nur den Gedanken von ihm, so weifs auch, dafs das Heilige dem reinen Gedanken ihm im Fühlen selbst entgegen komme — daher Respect vor *sich*, *dessen* Gedanke er, *dessen* W es und *welches* selbst das reine Fühlen ist. Wie für den Gedanken des Ewigen die Natur mit ihre fahrungen zu statten kam, so für den Gedanken Heiligen die Geschichte, wobei freilich der Widersp so lange es geht, versteckt wird, dafs die Erken des Heiligen keine Erfahrung und doch Erkenntnif Endlich beiden zugleich, dem nur fühlbaren und r Gefühl den reinen Gedanken entgegenbringend h das *Göttliche* vor sich; der Inhalt desselben i das Ewige und Heilige gefühlt und durch Natur un schichte bewährt; so hat das Selbst den Verdacht dafs doch dasselbe etwa nur ein Gedanke sei. N und Geschichts-Kunde, je tiefer und weiter sie wird uns dem Göttlichen ins Unendliche hin imme

bringen, obgleich dasselbe nimmer erfahren werden
n; auf diesem nimmer, wärs auch nur der Erfahrung
lieb, ist zu bestehen: Denn wird das Göttliche er-
en, so bleibt nichts weiter zu erfahren übrig: die Na-
hat ein Ende und die Geschichte ist aus. Individuen,
n Selbstheit die betrachtete ist, finden wohl eine Zeit-
; manche vielleicht zeitlebens, in diesem Schein ihre
uhigung. Die Empirie und Erudition wirft sich in eine
ngs- und endlose Mitte, worin sie für ihr Gefühl und
enntniſs und für ihren reinen Gedanken den Gegen-
d bei der Hand und zugleich ins Unendliche fort zu
en, worin sie ihn mithin zugleich habe und nicht habe.
ntsteht der Zweifel, ob das Selbst an seinen Erfahrun-
wiewohl sie einzeln und insgesammt Wahrheiten sei-
die Wahrheit habe oder nicht. Dies Bezweifeln ist das,
die Erfahrung überhaupt *die Wahrheit* sei; das Ich
as kritische geworden.

c. Die *Kritik*. Das empirische Selbst zieht sich auf
ich denke zurück; an sich hängend hat es von seinen
hrungen sich losgemacht: denn es fragt nach den Be-
ungen ihrer Möglichkeit und es ist die Wahrheit selbst,
so fragt, weil sie verschmäht, ins Unendliche nur ge-
t zu werden und vielmehr sich finden lassen will. Wie
ch das Ich keinesweges aufhört, das fühlende zu sein,
at es auch seine Erfahrungen vor sich, um sich, in sich
söhnt sich, als das empirische, gar bald mit sich, wie
as kritische ist, wieder aus. An die Frage nach der
lichkeit, wie der Erfahrung, so der Selbstheit selbst ist
hier noch nicht zu denken. Das Selbst hat und behält
Denken noch immer als das seinige. Ein Sclav der Er-
ung ist freilich das Selbst nicht mehr, aber der Sclav
er selbst ist es, das kritische, um so mehr. Das Resul-
ter Kritik ist das transcendentale Wissen, daſs das
sen unmöglich sei. Dieses enthält den Widerspruch,
es das Wissen von der Unmöglichkeit des Wissens
Dies Thun ist ein der Kritik nothwendiges Verstellen.
ich anhängend ist das Ich das von sich abhängige und
s nicht umhin kann, zugleich ein sich fühlendes zu
, sein Gefühl das der Abhängigkeit. Das Bewuſstsein
Gefühls seiner Abhängigkeit ist es, wodurch ihm, so
e es an sich dem Denkenden hängt, das vorhin ge-
nte Verstellen Bedürfniſs wird. Denn Abhängigkeit
Gefühl derselben ist wohl dem lebenden Individuum
r Art, das nur da ist, friſst u. s. f. angemessen, aber
denkenden Selbst nicht. Als blos empirisches Selbst
s nur das Bewuſstsein des Gefühls seiner Abhängig-
keit und zwar zunächst nicht von sich, sondern nur von
dem Gegenstande seiner Empfindungen, Beobachtungen
und Erfahrungen, hat auch kein Hehl damit, gesteht sie
ein, rühmt sich wohl gar derselben, wie wenn beides an
sich ein Ehrenwerthes sei, nicht ahndend, daſs dahinter
die Selbstsucht verborgen sei und als solch Gefühl nur
die Maske der Bescheidenheit vorgenommen habe. Die
Selbstsucht der Kritik hingegen ist gegen diese zwiefa-
che der Empirie die nur einfache, aber zugleich die um
so tiefere, entschiednere. Das Selbst ist sowohl seiner Un-
abhängigkeit von Allem sich bewuſst — die Sinnenwelt
ist *sein* Werk, die übersinnliche *sein* Gedanke, das Ge-
setz des Rechts, der Pflicht das *allein von ihm* gegebene,
als auch des Gefühls seiner Abhängkeit von sich und
wenn dem ersten nicht das andere zur Seite ginge, so
wäre es das Bewuſstsein seiner absoluten Selbständig-
keit. Das *Bewuſstsein* seiner Selbstsucht hat das kriti-
sche Selbst vor dem blos empirischen, dem sie auch
nicht mangelt und welches nur das Gefühl der Abhän-
gigkeit beschönigt, voraus. Die Anhängigkeit seiner an
sich, genannt synthetische Einheit der Apperception, ist
zugleich, als die Unabhängigkeit seiner von Allem, was
Nicht-Ich wäre, die entschiedenste Abhängigkeit seiner
von sich und wie sehr es sich über seine Selbstsucht in
dem Gefühl seiner Abhängigkeit von seinen Gefühlen,
Begierden u. s. f. entrüste, über diese seine Abhängig-
keit *von sich selbst*, über sie, die doch das Princip sei-
ner Selbstsucht ist, entrüstet es, so lange es das kritisi-
rende bleibt, sich nicht. Die Voraussetzung der Kritik
ist die Skepsis; das skeptische Subjekt, als *kritisches*,
hebt mit der Gewiſsheit an: ich denke, und endiget mit
der Verstellung; sie ist seine Religion und seine Lehre
von *dieser* bleibt, so lange es an dem: ich denke, an
sich, als dem Prinzip des Wissens und Gesetzes, fest
hält, in der Verstellung befangen. Statt mit der *Verstel-
lung* kann die Skepsis aber auch, mittelst der Verneinung
der Möglichkeit des von der Erfahrung und ihren Bedin-
gungen unabhängigen Wissens mit der *Verzweifelung*
endigen. „Zu dieser schnöden und trotzigen Verneinung
verhält sich allerdings die bescheidene Versicherung des
mittelbar mystischen Empirismus in seiner Beschränkt-
keit und ihrer Anerkenntniſs, d. i. eben in seiner Be-
scheidenheit, daſs kein erschaffener Geist ins Innere der
Natur dringe, wie ein selbstgefälliger Seufzer des mit
sich zufriedenen — zu dem derbsten Fluch eines gegen
sich empörten Menschen". S. 87. „Eben darum aber,

weil dieser mystische Empirismus, wie er das sich abstrakt-denkende und so das absolutselbständige und seiner schlechthin gewisse Subjekt ist, selbst in der Entschiedenheit seines Unglaubens und in der kältesten Gleichgültigkeit gegen Sitte, Gesetz und Recht geradeaus, ohne Rückhalt und Winkelzüge verfährt, besonders aber darum, weil er, ob zwar in der Verzweifelung, seine Anhängigkeit an sich, mithin das Abhängigkeitsgefühl zu vertilgen anhebt, hat und behält er, so sehr von ihm Vernunft und Wissenschaft verachtet werde, das Interesse der Vernunft für sich und eignet er, als Doctor Faust, sich zum Subjekt einer Tragödie, dergleichen die *Goethesche* ist. Welches alles von dem sich abstrakt-denkenden Subjekt, wie es das durch Vermittelung mystisch-, besonders aber, indem diese die Vernunftkritik ist, das moralisch-empirische ist, oder vom moralischen Empirismus nicht gesagt werden kann. Dieser, auch wenn er in der Keckheit oder Bescheidenheit seines Selbstdünkels sich überredet, durchaus vernünftig oder der ächte Rationalismus zu sein und z. E. aus seinem Glauben das Wunder, von welchem jener sogar in seinem Unglauben noch sagt, es sei

des Glaubens liebstes Kind,

weit weg und in das Gebiet der Dichtung, wenigstens in das der Phantasie verweiset, kann doch bei der Zähigkeit, womit er, wie der Geizhals an seinen Schätzen, als sich abstract denkendes, mithin absolut selbständiges Subject und als irgend ein seicht- oder tiefgelehrtes Individuum an sich festhält, sei's, daſs er Briefe über die Bibel im Volks- oder über den Rationalismus in seinem eignen Ton edire und der Kirche seinen Glauben mit unverschämter Zuversicht aufzudringen, oder mit zarter Schonung und schlauer Bescheidenheit zu insinuiren suche, die Stimme und Zustimmung der Vernunft nicht für sich gewinnen." S. 91.

D. Marheineke.

XXVIII.

Zohrab, the hostage. By the Author of the Hadji Baba. London, 1832. 3 *Vol.* 8.

Morier, der angenehm unterhaltende Verf. des vorliegenden Romans, der schon in seinem Hadji Baba den glücklichen Versuch machte, auch noch über den Orient die einma gute Fangstricke erprobten Netze des Walter-Scottismu ziehn, nimmt gewissermaſsen eine solide Mittelstufe in historisch-romantischen Fabrikwesen der neuesten Englis Romanlitteratur ein. Um wahren Kunstwerth sich ebenso nig als alle Andern bekümmernd, bemüht er sich doch e mehr, rein poetische Bestandtheile in seine Darstellunge verweben und dieselben gegen das historische Element, d aus der gegebenen Wirklichkeit entnimmt, überwiegen zu sen; sowie auf der andern Seite die Weltgeschichte, die er seinem Roman in Berührung bringt, bei ihm weniger V glimpfungen und Verunstaltungen ausgesetzt ist, da er ihr biet nur sehr behutsam betritt und es nicht in seinem F liegt, unmittelbar, wie Walter Scott, auf ihr offenes Meer auszuschiffen. Der Ruhm, den sich Morier bei seinen L leuten und bei uns so schnell erworben, so daſs er sich b in Deutschen Uebersetzungen mehrfach zu verbreiten anf berechtigte wohl dazu, seiner auch in diesen Blättern zu g ken, obwohl wir seine Leistungen keineswegs für so bedeu ansehen, als es die Kritik oder Unkritik Englischer und I scher Tagesblätter behaupten möchte.

Schilderungen orientalischer Lokalität, Natur- und La sitte machen den eigenthümlichen Grund und Boden der M schen Romane aus, und vorzugsweise ist es, wie auch in s vorliegenden neuesten Dichtung, *Persien*, das der Verf. Lieblingsschauplatz seiner Darstellungen erkoren, und da wie schon die Lebhaftigkeit und der Reichthum seiner A sung an den Tag legen, aus eigner Anschauung kennen zu nen Gelegenheit gehabt, da er bekanntlich als Mitglied der tischen Gesandtschaft längere Zeit in Persien verweilte. I Seite seiner Romane, auf eine noch wenig verbrauchte kalität sich stützend, wird sie immer anziehend und w voll machen, selbst da, wo man von der zu wenig dur arbeiteten psychologischen Entwickelung der Charaktere u friedigt bleibt.

In diesem „Zohrab", der um eine an sich einfache kunstlose Katastrophe eine buntgeschilderte Mannigfalti Persischer Lebenszustände herumzulegen weiſs, treten auc nige wirkliche historische Personen des Orients auf. Die vornehmlich die in der Mitte stehende Hauptfigur des P schen Shahs Aga Mohamed, dessen blutdürstiger Charakte doch vielleicht etwas zu ausführlich und nicht ohne Wied lungen hingestellt ist. Eine freundlichere Erscheinung ist Prinz Fatteh Ali, der Liebling und Beschützer der Musen welchem der Verf. den gegenwärtigen König von Persien geführt hat. Andere einzelne historische Verhältnisse sind falls aus der Zeit des Vorganges der Handlung aufgenom oder unmerkbar in das poetische Gewand verhüllt. — Ein lungene Deutsche Uebersetzung dieses Romans erschien Johann Sporschil. (Braunschweig, 1832.) —

№ 21.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1833.

XXIX.

io Cicala. In vier Bänden. 1ster Bd. . u. 296 S. 2ter Bd. 344 S. 3ter Bd. 327 S. · Bd. 306 S. Leipzig, Brockhaus 1832. 8.

er vorstehende Titel verschweigt nicht nur den i des Verfs., sondern auch dafs das anzuzeigende ein Roman ist. Das Letztere erfährt der Leser r Zueignungsschrift „an Herrn Walter Scott, Ba- in Schottland", die zugleich als Vorrede dient apologetischer Form über Entstehung, Zweck, und Behandlung des Werkes, so wie über die enden Anonymitätsgründe ausführlich Rechen- giebt.

ie Entstehung des Buches schreibt der Verf. dank- nd ehrfurchtsvoll der Belehrung, Erhebung und terung zu, die er in den Werken des grofsen chen Romanendichters gefunden hat. Zu einer vo er in einem Zustande tief zerrütteter Gesund- ater der Last der furchtbarsten hypochondrischen litt, nach verschiedenartiger Lektüre umhergrei- las er, obschon Romanen abgeneigt, auf den ch einer ihm theuren Person den Waverley, fand nachdem er die ersten Seiten mühsam überwun- ald ergriffen, erweicht, erschüttert und vermochte on einem Werke W. Scotts nur loszureifsen, um em anderen überzugehen, so dafs er sie in ei- 'aar Jahren alle zweimal und öfter gelesen hatte. hlthätig wirkte der Eindruck dieser Schriften, so ar dem Verf. das Leben in jener poetischen Welt edürfnifs geworden, dafs er in einer Zeit, wo er n gröfsten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, n Einfall gerieth, das vorliegende Buch zu schrei- welche Beschäftigung ihn denn in seinen Bedräng- aufrecht erhielt. So sehr wir auch dem Verf. ser heilsamen Wirkung Glück wünschen, so fin- ir doch, dafs diese Art der poetischen Erzeugung durch eine Anregung von aufsen her etwas Mifsliches hat, nothwendig die Originalität gefährden mufs, und seinem Buche wirklich nachtheilig geworden ist. Wir geben zu, dafs die Bewunderung eines grofsen Dichters ein poetisches Gemüth zu trefflichen Werken zu erwecken vermag. So erkennt Virgil in Homer, Dante in Virgil seinen Meister; in beiden aber sucht man vergebens eine Spur des Nachtretens auf den von ihren Vorgängern gebahnten Pfaden. Durch ungeheure Zeiträume, durch eine völlig veränderte Welt- und Sittengestaltung von ihren Vorbildern getrennt, von eigenthümlicher Dichterkraft belebt und von der Bildung ihrer Zeit und ihres Volkes durchdrungen, waren sie, um auf dieses zu wirken, zu ursprünglichen Schöpfungen unwiderstehlich genöthigt. In einem ganz anderen Verhältnisse steht Sir Walter zu unserem Verfasser. Jener schafft eine Welt von Gestaltungen, der Bildung, dem Sinn, der Auffassungsweise seiner Zeitgenossen zusagend. Unser Verf. fühlt sich von diesen Gestaltungen erfüllt und begeistert; er lebt und webt in dieser Welt und empfindet das Bedürfnifs, in ihr fortzuwirken, sie mit, wenn auch neuen, doch gleichartigen Gestalten zu beleben. Zeit und Mitwelt sind die Nämlichen, auf die auch Walter Scott gewirkt. Kann er andere Elemente dazu wählen, als die sein Meister ihm dargereicht; kann er in einer anderen Form auftreten, als die, worin er seinen Geist hineingebildet hat? Als ein gläubiger, von unbedingter Bewunderung durchdrungener Jünger sich darstellend kann er nicht anders erscheinen, als beherrscht von dem Einflusse seines Meisters; seine Poesie kann nichts anderes sein, als ein Werk der Schule. Den Maafsstab zur Beurtheilung desselben werden wir also in Walter Scotts Dichtungen zu suchen, und die seinige wird für die Welt soviel Werth haben, als sie in dieser Schule und die Schule in der poetischen Welt hat. Betrachten wir nun die Methode des englischen Dichters, so finden wir, dafs er das Leben eines Volks

in irgend einem bestimmten Abschnitt der Geschichte in seinen verschiedenen Hauptbeziehungen dergestalt zur Anschauung zu bringen sucht, dafs es gleichsam als ein Erlebtes an uns vorübergehe. Dies ist der Stoff seiner Romane. Durch eine blofse Beschreibung würde der Zweck lebendiger Gestaltung nicht erreicht werden. Der Dichter erfindet also Personen und Begebenheiten, in denen sein geschichtlicher Stoff sich entwickelt. Für den blos instruktiven Zweck wäre dies hinreichend; allein er will noch mehr. Sein Werk soll nicht blos den Reiz des Neuen, des Belehrenden und Unterhaltenden haben, es soll durch seine Schönheit das Gemüth anziehen und erheben, eine Idee soll darin hervortreten; mit einem Wort, es soll ein poetisches Kunstwerk sein. Da nun eine auf beliebige Weise verflochtene Reihe von Personen und Begebenheiten noch keine Dichtung ist, so bildet er seinen Stoff zu einer harmonischen Einheit, indem er eine Person, oder eine Gruppe von Personen als Hauptgestalten in bedeutenden Handlungen und Schicksalen sich bewegend vor uns auftreten läfst, an die sich alle übrige Personen und Ereignisse in untergeordneter Mitwirkung anschliefsen, so dafs seiner Absicht nach ein künstlerisches Ganze enstehen soll, in dem kein nothwendiger Theil fehlt und kein vorhandener überflüssig ist. Indem wir dies als Princip von W. Scotts Methode aufstellen, sagen wir nicht, dafs er dasselbe in allen seinen Werken gleich glücklich oder auch nur in einem vollständig durchgeführt habe. Auch liegt in diesem Princip selbst eigentlich schon eine Sünde gegen die Poesie, indem dasselbe die Belehrung zum Hauptzweck macht und diesen der poetischen Schöpfung nur scheinbar unterordnet, so dafs durch eine Umkehrung des richtigen Verhältnisses das Ganze dem Theile dient. Daher geschieht es denn, dafs in W. Scotts Werken das innere Gemüthsleben der Personen, als die eigentliche Seele des Romans, nur selten in künstlerischer Vollendung hervortritt. Hier fehlt es ihm oft an der poetischen Feinheit und Tiefe, die nur so wenige Dichter zum vollen Eigenthum besitzen. Eben daraus entsteht die unverhältnifsmäfsig genaue und weitläuftige Ausführung des Einzelnen, die allzu bequeme Breite in Schilderungen und Gesprächen, das der Geduld des Lesers so oft beschwerliche Aufhalten der fortschreitenden Handlung. Dagegen besteht der Hauptreiz dieser Dichtungen in der feinen und schönen Ausführung und vor allem in der überraschenden Wahrheit der Scenerie, und da die grofse Mehrzahl d absehbaren Romanenheeres gerade an dem entge setzten Fehler der Unbestimmtheit und Unklarh Raum und Zeit von je gelitten hat, so darf u unermefsliche Beifall nicht in Verwunderung der in und aufser Europa den Werken des Schot Barons entgegenrauschte. Wollen wir nun u chen, inwiefern unser Verf. die Methode seines sters sich angeeignet und in Hinsicht der Wirku erreicht hat, so müssen wir den faktischen Inh Romans im kurzen Umrifs an uns vorübergehen l

Scipio Cicala, ein neunzehnjähriger Jünglin einer der ersten Neapolitanischen Familien, eine kräftig freie, schöne Naturgestalt, geistig und l lich zum Eintritt in die Welt sorgfältig und gl vorbereitet, ist von seiner Mutter Renata bestim den Malteser Orden einzutreten. Sein Vater, ebenfalls Malteser-Ritter, hatte diese, die Toch nes vornehmen Türken, eine Jungfrau von ausg neter Schönheit, beim Sturm von Modon vom To rettet, zum Christenthum bekehrt und, nachden Ordensgelübde vom Pabst gelöst worden, gehei wenige Jahre nachher aber durch einen unglücl Zufall sein Leben verloren. Durch dieses U welches Renata als eine Strafe des Himmels f Austreten ihres Gemahls aus dem geistlichen ansah, wurde sie bestimmt, ihren Sohn gleichsa Ersatz dem Orden zu widmen. Jetzt aber, w eben zur Ausführung kommen soll, findet sich zwischen ihm und einer mit ihm aufgewachsen von Renata als Tochter geliebten Verwandtin, Sersale, ein Band der Neigung sich geknüpft ha nur mit Aufopferung ihres beiderseitigen Lebens getrennt werden könnte. Die Liebe zu ihrem Sol zu Porzia überwindet jede andere Betrachtung. entschliefst sich, in die Verbindung der Lieben willigen und hält bei Porzias Mutter um sie an adelstolze Spanierin aber, die ihre Tochter sch nem Grande von Castilien bestimmt hat, auch derselben nicht für ebenbürtig hält, verweigert ih willigung und nun gilt es, da der bestimmte Bräu von welchem Porzia bisher durchaus nichts schon angekommen ist, ihre Verlobung mit diesem eine rasche Maafsregel zu verhindern. Es wird der von Renata sowohl als von Porzia gebilligt schlufs gefafst, dafs Scipio seiner Geliebten beim

reten aus der Kirche in Gegenwart aller Verwand- und des Volkes öffentlich einen Kufs geben solle. ı mufs wissen, dafs nach der in Neapel damals schenden strengen Volkssitte ein solcher Kufs die fängerin desselben entehrte, dergestalt, dafs sie nur h eine Heirath mit demjenigen, der ihn gegeben , wieder zu Ehren gebracht werden konnte. Man ı leicht denken, dafs diese Sitte nicht nur von der weifelnden Liebe, sondern auch von Rachsucht, nnutz und anderen Leidenschaften oft mifsbraucht de und dafs ein Schimpf dieser Art blutige Rache n den Beleidiger und unauslöschliche Familienfeind- ften hervorrief. Gleich nach der Ausführung die- Entschlusses sollte Scipio den gewaltigen Eindruck, eine solche That hervorbringen mufste, benutzen, sich auf das eben im Golfe von Neapel liegende r dem Befehl befreundeter Führer stehende Ordens- hwader zu begeben. Der spätere Rücktritt aus Diensten des Ordens konnte, so lange kein Ge- e abgelegt war, nicht schwierig sein und wurde, so die Verbindung mit Porzia, der Zukunft vorbehal-

So ward es ausgeführt. In dem Augenblick sei- Abfahrt von Sorrento, wo dieser Auftritt stattfand, l aber Scipio in eine neue Verwickelung hineinge- n. Ein Spanischer Zollbeamter hatte eine junge politanerin mit dem Schaft seines Speeres zu Boden hlagen, so dafs der umherstehende Volkshaufe sie todt hielt und in Geschrei und Verwünschungen n den Spanier ausbrach. Als Scipio, der um sein t zu besteigen so eben nach dem Ufer hinabging, Ursach des Lärmens erfuhr, rief er aus: „Und das gt ihr geduldig, ihr Niederträchtigen? So steht ihr nd begnügt euch mit Schreien und Schelten"! Und r in demselben Augenblick seinen Degen zog, so s Allen so schnell der Muth, dafs sie augenblick- gegen den Spanier anstürzten und ihn sogleich er- leten. Da nun aber das geschlagene Mädchen sich rischen erholt hatte und nun wieder lebend vor ih- erschien, so ward die Masse eben so plötzlich von ht, als vorher von Wuth ergriffen und zerstreute eiligst nach allen Richtungen. Scipio begab sich die Ordensflotte; obgleich er aber von dem Grofs- : von Pisa sowohl, als von dem Grofsbaillif von chland sehr freundlich aufgenommen wurde, auch er nächsten Nacht Gelegenheit fand, sich beide h Rettung ihres Lebens vor einem Türkischen Ue- berfall im höchsten Grade zu verbinden, so konnten die Maltesischen Oberbefehlshaber es doch nicht über sich nehmen, ihn auf der Flotte zu behalten, da der Spanische Vicekönig Don Pedro de Toledo, der wegen des erregten Aufruhrs schon ein Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen hatte, seine Auslieferung verlangte und offener Schutz für den Verurtheilten eine Feindseligkeit des Ordens gegen die Krone Spanien gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXX.

Ueber eine Reformation der protestantischen Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen. Vote der Diöces Leipzig und amtliches Gutachten von D. Christ. Gottl. Lebr. Grofsmann, Superint. u. ord. Prof. d. Theol. Leipzig, 1833.

Die politischen Bewegungen, die seit der Pariser Julirevolution in Kurhessen, Sachsen und Hannover entstanden, veranlafsten bald auch die dortige Geistlichkeit zu Aeufserungen eines lebhaften Kirchenverbesserungsdranges, und deren Bestrebungen richteten sich auf das Formelle der Kirchenverfassung, indem sie das repräsentative Princip in derselben durchgeführt wissen wollten.

In Sachsen geschah der erste Schritt dazu von Seiten der Leipziger Diöces, die, auf Anregung des Hrn. Superint. Gr. unterm 12. Nov. 1830. an den damaligen Königl. Geheimenrath eine Petition um „Verleihung einer Presbyterial- und Synodalverfassung" einsandte. Eine Menge Broschüren eröffneten sofort ein heftiges Räsonnement *pro* und *contra:* so dafs, am Ende, das neu errichtete Ministerium des Cultus nichts Besseres thun zu können glaubte, als zunächst nur die Ansichten sämmtlicher Geistlichen über den bewegten Gegenstand kennen zu lernen. Es erliefs daher an die Ephorieen des Königreichs ein Rescript, wodurch diese aufgefordert wurden, die *vota* der Geistlichen ihrer Inspektion darüber einzusammeln. Vorliegende Schrift nun enthält (v. p. 5 an) den von dem Hrn. Superint. über diese Abstimmung in seiner Diöces an das Königl. Konsistorium in Leipzig erstatteten Bericht. Er meldet zuvörderst, dafs wider Presbyterien und Synoden, so wie wider Synoden und für Presbyterien nur 1 Stimme, wider Presbyterien und für Synoden 5 Stimmen, für Presbyterien und Synoden aber 43 Stimmen sich erklärten (p. 5. 6), beleuchtet sodann die *pro* und *contra* angeführten Gründe (p. 6—29), erwähnt die in Bezug auf die Ausführung im Einzelnen gemachten Vorschläge (p. 29—34) und fügt endlich „die Privatansicht des Referenten" hinzu (p. 35—82).

Die Schrift ist so zunächst nur ein Aktenstück zur neusten Kirchengeschichte. Allein die Publikation desselben von Seiten des Hrn. Berichterstatters bezweckt wohl nicht nur eine historische Mittheilung, sondern auch (nach p. 1) eine Rechtfertigung des gethanen Schrittes vor dem öffentlichen Urtheil. Gerechtfertigt aber wäre er, wenn die *Nothwendigkeit* der That bewie-

sen d. h. gezeigt wäre, daſs wirklich der jetzige Zustand der Sächsischen Landeskirche es dem Geistlichen zur *Pflicht* mache, auf Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung zu dringen. Dieser Beweis nun würde einerseits die genaue Schilderung jenes Zustandes fordern, andrerseits aber aus dem Verhältniſs der erstrebten Verfassung zu jenem Zustande die Dringlichkeit der Einführung derselben deduciren müssen. Hiedurch würde die Untersuchung von dem unmittelbar praktischen auf das theoretische Gebiet geführt und von der allgemein-wissenschaftlichen Frage abhängig gemacht, in welchem Verhältniſs die genannte Verfassung zu dem Begriff sowohl der Kirche überhaupt, als der Lutherischen insbesondere stehe. Theologisch also d. h. wissenschaftlich hätte der Hr. Verf. den Schritt, den er von seiner kirchlichen Stellung aus gethan hat, rechtfertigen müssen; nämlich so, daſs er bei Darlegung seiner „Privatansicht" vor Allem die obige kirchenrechtliche Frage erörtert und dann erst, nach der empirischen Kenntniſs, die ihm sein Amt verschaffen konnte, die Anwendung davon auf den gegebnen Zustand der Sächsischen Kirche gemacht hätte.

Allein an eine wissenschaftliche d. h. begriffsmäſsige Deduktion des kirchenrechtlichen Theiles seiner „Privatansicht" hat der Hr. Vf. auch nicht im entferntesten gedacht. Er hält sich fortwährend auf dem Standpunkte des Räsonnements. Von Nützlichkeit, Ausführbarkeit, „Modalität" u. s. w. ist viel die Rede. Eine Bestimmung der Begriffe: Kirche, Staat, Verfassung u. s. w. findet sich aber nirgends auch nur versucht. 2 Stellen zeigen jedoch, was dem Vf. die *Kirche* ist. Nach p. 39. nämlich ist sie „eine vom Staate anerkannte Korporation", insofern also nicht verschieden von jedweder löblichen Zunft; nach p. 18. 19 „der Organismus der Gesellschaft, welcher vermittelst des Glaubens und der Gewissensfreiheit Erziehung zur Gottseeligkeit bezweckt", also ein Verein zu Beförderung der religiösen Erziehung; denn „Gesellschaft" ist doch wohl nichts weiter als eine zufällig sich zusammenthuende Anzahl von Individuen; „Organismus" aber, in dieser Verbindung, nur die beliebige Form, in der sich jene Individuen zusammenthun; der Zweck „Erziehung zur Gottseeligkeit", derselbe also, den z. B. die Traktatengesellschaften verfolgen; die Mittel zu Erreichung desselben „der Glaube und die Gewissensfreiheit", d. h. die individuelle Ueberzeugung und das Nichtgezwungensein zu solcher Ueberzeugung. Daſs nun für eine „Gesellschaft" dieser Art „Autonomie" d. h. die Erlaubniſs, *pro lubitu* sich einzurichten, gefordert wird, ist ganz natürlich. Denn höchstens würde dem Staate die „Beaufsichtigung" solcher Gesellschaft von Interesse sein. Nicht minder erklärlich ist es, bei jener Vorstellung von der Kirche, daſs der Hr. Vf. p. 56 die Juden beneidet, weil sich um *ihre* Liturgie u. s. w. der Staat nicht sonderlich kümmere. Denn wenn die christliche Kirche von einer Zunft, von einer Traktatengesellschaft u. s. w. nicht verschieden ist, so kann der Staat sich unbedenklich zu ihr in ein so äuſserliches Verhältniſs stellen, wie er etwa zur jüdischen Synagoge hat. Noch weniger darf man bei solcher Ansicht erwarten, daſs etwa der Hr. Vf. besonders das Wesen der *lutherischen* Kirche und *ihr* Verhältniſs Staate in's Auge gefaſst hätte. Nein! er meint, der Staat halte sich zu ihr und sie sich zum Staate, gerade so, wi katholische und reformirte (p. 42 sqq.). Was also bisher Staate zur höchsten Ehre gereicht, ein durch und durch gelisch-lutherischer zu sein, und was die lutherische K bisher für ihren schönsten Segen erachtet, den Staat mit zu durchdringen und ihm als Seele sich einzuverleiben: da der Hr. Verf. für schmähliche Knechtschaft der Kirche und rannische" Ungerechtigkeit des Staats (p. 37 sqq.). Er vielmehr, daſs der Staat sie nur „negativ" regiere d. h Zaume halte, wie etwa eine anabaptistische Sekte.

Die so vom Staate nun losgerissene und dadurch zur gewordne Kirche soll sich durch Presbyterien und Synod gieren. Das, meint der Hr. Verf., verlange die Verfassun *apostolischen* Kirche (p. 47 sqq.). Allein, wie kann man zu den ersten, schwachen Anfängen der Kirchenverfassun rückkehren, nachdem diese eine 1800jährige Entwicklung laufen? — Das, meint der Hr. Verf. ferner, rathe die „E *rung*", indem da, wo obige Verfassung gelte, wie in Schot Holland u. s. w. viel kirchlicher Sinn, viel Sittlichkeit im herrsche (p. 54 sqq.). Allein der kirchliche Sinn daselbs springt aus dem noch unverkümmerten alten Glauben, un öffentliche Sittlichkeit aus der Strenge der Kirchenzucht. letztere nun verwirft der Hr. Verf. geradezu (p. 13. 67 und daſs der erstere nicht durch die Form der Kirchenv sung in die Herzen komme, ist klar. Wenn also schon spiele überhaupt nichts beweisen, so noch viel weniger Beweisen aber kann überhaupt nur der *Begriff*, und zwa der Kirche, näher der *lutherischen* Kirche. Schwerlich möchte aus *diesem* die Nothwendigkeit der *reformirten* Ki verfassung (in so abstrakter Einseitigkeit) sich deduciren la

Ist also der wissenschaftliche Theil der Schrift nicht niger, als von Bedeutung: so ist es um so mehr der prak empirische. Denn es erhellt daraus deutlich der wahrhaft liche Zustand der Sächsischen Kirche. Der Herr Ver gesteht offen ein, daſs, wenn es so fortgehe, entweder Herrschaft eines trübsinnigen Pietismus" oder „eine allge moralische Verwilderung" drohe (p. 37). So weit also d der Rationalismus gebracht! Dies führt denn ho greiflic nug auf die wahre Wurzel des Uebels. Es fehlt an einer tigen *Theologie*. Dahin also sollte das Streben der Gei keit gerichtet sein und nicht auf das Formelle der Verfa Wie wenig aber der Hr. Verf., dessen gute Gesinnung zu ten, jenes Bedürfniſs auch nur gefühlt habe, ergiebt sich daraus, daſs der Bildung der Geistlichen nicht mit Einem gedacht wird. Hier allein aber ist die Abhülfe zu finden. *ihrer* heraus nur läſst sich der kirchliche Zustand heben. *Glaube* ist es, worauf Christus seine Gemeinde gegr (Matth. 16, 18.), und nicht die Presbyterial- und Ephor fassung. Ihn also wieder durch eine tüchtige Theologie z ren zu bringen, ist die Aufgabe. *Hic Rhodus; hic salta!*

№ 22.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Scipio Cicala. In vier Bänden. 1*ster Bd.* *XL.* *u.* 296 *S.* 2*ter Bd.* 344 *S.* 3*ter Bd.* 327 *S.* 4*ter Bd.* 306 *S.*

(Fortsetzung.)

Sie mufsten sich daher darauf beschränken, ihn mit Hülfsmitteln versehen heimlich an's Land zu setzen und dem Schutze vertrauter Personen bis dahin zu empfehlen, wo es ihnen gelungen sein würde, durch ihren Einfluſs bei dem Vicekönige die Aufhebung des Todesurtheils und seine fernere Sicherstellung zu erlangen. Die Personen, denen er empfohlen wurde, waren aber, mochte dies nun den Malteser Oberen bekannt sein oder nicht, mit dem Plan beschäftigt, ihr Vaterland von dem Druck der Spanischen Herrschaft zu befreien. Der Prinz von Salerno war der Mächtigste und Angesehenste in diesem Bunde; mannigfache Verbindungen im Inneren des Landes wie nach aufsen hin waren angeknüpft und selbst Uludsch Aly, der kühne Türkische Seeräuber, spielte eine Rolle in diesem Unternehmen und stand mit den Unzufriedenen zu Theilnahme und Hülfe im besten Vernehmen. Scipio wurde dem Fürsten von Salerno zu Schutz und Dienst empfohlen. Dieser nahm ihn mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit auf und es kostete keine Mühe, den jungen Mann, der die Tyrannei der Spanier ohnehin aus tiefster Seele hafste, in die Unternehmung zu verwickeln, die freilich, leichtsinnig angelegt, ungeschickt ausgeführt, und auf allzukünstlichen Kombinationen beruhend, nicht gelingen konnte. Narzissa, eine Tochter Uludsch Alys, eine wunderbare phantastische Erscheinung, die der Vf. mit der schalkhaftesten Liebenswürdigkeit und den höchsten sinnlichen Reizen ausstattet, streift von einer abenteuerlich eigensinnigen Laune getrieben an den Küsten umher. Scipio findet sie bei dem Fürsten in Salerno, der ihm aufträgt, sie verkleidet unter seinem Schutze seiner Gemahlin nach Neapel zuzuführen. Sie wird von Liebe zu dem Jüngling hingezogen und Scipio, wiewohl sein besseres Selbst noch immer an Porzia hängt, wird doch von ihrer Anmuth unwillkürlich hingerissen, fällt, da die von Gewissensangst ergriffene Porzia den Schleier genommen hat und der Befreiungsplan völlig gescheitert ist, zuletzt in ihre Netze, und folgt ihr zu ihrem Vater Uludsch Aly, wo er den Islam annimmt. Erst nach einem Zeitraum von eilf Jahren sehen wir ihn als Muselmann unter dem Namen Sinan Pascha wieder auftreten. Er ist zu hohem Rang emporgestiegen und ein bedeutender Theil der unter Piale Pascha an Neapels Küsten kreuzenden Flotte steht unter seinem Befehl. Wie sich sein Verhältnifs zu Narzissa gestaltet oder aufgelöst hat, erfahren wir nicht, aber seine Neigung zu Porzia ist wieder erwacht und er unternimmt es jetzt, sie mit einer Schaar von Türken aus ihrem Kloster zu entführen. Dies Kloster und der ganze Wohlstand der überfallenen Stadt Sorrento geht, wiewohl gegen seinen Willen, dabei zu Grunde; er selbst wird durch einen Zufall schwer verwundet und obgleich es ihm gelingt, Porzia, die Priorin des Klosters und einige andere Nonnen gewaltsam zu entführen, so entziehen sich diese doch sämmtlich durch eine kühne Flucht der Gefangenschaft. Späterhin macht er noch einen Versuch, seine Mutter, die inzwischen ein Kloster gestiftet hat, zu versöhnen und zu überreden, ihm nach dem Orient zu folgen, aber auch dieser Versuch scheitert an ihrer unerschütterlichen Frömmigkeit. Bald darauf besteht die Türkische Flotte ein Gefecht gegen die Maltesische; die Türken siegen, der Grofsprior von Pisa und der Grofsbaillif von Deutschland fallen von Scipio's Hand. Von der Zeit an stieg dieser, wie der Vf. uns am Schlusse noch kürzlich mittheilt, unter dem Namen Tschigalasade von Stufe zu Stufe bis zur Würde eines Grofs-Veziers und beschlofs seine Laufbahn in hohem Lebensalter als oberster Feldherr auf einem Kriegszuge gegen Persien.

Der faktische Grundstoff an sich ist, wie man sieht, so dürftig, dafs er kaum zur Ausstattung einer kurzen Novelle hinzureichen scheint, und das erste nothwendige Element des Romans, nämlich eine bedeutende abgeschlossene Handlung als epische Grundlage fehlt so gut wie ganz. Der Verf. hat daher um Abwechselung und Bewegung hineinzubringen, eine Menge von Zwischenbegebenheiten erfunden, wozu ihm die Gefahr Gelegenheit giebt, in welche der Held durch sein Verhältnifs zur Spanischen Regierung gerathen ist. Wirklich wird derselbe von dem Augenblick an, wo er zu der Ermordung des Spanischen Zollbeamten Veranlassung giebt, bis dahin, wo er zu den Türken übergeht, in einen solchen Strudel von Lebensgefahren und Bedrängnissen hineingerissen, dafs weder er selbst, noch der Leser einen Augenblick zur Ruhe gelangt. Hier ist er nun nothwendigerweise mehr Amboís als Hammer, welches für einen Romanhelden kein vortheilhaftes Verhältnifs ist. Auf den Fortgang und die Entwickelung der Begebenheiten hat Scipio durchaus keinen Einfluís, bleibt vielmehr fortwährend in untergeordneter Stellung und wo er nicht in der Macht seiner Feinde ist, wird er von seinen Freunden immer geleitet, ohne jemals recht in Thätigkeit zu kommen. Freilich wird er durch seine mannigfachen Fährlichkeiten auch viel zum Handeln genöthigt, aber diese abgedrungene Aktivität ist mehrentheils eine rein äufserliche. Bald mufs der Held dem Strome der auf ihn eindringenden Begebenheiten nachgeben und erzeigt sich dann, wenn auch nicht schwach, doch wenigstens rein passiv, bald wieder überwindet er die ihm entgegenstehenden Hindernisse, wo er dann allerdings Muth, Festigkeit, Entschlossenheit und neben einigem Stolz auch Grofsmuth und hingebende Aufopferung entwickelt, diese an sich zwar trefflichen Eigenschaften sind aber doch wohl zu allgemeine Bedingnisse des männlichen Charakters, um zur Charakteristik einer ausgezeichneten Individualität hinzureichen. Als eine solche erscheint Scipio Cicala nicht und so fehlt dem Romane denn auch das zweite seiner nothwendigen Elemente: die Darstellung eines merkwürdigen und bedeutenden Charakters als Hauptperson und dessen psychologische Entwickelung. Wie das Loslassen von seiner Jugendliebe, von seiner Mutter, von der abendländischen Welt und Bildung, die ja nach des Verfs. Darstellung tief in ihm wurzelt, von Allem, was seiner Seele das Theuerste sein mufste, wie das Hingeben an Narzissa und das sich Hineinstürzen roh Türkische Welt in Scipio's Gemüth als psyc Nothwendigkeit sich ausbilden konnte, dieses f darzustellen, wäre die würdigste Aufgabe des D und um so nothwendiger gewesen, als die unm Entwürdigung des Helden den Roman auf die stigste Weise abschliefst, und der Leser sich fühlen mufs, eine so lange Reihe bis zum Ung chen wunderbarer Handlungen und Begebenheit nichts führen zu sehen, als zum moralischen Ver des Helden, der, man weifs nicht wie und warum einem hochherzigen und hochgebildeten jungen mann plötzlich sich selbst zu einem blutgierigen Türken macht. Eben so wenig sahen wir in de ter und in der Geliebten Scipio's neue und ori Charakterbildungen auftreten. Dagegen sind in de losen Menge von Nebenfiguren, die der Verf. vorüber gehen läfst, einige sehr wohl gelungen, in chen verschiedenartige Gestaltungen des Spanische Italienischen Nationalcharakters glücklich zur An ung gebracht werden. So sind z. B. Don Pe Toledo, der Fürst von Salerno, der gefangene Pomponius Gauricus, der hundert und zwanzig Abt des Camaldolenser Klosters, der Lazarusritte Taddeo Pellegrini und mehrere andere theils histo theils erfundene Personen, wiewohl in W. Sco Weise sehr in's Einzelne und Kleinliche ausg doch durch bestimmte Züge und lebhaftes Kolor dem Reiz lebendiger Wahrheit begabte Charakter Anderen Figuren aber hat der Verf. aus einer ge Vorliebe für psychologische und historische Curio eine so wunderbar phantastische Gestaltung ge dafs sie mehr in den Kreis des romantischen Ep in den des historischen Romans gehören, in we letzteren Personen und Ereignisse, wenn auch würdig und ungewöhnlich, doch die Grenze des scheinlichen selten, die des Möglichen niemals schreiten dürfen. Figuren aber, wie die Griec Amme Melantho und jener republikanisch schwär Nachkomme Johanns von Procida, bedürfen, u wahr oder auch nur für möglich zu gelten, ein entschlossenen Resignation des Glaubens, wie m heut zu Tage bei keinem verständigen Leser zu hoffen darf. Jene giebt mit ihren leeren Augensch und ihrer krankhaften magnetisch-prophetischen S und Zaubergabe ein widriges Bild, und dieser, der

noch der eigentliche Hebel des ganzen Romans ist, durch die ihm beigelegte übermäfsige Verstellungs-, zu deren Anwendung ein rechter Zweck nicht al sichtbar wird, ein leeres Schattenbild. Er gilt lich der gesammten ihn umgebenden Welt, Jahre für drei Personen, indem er blos durch Toilette- te bald als Kommandant von Ischia, bald als Haupt- a der Küstenwächter und bald als verzückter in ägigem todtenähnlichen Schlaf liegender Camaldo- rmönch erscheint, und nach seinem Belieben für dieser drei Personen von Jedem, ja selbst von dem könige von Neapel gehalten wird, vor dem er doch en ersteren beiden Eigenschaften öfter erschei- mufs.

Haben wir nun die Gestaltung des Werks als ei- Ganzen betrachtet und dasselbe weder den Forde- en, die an einen Roman überhaupt zu machen sind, rechend, noch mit den Vorzügen der W. Scott- a Technik ausgestattet, dagegen aber die Fehler lben, jene oft so lästige als unnöthige Breite und schweifigkeit in der Behandlung von Nebendingen Aeufserlichkeiten und jenes Vorherrschen des Ein- m über das Ganze in vergröfsertem Maafsstabe gefunden, so wenden wir uns nun zur Anschau- des Einzelnen und finden hier den Verf. mit so lichen Gaben ausgestattet, dafs wir um so mehr uern müssen, seinen guten natürlichen Wuchs ein fremdes Modekleid verunstaltet zu sehen. Es genscheinlich, dafs derselbe die Länder, Gegenden, schen, Institutionen und Verhältnisse, die er be- übt, theils aus eigener Anschauung, theils durch iges Studium und ausgebreitete Belesenheit genau t und richtig aufgefafst hat; dafs eine lebhafte und thige Darstellungsweise vollkommen in seiner alt steht, und dafs er die Geschicklichkeit besitzt, erworbenen Stoff zu bedeutenden und anziehenden nsbildern verschönend und belehrend zu verarbei-

In vielen dieser Bilder offenbart sich eine nicht hnliche Phantasie, ein Schönheitssinn, der nur auf he Bahn gerathen ist durch unbedingte Hingebung ine fremde Manier, durch langjähriges, ausschliefs- Insichaufnehmen jener ausländischen Dichtungs-, deren Neigung zum Grellen und Ueberladenen eigenthümlich deutschen Sinn für ruhige Maafs- ng und geistige Tiefe eigentlich fremd ist. Be- ten wir die mannigfachen, in reicher Fülle und Abwechselung aneinander gereihten Scenen und Ereignisse als Bestandtheile eines Romans, so finden wir wenige darunter, die zur Harmonie des Ganzen nothwendig wären, die nicht ohne sonderliche Störung wegbleiben könnten, viele sogar, die den freien Gang und Eindruck der Hauptbegebenheit hemmen, betrachten wir sie aber jedes für sich, so erblicken wir in vielen eigenthümliche und neue Gestaltungen einer fremden Welt voll Reiz und vielartigen Lebens. Ist die alte Amme Melantho nach W. Scottscher Weise in das Wundersüchtige und Geisterheimliche hinein karikirt, und dieses zwar ohne wie Meg Merilies ein nothwendiger Hebel zur Bewegung des Ganzen zu sein, so geben doch ihre prophetischen Ahnungen, ihre zaubergläubigen Anstalten und Cerimonien ein interessantes Bild neugriechischen Nationallebens. Ist jene abergläubige Dreigestalt des Bruder Sperantius, der zugleich Festungskommandant und Hauptmann der Küstenwächter ist, auch ein unwahrscheinliches, ja unmögliches Phantom, so sind doch die Scenen in den Grotten und Gemächern von Ischia, im Wachtthurm, im Camaldolenser- und im Franziskanerkloster, in welche durch sein Treiben und Wirken der Held verwickelt wird, von mannigfachem Reiz und kräftigem Eindruck. Ist der Fürst von Salerno auch als mitwirkende Person für die Fortbewegung der Handlung von geringer Bedeutung, im Verhältnifs zu seiner Wichtigkeit aber, wie so viele andere Auftretende viel zu genau und ausführlich gezeichnet, so giebt uns doch die Schilderung seiner Haus- und Hofhaltung ein ansprechendes Bild von dem damaligen Leben der grofsen Lehnsherren, und manche geschichtliche Personen jener Zeit, wie der gelehrte Don Agostino Nifo de' Medici und der Räuberhauptmann Marco Sciarra werden uns, wiewohl wieder mit einiger Vorliebe für das Curiose, in artiger Portraitzeichnung dargestellt. So folgen wir dem Helden, wie er seinem launenhaften Schicksal, bald in Hofgemächer, bald in Trinkstuben, in Wachthäuser und Gefängnisse, in das Marktgewühl des aufgeregten Volkes und in die einsamen Klosterzellen, wir sehen ihn mit Wohlgefallen im glücklichen Kampfe mit den Gefahren des Meersturmes, der Land- und Seegefechte, der Vergiftung, des Meuchelmords, der Hinrichtung und des Absturzes von der mühsam erkletterten Felswand. Vielfache Natur- und Kunstschönheiten jenes Paradieses von Europa werden uns genau und lebhaft in einer

Reihe poetischer Panoramen vor Augen gestellt und auch seine damaligen Bewohner aller Klassen und Gegenden gehen in ihren regen Beschäftigungen, Vorurtheilen und Leidenschaften in vielartig kräftiger Bewegung an uns vorüber, wobei denn freilich mitunter auch der Ueberfluſs ermüdet, Manches kürzer und Manches weg zu wünschen bleibt.

(Der Beschluſs folgt.)

XXXI.

Memoiren eines Preufsischen Offiziers. Herausgegeben von C. Herlofssohn. Leipzig, 1833. *Litterarisches Museum. Zwei Theile. kl.* 8.

Der Herausgeber deutet in dem Vorworte mit verständiger Einsicht den nicht zu verkennenden Werth solcher Denkschriften an, welche auf untern Stufen des Lebens und der Bildung dennoch ein eignes und in seiner ächten Wirklichkeit stets betrachtungswürdiges Dasein abspiegeln, und selbst den gröfseren Geschichtsereignissen im Widerscheine der persönlichen und örtlichen Einzelheiten oft eine ganz neue und überraschende Färbung leihen, die den Gang und Gehalt des Geschehenen nicht selten besser einsehen läfst, als manches weitausholende Darlegen und Erklären in's Allgemeine hin. Aus diesem Gesichtspunkte zeigen wir dieses kleine Buch gern als eine Vermehrung der schon bekannten Familie der Feldjäger, des Deutschen Gil-Blas u. s. w. an, um welche sich Goethe fast zuerst ein so grofses Verdienst erworben.

An der Aechtheit dieser Memoiren haben wir keinen Zweifel; als Dichtung wären sie das gröfste Beispiel von Enthaltsamkeit, das ein Autor je geben könnte, denn überall herrscht darin das Wirkliche nur als solches, und verschmäht jeden Zusatz von Abentheuerlichem und Reizendem, das nicht schon in jenem läge; auch bleibt das geistige Auffassen der Dinge fortwährend im gleichmäfsigsten Verhältnisse mit diesen selbst, und so macht das Ganze den ruhigen Eindruck einer natürlichen, ihrem angewiesenen Kreise treu verbleibenden Unbefangenheit. Das Buch ist bei dieser Beschaffenheit für geschichtliches Interesse wie für bloſse Unterhaltung am rechten Orte und zu seiner Zeit empfehlenswerth genug, und möge mit vielen Brüdern, die auch nichts Ueberschwengliches bringen und ansprechen, unverkümmert dahingehen.

Der Sohn eines Bürgermeisters von Neustadt bei Neifse in Schlesien ist es, der hier seine Lebensgeschichte erzählt; im Jahre 1770 geboren, sah er noch die letzten Ereignisse der Regierung Friedrichs des Grofsen, wurde durch jugendliche Unbesonnenheiten frühzeitig dem Kriegsdienste zugeführt, und durfte in Berlin mit guten Aussichten bei der Artillerie eintreten. Hier hatte er einen Vetter, den Mahler Rode, dessen Hauswesen und Künstlerart geschildert wird. Als Bombardier zog unser Autor mit nach Polen, wo die unglücklichen Verhäl des Landes und der Einwohner den guten Sinn des Mannes gleichgültig lieſsen, auch eine ordentliche Liebschaft sic und abspann, alles aber in Mafs und Schranken blieb, Abentheuer und Katastrophe. Der Krieg gegen Frankreich l aus, und führt uns zuerst in die Champagne, später, nach fürchterlichen Rückzug, zur Belagerung von Mainz, und dem diese Festung erobert worden, kehrt alles im Friede Heimath. Unser Autor, der inzwischen Offizier geworden, in Schlesien angestellt, und leistet daselbst bei dem Einb der Truppen Napoleons in den Jahren 1806. und 1807. t che Dienste, besonders bei der Vertheidigung der Festun berberg, die auch von dem Feinde nicht erobert wird. Mi Frieden von Tilsit hören die Denkschriften auf, obwohl der fasser erst viel später gestorben zu sein scheint.

Ein wackres Gemüth, von keinen ausgezeichneten F keiten, aber von gutem leichten Sinn und thätiger Lebhaft getragen, bildet hier eine Art mäfsigen Deutschen Kara wie er uns in den mittlern Regionen des Lebens oft und lich genug zu begegnen pflegt. Auch sein Mittheilungstrie hört ganz in diese Sphäre, und wird in seinem einfachen nur bisweilen gestört durch etwas gesteigerte, kostbare auch geschmacklos muntre Ausdrucksweisen, die theils noc der Schule Zeugniſs geben, theils als zufällige Beute au Weltverkehr aufgehascht sind. Die Betrachtungen, die Verfasser häufig anstellt, wollen sich gern erheben, un meistens gut und brav, ohne doch ihren Flug sonderlich a dehnen. Seltsam aber nimt sich ein Abriſs der Französi Revolutionsgeschichte aus, den er in aller Kürze nach d gen flüchtigen Auffassungen mittheilt. Man sieht wenig welche Thatsachen zumeist, und in welcher Gestalt diese im Publikum festgesetzt hatten. Die meisten Namen sit bei grausam verstümmelt, welches der Herausgeber woh ganzem Recht so gelassen hat. Nur an ein paar Stellen eine spätere Handanlegung sichtbar, z. B. wo im Revolu kriege ein Grofsherzog von Baden genannt wird, und nu Prinz von Baden gemeint sein kann. Manche Anführunge dem Kriegszug in der Champagne könnten fast aus Goeth lehnt scheinen, wenn nicht die Uebereinstimmung weit noch sich daraus erklärte, dafs gleichzeitig und unter gl Umständen von derselben Sache geredet wird.

Die höchsten Punkte des Büchleins sind gleich im An das persönliche Erscheinen Friedrichs des Grofsen — wo Namen vorkommt, fühlt man gleich eine stärkende Luft — späterhin die tapfre Gesinnung und der treue Eifer für d che Preufsens. Man möchte wünschen, die glänzenden l nisse der nachfolgenden Kriege gleichfalls diesem Leben zu kommen zu sehen.

Wir rechnen es dem Herausgeber zum Verdienst, da diese Blätter, zu welchen er in dem Vorworte seine eigne fühle und Empfindungen nicht ganz übereinstimmend and dennoch mit Billigkeit gewürdigt und litterarisch gefördert h

V. v. I

№ 23.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Scipio Cicala. In vier Bänden. 1ster Bd. XL. u. 296 S. 2ter Bd. 344 S. 3ter Bd. 327 S. 4ter Bd. 396 S.

(Schluſs.)

Wäre das Buch als eine Sammlung solcher Bilder, als ein Gemälde von Neapel im sechzehnten Jahrhundert behandelt und angekündigt, so könnten wir uns nach beliebiger Auswahl bald hier bald dort aufschlagend oder überschlagend daran ergözzen, was denn auch dem künftigen Leser als beste Genuſsmethode für diesen Fall hiemit empfohlen, ja selbst von dem Autor hin und wieder halb anrathend freigestellt wird. Da dasselbe aber nach Intention, Anlage und Gestaltung mit den Ansprüchen und Verpflichtungen eines Romans auftritt, so sind wir genöthigt, es stets in dieser Beziehung fortzulesen und finden uns dadurch überall gestört, gehemmt und endlich völlig getäuscht, indem es als Roman nichts ist, als eine Reihe mehr oder minder interessanter Episoden. So legen wir das Werk denn mit dem Eindruck aus der Hand, mit dem wir eine überfüllte und unvortheilhaft geordnete Gemäldegallerie verlassen, wo neben schönen und interessanten Bildern auch manches Unbedeutende und nicht dahin Gehörige aufgestellt ist, die uns aber von dem dienstbeflissenen Gallerieinspektor in vorgeschriebener Reihefolge gezeigt, sorgfältig und weitläuftig erklärt wird. Müssen wir nun die kräftige Phantasie, die gewandte Darstellungsweise, die reiche Belesenheit und dem emsigen Fleiſs des Vfs. gebührend anerkennen, so haben wir zugleich doch lebhaft zu bedauern, daſs er seine Kraft und sein schönes Talent, statt sie in eigenthümlich freier Bewegung walten zu lassen, in die stereotypen Formen des Walter Scottschen Kunstgebrauches eingezwängt hat.

Was endlich noch die von dem Verf. angeführten Anonymitätsgründe betrifft, so könnten wir diese, da sie auf das Werk keinen Einfluſs haben, unberührt lassen; der Verf. nöthigt uns jedoch darauf einzugehen, indem er über ein in der deutschen Litteratur bestehendes Verhältniſs eine Ansicht aufstellt, die, wenn sie begründet wäre, oder auf seine Autorität hin für begründet angenommen würde, den Fortschritten der litterarischen Bildung entschiedenen Nachtheil bringen müſste. Daſs er die ansehnliche Zahl von Menschen, mit welchen er in täglichen persönlichen Beziehungen steht und von welchen die Meisten von seinem Buche mit ihm zu reden für unvermeidlich, ja es zu loben sich für verpflichtet halten möchten, vor dieser Verlegenheit bewahren will, lassen wir als einen Beweis zugleich von Bescheidenheit und Humanität gelten; auch daſs er, falls das Buch als trefflich anerkannt und in Folge dessen berühmt würde, den Verlegenheiten der Celebrität, dem lästigen Gefühl, hinter sich sagen zu hören: „das ist der berühmte Verfasser des Scipio Cicala!" durch die Anonymität zu entgehen sucht, ist als eine löbliche Vorsicht anzuerkennen, die sich auf alle Fälle vorbereitet. Daſs er uns Deutsche aber bei Sir Walter Scott eines Vorurtheils, einer Beschränktheit anklagt, die uns diesseit und jenseit des Meeres wenig zur Ehre gereichen würde, dürfen wir nicht stillschweigend vorübergehen lassen. Seiner Angabe nach würde nämlich uns Deutschen, die wir einmal gewohnt sein sollen, Alles wie ein Handwerk anzusehen, ein Geschäftsmann, der ein Dichter ist, wie ein Hufschmidt vorkommen, der zugleich Barbier sein wollte. Wenn in Deutschland Jemand in seiner öffentlichen Stellung einigen Ruf als Geschäftsmann genieſse, so sei es, sagt er, in den Augen seiner Landsleute schon im Voraus entschieden, daſs er unmöglich einen guten Roman schreiben könne, und wenn ein Staatsbeamter ein Buch von vier Bänden schriebe, so würde man es für unmöglich halten, daſs er sich nur im Geringsten mit seinen öffentlichen Geschäften befaſst haben könne, wogegen jedermann es

natürlich finden, ja für einen Beweis gröfserer Anstrengung in Berufsarbeiten halten würde, wenn derselbe Geschäftsmann sich Nächte hindurch mit Tänzerinnen und Schauspielerinnen herumtriebe. Ja, sogar über einen Gegenstand aus der Sphäre seiner Berufsarbeiten ein Buch herauszugeben, will dem Verf. zu gewagt scheinen, weil man auch alsdann noch sagen würde, er habe entweder zu wenig in seinem Amte zu thun, oder hänge es an den Nagel und weil er fürchtet, Jeder werde dann glauben, den Schlüssel seines Charakters und seines Systems in Händen zu haben und sein öffentliches Leben mit dem Buche in der Hand controliren zu können. Er würde, meint er, darauf gefafst sein müssen, jeden seiner Sätze, je nachdem man ihn vorwärts zu treiben oder zu hemmen gedächte, gegen sich selbst gekehrt zu sehen und sonach übler daran sein, als derjenige, der bei den alten Lokriern ein neues Gesetz vorschlagen wollte, welches nur mit dem Strick um den Hals geschehen durfte, womit der Proponent, falls das Gesetz nicht durchging, sofort erdrosselt wurde. Wären diese Behauptungen begründet, so hätten wir billig Bedenken tragen müssen, über das vorliegende Buch zu berichten. Können wir in Abrede stellen, uns ernstlich und anhaltend damit beschäftigt und ihm einen ansehnlichen Theil unserer Mufse zugewandt zu haben? Sollten Kritiken über poetische Werke der von dem Vf. für herrschend gehaltenen Beurtheilungsweise weniger anstöfsig erscheinen, als diese Werke selbst, und hätten wir nicht sonach durch unsere kleinen *parerga critica* unsere bescheidene amtliche Stellung mit Recht für gefährdet zu halten? Nachdem wir uns aber durch einen Blick in das Handbuch des Preufsischen Hofes und Staats gestärkt haben, worin wir unter den Beamten aller Behörden, in den höchsten wie in untergeordneten Stellen, Namen erblicken, die in Poesie und Wissenschaft mit Ruhm genannt werden, und zwar zum Theil in Gebieten der Litteratur, die ihren Berufsgeschäften nicht weniger fremd sind, als die wissenschaftliche Kritik den unsrigen, so fassen wir frischen Muth und bleiben der freudigen Ueberzeugung getreu, dafs bei uns Preufsen die Tüchtigkeit der Staatsdiener nicht nach ihren aufseramtlichen Beschäftigungen, sondern nach ihren dienstlichen Leistungen billige Beurtheilung findet und dafs eine wissenschaftliche und künstlerische Bildung des Beamten, auch wenn sie auf die Erfüllung seiner Berufspflichten keinen unmittelbaren Einfluss hat, als eine ehrende und empfehlende Zugabe betrachtet wird. Suchen wir aber die Zustände, deren Druck der Verf. so schwer beklagt, in anderen Deutschen Gebieten auf, so vermögen wir sie dort so wenig als hier zu entdecken; vielmehr zeigt uns ein Blick in den Leipziger Mefskatalog sogleich eine grofse Anzahl von Namen geachteter und fleifsiger Dichter und Schriftsteller, die in allen zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern mehr oder minder wichtige Staatsämter bekleiden und unter den von dem Verf. geschilderten Verhältnissen keinesweges zu leiden scheinen, da sie ihre litterarische Thätigkeit seit längerer Zeit schon emsig fortsetzen. Möge derselbe sich daher auch von dieser Besorgnifs, die vielleicht nur ein kleiner Rest älterer Hypochondrie ist, losmachen und befreit von dieser, wie von den W. Scottschen Fesseln, das Vorurtheil, das seine Anklage gegen Deutschlands litterarischen Bildungszustand leicht erregt haben könnte, wieder zu vertilgen suchen, indem er ein selbstständiges Werk seiner freien Muse mit geöffnetem Visir uns darbringt.

Wilh. Neumann.

XXXII.

***Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, ein dogmatisches Repertorium für Studirende von Dr. Karl Hase. 2te verb. Aufl. Lpz. b. Leich.* 1833. *XIV.* 406.**

Die Zeit, wo die ganze Dogmatik nur aus scholastischen Formeln und Distinctionen bestand, und spitzfindiger Scharfsinn den dogmatischen Stoff immer mehr anhäufte, ist vorüber. Speners u. A. segensreicher Einfluss haben das Todte einer solchen Dogmatik erkennen, und nicht nur im Leben, sondern auch in der Dogmatik einen lebendigern Quell suchen lassen, als die alten Compendien ihn boten. Anderntheils sind durch die Revolutionen auf dem Felde der Philosophie die Anforderungen des denkenden Geistes andere geworden, so dafs dieselben, in welchen man früher die Ecksteine der lutherischen Dogmatik anerkannte, von der einen Seite nicht fromm, von der andern nicht wissenschaftlich genug erscheinen. In beiden Beziehungen hat die Dogmatik unseres Jahrhunderts gewonnen, sie kann sich rühmen, dafs ein mehr lebendiger, ein das religiöse Gefühl mehr befriedigender Geist in ihr herrsche, dafs sie für die tiefere wissenschaftliche

indung der Glaubenslehren mehr gethan habe, als

—

Der Verf. vertritt in diesem Werke ein System, es nicht das seinige ist (vgl. Dedikation). Er es nur auf, so wie etwa Hutterus, wenn er itzt es aufstellen und verheidigen würde. Darum ist nfangs seltsam erscheinende Titel gewählt. Dies gische System nun des *Hutterus redivivus* soll *irchliche System* sein, und der Titel nennt denn dies Werk eine „Dogmatik der evangelisch-luthe- n Kirche". Es sei dem Ref. erlaubt, diesen Aus- einer genaueren Erörterung zu unterziehn, weil Verhältnifs der Kirche zur Dogmatik in unsern a so wenig berücksichtigt wird, und auch bei dem arüber Mifsverständnisse obzuwalten scheinen. — auch von den verschiedenen Dogmatikern der Be- ler Dogmatik (und auch der Theologie überhaupt) stellt werden möge, so kommen Alle darin über- lafs sie *Wissenschaft* sei, und so sagt der Verf. dafs die Dogmatik sei „*eine (?) Wissenschaft er in der Kirche geltenden Religion*". — Jede enschaft hat aber, wie schon das Wort besagt, Beziehung auf das Wissen, und mag man auch noch so verschiedene Vorstellung vom Wissen , so wird es doch gewifs auch von Allen vom en *unterschieden*. Eben so sind denn endlich Alle *darin* einig, dafs die Religionswissenschaft Dogmatik) nicht etwas ganz Anderes zum Inhalt könne, als die Religion. Und so ist denn von leisten dies Verhältnifs so gefafst, dafs die Reli- einen gewissen Inhalt in unmittelbarer Weise habe twas unmittelbar Gegebenes, d. h. *Glaube*), dafs- en die Wissenschaft der Religion diesen selben auch habe, aber als einen wiedergewonnenen, ver- en, begriffenen oder dgl. Alle diese verschiede- usdrücke haben wenigstens das eine Gemeinsame, da Wissen und Wissenschaft im Vergleich mit Glauben als etwas durch Reflexion Modificirtes er- t, dem also ein Zustand des Gegensatzes vor- gangen sein mufs. Denn jede Reflexion setzt ein stens momentanes Aufhören des Zustandes vor- über den reflektirt wird, ein Reflektiren also über Wahrheit des Glaubens, ein (momentanes) Unge- in, jedes Beweisenwollen setzt ein für problema- Halten, jedes Wiedergewinnenwollen ein Verlo- en voraus. Kurz immer mufs dem Wissen ein Schwanken, ein Ungewifssein (wir nennen es Zweifel) vorausgehn. Das Erste ist so der unbefangene Glaube, wo das glaubende Subjekt mit seinem Glaubensinhalt vereint ist, das Zweite ist das Bewufstsein des Zwie- spalts zwischen beiden, das Zweifelhaftwerden, oder die Reflexion, in welcher, um den theologischen Aus- druck zu brauchen, die *fides qua* und die *fides quae creditur* unterschieden werden, das Dritte, dafs beide wieder in Einklang gebracht werden. So geht die Wissenschaft aus dem Zweifel hervor, und wer nie gezweifelt hat, kann nie Bedürfnifs nach Wissenschaft haben, weil der Anfang der Wissenschaft schon ein Problematischsetzen, d. h. Zweifeln ist. —

Wenn nun, um das Verhältnifs der Kirche zur Theologie zu bestimmen, darauf reflektirt wird, was die *Kirche* ist, so wird wohl für die Vorstellung keine bessere Bestimmung sich finden lassen, als die in der h. Schr. gegebene, dafs sie der Leib Christi sei. Die Kirche ist der fortlebende, fortgesetzte Christus, ist eine moralische Person, welche dasselbe Amt hat, welches der hatte, auf den die Kirche gegründet ist. Wie kann und mufs sich nun diese Person zur Wissenschaft ver- halten? Jeder sieht ein, dafs bei der völligen Wesens- einheit Christi mit dem Vater, bei *ihm* nie eine solche Trennung vom Vater vorkommen konnte, wie sie noth- wendig war, um in Christo Zweifel an seiner Einheit mit Gott zu begründen. Konnte nun dieser, die Be- dingung, unter der allein nach Wissenschaft Bedürf- nifs entsteht, bei Christo nicht Statt finden, so auch sie nicht; wie denn wohl Niemand darin einen Man- gel finden wird, dafs der λόγος τοῦ θεοῦ kein θεόλογος war. Er steht über der Theologie, weil er nicht zwei- feln kann. — Ganz eben so verhällt sich's nun mit der Fortsetzung Christi, mit der Kirche, *als einem Ganzen*. In sofern sie aber aus Einzelnen besteht, und es weifs, dafs in diesen Einzelnen es zu einem solchen Zwiespalt zwischen der gegebenen Lehre (der Kirche) und dem subjektiven Denken (des Einzelnen) kommen wird, aus diesem aber nur durch Wissenschaft Rettung ist, — hat sie ihre indifferente Stellung gegen die Wissenschaft aufzugeben, und Veranstaltungen zu treffen, dafs jeder Einzelne Gelegenheit habe, sich so von Zweifeln zu befrein. — Diesen beiden scheinbar entgegengesetzten Anforderungen genügt die Kirche darin, dafs sie ihre Diener erstlich verpflichtet nur auf die Kirchen*lehre* und nicht auf ein wissenschaftliches System, zweitens

aber keine andere verpflichtet, als solche, die in der Prüfung gezeigt haben, dafs sie gesucht haben, den Zweifel, dessen Vorhandensein im Gebildeten vorausgesetzt wird, zu widerlegen, d. h. wissenschaftlich gebildet sind. — Ein ganz ähnliches Verhältnifs zeigt sich im Staat. Der Staat giebt seine Gesetze ohne irgend einen Zweifel an ihrer Vernünftigkeit, er *weifs*, dafs sie vernünftig sind. Er weifs aber auch, dafs bei dem Einzelnen Zweifel an ihrer Vernünftigkeit entstehn werden, und dafs diese Zweifel nicht eher gehoben werden, als bis man in irgend einer Weise die Vernünftigkeit der bestehenden Gesetze sich bewiesen hat.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXIII.

Uebersichtliche Darstellung des Preufs. Staatsrechts, nebst einer kurzen Entwickelungsgeschichte der Preufsischen Monarchie, von Alexander Mirus. Berlin, 1833. *Verlag von Fr. Aug. Herbig. VIII. u. 384 S. in* 8.

Es giebt Bücher verschiedener Art. Die einen zeichnen sich durch geistige Auffassung, wenn auch eines gegebenen Stoffes aus: die anderen sind fleifsige Zusammentragungen, und haben den Werth das Lesen mancher Werke, die sie enthalten, zu ersparen. Wieder andere, und es thut uns leid zu sagen dafs das gegenwärtige dazu gehört, haben weder das eine, noch das andere Verdienst: es sind Schöpfungen, die entweder durch buchhändlerischen Machtspruch an das Licht traten, oder deren Unbrauchbarkeit durch den praktischen Nutzen entschuldigt wird, den sie in Ermangelung von Ideen (S. Vorwort S. 5.) besitzen sollen. Wenn es überhaupt zweifelhaft ist, ob man schon jetzt im Stande sein kann, ein Preufsisches Staatsrecht zu liefern, da das Staatsgebäude der Vollendung seines Ausbaus noch entgegen sieht, so ist doch so viel gewifs, dafs will man diesem Titel Ehre machen, ein andres Resultat, als das von unserem Verfasser gewonnene, hervorgehen mufs. Es kann nicht genügen, statistische Zusammenstellungen, wie sie in jedem Staatshandbuche, und in den vielen populären Hülfsbüchern von Rumpf zu finden sind, für Staatsrecht auszugeben. Es ist nicht hinreichend in den vorangeschickten Hauptmomenten der Entwickelung des Preufsischen Staates mit Claudius Drusus begonnen und mit Friedrich Wilhelm dem Dritten geschlossen zu haben, wenn man von Anfang an nicht weifs, was der Preufsische Staat ist, wenn man weder seinen Charakter, noch seinen unterscheidenden Geist kennt, und wenn im Grunde das gegebene Material wohlfeil aus jeder Geschichte der Mark Brandenburg aufzugreifen ist. Aber wollten wir auch nur von der Forderung der statistischen Gründlichkeit ausgehen, so dürfte hier mancher bittre Tadel auszusprechen sein. Wie kommt es, dafs der Hr. Verf. in einem Staatsrechte, Jahre 1833. publicirt ist, bei Abhandlung der Städte bloſs des Gesetzes vom 19ten November 1808. Erwähnu von demselben als von einem solchen spricht, das in de und wiedervereinigten Provinzen keine Gültigkeit habe und auch im Geringsten keine Kenntnifs von der re Städteordnung vom 31sten März 1831. zu haben sche nicht *einmal* in der ganzen Auseinandersetzung citirt is kommt es, dafs der Verfasser S. 124. meint, dafs di noch heute academische Lehrämter bekleiden können u die aufhebende Cabinetsordre vom 18ten August 1822. s auf Schulämter beziehe, da diese doch notorisch eben academischen Lehrämtern handelt?

Doch wie wollten wir Gründe für diese Fehler find uns die Gründe für das ganze Buch angegeben sind?

G a

XXXIV.

De morbo pulmonum organico ex respir neonatorum imperfecta orto. Auctore ardo Joerg. Philos. Med. et Chir. Dr. 1832. *apud Barth.* 8.

In dem Gebärhause zu Leipzig hatte der Verf, als därarzt seines Vaters Gelegenheit, eine partielle Verw der Lungenzellen bei solchen neugeborenen Kindern zu b ten, welche seit der Geburt nur unvollkommen respirirter Ursachen dieser mangelhaften Respiration glaubt er erk haben: die Eine in der bei zu schnellen und leichten E erfolgenden zu schwachen Zusammendrückung der *Plec* der Folge dieses Umstandes: dem zu geringen Oxygen nisse für das Kind; die Andern in zu starkem Druck gewaltsam kontrastirenden Uterus oder des Beckens c Zange auf das Gehirn des Kindes und in Dehnung sei kenmarkes.

In beiden Fällen ist die Respiration kaum wahrn schwach, oberflächlich, kurz, ängstlich, aussetzend. D sphärische Luft dringt nicht in alle Theile der Lunge seine Theile derselben werden nicht ausgedehnt, und n sen völlig. Sie gleichen, was Farbe und Festigkeit a den Fötus-Lungen, können durchaus nicht aufgeblasen und sinken im Wasser unter. — Doch ist der Zustand der, je nachdem das eine oder das andere Moment Vera ihres Krankseins ist, verschieden und erfordert ein ve nes Verfahren vom helfenden Arzte. Doch vermag di ten dem Fortbestehen des Uebels, der Obstruktion der und daraus entspringender Blausucht, noch seltner de der durch Apoplexie, Stickfluſs, Entzündung der Lun Bronchien oder Atrophie erfolgt, zu wehren.

Sorgfältig schildert der Verf. den Verlauf der K hebt die prognostischen Momente hervor und bestimmt rapeutische Verfahren. Sieben ausführlich mitgetheilte heitsgeschichten sind dem Werke beigegeben.

№ 24.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1833.

ɛrus redivivus oder Dogmatik der evange-ɛh-lutherischen Kirche, ein dogmatisches pertorium für Studirende, von Dr. Karl ɜse. 2te verb. Aufl.

(Schluſs.)

Diesen Nachweis giebt die Rechtswissenschaft. ı nun der Staat einerseits diese (relative) Noth-igkeit der Rechtswissenschaft für den Einzelnen , andererseits aber in seinem guten Vertrauen ich, *über* jeder Rechtsphilosophie steht, — so ver-er von seinen Staatsdienern zwar, daſs sie wis-haftlich gebildet (Rechts*gelehrte*) seien, verpflich-e aber nicht auf irgend ein rechtsphilosophisches m, sondern auf seine Gesetze, deren Vernünftig-hm *per se* bekannt ist.

Das vorliegende Werk nun vertheidigt das super-alistische dogmatische System, und spricht das, rdem daſs die ganze Darstellung es zeigt, unver- aus, §. 73, wo es die Rationalisten und „*wir*" ɛntgegensetzt. Nun könnte es, da man weiſs, daſs orgetragene System nicht das des Verfs. ist, aller-seltsam erscheinen, daſs er sich zum Vertreter *fremden theologischen* Systems aufwirft; es wird erklärlich, wenn man bedenkt, daſs der Vf. die naturalistische Dogmatik für die erwiesener Ma- von der Kirche recipirte, hält, (vgl. §. 47. pg. 133.) lisverstand, den er mit den meisten Supranatura- theilt, die bei allen Erörterungen *dies* als erwie- oraussetzen, daſs die *Kirche* zu *ihrer* Parthei ge-

Sie sagen, daſs ihr System lehre die Kirchen- in Einklang bringen mit den Anforderungen und rfnissen ihres Geistes. Dasselbe sagen die Ratio-en; (keiner hat sich noch für unkirchlich erklärt), System enthalte das Wesentliche der Kirchenlehre len Anforderungen ihres Geistes in Einklang ge-t, was sie verwerfen sei eben nicht Kirchenlehre, dies entscheiden nicht nur die symb. BB., sondern der herrschende Glaube" u. s. f. Wenn die Kirche die *fides salvifica* lehrt, und die Einen darin nur die *fides quae*, die andern nur die *fides qua creditur* sehen, so können sie mit gleichem Recht sich auf die Kirche berufen und ein *Teller* oder *Tieftrunk redivivus* können mit eben dem Recht (oder vielmehr Unrecht) ihre Systeme „kirchliche Dogmatik" nennen. Die, itzt beinahe verschollene Frage, ob die Kirche nicht die Rationalisten von sich ausschlieſsen müsse, so wie die neuerlich in Anregung gebrachte, ob sie nicht die akademischen Lehrer unter ihre Controlle nehmen müsse, gründet sich, manches Andre, Unreinere abgerechnet, mit auf solch eine Verwechslung von Kirchenlehre und supranaturalistischem System.

Und so glaubt der Ref. durch diese Erörterung das wenigstens gezeigt zu haben, daſs das vorliegende Werk, eben weil es ein *Hutterus redivivus* ist, und nicht etwa eine *Confessio rediviva*, unter das Panier der Kirche sich nicht stellen darf. Dabei ist aber dem Vf. zuzugestehn, daſs er den Supranaturalisten itziger Tage einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Daſs dies System auch das des Hrn. Vfs., ist gleichgültig, genug, ein bedeutender Schatz von Gelehrsamkeit, groſser Scharfsinn und eine nicht oberflächliche Bekanntschaft mit den philosophischen Richtungen unserer Tage (Dinge die nicht oft sich vereint finden) sind durch das vorliegende Werk dem supranaturalistischen Theologen zu Diensten gestellt, und der Verf. muſs des Dankes gewiſs sein von allen denen, die dieser Richtung angehören, wenn es sie gleich schmerzen wird, daſs sie den Verf. nicht *ganz* zu den Ihren zählen können. —

Wenn der Ref. aus den angeführten Gründen den Titel des Werkes: „Dogmatik der evangel. Kirche" nicht kann gelten lassen, so muſs er dagegen dem anderen: „dogmatisches Repertorium" seinen vollen Beifall geben. Es ist eine an Inhalt und Form möglichst

gedrängte, dabei nicht zerrissene Uebersicht der hauptsächlichsten Richtungen in der Dogmatik, immer aber so, dafs die andern Meinungen vom Standpunkt des Supranaturalismus aus, bestritten, und auch blofs angeführt werden, um wo sie mit ihm streiten, widerlegt zu werden. Ueber die Eintheilung des Werks äufsert sich der Vf. selbst §. 16. so: „Eine Dogmatik auf dem Standpunkt der unverlornen (natürlichen) Religion würde das religiöse Gemüth zum Princip haben, auf dem Standpunkt der verlornen hat sie eben so nothwendig die unmittelbare Thatsache seiner Wiederherstellung zum Grundgesetze, dort die Liebe, hier die Versöhnung. Hiernach ergeben sich in einfach logischer Theilung mit Rücksicht auf den historischen Stoff fünf Theile des Systems: die Lehre von den Urkunden (*Bibliologia*) vom Objekte (*Theologia*) dem Subjekte (*Anthropologia*) der Anstalt (*Soterologia*) und der jenseitigen Vollendung (*Eschatologia*) der Versöhnung durch Christum". Diesen fünf Theilen gehen die wichtigen *Prolegg.* voraus, die in den 3 *locis* von der Religion, von der dogmatischen Theologie, und der Geschichte derselben handeln. Namentlich ist hierin der dritte *locus* bemerkenswerth. Denn wenn man auch dem Vf. nicht Recht geben kann in seinen Urtheilen namentlich über die neueren Dogmatiker, wenn ferner unter diesen die unter *III.* angeführten *philosophischen* und die *kirchlich-philosophischen sub IV.* nur willkürlich scheinen unterschieden zu werden, so ist doch die geschichtliche Entwicklung mit wahrhaft historischem Sinne erkannt, und nicht in jeder Abweichung nur Unsinn und Gotteslästerung erblickt. Darauf folgen denn nach der oben angegebnen Eintheilung in 22 *locis* die Lehren des vertheidigten Systems über die wichtigsten dogmatischen Begriffe. — Was nun die Ordnung der Theile betrifft, so ist sie die bei den meisten (bei fast allen supranaturalistischen) Dogmatikern gewöhnliche, dafs nämlich angefangen wird mit den Begriffen, Offenbarung, Inspiration u. s. f., und, nachdem durch diese die Glaubwürdigkeit der Schrift begründet ist, die Lehren dann nachfolgen. Dadurch entsteht der Mangel, dafs der *locus de verbo divino* aufser der *Bibliologia* nochmals vorkommen mufs, in der *Soterologia*, und die Schrift einmal als Erkenntnifsquelle, das andere Mal als Gnadenmittel (als sei beides zu trennen) behandelt wird. Aus „einfach logischer Theilung" möchte sich auch schwerlich die Lehre von den Urkunden als ein der Lehre vom Objekte (s. oben) koordinirter Theil ergeben; und so möchte, was von d*bliologia* nothwendig vorausgeschickt werden m den *Prolegg.* am besten seinen Platz finden, das sächlichste aber in der *Bibliologia* abgehandelte er ter vorkommen dürfen, wie es denn wohl sonder dafs die Lehre von den symb. BB. im §. 119 fehl von der Kirche und den *eccl. particularibus* geh wird, weil sie auch schon im ersten Theil vorg men. Auch möchte die „logische Theilung" — s lich einen Grund abgeben, die Lehre von den Urk an den Anfang zu stellen. Die einzelnen *loci* sin so behandelt, dafs meistens zuerst kurz und deutl Kirchenlehre ausgesprochen, dann die dogmatische stimmungen der ältern Dogmatiker angeführt, u nöthig die entgegengesetzten Ansichten der n Dogmatiker widerlegt werden, so z. B. *loc. I. trinitate.* In andern *locis* fehlt die einfache Kir lehre und sie fangen gleich mit den theologischen finitionen der Dogmatiker an, so *loc. X. de a* Besonders ausführlich in jeder Hinsicht, mit Rück nahme auf die wichtigsten Meinungen auch der N ist *loc. VII. de notione Dei* behandelt, freilich ohne die Unbestimmtheit und Ungenauigkeit, die be Gebrauch solcher Klassen-Namen, wie Pantheism s. w. immer vorkommen wird (§. 55.) — Es ist Zwecke des Werks gemäfs, natürlich, dafs die n von dem vertheidigten abweichenden, dogmatische stem nur da angeführt werden, wo ihre Widerl nöthig scheint. Indefs ist hierbei ein Mifsverh nicht zu verkennen. Wenn in den *Prolegg.* u den ersten *locis* ihre Ansichten sehr häufig ang werden, so treten sie dagegen im weitern Verla zu sehr zurück. Ganz auffallend ist dies an s Orten, wie *loc. XI.* und *XII. de statu integritat de statu corruptionis.* Hier schweigen solche fast ganz, und wo sie vorkommen werden sie wie sonst (wie etwa §. 30—34.) aus sich selbst, dern *lediglich* aus der h. Schr. widerlegt, wodurch *loci* eine ganz andre Färbung erhalten, als die üb Und gerade hier, beim Ursprung des Bösen, war vor Allem der Ort, Rücksicht zu nehmen auf viele ere Ansichten, die pg. 224 mit den einzigen W „die Pantheisten und neuern Dogmatiker" abgefertigt den. Eben so tritt dieser Mangel auffallend ent in dem *locus de novissimis*, wo auch nur pg. 37 läufig der neuern Philosophie der Vorwurf gemacht

sie ein „bloßes Untergehn in Gott" lehre, — (der hat in seiner Gnosis doch selbst gesagt, daſs dies em Schellingianismus nicht folge), sonst aber die ngen der neuern Dogmatiker fehlen.

lle diese Ausstellungen haben ihren Grund in eln des Werks, die nur dadurch hervorgebracht daſs der Vf. ein bestimmtes fremdes System ver- gte, — daher die fehlerhafte Anordnung, daher der t gerügte Mangel, da auch bei der hieroglyphisch ndiarischen Kürze es an Raum gebrach. Hätte f. nur ein Repertorium gegeben, oder eine Dar- ng der Entwicklung der Dogmen, — so würde hnehin werthvolles Werk noch mehr gewonnen veniger den Anschein des Eklekticismus haben, der endig entstellt, wo der Verf. das vertheidigte Sy- auf Augenblicke im Stich läſst.

Dr. Eduard Erdmann.

XXXV.

dmons Metrical Paraphrase of parts of Holy Scripture in Anglo-Saxon; with an glish Translation, Notes and a Verbal In- x, by Benjamin Thorpe, Fr. S. A. Hono- ry Member of the Islandic Literary So- ty of Copenhagen. London, published by Society of Antiquaries of London and sold by ack, Young and Young. 1832. *gr.* 8. *XXXV.* 341 *S.*

m siebenten Jahrhunderte nach Christi Geburt lebte rthumbrien unfern der Caledonischen Grenze beim r Hilda (neben dem jetzigen Whitby) ein Hirte, s dürftiges Daseln durch den Mangel der gewöhnl- n Talente noch neidloser erschien. Eines Abends, m Biergelage aufgefordert von seinen Freunden ihnen ein Lied vorzutragen, muſste er wiederum Unfähigkeit bekennen und schlich tief betrübt hin- aus nach seinem Vieh und streckte sich auf das liche Lager. Und siehe! vor dem Unglücklichsten m Angelsächsischen Reichen wölbte sich plötzlich ichtglanz, aus welchen ein himmlischer Bote her- t. Noch auffallender als diese Erscheinung, war Hirten deren Geheiſs: Auf! Caedmon, dichte mir ein vom Anfange aller Dinge! Nach vergeblichen Ent- igungen gehorchte er und wuſste auch am fol- genden Morgen das Gedicht seinem Dorfschulzen her- zusagen. Dieser wie alle die es vernahmen, staunten ob des ungewohnten Wohlklanges; andere Gegenstände aus der heiligen Schrift und der Kirchenlehre wurden ihm aufgegeben, welche er am nächsten Morgen im reichsten Dichtungs- und Sprachschmucke, harmonie- vollsten Rhythmus und reinstet Alliteration vortrug. Die Aebtissin von Hilda beredete bald den neuen Dich- ter, den Kühen und der Welt zu entsagen und in ihrem Kloster einem höheren Leben und der Entwicklung der Wundergaben seiner Dichtkunst im frommen, gotterge- benten Wandel, vollkräftigen Hasses gegen Christi Feinde, ausschliefslich sich zu weihen. Hier lebte er, sang den Herrn und die Erschaffung der Welt, die Wan- derungen des Volkes Israels, die Fleischwerdung, Lei- den und Himmelfahrt Christi, so wie seine und der Apo- stel Lehren, aufser vielen andern Liedern vom jüngsten Gerichte, den Strafen der Hölle, den Freuden des himm- lischen Reiches und ähnliche Gesänge, wodurch er un- zählige Seelen vom Pfade des Lasters zurückgeschreckt und auf die Bahn der Tugend gelenkt hat; bis zu seiner im Jahr 680 erfolgten Todesstunde die wunderbarsten Offenbarungen des poetischen Sinnes hervorsprudelnd.

Also berichtet ein Landsmann und jüngerer Zeit- genosse, der ehrwürdige Bäda in seiner Kirchengeschichte der Angelsachsen, von dem Hirten Caedmon, dessen poe- tische Paraphrase der Genesis mit dem Buche von den gefallenen Engeln — denn viel mehr ist uns von jenem reichen Dichtungs-Horte nicht verblieben — mit des ehr- würdigen Bäda's wissenschaftlichen Leistungen das schön- ste Erbtheil jener Jahrhunderte für Europa geworden sind. Jene merkwürdigen Gedichte blieben dem Volke des Dichters nicht verborgen und König Aelfred in sei- ner Uebersetzung der Kirchengeschichte Bäda's giebt uns sogar jenen ersten nächtlichen Dichtungsversuch des Caedmon, von Bäda in Lateinische Sprache verdoll- metscht, welcher nicht für eine andere Version des An- fanges des grofsen Werkes des Caedmon gehalten wer- den darf. Sie wurden einst von Franz Junius, ohne Uebersetzung und Erläuterungen, im J. 1655 zu Am- sterdam herausgegeben, doch wurde dieser Abdruck im Laufe der seitdem bald verflossenen zwei Jahrhunderte so sehr selten, daſs wenige Bibliotheken dieses wich- tigste Sprachdenkmal der Angelsachsen und demnach eines der wichtigsten der Germanischen Völker besi- zen. Die bedeutenden Mängel des Abdrucks möchten

für Hickes, welcher die Handschrift vergleichen konnte, nicht zur Entschuldigung dienen, dafs er dem Werke die ursprüngliche Authenticität absprach und es für eine spätere Umarbeitung in einem von ihm so benannten Anglo-Dänischen Dialekte erklärte: welche Meinung nebst den früher angedeuteten ungünstigen Umständen dem näheren Studium des Caedmon sehr hinderlich werden mufste. So geschah es, dafs die gröfste Dichtung des Volkes, dem die Germanische Bildung ihren Ursprung vorzüglich verdankt, mit der übrigen Angelsächsischen Litteratur in ihrem Vaterlande, wie bei den verwandten Völkern gar wenig beachtet wurde. Erst in neuern Jahren wurde man in England auf so manche dem Untergange entrissene Denkmäler seiner frühsten Eigenthümlichkeit aufmersamer und die Nachricht, dafs selbst Milton in seinem verlorenen Paradiese Ideen des Caedmon, welche Junius ihm mittheilte, benutzt habe, wandte auch mehr Aufmerksamkeit auf Caedmon, von dem hie und da Bruchstücke mitgetheit und übersetzt wurden. Der durch seine Verdienste um die Angelsächsische Litteratur rühmlichst bekannte Hr. W. D. Conybear verhiefs eine Ausgabe des Altvaters der Germanischen Dichtkunst und die Universität zu Oxford übernahm es, dieselbe würdig auszustatten. Dieses Unternehmen ist jedoch nicht ausgeführt, so wie auch bisher die vom Herrn Dr. Grundtvig von Kopenhagen angekündigte *Bibliotheca Anglo-Saxonica* nicht erschienen ist, in welcher Caedmons Paraphrase neben dem bisher so sehr entstellten Gedichte von Beowulf den Ehrenplatz eingenommen haben würde. Dem lange schwer empfundenen Mangel korrekter, brauchbarer und billiger Ausgaben der vorzüglichsten Denkmäler der Angelsächsischen und Altenglischen Litteratur abzuhelfen, bildete sich daher kürzlich in London ein Verein gleichgesinnter Männer, wodurch die K. Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London veranlafst wurde, die Unterlassungen ihrer Vorgänger, welche so bedeutende Mittel zu so geringem Nutzen oft verwendet haben, auf ausgezeichnete Weise wieder gut zu machen.

Die Ausführung dieser Arbeit in Beziehung auf Caedmon ist Hrn. B. Thorpe zugefallen, welcher durch verwandte Bestrebungen, unter andern durch die Übersetzung von Rask's Angelsächsischer Sprachlehre das Englische bekannt ist. Er hat sich die Aufgabe dieses verdienstvollen, vielseitigen Sprachforschers leider zu früh entrissenen Gelehrten durchaus angemessen, und erwähnt, wie er dessen Lehre von der Situation in den Handschriften bestätigt fand.

Hr. Thorpe hat die einzige vorhandene, dem zehnten Jahrhunderte angehörige, Handschrift des Caedmon neu verglichen und ist dadurch in den Stand gesetzt, die vielfachen Mängel des alten Abdruckes zu verbessern und auf manchen Fehler der Handschrift, namentlich die von dem alten Abschreiber, so wie von Junius nicht bemerkten Lücken der letzten Abtheilung aufmerksam zu machen. Neue Handschriften, welche die vorhandenen Lücken ergänzten, sind jedoch bis auf eine kleine Ausnahme nicht gefunden, und wir erhalten also nur die bekannten Fragmente. Diese Ausnahme besteht in einem andern Texte des Gesanges des Azariah, auf durch des verstorbenen John Conybear (*Illustr of Anglo-Saxon poetry*) Mittheilungen besser bekannt gewordenen Grofsen Buche zu Exeter. Von dem Gedichte selbst hat Herr Thorpe eine Englische Übersetzung geliefert, welche wörtliche Anschliefsung an den alten Text mit leichtem Verständnisse für den geübtigen Leser vermittelt: welches Verfahren Englischen unentbehrlich scheint, deren heutige Sprache durch Einflufs des Normannisch-Französischen bekanntlich weit mehr, als die heutige Deutsche der Sprache ihrer frühern Jahrhunderte entfremdet ist.

Ein Glossar, vom Herausgeber neu ausgearbeitet, enthält Angelsächsische Worte unter Verweisung auf die bezügliche Stelle, doch ohne fernere Erläuterung. Dafs die Verweisung auf die Seitenzahl der gegenwärtigen Ausgabe, und nicht vielmehr auf die Abschnitte des Gedichtes gemacht ist, möchten wir jedoch tadeln. Führt Hr. Thorpe doch selbst an, dafs ein Junius hinterlassenes Glossar zum Caedmon ihm unbrauchbar gewesen, weil es sich auf dessen Abtheilung und Paginirung bezogen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 25.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

August 1833.

mons Metrical Paraphrase of parts of the dy Scripture in Anglo-Saxon; with an En-sh Translation, Notes and a Verbal Index, Benjamin Thorpe, Fr. S. A.

(Schluſs.)

der Herausgeber erklärt sich, wie es auch ltvig gethan hat, unumwunden für die Aecht-des vorliegenden Werkes, einzelne Verstüm-gen, Einschaltungen und andere Willkürlichkei-es Abschreibers, wie alle Werke in den Lan-rachen des Mittelalters so häufig erfahren haben, tanden: und verwirft gleich jenem die Hypothese lickes über den neuern Dänisch-Sächsischen Dia-ieses Gedichtes, über welchen Dialekt er einige e Ueberbleibsel nachweist, die aber zu Caedmons noch nicht entstanden und in den Tagen des Ab-bers nicht sehr ausgebildet sein konnten. Er größeren Werth auf die Sonderung Angelsächsi-Manuscripte nach den Provinzen, in welchen sie rieben und bezeichnet uns in seiner Vorrede den Joseph Stevenson, von welchem wir die sehr ige Sonderung der Angelsächsischen Handschrif-ach den Provinzen, in welchen sie entstanden, zu ten haben. Jenen Dänisch-sächsischen Dialekt t er nur sehr selten zu finden. Doch möchte viel-die Opposition gegen Hickes jetzt seine Gegner sit führen. Es erscheint undenkbar, daſs die zahl-n Dänen, welche in England mehrere Jahrhun-hintereinander sich niederlieſsen, nicht einen wich-Einfluſs auf die Bildung der Sprache ausgeübt sollten, und wird daher die Entstehung der Dia-in den von den Dänen Jahrhunderte lang be-ten Provinzen des mittlern und nördlichen Eng-größtentheils durch die Dänischen Ansiedler er-werden können, und über die ursprüngliche Ver-lenheit der Anglischen und Sächsischen Dialekte sich bei dem Mangel alter Handschriften durch Kom-binationen nur Weniges mit Gewiſsheit sich ermitteln lassen.

Einen zuverlässigeren Gewinn für die Geschichte der Englischen Sprache, der auch auf die Angelsächsi-sche Zeit Schlaglichter zurückwerfen wird, dürfen wir von dem neuen Bestreben der Engländer erwarten, Handschriften an den Tag zu fördern, welche nach der Normannischen Eroberung abgefaſst sind, und noch während dreier folgender Jahrhunderte mehr als Halb-sächsisch erscheinen. Manche dieser Werke sind auch durch ihren Inhalt werthvoll und die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London hat daher beschlossen, sofort Layamons Britische Reimchronik, eine Uebersez-zung oder vielmehr Nachbildung von *Wace's le Brut* mit dem gleichfalls noch ungedruckten Originale, Eng-lischer Uebersetzung und Anmerkungen, durch Herrn Frederik Madden, welcher durch die Herausgabe des Anglo-Normannischen Gedichtes Haveloke seinen Beruf für eine ähnliche Aufgabe bewährt hat, verfaſst in zwei, den vorliegenden ähnlichen Bänden herausgegeben. Möchte sodann bald der Beowulf, welchen so viel Miſs-verständniſs und Miſsgeschick verfolgt hat, endlich in einem korrekten Abdrucke mit einer durchgehends so vollendeten Englischen Uebersetzung erscheinen, als es die von Price gegebenen Berichtigungen sind, und wie nach Grundtvig's Verdiensten um jenes Gedicht diese Aufgabe unstreitig gelöset werden kann. Die Samm-lung der kleineren Angelsächsischen Gedichte wird lei-der zu leicht zu machen sein; doch bleibt eine groſse Arbeit übrig, die nicht geringe Zahl Angelsächsischer Homilien, von welchen nicht wenig Licht über die Zei-ten, in welchen sie geschrieben sind, zu erwarten steht, an den Tag zu fördern. Sehr wenige derselben sind gedruckt; die im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Elstob und seiner gelehrten Schwester beaesichtigte Sammlung ist unterbrochen worden, und seit jener Zeit

sind manche neue Auffindungen gemacht. Die Handschrift des Angelsächsischen Homiliariums zu Vercelli, mit dessen unerwarteter Entdeckung das Glück, welchem der alte Staar längst gestochen, wenn es gleich etwas linkisch geblieben ist, den unermüdlichen Eifer und scharfsichtigen Blick unseres F. Blume belohnt hat, wird zu jener Sammlung ohne Zweifel wichtige Beiträge liefern.

Wir haben noch zu berichten, dafs dem angezeigten Bande ein Heft in Quartfolio beigefügt ist, welches vier und funfzig Blätter mit vielen Zeichnungen der alten Handschrift des Caedmon, die sich auf dessen Gedicht beziehen, so wie Facsimiles der Initialbuchstaben, so wie der gewöhnlichen Schrift enthält. Die Zeichnungen selbst sind gröfstentheils sehr roh, während die kunst- und geschmackvolle Initialen, gleich der Baukunst des frühern Mittelalters beweisen, welch ein Riesenschritt von den sinnreichsten und lieblichsten Ornamenten bis zur Gestaltung einer Malerschule noch übrig bleibt.

M. Lappenberg.

XXXVI.

Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 *bis* 1783. *Herausgegeben von Heinrich Hirzel. Nebst einem Anhang und zwei Facsimile. Leipzig,* 1833. 174 *S.* 8.

Diese Sammlung hat überall grofse Theilnahme gefunden, weil sie uns in eine Periode des Dichters versetzt, wo er noch selbst „im Werden war". Späterhin stand er dem Publikum sieggewohnt gegenüber und in dem Briefwechsel mit Schiller ist es gerade der alle Regungen der Litteratur überschauende Blick und die stolze, ihrer selbst bewufste, in den schönsten Produktionen sich bewährende Kraft, welche den Grundton seiner Verhandlungen angeben. Hier ist er noch nicht zu dieser in sich allseitig durchgebildeten Selbstständigkeit gelangt; er ahnt die Gewalt, mit der er das Publikum, in höherem Sinne, das Volk zu bestimmen fähig sei, allein er hat selbst noch unendlich viel mit den wechselnden Erscheinungen des Lebens zu thun, sich von ihnen nicht zu sehr bestimmen zu lassen, ihren wahren Werth zu erforschen, im Gedränge des Weltlaufs die höchsten Anforderungen an sich nie aus den Augen zu verlieren und unter jeder Bedingung produktiven Vermögen Raum zu schaffen. Auf da bendigste mit der unmittelbaren Wirklichkeit verw sen; die Natur, die Interessen der Gesellschaft, di dung der Kunst und Wissenschaft, die Eigenthü keit der Charaktere, die in seine Nähe kommen, Alles mit einer fast gleichmäfsigen Energie in sich nehmend; versteht er zugleich, die stillen Augenb göttlicher Besinnung zu erlauschen und den einge melten Stoff zu ewiger Gestaltung zu fixiren. Die sche, mit welcher die vorliegenden Briefe uns kämpfende, bald in die Breite des Aeufseren sich senkende, bald in die Tiefe des Gemüthes und G hinabtauchende Stimmung versinnlichen, ist überau zend; in wenigen Worten ist sie oft ein Gedicht; „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfe Freunde in Nebel; es mag so lang währen, als es so hab ich doch ein Musterstückchen des bunten bens der Welt recht herzlich mitgenossen. Ver Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Lange Hafs, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartete Unversehnes, Flaches und Tiefes, wie die Würfe len, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft". „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Wege der Me heit. Bin tief in der See". Oder auch eine Nachs wie folgende: „Nachts in meinem Garten, da mir sen über Schnee und hellen Mondenschein, Wal ner über's Thal herüber blasen".

Die Briefe, die fast ein Decennium umfassen, an Lavater gerichtet. Ueber diesen und über Go Verhältnifs zu ihm weitläuftiger zu sein, ist unn nach dem, was Goethe selbst jetzt in „Wahrhei Dichtung aus seinem Leben" darüber gesagt hat. diesen Briefen heraus und in Bezug auf sie liefse etwa Folgendes sagen. Das Verhältnifs ging vo Begierde aus, welche die damalige Zeit so eigen lich charakterisirt, das Ewige, das wahrhaft Geisti einzelnen Menschen gleichsam verkörpert zu w woraus eine fast vergötternde gegenseitige Verei und Liebe der Individuen entstand, die da nicht Statt haben kann, wo die Gewifsheit von der Exi der Idee — sei es in der Kunst und Wissenschaft, im Staat und in der Kirche — sich verwirklicht Solche aus der Sehnsucht nach absoluter Befriedi entspringende Anhänglichkeiten, Freundschaften und

sse bedurften aber zur Befestigung eines ideel-
ltes. Wo sie im Gefühl verharrten, nahmen
ınlich ein schlechtes Ende, weil es an concre-
gung ermangelte. Ein solch objektives Band
Goethe und Lavater war nun hauptsächlich
ɔgnomik. Sowohl von Seiten der Natur, ihre
ngen in der Gestaltung des Kopfes, als von
r Geschichte, in der Architektur der Züge den
len Geist ausgeprägt, seine ganze in tausend
ı auseinandergestreuete Geschichte in einen
Raum einfach auf bleibender Weise zusam-
ımen zu sehen, nahm Goethe lebhaften An-
n und widmete diesem Studium viel Zeit und
ɔdoch sehen wir, dafs er späterhin das phy-
che Tasten nach den Charakterzügen eines
u. s. w. mehr in den Hintergrund schiebt
Kupferstiche, Portraits, Gemälde, Holzschnitte
ı rein ästhetischen Standpunkt aus zu betrach-
gt. In diesem Punkt fanden sich also Goethe
ter auf gleichem Boden. Aber im tiefsten In-
ren sie sich fremd; sie hatten keine gemein-
gion. Lavater sah die Religion nur, wo sie
Religion sich fühlte und aussprach; Goethe
r Wesen in den verschiedensten Formen zu
, ging damit über den nur kirchlichen Kreis
stenz hinaus und begrenzte sich gegen den
h-priesterlichen Mann eben durch diese Uni-

Bei Lavater war die Physiognomik mit sei-
on auf das Genaueste verschwistert. Er hatte
Christus ein Ideal entworfen, nach welchem
ı er alle menschlichen Gestalten als ihm sich
ıder als von ihm sich entfernend beurtheilte.
ı selbst die Knechtsgestalt an sich genommen
r ihm das Studium derselben bedeutend; sonst
ı ihm wahrscheinlich als Zeitverschwendung
ı sein. Bei Goethe dagegen war diese Be-
ıg eine rein objektive, in die er auch ohne
rückbeziehung auf die Religion sich einliefs.
ın Lavater sein eigenes Leben mit höchstem
ı Leben Christi nachbildete, wenn er in sei-
ften beständig auf die Nachahmung des Erlö-
ckkam und wenn ihm endlich im Umgang
ı Freunden nichts Angelegentlicheres zu thun
uch sie zu einer solchen treuen Nachfolge zu
, so verhielt sich Goethe gegen ein solches
llerdings ehrerbietig, in vollstem Maafse aner-
kennend, aber es war ihm zu enge. In diesen Briefen erscheint dies besonders in seiner Beurtheilung der Lavaterschen Schriften; sie stofsen ihn ab, er findet seinen theuren Freund darin nicht wieder, ja, sie reizen ihn zum Spott. Dann aber fängt er an, ein solches Urtheil zu bedingen; er entdeckt Dies und jene Vortreffliche und scheint sich mit den Büchern zu versöhnen; wie es uns aber vorkommt, mehr aus Achtung vor der Gesinnung, die in ihnen sich ausspricht, als aus innigster Ueberzeugung. Darum sind ihm auch Lavaters Briefsammlungen und historische Versuche lieber und er lobt sie mit wärmerem Beifall, als die Offenbarung, die Messiade und besonders den Pilatus; das erste verletzende Urtheil über diese Schriften war gewifs das Goethe'sche; die ferneren Belobungen gingen unstreitig mehr aus der Zärtlichkeit hervor, den wackeren, tüchtig strebenden Freund über die erste scharfe Kritik zu begütigen und durch Anerkennung seiner biblischen Phantasie zu weiterem Thun zu ermunteren. In der Physiognomik reichen sie sich nach solchen Differenzen wieder brüderlich die Hand. Interessant ist es dabei, dafs Goethe zu keiner positiven Bestimmung seines Glaubens gelangt. Lavater ist ihm eine stete Aufforderung dazu, doch bleibt es beim Abweisen des seiner Gesinnung nicht Angemessenen. Er hat es kein Hehl, dafs er im Glauben mit dem Freunde uneinig sei, allein er will ihn in den Mifsgriffen, die er bei der Darstellung seiner Religiosität in künstlerischer und anderer Hinsicht begeht, schonen, eben weil der Inhalt der Sache ihm heilig ist. Hierbei kommen sehr schöne recht aus dem Herzen gerissene Aeufserungen vor, wie z. B.: „Nur ist das Gleichnifs vom ungerechten Haushalter, vom verlohrnen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. f. göttlicher (wenn je was göttliches da sein soll) als die sieben Bothschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher". — Ueberhaupt sind diese oft sichtbar eilig geschriebenen Briefe voll der tiefsten und geistreichsten Bemerkungen über Menschen, Bücher und Verhältnisse. Selbst bekannte Erfahrungen sind durch kräftige Fassung neu gemacht, z. B. „In der Jugend traut man sich zu, dafs man den Menschen Palläste bauen könne, und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist

militärischen Berufes geschöpften, sondern auch dem weitern Gebiete der Menschenkenntnifs und Lebensklugheit abgewonnenen Notizen, die man anderswo vergeblich sucht.

Trotz solcher entschiedenen Vorzüge mit denen das vorliegende Werk ausgestattet ist, würde es Referenten nicht Wunder nehmen, wenn es sich eines weniger lauten und allgemeinen Beifalls erfreuen sollte, als er vielen andern, weit hinter ihm zurückbleibenden, Produktionen der Militärlitteratur zu Theil geworden ist. Ein Werk über die höhere Kriegskunst hat mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Zuvörderst mit einem *Publikum*, das zum gröfsern Theile aus Leuten besteht, die in Ermangelung aller dazu schlechthin erforderlichen Bedingungen, eines Urtheils über die Materie selbst eigentlich gar nicht fähig sind, obschon sie dazu eine ganz besondre Befugnifs zu besitzen meinen, — die, obgleich das Lernen zur Zeit noch ihr einziger Beruf wäre, dennoch von dem Dünkel ergriffen und durchdrungen sind, in Hinsicht auf das zu Lernende vorweg den Meister meistern zu dürfen; — nächstdem aus solchen Lesern, die aus Uebermaafs des Halbwissens und im blinden Vertrauen auf gewisse, ihrer eignen Schwachköpfigkeit imponirende Gemeinplätze, einer gründlicheren, in das Wesen und den wahren Sachbestand der Dinge eindringenden, Belehrung gänzlich unzugänglich sind. Sodann mit einem *Stoff*, der an und für sich zu dem Grofsartigsten und Schwierigsten gehört, weil er, nur Wenigen direkt zugänglich, sich einer ruhigen und stetig fortgesetzten Betrachtung theils gewaltsam entzieht, theils seiner Natur nach nicht durch beliebiges Experimentiren erforscht werden kann. Ferner mit dem bereits vorhandenen Bestande, einer angeblichen, aber auf die usurpirte Gewalt zufällig erschlichene Autorität trotzenden *Theorie*, die einerseits als bloſses Flickwerk gelegentlicher Meinung, und vermeintlicher Erfahrung, aller eigentlich wissenschaftlichen Basis, selbst einer für die Praxis fruchtbaren und für die Darstellung bequemen Terminologie entbehrend, sich nur als ein fortwährend zu überwältigendes Impediment aller vernunftgemäfs zu begründenden Erkenntnifs und methodisch geregelten Doktrin entgegenstellt. Und endlich, mit dem eben durch die Unzulänglichkeit, Dürftigkeit und Verkehrtheit der bisherigen dogmatischen Militärlitteratur unter dem achtbarsten Theile der Leser aufrecht erhaltenen und gerechtfertigten *Unglauben*, an die Möglichkeit eine chen, im Augenblick der beabsichtigten Anwendu reichenden Theorie überhaupt.

Es läfst sich hiernach wohl voraussehen, dafs die Hauptvorzüge des Werks: die individuelle thümlichkeit der Ansicht und Freimüthigkeit de theils nämlich, das Streben nach ächter Wissens lichkeit und die Differenz von andern strateg Doktrinen einerseits, — so wie die von diesen Rü gen unzertrennliche Beschaffenheit, des Inhalts s als der Form, andererseits, — nur einem geringen der Leser so recht zusagen möchten. Die bei v gröfsere Mehrzahl derselben, welche in der Reg weniger nach philosophirendem Räsonnement, als positiver Didaktik verlangt, und ohnehin den Gei Kriegführung im höheren Styl und in ihrer erhab Beziehung, von dem der niedern Kriegskunst und subalternen Geschäftskreisen entsprechenden Bed Belehrung, nicht gehörig zu sondern vermag, dürf gegen häufig sich in ihren Erwartungen getäuscht wenigstens durch diesen Theil der litterarischen lassenschaft des Verfs. nicht vollständig befriedig len. Hierzu kommt noch, dafs das, was am Ende zu den untergeordneten Rücksichten gehört, die ä Politur der Darstellung nämlich, die Feile des Ausd der Fassung und Anordnung, die quantitative und litative Gleichartigkeit in der Behandlung der eins Materien u. dergl. für Viele einen sehr grofsen besitzt, und einen entschiedenen Einfluſs auf ihre tik ausübt. Wo in dieser Beziehung hier und da ches zu wünschen übrig bleiben mag, wird dies nur durch die Umstände, unter denen das Werk zu sein gelangt, hinlänglich erklärt und entschuldigt, dern wir sind auch der geistreichen Herausg (— der liebenden und geliebten Gattin des Verfasse Dank schuldig, dafs sie durch einen richtigen Tak leitet, jeder Verlockung zu einzelnen Verbesserung suchen widerstanden, und sich einzig auf eine u stümmelt und ungeändert treue Ueberantwortung hinterbliebenen Textes beschränkt hat.

Der unbefangene Scharfblick des Verfs. hat auf eine überraschende Weise auch in der Charakteristik seines eignen Werkes bewährt, und wir wi uns vergebens bemühen, darüber etwas treffenderes zusprechen, als sich in der Vorrede von ihm selbst über mit soviel Offenheit und Anspruchslosigkeit

vorfindet. „Ich betrachte" (so heifst es daselbst) ten sechs Bücher, welche sich schon ins Reine eben finden, nur als eine noch ziemlich unförm- asse, die durchaus noch einmal umgearbeitet wer- ll. — Die Materialien sind ohne vorher gemach- m entstanden. Die Art, wie Montesquieu seinen tand behandelt hat, schwebte mir dabei dunkel d nächstdem ein geistreicher, schon mit der Sa- kannter Leser. Meine Absicht war anfangs, ohne cht auf System und strengen Zusammenhang über chtigsten Punkte dasjenige in ganz kurzen prä- gedrungenen Sätzen niederzuschreiben, was ich r mit mir selbst ausgemacht hatte. Allein meine die mich immer zum Entwickeln und Systemati- elbt, hat sich am Ende auch hier wieder hervor- tet, und später ist meine Eigenthümlichkeit völ- mir durchgegangen; ich habe entwickelt was onnt habe, und mir dann natürlich dabei einen m Gegenstand noch nicht bekannten Leser ge- Das Manuskript über die Führung des grofsen , welches man nach meinem Tode finden wird, so wie es da ist, nur als eine Sammlung von ücken betrachtet werden, aus denen eine Theorie fsen Krieges aufgebaut werden sollte. Das Mei- mich noch nicht befriedigt und das sechste Buch ein blofser Versuch zu betrachten; ich würde umgearbeitet und den Ausweg anders gesucht Mit einer solchen (erst nach Vollendung des Buchs vorzunehmenden) Umarbeitung werden hs ersten Bücher manche Schlacke loswerden, Spalte und Kluft wird sich zusammenziehen, nche Allgemeinheit wird in bestimmtere Gedan- d Formen übergehen können. Sollte mich ein Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird das, ch vorfindet, freilich nur eine unförmliche Ge- masse genannt werden können, die, unaufhörli- Mifsverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge un- Kritiken Veranlassung geben wird. Allein die neamente, welche man in diesen Materialien en sieht, halte ich für die richtigen in der An- m Kriege; sie sind die Frucht eines vielseitigen nkens mit beständiger Richtung gegen das prak- Leben, in beständiger Erinnerung dessen, was fahrung und der Umgang mit ausgezeichneten n mich gelehrt hatten. Trotz der unvollendeten glaube ich doch; dafs ein vorurtheilsfreier, nach Wahrheit und Ueberzeugung dürstender Leser darin die Hauptgedanken finden werde, von denen eine Revolu- tion in dieser Theorie ausgehen könnte".

Referent, aus derselben Schule hervorgegangen, und dem Verf. sowohl in mehrfacher Geschäftsberührung als langjährigem vertraulichen Umgange befreundet, theilt diese am Schlusse ausgesprochene Ansicht nicht nur vollkommen, sondern er geht in seiner Befangenheit und Eingenommenheit für die den Abhandlungen des Verf. zum Grunde liegende Theorie des gemeinsamen Lehrers selbst so weit, dafs er sie für die einzige hält, in der bis jetzt der Geist der neuen Fechtart, und der durch Friedrich den Grofsen, Napoleon und seine Ueberwinder praktisch entwickelten höhern Kriegskunst übergegangen und zu einer konsequenten, und für dereinstige Praxis anwendbaren Gestaltung gediehen ist.

Die sechs Bücher, deren der Verf. in den obigen Andeutungen gedenkt, machen den Inhalt der beiden ersten Bände des gesammten Werkes aus, dessen zweite Hälfte eine kritische Geschichte mehrerer Feldzüge *neuester* Zeit enthalten wird, da nach der gewifs richtigen Ansicht des Verfs. nur diese eine dem gegenwärtigen Bedürfnisse genugsam entsprechende Belehrung gewähren.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIX.

Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens, nebst Aufzählung aller eingesammelten, und im K. K. Brasilianer-Museum in Wien aufbewahrten, einfachen und zusammengesetzten Fossilien. Von Dr. Joh. Em. Pohl. Besonderer Abdruck aus dessen Reise im Innern von Brasilien. Erste Abtheilung. Mit einer lithographirten geognostischen Ansicht. Wien, 1832. gr. 4. 64 Seiten.

Bei der Durchsicht dieser geognostischen und mineralogischen Reisebemerkungen wird man nur sehr theilweise eine klare Ansicht über die Lagerungs-Verhältnisse der Gebirgsarten Brasiliens in den von dem Vf. bereisten Gegenden erhalten können. Um in einzelnen Fällen die Beobachtungen von v. Eschwege, von Spix und von Martius zu ergänzen, haben die „Beiträge" allerdings Werth; wir wünschen nur, dafs sie sich über die Art des Zusammen-Vorkommens der angeführten Felsarten und einfachen Mineralien im Allgemeinen bestimmter und genauer auslieſsen. Vollständigkeit und Präcision vermissen wir sehr häufig und Vieles wird gar zu generell abgethan; namentlich gilt dieses von dem Verhalten der massigen Gebirgsarten zu den

geschichtetes. Der Vf. hat freilich von den neuern bezüglichen geognostischen Ermittelungen in Europa zur Zeit seiner angestellten Beobachtungen noch keine gehörige Kenntniss gehabt. Aus diesem Standpunkte müssen wir daher auch im Allgemeinen seine Leistungen beurtheilen. Daneben mag man auch wohl in Betracht ziehen, dass in Brasilien das Geognosiren nicht so leicht wie bei uns in Europa zu bewirken ist; die üppige Vegetation und noch viele andere Verhältnisse führen Erschwerungen mancher Art herbei. Wer Wahrheit-liebend dasjenige und *nicht mehr* giebt, als er hat, verdient schon Anerkennung, wenn man auch wohl annehmen kann, dass derjenige, welcher auf Geognosie sein alleiniges oder sein Hauptaugenmerk in Brasilien richtete, sehr bedeutende Thatsachen festzustellen im Stande sein würde.

Wir unterlassen es, die sämmtlichen Mittheilungen des Vfs. im Einzelnen durchzugehen, und müssen deshalb um so mehr auf die Schrift selbst verweisen, weil Kürze und Gedrängtheit fast durchgängig zu ihrem wesentlichen Charakter gehört. Nur Einiges heben wir näher aus.

Ueber das Verhalten der Lager und Gänge in den Graniten von Rio de Janeiro, welche Beryll, Spargelstein, Rosenquarz, Bergkrystall, Peliom, Chlorit, Titanit, Schörl, Eisenkies, Spatheisenstein, Granat u. s. w. enthalten, hätten wir sehr gerne Näheres erfahren. Auch von Eschwege's neuere Mittheilungen sind in dieser Beziehung leider noch zu allgemein gehalten.

S. 43 f. wird eine allgemeine Charakteristik des in Brasilien so sehr verbreiteten Quarzschiefers (Itakolumits) gegeben, dessen „regelmäfsige (gleichförmige) Ueberlagerung auf Talkschiefer, seltener auf Glimmerschiefer und Thonschiefer, am seltensten über Chloritschiefer und die beobachtete ausgedehnte Verbreitung durch die Capitanie Minas Geraës und Goyaz bestätigen, dafs er zu den jüngern Urgebirgen und zwar zu dem Talk-Glimmer- und Urthonschiefer gehöre, auf welchen er die flachen Kuppen bildet".

Gebirgsarten und Mineralien hat Hr. P. in reicher Zahl gesammelt und es in dieser Hinsicht gewifs nicht an Fleifs fehlen lassen. Diese, welche sich im K. K. Brasilianer Museum zu Wien aufgestellt befinden, sind mit den Nummern der reichen Sammlung an den Stellen der Schrift, wo ihres Vorkommens gedacht wird, in den Noten näher angegeben. Auf diese Weise kann die Schrift zugleich als Katalog der Sammlung dienen und wird für diesen Zweck dem Beschauer der Sammlung eine angenehme und nützliche Erscheinung sein. Gerne hätten wir es aber gesehen, dafs bei manchen einfachen Mineralien die Krystallgestalten, worin sie vorkommen, näher in einer neuern genauern krystallographischen Sprache angegeben wären. Die Diamanten machen in dieser Beziehung eine Ausnahme; sonst mufs man sich oft mit der blofsen Bemerkung „krystallisirt" begnügen.

Ungeachtet von Eschwege (Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens. 1832. S. 344.) sich erst neuerlich wieder auf Fundstücke von „mit reinem Brauneisenstein eingewachsenen Diamanten" und von „einem Diamant mit Quarz verwachsen" berufen und daraus den Schlufs zieht, dafs die Diamanten wahrscheinlicherweise ursprünglich jetzt zertrümmerten Lagern von Brauneisenstein mit Quarznestern angehörten, welche im Itakolumit-Quarz sparsam vorhanden waren: so sagt hingegen Hr. P. sehr bestimmt: „Das Vorkommen der Deamanten (Schreibung des Hrn. P.) in der Gebirgsart oder in seinem Mutterge ist uns noch immer ungewifs. Die in Sammlungen aufbewahrten Stücke, welche dafür ausgegeben wurden, sind wohl dafür anzunehmen. *Denn dieses ist ein Konglomerat der neuesten Bildung*, welches besonders aus mehrern Quarzstücken und Sand durch thonigen Brauneisenstein gebunden, an Flufsufern sich tagtäglich bildet und deutlich gesehen werden kann. Hieher gehören auch alle von Wilhelm von Esch (Geognostisches Gemälde von Brasilien 1822. S. 42.) angeführten Stücke". Wir wagen es nicht über diese Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der ursprünglichen Lagerstätte der Diamanten, ohne Ansicht und Vergleichung jener Fundstücke, zu entscheiden, und es frägt sich noch sehr, ob auch diese die Entscheidung möglich machen. In dem Verzeichnisse der Diamanten am Schlusse der ersten Abtheilung ist uns noch als besonders interessant, ein gräulichweifser Diamant aus dem Rio aufgefallen: „ein sehr unvollkommener Krystall mit vollkommen matter Oberfläche und *eingesprengten Goldpunkten*". Es scheint dieses wenigstens zu beweisen, dafs die Diamanten mit dem Golde einer und derselben ursprünglichen Lagerstätte angehören.

Uebrigens sind Folgendes die Rubriken der vorliegenden Abtheilung: *Geognostisch-mineralogische Bemerkungen, der Gegebung von Rio de Janeiro. Gegend zwischen Rio de Janeiro Villa de Barbacéna, bis S. João d'El Rey. Gegend von der S. João d'El Rey, bis Villa Paracatú do Principe. Geognostisch-mineralogische Bemerkungen der Gegend von Villa Paracatú do Principe, bis Villa Boa oder Cidade do Goyaz. Geognostisch-mineralogische Bemerkungen der Umgebungen von Villa Boa.*

Die dem Hefte beigefügte Steindrucktafel giebt uns, nach dem Umrifs des Talk- und Quarzschiefer-Gebirges der Serra de Crystaes, einen illuminirten „Durchschnitt der Krystallisirung (Bergkrystall-Lagerstätte) auf der Serra de Cry..." welcher aber auch in Verbindung des erläuternden Textes vollkommen ausreicht, um eine klare und genaue Ansicht des dortigen, wie es scheint, sehr interessanten Vorkommens zu liefern.

Beiträgen zur Geognosie aus einem verhältnifsmäfsig so wenig bekannten entfernten Lande wird man immer mit Interesse entgegensehen, wenn sie selbst nur *einige* Verhältnisse näher aufklären, und deshalb sind wir auf die Erscheinung der folgenden Abtheilungen des Werks, welche vielleicht auch als die erste Abtheilung darbieten werden, sehr gespannt.

Schönes Papier, schöner Druck, jedoch von Druckfehlern nicht ganz rein, so steht z. B. S. 3. u. 8. oftmals *Peilos* für *Peliom*.

Nöggerat

№ 27.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

Kriege. Hinterlassenes Werk des Gene- Carl v. Clausewitz. Erster und zwei- Theil.

(Fortsetzung.)

lgende Materien werden in jenen Büchern abge-
: 1) *Ueber die Natur des Kriegs.* 2) *Ueber eorie des Krieges.* 3) *Von der Strategie über-*
4) *Das Gefecht.* 5) *Die Streitkräfte.* 6) *Ver-ung.* — In dem nächsten dritten Bande haben ffentlich zu erwarten, was von dem siebenten : *vom Angriff* und dem achten: *vom Kriegsplan* nter den Papieren des Verewigten noch vorge- hat, aber nach den hier gegebnen vorläufigen lungen, nur fragmentarischer Natur zu sein scheint. rste Kapitel des ersten Buchs ist (sagt der Vf. le S. XIX.) das einzige was ich als vollendet be- ; es wird wenigstens dem Ganzen den Dienst en, die Richtung anzugeben, die ich überall hal- ollte". Es wird demnach auch dasjenige sein, r eine vorzugsweise Erwägung zu widmen haben. assen wir den wesentlichen Inhalt dieses Kapi- rs zusammen, so ist nach des Verfs. Ansicht Krieg ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur ng unsres Willens zu zwingen und das Ziel des nten Bestrebens: die Wehrlosmachung des Fein- Seiner Natur oder äufsern Erscheinung nach ist ieg nichts als ein *erweiterter Zweikampf*; Sieg egenstand dieses Kampfes, sein letzter Zweck absichtigte Friede (vergl. II. 386.). Dieser Kampf um mufs betrachtet werden als *Wechselwirkung* sich in ihrer Wirksamkeit gegenseitig beschrän- lebendigen Kräfte. Die Bedeutsamkeit der re- en Wirksamkeit ist bedingt durch die Gröfse der denen Mittel und die Energie des Willens, durch dieselben in Thätigkeit gesetzt werden, daher aafs der Vermöglichkeit jeder handelnden Partei *odukt* aus mannichfaltigen Faktoren von theils physischer, theils moralischer Natur, so wie andernseits ein *Aggregat* mehrfacher dem Raum und der Zeit nach isolirter Akte. Die ursprüngliche oder für sich betrachtete Wirkungsfähigkeit jeder Partei wird modificirt *a*) durch die Gegenwirkung des Gegners, *b*) durch mancherlei von beiden Theilen unabhängige grofsentheils nicht einmal vorauszusehende Einwirkungen, und der Erfolg beruht daher auf einem blofsen *Wahrscheinlichkeitscalcül.* In ihrer absichtlichen Verwendung wird die Wirksamkeit nächstdem noch geregelt: durch die constante Abhängigkeit von einem höchsten, durch die *Politik* gegebnen Endzweck, vermöge dessen — der nach äufserster Kraftentwicklung strebende, zunächst auf die Ueberwältigung des Gegners und die Verachtung der feindlichen Streitkräfte gerichtete rohe Naturtrieb, oder die sich, theils als Leidenschaft theils als Neigung vom Glücke abhängig zu werden, äufsernde Tendenz der im Konflikt des Kampfes begriffenen Personen, — bedingt und ermäfsigt wird, durch die obere Leitung des Feldherrn, dessen Anordnungen Resultat einer *Verstandeskombination* sein sollen: welche Mittel, Zweck und wahrscheinlichen Erfolg gegeneinander abwägt, und die einzelnen Faktoren in ein richtiges Verhältnifs zu setzen, die einzelnen Partikularakte und Effekte in ein auf das gemeinsame Ziel hinwirkendes Gesammtresultat zu vereinigen bemüht ist".

Die weitere und bis ins Einzelne verfolgte Entwicklung und Anwendung der in dieser Definition enthaltenen und in abstrakter Allgemeinheit ausgesprochenen Grundansicht von der Natur und Tendenz des Krieges, in ihrer Beziehung auf die mannichfaltigen Vorkommenheiten und praktischen Aufgaben, reicht unserm Ermessen nach hin: um für das gesammte Thun und Wirken einen konsequenten Anhaltspunkt, für die deshalb anzustellenden Ueberlegungen eine sichere Richtschnur zu geben, mithin in allen ungewissen verwickelten und zweifelhaften Fällen als Orientirung zu dienen.

Wer sich die Mühe nehmen will zu vergleichen, wird sich einerseits von der durchgreifenden Analogie dieser Grundansicht mit den Principien überzeugen, welche Ref. in seinem „Handbuch für den Offizier" in Bezug auf den kleinen Krieg und die Wirkungssphäre der untergeordneten Befehlshaber aufzustellen und im Detail durchzuführen versucht hat, und darin zu gleicher Zeit eine Bestätigung der dort ausgesprochenen Behauptung finden: dafs grofser und kleiner Krieg, die kleinste Patrouille, das unbedeutendste Vorpostengefecht, und Hauptschlachten oder Operationen ganzer Armeen, auf einer und derselben Theorie derselben innern Gesetzlichkeit und ihnen entsprechender äufsern Anordnung beruhen. Andrenseits aber wird sich eben so leicht und vollständig die wesentliche, und dem, der überhaupt einen Sinn für Methodik und wissenschaftliche Begründung besitzt, unmittelbar einleuchtende Differenz, zwischen diesen Fundamentalsätzen und den allgemeinen Argumentirungen nachweisen lassen, auf denen die Lehrsätze und Deduktionen der meisten andern bisjetzt zu öffentlicher Kenntnifs gekommenen strategischen Doktrinen gestützt zu sein pflegen.

Wahrscheinlich würde der Verf. bei der beabsichtigten nochmaligen Ueberarbeitung seines Werks noch ein wenig deutlicher gemacht haben, wie er das, was er den *absoluten* Krieg nennt, verstanden wissen will, und wie sich die dabei zum Grunde liegende Idee, bei dem Uebergange aus der Abstraktion in die Wirklichkeit, oder bei ihrer Auflösung in concrete Fälle, auf eine in sich homogene Weise und mittelst einer sich in nothwendiger Schlufsfolge ergebenden Procedur, als praktisch brauchbare Regel gestalten läfst. Eben so würde unzweifelhaft der Inhalt der folgenden Bücher noch vollständiger und augenscheinlicher mit der im ersten Buche ausgesprochenen Grundansicht in direkte Beziehung gesetzt, und die Ableitung der speziellen Behauptungen aus dem allgemeinen Hauptgesetze für das leichtere Verständnifs der minder befähigten und orientirten Leser noch anschaulicher herausgehoben worden sein. Aehnlich verhält es sich mit dem *Princip der Polarität*, welches S. 20. in wenigen allgemeinen Andeutungen zur Sprache gebracht, und dessen weitere Ausführung einem besondern Kapitel vorbehalten ist, das sich jedoch in dem Inhaltsverzeichnisse der bisjetzt bekannt gewordenen sechs Bücher noch nicht vorfindet. Diese Polarität oder das gegensätzische Verhalten und wechselseitige Sichbedingen oder Paralysiren Elemente, Faktoren, Potenzen und Richtungen de ges, diese in allen seinen Bestrebungen und Er sen nachweisliche, sich offenbarende und bewä Analogie, recht vollständig begriffen sie in ihrer G verbindung erkannt und zum Angelpunkt der m schen Diagnose sowohl, als zur Basis der gesa dem Feldherrn obliegenden Verstandeskombinati macht zu haben: — hält Ref. für das Haupterforder ler Kriegs-Theorie und Praxis. Nur auf diese mag es gelingen: eine der wahrhaften Natur d behandelnden Stoffes entsprechende Einsicht un urtheilung der jezeitig vorliegenden Verhältniss Umstände zu gewinnen, welche als die unentbel Basis jedes einzelnen Entschlusses zu betracht und gestützt auf sie, (soweit dies immer in den Gr der Beschränktheit menschlicher Organisation un möglichkeit liegt), der Kriegführung den Charak nes völlig vom Zufall abhängigen Hazardspiels streifen, und sie zu einer vernunft- und zweckger Praktik umzugestalten. Gehen wir aber von diese aussetzung aus, so vermag Ref., bis eine weiter klärung erfolgt, hiemit das, was am angeführte über die Polarität gelegentlich beigebracht ist, un mentlich die Behauptung nicht in Einklang zu s „Angriff und Vertheidigung, diese beiden Hauptf des Krieges, sind Dinge von verschiedener Art ungleicher Stärke, die Polarität kann also *nicht* a angewendet werden; die Wirkung der Polarität oft durch die Ueberlegenheit der Vertheidigung üb Angriff vernichtet". Dinge verschiedener, und der verschiedensten Art (— das Wesen der Po besteht ja seiner Einen Grundbedingung nach i Entgegengesetztheit, also Verschiedenheit, der au ander bezogenen Momente —) werden eben da polarisch, dafs sie durch irgend ein vermittelnde verknüpfendes Element oder Zwischenglied in V selbeziehung gesetzt werden. Dieses Mittelglied is der kriegerische Akt, die auszuführende Operatio in Thätigkeit gesetzte Streitkraft selbst. Dadurch dafs der naturgemäfsen Beschaffenheit des Krie sens und der Kriegführung nach, in allen Bezieh und Erwägungen, durchweg eine zwiefache in Modalität schlechthin entgegengesetzte Möglichke geben ist, durch ein völlig abweichendes Verfahren auf ganz verschiedenen Wegen und Weisen dies

ce zu realisiren, dasselbe Ziel zu erreichen, — ist allein die Wirklichkeit einer *Kunst* des Krieges nach jewelchen gegebenen Zwecken und vorhan- Umständen abgemessenen Kriegführung, begrün- mittelst welcher sich die Absichten und Kraftäu- gen des Gegners vereiteln, und so das Hinderniſs m Wege räumen läſst, was der freien Ausübung gnen politischen Willens, und des durch denselrtretenen Staatsinteresses negativ als Widerstand, positiv als Gewaltstreich entgegentritt. Darin al- oder mindestens allem andern zuvor) daſs: — jede andelnden Parteien nicht nur eine den Gegner ende Kraft besitzt, sondern nebenher auch mit rerletzlichen Schwäche behaftet ist, — daſs zwar iege überall ein positives Uebergewicht von vir- Kraft erforderlich ist, dieses Uebergewicht aber dadurch wieder ausgeglichen werden kann, daſs Kraft die Gelegenheit vorenthalten wird, die ihr ohnende Vermöglichkeit zu realisiren, — daſs bei iversen, und meist zeitlich veränderlichen Natur r Entscheidung mitwirkenden Potenzen und Ursa- die Mangelhaftigkeit jedes einzelnen Faktors eine Steigerung der übrigen Faktoren in gewisirade ersetzt werden kann, — daſs nicht bloſs em Dasein der Streitkraft an und für sich die des effektiven Erfolges abhängt, sondern auch er angemessenen Richtung, von der Wahl des blicks, und dem Zusammenstimmen mit andern einmilitärischen Influenzen, — daſs die zu Gebot le und in Bewegung gesetzte Streitkraft nicht durch physische Waffengewalt absorbirt werden sondern auch durch die Friktion, das nie ruhende rationsbedürfniſs und die moralische Entgeistiler eignen Maschine — u. s. w. u. s. w.; — an ese in sich *polarischen* Bedingungen sind die Mitl Auskünfte gebunden, in ihnen und ihrer sachen Handhabung liegt das Geheimniſs verborgen, rklich kriegskünstlerische Weise zu operiren und mit an sich oder ursprünglich untergeordneten räften, bloſs durch die vom Schicksal nicht an- t paralysirte Macht der Intelligenz und geschicknutzung zufälliger Umstände, und durch die Pong der, auf kein bleibend unveränderliches Kraftbeschränkten, moralischen Einflüsse ein den pon Calcülen und Intentionen angemessenes Krieltat herbeizuführen.

Diese gegensätzische Natur und der veränderliche Charakter der Elemente des Krieges und der Kriegführung, ist ein Haupthinderniſs für diejenigen, welche bei dem Versuche, die Kriegskunst wissenschaftlich zu lehren, darauf ausgehen: überall allgemeingültige positive Regeln zu geben, d. h. solche, die für *alle* Fälle gelten, oder für einen gegebenen Fall *unbedingt* die entschiedenen Erfolge sichern sollen. Eben so ist die allgemeine positive Form, in welcher man die Kriegsvorschriften zu geben pflegt, aus demselben Grunde ein Hauptgebrechen der gewöhnlichen Theorieen, eine Veranlassung zu unsäglichen Miſsverständnissen und Fehlgriffen, weil es zu einer vermeintlichen Consequenz verleitet, die durch ihre Einseitigkeit zur Inconsequenz (d. i. zur absoluten Unangemessenheit für den vorliegenden concreten Fall) Veranlassung giebt. Das Bemühen diesen Uebelstand auszugleichen, und verkehrte Anwendungen zu verhüten, führt sodann zu einem Uebelstande andrer Art: zu widerstreitenden Verhaltungsregeln, zu dem Räsonnement, in dem sich nach der Ausdrucksweise des Verfs., „das *pro* und *contra* rein aufzehrt" und so der des Rathes Bedürftige vollends den Anhalt und alle sichere Orientirung verliert.

Das vorliegende Werk ist eines von den Büchern, zu deren richtigem Verständniſs ein oberflächliches Durchlesen, selbst ein gedankenloses Auswendiglernen seines Inhaltes, nicht ausreicht. Man darf sich nicht pure an die einzelnen Worte und an isolirte Aussagen halten, sondern man muſs in den Geist desselben eindringen, und es in seiner Totalität begreifen. Mit einem Worte: es will studirt, *cum grano salis* aufgefaſst, durchdacht und geistig verarbeitet werden. Wenn z. B. im zweiten, dritten, vierten Buche der Accent vorzugsweis auf das numerische Uebergewicht der Combattanten und auf die blutige Entscheidung durch den unmittelbaren Waffengebrauch gelegt wird, so könnte man leicht zu dem Wahne verleitet werden, daſs der Verf. alle anderen Auskünfte zur Erreichung der Kriegszwecke gering geachtet wissen wolle, und den Werth der übrigen Faktoren, welche das Produkt der gegenseitigen Kriegsenergie bilden, ganz übersehen habe: während doch unzählige Stellen den augenscheinlichen Beweis vom Gegentheil liefern. Die polarische Natur der Kriegführung bringt es mit sich, daſs ein in seinem wahren Verhältnisse zu entgegengesetzten Umständen und Aufgaben miſsverstandenes, an sich ganz rich-

diges Princip in seinen Extremen jederzeit auf *doppelte* Weise zu falschen Maximen und einseitiger Verkehrtheit führt, wie ja überall durch das *Zuviel* das erforderliche Maafs eben so sehr verfehlt wird, als durch das *Zuwenig*. Dies hat zur Folge, dafs man kaum einen Irrwahn, ein herrschendes Vorurtheil mit einer gewissen Lebendigkeit und Bestimmtheit bekämpfen kann, ohne dadurch scheinbar der umgekehrten Verirrung das Wort zu reden. So hat sich denn auch in manchen strategischen Doktrinen aus mangelhafter Erfahrung und ungemessenen Folgerungen die dem allverbreiteten Widerwillen gegen Gefahr, Anstrengung und persönliche Aufopferung so wohlbehagliche Ansicht herausgestellt, als ob sich durch allerhand Vorspiegelungen und Kunstgriffe die ernste Entscheidung durchs Gefecht füglich umgehen, der Gefahr gegenüber Muth durch bloſse List aufwiegen, gewissermafsen aus dem Wissen und Denken ein menschenfreundliches Surrogat fürs Können und Handeln ermitteln lasse: eine Ansicht, die auf den Geist der Heere, und die Anordnung der Feldherrn in der frühern Periode der Kriege gegen Frankreich den beklagenswerthesten Einfluſs geübt hat. Der Verf. eifert mit Recht und siegreichem Erfolg gegen diese gefährlichste von allen militärischen Illusionen, gegen dergleichen strategische Dekorationen und demonstrative Gaukeleien, welche ein Napoleon wie Spinngewebe zerreifst, und die kaum einen Daun zu beschwichtigen vermochten. Aber wer sich bloſs in diese einzelne Richtung der Polemik des Verfs. vertiefen wollte, ohne zugleich den Theil seiner Darstellung zu beherzigen, worin die Ueberschätzung dieses Hauptfaktors der Siegesvermöglichkeit, und die ausschliefsliche Berücksichtigung dieser an sich unentbehrlichen Richtung der kriegerischen Bestrebungen ihre Ermäfsigung erhält und in das gehörige Gleichgewicht gesetzt wird, der würde Gefahr laufen, auf einen zwar seltener vorkommenden aber, wo er sich zur Unzeit wirksam zeigt, dennoch nicht minder bedenklichen Abweg zu gerathen. Hat doch selbst Napolen, der aus der durch falsche und unzureichende Theorieen irregeleiteten Ansicht seiner Gegner so groſsartige Resultate zu ziehen gewufst, am Ende selbst das Opfer einer ihn auf umgekehrte Weise bethörenden Verblendung werden müssen! —

(Der Beschluſs folgt.)

XL.

Allgemeine Anleitung zum Kinder-Krankenexamen von J. E. Löbisch, Dr. und Profe in Wien. Wien, bei Carl Gerold. 1832.

Vorliegendes Buch zeigt, dafs der Geist der Swieten, Frank, Hartmann, in Wien noch fortlebt. Durch dasselb der Verf., Director des Wiener Kinder-Kranken-Institutes geren Aerzten, die nicht längst erst ins praktische Lebe treten, einen sichern Wegweiser geben für ihr Verhalte Krankenbette der Kinder, des köstlichsten Kleinodes ihre tern, der Blüthen und Hoffnungen des Staates, der Pflanz der Menschheit. Nach einer kurzen Einleitung folgt ei schnitt über die Disposition zu Krankheiten, an den der z die Gelegenheitsursachen betrachtende sich anschliefst. Körperkonstitution, Geschlecht, Temperament, Lebensart fsere Körperbeschaffenheit, ererbte Anlage, Idiosyncrasie, ausgegangene Krankheiten, Wohnung, Klima, Jahreszeit, mie und Epidemie, Nahrung, Bewegung und Ruhe, Schla kleidung, Gemüthsbewegungen, insofern sie theils zu Kra ten disponiren, theils Gelegenheitsursachen abgeben, w ohne Weitschweifigkeit vom Verf. aufgefafst und gewü Besonders ausgezeichnet ist der dritte Abschnitt, der de tersuchung der Symptome gewidmet ist. Ueber den Werth selben spricht sich der Verf. mit Recht dahin aus, dafs Symptom trügen müsse, wenn es allein ins Auge gefafst da es die Wirkung ganz verschiedener Ursachen sein, da ganz verschiedenartigen andern Symptomen sich verbinden ne. Nur im Verein mit anderen erhalte jedes seine wahr deutung. Zuerst wird der Habitus untersucht, dann werde einzelnen Theile des Körpers nach ihrem äufsern Verh betrachtet, zuletzt die Anomalieen in den Functionen be sichtigt. Trefflich ist, was über die Haltung des Körpers, die Augen, über die Respiration mitgetheilt wird. Ueber kennt man in dem Verf. den treuen Beobachter des gesu wie des kranken Zustandes, überall den umsichtigen Prak der nicht auf unwichtige Zeichen, deren Zusammenhang m Krankheit nicht nachgewiesen werden kann, den Werth den alte Weiber und rohe Empiriker ihnen so gern ertl sondern dem die Dignität des ergriffenen Organes, die Ar nes Leidens und des Leidens der zu ihm in besonders n Beziehung stehenden Organe für Prognose und Diagnos wichtigere Moment abgiebt. Gerne hätten wir in dem der digung des Pulses gewidmeten Kapitel über das Numerisch Pulsschläge bei Kindern, über das Billard so manches fri Ansichten widersprechende mitgetheilt, von dem trefflichen etwas Näheres erfahren. Noch machen wir darauf aufmer dafs für die Erkenntnifs mancher Kinderkrankheiten, w mentlich der akuten Hirnwassersucht viele wichtige And gen hier und da in diesem Buche gegeben werden.

№ 28.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

iege. *Hinterlassenes Werk des Gene- rl v. Clausewitz. Erster und zwei- eil.*

(Schluſs.)

Verf. versteht unter *Taktik:* die Lehre vom der Streitkräfte im Gefecht, unter *Strategie:* vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des — „Die Eintheilung in Taktik und Strategie S. 103.) ist jetzt im Gebrauch fast allgemein, weiſs ziemlich bestimmt, wohin er ein ein- ctum stellen soll, ohne daſs er sich des Ein- rundes klar bewuſst sei. Wo aber solche Ein- vom Gebrauch dunkel befolgt werden, müs- nen tiefen Grund für sich haben". Nach der igsweise des Refer. sind die Ausdrücke *stra- d taktisch* eine in sich unbestimmte und mit prünglichen Wortverstande dissonirende Be- von Begriffen, die nicht generisch unterschie- und daher keinen strikten Gegensatz bilden. en, was auch selbst durch die scharfsinnige des Verfs. nicht vermieden wird, auf einer idung, welche einen geringen praktischen sitzt, und in Hinsicht auf die wissenschaftli- indung der Theorie ganz entbehrlich ist: da aufzustellenden Principien und daraus abzu- Maximen ohne Einfluſs bleibt, ob die bezüg- ignisse und Anordnungen ins Gebiet der Tak- der Strategie gewiesen werden. Allerdings Ausdrücke, so wie sie einmal in dem alltäg- rachgebrauch cursiren, häufig ganz bequem, im Allgemeinen und da, wo es auf keine Distinktionen ankommt, ohne weitläuftige Um- verständlich zu machen. Allein sie müssen nschaftlichen Erörterungen mit Vorsicht ge- verden, weil sie häufig Veranlassung wer- euten von an sich schwachen Begriffen und Urtheilskraft, die Verworrenheit der Vorstel- lungen noch zu vermehren. Daſs dem Vf. dieses Ver- hältniſs nicht entgangen ist, läſst sich aus folgenden Aeuſserungen entnehmen: „Die Kriegskunst im *engern Sinne* zerfällt nun wieder selbst in Taktik und Strategie. Jene beschäftigt sich mit der Gestalt des einzelnen Ge- fechtes, diese mit seinem Gebrauch. Beide berühren die Zustände von Märschen, Lägern und Quartieren nur durch das Gefecht, und diese Gegenstände werden tak- tisch *oder* strategisch, je nachdem sie sich auf die Ge- stalt oder auf die Bedeutung des Gefechts beziehen. Gewiſs wird es viele Leser geben, die diese sorgfältige Unterscheidung von zwei einander so nahe liegenden Dingen für sehr überflüssig halten, weil sie auf das *Kriegführen selbst* keinen unmittelbaren Einfluſs hat. Freilich müſste man ein groſser Pedant sein, um von einer theoretischen Eintheilung die unmittelbaren Wir- kungen auf dem Schlachtfelde zu suchen". S. 112. Und: „Unsre Eintheilung trifft und erschöpft *nur den Gebrauch der Streitkräfte.* — Daſs hier zweifelhafte Fälle vorkommen können, nämlich solche, wo mehrere Gefechte auch allenfalls als ein einziges betrachtet wer- den können, wird unseren Eintheilungsgrunde nicht zum Vorwurfe gereichen, denn das hat er mit allen Ein- theilungsgründen wirklicher Dinge gemein, deren Ver- schiedenheiten immer durch *abstufende Uebergänge* vermittelt sind". S. 104.

Interessant und beherzigenswerth sind die Ansich- ten des Verfs. über *Reiterei*, über das richtige Verständ- niſs der *Kriegsgeschichte*, und über den Beruf zum *Feldherrn*. Diese letztern sind zum groſsen Theil in der Ueberzeugung gegründet, daſs die höhere Krieg- führung im genauen Zusammenhange mit der Politik steht, und daſs es fast eben so thöricht ist, diese beiden Momente des Staatslebens isolirt von einander betrach- ten und betreiben zu wollen, als wenn der Feldherr seine strategischen Kombinationen ohne Kenntniſs und Berücksichtigung der taktischen Verhältnisse und Eigen-

thümlichkeiten des eignen wie des feindlichen Heeres oder ohne Erwägung der Terrainbeschaffenheit seines Kriegstheaters entwerfen und dirigiren wollte.

Die alte immer wiedertönende Frage: was der Krieg sei, ob Kunst oder Wissenschaft? Beantwortet der Vf. dahin: „Der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens". Jedoch gesteht er auch zu: „Alles Denken ist ja Kunst, und wo das Urtheil anfängt, da fängt die Kunst an. — Nach allem dem ergiebt sich von selbst, dafs es passender sei Kriegskunst, als Kriegswissenschaft zu sagen". Man könnte noch hinzufügen, dafs gerade das Leben, d. h. nicht blofs die süfse Gewohnheit des Daseins und Wirkens, wie es Goethe im Egmont nennt, sondern das den eintretenden Umständen und gegebnen Zwecken, Sach- und Vernunft-gemäfse Handeln die erhabenste und schwierigste von allen Künsten sei. „Das einer hochgestellten kriegerischen Thätigkeit nöthige Wissen, (heifst es S. 136 u. ff.) zeichnet sich dadurch aus, dafs es in der Betrachtung, also im Studium und Nachdenken, nur durch ein eigenthümliches Talent erworben werden kann und dafs es neben Betrachtung und Studium auch durch das Leben zu erwerben ist *). Es ist für das Wissen der Kriegführung dringender als für irgend ein anderes: dafs es ganz in den Geist übergehen, und fast ganz aufhören mufs, etwas Objektives zu sein. Es mufs sich durch eine vollkommene Assimilation mit dem eignen Geist und Leben in ein wahres Können verwandeln. Das ist der Grund, warum es bei den im Kriege ausgezeichneten Männern so leicht vorkommt, und — (*dafs!*) — Alles dem natürlichen Talent zugeschrieben wird". Die Ansicht des Verfs. über *Theorie* stellt sich insonderheit klar in der Vorrede S. XX u. XXI. heraus: „Die Theorie des grofsen Krieges, oder die sogenannte Strategie, hat aufserordentliche Schwierigkeiten, und man kann wohl sagen, dafs sehr wenig Menschen von den einzelnen Gegenständen deutliche, d. h. bis auf das Nothwendige in beständigem Zusammenhan rückgeführte Vorstellungen haben. Beim Hande gen die meisten einem blofsen Takt des Urtheil mehr oder weniger gut trifft, je nachdem meh weniger Genie in ihnen ist. So haben alle grofs herrn gehandelt, und darin lag zum Theil ihre und ihr Genie, dafs sie mit diesem Takt imm Rechte trafen. So wird es auch für das Hande mer bleiben, und dieser Takt reicht dazu vollk hin. Aber wenn es darauf ankommt, nicht se handeln, sondern in einer Berathung Andre zu zeugen, dann kommt es auf klare Vorstellungen Nachweisen des innern Zusammenhanges an: u die Ausbildung in diesem Stück noch so wenig schritten ist, so sind die meisten Berathungen e damentloses Hin- und Her-Reden, wobei entwe Jeder seine Meinung behält, oder ein blofses men aus gegenseitiger Rücksicht zu einem Mitt führt, der eigentlich ohne allen Werth ist! Die Vorstellungen in diesen Dingen sind also nicht aufserdem hat der menschliche Geist nun einma allgemein die Richtung auf Klarheit und das Bed überall in einem nothwendigen Zusammenhang hen. — Die grofsen Schwierigkeiten, welche ein philosophischer Aufbau der Kriegskunst hat, u vielen sehr schlechten Versuche, welche darin g sind, hat die meisten Leute dahin gebracht, zu es ist eine solche Theorie nicht möglich, denn von Dingen die Rede, die kein stehendes Gese fassen kann *). Wir würden in diese Meinun stimmen, und jeden Versuch einer Theorie au wenn sich nicht eine ganze Anzahl von Sätzen

*) Was der Verf. hier aussprechen wollte, dürfte sich vielleicht durch folgende Fassung noch schärfer bestimmen lassen; „das zur höhern Kriegführung erforderliche Wissen zeichnet sich dadurch aus, dafs es nicht ohne eigenthümliches Talent, nicht ohne Studium und Nachdenken, aber auch nicht ohne die vertrauteste Bekanntschaft und den unmittelbaren Verkehr mit dem thätigen Leben selbst, erworben werden kann".

*) Die Hauptschwierigkeit liegt nach der Ansicht d darin, dafs wie bei jeder Kunst zur musterhaften rung der Theorie, Genialität, persönliches Geschick geisterte Stimmung, nächstdem aber in der Krie noch ein ganz besondrer Grad von Schnellkraft d schlusses und Energie des Charakters erfordert werd ren Mangel durch die scharf- und tiefsinnigste Ein das Verhalten der Dinge und deren vollendete wissen liche Begründung allein nicht ersetzt werden kann. auch in der Theorie selbst ist ein Hauptstein des A nicht sowohl das Ausfindigmachen der Principien u ximen, sondern vielmehr deren präcise Darstellung che Weise, dafs das Verhältnifs einer jeden Regel z durch eine Gegenregel bestimmten, *Ausnahme* zum Verständnifs gebracht werde.

eigkeit ganz evident machen liefse". — Hier ist
ilosophischem Aufbau die Rede, auf der folgenden
on System und philosophischer Konsequenz, Th.
174 „von philosophischer Wahrheit und dem
s dessen, was die Philosophie für die Allgemein-
r Fälle ausmacht" — und sonst noch finden sich
Behauptungen, deren Paradoxie wohl manchen
n die Versuchung führen möchte, lächelnd zu
„was doch hat Saul unter den Propheten zu
n"? Wir meinen dagegen, den Verf. entschuldi-
lafs der Philosoph von Sanssouci und der unmit-
us der Schule des Aristoteles hervorgegangene
er des Persischen Weltreichs doch wohl ein ei-
afsen günstiges Vorurtheil für den Einfluſs der
phie auf die höhere Kriegführung erwecken soll-
und sodann: dafs es wenigstens als ein ganz
hrbares Unternehmen erkannt werden müsse, eine
konsequente und auf Strenge der Beweisführung
ch machende Theorie ohne philosophische und
atische Grundlage zu Stande zu bringen.

der Vf. die *mathematische* Grundlage für eben
g erachtet habe, möchten diejenigen wahrschein-
Zweifel ziehen, welche beherzigt haben, was
§. 119 u. 180 über die Unzulässigkeit gesagt ist,
ischer Darstellung der Kriegsbegebenheiten mit-
nstruktion wissenschaftlicher Hülfslinien eine Art
ahrheitsapparat zu bilden, und über die, wegen
ofs geometrischen Natur, einseitigen und prak-
uzureichenden Principien der *umfassenden Basis*
sogenannten *innern Linien*. Allein die Man-
gkeit einzelner konstruktiver Lehrsätze kann eben
ig, wie gelegentliche Verstofse in der Berech-
einen zureichenden Grund abgeben, den Calcül
intuitive Konstruktion als an sich ungründlich
lechtweg untauglich zu verwerfen. Ueberall wo
ahrscheinlichkeitscalcülen und Kombination pola-
Elemente die Rede ist, und diese ein Hauptmo-
er Beurtheilung bilden, befindet man sich in der
gssphäre mathematischer Spekulation, und der
lbst rühmt S. 82 die Richtigkeit der Aussage
ts; „dafs viele dem Feldherrn vorliegende Ent-
gen eine Aufgabe mathematischer Calcüle bil-
rden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht
g". —

den gelungensten Abschnitten des Werkes ge-
treitig das sechste Buch von der Vertheidigung.
Mit siegreicher Beredsamkeit und schlagenden Gründen wird darin als ein Fundamentalprincip der, für das Interesse der gesammten Menschheit, und für die Rechtfertigung des Krieges aus Gründen der Politik und Moral, so wichtige Satz durchgeführt: „*dafs von den beiden Hauptformen des Kriegführens die vertheidigende Form an sich stärker sei, als die angreifende* und dies sowohl in taktischer als in strategischer Beziehung, d. h. sowohl in Beziehung auf das einzelne Gefecht, als in Beziehung auf den Kriegsplan und die Operationen ganzer Feldzüge. Der *Volksbewaffnung* ist darin ein eignes Kapitel gewidmet, demzufolge „der Volkskrieg im Allgemeinen als eine Folge des Durchbruchs anzusehen ist, den das kriegerische Element in unsrer Zeit durch seine alte künstliche Umwallung gemacht hat; als eine Erweiterung und Verstärkung des ganzen Gährungsprozesses, den wir Krieg nennen, wodurch in der Allgemeinheit der Fälle derjenige Staat, welcher sich desselben mit Verstand bediente, ein verhältnifsmäfsiges Uebergewicht über diejenigen bekommen würde, die ihn verschmähen". —

Und wenn im vierten Buche, wo von dem Gebrauch der Schlacht die Rede ist, mit Recht die Feldherrn verspottet werden, die ohne Menschenblut zu siegen wähnen, und die grofsen Schlachten als Hauptentscheidungen und als das dem Angreifenden natürlichste und vorzugsweis zusagende Mittel gerechnet wurden, so erhält der dort erörterte Satz: „die Hauptschlacht ist als der concentrirte Krieg, als der Schwerpunkt des ganzen Krieges oder Feldzugs anzusehen; — ihr ist im Kriege Nichts an Wichtigkeit zu vergleichen, und die höchste Weisheit der Strategie offenbart sich in der Beschaffung der Mittel zu ihr, in ihrer geschickten Feststellung nach Ort, Zeit und Richtung der Kräfte und in der Benutzung ihres Erfolges", — hier im sechsten Buche durch den eben so richtigen Gegensatz seine Ausgleichung und Ermäfsigung: „Kein Staat sollte sein Schicksal, nämlich sein ganzes Dasein, von einer Schlacht, sei sie auch die entscheidenste, abhängig glauben, denn der strategische Vertheidigungsplan kann die Mitwirkung der Volksbewaffnung auf zwei verschiedenen Wegen in sich aufnehmen: entweder als ein letztes Hülfsmittel nach verlorner Schlacht, oder als ein natürlicher Beistand ehe eine entscheidende Schlacht geliefert wird". Wir getrauen uns die Behauptung hinzuzufügen: die defensive Form der Kriegführung erhält in einem durch

weise Gesetze, gerechte Regierung und treue Vaterlandsliebe politisch cimentirten Staate ihren Schlufsstein und ihr ganz entschiedenes Uebergewicht über die mit der offensiven Form vergesellschafteten Vortheile der Ueberraschung, der Initiative, des durch brillante Eröffnung der öffentlichen Meinung imponirenden und das eigne Vertrauen steigernden ersten Aktes u. s. w. ganz vornämlich erst in der, mit dem gesammten Staatsorganismus, und einem grofsartigen Befestigungssystem geschickt kombinirten und in vollständige Harmonie gesetzten, Bewaffnung des Volkes. Nicht blofs in den beiden oben genannten extremen Fällen: sondern in allen untergeordneten einzelnen Verhältnissen, wie auch in den höchsten allgemeinen Beziehungen der Kriegführung, läfst sich daraus ein unberechenbarer, durch kein andres Surrogat aufzuwiegender Gewinn erzielen.

Rühle v. Lilienstern.

XLI.

Petrefacta Musei Universitatis Regiae Borussicae Rhenanae Bonnensis nec non Hoeninghusiani Crefeldensis iconibus et descriptionibus illustrata. — Abbildungen und Beschreibungen der Petrefakten des Museums u. s. w., von Dr. August Goldfuſs, ordentl. Prof. der Zoologie und Mineralogie u. s. w. — Düsseldorf, bei Arnz und Comp. Dritte Lieferung. 1831. *gr. Folio. Von Seite* 165—240 *und* 26 *lithographirte Tafeln.*

Die Anzeige von dieser dritten Lieferung des musterhaften Werks kömmt allerdings etwas spät: wir geben sie aber um so mehr gerne, jetzt, als wir damit die zuverlässige Nachricht verbinden können, dafs die vierte Lieferung nun auch ganz bald in den Buchhandel kommen wird. Was wir im Allgemeinen in unserer Beurtheilung von den beiden ersten Lieferungen des Werks gesagt haben (vergl. Jahrbücher 1831, Mai, S. 655.) pafst auch auf das vorliegende dritte Heft. Plan und Ausführung sind dieselben geblieben. Die trefflichen Zeichnungen auf Stein sind wieder von dem für solche Ausführungen ungemein geeigneten Universitäts-Zeichenlehrer Hohe ausgeführt. Es ist eine grofse Erleichterung für den Hrn. Verf. und gewifs für das Werk sehr nützlich, dafs die Hoeninghaus'sche Sammlung jetzt in die Universitäts-Sammlung übergegangen ist. Des Neuen in dem dritten Hefte ist ganz besonders viel; 151 Arten sind beschrieben und abgebildet, und davon sind nahe an $\frac{2}{3}$ neue, wenigstens bis jetzt noch nicht beschriebene; 4 ganz neue Genera sind dabei aufgestellt

Wir finden zuerst vier Tafeln des vorigen Hefts, Bilder von Echiniten, in einer andern Manier ungezeichnet. Die Darstellung derselben in Kreidemanier liefs eine Unvollkommenheit des Ausdruckes der Fühlergänge so wie der kleinen Täfelchen und Stachelwärzchen bemerken. Deshalb sah sich der Hr. Verfasser bewogen, mehrere dieser Tafeln, in Federumrissen gezeichnet, hier als Supplemente beizulegen. Um den Nachtheil, welcher hinsichtlich der Zahl neuer Tafeln dadurch den Abnehmern erwächst, zu beseitigen, ist ein gruppirtes Bild von den Thieren und Pflanzen der Juraformation beigefügt worden. Dieses Heft liefert daher, statt 25, 26 Tafeln. Es ist interessant, auf solche Weise in einem Bilde die wesentlichsten organischen Formen einer Erd-Periode überschauen zu können. Wenn diese Art der Zusammenstellung der organischen Körper einzelner Formationen Beifall finden möchte, so ist der Verfasser geneigt, deren in der Folge mehrere zu geben.

Die Crinoideen (Eugeniacriniten, Solanocriniten, Pentacriniten, Encriniten, Apiocriniten, Cupressocriniten, Eucalyptocriniten, Platycriniten, Cyathocriniten, Actinocriniten, Melocriniten, Rhodocriniten) sind durch unsern Verfasser ungemein vervollständigt worden; die Eifel hat dazu sehr viel Neues geliefert. Miller's Leistungen auf diesem Felde haben für Hrn. G. eine tüchtige Vorarbeit abgegeben; aber zweifelhaft bleibt es, wem von beiden in dieser Hinsicht eine gröfsere Verdienstlichkeit zukömmt. Nur durch eine also vervollständigte Kenntnifs der mannichfaltigen Formen einer so reichen Familie wird es möglich, deren wahre naturhistorische Bedeutung zu erfassen.

Dann folgen die Asteriden mit den Geschlechtern *Comatula* (4 Arten), *Ophiura* (4 Arten) und *Asterias* (10 Arten). Von Ringelwürmern (Anneliden) enthält die Lieferung die Geschlechter *Lumbricaria* und *Serpula* (sehr reich). Aufserdem findes wir in derselben nachträgliche Bemerkungen und Bilder von neuen Arten und Varietäten, deren Geschlechter und Arten s den frühern Lieferungen schon charakterisirt sind.

Das Werk macht der Deutschen Forschung und dem Deutschen Fleifs alle Ehre; durch grofse Gründlichkeit und Vollständigkeit ist es ausgezeichnet. Text und Bilder gehen hierin gleichen Schritt. Niemand, der sich mit Versteinerungen ernstlich beschäftiget, kann es entbehren. Die Abfassung und Herausgabe ist mit unsäglichen Mühen und grofsem Aufwande verknüpft. Möge ein und anderes durch recht zahlreiche Abnehmer belohnt werden! Bei dem wachsenden Werthe des Petrefakten-Studiums in der neuern Zeit dürfte dieses wohl keinem Zweifel unterworfen sein.

Nöggerath.

№ 29.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

XLII.

che Darstellung des Kreises Solingen im rungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Frei- von Hauer, Königlich Preufsischem athe. Köln, 1832. bei Dü-Mont-Schau- 8. 339 S.

em oben angeführten Werke hat der Landrath ger Kreises, Hr. Freiherr von Hauer uns eine eschreibung eines der interessantesten Theile fsischen Staats geliefert. Klarheit der Darstelfe Kenntnifs des Einzelnen, Mittheilung überr und doch sehr specieller Zahlen-Verhältrsichtige Anwendung des Gefundenen und Bei auf allgemeinere Betrachtungen sprechen ir die Geschäftserfahrung und die Bildung des fassers.

zunächst gegebene geognostisch interessante ung der Lage und natürlichen Beschaffenheit es Solingen, der, 5,17 Preufsische Quadratmeiltend, zum gröfseren Theile aus den Abhän- Westerwaldes und der Gebirge der Grafschaft im andern Theile aus dem Uferthale des ihn nden Rheins besteht und aufser der Wupper Dünn durch 36 Bäche und Flüfschen in seinen hälern und Schluchten durchschnitten wird, ist für die Betrachtung, dafs für die Entwickelung schlichen Geschlechts und den Wohlstand in stimmten Gegend, der gegebene Naturfonds Beachtung werth ist. Der Kreis Solingen hätte ch die hohe Cultur und gerade die Art der rhalten, die ihn auszeichnet, wäre nicht die Beeit des Landes so gewesen, als sie eben ist. te Rhein auf der einen Seite zum Vertrieb alucte und Waaren, die vielen Gewässer im In- Landstrichs, „die Pulsadern des industriellen les Kreises Solingen", waren hier wesentliche, wenn nicht nothwendige Bedingungen der Cultur und Verhältnisse unter den Menschen, wie sich solche gestaltet haben. —

Die Lage und natürliche Beschaffenheit des Kreises Solingen ist ferner wichtig zum Verstehen der Seite 7 bis 15 folgenden, nicht ohne sichtliche Zeichen genauerer Kenntnifs der Special-Geschichte des Landes aufgezeichneten „Geschichtlichen Andeutungen". Wegen der in frühester Zeit sumpfigen und waldigen Beschaffenheit des Kreises Solingen, liefsen die Römer auf ihren Zügen in das nördliche Deutschland höchst wahrscheinlich die Gegend unberührt und zogen über den Taunus und an der Batavischen Grenze. Daher fafste Römische Bildung hier nicht Wurzel; Anklänge derselben sind hier nicht nachzuweisen; die Entwickelung der Verhältnisse gehört ausschliefslich neuerer Zeit. Denkmale Römischer Baukunst, Erinnerungen an eine berühmte Vergangenheit fehlen; Klöster und niederer Adel setzten sich im 11ten, 12ten u. 13ten Jahrhundert in Monheim, Richrad, Solingen, Leichlingen u. s. w. aber nirgend mit grofsem Grundbesitz, sehr früh entstanden einzelne Höfe, wo das durchschnittene Terrain die Niederlassung begünstigte. Das ganze Ländchen fiel nach und nach an die Grafen von Berg; aber überall bei Klöstern und Gutsbesitz ward dem Arbeiter von früh an ein unabhängiges Loos; — für kleinen Besitz zu cultivirenden Landes, wo es strichweis vorhanden, ward Zins und Rente stipulirt; — eigentliche Frohndienste kommen nicht vor, — es hatte jeder freien, uneingeschränkten Gebrauch seiner Kräfte und seines Vermögens zum eigenen Vortheil; schon im 13ten Jahrhundert lebte in diesem, so lange ungekannten Landstriche eine recht thätige und nicht dürftige Bevölkerung. — Wenn in dem Kreise Solingen im Mittelalter reiche Bisthümer und Klöster, grofser Territorialbesitz nicht entstand; überhaupt die Natur nicht begünstigte, erworbenes Kapital stehend in Grund und Boden leicht

und sicher anzulegen; deshalb auch in grofsen Städten, oder sonst in Centralpunkten ein mehr contemplatives Leben, oder auch irgendwo ein rein wissenschaftliches Streben weniger Platz griff; so ist es andererseits die durch Natur-Verhältnisse bedingte praktische Seite der örtlichen Geschichte dieses Kreises, dafs jede Thätigkeit des „kleinen Mannes" stets ihren Lohn fand, und diese Vielen möglich machte, mit Wenigem auszureichen, ohne zu darben, weshalb der Kreis das Bild des Wohllebens und mäfsigen Glückes in sehr vielen Familien giebt, hier eine zusammengedrängte Bevölkerung voller Regsamkeit und Leben gefunden wird.

Es sind im Kreise Solingen:

26,901	Morgen	126	Ruthen	20	Fufs Waldfläche,
7,205	—	71	—	30	— Haiden,
108	—	—	—	20	— Oeden,
85	—	120	—	60	— Sümpfe und Moräste.
36,300	Morgen	138	Ruthen	30	Fufs unbebautes Land.

Da dieses meist strichweis zusammenliegt, die Bevölkerung, wenn sie auch grofsentheils auf einzelnen Höfen wohnt, immer doch in den Ortschaften und auf dem kultivirten Boden zusammen wohnt, so bleiben nach Abzug jener . . . . 36,300 M. 138 R. 30 F.
von d. ganzen Fläche d. Kreises von 114,952 — 9 — 20 —
78,651 M. 50 R. 90 F.
oder 3,91995 geographische Quadrat-Meilen, die im strengeren Sinne des Wortes eigentlich nur bewohnte Gegend; wonach auf jede bewohnte und bebaute geographische Quadrat-Meile des Kreises Solingen 13,230 Menschen fallen. — Wenige Landstriche in Europa möchten in gleicher Art dicht bevölkert sein! — Westflandern in Belgien zählte 1815 auf der Quadrat-Meile 11,000 Menschen und bei dem Abfalle von Holland 13,000, nachdem es 15 Jahre in dem Besitz des Hauses Oranien gewesen. Aber in Westflandern liegen Brügge, Ostende, Ypern u. s. w.; schwerlich ist dort eine Fläche von fünf Quadrat-Meilen, bei welcher nicht die Bevölkerung einer oder mehrerer beträchtlicher *Städte* von Gewicht sind für das Populationsverhältnifs einer Quadratmeile. Im Kreise Solingen sind nur 3 Städte und ähnliche Orte, von denen die Hauptstadt Solingen nur 3,880 Einwohner hat, und 16 Kirchdörfer. Die ganze übrige Bevölkerung wohnt zerstreut in 754 einzelnen Niederlassungen. Eine solche Zersplitterung der Wohnenden macht die bürgerliche Eintheilung nothwendig, nach der um gewisse Orte, die nicht einmal Kirchdörfer sind, wie z. B. Dorp, Höhscheid, - Bewohnenden zum Verbande als Bürgermeist überwiesen sind. Nach diesen, 12 an der Zahl alle Listen aufgenommen, und so auch die Bevöl gen und alle Verhältnisse in dem Werke des von Hauer angegeben. Dies war allerdings nac amtlichen Verhältnissen auch richtig und angemess dennoch hätten wir gewünscht, dafs der Hr. Ve oben erwähnten 3 Städte und 16 Kirchdörfer n lich und mit ihrer Bevölkerung besonders ang hätte. Dies ist nirgend geschehen. Wir dürfe nach anderweitigen Notizen annehmen, dafs in d gröfsesten Ortschaften etwa 15,000 Menschen wo alle übrigen — etwa 36,000 Menschen — wohne nach in ganz kleinen Ortschaften, in Gruppen vo 10 Häusern und einzelnen Niederlassungen, auf Raume von vielleicht kaum 3 Quadratmeilen.

Diese Wohnungsverhältnisse versinnlichen u der einen Seite das Bild, welches schon Tacitu den zerstreuten Wohnsitzen unserer Vorfahren und bringen andrerseits der Gegend ein freun Ansehen, beleben und verbreiten mehr allgemei Verkehr, und verschaffen den Betriebskräften eine ausgedehnte, gleichwohl ungetrennte Wirksamke Es ist das Wupperthal; es sind die Ufer der Flüfschen und Bäche; — die Landstrafsen und munikationswege, die von fleifsigen Menschen e wohnt sind; und wohl mag der Reisende auf d lebten Strafsen und auf den bebauten Feldern Wiesen den ganzen Tag den Kreis durchstreifen nen, ohne einen Augenblick bewohnte Stellen au nahen Gesichtskreise zu verlieren.

Wir heben aus den genau angegebenen Be rungsverhältnissen (S. 23.) noch hervor:
dafs die männliche Population von . . 2
die weibliche — — . . 2
um
übersteigt. Im Jahre 1817 stand die männliche kerung gegen die weibliche im Preufsischen Staat 62 : 63; wenn dies auch in den vorhergegan Kriegen seinen vorzüglichsten Grund hatte, so ist ein umgewandtes Verhältnifs von 100 zu beinah auffallend und findet vielleicht in der Schwieri eine Familie zu erhalten und in dem deshalb be Arbeitern in den Fabriken oft ehelosen Stande Erklärung. Dahin gehört auch, dafs wenn sons

ende wohl eine Geburt durchschnittlich im Preu-
s Staate fällt, im Kreise Solingen auf 28 Leben-
Geburt kommt. Dessenungeachtet ist auch im
Solingen die Population fortdauernd im Steigen.
ehst durchschnittlich um $1\frac{1}{5}$ pro Cent jährlich
urchschnittszahl für den gesammten Preufsischen
war etwa $1\frac{2}{5}$ im Jahre 1817) und der Verfasser
t mit Recht (Seite 26.) als ein erfreuliches Re-
ler segensreichen jetzigen Regierung, dafs wäh-
er letzten 15 Jahre von 1816 bis 1830 der jähr-
Zuwachs beinahe ein Drittheil mehr gegen alle
ge Zeit beträgt. — Aeufserst günstig stellt sich
rhältnifs der unehelichen Geburten. Im Jahre
ar im Preufsischen Staate die Durchschnittszahl
ehelichen Kinder 2 von 27 gebornen, im Kreise
n fällt auf 32 Geburten nur eine uneheliche. —
ifser Sorgfalt hat Hr. von Hauer ferner die Zahl
wandernden und Auswandernden, auch in Zah-
gegeben, wie viel unter der ganzen Bevölkerung
sunfähige, Blinde, Wahnsinnige, Taubstumme
Da es nicht möglich ist, hier alle Verhältnisse
olgen, so wollen wir nur noch *eine* Betrachtung
eler folgen lassen. Taubstumme waren im Preu-
Staate im Jahre 1828 — 8,223. Nach der
en Bevölkerung von 12,726,823, also im Ver-
wie 1 : 1548. — Provinzenweis stellt sich
rhältnifs verschieden; am ungünstigsten war es
preufsen und Litthauen, woselbst 1 von 1078
mm war. Im Kreise Solingen sind 18 taub-
von 51760. — Während also in Ostpreufsen
tthauen von 10000 Menschen 9,2; in der Ge-
ahl im Preufsischen Staate durchschnittlich 6,4;
Solinger Kreise von 10000 Menschen nur 3,5
mm. Es ist wohl eine Erfahrung unter den
, dafs von den Taubstummen weniger Indivi-
rhältnifsmäfsig so unglücklich geboren werden,
mehr sehr viele Kinder, ehe sie sprechen lernen,
crophulöse Krankheiten, Masern und dergleichen
erden und dann taubstumm aufwachsen. Sollte
ls Solingen nicht beweisen, dafs, wenn der ge-
Mann sich besser befindet, und für seinen Haus-
gehörig sorgt, ärztliche Hülfe zu guter Zeit ge-
Kinder wohl gepflegt werden, überhaupt wenn
und Wohlstand sich verbreiten, auch die Zahl
Unglücklichen unter den Menschen abnehmen

Ueber die Darstellung der Verhältnisse der *Produktion* verweisen wir auf die über diesen Abschnitt des von Hauerschen Buches bereits von Meisterhand erschienene Anzeige in der allgemeinen Preufsischen Staatszeitung vom 16ten März d. J. No. 75. — Das allerwichtigste Resultat bei der Produktion ist die schon oben bei den Wohnungsverhältnissen berührte Betrachtung, dafs, während das in Kultur genommene Areal des Kreises so sorgfältig bebaut ist, dafs der Acker meist mit dem Spaten bearbeitet wird, und mehr Land, als vielleicht irgendwo im Preufsischen Staate, rein als Gartenland in Nutzung gebracht ist, 0,31563, d. h. beinahe $\frac{1}{3}$ der gesammten Grundfläche des Kreises als Waldfläche, die theils wirklich ganz von Holz entblöfst, theils doch fast überall nur sehr schlecht bestanden ist, als Haiden und Oeden, als Sümpfe und Moräste zu geringer Nutzung im natürlichen Zustande verbliebenes Land ist. Der Grund dieser für den ersten Augenblick in einem so bevölkerten und von so betriebsamen Menschen bewohnten Kreise auffallenden Erscheinung ist sehr einfach. Es fehlt an grofsen und wohlhabenden Gutsbesitzern und Landwirthen, die Striche unbebauten Landes in Cultur nähmen, Kapital zur Urbarmachung verwendeten, und erst nach Jahren den eingesetzten Vorschufs mit Interessen zurückziehen. Der reiche Fabrikherr nutzt sein Kapital rascher umlaufend in seinem Geschäft. Der kleine Wirth aber, in dessen Besitz der gröfseste Theil des Ackergrundes sich befindet, nutzt die seiner Wohnung nahe liegende Fläche durch immer fleifsigere Bearbeitung, so hoch er immer kann; — um entfernter liegendes Haide- oder Waldland in Cultur zu nehmen, kann er auch nicht das geringste Kapital aufwenden; — er schafft sich nur seinen Bedarf; er lebt aus der Hand in den Mund; auf irgend weitere Spekulation für Agricultur hat er durchaus nicht Mittel und Zeit sich einzulassen. Deshalb ist auch von einem allgemeiner befolgten Ackersystem im Kreise Solingen eigentlich nicht die Rede; — ein jeder treibt *freie Wirthschaft*.

6229 Familien bewirthschaften die in Cultur genommenen 60,011 Morgen Ackerland. — 3055 Familien leben ausschliefslich vom Ackerbau; 2241 besitzen Acker neben bürgerlichem Gewerbe, Anstellung als Lehrer u. s. w. 933 neben dem Verdienst durch Tagelohn. Es benutzen aber nur 2,285 Familien mehr als 10 Morgen und wird angenommen, was noch nicht einmal feststeht,

dafs alle diese zu der Kategorie derer gehören, die lediglich vom Ackerbau leben, so müssen noch 770 Familien mindestens, die nicht 10 Morgen benutzen, lediglich vom Ackerbau sich nähren. In der Mark Brandenburg, in Pommern, im Magdeburgschen benutzte der Bauer sonst in der Regel 4 Hufen; nach der freien Eigenthums-Verleihung hat ein jeder im Durchschnitt 2 Hufen, wenige 1½ Hufe; nur in sehr guten Gegenden kann der kleinste Landbesitzer in den zuletzt genannten Provinzen von 1 Hufe Land — wenn er allein vom Ackerbau leben soll — bestehen; — d. h. da die Hufe 30 Morgen enthält, mindestens 3 Mal, meist 5 und 6 Mal so viel Land, ist in den mittlern und östlichen Provinzen der Monarchie zur Erhaltung einer Familie nothwendig, als im Kreise Solingen. Mit welcher Sorgfalt mufs dort der kleinste Landbesitz cultivirt werden! 13 Gutsbesitzer nur haben ein jeder mehr als 300 Morgen Grundbesitz. Der Verf. hat nicht angegeben, wie grofs ein jedes dieser 13 Güter nach seinem Flächen-Raume sei. Aus den Bemerkungen über die Grundsteuer Seite 160 ist abzunehmen, dafs *ein* Gut 1200 Morgen etwa enthalte; die zwölf übrigen werden nach niedriger Schätzung des Besitzes der 6,216 Familien, die weniger als 300 Morgen Land haben, zusammen kaum 4,000 Morgen besitzen, d. h. einer oder zwei 400 oder 500 Morgen, alle übrigen 10 oder 11 nur etwas über 300 Morgen, oder eben 300 Morgen Land.

In Pommern, den Marken, in Schlesien gehört ein Landgut von 1000 Morgen gar sehr zu den *kleinen*. Wie hoch immer die Bodencultur im Kreise Solingen getrieben werden mag; ein Gut von 300 bis 400 Morgen kann nicht so viel Bodenrente abwerfen, dafs der Eigenthümer, ohne selbst thätig zu sein, *en Seigneur* von der Pacht leben könne. Ein zahlreicher *Herrenstand*, der ohne Landwirth zu sein, von dem Ertrag seiner Güter lebe, mufs im Kreise Solingen fehlen; und würde es doch eine Wohlthat für denselben sein, wenn mehrere gröfsere Güterbesitzungen vorhanden wären, auf denen gröfsere Versuche in der Agricultur den Fortschritt der letzteren im Ganzen beförderten, und unbebautes Land in Cultur genommen würde.

Die Seite 50 u. 51. tabellarisch gegebene Darstellung der Resultate des Ackerbaus im Kreise Solingen nach den verschiedenen Fruchtgattungen ist höchst interessant, und die Vergleichung der Zahlen ergie merkenswerthe Verschiedenheiten nach den Bürg stereien. Je südlicher und milder das Klima ist so mehr lebt sonst der Mensch von Weizen. Im Solingen aber nährt bei weitem nicht der Weiz Einwohner; ja Weizen, Roggen und Gerste, - gewöhnliche Brodtgetreide wird nicht so viel g dafs die Einwohnerzahl nach sonstigen Erfahrun zen, davon leben könnte.

Weizen wird gewonnen	.	.	18,754 Sc
Roggen — — —	.	.	148,668 —
Gerste — — —	.	.	7,240 —
in Summe:			174,662 Sc

der Durchschnittssatz des Bedarfs eines Mensch für Brodtgetreide 5 — 6 Scheffel pro Kopf jährli h. für 51,760 Einwohner mindestens 258,800 Sc wenn die Nahrung auf Getreide hauptsächlich besc ist. Der Kreis Solingen gewinnt an Weizen, F und Gerste aber nur 174,662 Scheffel; und hier das vom Ertrage doch jedenfalls zunächst abzuneh Saatgetreide noch nicht gerechnet; — also hilft der viel gebaut, und als Grütze und Mehl zur m lichen Nahrung verbraucht wird; — Buch-Wei Klöfsen und Kuchen; — und Kartoffeln, deren 5 Scheffel d. h. 10 Scheffel pro Kopf jährlich, oder was mehr als eine halbe Metze täglich pro Kop ducirt werden; oder den Scheffel zu 100 ℔ ge 1,000 ℔ pro Kopf jährlich oder 3 ℔ täglich, wi von Hauer Seite 53. angiebt! Die Wiesenfläche etwa ⅕ der Ackerfläche. Der Umfang der Hütt ganz unbedeutend; und das Vieh wird haupts im Stalle gefüttert. — Der Pferdebestand ist im Solingen verhältnifsmäfsig sehr bedeutend, beina für die Quadrat-Meile; welches zum Theil sich den lebhaften Verkehr erklärt; an Rindvieh 10,818 Stück angegeben, worunter 9,067 Kühe fast eben so viel, als Familien, deren 9,718 im sind, und würde daher, wenn die Raçe, wie ni Fall ist, recht gut wäre, jede Familie von ihre dieser Säugamme der Völker, wie sie in der A der Staatszeitung vom 16. März c. treffend bez wird, die nöthige Milch haben. Auch hier scha gar zu grofse Zerstückelung des Bodens, da der Wirth lieber ankauft, als zuzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

che Darstellung des Kreises Solingen im rungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Frei- von Hauer.

(Fortsetzung.)

afe sind aus eben dem Grunde nicht so viel, entlich nicht so veredelt, als in andern Thei- Monarchie, z. B. Schlesien. In den gebirgigen n des Kreises ersetzen die Ziegen, deren 3,020, a 600 auf der Quadratmeile vorhanden sind, Betreff der Milch zum Theil die Kühe. —

Naturfonds, der Grund und Boden, der Acker- Viehzucht, sind es nicht; was Menschen Hände, n Fleifs, Menschen Arbeit hervorbringen kön- s Gewerbe oder vielmehr Fabrication vermag, as den Kreis Solingen in Europa und bis jen- Weltmeeres bekannt und berühmt gemacht hat. den uns zu diesem interessanten Abschnitte in rke des Hrn. von Hauer.

st zunächst keine Frage, dafs bei der Fabrica- Theilung der Arbeit zu einem Grade getrieben kann, bei welchem die Waare von einer Güte iner Menge geschafft werden kann; wie nicht ist, wenn solche selbstständig von einem Ge- benden, einem Meister mit Gesellen und Lehr- efert wird. Indessen wäre es doch kein wün- erthes Verhältnifs, wenn in einem Lande oder ovinz das Fabrikwesen dergestalt sich ausdehn- *alle* Waare nur fabrikmäfsig gearbeitet würde, für manche Waare wichtig sein kann, dafs ein ı zu einem bestimmten Zweck bestelltes Stück selben Manne vom Anfang bis zu Ende gefer- ; aufserdem aber — wenn alles Gewerbe Fa- d — sich im Lande ein sehr beachtenswerther nd verliert, der Bürger und Meister, dessen inden in vieler Beziehung nicht wünschens- t. Es ist erfreulich, dafs in einem Fabrikländ-

chen, wie der Kreis Solingen, neben den Fabriken noch recht viel freie Handwerker, als solche, bestehen. Nach Seite 67. sind deren 1,791, und da man in der Hauptsache diese als Familien rechnen mufs, und der Kreis 9,718 Familien zählt, so kommen also etwa auf 100 Familien, 18 Handwerker, oder wenn man einen bedeutendern Theil der 9,718 auf Gesellen rechnet, immer doch auf 100 Familien gewifs 15 Handwerker; ein Verhältnifs, wie es da, wo keine grofse Fabrication neben den Gewerben besteht, nicht erreicht wird. Im Regierungsbezirk Danzig kamen 1818. auf 100 Familien 13 Handwerkerfamilien. Im Regierungsbezirk Minden auf 100 Familien etwa 11 Handwerkerfamilien.

Die Hauptfabrication im Kreise Solingen ist die der Klingen, die so weit und so lange berühmt ist, die Eisen- und Stahlfabrikation in der Stadt Solingen selbst und deren Umgegend. Es sind geschichtliche Andeutungen vorhanden, nach denen nach einem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs I., den ein Graf von Berg begleitete, Steyermark oder Damascus die Wiege der Solinger Fabrik ist. Auf Cypern lag ein Ort, der Soli — σόλο, — hiefs — und seiner Metalle wegen berühmt war. — Im Jahre 1401 erhielten die Genossen dieses Gewerbes in Solingen das erste landesherrliche Privilegium mit einer zunftähnlichen Verfassung, auffallend ähnlich derjenigen, welche ungefähr 100 Jahr früher den Eisen- und Stahlarbeitern zu Sheffield in England gegeben ward.

Ueber die jetzt bestehende Fabrication der Klingen giebt Hr. von Hauer nähere Notizen über die Theilung der Arbeit bei derselben. Wird die Klinge montirt, so durchläuft sie bis zu ihrer Vollendung 13 Stadien.

Der Preis der einzelnen Klingen steigt von wenigen Groschen bis zu 50 und mehr Louisd'oren. Man kann annehmen, dafs im Ganzen jährlich 100,000 Klingen zu einem Fabricationswerth von 300,000 Thlr. gefertigt und zu diesen 4000 Centner Eisen verbraucht werden.

An die Fabrication der Klingen reihet sich die der Messer. Durch sieben verschiedene Hände gehet dies Fabricat, ehe es fertig wird; der Preis der Messer steigt von 12 Sgr. das Dutzend bis zu 40 Thlr. Feder- und Zulage-Messer steigen von 1 Sgr. bis zu 2 — 3 Louisd'or. Chirurgische Werkzeuge werden nur einzeln und selten verfertigt. „Die grofse Genauigkeit, sagt Herr von Hauer, welche hierfür erfordert wird, schreckt die Arbeiter, denen es an regelrechter Anleitung und deshalb an Ausdauer fehlt".

An die Messerfabrication schliefst sich die der Scheeren; bei diesen theilt sich die Arbeit in fünf Abschnitte; und die Preise variiren von 1 Thlr. bis 30 Thlr. und das Gewicht von 6 ℔ bis $\frac{1}{4}$ ℔ pro Dutzend.

Als Nebenartikel, die jedoch in vielen Fällen Hauptgewerbe mancher Individuen werden, kommen noch vor: Korkzieher, Sporen, Feuerstahle, Stiefeleisen und dergleichen.

Diese Eisen- und Stahlgewerbe sind im Besitz von 81 Häusern, von denen jedoch einige blofse Handwerker mit Selbstverlag sind; sie ernähren 2136 Familien, fast $\frac{1}{7}$ der ganzen Bevölkerung. — Arbeiter, Männer und Jünglinge (so dafs also mehr als einer auf die Familie kommt), können 4000 angenommen werden; auch *Knaben* werden oft sehr früh als Lehrlinge angenommen, wie selbst für die Entwickelung ihrer körperlichen Kräfte nicht zuträglich ist. Diese bekommen sehr geringen, oft gar keinen baaren Lohn, und sie mit eingerechnet, kann der Tagelohn, — der überall stückweis gewährt wird — höchstens auf 10 Sgr. angenommen werden.

An diese Hauptmetallgewerbe des Kreises reihen sich seit einigen Jahren zwei Fabriken von messingenen Regenschirmbeschlägen, die zum Theil mit erfreulicher Schnelle fortschreiten. — Aufser diesen Metallgewerben sind noch Webereien, Spinnereien, eine Bleiweifsfabrik, 2 Tabaksmanufakturen, 2 Papiermühlen im Kreise Solingen. Hr. von Hauer versucht das Resultat aller dieser Fabrikationen in eine Tabelle zusammenzudrängen.

Wie mifstrauisch wir auch im Allgemeinen gegen dergleichen Berechnungen sind, so ist doch der Verf. bei seinen Angaben sichtlich mit Vorsicht verfahren; und wir glauben folgende Schlüsse aus der gegebenen Darstellung um so mehr mit Sicherheit ziehen zu können, als bei vielen Betrachtungen die einzelnen Positionen der Hauptsummen auf bestimmten Dat ruhen:

1) Der Gewinn aus der Fabrikation ist im S Solingen sehr erheblich und der baare Ertrag gröfser, als was an baarem Gelde aus Grund un den gewonnen wird.

2) In grofsem Verhältnifs alle übrige Fabri überwiegend ist die Eisen- und Stahlfabrik im S Solingen, 75 von 104, d. h. $\frac{3}{4}$ aller Fabrikation — in einer Stadt für den einzelnen Gewerbtreibend ein oft unberechenbarer Vortheil ist, wenn scho Vater auf Sohn seit langer Zeit sein Geschäft be und der neu sich etablirende dagegen schwer aufk — wenn jener nur mit den Zeitbedürfnissen fort tet — so ist es auch mit der Fabrikation im Gr Dafs Klingen und Stahlfabriken in Solingen sei bis sechs Jahrhunderten bestehen, sichert gar w lich deren ferneres Bestehen. Dadurch gründe Ruf und Absatz in weite Entfernungen hin, danach o sich alle Verhältnisse im Inlande. Und so mächt die Gewalt eines solchen Bestehens einer bestim Fabrikation in gewisser Gegend, dafs sie den Nac weit aufwiegt, der eben durch ein so langes Bes für den Fortschritt der Fabrikation in sich herb führt wird. Der Hr. Verf. führt an mehreren S an, dafs die Arbeiter bei den Eisen- und Stahlfat von ihrer gewohnten Art und Weise schwer abl zu Verbesserungen oft nicht Geschick haben, solche meist ein Widerstreben Statt findet. Wie liegt es, dafs chirurgische Instrumente in Solinge fertigt werden, und wie wenig werden fabricirt, wie s ist der Uebergang zu dieser Arbeit, der doch in so leicht sein könnte. — Nur langsam treten bei chen Fabrikationen kleine Verbesserungen ein, g dann aber um so sicherer Platz.

3) Neue Fabrikationen gedeihen in einem S strich wie Solingen, offenbar am besten, wenn sie an schon bestehende anlehnen. Die Regenschir schlagfabrik — ein an sich so unbedeutendes G der Fabrikation — schliefst sich den kleinen S und Eisenfabrikationen an, zahlt mehr Lohn al Eisen- und Stahlfabriken, 120 Thaler statt 100 T jährlich; und 2 Fabriken schaffen für 45,000 T Geldwerth.

4) Durch die Fabrikationen erhalten im Kreis lingen 5,638 Arbeiter jährlich 502,988 Thaler F

ein Jeder jährlich 89 Thlr. 6 Sgr. $5\frac{34}{5638}$ Pf., bei-
90 Thlr., und täglich à 300 Arbeitstage 8 Sgr.
Pf. oder ganz nahe 9 Sgr. Die Fabrikherren
hauptsächlich zwei Wege, ihre Waare wohlfeil
llen und Konkurrenz zu halten, das Niederdrük-
s Arbeitslohns und die Anwendung von Maschi-
In der Regel greifen sie zunächst zu dem ersten
setzen den täglichen Lohn so niedrig, als im-
öglich, und erreichen dies nebenbei auch durch
ziehung der Kinder, die viel weniger erhalten.
unglaublich, wie weit hierin gegangen wird, wie
hlesischen Weber lehren mögen, und ein Glück,
die Art der Fabrikation nicht gestattet und sonst
nde verhindern, dafs hierin zu weit gegangen
; wie dies im Kreise Solingen auch der Fall nicht
der Lohn stellt sich verschieden nach den ver-
enen Fabrikationen. Bei der Tabacksfabrikation,
r 28 Kinder und 8 Männer gebraucht werden,
Thlr. jährlich pro Kopf; bei Baumwollenzeug
uchfabrikation, wo gleichfalls Kinder gebraucht
t, auf resp. 60 Thlr. und 80 Thlr.; bei der Ei-
d Stahlfabrikation, der bei weitem gröfsesten, auf
alr.; bei der Regenschirmbeschlagfabrik auf 120
— So grofs auch die Neigung sein mag, bei
sen- und Stahlfabrikation Kinder zu benutzen,
es doch physisch unmöglich, den Lehrling zu
Arbeiten in Metall allzufrüh anzunehmen, wes-
ei der hauptsächlichsten Fabrikation das Arbeits-
10 Sgr. pro Arbeitstag auch ganz angemessen
Bei der Regenschirmfabrik wird eine Dampf-
ne gebraucht, und das Arbeitslohn steht höher,
der übrigen Eisen- und Stahlfabrikation.
ünstig für die Klasse der Fabrikarbeiter im Kreise
n ist ferner, dafs — wie weit die Theilung der
in der Eisen- und Stahlfabrikation geht — diese
lem Arbeiter meist eine gewisse Selbstständig-
nd im schlimmsten Falle die Möglichkeit läfst,
iner Arbeit zu einer andern überzugehen. Der
er, der keine Klingen zu schleifen hat, kann
und Scheeren schleifen u. s. w. Günstig end-
der Grundbesitz, der neben dem Arbeitslohn
quellen gewährt.

Wenn wir auch mit dem Hrn. Verf. der Mei-
ind, dafs bei der Fabrikation man möglichste
t gestatte und keinesweges hindere, dafs Fabri-
n — wie die von Baumwollenzeug und Taback
— aufkommen, die ihr Material meist vom fernen Aus-
lande beziehen; so ist es andererseits doch günstig,
wenn bei den hauptsächlichsten Fabrikationen die
Hauptstoffe im Inlande sich vorfinden. Schwedisches
Eisen wird gar nicht mehr verarbeitet; die Siegener
und Eifeler Hütten liefern das Eisen und den Stahl zu
der Solinger Fabrikation; das Material zu allen Solin-
ger Fabrikationen ist dem Geldwerthe nach 251,952
inländisch, 86,543 ausländisch, wie 3 : 1, wobei die
wichtigsten ausländischen Stoffe Baumwolle und Ta-
bak bleiben; — für die Hauptfabrikation in Stahl und
Eisen wird im Inlande geliefert 184,405. vom Auslande
19,200, also 96 : 10, — vom Auslande kommen fast
nur die Polirstoffe, feine Hölzer zu den Griffen, Per-
lenmutter u. s. w. zu Verzierungen.

6) Wenn man von den von Herrn von Hauer be-
rechneten Geldwerthen der Fabrikate das Arbeitslohn
und den Preis der in- und ausländischen Materialien
abrechnet, so erhält man:

für 81 Stahl- und Eisen-Fabrikherren	146,395	
— 2 Regenschirmbeschlag- — —	20,708	
— 6 Baumwoll- — — — —	21,197	
— 15 Tuch- — — — — —	14,725	
— 4 Sayetspinnerei- — — —	1,700	
— 4 Bürstenmacher- — — —	800	
— 2 Tabaks- — — — — —	10,220	
— 2 Papier- — — — — —	7,400	
für 116 Fabrikherren	223,145	Thlr.

also im Durchschnitt einer 1,924 Thlr. —

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Ueber die Sündlosigkeit Jesu. Eine apologetische Betrachtung von Dr. C. Ullmann, ord. Prof. d. Theol. zu Halle. Zweiter verbesserter u. vermehrter Abdruck. Hamburg 1833. 8.

Das Christenthum mufs einerseits einen festen, historischen Grund, andrerseits einen innerlichen und idealen Charakter haben, sagt der Verf. Man mufs deshalb die Totalität des geistigen Lebens Jesu als den Mittelpunkt des ganzen Christenthums ins Auge fassen. Zwar haben die Apostel die göttliche Sendung und Messianität Jesu durch Wunder und Weissagungen bewiesen, nach dem Bedürfnifs ihrer Zeitgenossen. Weil aber die Betrachtung der geistig-sittlichen Erscheinung Jesu jetzt mehr Wirkungskraft besitzt, so ist unser Bedürfnifs: uns an diese zu halten. (Wo bleibt aber der obige streng historische Grund des Christenthums bei dieser Betrachtungsweise, ist das

nicht ein blofs willkürliches Zurechtmachen eines Christenthums für unsre Zeit?) Doch sollen wir auch diesen Weg der Betrachtung nicht für den allein richtigen halten, sondern es giebt mehrere Beweise noch und es kommt als gleichgültig heraus, auf welchem Wege man zur Anerkennung christlicher Wahrheit gelangt, wenn nur das Gemüth ergriffen wird. Diesen paränetischen Zweck seiner Abhandlung nennt der Vf. einen apologetischen; einen dogmatischen soll sie nicht haben, sie will daher den Glauben an die Heiligkeit Christi nicht von einer Idee, sondern von der geistvoll (?) und lebendig aufgefafsten historischen (?) Erscheinung, von einem Factum aus begründen, sie will nicht aus der Göttlichkeit Christi seine Unsündlichkeit ableiten (was allein der richtige Weg gewesen wäre), sondern von der Ueberzeugung (wie soll es dazu kommen auf solchem Wege?) von der Sündenfreiheit des Erlösers zur Anerkennung seiner Göttlichkeit führen. Sie soll eine Besprechung des Gegenstandes sein, und ein solches Sprechen darüber ist sie allerdings. Idee und Factum sind für den Vf. unüberwindliche Gegensätze. Die Idee ist in seinem Sinn ein unwirkliches, das Factum in der Religion kann ein ideenloses sein. Ueberhaupt kommen in dieser Abhandlung seltsame Kategorieen vor z. B. der ganz gemeine, rationalistische Gegensatz von Gott und Jesu, wie S. 13. Nur von Gott selbst in seiner ewigen und absoluten Heiligkeit kann die reine Unmöglichkeit des Sündigens prädicirt werden, aber sobald (?) wir Jesu auf gesunde (!) Weise und im Sinne der Schrift alle sittlichen Anlagen des Menschen beilegen so u. s. f. So auch der Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit, wie S. 15. seine Heiligkeit wäre nicht zugleich Resultat der Freiheit, sondern ausschliefslich der innern, unabänderlichen Nothwendigkeit seines Wesens, wie wir die göttliche denken müssen u. s w. So die Nothwendigkeit, ohne die Freiheit, wäre Gott vielmehr die Natur, höchstens das Fatum. Wir müssen uns überhaupt in Jesu etwas denken, wenn es auch blofs ein Abstraktes, ein nie erfüllter Gedanke ist. S. 15. Sich selbst arbeitet der Vf. bewufstlos entgegen, indem er sagt: bei diesem nicht dogmatischen, sondern apologetischen Versuch, der also diejenigen zu berücksichtigen hat, die noch nicht von der Wahrheit und Göttlichkeit überzeugt sind, sei es sachgemäfs (!): nur von allgemein anerkannten und zugestandnen Sätzen auszugehen. Nun leugne aber Niemand, dafs Jesus wahrer und vollkommner Mensch gewesen. Indem jedoch der Verf. von dieser menschlichen Seite her die Sündlosigkeit Jesu darthun will, mufs ihm nothwendig vielmehr der „allgemein anerkannte und zugestandne Satz" in den Wurf kommen: dafs kein Mensch ohne Sünde sei. Dafs Jesus davon eine Ausnahme machen soll, kann der Vf. von diesem Standpunkt aus nur bittweise erlangen. Es könne uns, sagt er, nichts hindern, anzunehmen (ja anzunehmen wohl, d. h. uns einfallen zu lassen, aber dafs es auch wahr, nothwendig und wirklich sei, beweisen, ist doch wohl noch etwas anders, aber das wäre dogmatisch), dafs durch die Einwirkung der schöpferischen, weltordnenden Causalität in einem bestimmten Individuum einerseits die allgemeine Fortpflanzung des Hanges zur Sünde unterbrochen und das sittliche Vermögen in ursprünglicher Integrität wieder hergestellt, andrerseits solche Fülle sittlicher Kraft niedergelegt und fortwährend lebendig erhalten worden sei, dafs u. s. w. Diese Argumentation die Verf. auch S. 108. wiederholt, ist als ein ganz äufserlicher Auskunftsmittel beigebracht, spielt die ganze Untersuchung letzt in das Gebiet des Wunderbaren, welches doch nicht Princip der Untersuchung ist, und sieht ganz wie ein äufserlicher Nothbehelf aus, um zu erhalten was man wünscht. Ist es möglich, in Christo den Sündenlosen zu erkennen, er so nur, wie von dem Vf. geschieht, als dieser einzelne Mensch als Individuum betrachtet wird? Wird er dann auch nur sehr, wie gleichfalls von dem Verf. geschieht, idealisirt, auf dem Grunde der Nachrichten des N. T, so bleibt die Besorgnifs, die sich auch hier einem jeden leicht aufdringt, dieses alles nur durch uns und ihn hineingedacht werde was er ist, nur diesem unsern Denken von ihm verdanke *rer guten Meinung* von ihm, und ist das nicht eher eine digung, als Verherrlichung dieser Person? Ist das nicht nur die Kantische Idee von dem Heiligen des Evange Führet eine solche Darstellung nicht selbst den die W Glaubenden zuletzt in endlose Zweifel hinein, zumal wen alle Einwendungen, wie im 3. Abschn. geschieht, vorgele auch nicht eben immer glücklich beantwortet werden Wirklichkeit sündloser Heiligkeit ist zu glauben, sagt d wenn sie sich selbst gewifs ist und sich andern anschauli unzweifelhaft gewifs zu machen weifs: das hiefse, was es von sich behauptet und es andern glauben zu machen Welch ein gefährlicher Satz so in *abstracto*! „Wir sin der Meinung, sagt der Verf. (als ob aus der blofsen M eine andere Vorstellung, als diese hervorgehen könnte aus dem Einssein mit dem Vater der metaphysische Beg Wesenseinheit und die ganze kirchliche Lehre von der H sie des Sohnes mit dem Vater abgeleitet werden sollte". Wenn der Vf. sich vom Meinen zum wahrhaften Erken heben wollte, so würde er anders denken. Die Wide dessen, was in der Versuchungsgeschichte und in best Lehren und Thaten Christi die Sündenlosigkeit Beeinträ des liegen soll, macht zuletzt ganz nur den Eindruck ei *schuldigung*. Ueberhaupt ist die Denkart des Verfs. i Abhandlung wesentlich rationalistisch, jedoch mit Verni gen des Glaubens an die Gottheit Christi, Offenbarung in ihm u. s. w. *daneben*. Aber es fehlt der Kern der Einheit. Die Schwäche der Abhandlung ist die Scheu v dogmatischen Standpunkt, das Sichhalten auf dem ap schen, psychologischen, welches der Ort nicht sein k glücklichen Lösung der Aufgabe. Mit der blofs negativ stellung der Unsündlichkeit allerlei Raisonnements dazu rufung auf Predigten und dergleichen kann die Erkenn der Wissenschaft nicht gefördert werden.

Jahrbücher
für
lssenschaftliche Kritik.

August 1833.

tische Darstellung des Kreises Solingen im ierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Frei- von Hauer.

(Fortsetzung.)

die gröfseren Gutsbesitzer wenig über 300 Morgen n dürften, es für solche Güter bei den günstigsten setzungen wohl nicht einmal angeht, 3 Thlr. pro Ertrag zu rechnen, so ist klar, dafs die ver- den reichen Leute im Kreise Solingen nicht die sitzer sondern die Fabrikherren sein müssen, zu- on letzteren, da Eisen- und Stahlfabriken zum handwerksmäfsig getrieben werden, viele nur hlr., 400 Thlr. u. s. w. jährlich verdienen, wäh- laher statt der Durchschnitts-Summe von 1,924 einzelne 3000 Thlr., 4000 Thlr., ja 8,000—10,000 jährlich gewinnen mögen.

Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Hr. er die grofse Klingenfabrik noch mehr geschichtli- theilungen gegeben hätte, und namentlich, wie bei erten Sitten- und Zeitverhältnissen, als der Degen ur Kleidung gehörte, als etwa seit 1630. die Coloni- ren in Amerika angebaut, und Messer für die Zucker- gen nöthig wurden, — als die stehenden Heere mehr ehr organisirt wurden, — mit sinkender oder stei- Nachfrage der Absatz und die Summe der Fabri- fiel oder sich mehrte.

ie Kommunal-Verwaltung ist im Kreise Solingen dem Bergischen Dekrete vom 18ten December geordnet, und durch dieses in den Hauptzügen mäfsige Gesetz der früheren unordentlichen Fi- Verwaltung bei den Gemeinen Einhalt gesche- Wir ersehen aus den von dem Hrn. Verf. ziem- ollständig mitgetheilten Kommunal-Etats, dafs jetzt mmunal-Lasten auf den Kopf im Durchschnitt r. 10 Pf. kommen. Dieser Mittelsatz stellt sich nach den einzelnen Kommunen verschieden. So- lingen, das noch die meisten Schulden hat (24,460 Thlr.) zahlt pro Kopf 1 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf.; Dorp dagegen, welches nur noch 273 Thlr. Schulden hat, pro Kopf 14 Sgr. 6 Pf. Die Stadt Berlin hatte nach der 1831. erschienenen amtlichen Bekanntmachung im Jahre 1830. an Haus-Miethssteuer- und Nachtwachtgeld eine jährliche Ein- nahme von 381,367 Thlr., d. h. also pro Kopf 1 Thlr. 18 Sgr.; — weshalb man hiergegen die Kommunalab- gaben im Kreise Solingen nur sehr gering nennen kann, da bei einer so grofsen Stadt, wie Berlin, wenn auch viele Arme zu unterhalten, überhaupt grofse Aus- gaben sind, doch bei so grofsen Einnahmen sich auch andere financielle Operationen machen lassen, als bei kleineren Kommunen, ferner aber von letzteren viele im Kreise Solingen gar kein Kämmerei-Vermögen ha- ben, welches bei Berlin in dem Grade nicht der Fall ist.

Durchaus einverstanden sind wir mit dem Hrn. Verf. über die Art der Erhebung der Kommunalsteuern. Derselbe führt an, dafs einige Kommunen im Kreise Solingen nach besonderen Sätzen und Formen, als Ein- kommensteuer (eigentlich ein willkührlicher Vermögens- Anschlag) und in anderer Art die Kommunal-Abgaben erhöben. Es bleibt das einfachste und wünschenswer- theste, wenn die Kommunen rücksichtlich ihrer Abgaben an das Steuersystem des Staats sich anschliefsen; — eine Hebung des Kommunal-Erfordernisses mittelst ein- facher Steuerzuschläge erspart die Weitläuftigkeit dop- pelter Rollen, mindert die Einziehungskosten, und si- chert die Beitragspflichtigen gegen verdoppelte Vexatio- nen eines zweifachen Beitreibungsverfahrens.

Durch Einführung einer *ständischen Repräsenta- tion* ist auch im Kreise Solingen eine lebhaftere Theil- nahme an öffentlichen Angelegenheiten erweckt, und bereits manches Gute bewirkt.

Die wichtigste Frage für das öffentliche Leben ist die Frage über Steuern und Landesabgaben.

„Abgaben geben und sterben müssen wir alle"

sagt irgendwo Franklin. Wir möchten diesen an sich wahren Ausspruch so ausdrücken: „Wenn wir *leben* wollen, in dem Zustande der Civilisation, der Ordnung und Gesittung, die wir in wohlorganisirten Staate genießen, so müssen wir Abgaben geben." Sie sind nothwendig für alles, was der Staat an Ordnung, Ruhe, Sicherheit gewährt, weshalb es nur darauf ankommt, sie auf richtige Weise zu vertheilen und die Last ist verhältnifsmäfsig gering gegen das, was dafür gewährt wird.

Herr von Hauer skizzirt, wie geschichtlich im Bergischen das Steuersystem sich gebildet, er zeigt, wie früher die Steuern willkührlich vertheilt worden, welche Bedrückungen dadurch entstanden, und wie erst mit dem Anfang dieses Jahrhunderts eine allgemeine Besteurung nach bestimmten Principien gesetzlich eingeführt wurde.

Was die nach der jetzigen Steuerverfassung in dem Kreise Solingen erhobenen Steuern betrifft, so sind es hauptsächlich nur drei, die der Verf. näher beleuchtet: die Grundsteuer — die Gewerbesteuer — die Klassensteuer.

Nimmt man sämmtliche Abgaben — incl. der früheren städtischen Auflagen und der Kommunalsteuern zusammen, so ergiebt sich nach Seite 199 mit Berücksichtigung der verschiedenen Bevölkerungsverhältnisse durchschnittlich:

in der Zeit	von	$\frac{1745}{1793}$	pro	Kopf	43,0888000	Sgr.
— — — —		$\frac{1745}{1794}$	—	—	38,036300	—
— — — —		$\frac{1795}{1806}$	—	—	41,0433378	—
— — — —		$\frac{1807}{1813}$	—	—	57,04880	—
— — — —		$\frac{1814}{1820}$	—	—	67,08	—
— — — —		$\frac{1821}{1830}$	—	—	70,039800	—

Wenn nun gleich der Betrag fast um das Doppelte gestiegen ist, so ist der Umschwung der Erwerbsmittel in gleichem Verhältnifs (Seite 200.) gestiegen; — mehr als noch einmal so viel wird gegen sonst für die erhobene Steuer geleistet; während 1745. bis 1806. bei Mangel an Mitteln immer sofort zum Schuldenmachen geschritten ward, und zwar in einem solchen Grade, dafs 1816. noch 81,357 Thlr. zu bezahlen waren, also pro Kopf 1⅓ Thlr., ja noch jetzt Schulden von der Zeit des siebenjährigen Krieges her zur Sprache kommen und die Nachkommen heute für die nicht geordnete Wirthschaft der Vorfahren büfsen müssen; und während jetzt mit Ordnung und wenn gleich manchem Einzelnen schwer, so doch im Ganzen ohne grofse Ueberlastung der Unterthanen die Steuern gehen — wie aus den Seite 227. angegebenen, verhältnifsmäfsig wenigen Pfändungen wegen der Steuer wirkliche Zwangsverkäufe durchschnittlich jährlich vorgeht, liefs der Bürgermeister Johann Knecht in Solingen am 4ten April 1756. von den Kanzeln publiciren, dafs die Einwohner, welche ihre seit 3 Jahren rückständigen Steuerreste (damals etwas über die Hälfte pro Kopf gegen jetzt) nicht innerhalb 4 Tagen abführen würden gewärtigen müfsten, dafs „den Schuldigen ohne Ansehen der Person die Hausthüren sollten weggehoben werden", wodurch freilich die Regierung sehr unmittelbar den öffentlichen Schutz des Eigenthums wegen Nichtbleibens der zur Aufrechthaltung desselben zu leistenden Zahlungen entzog. — Es ist interessant, die Resultate der einzelnen Steuern zu vergleichen. Alle Steuern treffen am Ende allerdings das Einkommen des Individuums, erreichen. Aber die Erfahrung aller Zeiten und Völker lehrt, dafs man geirrt hat, wenn man direkt auf das Einkommen Steuern legt. Das Einkommen eines Individui erkennt sich am besten durch das, was einer ausgiebt; und so werden am Ende die indirekten Abgaben, welche Handlungen besteuern, die zuletzt die Ausgaben der Verzehrenden treffen, praktisch die direkten Abgaben mehr und mehr zurückdrängen.

Früher glaubte man, die Quellen des Einkommens, die am sichtlichsten vorlagen, zunächst und am meisten besteuern zu müssen. Dies war der Grund und Boden. Also mit einer Grundsteuer fing man an; man hat staatswirthschaftliche Systeme gegeben, welche die Grundsteuer nicht sowohl als hauptsächlichste, sondern als die einzige zulässige und richtige Abgabe bezeichneten. Wie ganz anders stellt sich die praktische Ansicht der Sache! Während im Kreise Solingen 1745—1793 pro Kopf 43,088 Sgr. Steuern erhoben wurden, betrug die Grundsteuer pro Morgen 27,08 Sgr. und während 1830. pro Kopf 70,39 Sgr. Steuern erhoben wurden, betrug die Grundsteuer pro Morgen 19,024 Sgr. Der Reparationssatz bei der Grundsteuer ist fortdauernd herabgesetzt worden; und mit Recht, denn diese Steuer ist keineswegs den Besitzer nach Verhältnifs seines Einkommens, sie wird als Reallast einer Hypothek gleich; und ein Grundbesitzer kann sehr viel Grundsteuer zahlen, während er selbst von seinem Gute sehr wenig reine Einnahme bezieht.

Die Gewerbesteuer bringt im Kreise Solingen im zen 9,429 Thlr. 20 Sgr. ein; der Durchschnittssatz sich nach den Gewerben verschieden, wie dies aus Tabellen Seite 206 und 207 speciell ersichtlich ist. — Hr. Verfasser macht bei der Eigenthümlichkeit des ses Solingen mit Recht darauf aufmerksam, dafs da Bewohner desselben mehrere Gewerbe zugleich betrei- hierauf bei ihrer Heranziehung eine billigere Rück- als bis jetzt geschieht, genommen werden sollte. — Die Klassensteuer betrachtet der Hr. Verf. sehr ig im Zusammenhange mit der ganzen direkten uerung als Ausgleichungsmittel. Denn, wenn die ten Steuern den Besitz, das, was ist, treffen sollen, Grundsteuer den Grundbesitz, die Gewerbesteuer Gewerbe als solches trifft, so fehlen alle die, deren s ihre Körperkräfte sind; — wenn die Grundsteuer Rücksicht auf den vorhandenen Passivstand, auf Lage der Familie und Nebenbelastungen; die Ge- esteuer nicht auf die Schwankungen des Gewer- Rücksicht nimmt, so soll die Klassensteuer nach umsichtigen Repartition hier aushelfend, eintre- Auf letztere kommt es daher wesentlich an, wes- die Veranschlagung in die Hände örtlicher Vertrau- -Kommissionen gelegt ist. Die Klassensteuer bringt reise Solingen in runder Summe 38,000 Thlr. ein. Kinder zwischen 6 und 12 Jahren sind zwischen d ⅐ einer Nation. Man hat also einen ziemlich nen Maafsstab, ob in einer Gegend die Kinder or- ich zur *Schule* gehalten werden, wenn der 6te oder ensch der Bevölkerung zur Schule geht. —

(Der Beschluſs folgt.)

XLIV.

dbuch der neuern Französischen Sprache d Literatur, oder Auswahl interessanter, ronologisch geordneter Stücke aus den be- n neueren Französischen Prosaisten und ichtern, nebst Nachrichten von den Verfas- rn und ihren Werken. Von Karl Bück- r und Friedr. Herrmann. Prosaischer heil. Berlin, 1833. Duncker u. Humblot.

ie Literatur der Franzosen hat seit der Revolution von wo sie auf eine ganz neue Grundlage der Nationalgesin- verpflanzt wurde, bereits wieder verschiedenfache Stadien Entwickelung durchschritten. In jener Revolution hat dies Volk auch seine Literatur frei zu machen begonnen; es stürzte, wie in politischen, so auch in seinen literarischen Dingen alte Gewalt der Autoritäten um, und nachdem es den Dictionnaire der Akademie vom Thron gestofsen, fing es an, auch seiner Sprache die Macht zuzugestehn, welche die ganze Nation für sich in Anspruch genommen, nämlich sich selbst zu constituiren. Die schöne, so lange gefesselte Sprache wurde endlich frei und konnte sich, sowie sie der Gedanke trieb, in lebendigeren Formen und Wendungen nach Lust bewegen. Mit Recht schreibt man daher von dieser Zeit an die neuere Periode der Französischen Literatur, und ein dieser gewidmetes Handbuch, wie das oben angekündigte, hatte daher einen sehr bestimmten Ausgangspunkt zu nehmen, den es um so genauer festhalten mufste, da sein vorherrschender Zweck nur der grammatische sein kann. Die Herausgeber haben auch mit gutem Bewufstsein diesen Wendepunkt der Französischen Sprachentwickelung ins Auge gefafst, aber in ihrem Handbuch finden sich schon wieder mehrere und neuere Entwickelungsstufen, der Sprache wie der Literatur, ineinandergemischt, die sich sehr bemerklich machen, wenn wir auch eben nicht meinen, dafs sie in einem Werke dieser Art gerade als verschiedene Perioden hätten ausgezeichnet werden sollen. Es beginnt jedoch unläugbar unter der Restauration bereits wieder eine neue, ganz anders charakterisirte Stadie der Französischen Literatur, die, von der politischen Abspannung der Zeit begünstigt, zuerst in einem lebhafteren äufseren Verkehr als je sich äufserte, und dann in der zwar in viele Irrungen ausartenden, aber doch immer höchst bedeutsam werdenden *romantischen Schule* sich eigenthümlich bezeichnete. Der Romantizismus vollendete die literarische Revolution, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Freilassung der Sprache begonnen, indem er eine Welt neuer Begriffe, besonders durch die Kenntnifs der Deutschen Literatur gewonnen, in die heimische Anschauungsweise übertrug und dadurch den Grund zu ebenso vielen Keimen einer neuen Sprachentfaltung in reicheren, kühneren und lebendigeren Formen legte, wenn er auch freilich gerade in dieser Hinsicht seine Bestrebungen am meisten auf die Spitze trieb und nicht selten abenteuerliche Mifsformen erzeugte. Dadurch, sowie auf der andern Seite durch die gleichzeitig beginnenden philosophischen Bestrebungen der Franzosen, welche, ebenfalls nicht ohne Deutsche Anregungen, sie nöthigten, das Gebiet ihrer Ausdrücke immer mehr nach Geheifs des Gedankens zu erweitern, wurde jedoch der Französischen Sprache eine Bewegungsfähigkeit mitgetheilt, die ihr augenscheinlich einen originelleren und tieferen Charakter zu geben anfängt.

Die Herausgeber dieses Handbuchs durften es deshalb selbst für ihren enger gesteckten Zweck nicht umgehn, auch aus den Schriftstellern der romantischen Schule Auswahlen zu geben. Es finden sich auch aus Victor Hugo's „*Han d'Islande*" und „*Notre Dame de Paris*", sowie aus Alfred de Vigny's „*Cinq Mars*", welches eine der frühesten und besten Leistungen der Schule im Fach des Romans ist, einige Fragmente. Aber eine schöne Prosa ist weniger ein bemerkenswerther Vorzug der Romantiker; man mufs sie in ihrer rhythmisch-poetischen Sprache hören, wo sie

alle glänzenden und eigenthümlichen Seiten ihrer Manier hervorkehren. Da ein zweiter Theil dieses Handbuchs der Poesie bestimmt ist, so steht zu wünschen, dafs die Herausgeber alsdann den geeigneten Ort nicht unbenutzt lassen werden, um durch reiche Mittheilungen aus Lamartine, Victor Hugo, Alexandre Dumas, Vitet (den Vf. der „*Barricades*" und der „*Etats de Blois*"), Mérimée u. A. diese poetische Sprachumwälzung anschaulich zu machen, wo sich dann vielleicht Gelegenheit gäbe, zugleich durch einige Auswahlen aus den satirischen Gegnern der Schule, wie Viennet, Baour-Lormian, jenen ganzen merkwürdigen Kampf des Romantizismus und Classizismus der Franzosen näher zu schildern.

Wir heben dies hervor, weil die Arbeit der Hrn. Büchner und Herrmann in der Weise, wie sie sich an das bekannte Ideler-Nolte'sche Werk zu gleichem Gebrauch anschliefst, vorherrschend den Plan haben mufs, Sprachproben von allen Farben aus der von ihr behandelten Literatur zu geben. Für die Französische Sprache selbst sind aber jene Richtungen wichtiger, als in allgemein literarischer Hinsicht, in welcher letzteren wir Deutsche kein sonderliches Interesse an ihnen zu nehmen nöthig hätten. Man hat uns schon genug geplagt mit der übertriebenen Aufmerksamkeit, welche man jetzt diesen neufranzösischen Konvulsionsschriftstellern bei uns widmet, aus denen uns oft nichts als die kokettirende Grimasse einer entsittlichten Lebensansicht entgegenblickt, abgesehen davon, dafs wir auch meist nur abgelegte Gewänder aus unserer eignen Literatur dort wieder aufgestutzt finden. Aber die Kreise, in welchen die neuere Französische Literatur auch nach andern Seiten hin thätig gewesen, sind immer so vielfach, dafs es den Herausgebern auch in sachlicher Hinsicht nicht an interessanter Ausbeute fehlen konnte, und die von ihnen getroffene Wahl der ausgehobenen Stücke ist durchaus zweckentsprechend zu nennen.

Die Zusammenstellung führt uns hier Schriftsteller von allen Farben und Standpunkten, von der rechten und linken Seite und aus dem Centrum, neben einander vor. Chateaubriand, Nodier, Lacretelle, Salvandy, Frau von Staël, Villemain, Volney, haben dem Raum nach am reichlichsten beigesteuert. Aus Jouy's berühmtem „*L'Hermite de la Chaussée d'Antin*" und „*L'Hermite en Province*" sind zwei treffliche Skizzen entlehnt. Auch Alexander von Humboldt, dessen Darstellungstalent ihm mit Recht hier eine Stelle erwarb, hat aus seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents ein anziehendes Fragment hergegeben. Bei den Auswahlen aus der neueren historischen Literatur der Franzosen, die mit Recht so zahlreich ausgefallen sind, werden die verschiedenen Principien der Geschichtschreibung, welche sich darin charakterisirt haben, gut bemerklich gemacht, und von jeder der drei Schulen, der rationellen, der descriptiven und der fatalistischen, bezeichnende Abschnitte mitgetheilt; von der ersteren liefert Guizot aus seiner Geschichte der Englischen Revolution ein Bruchstück; die beschreibende Manier vertritt Barante mit einem Stück aus seiner in chronikenartiger N erzählten Geschichte der Herzöge von Burgund, und seine folger Augustin Thierry und Capefigue; aus der soge *école fataliste* stehen Mignet mit einem Fragment aus sei schichte der Französischen Revolution, und A. Thiers, genwärtige Handelsminister, mit einem Abschnitt aus gleichartigen Werke da. Andere historische Mittheilung dem älteren und jüngeren Ségur (von dem letzteren se rühmte Schilderung des Ueberganges über die Berezin Sismondi, Michaud, Bignon u. A. sind nicht minder pass wählt. Doch wundern wir uns, dafs die Herausgeber au bedeutenden Französischen Memoirenliteratur der neuen aufser von denen des älteren Ségur, nicht noch einige ci ristischere Probestücke gegeben haben. Dagegen ist a ben, dafs die politische und parlamentarische Beredsam Franzosen, die sich seit der Revolution von 1789. so g bei ihnen herausgestellt hat, auch in einem literarischen buche dieser Art nicht unberücksichtigt gelassen wurde. beaux hochtönender „*Discours sur les Biens ecclésiastiqu* aus der neueren Zeit, des älteren Dupin beredtes Plaido die beiden Schriftsteller Jay und Jouy, welche der Verthe des Königsmordes angeklagt waren, sind gutgewählte stücke. Auch der feinsinnig-spottende P. L. Courier feh Vielleicht hätte auch etwas von De Pradt gegeben wer len. Die Französische *Kritik*, die neuerdings auch man genthümliche und selbst Kunstmäfsige hervorgebracht indefs zu sehr vernachläfsigt worden, und es wäre wohl gewesen, z. B. etwas von der gebildeten Prosa des geis J. J. Ampère, schon um seiner Wahlverwandtschaft mit de schen Literatur willen, wie seine treffliche Kritik über in dem ehemaligen Pariser „*Globe*", mitzutheilen; oder a Sainte-Beuve, St. Marc-Girardin u. A.

Die jedem Schriftsteller vorangeschickten biographisc kritischen Notizen sind mit achtbarem Fleifs und einer sen Vollständigkeit zusammengestellt, und es ist kein dafs dies Buch denselben grofsen Nutzen für den liter und sprachlichen Unterricht der Jugend gewähren wird, von Ideler und Nolte, zu dessen Ergänzung es sich b hat. Möchte auch in derselben Weise, wie hier für die niſs der neueren Französischen Literatur gesorgt wird, Aehnliches für die neuere *Deutsche* Literatur geschehn ches Handbuch, das dem Deutschen Unterricht in den Klassen der Gymnasien ebenso zu Grunde gelegt werden wie es bei der Lectüre in fremden neueren Sprachen d ist, erscheint ohne Zweifel als Bedürfniſs, da das, was in dieser Art vorhanden war, wie z. B. der sogenannte „ hain" des Hrn. Prof. Theodor Heinsius, ebenso plan- al los, und ohne allen literarwissenschaftlichen Sinn bearbeit

Dr. Theodor Mun

№ 32.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

*isch*e *Darstellung des Kreises Solingen im ierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Frei- v* o*n Hauer.*

(Schluſs.)

Frankreich giebt es Gegenden, z. B. Morbihan, wo icht der 100ste zur Schule geht; — im Preuſsi- steht es nirgend so schlecht. Im Groſsherzog- osen — wo noch am wenigsten der Schulbe- lgemein ist — geht der 13te bis 14te Mensch der rung zur Schule, im Magdeburgischen, Merse- hen noch mehr als der 6te. Im Kreise Solin- ien 7428 Kinder zur Schule, d. h. 0,1435 oder ganz nahe ein Siebentheil. Schulpflichtige Kinder ach Seite 271) 9221. — In einem Fabriklande, hem die Neigung so groſs ist, Kinder früh zur anzustellen, ist das Resultat noch immer recht . — Der Verf. rühmt besonders die durch Se- n jetzt herbeigeführte bessere Bildung der Leh- d sagt übrigens mit Recht, daſs die Aufmerksam- r Preuſsischen Behörden auf das Schulwesen als jede Deklamation den trefflichen Geist der ng bezeichne.

rr von Hauer hat übrigens ganz praktisch einen h gemacht, welchen Einfluſs das Schulwesen gehabt hat. Es hat sich ergeben, daſs von 200 n aus verschiedenen Gegenden des Kreises, die re 1811 geboren waren, im Jahre 1827

145 Lesen und Schreiben,
46 bloſs Lesen verstanden, —
9 aber unwissend aufgewachsen waren.

enn man rechnet, daſs von 9221 schulpflichtigen n 1793 nicht zur Schule gehen, d. h. beinahe gegen obige 9 noch nicht $\frac{1}{10}$ sind, so möchte ir die Folge ein noch schlimmeres Resultat be-

Allein es mag bedacht werden, daſs wenn auch lle schulpflichtige Kinder von 5—12 Jahren zur Schule gehen, viele doch einen kürzeren Zeitraum von 2—3 Jahren die Schule besuchen; und dadurch das Resultat zuletzt sich günstiger stellt, indem auch in 2—3 Jahren viele lesen und schreiben lernen.

In dem Abschnitt „Allgemeine Polizeiverwaltung und Justizpflege" giebt der Verf. interessante Nachrichten über die Anzahl der Verbrechen, der Polizeibeamten, der Anstalten gegen Feuersgefahr u. s. w., und sucht dann, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daſs von dem Umschwung des Geldes, als Zeichen des Erwerbs, sich die Betriebsamkeit und das Leben einer Nation taxiren lasse, das Resultat seines ganzen Werkes dahin zusammenzuziehen, daſs das gesammte circulirende Medium im Kreise Solingen 2,027,477 Thlr. betrage, also für eine jede Familie durchschnittlich nahe an 200 Thaler. — Wenn wir auch dies Schluſsresultat in der Hauptsache nicht gerade unrichtig nennen wollen, so können wir uns doch mit der Art, wie solches aufgefunden, nicht einverstanden erklären. Zwar hat Herr von Hauer für die Art seiner Berechnung Französische und Englische Statistiker vom ersten Range zum Vorbilde. Indessen haben wir gegen solche Berechnungen und Anschläge zwei Bedenken. Einestheils beruhen die Zahlen doch auf sehr schwankenden Annahmen. Die Hauptposition, aus der die Zahl von 2,027,477 Thlr. sich zusammensetzt, besteht in 1,856,696 Thlrn., die aus dem Privat-*Verkehr* aufkommen. Wer möchte widerlegen, wenn behauptet würde, es kämen 3 Millionen auf, und das würde das Endresultat wesentlich ändern. — Ferner aber und hauptsächlich scheint uns eine solche Darstellung auf das Miſsverständniſs zu leiten, als ob die gröſste Summe von Glückseligkeit vorhanden sei, wo das Meiste für baares Geld verkauft wird. Ein Volk ist um so reicher, je gröſser die Summe aller Güter und Dienste ist, worüber es für seinen Zweck verfügen kann. Aber ein groſser Theil dieser Güter und Dienste ist kein

Gegenstand des Verkehrs, obwohl er deshalb nicht minder wesentlich zur Vermehrung des Wohlbefindens beiträgt. — Der eine kauft sein Brot und Gemüse, der andere zieht es in seinem Garten selbst. Wo ist die gröfsere Summe von Genüssen? Und gerade im Kreise Solingen ist diese Betrachtung so äufserst wichtig. —

In dem vortrefflichen Aufsatz über das Preufsische Zollwesen (in der historisch-politischen Zeitschrift von L. Ranke Theil I. Seite 443) ist angegeben, dafs — alles zu Marktpreisen veranschlagt — die Tagelöhnerfamilie 150 Thlr. jährlich haben mufs. Im Kreise Solingen hat aber die Familie an Genüssen durchschnittlich gewifs mehr. — Das Tagelohn ist durchschnittlich 10 Sgr.; also verdient der Mann in 300 Arbeitstagen 100 Thlr. baar; und nun hat die Familie, wie bei den Wohnungsverhältnissen auseinandergesetzt ist, noch meist Haus und Garten! —

Dies lehrt, dafs eine dichte Bevölkerung kein Unglück ist, vielmehr die Masse der Erwerbsmittel mehrt, und die Einwohner viel besser leben, als in unkultivirten und dünn bewohnten Gegenden. Herr von Hauer deutet dies an, mit dem Bemerken, dafs nur nicht die Regierung, wie auch nicht geschieht, durch positive Maafsregeln störend in die sich entwickelnden Arbeits- und Betriebskräfte eingreifen möge.

Wir schliefsen hieran eine allgemeine Bemerkung.

Es ist ein besonderer Vorzug der Preufsischen Regierung und ihr vorzüglichstes Lob, dafs sie, ganz im persönlichen eigensten Sinne des Königs, nirgend mit allgemeinen Maafregeln rasch, alle Verhältnisse zerschneidend, vorschreitet, sondern langsam und wohl überlegt, das Ideal musterhafter Verwaltung immer vor Augen habend, immer nur Veränderungen und Verbesserungen eintreten läfst, wenn das Bedürfnifs sie als zeitgemäfs bezeichnet. Der Hr. Verf. hat diesen Sinn der Regierung sehr wohl erkannt und vorsichtig nur immer angedeutet, wo die Erfahrung eine Veränderung — in meist geringen Modalitäten — als wünschenswerth zu erkennen giebt. — Wir verweisen beispielsweise auf die Bemerkung Seite 35. wegen Prüfung der Bauhandwerker, Seite 46. die Benutzung der Haiden, Seite 57. der Wunsch einer legislativen Abkürzung der Klagen bei Grenz-Streitigkeiten, Seite 59. über die Benuzzung der Domainen-Waldungen, Seite 132. die Wahl der Vertreter der Gemeinen betreffend, Seite 164. über die fernere Ausbildung der kreisständischen Repräsentation, Seite 208. und 209. über kleine Veränderu bei Erhebung der Gewerbesteuer, Seite 210. und über Modalitäten bei der Klassensteuer, S. 308. übe Impfzwang und dergleichen mehr. — Dies ist die ige Art, in welcher auf ganz practische Weise d Wohl der Einwohner immer nur beabsichtigende gierung der Weg zu Verbesserungen gezeigt wir und wenn Herr von Hauer durch die statistische stellung des Kreises Solingen die Anerkennung dient, eine genaue Beschreibung des jetzigen Z des jener interessanten Gegend gegeben zu habe dafs eine klare Einsicht nach allen Verhältniss dadurch herbeigeführt ist, auch in der Beschre dieses kleinen Districts wissenschaftlich gezeigt welchen Werth Statistik, richtig aufgefafst, für wirthschaftliche und sonst allgemeine Betrachtu währt; — so hat derselbe durch jene vorsichtig der Andeutung dessen, was dem Lande frommt u die Regierung und Gesetzgebung noch helfend ein möge, ein wahrhaftes Verdienst um den Staat u Vaterland sich erworben.

Dieterici

XLV.

J. F. C. Hecker. Der schwarze Tod im zehnten Jahrhundert. Nach den Quellen Aerzte und gebildete Nichtärzte bearb Berlin, 1832. *VI.* 102.

Der Hr. Vf., ausgezeichnet durch grofse Verdienste u Literärgeschichte der Medicin, wie um die organische E kelungsgeschichte der epidemischen und kontagiösen Kra ten, erwirbt sich durch diese meisterhafte Darstellung grofsen Weltseuche volle Ansprüche auf die dankbarste An nung der Zeitgenossen. Er giebt uns das Gemälde „ein schütterung des Menschengeschlechts, der an Umfang u walt keine andere gleichgekommen ist, welche von unglaul Niederlagen, von Verzweiflung und entfesselten dämonische denschaften begleitet war, und den Abgrund allgemeiner losigkeit in Folge einer Weltseuche zeigt, die sich von bis nach Island und Grönland verbreitete". Die ähnliche, gleich minder furchtbare Seuche der gegenwärtigen Zeit, manche Reform in bisher für vollkommen wahr gehalten thologischen Begriffen vorbereitet, brachte den Vf. zunäc den Gedanken jene furchtbarste unter den zahlreichen S des Mittelalters zu beschreiben. Wie die vergleichende mie ist auch die vergleichende Pathologie die fruchtbar ter gründlicher Kenntnisse; durch die vorliegende Schrif

Theil der vagen Hypothesen über die Asiatische Cho-
s Nichts aufgelöst, dagegen eine wissenschaftlichere
; derselben vorbereitet.

ge der schwarze Tod in Europa gewüthet habe, geht
istande hervor, dafs Guy v. Chauliac die Krankheit
8 Monate, und im J. 1360. wieder 9 Monate lang
h; ja in einzelnen Ländern Europas läfst sich vom
zum J. 1382. ein Auf- und Abwogen derselben, un-

Bis zu ihrem Auftreten in Konstantinopel hatte die
ewöhnliche Beschaffenheit der morgenländischen Pest.
ndlande und in Aegypten (was mit dem oftmals dem
de zugesprochenen endemischen Besitze der Bubo-
g übereinstimmt) nahm die Seuche den vorherrschen-
r an, dafs die Werkzeuge des Athmens von fauliger
ergriffen wurden; ein heftiger Brustschmerz befiel
Blut wurde ausgehustet, und der Athem verbreitete
tenden Geruch. S. 4. In Norwegen begann die Pest
recklichsten Form mit Blutbrechen. S. 10. Raimund
nario spricht auch von Nasenbluten, Blutharnen und
sen, als den Zufällen von entschiedener und schnel-
keit. S. 13. (Es ist höchst merkwürdig und deutet
e Entzweiung im Leben des Blutes hin, dafs in al-
en Seuchen, in der Orientalischen Pest, im gelben
ler Asiatischen Cholera, ja sogar im Europäischen
tungen, namentlich diejenigen aus dem Mastdarme,
der höchsten Lebensgefahr zu betrachten sind). Ge-
er Form eines anthropartigen Lungenübels war die
kraft ungeheuer. Wie der Hr. Vf. meint, kann das
Brustleiden, nach allen Vergleichungen mit ähnlichen
en Zufällen, für kein anderes genommen werden, als
genbrand der neuern Heilkunde, eine Krankheit, die
ärtig nur einzeln entwickelt, und bei fauliger Entmi-
äfte, sich wahrscheinlich mit Blutflüssen aus den Lun-
verbindet S. 12. (Noch in der neueren Zeit ist ein
sehr ähnliches Lungenübel, unter dem Namen der
yphosa, nervosa s. putrida, hin und wieder, als räum
hränkte Epidemie beobachtet worden (vgl. Burserius
act. T. IV. §. 113. Huxham *Op phys. med T. II.*
Ozanam *Hist. méd. des malad. épidém. contagieuses*
s. T. III. p. 383). Cappel und Kreysig sahen diese
nehreremal; Lepecq war Zeuge von ihrem fast epi-
uftreten. Gewöhnlich begann die Krankheit mit der
gbrüstigkeit, mit dem heftigsten Brustschmerze, der
den Kopf und den ganzen Rumpf sich fortsetzte, und
er Erschöpfung; in mehreren Fällen wurde Blut in
Menge ausgehustet. Die meisten Kranken starben am
; unter den immer mehr überhand nehmenden Symp-
yphus putridus. Viele derselben waren mit Petechieen
mifsfarbigen Flecken bedeckt; bei einigen soll sogar
aut eine schmutzig-bläuliche Farbe erhalten haben.
nnert an den schwarzen Tod; denn die Erinnerung an
und an die blaue Farbe der Sterbenden und der Lei-
durch den Ausruf: *Morbleu!* in der Französischen
geltend gemacht. In einer der von Huxham beschrie-

benen Epidemieen war das Ansteckungsvermögen ganz eminent. Bei der Section fand man die Lungen erweicht und und von jauchiger Flüssigkeit durchdrungen. Das Nämliche wurde von Desportes in einer Epidemie des kolliquativen Faulfiebers mit hervorstechendem Lungenleiden beobachtet (*Revue médicale* 1821. *Mars*). In meinem Handbuche der medicinischen Klinik (Band I. S. 136.) habe ich die wichtigsten Epidemieen der typhösen Lungenseuche zusammengestellt. Bekanntlich kommt die Krankheit häufiger als mörderische Epizootie vor. Für die Beurtheilung der jetzt herrschenden allgemeinen Krankheitskonstitution dürfte es von Wichtigkeit sein, an das öftere Hervortreten einzelner Züge der *Pneumonia typhosa* zu erinnern (Cramer, über die jetzige nervöse Pneumonie, in Horn's Archiv 1829. Hft. 6 S. 1071—1103.).

Die grofse Wuth der Krankheit sprach sich auch dadurch aus, dafs die meisten Kranken ohne alles Fieber starben. S. 6. Selbst die Thiere die den Verpesteten sich nahten, starben in vielen Gegenden schaarenweise (dieses bezeugt auch Prima, der Biograph Clemens VI.). Sehr schön hat der Hr. Verf. das Fortwälzen der Krankheit von China bis zum fernsten Westen beschrieben (welches Guy von Chauliac sehr charakteristisch bezeichnet: *Incepit in oriente et ita sagittando mundum, pertransivit per nos versus occidentem*).

Wie unser Vf. angiebt, erschien die Pest in Rufsland erst zwei Jahr später, als im südlichen Europa S. 10. Weiter hin wird gesagt, dafs sie daselbst erst im J. 1351., länger als drei Jahre nach ihrem Ausbruche in Konstantinopel herrschend geworden sei. S. 27. (Indessen waren schon im J. 1349. in diesem innerlich zerrissenen und von Mongolen unterjochten Reiche pestartige Krankheiten verbreitet; aber am furchtbarsten wurde die Sterblichkeit im J. 1352., bis der harte Winter ihr endlich Grenzen setzte; in den damals blühenden, fast republikanisch organisirten Städten Nowgorod und Pskow (Pleskow) soll nur der dritte Theil der Einwohner am Leben geblieben sein; ja im J. 1364. waren, der Sage nach, in dem sehr bevölkerten Smolensk nur noch 15 Menschen übrig. Pestartige Krankheiten erhielten sich beinahe 30 Jahre in dem unglücklichen Lande (v. Zach Astronom. geogr. Korrespondenz. Bd. XII. Hft. 1.).

Schon 15 Jahre vor dem Ausbruche der Pest, im J. 1333, begannen, zuerst in China, und von da allmählig bis zum atlantischen Ocean, mächtige Umwälzungen im Erdorganismus, der Erdboden bebte, in ganz Asien und Europa gerieth der Luftkreis in Aufruhr und gefährdete durch schädliche Einflüsse das Pflanzen- und Thierleben. S. 15. Durch 26 Jahre dauerten die Erderschütterungen fort. S. 23. Aehnliche Erscheinungen charakterisirten die vom Vf. so schön beschriebene Pest des 6 Jahrhunderts. Liter. Annal. d. ges. Heilk 1828. Hft. 1. Doch vergesse man nicht, dafs das nördliche China, im Flufsgebiete des Hoang-ho, von jeher furchtbaren Erderschütterungen ausgesetzt war (Ritter d. Erdkunde von Asien. Bd. I. S. 100.). In China ist nach einer beispiellosen Dürre in den von den Flüssen Kiang und Hoai (? durchstrom ten Länderstrichen von gewaltigen Regengüssen die Rede, so dafs der Sage nach über 40000 Menschen in dem überfluthenden Wasser umgekommen sein sollen. S. 16. Auch hier ist festzuhalten, dafs die Chinesischen Annalen sehr häufig von grofsen Ueberschwemmungen reden, welche der Hoang-ho in seinem untern Laufe veranlafste (Ritter a. a. O.). Wie der Vf. weiter bemerkt, zeichnete sich das Jahr 1342 auch in den Rheingegenden und in Frankreich durch grofse Ueberschwemmungen aus, die man nicht blofs dem Regen zuschreiben konnte; denn aller Orten, selbst auf den Gipfeln der Berge, sah man Quellen hervorriesein, und trockene Gegenden wurden auf unerklärliche Weise unter Wasser gesetzt. Nach der Chronik von Altenzelle ging in Sachsen dem schwarzen Tode, im J. 1348, ein halbjähriger Landregen voran. Aus der Vergleichung aller Nachrichten wird es sogar wahrscheinlich, sagt der Vf., dafs die Atmosphäre in grofser Ausdehnung fremdartige, sinnlich erkennbare Beimischungen erhielt, die wenigstens in den niederen Regionen nicht zersetzt oder bis zur Unwirksamkeit zertheilt werden konnten Auch beweist die brandige Lungenentzündung, dafs die Werkzeuge des Athmens den Angriffen eines atmosphärischen Giftes unterlegen. S 20. (Nicephorus bemerkt, dafs in der grofsen Pest unter Constantin Copronymus, im J. 746, die Krankheit nach Art eines giftigen Hauches aus der Wüste ihre Opfer weggerafft habe. Fallmerayer Geschichte der Halbinsel Morea. Th. 1. S. 208.). Gleich anfangs nahm der Luftkreis Theil an der tellurischen Erschütterung: atmosphärische Wasser überflutheten die Länder, oder versengender Brand liefs

Pflanzen und Thiere verschmachten; zugleich wurde die Insektenwelt wunderbar belebt. S. 23. (In Sicilien, wohin die Pest schon im J. 1348. durch Genuesische Schiffe gebracht worden sein soll, erreichte sie den höchsten Grad im J. 1353. Wolken von Heuschrekken waren niedergefallen und hatten in kurzer Zeit die Vegetation zerstört; darauf durch Winde ins Meer gestürzt, wurden ungeheure Massen dieser Thiere wieder ans Land geworfen, und gaben durch Luftverpestung der Seuche einen so furchtbaren Charakter, dafs die unglücklichen Insulaner in Sardinien und auf anderen Inseln ihr Leben zu fristen suchten Herrmann Gesch. v. Neapel u Sicilien. Bd. I. S. 65. Sidon, in Neu-Orleans führt ungeheure Mosquitosschwärme als Vorboten der Epidemieen des gelben Fiebers an). Sehr genau wird die Fortpflanzung der Seuche durch Ansteckung nachgewiesen. S. 25.

Hier ist der Punkt wo die Ansichten über Miasma und Kontagion sich berühren. Zunächst drängt sich die Frage auf: Wie es zugeht, dafs so oft grofse Naturereignisse in einer so nahen Verbindung mit der Bildung verheerender Epidemieen stehen, oder doch wenigstens mit denselben zusammentreffen! Es gehoren hierher besonders grofse Erdbeben und die mit ihnen zusammenhängenden vulcanischen Erscheinungen und Ueberschwemmungen, vielleicht auch (mehr mittelbar auf eine uns unbekannte Weise, manche wirklich kosmische Ereignisse. Ich vermag dieses merkwürdige Phänomen mir nur auf folgende Weise zu erklären: In sehr vielen Gegenden der Erdoberfläche finden wir, dafs die oberste, zunächst bewohnte Erdrinde zum grofsen Theile aus den Trümmern einer ehemaligen organisirten Schöpfung besteht; denn die Dammerde, der Humus, verdanken grofsentheils solchen Substanzen (die noch alltäglich aus dem Bereiche des Lebens zu einem ähnlichen primitiven Verhältnisse der belebbaren Materie zurückkehren) ihre Fruchtbarkeit. Diese belebbare Materie kommt nun, den zersetzenden Einwirkungen der Luft entzogen, in unzähligen Abstufungen, zum Theil vermengt mit anorganischen Substanzen, vor, welche sie durchdringen und sie mehr oder weniger zu modificiren vermögen. In den Torfmooren und in ähnlichen Ablagerungen ist dieselbe weniger verunreinigt, und gestattet daher, wenn sie an ihrer Oberfläche mit einer niedrigen Wasserdecke überzogen und dem Einflusse der Sonne ausgesetzt ist, die Bildung der einfachsten Formationen der noch gegenwärtig auf unserem Planeten bestehenden belebten Schöpfung. Oft finden sich solche Ablagerungen oder Niederschläge von der Erdoberfläche bis zu einer bedeutenden Tiefe abwärts, und streichen als Lager von grofser Mächtigkeit durch weite Strekken fort. Nun denke man sich in solchen Gegenden eine bedeutende Erschütterung. Mufs sich nicht das Nämliche, nur nach einem weit grösern Maafsstabe, wiederholen, was das Aufwühlen von alten, mit organischen Substanzen untermengten Schutt, was das Blofsliegen eines sumpfigen Bodens fast täglich wahrnehmen läfst; besonders wenn weite Lager von solchen Stoffen unmittelbar von den dann wirksamen terrestrischen Agentien berührt werden! Theile des bisher verschlossen Gehaltenen vermögen dunstförmig in die Atmosphäre überzuströmen, und können, nach zum Theil bekannten Gesetzen, zur Entstehung von Miasmen, diese wieder, durch ihren Conflikt mit dem thierischen Leben, zur Bildung der Kontagien Gelegenheit geben. Demgemäfs lehrt auch die Geschichte, dafs furchtbare Erderschütterungen grofsen und verheerenden Epidemieen und Epizootieen, im Falle des Zusammentreffens, immer voranzugehen pflegen. Auch die Meteore (welche so häufig zur Zeit von Pestilenzen in grofser Menge beobachtet worden sind) dürften auf dieselbe Weise (gleichsam kolossale Irrlichter) als terrestrischen Ursprunges, mit jener eigenthümlichen Einwirkung auf das organische Leben, aus einer Quelle abgeleitet werden.

Der Verf. sucht approximatorisch den Menschenverlust durch den schwarzen Tod zu ermitteln, S. 28, und gelangt zu dem Schlusse, dafs wenigstens der vierte Theil der Einwohner von Europa unterlegen habe; nur ein Europäischer Monarch, König Alfons XI. von kastilien sei an der Krankheit gestorben (sie raffte, im J. 1353, Simeon, den Grofsfürsten von Moskwa, dessen Bruder, und seine beiden Söhne weg). In der neusten Zeit hat man die Berichte der Annalisten über die grofse Sterblichkeit für sehr übertrieben erklärt. Ich erinnere daran, dafs gerade das J. 1348. die blutigen Kämpfe zwischen König Ludwig von Ungarn und Johanna von Neapel sah, und dafs wiederholt grofse Heerhaufen aus Ungarn Italien zogen; ich erinnere ferner an Waldemar III., der v 1347. an, die Dänische Herrschaft mächtig an der Ostsee a breiten begann; endlich nenne ich noch die Chinesische Dy der Ming, welche, vom J. 1341. an, ihre Eroberungen nach W hin auszudehnen anfing. Man sollte glauben, dafs so bedeu kriegerische Unternehmungen bei einer so beispiellosen Vo lamität nicht hätten stattfinden können. Aber dennoch läfs der aufserordentliche Menschenverlust den der schwarze To ursachte kaum in Zweifel ziehen, wenn wir auch die Angabe in einigen Ländern, z. B. in England, nur der zehnte Mens Leben geblieben sei, für Uebertreibung halten wollen. In F reich hat sich sogar das Andenken an jene entsetzliche Sterbli Jahrhunderte hindurch im Volke rege erhalten, daher der S

En mil trois cent-quarante huit,
De cent ne demeuraient que huit.

Die moralischen Folgen der Seuche werden von dem Verf. voll entwickelt. Es ist hier von den Flagellanten oder Kre dern die Rede, welche zuerst in Ungarn ihr Haupt erhoben (über die Geisselbrüder ist noch zu vergleichen: H. Rebdo *nal ad an.* 1349. *apud Fretzer. Scriptores eccles T. I p.* 63 Krankheit selbst wurde von ihnen *Flagellum Dei* genannt). minder giebt der Vf. sehr interessante Aufschlüsse über die verfolgungen. S. 52. Sehr wahr wird bemerkt, dafs bei jede derischen Seuche das Volk zuerst an Vergiftung denke. U war mit der Mordgier eine unselige Bekehrungssucht verb Die Anstrengungen der Aerzte werden ebenfalls gewürdigt, das für die damalige Zeit wahrlich nicht zu verachtende Gut der medicinischen Fakultät zu Paris mitgetheilt wird. S. Ein Anhang enthält das alte Geifslerlied und einige, psychol sehr interessante Verhore der der Brunnenvergiftung besch ten Juden.

In der Vorrede, auf welche wir zum Schlusse zurückko bemerkt der Hr. Verf.: „Kosmischer Ursprung und folgen krampfhafte Regungen der unterliegenden Völker sind die h tretenden Seiten, auf welche die Geschichte bei allen Weltse hinweist. Diese selbst aber gestalten sich in ihren Eingriff den Organismus wie in ihrer Verbreitung sehr verschieden, ist hier eine Entwickelung von Form zu Form in Jahrtausend verkennbar, so dafs die Weltgeschichte in grofse Zeiträum fällt, in denen bestimmt ausgeprägte Seuchen vorherrschten' erlaube mir die Bemerkung, dafs die Ostindische Cholera, w breit über Asien ergossen, das innere Leben der Völker nur aufgerüttelt zu haben scheint. Der kosmische, vielleicht ei cher der tellurische Ursprung der Seuchen möchte kaum zu b ten sein; denn die Geschichte zeigt uns oft eine lange dau gewissermafsen krampfhafte Aufregung unter einem grofsen des Menschengeschlechtes, ohne dafs Weltseuchen daraus h gingen Die Epidemieen zur Zeit der Kreuzzüge sind an Fur keit gar nicht mit dem schwarzen Tode zu vergleichen. D senmacht der Mongolen, welche, vom J. 1226. an, das stark kerte China zu überwältigen begann, während, nach dem Fa Wladimir, im J. 1238., Rufsland ihrem Joche sich beugen war von keinem so schrecklichen Genossen begleitet. An d vulsivischen Bewegungen der Französischen Revolutionszei chen wir in dieser Hinsicht gar nicht zu erinnern. — Zu wü wäre es gewesen, dafs der gelehrte Hr. Vf. die Oscillationer grofseren oder geringeren Heftigkeit des schwarzen Todes, nem wiederholten Auftreten in der nämlichen Gegend, etw nauer hätte bezeichnen mögen. Auch die Kontagiosität der heit scheint sehr vielen Abstufungen unterworfen gewesen Die letztere ist freilich zu jeder Zeit anders genommen word die Bubonenpest im J. 1721. zu Marseille herrschte, erklär Aerzte die Krankheit lange Zeit für nicht ansteckend; sel Kanzler d'Aguessau erklärte: dafs das öffentliche Wohl ve das Volk zu überreden, die Pest sei nicht ansteckend.

Ich schliefse mit dem gewifs allgemeinen Wunsche, d Hr. Vf. durch eine in gleichem Geiste und mit gleicher Gedie verfafste, allgemeine Geschichte der grofsen Menschenseuc Zeitgenossen und die Nachkommen erfreuen und belehren m

Naumar

№ 33.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

XLVI.

tar zu den Briefen des Paulus an die ther. Von Gust. Billroth, Doct. und td. der Phil. a. d. Univ. Leipzig. Leip- .833. 8.

ı muſs es ganz natürlich finden, daſs in der Zeit unter den theologischen Disciplinen vor- e die neutestamentliche Exegese auf ungewöhn- eise bereichert ist; denn sie gleicht einem Pro- , auf welchem das theologische Bewuſstsein, zu höherer Verklärung gekommen oder wenig- ı dem Streben nach Abthuung kümmerlicher keiten begriffen ist, seine frische Kraft zu prü- seinen christlichen Gehalt zu bewähren sucht. l nun in Folge des bereits geschehnen und ande- entstehenden geistigen Aufschwungs einzelne Schriften mit Commentaren reichlich versehen, he überfüllt wurden, blieben nichtsdestoweniger wie sehr sie auch einer neuen Bearbeitung be- noch unberücksichtigt, und zu diesen gehörten ch die Briefe an die Corinther. Unter den Leistungen, die, abgesehen von ihrer Dürftig- ıfstentheils nur auf *einen* Brief sich beschrän- ichten nach Emmerling (*epist. poster.*) noch eich (*epist. pr.*) und Flatt hervorzuheben sein; leydenreich, der nach eignem Geständnisse nur on Vorhandene zusammentragen will, kann wis- tlichen Forderungen weder in philologischer ı theologischer Beziehung genügen, und Flatt leichfalls selten mehr, als was auf bekannter vorliegt. So muſs man von vorn herein dem 'erf. für seinen Commentar Dank sagen, und nn es ihm nicht verargen, daſs er, ohne den ı Erklärungen besondere Aufmerksamkeit zu n, sich vornehmlich an die älteren Ausleger stomus, Theophylact) und an die Commentato- ren des XVI. und XVII. Jahrhunderts (namentlich Calvin) hält, und unter den neueren Exegeten vorzugsweise Usteri und Winer, jenen mehr in exegetisch-dogmatischer, diesen in sprachlicher Hinsicht, und auſserdem bei dem zweiten Briefe noch Fritsche (*dissert. II. de nonnull. post. ad Corr. epist. locc.*) häufig zu Rathe zieht. In den *Einleitungen* zu beiden Briefen werden die neuesten Untersuchungen sorgfältig berücksichtigt und an dieselben knüpft sich in angemessener Kürze das eigne gut begründete Urtheil des Hrn. Vfs. an. Die *Vorrede* hat es hauptsächlich mit Beantwortung der Frage zu thun, von welchen Elementen die Auslegung durchdrungen sein müsse, und hier kommt's in bündiger Weise zu dem Resultate, daſs auſser dem *sprachlichen* und *historischen* Elemente noch das *wissenschaftlich-theologische* durchaus nothwendig sei, welches nämlich in dem Ausleger den erfaſsten Begriff des auszulegenden Inhaltes, die durchdrungene Gewiſsheit der biblischen Wahrheit, wie der Wahrheit überhaupt voraussetze. Kraft dieses wissenschaftlichen Gewissens steht der Herr Verfasser auf einem wahrhaft geistigen Standpunkte, der nicht etwa neben vielen anderen *gleich-gültig* besteht, sondern vernünftiger Weise als der *allein-gültige* sich betrachten und beweisen läſst. Man muſs freilich eingestehen, daſs die sogenannte *grammatisch-historische* Auslegung gegen jene verwilderten *Aufklärer*, welche nicht nur die einbuchstabierte Orthodoxie, sondern sogar den biblischen Inhalt in Grund bohren wollten, eine ehrenwerthe Stellung einnimmt; allein dadurch hält sie dem wissenschaftlichen Geiste der Theologie gegenüber noch keineswegs Stich. Jeder vernünftige Exeget wird ohne Zweifel zugeben, daſs zur Ergründung des biblischen Gebietes das *grammatische* und *historische* Element eben so nothwendig sei, als zur Bebauung eines Ackers verschiedene Werkzeuge; allein ist es denn neben dem Handwerkszeuge und der historischen Kenntniſs des

äufseren Bodens so ganz gleichgültig, ob man die innere Beschaffenheit und die Erzeugnisse des durchackerten Bodens zu erkennen vermag oder nicht? Ist etwa das *Auslegen* nur ein Auflesen und Zusammenkarren vieler vom Baume der religiösen Erkenntnifs abgefallener Blätter, oder ist es nicht vielmehr ein Durchdringen des Kernes und Stammes jenes fest gewurzelten und kräftig aufgeblühten Baumes, ein Entfalten seiner verschiedenen Verzweigungen, ein Einerndten und Verdauen seiner Früchte, und bedarf es, damit dieſs auf *wissenschaftlich-theologischem* Wege zweckmäſsig vollbracht werden könne, aufser dem *sprachlichen* und *historischen* Materiale nicht zugleich eines durch Erkenntnifs der Wahrheit überhaupt geschärften Blickes? Wie vermag man die in den biblischen Schriften enthaltenen Wahrheiten darzulegen, zu beurtheilen und in ihrem unendlichen Werthe zu schätzen, wenn man von Wahrheit nichts weifs, ja wenn man sogar mit verstockter Widerspenstigkeit gegen Geist und Offenbarung die *geoffenbarte* Wahrheit für ein unbegreifliches *Ding an sich* — *i. e.* ein begreifliches Unding oder fixes Hirngespinnst — ausgiebt? Oder haben vielleicht die biblischen Lehren zu dem Inhalte des heutigen christlich-dogmatischen Geistes ein so äufserliches Verhältnifs, dafs man sie mit Hülfe der Grammatik und Historie wie verwitterte Antiquitäten behandeln darf? Doch man sehe nur einmal hinter die von Berufenen und Unberufenen so wohlfeil ausgepriesene *grammatisch-historische* Maske und man erblickt alsbald so mancherlei fremdartige Verstandeszuthaten, dafs man sich über das vorgespiegelte Blendwerk einer *rein grammatisch-historischen* Auslegung hochauf wundern mufs. Von einer wahrhaft *theologischen* Beleuchtung des auszulegenden Gegenstandes, von einer wissenschaftlichen Erkenntnifs des in den biblischen Vorstellungen enthaltenen Wesens und Gehaltes soll, gemäfs dem festgerammten Grundsatze, auch nicht eine Spur sich finden, und dieſs geht in der Regel buchstäblich in Erfüllung; aber wie zum Erfassen eines Objekts das eigne, ursprünglich weder der Grammatik noch der Historie eingeborne, Denken vorausgesetzt wird, so gehört doch zur Erklärung des biblischen Inhaltes *Einsicht* in denselben und da nun diese nothwendig sein mufs, jene der Sache entsprechende theologische *Erkenntnifs* aber fehlt und fehlen soll, so kann man, wenn das grammatisch-historische Gewand etwas gelüftet wird, konsequenter Weise nichts Anderes e ten, als willkürliche Einfälle, verschrobene subj Meinungen, grund- und bodenlose dogmatische Be tungen, welche denn auch wirklich in bunter Hüll Fülle schwarz auf weifs vorliegen. Und was i der Erfolg des der Grammatik und der Historie senen Götzendienstes? Einem früheren willkür Treiben hat man abgeholfen, aber indem der un genen Ergründung der christlichen Wahrheit dur nen andern schroffen Gegensatz der Weg ver wurde, so hat man wiederum der subjektiven W Thür und Thor geöffnet; ist es ein Wunder, hinter der äufseren *grammatisch-historischen* im heiligen Weinberge der christlichen Kirche se liche Verwüstungen zu sehen sind — *ex sunt odiosa!* Dem sei nun, wie ihm wolle widersinnige Geschwätz von einer *rein* gramm historischen Auslegung wird nach gerade, das Erfassen des biblischen Geistes das Wissen Geiste, das wahre Begreifen den Begriff der Wa in dem Ausleger voraussetzt, wohl aufhören, un darf von vernünftigen Exegeten, denen es um hafte Auslegung des in die Hülle hineingelegten tes zu thun ist, sicher erwarten, dafs sie sich ni zugespitzten Einseitigkeiten verschanzen oder sich todten Elementen abborniren, sondern glei auf unbefangen *theologischem* als auf dem du nothwendigen *grammatisch-historischen* Grunde gesammten objektiven Forderungen der Sache ein werden. Von einer solchen, nicht nach willkür Grundsätzen, sondern nach den objektiven Forder der Sache bestimmten Auslegung giebt obiger Co tar einen schönen Beweis, welches um so erfre ist, da der Hr. Verf. noch fernere Leistungen in getischen Gebiete verspricht. Seine gründliche w schaftliche Erkenntnifs beweist er bei jeder Gele wo Dogmen, dogmatische Lehrbestimmungen, s rige Begriffe, überhaupt theologische Punkte zur che kommen, und es werden alsdann nicht etwa subjektive Gebilde dem Apostel untergeschoben, dern es ist der der Sache selbst immanente Begriff cher, seiner unmittelbaren Form entkleidet, au scharf bezeichneten Vorstellungen hervorgehoben Will man für diese wissenschaftliche Durchdri des Gegenstandes, welche ein charakteristischer G zug des ganzen Commentars ist, einzelne Belege

ig man Stellen ansehen, in welchen der Hr. Vf. den Geist redet (p. 28. 87. 93. 159 ff. 287. u. a.); über die *ἀπολλύμενοι*, denen die Lehre des ze Thorheit ist, im Gegensatze gegen die *σωζόμε-*nen sie eine Kraft Gottes ist (p. 12. u. 13.), über legriff des Gottesreiches (p. 18.), über das Ver-ls des in der Zeit erschienenen Heiles zu dem von eit her in Gott für die Menschheit bestimmten und mehr verwirklichten (p. 25.), über das Verhält-es Guten zum Bösen (p. 154.), über Abendmahl XII.), Auferstehung (cap. XV.) und andere Leh-Mit Rücksicht auf die in diesen und anderen geschehenen trefflichen Entwickelungen, hätte noch bei anderen Begriffen, z. B. bei *ἡμέρα τοῦ* (p. 6.), *σπορὰ τοῦ χριστοῦ* (p. 12.), *δόξα* (p. 26.), *ον* und *σωτήρια τοῦ θεοῦ* (p. 25. und 50.), eine ausführlichere Erörterung erwarten dürfen, in-as der Hr. Vf. darüber sagt, ist keineswegs un-, sondern nur nicht deutlich genug in der Gene-e einzelnen Bedeutungen anschaulich gemacht. philologisch-theologische Entwicklungen würden Auslegung ganz unnöthig sein, wenn in den die mannigfaltigen Bedeutungen schwieriger ie nicht so bunt durcheinander gewürfelt, sondern r ersten unmittelbaren Bedeutung aus in vernünf-Zusammenhange entfaltet wären; so lange jedoch ersteres fehlt, wird das Erstere wohl nothwendig Eine beinah zu ausführliche Untersuchung stellt r. Verf. über das *λαλεῖν γλώσσαις* (*γλῶσσα*) an (p. 39.) und nach sorgfältiger Berücksichtigung der en Hypothesen hierüber kommt's zu dem Resul-lafs es „ein Reden in einer Sprache war, welche ermafsen die Elemente (*τὰ στοιχεῖα*) oder Rudi-der verschiedensten wirklich historischen Spra-efafste. Diese gleichsam zweite Elementarspra-m Gegensatze zur erstern vorgeschichtlichen Ur-e nennen wir sie die zweite) verhielt sich zu irklich historischen Sprachen der späteren christ-Völker wie das Urchristenthum selbst, mit zei-eichen und Wundern zu den entwickelten Na-irchen." Ueber die wahre Beschaffenheit dieses *γλώσσαις* wird man des wunderbaren Gepräges , welches ihm in allen Stellen verliehen wird, lich ins Reine kommen; wenigstens auf die bis-gesonnenen Hypothesen sind nur die Kategorien öglichkeit oder höchstens der Wahrscheinlichkeit anwendbar. In der dargelegten Ansicht ist aber die dem concreten Inhalte des Geistes fern liegende Abstraction einer zweiten Elementarsprache und vorgeschichtlichen Ursprache um so befremdender, da der Hr. Verf. sonst Beweise genug giebt, dafs sein philosophisches Bewufstsein von dergleichen Imaginationen gesäubert ist. Entfernt man indefs die abstrakten Zusätze, so möchte wohl als Hauptsache bleiben, dafs jenes *λαλεῖν γλώσσαις* ein aus verschiedenen fremdartigen (vielleicht etwas modificirten) Sprachbestandtheilen zusammengesetztes begeistertes Reden bezeichne, welches sich bald vorzüglich einer einzelnen (*γλῶσσα*) bald mehreren fremden Sprachen (*γλώσσαις*) anschlofs, je nachdem dem Redenden mehr oder weniger fremde Sprachelemente bekannt und während seiner durch den göttlichen Geist gehobenen Gemüthsstimmung grade in lebendiger Erinnerung waren. —

Durch die gemachten Bemerkungen sollte vorerst der Standpunkt, den der Hr. Verf. einnimmt, bezeichnet werden, und es wird nun der Commentar in seiner besonderen *sprachlichen* Seite, sodann noch die Auslegung einzelner Stellen zu betrachten sein. Bei dem umfassenden und gründlichen Kenntnissen, die der Hr. Verf. im philologischen Gebiete verräth, ist es bei Lösung schwieriger Puncte hin und wieder auffallend, dafs er sich von aufsen her durch zersplitterte grammatische Bestimmungen leiten läfst, ohne die Sache in ihrem eignen Grunde und Mittelpuncte unbefangen zu beleuchten und das anscheinend Falsche oder Ungewöhnliche selbstständig zu rechtfertigen. Hieraus sind mitunter, trotz der in der Regel guten grammatischen Begründung, Einseitigkeiten entstanden, welche sicher vermieden wären, wenn der Hr. Verf. auch die philologische Masse mehr durch einen inneren regen Puls, durch den vernünftigen Begriff belebt und begeistigt hätte. Die Sprache wurzelt ja, wie die ihr einverleibten geistigen Erzeugnisse tief im Geiste; sie ist aus dem Geiste geboren und ihre einzelnen Theile sind von geistigen Adern durchdrungene Glieder eines organischen Ganzen, welches ohne Geist zu sein scheint, wenn es geistlos betrachtet, mit dem Verstandesmesser seeirt, in *dissecta membra* zerlegt und als solche feil geboten wird. Unter den wichtigsten Theilen der Sprachen machen nun, insbesondere im N. T., die Präpositionen oft bedeutende Schwierigkeiten und man thut in bedenklichen Fällen vorerst noch recht gut, statt des von der Hand

Weisens oder Verweisens auf Grammatiken, die nöthige Rechtfertigung zur vollen Befriedigung des Lesers sogleich anzuknüpfen, wenn anders die Präposition in einer wirklich ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht ist. Es war z. B. unnöthig, bei ἐπί c. *Dat.* in der Bedeutung *wegen* oder *für* (p. 5.) und *über* (p. 382.) auf Winer, Wahl oder Andere zu verweisen, da jene Bedeutung auch bei den Verbis: sich freuen, sich betrüben, sich wundern, lachen, danken, stolz sein u. a., als Grund oder Bedingung dem ursprünglichen Charakter gemäfs zu fassen ist und deshalb nichts Abnormes enthält. Ohne Begründung wird dagegen dem ἐν die Bedeutung *durch* beigelegt (p. 74. ἐν ὑμῖν κρίνεται ὁ κόσμος); es bezeichnet hier nicht sowohl das blofse Mittel, durch welches, als vielmehr das Princip, in welchem die Welt gerichtet ist, und dies Princip ist der sie durchdringende Geist der Wahrheit und Heiligkeit, in welchem alle Unwahrheit ihren absoluten Richter findet, wie ewig in der Gerechtigkeit das Ungerechte, in dem Gesetze das Gesetzlose, in Gott das Gottlose an sich bereits gerichtet ist und auch für sich wirklich gerichtet wird. Befremdender noch ist es, dafs der Hr. Vf. διὰ τοῦ ὀνόματος τοῦ κυρίου „beim Namen Christi, als einfache Beschwörungsformel" faist (p. 8.). Wie sollte dies sprachlich zu rechtfertigen sein (etwa durch das Lat. *per*)? Mufs es nicht vielmehr heifsen: *durch den Namen Christi* d. h. kraft des wahrhaft christlichen Bekenntnisses oder vermittelst Christi, wie er in dem ganzen Umfange seiner göttlichen Natur und Herrlichkeit, welches zusammen der Name umfafst, zu bekennen und zu verehren ist. Ueber den Gebrauch und die Bedeutung des ὄνομα mufste wohl aufserdem, namentlich bei der Formel εἰς τὸ ὄνομα βαπτίζεσθαι (p. 10.) Einiges angemerkt werden. Wenn ferner κατὰ κεφαλῆς ἔχων (nämlich τί) übersetzt wird „eine Hauptbedeckung tragend", so liegt dies nicht unmittelbar in den Worten und bedurfte einer Erörterung; grammatisch heifsen sie zunächst: etwas vom Kopf *herab* habend, wodurch dann allerdings auf eine Verhüllung oder Bedeckung des Kopfes hingedeutet wird. Ebenso war eine kurze Begründung nöthig (p. 22.) bei Uebersetzung der W ἐλεύσομαι πρὸς ὑμᾶς „*Ich kam zu Euch und war bei* (*const. praegnans cf. Joh. I*, 2.)"; denn in γίγ gehört das Kommen und Sein nicht zur eigentliche deutung, nach welcher die Redensart heifst: zu hin werden, sich zu ihnen hin bewegen, zu ihn hen (εἰς Λακεδαίμονα γίγνεσθαι). Mit Joh. I, 2. es sich hinsichtlich des πρός zwar ähnlich: er w Verhältnisse, in innerer Beziehung zu Gott, wofü wegen des ἦν wohl sagen läfst: er war bei Got; in jener Stelle liegt wegen des γίγνεσθαι das Sei ihnen) etwas ferner. In diesen und ähnlichen kann man dem Hrn. Verf. keineswegs Irrthüme werfen, sondern nur den Vorwurf machen, dafs unter die nöthige Beweisführung nicht aus der selbst hervorgehen läfst, sondern entweder ganz läfst oder von aufsen herholt, welches bei anderen matischen Puncten noch mehr auffällt. Ref. i überzeugt, dafs der Hr. Verf. die Nichtigkeit d strakten Verstandesunterschiedes eines *Genit.* s und *objecti* bei genauer Prüfung sicher durchs hätte; denn alle Fälle, in welchen er von jene terschiede Gebrauch macht, sind auffallend ver tigt. So soll μαρτύριον τοῦ Χριστοῦ das Zeugni Christo blofs *genit. obj.* sein (p. 5.); aber dies b doch wohl das Zeugnifs, welches Christus von d ihm offenbaren göttlichen Wesen abgelegt hat, und gar mit in sich, und in beiden Beziehungen soviel, als die von Christo geoffenbarte und v Aposteln verkündete Lehre, kurz das *Evangelium* μαρτύριον τοῦ θεοῦ (p. 21.) ist der Hr. Verf. eine genblick ungewifs, ob er einen *gen. obj.* oder *su* raus machen soll, für welches Letztere er sich obgleich das Zeugnifs, welches Gott in Christo vo und welches Christus von Gott ablegt, offenbar menfallen, p. 8. wird κοινωνία τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Ἰησ στοῦ für einen *gen. obj.* ausgegeben; indefs d meinschaft Christi umfafst doch sicher gleichs Vereinigtsein Christi mit den Christen, als die Christo, da ja eins ohne das Andere unmögli

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 34.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

...tar zu den Briefen des Paulus an die ...ther. Von Gust. Billroth.

(Fortsetzung.)

...st in Fällen, wo der Genit. und der damit verbun... ...us sich augenscheinlich noch ganz unmittelbar Substanz zum Accidenz verhalten, wird der volle ...ch jene Sonderung zersplittert; wer fühlt nicht ...altsame, wenn *cap. IX*, 12. *εἰ ἄλλοι τῆς ὑμῶν μετέχουσι κτλ.* übersetzt wird: wenn Andere an ...ht über Euch (*gen. obj. p.* 124.) Theil haben u. ...er einfache Sinn ist: wenn Andere an dem Ver... ...der der Macht, welche nämlich Euch in äufse... ...ehen oder in dem Besitze irdischer Güter zu ...steht (wovon vor und nach jener Stelle die Rede ...eil haben u. s. w., worinn dann zugleich ein ... Anrecht an ihnen miteinbegriffen ist. Ebenso ...gen ist es, *cap. XII*, 7. *ἑκάστῳ δὲ δίδοται ἡ φανέ... τοῦ πνεύματος* zu übersetzen: „es wird jedem eine ...e Weise, wie er den in ihm wirksamen Geist ...fsen hin offenbaren soll, gegeben" (*gen. obj. p.* ... Denn dies setzt doch die Offenbarung des Gei... ...hm voraus und wie der Geist in ihm sich of... ...so mufs er dann natürlich nach aufsen hin im ...tigen Leben geoffenbart werden, so dafs ohne ...eses gar nicht sein kann. Am meisten geräth ... Vf. in die Enge bei *ἡ τοῦ κόσμου λύπη* im Ge... ...gegen *ἡ κατὰ θεὸν λύπη* (p. 327. und 328.) und ...er der schroffen Unterscheidung fast schon ...so erhält doch der *genit. subj.* (eine Betrübnifs, ...die Welt, der weltliche Mensch hat, im Unter... ...von der Betrübnifs wegen weltlicher Dinge) ...nen Vorzug. Allein es ist auch hier nothwen... ...Betrübnifs des Weltmenschen wegen weltlicher ...also *genit. subj.* und *obj.* zusammenzufassen, da ...ch dies Letztere, welches jedoch nicht ohne das ...gedacht werden kann, der Gegensatz gegen die ...ifs *κατὰ θεόν* entsteht. Hiermit wird nun dieser Punkt, zumal da noch einige andere grammatische Gegenstände beurtheilt werden müssen, zur Genüge berücksichtigt sein, und es mag nur noch die Bemerkung folgen, dafs in einzelnen Fällen die eine Seite wohl etwas mehr hervortreten kann, aber nie zum Gegensatze gegen die andere wird, wie es auch in der Natur des Genit., der unmittelbar beide Seiten (das Subj. im Obj. und dieses in jenem) zusammenbegreift, begründet ist. — Um das *ἀλλ' ἤ*, welches von Einigen III, 5. beibehalten wird, in der Bedeutung *nisi* oder *praeter* zu rechtfertigen, nimmt der Hr. Verf. eine „Vermischung zweier Gedanken" an (p. 38. u. 39.), nämlich *οὐδέν (ἄλλο) — ἀλλά*, und *οὐδέν (ἄλλο) — ἤ*. Indefs die Rechtfertigung möchte wohl näher liegen; nämlich *ἀλλ' ἤ* und *ἄλλο ἤ* sind im Wesentlichen einander gleich, da offenbar auch *ἄλλα* (als Neut. pl.) ursprünglich mit dem Adject. zusammengehörte, und diese ursprüngliche Verbindung ist bei *ἀλλ' ἤ* in einzelnen Fällen (z. B. *hier*) noch ganz augenscheinlich, mag es immerhin häufig nur zur Bezeichnung des Gegensatzes dienen. Die fragliche Stelle läfst sich übersetzen: *was* (wer) *ist nun Paulus, was ist Apollo anders als* (wenn nicht) Diener? Obwohl diese Erklärung wie manche andere, von selbstständigen sprachlichen Ansichten des Hrn. Verfs. abweicht, so wäre es dennoch, wie schon bemerkt ist, in vielfacher Beziehung besser gewesen, wenn er der eignen unbefangenen Einsicht in die objektive Sache mehr gefolgt wäre, und nicht so Manches gleich über einen fertigen bestimmten Leisten geschlagen hätte, wie nothwendig es auch in unzähligen Fällen ist, die Lexica, Grammatiken und andere äufsere Hülfsmittel zu Rathe zu ziehn. Nach vorgeschriebener fixer Regel werden in anscheinend ungewöhnlichen Sätzen *Attraktionen* angenommen, welche bei sorgfältiger Beleuchtung schwinden, wie aus einigen Beispielen erhellen wird. Die Worte *λοιπὸν οὐκ οἶδα, εἴ τινα ἄλλον ἐβάπτισα* I, 16. hält der Hr. Verf. nach Winer's

Bestimmung für eine nicht weiter erörterte *Attraktion* (p. 11.), da doch die Konstruktion ganz sachgemäfs ist; denn λοιπόν (übrigens) soll doch wohl nicht als vorausgenommener Accus. gefafst werden, da es ja, wenn nicht ἄλλον stände, ἕτερον heifsen müfste (im Lat. nicht Acc. *reliquum*, sondern *alium*), und auf οἶδα läfst nun der Apostel nicht ὅτι, welches die Gewifsheit (ich habe weiter Niemanden getauft) ausdrücken würde, sondern εἰ folgen, weil eine Ungewifsheit bleiben soll: übrigens weifs ich nicht, ob ich noch Jemanden getauft habe. Eine andere Attraktion wird in die Worte φανερούμενοι, ὅτι ἐστέ κτλ. 2 Cor. III, 3. (p. 279.) geschoben, sofern man nämlich statt des φανερούμενοι erwartet: φανερόν oder δῆλόν ἐστιν, ὅτι ὑμεῖς κτλ. Allein dieses φανερόν oder δῆλόν ἐστι ist besonders dann an seinem Orte, wenn es dem Redenden offenbar erscheint, dafs die Sache so oder so ist, und wenn er sie als solche beweisen zu können glaubt; wird es dagegen als Adject. oder als Particip. mit dem auf ὅτι folgenden Subjecte in Gen. und Num. verbunden, so ist hierdurch natürlich gleich die Sache selbst als einleuchtender Beweis bezeichnet; jenes ist demnach mehr Subj., dieses mehr Obj., welches Letztere hier höchst angemessen ist, da es gerade vorher heifst, dafs *sie selbst* die ἐπιστολή seien, γινωσκομένη καὶ ἀναγινωσκομένη ὑπὸ πάντων ἀνθρώπων. — Zur Erklärung des schwierigen μή 2 Cor. V, 21. (τὸν γὰρ μὴ γνόντα ἁμαρτίαν κτλ.) macht der Hr. Verf. die Bemerkung, dafs Paulus „den Standpunkt vom Geiste Gottes bezeichnen wolle, *deus eum, qui non novisset* (οὐ γνόντα wäre: *qui non noverat*) *peccatum, fecit etc.*" (p. 314.) Wozu aber eine solche Unterscheidung, welche hinsichtlich des Gedenkens bedeutungslos oder gar störend, hinsichtlich der Form gezwungen erscheinen mufs? Bei Plato bedeutet τὸ μὴ ὄν das dem Geiste und der Wahrheit nach absolut *Nichtseiende* (im Unterschiede von τὸ οὐκ ὄν dem einzelnen empirisch nicht Seienden) und demgemäfs ist denn auch wohl hier an Christum zu denken, wie er in seinem göttlichen Wesen und absolut wahren Geiste eben so wenig als Gott die Sünde kannte, wogegen τὸν οὐ γνόντα ihn mehr in der äufseren, auf das Einzelne gerichteten, menschlichen Seite umfassen würde. Ein schlagendes Beispiel findet sich noch Gal. IV, 8. (τοῖς μὴ οὖσι θεοῖς), wo die Götter als solche bezeichnet werden, die überhaupt dem Geiste und der Wahrheit nach *keine* sind, und aufserdem ist μή mit dem Particip in unzähligen Fällen verbunden, wo die Negation als durch Gedanken vermittelt erscheint. — Noch eine grammatische Bemerkung erlaubt sich Ref. in Betreff III, 21. und des ἵνα IV, 3. gegen den Hrn. V machen. Jenes mit dem Imper. καυχάσθω ver ὥστε soll nämlich für „ὥστε μηδένα καυχᾶσθαι δ hen (p. 47.): dies ist jedoch unnöthig, da ja unabhängige Folgerungspartikel (*ita-que*) selbst fange eines Fragesatzes stehen kann und au beim Imper. vorkommt (ὥστε θαῤῥεῖ): *also rüh Niemand* ἐν ἀνθρώποις an Menschen, d. h. des nur Menschen angehört, was endlicher und vergä Natur ist. Ferner die Erklärung des ἵνα wie üb der Worte: ἐμοὶ δὲ εἰς ἐλάχιστόν ἐστιν, ἵνα ὑφ' ὑμ κριθῶ möchte sich schwerlich genügend begrün sen; denn es ist mifslich, ohne Weiteres dem ἐλάχιστόν ἐστι ein „*non curo*" unterzulegen und darauf hin zu übersetzen: „ich sorge nic darum, dafs ich von Euch beurtheilt werde, wie aus dem Zusammenhange mit V. 2. (?) her um mir dadurch Ruhm zu erwerben". Was vor Zusammenhang betrifft, so sagt der Apostel da κτλ., weil nicht *sie*, sondern allein *der Herr* ihr nem innersten Wesen beurtheilen könne (*vid.* jene Redensart heifst aber: es ist mir *durchaus fügig* oder *gleichgültig*, und hierauf läfst der ἵνα folgen, um die bestimmte Tendenz oder der Corinther, ihn nämlich zu bekritteln, anz (es ist mir völlig gleichgültig, dafs ich von Euc theilt werde oder werden soll, dafs Ihr mich b len oder richten wollt — der mich Richtende Herr). Hätte der Apostel ὅτι gesagt, so wäre das wirklich Faktische angegeben, stände aber fse Infin., so wäre nur das Allgemeine, der das noch Unbestimmte und Ungewisse ausges während ἵνα, die Beabsichtigung bezeichnend, n der Infin. aber weniger als ὅτι in sich fafst. ist hier bereits die Seite der eigentlichen Auslegu rührt, welche jetzt noch besondere Beachtung er

Obwohl die dogmatische Einsicht des Hrn ein wesentliches Moment bei seiner Auslegung au so weifs er dennoch in unbefangener Weise d der Worte, wie die unmittelbare Vorstellung de stets klar darzulegen, und, wo es ihm zweck scheint, anderer Ausleger Ansichten in seine eig klärung einzuflechten. Beide Briefe sind in be

tte passend eingetheilt und vor jedem Abschnitte
r Inhalt in gedrängter Kürze treu zusammenge-
e Auslegung selbst zeugt von Gründlichkeit, Ge-
t, exegetischem Tacte und in dem gediegenen Ge-
s Ganzen ist über viele dunkle Stellen (*VII*, 14 ff.
–6. *X*, 23–30. *XI*, 10. *XIII*, 12 u. 13 u. a.) helles
rbreitet, wenn gleich bei mancher schwierigen
e Erklärung nicht ganz glücklich ausgefallen ist,
ge Beweise darthun werden — *cap. I*, 2, bezieht
ff. den Zusatz σὺν πᾶσι τοῖς ἐπικαλουμένοις κτλ. nicht
Gruſs des Apostels, sondern auf ἡγιασμένοις und
ἁγίοις, so daſs der Sinn ist: „ich entbiete Euch mei-
ſs, die Ihr zugleich mit allen übrigen Christen ge-
nd berufen seid" (p. 3. u. 4.). Hiernach wäre in-
Zusatz überflüssig, da sie als berufene Christen
hwendig mit allen übrigen Christen geheiligt sein
; auſserdem läſst sich noch in sprachlicher Hin-
wänden, daſs ἡγιασμένοις zu fern steht, ferner daſs
ς ἁγίοις nicht jenes, sondern dieses, welches in der
tzung ganz unberücksichtigt geblieben, der Haupt-
st, und daſs endlich, da der Zusatz einen neuen
benden Gedanken enthalten soll, vor ἡγιασμένοις
ikel stehen müſste, wogegen dies ἡγιασμένοις,
als nachträglicher in dem Begriffe ἐκκλησία be-
haltener Zusatz erscheint, welches bei der Be-
auf den Gruſs des Apostels der Fall ist, ohne
stehen kann. Wird nun ferner, wie der Herr
ut, das nachfolgende αὐτῶν τε καὶ ἡμῶν nicht mit
nittelbar vorhergehenden ἐν παντὶ τόπῳ sondern
ferneren κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ verbun-
die da anrufen den Namen unsers Hrn. J. Ch.
jedoch nicht bloſs unseres, sondern auch ihres
— so ist auch dies gezwungen und bedeutungs-
l es sich (wie wenn man: mein Himmel oder
tt, sagt) von selbst versteht. Natürlich ist der
d Zusammenhang der Worte, wenn Paulus der
schen Gemeinde Grüſse sagt und zugleich allen
lie anrufen den Namen unseres Herrn J. Ch.
s *Orte*, sowohl *ihren* als auch *unserem* d. h.
ie nun an ihrem eignen Orte, in ihrer Heimath
r an unserem, bei uns (gleichgültig ob in Ephe-
Corinth). Demnach hat der Apostel bei je-
satze die fremden Christen im Auge, welche
le jetzt in Corinth aufhielten, und auch hier,
hrer Heimath, an den gottesdienstlichen Ver-
gen eifrigen Antheil nahmen. — V. 21. über-
setzt der Hr. Verf. die Worte: ἐν τῇ σοφίᾳ τοῦ θεοῦ zuerst: „in der wahren Weisheit, in der Lehre des Evangeliums", welches jedoch, da von der vorchristlichen Zeit die Rede ist, noch nicht hierher gehört; gleich darauf wird auch statt dieser Auffassung unter σοφία τοῦ θεοῦ „die aus der Betrachtung der Werke Gottes erworbene Weisheit" verstanden (p. 15.).

(Der Beschluſs folgt.)

XLVII.

***Beiträge zu der Lehre von den Nichtigkeiten im Civil-Processe nach gem. Deutschen Rechte, nebst einem Anhange, Bemerkungen über die Bestimmungen der Anhalt. Proceſsordnung u. d. Zerbster Ob. App. G. Ordnung in Betreff der Nichtigkeiten enthaltend. Von Carl von Röder, Herz. Anh. Bernb. Reg. u. Consist. Assessor. Bernburg*, 1831. *Druck u. Verlag von Fr. Wilh. Gröning (in Comission bei Schwetschke u. Sohn in Halle). XI.* 211 S. 8.**

Diese kleine, aber mit Umsicht, Fleiſs und eindringendem Verstand geschriebene Schrift, verdient jedenfalls eine, wenn auch späte, Anzeige in diesen Blättern, da ihr zur Zeit noch keine bestimmtere öffentliche Anerkennung im Gebiet der Kritik zu Theil geworden ist. Die hauptsächlichen Schwierigkeiten, welche die Lehre von den Nichtigkeiten im gemeinschaftlichen Civil-Verfahren, hinsichtlich der deshalb zustehenden Rechtsmittel darbietet, dürfen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Nachdem nun der Verf. zuerst das Geschichtliche dieser Lehre nach Röm. canon u. Deutschen Gesetzen erörtert hat, vorzüglich die Redactionsgeschichte des J. R. A. §. 121. 122. ingleichen die Ansichten der Deutschen Proceſssualisten älterer und neuerer Zeit, nicht ohne bei Einzelnen eine gemessene Kritik auszuüben: so trägt er von §. 24. an S. 108. seine eignen Ansichten vor, ausgehend von der Nothwendigkeit einer Verbindung oder von der Einheit der Philosophie des Rechts und der positiven Rechte. Es wird dabei hingewiesen auf das doppelte Element, welches den Forderungsrechten im gerichtlichen Wege die Vollendung giebt, nämlich Gegenstand und Form des Verfahrens und eben darnach nun das Wesen der verschiedenen Rechtsmittel gegen richterliche Urtheile bestimmt. Dann wird geschichtlich erläutert, was der J. R. A. unter den unheilbaren Mängeln oder Nullitäten eines Verfahrens verstanden haben könne, wobei der Verf. im Ganzen auf die Ansicht von Mittermaier kommt (S. 103 f. 116 f.), daſs jenes Reichsgesetz im Allgemeinen Nichts neues verordnet, sondern zunächst nur die C. G. O. von 1555. Th. 3. Tit. 34. bestätigt, jedoch auch zugleich den Kreis der unheilbaren Nichtigkeiten mehr abgeschlossen habe,

Hierbei kommt es denn freilich besonders darauf an, was unter den unheilbaren Mängeln in den Substantialien zu verstehen sei, oder bei welchen Substantialien des Verfahrens dergleichen Nullitäten vorkommen können; und dies ist eben der schwierigste Punkt. Nach dem Verf sind die Gründe einer s. g. unheilbaren Nichtigkeitsklage aufser den dahin unzweifelhaft gehörigen Mängeln in der Person des Richters — des Klägers — des Beklagten und ihrer Stellvertreter: Mangel eines Anrufs der Staatshilfe — des Wechselgehörs — eines Urtheils. Alle übrigen Verstofse und Mängel werden zu den Heilbaren gerechnet. Zuletzt folgt eine Erörterung des Verfahrens und der Eigenheiten der verschiedenen Rechtsmittel, welche in den einzelnen Fällen offen stehn, und ein besonderer Anhang über die Bestimmungen der auf dem Titel bereits angegebenen Landesgesetze.

Man kann unbedenklich behaupten, dafs die fragliche Lehre durch diese neue Bearbeitung bedeutend gewonnen hat, wenn man auch in manchen Stücken andrer Meinung sein, und insbesondre noch eine umfassendere geschichtliche Nachweisung der ältern Nichtigkeitstheorie, so wie der reichsgerichtlichen Praxis, endlich der Deutschen Partikularrechte und Praxis wünschenswerth finden könnte, da diese in der That häufig eine eigenthümliche Richtung hier behauptet haben; worüber aber freilich literärische Hilfsmittel nicht immer und aller Orten zugänglich sind. Nach des Ref. Urtheil ist der Kreis der unheilbaren Nichtigkeiten *in substantialibus* zu eng gezogen, auch möchte noch eine nähere Bestimmung darüber nöthig sein, wie weit das Recht des Oberrichters gehe, eine Nichtigkeit aus früherer Instanz ohne Cassation des vorigen Verfahrens zu heben, oder mit andern Worten und mit der R. C. G. O. zu reden, wann ein Unrecht in einer Instanz für unwiderbringlich zu erachten sei. Man dreht sich hier vielfach in einem sonderbaren Kreise herum.

XLVIII.

Sappho und Erinna nach ihrem Leben beschrieben und in ihren poetischen Ueberresten übersetzt und erklärt vom Prof. Franz W. Richter. Quedlinburg und Leipzig 1833. S. 99. 8.

Uebersetzungen classischer Poesieen leiden an mannigfachen Fehlern; manche von diesen entspringen daher, dafs der Uebersetzer sich nicht gefragt hat, für wen er übersetzt; für den Gelehrten von Fach braucht es keiner Verdeutschung, für den Nichtgelehrten noch weniger die lästige Ausführlichkeit von Untersuchungen, Emendationen und Citaten. Der Hr. Verf. fühlt sehr richtig, wenn er sagt, dafs „gelehrter Aufwand bei Uebersetzungen in der Regel doch nur verschwendet sei, weil Leser ihn meistens nicht verstehen oder wenigstens unbe lassen". Und doch verschwendet er; zu diesen Fragmenten Brocken als vollständigen Gerichten, mit denen er den Le galirt", läfst er diese grofse Dienerschaft von Erläuterunge Citaten aller Art galonnirt, aufwarten und zu den kleinen grofse Schüsseln von Zugemüse, Vorkost und Nachkost gen. So handeln die ersten 25 Seiten von dem Leben de pho in einer Weise, dafs der Hr. Vf p. 9 sich selbst m Worten unterbricht: „wir haben den Leser bereits um Ent digung zu bitten, dafs wir seine Geduld mit einer langw Namensuntersuchung auf eine so harte Probe gestellt also schnell weiter". Dann folgen nach der Uebersetzu 37 auserlesenen Fragmenten der Sappho (p. 29—46) mel minder ausführliche Erläuterungen und Vorschläge zu E tionen (p. 49—59). In gleicher Weise wird, von p. 6 von dem Leben der Erinna gehandelt, dann folgen p. 7 der Erinna vier Epigramme und das Gedicht an Rom u p. 87—90. Erläuterungen zu diesen Gedichten. Die der beiden Dichterinnen sind so unmittelbar aus dem ihrer persönlichsten Verhältnisse, dafs sie, in ihre Biog verflochten, zugleich diese belebt und sich selbst leicht a Zusammenhang der Darstellung erklärt hätten: und der zeigt überall so viel poetischen Sinn, stylistische Gew und gelehrtes Studium, dafs wir jenen Mifsgriff in der und Anordnung seiner Mittheilungen doppelt beklagen m er hätte die Literatur mit einem anziehenden Bilde Helle Dichterlebens bereichern können.

Doch wir sind dem Hrn. Vf. auch für das, was er ben wollen, vielen Dank schuldig. Für die biographische stellungen hat ihm Welcker, vielleicht der glücklichste F der Deutschen Philologie, den Weg geöffnet; er ist ihm m sicht und Glück gefolgt; auch die Erklärungen sind passe oft überraschend. Vor allen aber verdient die Uebersetzu len Beifall; sie hat den süfsen Duft der Griechischen V bewahren gewufst; die Rhythmik ist leicht und korrekt; n lich hat sie in der Sapphischen Strophe jene Gelindigke Innigkeit bewahrt, welche von Deutschen Dichtern so oft die gespreizte und höchst verkehrte Prätension der Hora Cäsur verdorben wird. Auch die Hexameter des Hrn. Vf schön geformt und wir rechten mit ihm nicht um den Tr unter daktylischen Versen, obschon er auch diesen, wenn von seiner unruhigen, die Majestät des Hexameters stö Schwächlichkeit überzeugte, bei der grofsen Gewandheit, die Uebersetzung auszeichnet, gewifs leicht würde ver können. — Der Uebersetzung des Pindar, deren baldiges E nen der Hr. Vf. in der Vorrede verspricht, sehen wir m fsen Erwartungen entgegen.

Joh. Gust. Droys

№ 35.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

entar zu den Briefen des Paulus an die inther. *Von Gust. Billroth.*

(Schlufs.)

er warum nun gleich in dieser Aeufserlichkeit? ndeutlich wäre ein solcher Sinn in jenen Wor- sgedrückt, und wie kann aus der äufsern Be- ng der Werke eine göttliche Weisheit erwor- erden, wenn nicht bereits in ihnen selbst ein s Licht leuchtet, durch welches ihnen die Au- er das Aeufsere geöffnet werden und worin ie Weisheit innerlich wurzelt? Jene *σοφία τοῦ* st die von Gott ausgehende und deshalb das he auch zum Gegenstande und Inhalte habende- sit (*genit. subj.* und *obj.*), die den Heiden wenig als den Juden, mochten sie immerhin unweise sein, von göttlicher Seite entzogen war *τὸ γνωστὸν τοῦ θεοῦ φανερόν ἐστιν ἐν αὐτοῖς* Röm. ; liefsen sie demnach die göttliche Weisheit in cht leuchten, so war hieran allein die *σοφία τοῦ* die selbstische, mit nichtigen Dingen, angefüllte eisheit, die Aufgeblasenheit des eigensinnigen ndes Schuld, welches der Apostel selbst erwähnt. — er schwierigen Stelle *III*, 13 — 15. giebt der Hr. eine Erklärung (p. 42 — 44.), welche den Wor- s Apostels wenig entspricht. Bei *ἡ γὰρ ἡμέρα δη-* soll *τί τὸ ἔργον* supplirt werden, und zu den nächst- len Worten wird *ἡμέρα* als Subject hinzuge- wonach dann der Sinn: denn der Tag wird, s Werk ist, kund thun —, „jener Tag wird in- offenbart, d. h. mit Feuer erscheinen"; über *οὗτος διὰ πυρός* kommts zu keinem festen Resultate. erst hat das Suppliren stets einen willkürlichen ch und nur zu häufig wird dadurch die Schwie- nicht gehoben, sondern nur verdeckt oder ver- n; doch selbst hiervon abgesehen, was soll denn das folgende *ὅτι*, welches unberührt gelassen ist, was enthält jener trübe Satz eigentlich für einen Gedanken, und ist der folgende Satz *καὶ ἑκάστου τὸ ἔργον κτλ.* im Vergleich mit dem ersten nicht tautologisch? Wird zu den Worten nichts supplirt und an ihnen nichts geän- dert, so lauten sie mit gutem Sinn so: denn der Tag (natürlich jener Tag des Herrn) wird kund thun, dafs in Feuer geoffenbart wird (dafs also eine Offenbarung oder Läuterung in Feuer geschieht), und wie eines Je- den Werk beschaffen ist, wird das Feuer erproben oder zeigen. Wenn Jemandes Werk bleiben wird — so wird er Lohn erhalten, wenn Jemandes Werk verbren- nen wird, so wird er Strafe leiden; er selbst aber wird erhalten werden, *οὗτος δὲ ὡς διὰ πυρός* so aber, wie durch Feuer d. h. wie durch Feuer geschieht, indem nämlich alle gehaltlosen Bestandtheile vernichtet wer- den, so dafs dann auch die Beschaffenheit seiner per- sönlichen Rettung noch sehr in Frage steht, und davon abhängt, wie gewissenhaft, fromm und rechtschaffen er, aufser jenem Werke, *für sich* in seinem individuellen Wandel war. — Bei einer nicht minder schwierigen bekannten Stelle (*XV*, 29 *ἐπεὶ τί ποιήσουσιν οἱ βαπτιζό- μενοι ὑπὲρ τῶν νεκρῶν; κτλ.*) stimmt der Hr. Verf. den Auslegern bei, welche die Worte auf eine *stellvertre- tende* Taufe beziehen, wenn gleich sichere Zeugnisse über eine solche schon zur Zeit des Apostels herrschen- de Sitte fehlen. Liefse man bei jenen Worten die höchst undeutliche Bezeichnung solcher, für welche andere ge- tauft sein sollen — und den Art. *τῶν*, der nicht einige nur, sondern die Todten überhaupt bezeichnet — ganz aufser Acht, und könnte man aufser allem Zweifel set- zen, dafs schon zur Zeit des Apostels *stellvertretende* Taufen statt gefunden, so würde desohnerachtet eine Erklärung, nach welcher der Sinn der unveränderten Worte auf die Getauften selbst ginge, sicher vorzuziehn sein, weil alsdann der Beweis des Apostels, als auf

Alle sich beziehend, bei weitem schlagender wäre. Es ist nun aber aus Röm. VI, 3 ff. bekannt, dafs der Apostel in der Taufe eine Beziehung auf die Auferstehung, sowohl Christi als auch überhaupt der Christen, findet, und hieraus ein Argument für die Todtenauferstehung entnehmend, fragt er nun: was sollen denn die thun, welche sich taufen lassen wegen der Todten, d. h. nach Röm. VI, 4 um von den Todten zu auferstehen (*ὥσπερ ἠγέρθη Χριστὸς ἐκ νεκρῶν*). Weder der Artik. vor *βαπτιζόμενοι* noch der vor *νεκρῶν* kann bei einer solchen auf Alle bezogenen, gleichsam demonstrativen, Hinweisung etwas Auffallendes haben; aufserdem gewinnt die Erklärung noch bedeutend durch die folgenden Worte. — Einige weniger bedeutsame Abweichungen verschweigend, legt Ref. nur noch eine wichtige Stelle, nämlich 2 Cor. XIII, 7, zur näheren Berücksichtigung vor. Der Hr. Verf. übersetzt: „ich flehe zu Gott, *μὴ ποιῆσαι ὑμᾶς κακὸν μηδέν* nicht gezwungen zu sein, Euch irgend ein Böses anzuthuen — und indem er nun aus *εὔχομαι* „den Begriff *θέλω* oder dergl." für das folgende *ἵνα* beibehält und in *δόκιμος* die Bedeutung: „probehaltig oder strenge" annimmt, übersetzt er weiter: „nicht (wünsche ich), dafs ich probehaltig (d. h. also strenge) mich zeigen mufs, sondern dafs Ihr das Gute thut, ich aber wie unprobehaltig bin (d. h. unprobehaltig, also nicht strenge, erscheine)". Hiernach hat entweder der Apostel sehr unklar gedacht und höchst schwerfällig construirt, oder es ist seinen Worten Gewalt angethan, und dies Letztere wird wohl der Fall sein. Denn vorher sagt der Apostel, er könne, wenn er wolle und müsse, die verlangte *δοκιμή* (Bewährung seiner apostolischen Würde und Kraft) wohl zeigen, hoffe aber, dafs man ihn nicht für einen *ἀδόκιμος* halte und bitte zu Gott, dafs sie nichts Böses thuen möchten, nicht (nämlich bitte er hierum) damit er als *δόκιμος* sich zeige (denn sich in seiner Kraft zu bewähren, dazu hatte er ja, wenn sie nichts Böses thaten, keine Veranlassung), sondern damit sie nur das Gute vollbringen, er aber wie ein *ἀδόκιμος* sei (sofern er nämlich, was grade sein heifsester Wunsch war, bei ihrem Gutesthun sich nicht als *δόκιμος* ihnen zu zeigen brauchte).

Dem Begriffe einer unparteiischen Beurtheilung zufolge mufste auf die berührten Mängel aufmerksam gemacht werden; indefs ohnerachtet der Gegenbemerkungen kann Ref. mit dem aufrichtigen Bekenntnisse schliefsen, dafs der vernünftige Standpunct, die tüchtigen Kenntnisse und das durchdachte Urtheil des Verfs. obigem Commentare wahrhaft wissenschaftl Werth verleihen. Matthies

XLIX.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Agricolae libellus. Mit Erläuterungen Excursen von Carl Ludwig Roth. Nürn 1833. 282 S. *gr.* 8.

Die Bearbeitung des Tacitus hat in der letzte eine neue Richtung genommen, welche Ref. die matisch-hermeneutische nennen möchte. Ihr V besteht darin, dafs die sprachlichen Eigenthümlichk des Autors und nahmentlich seine Abweichungen gewöhnlichen Sprachgebrauch zusammengestellt, ze dert, auf gewisse allgemeine Resultate zurückg und diese wiederum zur Erklärung der einzelnen len und zur Entscheidung über die Richtigkeit des tes angewandt werden. Das gründliche Verstä des Autors ist durch die geschickte Verfolgung Richtung befördert worden, und wieviel die Kriti Textes durch die Zurückweisung aller Willkühr sich auf fremde Analogie stützen möchte, gewi hat, liegt in der Waltherschen Ausgabe vor, trot Mängel, die dieser zwar gewissenhaften aber peinl und ängstlichen Arbeit ankleben. Von den klei Schriften des Tacitus, die ebenfalls im letzten D nium den Fleifs der Philologen vorzugsweise be tigt haben, eignet sich der Agricola durch den ent denen Charakter des Tacitischen Ausdrucks bei chem Umfang und Inhalt am meisten zum Träger grammatisch-hermeneutischen Verfahrens, und sein ster Herausgeber, Hr. Roth, schliefst sich den verd lichen Bemühungen der Herren Becker, Walch, Se Walther, Böttticher, Petersen u. A. mit Ehren a man kann sagen, dafs er es in der Verfolgun sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Tacitus bis i kleinste Geäder der Grammatik allen zuvorgetha Die Einrichtung seiner Ausgabe ist diese, dafs er dem Text nur die nothwendigsten, aber doch zum auch schon in die hermeneutische Dialektik einfü de Erläuterungen, meist mit den Worten seiner gänger, wo er sie billigte oder zur Widerlegun nutzte, giebt, darauf aber in 33 Excursen die ang

rammatischen Streitpunkte und Erörterungen in emäfser Zusammenstellung und mit Verbreitung e übrigen Schriften des Tacitus behandelt, so über ebrauch des Dativs, des Ablativs, des *Nominativi Accusativi cum Infinitivo*, des Adverbii, der Prä- nen u. s. f.

er geneigte Leser dieser Blätter wird überzeugt dafs Ref. diesen Erörterungen gebührende Auf- amkeit gewidmet hat, zugleich aber einsehen, dafs ben so ausführlich erörternde und in das Ein- eingehende Kritik (und einer solchen bedarf es) für unsere der gesammten Litteratur bestimmte rift, noch überhaupt für eine Zeitschrift geeignet Wir sind von der überaus grofsen Wichtigkeit der gischen Disciplinen und nahmentlich der Gram- zu sehr überzeugt, als dafs wir uns mit Mangel. um entschuldigen wollten, aber eine litterarische rift soll keinen einzelnen Gegenstand sachlich pfen wollen, nur zeitgemäfs auf neue Erschei- n aufmerksam machen, die Richtungen bezeich- beurtheilen, ob sie mit Ernst und Gründlichkeit, sichtsinnig und oberflächlich verfolgt sind. Und dann Hrn. Roth das vortheilhafteste Zeugnifs der mkeit in seinem begränzten Gebiete und somit ank für seine Bemühung, die nur von Unkundi- ring geschätzt werden könnte, zu zollen. Zu r Zeit müssen wir aber auf einiges Mangelhafte ksam machen, das wir an der Arbeit des Hrn. emerkt haben, und was in der bezeichneten Rich- bei einseitiger Verfolgung, zum Nachtheil der gischen Disciplin hervorzutreten droht.

rstlich könnten wir bedauern, dafs der gramma- ermeneutische Zweck den Herausgeber von der ichen Erläuterung der Sachen abgeführt hat. Die bezüglichen Noten sind meist Excerpte fremder hen nicht tief. So S. 8 wo der Herausgeber rn will, was *equites illustres* sind. „*Ann.* 2, 59; *findet man equites illustres* (nicht auch ander- wie *Ann. XI*, 4) *Ann.* 16, 17 *equites Rom. di- senatoria*, bei welcher letztern Stelle noch an- n wird, der eine der beiden genannten sei früher *ctus praetorii et consularibus insignibus donatus* n. Wer eine solche Auszeichnung genossen hatte, amit unter die *eq. illustres* versetzt. *Dasselbe* ält den Procuratoren gewesen sein". Soll das die ung eines *eques illustris* sein: wer die *insignia consularia* erhalten hat? So wären es zuversichtlich sehr wenige gewesen. Es sind vielmehr alle die, wel- che Senatorischen Census haben und, indem sie sich den Staatsgeschäften widmen, die Aussicht erhalten in den Senat erlesen zu werden. Ihnen erlaubte theils Augustus (mit dem Vigintivirat, vergl. *Ovid. Trist. IV*, 10, 53) theils Caligula nach *Dio Cassius* 59, 9, in Hoffnung nächstfolgender Standeserhöhung den *latum clavum* zu tragen. Der *praefectus praetorio* gehör- te ganz gewifs zu ihrer Klasse: das war das wenig- ste, was ihm gewährt werden konnte, insofern er nach dem Grundsatz der Kaiserregierung nicht selbst Sena- tor sein durfte: aber aufser ihm noch sehr viele andere, bis es zuletzt nur eine äufserlich ausgezeichnete Klasse des Ritterstandes wurde.

Doch wir wollen aus diesem Mangel Hrn. Roth weiter keinen Vorwurf machen. Warum soll es nicht Ausgaben eines klassischen Schriftwerks mit verschie- dentlich hervorgehobenen Zwecken geben? Nur bei der Ausgabe eines Autors, die auf Vollständigkeit Anspruch macht, wie die Walthersche, würde diese Mangelhaf- tigkeit sachlicher Erklärung zu rügen sein. Der vor- liegenden Ausgabe angemessener ist die Besorgnifs, ob nicht durch das Bestreben sprachliche Abnormitäten ge- gen die emendirende, zum Theil auch gegen die diplo- matische Kritik in Schutz zu nehmen, dialektisch zu rechtfertigen und als allgemein gültig darzustellen, in den einzelnen Stellen der Sinn verkünstelt und die unbefangene Auffassung gestört wird. Ref. hat diese Ausstellung ebenfalls in ausgedehnterem Maafse gegen die Walthersche Ausgabe zu machen, aber auch Hr. Roth scheint ihm zuweilen aus befangener Gewissen- haftigkeit in diesen Fehler verfallen zu sein. Im 28. Excurse unternimmt er zu beweisen, dafs Tacitus die Conjunction *que* in rein adverbialer Bedeutung mit Ver- lust ihrer verbindenden Kraft für *quoque* gebraucht habe, eine Meinung, die, nachdem sie von ältern In- terpreten hie und da schüchtern vorgebracht worden, neuerdings auch von Walther mit gröfserem Gewicht zur Rechtfertigung angefochtener Stellen angewandt wurde. Aber in einigen der gesammelten Stellen ist gar die Nothwendigkeit einer solchen Annahme nicht einzusehen, wie *Ann.* 3, 34 *Messalinus cui parens Mes- salla, ineratque imago paternae facundiae.* Was hin- dert denn *que* für *et* zu nehmen? Auch *Ann. I*, 28 *id miles rationis ignarus omen praesentium accepit, ac*

suis laboribus defectionem sideris assimulans, prosperoque cessura quae pergerent, si cet. ist *que* als Conjunction zu fassen: die Soldaten nahmen es als Vorbedeutung auf und vergleichend und (mit der Meinung) dafs ihr Vorhaben gut von Statten gehen würde. In folgenden Stellen ist die Lesart aus *andern* erheblichen Gründen falsch: *Ann. II*, 33, wo zuverlässlich aus der Verderbnifs des Codex *talis quae* nicht *talesque* wie Hr. Roth, seinem Zwecke gemäfs, will, sondern *ita sit quae*, was Sinn und Construction verlangt, zu emendiren ist: und *Ann. VI*, 19 *ac — aurariasque ejus. sibimet Tiberius seposuit* hilft auch *que* für *quoque* zu nehmen nicht, und ist viel wahrscheinlicher, wenn *que* nicht ganz zu streichen ist, dafs vorher *argentarias* (Silber- und Goldbergwerke) ausgefallen ist. Ferner ist in *Ann. II*, 43 nicht zu ersehen, welche Autorität das *que* gegen die *vulgata quaque* hat, die durch das Stillschweigen der neusten Vergleichung des Codex in der Bekkerschen Ausgabe bestätigt wird.

(Der Beschlufs folgt.)

L.

Ueber den Entwickelungsgang der Psychiatrie und sein Verhältnifs nicht blofs zur gesammten Medicin, sondern auch zu allgemeinsten und wesentlichsten Interessen der gegenwärtigen Zeit überhaupt, von Dr. J. M. Leupoldt. Erlangen, Heyder 1833. 48 S. 8.

Dieses Schriftchen, nur der Abdruck eines in der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Erlangen gehaltenen Vortrages, kann freilich dem umfassenden Inhalt des Titels nicht genügen, besonders da der Hr. Verf. sich noch auf Kritik der einzelnen Richtungen der Psychiatrie einläfst; allein es giebt sehr dankenswerthe Andeutungen, welche diesen Gegenstand auf ernstere und würdigere Weise, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, wiederanregen. — Der das Ganze durchziehende Hauptgedanke, durch welchen die einzelnen sonstigen Aeufserungen wiederholentlich zusammengeschürzt sind, ist der: dafs die Psychiatrie, welche bisher nur „als minder beträchtlicher Anhängsel der übrigen Heilkunde, und mehr vom Standpunkte der letzteren aus, als von ihrem eigenen, betrachtet und behandelt" wurde, und welche in „neuester Zeit besonders verhältnifsmäfsig auffallend und ämsig gepflegt wird, dadurch der nächste bedeutende Schritt ist zur wahrhaft anthropologischen Medicin und ein vorzügliches Zeichen, dafs die Medicin sich mehr und mehr des ganzen Menschen annehme, dafs sie somit wahr und wahrhaft anthropologisch werde". Dieser Grundgedanke, so wie dessen nähere Motivirung trifft im Wesentlichen mit zusammen, was Ref. in seinen „Elementen" etc. von 1829. a wickeln versuchte. Dieser so natürlichen öfteren und bestir ren Begegnung auf *einem* Wege nach *einem* Ziele mufste gedacht werden, da das Schriftchen doch nach seinem Ve nifs zu den anderweitigen Leistungen auf diesem Gebiete der chiatrie zu beurtheilen ist. Denn ob dieser oder jener oder jenes früher sagt, darauf kommts der Wissenschaft nicht an, wenn nur Zeitgemäfses auf vernünftige Weise g wird und es nicht bei dem von Zeit zu Zeit laut werd Hin- und Her-Reden und Wünschen verbleibt. —

In einer 1830. gehaltenen und gedruckten Rede, in w auch viel Sinnvolles über die Anforderungen der Gegenw die Universitätsbildung vorkommt, bezeichnet der Verf. auf dem Titel, „die Medicin, welche sich in der nächste kunft, sehr gegen die beschränkte und verkehrte Erw des medicinischen Haufens, immer deutlicher und kräftig wickeln wird", als eine germanisch-christlich-anthropolog Dies „*germanisch-christlich*" hat er in vorliegender Red Jahr 1833 fortgelassen, wenn gleich er am Schlufs sagt der, welches „die ganze neue Entwickelungsperiode der ein repräsentiren werde, namentlich das Eine nicht ver dafs für diese wie für alle anderen Gebiete einen ander meinschaftlichen, tiefsten und sichersten) Grund niemand könne, als der da bereits gelegt ist, und auf den und nac chem allein mit Glück fortzubauen ist". Welcher dies sei, sa Verf. nicht in dieser Rede, wohl aber in der über germa christlich-anthropologische Medicin ausdrücklich, und such sowohl hier als auch in einem Aufsatze vom Jahre 1831. das Verhältnifs der Heilkunde zur Weisheit im Hippokrat und christlichen Sinne) näher zu motiviren. — Das Ch thum, die christlichen Lehren als einzige Basis der neue wickelungsstufe der Medicin substruiren zu wollen, era vom wissenschaftlich-historischen Standpunkte aus, auf we der Verf. doch selber steht, und bei richtigen Ansichten dem Wesen der Medicin, des Menschen und der Anthrop mindestens gesagt, unausführbar. Nennt doch auch Hr. poldt die Medicin das Haupt und die Krone der gesa Naturkunde! — Der höheren Entwickelungsstufe der M wird, wenn sie wahrhaft diejenige ist, welche Noth thut wenn sie die entwickelste, reichste und tiefste ist, das g nisch-christliche Element von selbst an und für sich in sein, gerade so wie in der Hippokratisch-Galenischen M das griechisch-römisch-heidnische Element lebt. Die M ist nicht allein ein Reislein, gepfropft auf den Stamm des stenthums, sondern sie wurzelt selbstständig in der g menschlichen Natur, und assimilirt sich von den in ein stimmten Zeit herrschenden Ideen des Weltgeistes von selb was sie zu ihrem Dasein bedarf, wenn sie anders die f Zeit vernünftige, d. h. die höhere Entwickelungsstufe selbst ist. —

H. Damero

№ 36.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1833.

rnelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii ricolae libellus. Mit Erläuterungen und ursen von Carl Ludwig Roth.

(Schluſs.)

s bleiben also zur Unterstützung der handschrift- Lesart in *Agr.* 17 *super virtutem hostium loco- ue difficultates eluctatus*, nur *Ann. IV*, 74 *do- dque vetitum* und *Hist. II*, 48 *ut — urbem- ique urgeret* übrig, wo die Veränderung des *que que* so leicht ist, daſs deswegen schwerlich jene ende Abnormität angenommen werden dürfte.

a 24. Excurse rechtfertigt Hr. Roth die Verbin- les Adverbii mit einem Substantivum. Gut, wir en sie Ausnahmsweise und für gewisse Begriffe ders *longe*, *procul*) zu: aber er scheint sie uns sbrauchen, wenn er in der Stelle *Agr.* 3 *hic in- liber honori Agricolae soceri mei destinatus, sione pietatis aut laudatus erit aut excusatus — hic im liber* zu einem Begriffe verbindet: *dies in- en erschienene Buch;* wobei die Behauptung, daſs storien schon damahls abgefaſst gewesen, wegen rze der Zeit und der vorherigen Besorgniſs höchst t ist. Vielmehr ist die Verbindung „*inzwischen* liese Schrift leicht Entschuldigung finden", nähm- s dahin, daſs es mir gelingt, den Beifall meiner nossen mit jenem andern beabsichtigten Werke rdienen, vollkommnen zweckmäſsig und sprach-

on Verkünstelung des Sinnes möchte auch die Er- g der viel besprochenen Stelle *Agr.* 2 *mihi nar- vitam defuncti hominis venia opus fuit* in ei- ausführlichen Excurse nicht freizusprechen sein. oth kommt darauf hinaus, daſs Tacitus deshalb achsicht bitte, weil sein Schwiegervater, wenig- nach dem Urtheil der Menge, nicht genug Ruhm- ges geleistet habe. Ref. gesteht, daſs ihn diese Erklärung unangenehm befremdete. Wie? Tacitus sollte so im Eingange seiner Schrift selber seinen Stoff herab- setzen und den Gegenstand seiner Verehrung der ge- ringschätzenden Beurtheilung irgend welcher Leute Preis geben? Mag sich Hr. Roth rückhaltend genug ausdrük- ken: „Er bittet um Nachsicht, weil es eine *stillere* Gröſse ist, die er schildern will"; immer bleibt es doch eine Bitte um Nachsicht, wenn der Stoff nicht erheb- lich scheinen sollte. Nein! Er bittet nicht der Sache wegen um Nachsicht, sondern *bedauert* seiner Zeit hal- ber darum bitten zu müssen, weil er durch das hohe Lob des Agricola bei andern anstoſsen könnte, die da- rin einen Vorwurf für sich sehen möchten. Deshalb knüpft er die Erklärung daran, es sei sein Schwieger- vater, und so würden auch jene Miſsgünstigen oder Arg- wöhnischen seine Schrift, wenn auch nicht loben, doch entschuldigen.

Zuletzt bemerkt Ref., daſs bei dem Bestreben, die grammatische Eigenthümlichkeit des Schriftstellers in ihrer Schärfe aufzufassen, öfters auch hinter den natür- lichsten Spracherscheinungen etwas besonderes gesucht wird, was gar nicht darin liegt. Zu *Agr.* 6 *fecit ne cujus alterius sacrilegium resp. quam Neronis sen- sisset* bemerkt der Herausg., daſs *ne* öfters ganz in die Bedeutung von ὥστε μὴ übergehe. Wie hätte der Autor denn anders sagen können, da jedenfalls eine *beabsich- tigte* Folge ausgedrückt wird? *Fecit ut* und *fecit ne*, er bewirkte und bezweckte daſs und daſs nicht. Was findet der Erklärer Auffallendes in der Stelle *Ann.* 12, 32 *destinationis certus ne nova moliretur nisi prioribus firmatis*, oder bei *Seneca Contr.* 4, 28 *servavit hunc colorem ne quid in patrem diceret*, worin die Absicht deutlich ausgesprochen wird? „Selbst Cicero hat mehr- rere Stellen". Aber in den angeführten, so weit sie aufgefunden werden konnten (denn *Acad. Quaest. I*, 32 existirt nicht) ist die negative Absicht, die Vorsicht, enthalten, wie *Fin.* 2, 20 *vino utebatur et ad volupta-*

tem et ne noceret. Wirklich bemerkenswerth ist allein *Tacit. Ann.* 14, 7, denn in *Ann.* 2, 29 ist eher die Abundanz von *ita* anzumerken.

Was bezweckt die Note p. 2 zu den Worten des Textes *plerique suâm ipsi narrare vitam fiduciam potius morum quam arrogantiam arbitrati sunt:* „dagegen *Ann.* 3, 20 *illam obsidionem flagitii ratus. Aber selbst Cicero* setzt häufig den Nominativ (oder beim Infinitiv den Accusativ, statt dieses Genitivus". Und nun folgt eine Anzahl Stellen aus Cicero, Sallust und Tacitus, z. B. *Germ.* 14 *pigrum et iners videtur sudore acquirere quod possis sanguine parare,* als ob diese natürlichste Art des Ausdrucks irgendwie eines Beweises bedürfte. Wird der Anfänger nicht ängstlich und unsicher gemacht werden, wenn wir ihm für das Einfachste, was sich ihm überall darbieten wird, mühsam Belege zusammensuchen?

Dies sind einige Abwege, auf welche die sonst so achtungswerthe Gründlichkeit des Herausgebers gerathen ist. Die Kritik durfte sie nicht verschweigen, aber sie wird auch den Gewinn nicht verkennen, der aus dieser Bemühung, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten eines bedeutenden Autors im Einzelnen zu entwickeln, hervorgehen kann.

C. G. Zumpt.

LI.

***Lehrbuch des gem. Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des Preufs. Rechts. Mit einer Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses von Dr. Julius, Friedr. Heinr. Abegg, ordentl. Prof. der Rechte an der Universität zu Breslau. Königsberg,* 1833. *Verlag der Gebrüder Bornträger. XLIII. u.* 352 *S.* 8.

Dafs der Unterzeichnete obiges Lehrbuch in diesen Blättern anzuzeigen übernommen hat, könnte vielleicht auffallen, da von ihm selbst so eben nur ein Lehrbuch über das gesammte Criminalrecht mit Einschlufs des Processrechts erschienen ist, und dem öffentlichen Urtheil vorliegt. Indefs wird gerade das gleichzeitige Studium den sonstigen Beruf zur gegenwärtigen Anzeige unterstützen, das Nachfolgende aber ohne weitre freundliche oder feindliche Begrüfsung, dergleichen überhaupt in öffentlichen Kritiken dialektische Schärfe und sige Ironie nicht ersetzen kann —, die Unpartheilichkeit und Objektivität des Urtheils beweisen.

Wir betrachten zuerst die wissenschaftliche Ge welche der gelehrte Verf. dem auf dem Titelblatt reichend angezeigten Stoffe gegeben hat. Die syst tische Anordnung der einzelnen Lehren ist im Ga dieselbe geblieben, wie sie sich auch bereits in frühern Grundrifs von 1823 vorfand, den der Ver gegenwärtigem Lehrbuch umgearbeitet hat, zum jedoch mit einigen nicht unerheblichen Abänderu Ueber dieses dem juristischen Publikum sonach s bekannte System wollen wir hier mit dem Verf. rechten. Zwar bedarf es keines Beweises mehr, das System einer Lehre etwas Nothwendiges und in Wissenschaft selbst Gegebnes sei; auf keinen Fall jedoch in der Ausführung des Systems der Kunst gessen werden, welche wiederum nicht einer gewi Freiheit entbehren kann, und ihrer selbst da bedarf sie rein didaktisch sein will, um nicht pedantisch werden, und durch Ecken und offne Maafse von abzustofsen. Deshalb vermag denn auch Ref. kei aufserordentlich grofses Gewicht auf die systemati Anordnung der Materien zu legen, wenn die Dar lung nur kunstmäfsig durchgeführt ist, in einer Art, w auch dem Verf. zu Gebot steht. So hat denn derselbe ganz recht gethan, z. B. bei der Lehre Beweis durch Geständnifs, Zeugen u. s. f. zug noch die Grundsätze von der formellen Gewinnung der Kenntnifsquellen mit vorzutragen. Nur beiläufig l sich fragen, ob denn wirklich die Aufstellung eines gemeinen Theils im Gegensatz zu einem besondern wissenschaftliche Nothwendigkeit für das Criminal cefsrecht sei, oder wenigstens, warum blofs die aussetzungen des gerichtlichen Verfahrens und die sentlichen Bedingungen zur Ausübung der Strafre pflege in jenen allgemeinen Theil gestellt sind. Lehren und Grundsätze, welche sich auf das proces lische Verfahren überhaupt beziehen, und nicht l auf einzelne Arten desselben, haben den Charakter Allgemeinheit; daher möchte es auch richtiger sein, z. B. von Martin und Feuerbach geschehn ist, l den verschiednen Procefsarten eine besondre Stell geben; diese verschwindet aber wieder im Ganze sehr, dafs man deshalb kaum nöthig hat, eine nicht Zerspaltung in einen allgemeinen und besondern T

nehmen. Uebrigens hat der Verf. selbst wieder
n besondern Theil, wie freilich erforderlich war,
llgemeine oder die *communia utriusque judicii*
nklage- und Untersuchungsverfahrens) vorausge-
während sie in dem frühern Grundriſs der Dar-
g der einzelnen Verfahrungsarten nachfolgten;
würde sich beinahe der ganze Streit lediglich
ch auf die Wahl der Rubriken beschränken. Denn
hen hiervon, gewährt das System des Verfs. eine
klare und concinne Einsicht in das Wesen des Cri-
rocesses; nur bleibt noch etwa gegen die Stelle der
ron den Kosten bei dem Criminal-Erkenntniſs, trotz
m Verf. deshalb gegebenen Rechtfertigung zu er-
, daſs die Kosten in der That nur ein auſserwe-
hes Accessorium des Criminalverfahrens sind; daſs
chen auch noch in der Instanz der Rechtsmittel
si der Execution vorkommen, ferner in Fällen,
r kein Urtheil erfolgt; und daſs demnach diese
entweder an das Ende des Systems hingehört,
n das Ende eines allgemeinen Theils, der schon
lebersicht des Rechtsganges gewährt hat.

ine weitere Betrachtung widmen wir der Ausfüh-
les Systems in den einzelnen Gliedern. Sie ist
tig und geistreich, in einem eigenthümlichen
chenden Gewande. Den fortlaufenden Para-
n in gesperrter Schrift sind in mehr zusammen-
en Schriftzeichen weitere Erörterungen beigefügt,
erscheint vorzüglich der didaktische Zweck sehr
assen gehalten, während vielleicht der Praktiker,
r Belehrung sucht, manche schärfere Bestimmung
er Punkte vermissen könnte. So ist z. B. bis-
nur auf die partikuläre Rechtsverfassung hin-
sen (vgl. §. 5. u. 6.), ohne eine gemein-rechtli-
rm dabei aufzustellen. Jene Rechtsverfassungen
er besonders nach den vielfachen Aenderungen,
in neurer Zeit erlitten haben, selten bestimmt
so daſs es immer noch der Aufstellung irgend
ndern leitenden Princips bedarf, sollte sie auch
uf historischem Wege zu erlangen sein. Insbe-
bleibt ein bestimmter Begriff dessen, was Cri-
che sei, im Gegensatz zu Civil-, Policei- und
Inar-Sachen eine unabweisliche Aufgabe für die
schaft des gemeinen Proceſsrechts. Gewünscht
er Referent überdies, daſs der Verf. dem Ver-
ngsrecht des Angeklagten noch eine bestimmtere
dung und gröſsern Inhalt gegeben hätte, als
sich in dem Lehrbuch findet, denn es ist gewiſs eine dringende Pflicht für die Arbeiter im Recht, die Stricke und Banden wieder zu zerstören, womit die frühere Praxis und Rechtsansicht die Vertheidigung des Angeklagten eingezwängt hat, während die ältern Rechte, selbst das Canonische und Carolinische, hier noch dem Angeschuldigten günstiger waren. — Die Methode, die der Verf. überhaupt befolgt hat, und befolgen wollte in der Behandlung des gegenwärtigen Rechtsstoffes ist nach des Verfs. eigner Bemerkung eine philosophisch-geschichtliche, aber vorherrschend praktische (Vorrede S. VIII.); also die vernünftig-praktische, während in der früheren, jetzt wieder abgedruckten Bemerkungen über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses S. XXVI. bloſs von einem historisch-pragmatischen Studium und Vortrag des Criminalproces in wissenschaftlicher Form die Rede war. — Ueberall ist Rücksicht auf die neusten Bedürfnisse und Ansichten genommen. — In den Anführungen oder literärischen Belegen einzelner Sätze ist vom Verf. eine gewisse abgemessene Sparsamkeit beobachtet worden, indem er auſser der Anführung der wichtigern Gesetzstellen sich darauf beschränkt hat, am Ende einzelner Lehren collektive auf andre Hand- und Lehrbücher hinzuverweisen; sonst aber nur mit groſser Auswahl auf einzelne Abhandlungen, besonders auf seine eignen Bezug nimmt.

(Der Beschluſs folgt.)

LII.

***An experimental investigation of the effects of loss of blood; by Marshall Hall, M. D. London, printed by G. Woodfall.* 1832. 52 S. 8.**

Weniger streng geschieden, als in Deutschland, ist in Frankreich und England das Geschäft der Erweiterung physiologischen und pathologischen Wissens. Halten unter unsern Deutschen Aerzten die Meisten das Streben nach Vergröſserung und Sicherung des Gebietes der physiologischen Kenntnisse für unverträglich gewissermaaſsen mit ihren praktischen Beschäftigungen, weil ihnen diese und Pathologie und Therapie und sociale Lebensverhältnisse schon genug zu schaffen machen: so suchen in jenen beiden Ländern die gröſsten Praktiker durch Untersuchung des normalen Baues der Menschen und Thiere und durch Experimente am gesunden thierischen Organismus zu festen physiologischen Principien zu gelangen, die die Basis ihrer pathologischen Ansichten und ihres therapeutischen Verfahrens werden. Was unseren Aerzten unmöglich scheint, das gelingt jenen auf das Vollständigste. Auch liefs Englands und Frankreichs Publikum durch das Geschrei solcher, denen Methode und

Vorurtheil vergangener Jahrhunderte ankleben, nie sich bethören, seine Laennec, Dupuytren, Magendie, Hunter, Baillie, Bell, Cooper, die in ihren volkreichsten Hauptstädten wirkten und zum Theil noch wirken, für schlechtere Praktiker zu halten, als die Uebrigen. Und wie viel verdankt diesen Praktikern der theoretische Theil der Wissenschaft! Möchten doch von Deutschlands Aerzten Mehrere als bisher es gethan, dem Beispiele jener grofsen Ausländer folgen! Sie ehren dadurch das Andenken ihrer entschlafenen Ph. Fr. Meckel, Wenzel, Reil. — Einen ehrenvollen Platz unter den Aerzten Englands, die solchem Streben huldigen, nimmt der Vf. vorliegender interessanten Abhandlung ein, bekannt durch die Entdeckung des Caudalherzens beim Aale, durch seine Untersuchungen über den Winterschlaf und andere Arbeiten.

Die Wirkungen des Blutverlustes bei Blutentziehungen und Hämorrhagieen auf den kranken menschlichen Organismus hatten längst seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. So manche dadurch hervorgerufene Erscheinungen bedurften einer Erklärung, zu der er auf dem Wege des Versuches an gesunden Thieren, wo keine Complication mit anderweitigen Leiden den Beobachter über die wahre Veranlassung der Erscheinungen irre leitet, zu gelangen hoffte. — Blutverluste haben aber, wenn sie bedeutend sind, entweder Ohnmacht zur Folge, oder sie rufen eine excessive Reaction hervor, oder sie geben zu allmälichem Sinken der Kräfte Veranlassung, oder ihnen folgt der Tod. Um den Zustand der Ohnmacht hervorzurufen, mufs das Thier, an dem experimentirt wird, einen gewissen Grad von Kraft besitzen, ihm mufs das Blut mit einem gewissen Grade von Schnelligkeit entzogen werden, und es mehr oder weniger aufrecht stehen. Alle Phänomene der Ohnmacht scheinen davon abzuhangen, dafs dem Gehirne rasch das Blut entzogen wird. Die Mattigkeit des Gesichtsausdruckes, das Keuchen und Seufzen beim Athemholen, das Aussetzen oder die äufserste Verminderung der Herzthätigkeit, der Verlust des Appetites, der Ekel und das Erbrechen, die Schwäche der willkürlichen Muskeln und das Erschlaffen der Sphincteren — alle diese Symptome scheinen davon auszugehen. Der Einfluss der Stellung des Thieres, besonders des Kopfes, auf die Thätigkeit des Herzens bei Ohnmachten ist eines der interessantesten Ergebnisse dieser Versuche. Ein Thier, das in aufrechter Stellung gehalten, nach Blutentziehungen ohnmächtig wird, erhält Herzschlag und Kraft wieder, sobald es in eine solche Stellung gebracht wird, dafs der Kopf niederhängt oder wenigstens horizontal liegt. Die Symptome der Ohnmacht erneuern sich aber, wenn sie schon aufgehört hatten, sobald man dem Thiere eine solche Stellung verleihet, dafs der Kopf möglichst hoch, der übrige Körper dagegen möglichst tief steht. In der Kette der Symptome der Ohnmacht ist ein Seufzer das erste Glied; Erbrechen und Erschlaffung der Schliefsmuskeln sind die letzten. Wirkliches Erbrechen erscheint erst in den schlimmsten Ohnmachten, Widerwille gegen Speisen schon in den leichtesten. Nach einem zweiten oder dritten Aderlafs an demselben Thiere erscheinen die Symptome der Ohnmacht weniger vollständig, als nach dem ersten.

Von den milderen Formen der nach Blutentziehungen entstehenden Ohnmacht erholt sich ein Thier bald und vermöge seiner Reaction gewinnen Herz und Arterien ihren gewöhnlichen Schlag wieder, über den sie nicht hinausgehen. Wird aber die Blutenziehung in solchen Zwischenräumen und in solcher Quantität wiederholt, dafs das Leben nicht in Gefahr geräth, so trifft die Reaction die normale Thätigkeit an Stärke und übermäfsig. Es stellen sich dann eigenthümliche und höchst interessante Erscheinungen ein. Die Respiration wird beunruhigt, das Auge glänzt, der Gesichtsausdruck wird lebhaft, der Appetit stark. Das Klopfen des Herzens wird von einem Geräusch begleitet, als ob gefeilt oder gesägt würde. Die Arterien klopfen die Arterien, auch die kleineren, deren Puls man im gesunden Zustande nicht fühlt. Selbst die Assimilation scheint in diesem Zustande rascher vor sich zu gehen. Ein Hund, der in 7 Tagen durch 7 Aderlässe 35 Unzen Blut verloren hatte, gewann während dieses Zeitraums um ein halbes Pfund schwerer an Gewicht. Sobald Ohnmacht eintritt fällt die Temperatur von ihrer normalen Höhe von 99° Fahr. oft auf 96°; während der Rückkehr tritt dieser excessiven Reaction sie häufig auf 101° und darüber machte. Veränderung der Lage und Stellung des Thieres, die bei Ohnmachten so mächtig wirkt, bleibt auf diese Erscheinungen ohne Einfluss.

Leicht ist es durch eine starke Blutentziehung Ohnmacht herbeizuführen, leicht die excessive Reaction durch öfter wiederholte, mäfsige Blutmengen hervorzurufen, sehr schwer aber durch mäfsiges, aber allmälich fortschreitendes Sinken der Kräfte zu bewirken. Eigenthümliche, volle, tiefe, seufzende Respiration, Abnehmen des Klopfens beim Herzschlage, Minderung der Stärke des Pulses, Verlust des Appetites, Eintreten leichter, krampfhafter Zuckungen deuten auf ein wahres Sinken der Kräfte. Bald nach dem Tode findet man dann eine Effusion in den Brustsack und Oedem der Zellhaut der Lungen. Der Tod geht wahrscheinlich, wie die Ohnmacht, vom Gehirn aus. Verliert sich dessen Einfluss, so hört das Athmen auf, während die Thätigkeit des Herzens und der Gefäfse fortdauert. Wenn die Respiration mit grofser Anstrengung geschieht, wenn sie vorzüglich durch das Zwerchfell und die Bauchmuskeln zu Stande kömmt, wenn sie mit Seufzern verbunden und unregelmäfsig ist, wenn das Thier wimmert, oder winselt oder heult, wenn ein Schnappen nach Luft in immer längern Zwischenräumen sich einstellt, dann steht der Tod bevor.

Das durch den ersten Aderlafs entzogene Blut enthielt nach 24 Stunden mehr *Crassamentum* als *Serum*; ja mehr Ader wurden nach und nach angestellt wurden, desto mehr änderte sich das Verhältnifs, so dafs zuletzt das *Serum* der Menge nach überwiegend vorwaltete.

Es bedarf keiner Andeutung, wie wichtig die Resultate dieser, mit grofser Umsicht und Genauigkeit von dem wackeren Engländer angestellten Versuche für Theorie und Praxis sind.

№ 37.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August 1833.

buch des gem. Criminalprocesses mit beson-er Berücksichtigung des Preufs. Rechts. t einer Abhandlung über die wissenschaft-he Behandlung des Criminalprocesses von . Julius Friedr. Heinrich Abegg.

(Schlufs.)

Da das Buch hauptsächlich dem akademischen Lehr- gewidmet ist, und aufserdem noch des Vfs. frü- hier weggebliebene Chrestomathie von Beweis- zur Benutzung offen steht, so kann das beobach- Verfahren dem Buche nichts an seinem Werth hen. Wiederholungen derselben Sätze machen emerklich S. 219. u. 230. u. S. 300 u. 337.

Es bleibt noch übrig, den wissenschaftlichen Ge- welchen diese neue Schrift, abgesehen vom aka- chen Lehrbedarf, darbietet, hier zu beleuchten. n der Verf. selbst (Vorrede S. V.) bemerkt, dafs ehrbuch, wie das gegenwärtige, vielfache Wieder- gen dessen enthalte, was in den schon gangbaren üchern zu finden ist, dafs ferner manche Lehre einen Stoff zu neuer wissenschaftlicher Behand- darbiete, so ist das freilich wahr; es bedarf jedoch lb keiner Rechtfertigung wegen der Herausgabe ei- euen Lehrbuchs, weder überhaupt, noch auch insbe- e dann, wenn nicht blos Traditionelles gegeben, rn daneben auch Neues und Tüchtiges im Zu- enhang mit dem Alten geleistet wird. Es bedarf Rechtfertigung überhaupt nicht, weil dem einen mischen Lehrer, so gut wie dem andern, frei ste- mufs, für seinen eigenen Beruf die Presse zu be- n. Es bedarf der Rechtfertigung vorzüglich nicht dem Zustande des gemeinen Rechts, welches nur fortgesetzte vielseitige Kultur lebendig erhalten, von Rost und Flecken gesäubert werden kann, hes endlich eine stete Entwicklung nach dem Be- ifs der Zeit fordert, um der ihm abgehenden Nach- hülfe durch Gesetzesworte zu entbehren; wo es dem- nach für die Theoristen Pflicht ist, als eine lebendige Stimme des Rechts dahin zu wirken, dafs dies sich möglichst befestige und verkläre in der Gerechtigkeit. Es ist schon genug und tröstlich, wenn jeder in dieser Stellung auch nur *ein* Scherflein dazu beiträgt, dafs gewisse Grundsätze oder Folgerungen entschieden an- erkannt werden gegen willkürliche Beeinträchtigungen. Wenn also auch z. B. der Verf. über die Verhaftun- gen der Angeschuldigten wenig mehr als die schon von andern erkannten Axiome aufgestellt hat, so ist es doch immer von der gröfsten Wichtigkeit, diese Grund- sätze so oft als möglich frei und unumwunden auszu- sprechen und einzuprägen, so wie auch bereits oben wegen des Vertheidigungsrechts Aehnliches gewünscht wurde. Indem wir also über obiges Bedenken des Vers. hinweggehen, wollen wir allein noch diejenigen Seiten des Buches hervorheben, welche das meiste wis- senschaftliche Interesse darbieten. Der Verf. hat selbst wieder in der Vorrede S. VIII. die Auswahl uns er- leichtert. Er verweist auf einige meist übergangene Erörterungen in §. 12—24, welche eine Skizze der ver- schiedenen Quellenrechte, so wie des jetzigen Stand- punktes der Gesetzgebung, Theorie und Praxis enthal- ten sollten, und auch allerdings zu einer zweckmäfsigen Orientirung für den Anfänger dienen, sodann auf seine Darstellung der Beweistheorien §. 89 ff., welche der Verf. mit besonderer Vorliebe bearbeitet hat, und wo- von wir denn auch hier noch das Bemerkenswertheste ausheben.

Sehr richtig bezeichnet der Verfasser als Ziel des Beweises nicht die Wahrheit selbst, sondern die Ge- wifsheit oder das bestimmte Wissen, die vollendete Ue- berzeugung von der Wahrheit einer Sache, und unter- scheidet davon die Wahrscheinlichkeit, welche nur dem Gebiete des Subjektiven angehöre und für die Sache selbst gar nicht existire. Er nimmt demnächst die Auf-

stellung einer gesetzlichen Beweistheorie und insbesondre die gemeinrechtliche in Schutz, versteht sich ohne Billigung der Folter; er sondert alsdann die Gründe der richterlichen Erkenntnifs, welche bald zur Gewifsheit, bald nur zur Wahrscheinlichkeit führen, von den Anzeigen, welche gemeinrechtlich stets nur die letztere zur Folge haben sollen, selbst im günstigsten Fall des Zusammentreffens mehrerer (§. 137.), indem hierbei sehr richtig die völlig gewissen Schlüsse von einer Thatsache auf eine andre (der indirekte Beweis) von den Anzeigen abgesondert werden (§. 133. 135). Während nun noch einerseits die einfache Verstandesoperation, welche bei der Gewinnung der Indicien nöthig ist, dargelegt und gezeigt wird, wie des bündigsten Schliefsens ungeachtet doch nicht mehr als Wahrscheinlichkeit herauskommen könne, die ja doch auch in dem Obersatz des Syllogismus enthalten sei; so wird zugleich andrerseits auf das Gefährliche der Folgerung aufmerksam gemacht, wenn man an die jedenfalls nur erschlossene Wahrscheinlichkeit den Ausspruch anknüpfen wolle, dafs Strafe wirklich Statt finden müsse. Darum hält der Verf. den Gebrauch der Indicien wesentlich nur für die Untersuchung als zulässig und rechtlich (§. 136.). Die Controverse des jetzigen gemeinen Rechts: ob auf blofse Indicien gestraft werden könne? entscheidet er demnach auch um so mehr verneinend, mit Ausnahme des Beweises des *dolus* (§. 138 und 142.).

So einverstanden Ref. mit dem Verf. hinsichtlich dessen ist, was zur Vertheidigung einer gesetzlichen Beweistheorie gegen die Allmacht einer Jury §. 94, so wie zur Abfertigung mancher flachen Gründe gesagt ist, aus welchen man den sogenannten Anzeigebeweis über jeden andern Beweis stellen wollte, so wenig läfst sich jedoch die grofse Kluft anerkennen, die nach des Verfs. Darstellung zwischen allen Anzeigen und sonstigen Ueberzeugungsgründen vorhanden sein würde, dergestalt, dafs blos auf der einen Seite von Gewifsheit, auf der andern aber höchstens nur von Wahrscheinlichkeit die Rede sein könnte. Alle historische Gewifsheit, also auch die richterliche Beweisermittelung, als Art derselben, beruht auf Schlüssen von der Richtigkeit eines Zeugnisses, die man zu bezweifeln keinen Grund findet, auf die Richtigkeit seines Inhalts. Höchstens bei Thatsachen, die unter des Richters Sinnen vorgehen, mag etwa ein unmittelbares Wissen angenommen werden. Wenn nun aber aufserdem der ter Zeugnissen anderer Personen glauben darf, w soll er nicht auch gewissen Thatsachen selbst gla die selbst nur Theile oder Ueberreste von andern sachen sein können, und gewissermafsen stumme gen derselben sind? Hier ist dann nicht blos Schein, sondern ein Theil der Wahrheit; und sich dergleichen Theile mehrere finden, welche si einer zusammenhängenden Thatsache konstruiren, die sich nicht ohne einen gewissen Zusammenhang ken lassen, so sollte, scheint es dem Refer., doch wohl hier von einer Gewifsheit gesprochen w dürfen. Uebrigens sagt der Verf. selbst S. 245. „ den Beweis aus Indicien betrifft, so wird er unter ständen sicher sein, worüber kein Bedenken ist, nur nicht allein Indicien das Urtheil bestimmen", S. 240. heifst es: Eine Reihe von unter einande sammenhängenden Indicien kann allerdings oft vo Wirkung sein, dafs nun das Verbrechen oder die heberschaft u. s. w. einer fraglichen Person einer klärungsgrund abgiebt; dafs für die moralische U zeugung das Urtheil hervorgeht: es sei die Sach hergestellt — *ut sola confessio deesse videatur*". D diese Zugeständnisse wird offenbar die Strenge der ausgeschickten Theorie sehr ermäfsigt, und der neu Richtung der Praxis nachgegeben. — Ueber s Controverspunkte des gemeinen Criminalprocesses Referent sich enthalten, die Ansichten des Verfs. nauer anzuführen, da eine Erörterung derselben nicht in dem Plane dieser Blätter liegt.

Druck und Papier des Buches sind preiswürd

Heffter.

LIII.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, die Selbstsucht in der Wissenschaft des G bens und seiner Artikel. Betrachtet von Carl Daub, Geh. Kirchenrath und öff ord. Prof. d. Theol. an der Univ. Heidelb Heidelb. 1833. 8.

Zweiter Artikel.

II. ***Die dogmatische Lehre.*** Das Prinzip, w die neuere Dogmatik ihr Entstehen und temporäres stehen hat, geht in sie ein und ist *ihre* Selbstsucht, Selbsttäuschung, Selbstbetrug und Selbstbelügung.

ie Selbsttäuschung in der kirchlich-dogmatischen
gie. Die Lehre vom Glauben hat ihren Gegen-
in der Erfahrung und Geschichte. Der Glaube,
sie die Lehre ist, hängt in der römisch- und
sch-katholischen Kirche von einer nicht durch,
n nur für ihn vorausgesetzten Autorität ab, welche
meintliche Infallibilität der Kirche ist. Aber die-
chtige Irrthum wurde für die Menschheit selbst
ittel der Verwirklichung ihres Zweckes. Der
nahm sich sein Recht wieder, die das Entste-
s Zweifels verhindernde Autorität selbst zu be-
n, als die christliche Welt, das Reich der Frei-
nd der Liebe, sich in ein Reich der Knecht-
und des Schreckens zu verwandeln angefangen
Längst selbstsüchtig geworden, war die Kirche,
Wahn, die Wahrheit *sei sie selbst*, eine Her-
r Gläubigen geworden, welche diese zu ihren
len machte. In der Reformation entwickelte sich
Glauben selbst enthaltene Erkenntnifs, dafs die
eit ihre eigene Autorität, und die aller Autoritäten
Ueberzeugung, dafs Christus die Wahrheit und
Wort das des untrüglichen Gottes sei, die Befrei-
n allem Autoritätsglauben. Diese Kirche ist durch
ort der heil. Schrift das Mittel für den Zweck,
Wahrheit hat. Nicht Gelehrte, die auch Gläu-
aren, sondern gläubig denkende Männer mit ih-
lehrsamkeit waren ihre Werkzeuge und von ih-
lbst wäre die Gelehrsamkeit aufs tiefste verachtet
, wenn sie, statt dazu zu dienen, die Selbstsucht
ist abzuhalten, sich hätte wollen zu einer Auto-
ler gar zum Prinzip des Glaubens machen. Die
antische Kirche bei ihrem Entstehen blieb der
zu glauben und nicht zu zweifeln, dafs Gott in
Mensch geworden sei, treu, und erkannte die
iche Wahrheit seiner Lehre, jedoch mit Ein-
cung dieser Lehre auf die Bibel, als worin *al-*
die *seinige* ist, an. Mit der Wissenschaft ging
uch die im Glauben enthaltene Möglichkeit
reifels hervor und in die Wirklichkeit. Der
ide, so lange er nicht der Gläubige ist, hat
echt zu zweifeln; der Denkende aber, nach-
der Gläubige geworden, von ihm die Pflicht,
uben, erfüllet worden, hat sich hiermit das
zu zweifeln erworben. Dem Glauben geht die
schaft vorher mit der Möglichkeit, dafs sie
r Freiheit erhebe. „Die Pflicht, an den, der
die Wahrheit ist, zu glauben, kann das knechtische Subjekt nicht, wie es etwa sich oder *seiner* Vernunft treu bleibt, durch *sein* Denken und Wollen sich selbst, sondern kann ihm allein der, welcher der freie oder der eingeborne Sohn Gottes, also weder *sein* oder ein Sklav der Natur, noch der Knecht Gottes ist, auferlegen; wird sie von ihm, als ihm von der Wahrheit selbst auferlegt und hiermit für die seinige anerkannt, so ist diese Anerkenntnifs, wie der Anfang seines Glaubens, so der seiner Selbstverläugnung und der Befreiung seiner von ihm selbst und vom Objekt. In solcher Anerkenntnifs aber und in dieser Selbstverläugnung ist das durch die Wahrheit frei werdende Subjekt dessen nicht bedürftig, dafs es, etwa mittelst seines Witzes und seiner Gelahrtheit, sich aus seiner Erfahrung, seinem Denken, Fühlen, Gewissen u. dgl. also aus sich selbst von dem, was es zu glauben habe und was ihm zu denken und zu thun obliege, überzeuge und so das Denk- und moralischgläubige sei; derlei Bedürfnifs wäre im Gegentheil, wie das Gefühl der Abhängigkeit, nur ein Zeichen seiner Selbstsucht und gäbe ihm, wenn es seiner, als dieses Zeichens, mithin ihrer selbst sich bewufst würde, eine desto stärkere Erinnerung an die Pflicht, nicht zu zweifeln, sondern zu glauben und mittelst des Glaubens durch den, dessen Gesetz er ist, wirklich frei zu werden und so als gläubigdenkendes, das Recht zu zweifeln — ein ohne die Pflicht und ihre Erfüllung nur usurpirtes — sich zu erwerben. — Ihr fordert Denk- Gewissens- und Glaubens-Freiheit als ein Recht. Wohl! Nennet doch die Pflicht, mit welcher zugleich oder in deren Folge sie ein Recht und euere Forderung gerecht ist! Ist sie die, nicht zu zweifeln, sondern zu glauben, nun so geht erst aus ihrer Erfüllung das Recht an diese Freiheit hervor und ist nicht der Denkgläubige und *seiner* Ueberzeugung — sondern der Gläubigdenkende und dem Glauben, dafs Gott selbst in Christo Mensch geworden, Getreue der solche Forderung zu thun berechtigte. Soll sie eine andere sein, etwa die, durch ein möglichst richtiges Denken, gelehrte Studien, möglichst gewissenhafte Prüfungen u. dgl. *alle Selbsttäuschung* möglichst zu verhindern, den Aberglauben in allen seinen trüglichen Formen kräftigst zu bekämpfen, die erkennbaren Wahrheiten in Erkenntnisse zu verwandeln und den unerkennbaren gelegentlich das Wort zu reden, so ist sie eine vorgebliche und vorgespiegelte, hinter der die Selbstsucht, um sich weder selbst zu se-

hen, noch sehen zu lassen, mit der Miene des Eifers für Wahrheit und Gerechtigkeit, still und gemach Posto gefafst hat. In dieser Selbstsucht empört sich das Subjekt gegen den Gedanken eines *gebotenen* Glaubens und gegen ihn selbst, wie wenn es in ihr, welche die Knechtschaft ist, bereits wirklich frei und nicht er, sondern sie mit ihren Bedenklichkeiten, Ansichten und gelehrten Kenntnissen das Mittel für die Wahrheit zur Befreiung der Welt von der Knechtschaft sei". S. 116. — Durch den Gebrauch der Schrift machte in der evangelisch-protestantischen Kirche die Wahrheit selbst den Glauben frei von der Unwahrheit, kirchlicher Autoritätsglaube zu sein. In diesem Gebrauch aber hat er, da sie von ihm für die *heilige* Schrift oder für Gottes Wort genommen wird, an ihr eine göttliche *Autorität*. Dieser Glaube an die Bibel hat jedoch, obwohl ein Autoritätsglaube, vor jenem die Möglichkeit voraus, mittelst des Zweifels und der Prüfung sich aus der, keiner Autorität bedürftigen und keinen Zweifel fürchtenden Wahrheit als Glauben zu beweisen und zu rechtfertigen. „Der Glaube an den, in welchem Gott Mensch geworden, ist ja *zuoberst* nicht Glaube an das, was er lehrt, und an die Bibel, die seine Lehre enthalte, oder an die Kirche, die sie zu bewahren habe, sondern, wie gesagt, Glaube *an ihn*, der es lehrt, dessen Gesetz er ist und von dem und dessen Lehre die Bibel Bericht giebt: es wird nicht an ihn, *welcher spricht:* ich bin die Wahrheit, sondern an ihn, *der sie ist* und nicht, wie in einem unmittelbar- oder positiv-*moralischen* Glauben, daran, dafs das wahr sei, was er sagt oder lehrt, weil er es sage und lehre, sondern daran geglaubt, dafs er es sage oder lehre, weil es wahr ist". S. 121. Aber auch dieser Glaube enthält, wie jeder, die Möglichkeit des Zweifels. Scheu oder Furcht des Gläubigen vor diesem Zweifel ist ein Zeichen der Selbstsucht; „wer aus Furcht vor dem Zweifel und so, dafs er meint, sie komme aus dem Glauben selbst, sich vom Zweifel zurückhält, ermangelt des Glaubens an die Wahrheit, hält fest an sich und wenn er meint, es sei Pflicht für ihn, nicht zu zweifeln, damit der Glaube bleibe und er ihn behalte, ist diese Pflicht eine eben nur gemeinte, hinter der sich die Furcht, somit die Selbstsucht verbirgt und in der, wer sie sagt, *sich selbst täuscht*". S. 123. Der Gläubige kann nun zunächst durch die Dienste, welche ihm die Bibel gegen die kirchliche Autorität geleistet, mittelst des Zweifels zu der Ueberzeugung geführt den, dafs sie selbst, die Bibel, eine wirklich und v haft göttliche Autorität sei. Ist aber die Glaubens- Denk-Freiheit errungen, so beschränkt der Zweifel die Untersuchung sich nicht mehr auf das Interes dem Dienst, den sie geleistet; das Interesse ist mehr das beschränkt- sondern unendlich-freie; i nem ist das Interesse an der Wahrheit noch mit Interesse an der Bibel solchergestalt verknüpft, al *gründe* sie, welche die Erhaltung des Glauben Welt an den, der die Wahrheit ist, nur vermittelt sen Glauben. Da der historische Glaube dem re sen unzertrennlich verknüpft ist, so wird leich christliche Glaube als identisch mit dem biblische erkannt; bleibt aber der Unterschied unbeachtet, es, als ob die Wahrheit, von der doch die Bibel gesagt hat, dafs sie uns frei mache, sich blofs inne des Weichbildes der Bibel, wohl gar nur in ihren ten und Redensarten beweisen könne und dürfe also, die freimachende, selbst nicht frei sei. Der rische Glaube ist nur die *äufsere* Bedingung des giösen, wie das Leben die Bedingung des Den Mit dem Interesse an der Bibel, *als die den Gl begründe*, kommt der Beweis für den göttlichen Urs derselben mit allen seinen Schwierigkeiten auf da biet der Historie und Erudition hinüber. Da i Fragens kein Ende; man geräth in alle Möglich und in allerlei Zirkel. Der ganze Beweis, durch Mittel geführt, ist ein erbettelter, obschon das, gebettelt wird, die Wahrheit selbst, das Interes ihr und der Glaube an sie sei. Nicht besser ist den Beweis bestellt, wenn nicht die Bibel, sonde natürliche Religion jenseits derselben das Prinz ihn hergeben soll. Geführt aus der Weltgeschic der Beweis kein biblischer; geführt aus der Bib er ein Beweis im Zirkel; geführt aus der natü Religion ist er kein geschichtlicher. — Mit dem ben nun an das biblische Wort der Wahrheit Gläubige noch keineswegs zum Glauben an die *heit selbst* gekommen; er ermangelt noch der F Die in ihrer Uebereinstimmung mit dem Inhalt d bel geltenden Glaubensbekenntnisse richteten v eine nur subjektive Autorität auf, so zweckmäf waren für ihre Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 38.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

August, 1833.

logmatische Theologie jetziger Zeit, oder Selbstsucht in der Wissenschaft des Glau- s und seiner Artikel. Betrachtet von D. rl Daub.

(Fortsetzung.)

s entstand aber auch die Frage nach dem *rein bibli-* Glauben und diese führte auf die andere, aus m Grunde die Bibel selbst allen Lehrbegriffen unde gelegt werde, oder welches das Prinzip des ens an die Unfehlbarkeit ihres Inhalts sei „und schon bei Bestimmung der verschiedenen Lehr- e die Frömmigkeit, Schriftgelehrsamkeit, Lebens- it und Geistesgewandtheit der sie bestimmenden cte von grofser Wirkung und ebenso grofser, ob- entgegengesetzter, Autorität gewesen, so müfsten antwortung jener andern Frage oder in den Ver- , den göttlichen Ursprung der Bibel zu beweisen, nannten Eigenschaften — lauter Subjektivitäten — viel bedeutender sein; nur der Frömmste, Gelehr- Scharfsinnigste u. s. w. wird die Frage am gründ- n zu beantworten, den Beweis am bündigsten zu vermögen. War also einst und ist wenigstens katholischen Kirche noch die Autorität der hei- Kirchen-Väter grofs, so wird die der hochwür- Bibel-Väter, deren Gelehrsamkeit überdem die Kirchen-Väter, ingleichen die der Reformatoren, ihnen die Werke der einen, wie der andern, aufs flei- studirt werden, nicht geringer sein: denn sie werden nur *jeder* den Lehrbegriff *seiner* besondern Kirche, und wiefern er zu rechtfertigen ist, gerechtfertigt, m auch, aufser der Aechtheit und Integrität der Bi- le Theopneustie ihrer Verf. bewiesen haben und laube der Christen an den, der die Wahrheit ist, sich, indem er — wie man sagt — seinen Grund in dem *Wort* und in der *Lehre* der Bibel hat, zuletzt auf ihre Gelehrsamkeit, gelehrte Antworten und gelehrt ausgeführten Beweise für die Göttlichkeit des historisch-biblischen Christenthums gründen. Dazu kommt, dafs *allein* diese gründlich gelehrten und gläubig frommen Männer die Lehre von der Wahrheit, wie dieselbe in dem, von ihnen als Gottes-Wort angeblich bewiesenen Bibel-Wort enthalten ist, zu interpretiren, somit den reinbiblischen Lehrbegriff zu etabliren und an ihm die verschiedenen Lehrbegriffe der verschiedenen Kirchen zu prüfen, im Stande sein werden; denn nur sie haben sich, mit grofser Aufopferung an Zeit und zeitlichen Gütern, durch die mühsamsten Arbeiten und rühmlichsten Anstrengungen in den Besitz aller nöthigen Interpretationsmittel gebracht, nur sie kennen die Gesetze der Auslegung und sind der Kunst ihrer Anwendung durch die fleifsigste Uebung mächtig geworden; ihnen allein verdankt also die gesammte Christenheit, wie das Bollwerk ihres Glaubens an den göttlichen Ursprung der Bibel, ebenso, wenn sie ihn hat, den richtigen Verstand ihres Inhalts". S. 140. Allein nicht die Gelehrsamkeit und nicht die biblische Lehre von der Wahrheit, sondern der Inhalt dieser Lehre, die Wahrheit selbst ist es, die uns mittelst des Glaubens an sie freimacht. Sonst hätte die Welt an der gelehrten Meisterschaft eine Autorität, dergleichen weder die katholische Kirche an ihrer vermeinten Unfehlbarkeit gehabt, noch die evangelisch-protestantische bei ihrer Entstehung angesprochen oder späterhin mit ihren verschiedenen Confessionsartikeln und symbolischen Büchern bezweckt hat. In dieser Autorität sondergleichen, da die Vernichtung des Zweifels *lediglich* ihr Werk wäre, würde der Glaube an die Wahrheit, die Pflicht zu glauben, und die geglaubte Wahrheit selbst schlechthin abhängig sein. In diesem Verkennen, dessen Hauptveranlassung das an der Bibel, in der Meinung, *sie begründe den Glauben* an den, in welchem Gott Mensch geworden und welcher sich selbst die

Wahrheit nennt, genommene Interesse ist, schlägt einerseits die Abhängigkeit von der: was die Bibel lehre, sei *darum* wahr, *weil* sie es lehre, in die Anhängigkeit an sich, als die Biblischgläubigen und Bibelkundigen um. Und das ist ein Meinen, das nicht einmal zum *historischen* Wissen werden kann. Ebenso schlägt dann wieder ihre Anhängigkeit an die Bibel in eine Abhängigkeit der Bibel von ihnen um. Dafs der Glaube an die Wahrheit sich auf die Bibel gründe, ist eine aus dem beschränkt-freien Interesse an der Wahrheit entstandene Meinung derer, die, da das Wort gehört oder gelesen, also erfahren wird, ihnen aber die Erfahrung überhaupt, die geschichtliche besonders, nicht das Ziel, was sie ist, sondern, was sie nicht ist, der Anfang alles soliden Erkennens ist, die *Vermittelung* des Glaubens durch das Wort für dessen *Begründung* durch dasselbe genommen *und hiermit sich selbst getäuscht haben.* Dieselbe Meinung, dafs der Glaube an die Wahrheit seinen Grund in der Lehre von ihm habe, ist es dann auch, welche nicht fragend: was ist Wahrheit? sondern nur: was steht von ihr geschrieben, dafs sie sei? die Wahrheit selbst — sie, in Christo die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur — für unerforschlich oder sie, das sich offenkundig machende Geheimnifs der Menschwerdung Gottes, für ein geheim bleibendes Geheimnifs ausgiebt. Noch sucht sich dasselbe Prinzip dadurch zu behaupten, dafs es der Meinung, der Glaube an die Wahrheit gründe sich auf die Bibel, die andere substituirt, er gründe sich auf Gefühl und Bibel, oder aufs Gemüth, gekräftigt durch das unbefangene Lesen der Bibel. Aber es kann sich in dieser nicht geringerten Selbstsucht nicht halten gegen einen Widersacher, der, selbstsüchtig nicht minder zwar, aber viel energischer sich in der kritischen Philosophie dagegen erhebt. Als anscheinend selbständig von sich und seinen Erfahrungen, als abstrakt selbständig, nur von sich selber abhängig, unternimmt es das Ich, die Prinzipien des Glaubens und Wissens allein aus sich zu deduciren. Gott ist nun unerforschlich (dies läfst sich die obige Dogmatik noch ganz wohl gefallen) und er ist nur der Gedanke, den das Ich hat (dafür hält jene nun desto fester an der Meinung, die Bibel sei der Grund unseres Glaubens). Aber der Fortschritt ist, dafs die Idealität des Glaubens und Wissens, worin er noch ein unbestimmter war, zum Unterschied beider fortgeht. Was für ein Wissen wurde aber nun, damit der Glaube ein durch es vermittelter würde, beigebracht? Nicht das, welches mit ihm identisch das Wissen von Gott, das ihn Erkennen, welches erst herbeigebracht zu werden brauchte, sondern der auf der einen Seite doppelten Beschaffenheit Subjekts, ein *empirisch gelehrtes* und ins Unendlichfachen, ein *aprioristisches*, transcendentales und *subj praktisches.* Wie dort, so hier, ist die Nothwendigkeit und Allgemeinheit, welche die Wahrheit und der haftige Glaube hat, vergebens gesucht, das Subjekt sich und seinen Endlichkeiten ins Unendliche bestigt. „Auf die Nothwendigkeit also und Allgemeinheit welche der Glaube, jeder Glaubens-Artikel und Glaubens-Satz *an und für sich* habe und welche die evangelisch-protestantische Kirche nicht aufgiebt, thu abstrakt-selbständige Subjektivität, wie auf die Erkenntbarkeit der Gegenstände des Glaubens, Verzicht, aber dagegen, an sich festhaltend, desto fester an denjenigen, deren Prinzip sie selbst und die von ihr, ausdiglich ihre Kategorie, dem Glauben u. s. f. nur gehen ist. Das ihn in *seiner* Nothwendigkeit und Allgemeinheit Wissen, damit er *so* der durch Wissen vermittelte sei und Jedermann wisse, was er an sein Glauben habe, ist das dieselbe blos als die *ihrige* ihn selbst als ein *Fürwahrhalten* Wissen, dessen Grunde subjektiv zureichend, objektiv unzureichend oder vielmehr, da ein unzureichender Grund kein Grund und die Wahrheit der Gründe für die Vernunft Bedeutung ist, dessen Grund ein lediglich, jedoch gemein- oder abstrakt-subjektiver sei." S. 182. wahrhaft weiter Treibende ist allein der Widerspin welchen sich dadurch das Ich mit sich setzt Herr zu sein, der ein Knecht ist, und das Bewufstdieses Widerspruchs. Die Wege aber, wie der derspruch zu heben versucht wird, sind einerseits von der empirischen Subjektivität, wie sie sich mit abstrakten zusammengethan hat, der *Glaube* an göttlichen Ursprung der biblischen Lehre noch fesshalten wird: diese Theologie hat die Bestimmtheit supernaturalistischen; und dafs sie ihn als unhaltaufgiebt und ihm zur Selbstüberzeugung das Raisment substituirt; diese Theologie ist die rationasche; dort versteckt sich der Widerspruch hinter *Pietät*, hier hinter die *Moralität.* Die supernatstische hat gegen die ältere, gelehrte, biblische

ritt aus der Selbsttäuschung in den Selbst-
; die rationalistische den aus der unbefangenen
lung der kritischen Religionsphilosophie in die
elügung.

er Selbstbetrug in der empirischen Mystik. Sie
ohne allen Beweis ihrer Berechtigung, ihren
ç, nach Art des Katechismus, in der Empirie, in
len, die die Fähigkeit haben, Erfahrungen zu
n, leicht verständlichen Bibel. Ihr Inhalt, die
arung, wird für eine Historie genommen, und so
nmehro vom historischen Christenthum empha-
lie Rede. Dies die göttliche Offenbarung Glau-
t jedoch nur ein geglaubtes Glauben; denn nur
r Mitwelt ist es ein gewufstes Glauben gewe-
las *Wissen* mithin vom Offenbarungsglauben ist
rin das abstrakt-selbständige Subjekt in der Be-
heit des anscheinend-selbständigen sich hinter-
ler Anfang des Selbstbetrugs. Der Supernatura-
ginnt mit der Erfahrung des Glaubens an die Of-
ng, welche letztere wohl als Geschichte ihre Wirk-
t, aber ihre Wahrheit in einem ganz andern In-
at, als alle Geschichte, und er beginnt damit so,
re ihm und der Erfahrung, nach Anweisung der
en Philosophie die Nothwendigkeit und Allge-
it durch das denkende Subjekt, dessen Kate-
sie sei, hinlänglich gesichert. Die wirkliche
ndigkeit des Subjekts, die Freiheit, ist damit,
las Wesenhafte und Wahrhafte des Gegen-
, den der Glaube hat, für ein Geschichtliches
men wird, eingebüfst. Dieser Selbstbetrug setzt
rt, indem er sich hinter dem Glauben an Gott,
elchem ich und die Welt abhängig sei, verbirgt.
wiederkehrende Nothwendigkeit der wahrhaften
erläugnung sich zu betrügen, kann es kein ge-
eres Mittel geben, als diese Pietät des Wissens.
elbstbetrug vollendet sich darin, dafs einerseits
m Glauben der Zweifel abgehalten, andrerseits
Unbegreiflichkeit, ohne die der Glaube nicht
, sondern Wissen sein würde, bestanden wird.
n letzteren Punkt geht der Selbstbetrug schon in
lbstbelügung über. „Zwar schon beim Anfang
elehrten Theologie und dann durch sie hindurch
d fort in Gefahr, sich selbst zu betrügen, hielt
h gleichwohl innerhalb der blofsen Selbsttäu-
und so konnte es nicht schon durch sie dahin
n, dafs der Glaube an die Untrüglichkeit der biblischen Lehre um die *in ihm* enthaltene Möglichkeit des Zweifels an dieser Untrüglichkeit, vollends aber die Gemeinde selbst um eine die Erforschung und Erkenntnifs *der Wahrheit*, die Vernichtung dieses Zweifels und seiner Möglichkeit vermittelnde Wissenschaft betrogen wurde. Dieser fromme Betrug und der Ruhm, mittelst seiner wenigstens die Gläubigen vor dem Zweifeln möglichst zu bewahren und von der Theologie die Philosophie abzuhalten, blieb dem Supernaturalismus, der, was er mit oder ohne symbolische Bücher, mit oder ohne den *rein* biblischen Lehrbegriff u. dgl. ist, allein durch Selbstbetrug zu sein vermag, aufbehalten." S. 211.

Die Selbstbelügung in der mystischen Empirie. Das Ich *denkt* das Ewige; dafs es ein Wirkliches sei, verbürgt ihm die Erfahrung. Das so gedachte Ewige nennet es das *Wesen*, damit es mit anderem nicht verwechselt werde. Das ewige Wesen ist die verständige Ursache, der ursächliche Verstand, es ist Gott. Ihn erfahren wir freilich nicht; somit können wir allerdings *von ihm* eigentlich nichts wissen; allein desto mehr wissen wir *von uns*.

(Die Fortsetzung folgt.)

LIV.

Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft, von Dr. Theod. Mundt. Leipzig, G. Wolbrecht. 1833.

Die vorliegende Sammlung enthält gröfsere und geringere Aufsätze, welche die verschiedensten Interessen geistiger Sphären berühren. Den Titel wählte der Verf. nach dem Beispiel bedeutender Vorgänger als Bald'e's, Herder's, Grimm's; vorzüglich scheint Herder, dem Vorworte nach, Muster und Vorbild gewesen zu sein. Eine grofse Zeit bezeichnet die Erscheinung „der kritischen Wälder" Herder's; aus der schalsten Philisterhaftigkeit, in die die Gesammtliteratur Deutschlands verfallen war, sollte ein emsiges rüstiges Leben von neuem sich entwickeln; es galt zunächst Anknüpfungspunkte aufzufinden, es galt den deutschen Sinn überhaupt auf ein tieferes bedeutungsvolleres Treiben hinzuweisen. Dies haben zwei Männer wundersam gefördert, beide verschieden, aber beide gleich mächtig wirkend — Lessing und Herder. Dieser, ohne selbst die ganze Selbstständigkeit und Vollendung eminenter Produktivität zu besitzen, hat, wie nicht leicht ein andrer, den tiefsten Sinn, das wahrhaft Schöne und Erhabene in allen Sphären des Geistes in sich aufzunehmen, von der einfachen urkräftigen Poesie der Volkssage an bis zur Spitze tragischer Kunst (Prometheus-Brutus) oder philosophischer Tiefe. Dies Schöne und Erhabene in seinen wahrhaften Formen *anregend* zum Bewufstsein des deutschen Volkes zu bringen, sei es durch eigenthümliche geistvolle Nach-

bildungen, sei es durch betrachtende, erläuternde Schriften, kann man als die Aufgabe des Lebens Herder's betrachten. So sind seine Werke meist fragmentarisch, mindestens ohne die letzte durchgeführte Vollendung, doch so reich an Ideen, dafs auch heute noch viele die Ausführung und Begründung nicht gefunden haben, die ihre Tiefe zu fordern scheint. Aber auch die stärkste Individualität würde jetzt vergeblich nach einem ähnlichen Wirkungskreise suchen. Der aufsprudelnden gährenden deutschen Kraft — die auch politisch durch Friedrichs Auftreten erregt war — galt es damals die rechte Bahn anzuweisen, die Form für solchen Inhalt zu schaffen. Uns ist in Kunst und Poesie die Form eine gewonnene, ausgebildete, das Erschaffen derselben ist zur Routine geworden, die stets jede Individualität zernichtet. In solche fertige Formen nun legt sich jetzt der dürftigste Inhalt, und um Eingang bei Uebersättigung zu gewinnen, werden alle starken Reizungen zusammengedrängt, um am Ende mit Ueberbietung aller Mittel nichts zu erreichen. Wer nach Belegen solcher Erscheinungen überhaupt noch frägt, dem ist Kunst und Poesie unserer Zeit fremd geblieben, jene Schaar theatralischer und musikalischer Werke, vorzüglich jene Masse kleiner lyrischer Poesieen, die ohne tieferen Gehalt, entweder Reflexion oder kleinliche Privatschmerzen in die vorliegenden fertigen Kunstformen hineingiefsen. Einen Aufschwung aus solcher Oede sehen wir nur in dem Aufschwunge des Lebens überhaupt, den grofse Weltbegebenheiten hervorrufen werden. Der Hr. Verf. sieht, wir theilen seine heitere Ansicht über die jetzige Lage der Kunst und Poesie nicht, auch die Wissenschaft dürften wir anders auffassen. Die Philosophie hat in unserer Zeit eine Abgeschlossenheit gewonnen, die es ihr zunächst zur Aufgabe macht in andere Wissenschaft eindringend, diese zu lichten und umzuwälzen, andrerseits aber in das Bewufstsein des Volkes übergehend, in dem concreten Bereiche des Lebens, in Religion, Gesittung, Staat sich Geltung zu verschaffen, um so jene Schranken zu heben, deren Nichtigkeit auch der Verf. in der Vorrede anerkennt.

Sollen wir nun näher an die Würdigung des vorliegenden Werkes und seines Standpunktes zur Kunst und Wissenschaft eingehen, so kann bei der fragmentarischen Form einzelner Aufsätze nur gefordert werden, von des Vfs. Standpunkt überhaupt ein treues und unpartheiisches Bild zu entwerfen. Der Vf. gehört zu jenen Vielen, denen die Forschungen der neueren Philosophie in ihrer umfassenden Ausgedehntheit auf Religion, Kunst und Natur nicht fremd geblieben, die aber, nur vermögend *einzelne* grofse Gedanken aufzufassen, nicht dieselben in ihrem nothwendigen Zusammenhang, d. h. in ihrer vollen Wahrheit zu begreifen, die Lückenhaftigkeit ihres *Denkens* durch eine *Weichlichkeit* der *Empfindung* auszufüllen suchen, und so mit der Philosophie zerfallen. Denn jenes Hervortreiben der Empfindung läfst sie in dem Systeme nur einen Schulzwang erblicken, der alles Gefühl wie jedes Leben und jede Frische ertödte. Namentlich sind es jene kräftigen Stellen, wo nicht etwa die Empfindung selbst — denn wem wäre dies je eingefallen — sondern die Anmafsung derselben, sich an die Spitze des D als Meisterin zu setzen, zernichtet wird, die mit tiefem S erfüllen müssen; wir glauben es wohl, denn wer liefse sic frank und frei in seiner Nacktheit und Blöfse darstellen indem es vorzüglich der strenge Fortgang des Gedanke der diesen Männern unbequem fällt, geschieht es, dafs sie die Uebergänge, zu denen freilich die ganze Schärfe und spekulativen Denkens gehört (wir erinnern z. B. an H Uebergang aus der Idee in die Natur), für leere Sophist ten (S. 35.), theils dafs sie den Werth, den jeder ihnen a stellung geläufige Gedanke nur durch das Moment erhält ches er in der logischen Gliederung bildet, verkennend, trübsten Mifsverständnisse versinken, und sich für ihre P Schattengestalten und Schemen ersinnen, mit denen sie männiglich kämpfen. Was bürdet nicht Hr. Mundt dem schen Systeme für Gedanken auf! Vorzüglich komisch abe sie über Kunst und Religion. Hegel soll nun ein für al die Kunst zu etwas blofs *Natürlichem* herabgesetzt und davon ist Hr. M. so fest überzeugt, dafs er, der doch viel äufsere Belesenheit in Hegel's Encyklopädie zeigt, ga gar die Stelle vergifst, an der die Kunst abgehandelt wir davon zu schweigen, was doch auch dem gewöhnlichen B sein auffallen mufs, dafs das „blofs Natürliche" sich schl als „symbolisch, klassisch und romantisch" gliedern könne ger ergeht es dem Verf. noch in der Theologie, auf die dem Aufsatze über die Steffens'sche Schrift gegen die kömmt. Gott weifs, was, dem Verf. nach, die spekulative logie — die er Vernunftreligion nennt — für Zwecke m gen haben soll, Papismus, Aufhebung der Gemeinde u Cultus, exoterisches und esoterisches Christenthum, und Namen mehr heifsen, mit der man von verschiedenen die wissenschaftliche Theologie begrüfst hat. Man s aber auf den ersten Blick, der Verf. findet sich hier auf Felde, das ihm völlig unbekannt ist.

Besser zeigt sich der Verf auf dem Boden der allge Literatur, wo es gilt besondre Gestalten der künstlerisch duktivität in ihrer Eigenheit aufzufassen, und zu sch Doch müssen wir sagen, dafs auch hier noch der tief und gewichtvolle Inhalt eines Werkes, wie die Wand Wilhelm Meisters, aus dem Standpunkte der Kritik, den hier willkürlich genommen, — denn offenbar ist es, dafs auf einen höheren zu stellen vermag, — nicht füglich in gung zu bringen war, nur einige abgerissene Aufsentbei den hervorgehoben, und hiernach sogar das Verdienst der lerischen Gestaltung des Ganzen und der Vollendung d mifskannt und mifsbeurtheilt. Die gelungensten Aufsät wir den Vf. ganz auf seinem wahren Gebiet und in sei theilhaftesten Erscheinung glauben, sind unsres Erach Erinnerung an Ulrich Hegner, und die Skizze von Hipp benslauf und Schriften, besonders diese letztere, welch bisher ziemlich dunkle Seite unsrer Literaturgeschichte lich und scharf beleuchtet. — A. F

№ 39.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

gmatische Theologie jetziger Zeit, oder Selbstsucht in der Wissenschaft des Glau- und seiner Artikel. Betrachtet von D. Daub.

(Fortsetzung.)

meint auch das Ich nicht nur, sondern ach von allen Attributen, womit es das ewi- sen ausstattet, dafs sie von ihm allein an gebracht sind. Wendet man ihnen, die an Unbekanntes, weil Unerkennbares haben, ein, er unerkennbaren Wahrheit sei mindestens zwei- ob sie Wahrheit sei und dafs ein unerkennbar ein Widerspruch sei — so begegnen sie dem ie Aufklärung, dafs ihre Versicherung weder in hrheit des Unerkennbaren, noch in der Uner- keit des Wahren, sondern in ihnen selbst ge- und mit nichten eine blofse Versicherung, son- ie wohlüberlegte Behauptung sei. Dies Ich hegt ihn, *sein* Gedanke des Ewigen, oder noch un- ter des *Höchsten*, die *Thatsache* des Bewufst- durch Reflexion auf die Welt, als Natur, und Seele, von ihm mit einem Inhalt begabt, somit *danke* Gottes und sein auf Selbstüberzeugung r *Glaube an Gott* sei das Mittel, aus der Un- eit und Unwahrheit seiner selbst herauszukom- n der That aber ist es das um seine Unbefan- gebrachte Nichtwissen, wodurch da der Glaube vermittelt wird; seine Vermittelung durch das- die mit der in der Anhängigkeit des Subjekts für Ueberzeugung genommene *Meinung* von möglichkeit einer Erkenntnifs Gottes; *weil ich gt bin*, oder, wie in Wahrheit zu sagen wäre, meine, das göttliche Wesen nicht erkennen zu , so habe ich an dieser Unerkennbarkeit das ür meinen Glauben an dasselbe. So bedarf es ihtwissens *selbst als des Glaubens*. Vom Mo- ralischen, vom Sollen, der Pflicht und von seiner Ue- berzeugung, davon hat das Ich auch den Gedanken des Heiligen. Die doppelte Lüge von einer Willensfrei- heit, die unerforschlich, und von einer Selbstüberzeu- gungspflicht, die eben so unbegreiflich sei, wird durch das Vorgeben zu dem edlen Zwecke, die Völker zu erleuchten und zu veredeln, ein erlaubtes Lügen, ja gar kein Lügen, sondern Tugend, Lehrweisheit u. s. f. sei eine dreifache. Seine wirkliche Wahrheit hat der Gedanke des heiligen Willens, wie des ursächlichen Verstandes für dieses in seiner anscheinenden Selbstän- digkeit sich als abstrakt-selbständiges voraussetzende Subjekt *nicht in dem*, von welchem er der Gedanke, sondern *in ihm allein*, dessen Gedanke er ist. Dies Gott als den Heiligen Denken ist nur voraussetzungs- weise ein Glauben. Von diesem Gedanken des Den- kens aus gilt der Glaube an Gottes Menschwerdung, Dreieinigkeit für Aberglaube. Denn wer kann das für Wahrheit halten? „Der Staat? freilich wohl! Denn feierliche Friedensschlüsse eröffnet wenigstens der christ- liche mit dem Namen des dreieinigen Gottes. Die Kir- che? freilich auch! Denn sie *betet* den Vater, *den Sohn* und den heiligen Geist *an*, und jedes ihrer Haupt- feste erinnert, wo nicht an die Incarnation, doch an ir- gend ein anderes Wunder. Nun man mufs den Muth haben, darin den Staat, aber mit Ehrerbietung, und die Kirche, aber mit schonender Vorsicht, eines Besseren zu belehren. Eigentlich müfste dieses vom Empirismus für Aberglauben gehaltenen Glaubens wegen von ihm der Staat für einen Thoren, die Kirche für eine Närrin erklärt werden; allein dazu würde ein Muth erfor- dert, den, wenn er nicht Tollheit sein soll, nur die *Gewifsheit*, dafs jener Glaube ein Wahn sei, geben könnte. An dieser Gewifsheit aber, wie sie die des Reformators gegen die römisch-katholische Kirche war, die er ohne Rückhalt sogar der babylonischen Hure verglich, mufs es wohl fehlen. Denn bei seinem Auf-

klärungsgeschäft *übersieht*, so gut er drei zu zählen *versteht*, der mit seiner gesunden Vernunft Forschende in dem Eifer, womit von ihm die alt-orthodoxe Lehre überhaupt geprüft wird, dafs *seine Ansicht* der Dreieinigkeit nichts mit der kirchlichen Lehre von derselben, der das Element *der Zahl* dabei kaum eine Nebensache, geschweige das Wichtigste ist, gemein habe und dafs diese Lehre, wenn sie geprüft werden soll, *an ihrem Inhalte*, nicht aber an *seiner* oder irgend einer *Ansicht* geprüft und falls sie widerlegbar ist, aus *diesem*, nicht aber aus ihr widerlegt werden oder vielmehr — wie die Infallibilität der Kirche — sich selbst und nur mittelst des denkenden Subjekts, das *wenigstens dabei* von seinen Ansichten unabhängig ist, durch sich selbst widerlegen müsse." S. 275. Hier hat das Subjekt nur Ansichten, die auch *nur die seinigen* sind. Was die Welt an jenen Wahrheiten hat, wird zur *historischen* Notiz herabgesetzt. Resultat. In der Knechtschaft des supernaturalistischen Subjekts ist seine Abhängigkeit von ihm selbst der von der Erfahrung, in der Knechtschaft des rationalistischen die von der Erfahrung seiner Abhängigkeit von ihm selbst untergeordnet; erst hier hat die Selbstverknechtung ihr Aeufserstes erreicht und ist die Bedingung des Separatismus vollständig vorhanden. Der Supernaturalismus separirt sich von der Gemeinde noch nicht, was ihren Glauben und deren Gegenstand betrifft, sondern nur in Ansehung der Begründung und der Meinung, dafs ihr Gegenstand unerforschlich sei. Der Rationalismus aber approbirt nur die sogenannte reine Sitten- und Gottes-Lehre und bezweifelt und leugnet nicht nur die Wahrheit des Gegenstandes, den der Glaube hat, sondern gründet die seinige blos auf die Thatsachen *seines* Bewufstseins (Gefühl u. s. f.) und erklärt dessen Gegenstand für *absolut* unerkennbar. Diese subjektive Vernunft ist die vollendete Selbstsucht. Sie treten aber auch gegen einander in Kampf; der Supernaturalismus trägt darauf an, dafs die, die seines Glaubens nicht sind, aus der Kirche ausscheiden. Der Gegner indefs, obwohl überrascht, bestürzt, erlediget sich seiner Bestürzung leicht und sagt: er habe es nur mit dem Publikum, einer unbestimmten Menge, nicht mit der Gemeinde zu thun und der Staat, die schützende Macht, giebt der gelehrt- und frommgläubigen Selbstgefälligkeit, die nach der in Abgang gekommenen Autorität des kirchlich symbolischen Lehrbegriffes eine andere sucht, die Weisung, dafs ihm die Pflicht obliege, statt die Feinde des G bens vor Gericht zu belangen und gegen ihre L das Gesetz aufzurufen, vielmehr sich der Erkenn zu befleifsigen, woraus diese Lehre zu widerlegen die Glaubenswahrheit zu vertheidigen sei. And seits wenn in dem dreifachen Glanze der Vernunft, Interesses an der Wahrheit und der vernünftigen V digung des Kanons, womit der Rationalismus s Gegner überstrahlt, und den Schein gewinnt, als se Abhängigkeit *von ihm*, wie im Staat die *vom Ge* die Unabhängigkeit selbst, so ist eben dieser Schei gröfste Gefahr der Knechtschaft durch ihn „und kö die Bestimmtheit des Rationalistischen, wie sie di ner über die biblischen Lehren vom Glauben refl renden Subjektivität ist, zur Bestimmtheit dieses G bens und der Kirche, die ihn und in ihm ihre Au jät hat, werden, so wäre es in der That um die w liche Selbständigkeit dieser Kirche und ihrer Gl geschehen." S. 318. Beide und je mehr der Se betrug von der Selbstbelügung beseitigt wird, finde dem christlichen Glauben und an der *erkennb* Wahrheit, worin derselbe seine Autorität hat, e desto gröfseren, unüberwindlichen Widerstand. B Wissen ist nur ein partikulares, zufälliges und ist e sei die Bestimmung des Glaubens die eines Mittel dem Zweck, dafs die Intelligenz sich selbst entw betrüge oder belüge. Aber *dieses* Wissen ist nicht mit dem an sich *allgemeinen* und *nothwendigen* G ben der evangelischen Kirche, worin sie auch ihre torität hat, identische.

III. *Vom dogmatischen Lehrbegriff.* Die Do tik lediglich im Interesse der bestimmten Kirche durch die Vereinigung der lutherischen und reform ihren Werth verloren und sich in ein *Historisches* wandelt. Dafs ebenso die römisch-katholische evangelisch-protestantische sich vereinigen, dazu von beiden Seiten die Möglichkeit des Anfangs. in der Identität mit sich beharrenden Denken ers nen nun die wesentlichen Bestimmungen der christli Lehre von der Dreieinigkeit, Menschwerdung G zunächst auch nur als so unwesentlich, wie die w vorher Trennungspunkte ausmachten und diese abst Gestalt der Dogmatik ist die nächste und erste. I Behandlungsweise ist die in der Unterwerfung Glaubens unter das Denken empirisch-synthetische. ist der von sich abhängige, unfreie, welcher freisi

issenschaft bearbeitet. Durch dies Unterneh-
r denkenden Tyrannei gegen die Glaubens-
wird die Kirche selbst beeinträchtigt und weg-
. Wie aber gleichsehr an sich, als an den
hen Offenbarungsglauben gefesselt, das Subjekt
matik behandelt, ist der Gewinn davon zwei-
und ist endlich vielmehr sogar Verlust. Hier,
t, ist die Selbstsucht das Prinzip. Es fehlt das
e an der Wahrheit. „*Verhehlt* sich das Indivi-
eine Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, so
ein Zeichen seiner Selbstsucht, und zieht es
um sie desto besser vor sich zu verbergen, sich
seine Vorstellung von dem hohen Adel des
s vor dem Wissen und hinter das Vorgeben
dafs es frech und frevelhaft sei, für die Wis-
ft nicht irgend *Eines* als das Wahre und *nichts*
r vorauszusetzen, so ist in seiner Selbstsucht
euchelei." S. 353. Die Hermeneutik, die das
der Auslegung enthält, ist eine spekulativ-philo-
e Wissenschaft. „Man darf aber nur die spe-
Erkenntnifs des Christlichen überhaupt nennen
fs es ohne sie mit der christlichen Theologie
ei, nur andeuten, um, wie den Hohn und Spott
hrt-rationalistischen Virtuosen, so den Aerger
willen der gelehrt-supernaturalistischen Pietisten
en und zu erfahren, welcher Art das Interesse
sie an der Wahrheit und an der Kirche neh-
S. 358. „Philosophirt, wärs auch nur auf eige-
er, wie in der liberal-rationalistischen Theolo-
d für die supernaturalistisch-dogmatische und in
s und gar nicht, wenigstens nicht eingestande-
sen; auch erwartet sie — darin, wie in Ande-
r symbolisch-dogmatischen durchaus unähnlich
der neben ihr vorhandenen und sich fortbilden-
losophie für sich und ihren Gegenstand gar
die ihrer sich befleifsigende Selbstsucht ist in
storischen Offenbarungsglauben, in ihrem erlo-
nteresse an der Wahrheit und gelehrtem Wis-
onders aber in dessen Pietät dermaafsen für sich
nmen, dafs ihr sogar Worte, wenn sie nicht,
Ausdrücke: *analytische, synthetische Methode*
mehr, ihr geläufige Gedanken bezeichnen, oder, ob-
s ihr Eigenste bezeichnend, wie *abstrakte, anschei-*
elbständigkeit, *Selbstverknechtung*, und dgl. mehr
reits bei ihr kursiren, schlechthin zuwider sind".

(Der Beschlufs folgt.)

LV.

Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbstunterrichte von Dr. G. H. Schubert, Hofrath u. Professor. Zweite Auflage 1832. 246 S. in 8.

Das reiche Talent des Verfs. wird jeden erwarten lassen, dafs man hier mehr als eine nackte Aufzählung astronomischer Lehren finden wird, und wirklich fehlt es nicht an mannigfaltigen Seitenblicken und Uebergriffen in andere Gebiete der Wissenschaft. Halten wir uns jedoch zuerst an den Kern des Buches, den eigentlich astronomischen Theil, so müssen wir gestehen, dafs uns die Ordnung desselben zuerst befremdet hat, indem der Vf. nicht mit den alltäglichen Erscheinungen, nicht mit den ewigen Gesetzen der Bewegung, sondern mit dem Zufälligsten aus der ganzen Wissenschaft, mit der Beschreibung der Sternbilder beginnt, die doch billigerweise, als ein nothwendiges Uebel erst ganz zuletzt eine Stelle finden sollte. Wir würden diese Einrichtung getadelt haben, wenn uns nicht der Vf. in der Vorrede selbst darüber belehrte, dafs das ganze Buch seine Entstehung blofs mündlichen Vorlesungen über die Astrognosie verdankt, die in den Abendstunden beim Anblick des gestirnten Himmels selbst gehalten wurden, und an welche das Uebrige gelegentlich angeknüpft wurde. Dies ist zugleich die Ursache, weswegen im ganzen Buche nicht auf Zeichnungen und Figuren verwiesen wird.

Auf die Beschreibung der Sternbilder folgt die weitere Betrachtung des Fixsternhimmels, der Nebelflecken und Doppelsterne. Dann das Sonnensystem nebst den Kometen, die Meteore, die Chronologie und den Schlufs machen die Keplerschen Gesetze, die Betrachtung der Finsternisse und anderer periodischen Erscheinungen der planetarischen Bewegungen. Folgende einzelne Bemerkungen theilen wir um so lieber mit, da das Werkchen ohne Zweifel sich eines grofsen Kreises von Lesern erfreut, indem es nach dem kurzen Zeitraume von einem Jahre schon die zweite Auflage erlebt hat. Bei den Fixsternen wäre noch manches über deren Farbe, namentlich der Doppelsterne, über Veränderung der Farbe, über ihr Verhalten vor dem Prisma, über die Anzahl der gröfseren Fixsterne, über den Unterschied zwischen physischen und optischen Doppelsternen und Aehnliches anzuführen gewesen. Das ξ im grofsen Bären (S. 50.) vollendet nach des jüngeren Herschels Beobachtungen schon in ungefähr 56 Jahren seinen Umlauf. Bei Mars (der bei den Rabbinen nicht אֲדֹם sondern מַאְדִים heifst) hätte der Streit zwischen Herschel und Schröter über dessen Abplattung angeführt werden können, wohin auch die neueren Beobachtungen von Harding gehören, ebenso die Frage, ob er eine Atmosphäre hat oder nicht. Sein mittlerer Abstand von der Sonne ist nicht 32 Millionen Meilen, sondern noch nicht 31 Millionen, so wie der kleinste Abstand des Merkur nicht 7¼ Millionen Meilen, sondern nur etwas über 6 Millionen ist. Es sind überhaupt in den Zahlenbestimmungen mancherlei Ungenauigkei-

ten. Dafs wir die Flecken des Mondes einmal so deutlich sehen als das andere Mal, wie S. 162 behauptet wird, dies ist doch durchaus nicht der Fall, wie schon aus Schröters Beobachtungen hinlänglich bekannt und später durch Gruithuisen noch deutlicher beurkundet worden ist. Mit welchem Rechte S. 174 behauptet wird, dafs eben so viele Kometen von Ost nach West als von West nach Ost laufen, wissen wir nicht; wir möchten hier nicht einmal Gründe der Wahrscheinlichkeit gelten lassen, da die Planetenwelt ein anderes Gesetz zeigt. Auch kann seit dem Erscheinen des Kometen von 1823 nicht länger mehr angenommen werden, dafs die Kometenschweife sich *stets* an der von der Sonne abgekehrten Seite befinden (S. 168). Ungern vermifst man hier Bemerkungen über den Einfluss des Aethers auf Bewegung und Schweif des Kometen.

Ueber die sprachlichen Bemerkungen hätten wir auch Einiges zu sagen; manche Ableitungen scheinen uns sehr gewagt und mehr im Geiste der alten Römischen Grammatiker als der neueren kritischen Forscher. Wir begnügen uns jedoch mit den Andeutungen, dafs die drei Deichselsterne im Buche Hiob nicht עָיִשׁ heifsen (S. 15) sondern עָיִשׁ, בְּנֵי עָיִשׁ heifst das Sternbild des Wagens, das Wort לַיִל (S. 188) ist vielleicht nicht so räthselhaft und hängt wohl mit הלל glänzen, funkeln, zusammen, also die Zeit des Glanzes, wobei man freilich nicht an die trüben Nächte des Nordens, sondern vielmehr an die Zauberpracht des morgenländischen Himmels denken mufs. Die Verwandtschaft zwischen בֹּקֶר und בקר merken, beachten, ist sehr weit hergeholt, während sich der Zusammenhang mit בְּכוּרִים, בְּכוֹר (wie דקק, דכך) von selbst darbietet. Der Zusammenhang zwischen עֶרֶב Abend und עֵרֶב Fremde ist mit den Haaren herbeigezogen, wiewohl beide Wörter aus dem gemeinschaftlichen Begriffe des undeutlichen Gemisches entspringen.

Am wenigsten können wir mit dem Vf. in dem Theile des Buches übereinstimmen, wo seine Eigenthümlichkeit am stärksten hervortritt, in dem Suchen eines inneren Zusammenhangs zwischen Gegenständen, die, wenigstens scheinbar, sehr weit auseinanderliegen, namentlich in dem Bestreben, gewisse Zahlenverhältnisse in einen geheimen Zusammenhang zu bringen. Freilich möchte uns der Verf entgegnen, dafs er ja selbst sagt (S. 207.) „unserer jetzigen Gelehrsamkeit erscheint eine solche Uebereinstimmung zufällig, die blofse Erwähnung derselben lächerlich". Aber wir finden sie auch gar nicht lächerlich, sondern wünschen nur, dafs sie unter der Form die ihr gebührt vorgetragen werde, als bescheidene Vermuthung, als ein überraschendes Zusammentreffen, das *vielleicht* zu irgend einem wissenschaftlichen Resultate hinleiten kann. Sind ja selbst Kepplers unsterbliche Gesetze aus solchen Träumereien hervorgegangen. Sobald aber solche Ideen als streng wissenschaftliche Behauptungen auftreten, so müssen sie mit Ernst abgewiesen werden, eben weil sie sich eine Sicherheit anmaafsen, die durch keine wissenschaftliche Forschung unterstützt wird. Denn was hat allen Wissenschaften und was hat namentlich der A mie mehr geschadet als gerade dieses Verfahren? Um früher hätte man nicht vielleicht die wahren Gesetze d netenbewegung gefunden, hätte man nicht hartnäckig de für die vollkommenste Form gehalten, hätte man nicht g dafs diese vollkommenste Form überall in der Natur he ten müsse? Wahrhaft schön wird jeder Stellen wie die f finden. „Nach Breguets wohlbekanntem Versuche wirk die Bewegung zweier, in demselben Gehäuse nahe an e gefügten Uhren so magisch ansteckend die eine auf die ein, dafs beide zu einem solchen Zwil ingspaare verbu Werke, als wären sie von einer gemeinen Seele belebt, kommenster und fortwährender Gleichmäfsigkeit sich bew Der Mensch mit seinem Leben und Wirken ist wie ei guetsche Zwillingsuhr, in dem Gehäuse desselben Welten zunächst mit seiner Erde, dann mit dem Monde, endli den anderen Sternen, die um die Sonne kreisen, zusam fügt; es wirkt, mit ansteckender und ordnender Gewalt wegung der Erde und des Mondes, vielleicht auch die deren Wandelsterne auf seine Lebensbewegung ein". H dagegen (S. 231.) „der Ring des Saturns, welcher als e stehendes Gewölbe die Kugel seines Planeten umschw das wirklich geworden, was der Mond durch seine bes Bewegung in der Bahn um die Erde darstellen und sein und dennoch niemals wird, noch ist. Denn ist derselb auch, auf der eben erreichten Stelle der Bahn, in Beziehu Erde und Sonne, der Osten seines Planeten geworden, doch auch der Westen werden: ein nach allen Richtun in weiterem Maafse offenbar gewordener, äufserer Umf nes Planeten. Darum steht der Ring des Saturns nach ters vielfachen und genauen Beobachtungen still: der Mo bewegt sich ohne Aufhören um die Erde" — so kann d nur darüber lächeln, welcher weifs dafs das Stillestel Saturnsrings gegen alle Regeln der Mechanik ist, dafs H sehr genaue Beobachtungen die Rotation desselben b dafs Schröters Beobachtungen, nach Olbers Erklärung, tation durchaus nicht widersprechen, wozu wir noch da fügen können, dafs Harding, der selbst mit Schröter zu beobachtete, nach seinen neuesten Beobachtungen sich d zu der Meinung hinneigt, dafs der Saturnsring rotirt. G lich möge noch bemerkt werden, dafs, sobald man eine des Ringes annimmt, auch die abenteuerlichen, 300 M hen Berge auf dem 100 Meilen dicken Ringe (S 143) ve den. Und würde es dem Verf., wenn er sich selbst von tation des Ringes überzeugen sollte, schwer fallen, nur eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Monde aufz Je sichtlicher aber das Bestreben ist, solche Zusamme gen hervorzuheben und zu empfehlen, desto mehr ist Pflicht, denjenigen vor solchen bodenlosen Luftgebäuden nen, der erst durch dieses Buch den Eingang zur Wis finden soll.

St

№ 40.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

August 1833.

matische Theologie jetziger Zeit, oder lbstsucht in der Wissenschaft des Glau- und seiner Artikel. Betrachtet von D. Daub.

(Schlufs.)

it aber, wie zu jetziger Zeit, die Philoso- ɔst, gleichviel durch wessen Schuld, in n Rufe, so hat sie für ihre Interessen nichts eres zu thun, als zu erklären und durch die ɔeweisen, dafs sie sich in ihrer Theologie al- sophie, vornehmlich der neuesten, durchaus wobei sie denn freilich sich bei der Menge in bringt oder darin erhält, aber auf Kosten der und der Kirche, die auf die Wahrheit allein t auf Historie und Gelehrsamkeit gegründet 365. Vielmehr dafs in der Gegenwart und ɛgenwärtige Kirche und damit sie die unbe- rweise *wirklich* selbständige sei, die Wissen- es Glaubens unternommen werde, ist die Auf- ɪzu aber gehört vor allem Unabhängigkeit des von ihr und seiner Reflexion auf sie; beider- ängigkeit hat zu ihrer Voraussetzung die von t. Es mufs dasselbe *sich* in jeder Beziehung läugnen. Das ist schon nothwendig, um nur, wirkliche Aufgabe und das wirkliche Bedürf- Kirche sei, zu verstehen. Aber dazu hat von ttäuschung herauf bis zur Selbstbelügung das ich viel zu lieb. Gleichwohl ist und bleibt Möglichkeit vorhanden, dafs, wie das Ich auch echtschaft gerathen, es sie selber erkenne und er erkannten Wahrheit aus dieser und jeder aft befreit werde. Die Kirche bedarf zur Be- ihres Bedürfnisses keiner fremden Hülfe, giebt sich selbst die Werkzeuge der Wissen- die Institution, mittelst deren sie dieselben ist *die Philosophie*. Wie es ohne die Philo- sophie nichts ist mit der christlichen Theologie, so auch ist es ohne den christlichen Glauben mit der Philoso- phie nichts. Die Wahrheit in der Wissenschaft ist der aufgehobene Widerspruch. Die kritische Philoso- phie, in der abstrakten Selbständigkeit, dem: ich denke, beharrend und sonst an allem, nur nicht an ihr, dem Prinzip, zweifelnd, abstrahirt von dem an und für sich Sein, nimmt ihre Zuflucht zu Postulaten und zur Ver- stellung. Die Spinozische opfert der absoluten Substanz Alles auf. Erst als das die Subjektivität und Objekti- vität, als blofse Momente in sich Setzen, vermag das Denken sich selbst, als von beiden unabhängig d. i. als absolut frei und in dieser Freiheit als *gleich* sub- und objektives d. i. als spekulatives Denken zu bethätigen. „Wenn die Möglichkeit des Hervorbringens einer *Wis- senschaft* vom Glauben an die göttliche Dreieinigkeit in der ihm selbst inwohnenden Allgemeinheit und Noth- wendigkeit seiner Artikel und ihrer Momente, also die der christlichen Theologie, als des rein biblischen Lehr- begriffs in seiner wirklichen *Vollendung*, geläugnet wird, indem entweder das Dogma von der Dreieinigkeit für eine Glaubens*meinung*, oder sein Inhalt blofs für eine *gegebene Thatsache* und deren Erkenntnifs, wie die der Quadratur des Cirkels, für eine ins Unendliche fort- zusetzende Aufgabe gilt, so geschieht es, weil das Sub- jekt, an der Wahrheit seiner, als des abstrakt-selb- ständigen nicht zweifelnd, entweder in seiner transscen- dentalen Selbsterkenntnifs oder in der Pietät, oder in der Moralität seines Wissens unterläfst, sich selbst zu entäufsern und für die Wissenschaft vom christlichen Glauben und seinem Inhalte zu befähigen. Allein der in der Selbstsucht befangenen, und darin befestigten Subjektivität kann doch das, dafs ihr den Glauben le- diglich durch ihr Wissen, durch das apriorische, Ver- mitteln ein ihn und seinen Inhalt *Verstellen* oder das, dafs ihr das empirische und gelehrte Wissen durch den gegebenen Glauben Beschränken ein sich selbst *Betrü-*

gen, oder das, dafs ihr eben dasselbe und ihr Sollen und Thun durch den von ihr selbst gemachten, Sicherstellen ein sich selbst *Belügen* sei, nur, indem sie als diese oder jene Individuen, oder als irgend eine Menge existirt, nicht aber, wie sie *an sich* ist und sich als die concrete Einheit der Individuen zu verwirklichen vermag — da sie zu ihrer Wesenheit die Aufrichtigkeit hat und diese sogar in ihrer transscendentalen Selbsterkenntnifs und Verstellung fort besteht, auf immer verborgen bleiben. Mag also, wann und wie lange es sei, der Gedanke einer dogmatischen Theologie, die *nur* als *spekulative* Wissenschaft der vollständig entwickelte evangelisch-protestantische Lehrbegriff in seiner Freiheit und für die Freiheit der Gläubigen sein könne, für ein Hirngespinst gelten, wenigstens der Versuch einer solchen vergeblich scheinen, so wird gleichwohl, da G... den Menschen aufrichtig geschaffen, von der Intelligenz, indem sie, reflektirend auf den Glauben und die Wahrheit seines Gegenstandes bezweifelnd, ihren Zweifel zugleich gegen sich selbst richtet, ihre eigene Selbstsucht und die List, womit sie dieselbe in der Selbsttäuschung, dem Selbstbetrug und der Selbstbelügung vor sich verbirgt, endlich unverhohlen anerkannt — und so der Gedanke einer spekulativen Theologie und der Möglichkeit ihrer Verwirklichung nicht ferner für eine Thorheit der *Individuen*, die ihn hegen, sondern vielmehr die Vorstellung von ihm, als einem thörigten, für die, welche sie ist, für ein Werk der List und für die letzte Zuflucht der Selbstsucht erkannt — und wo nicht als thörigt, doch als erlogen gegen den Gedanken der Wissenschaft aufgegeben werden". S. 394. Schon die kritische Philosophie, obschon des Glaubens, dafs der Mensch Christus Gott selbst — und die Spinozische, obschon der Erkenntnifs, dafs Gott der Geist sei, ermangelnd, war eine Institution der protestantischen Kirche für die Befreiung ihres Lehrbegriffs, dort vom Objekt, hier vom Subjekt; es mufs daher von der spekulativen Philosophie, die mittelst jenes Glaubens und zugleich als der Zweifel, zu dem er geworden, ohne Voraussetzung eines an sich entweder Wahren oder Unwahren anhebt, gesagt werden müssen, dafs sie eben diese Institution für eben diesen Begriff und zwar in ihrer Vollendung oder in absoluter Vollkommenheit sei. Der Glaube, dafs die Wahrheit, deren Gedanke der mit ihm unmittelbar identische ist, die *an und für sich wirkliche* sei, verwehrt dem Denken das Zweifeln nicht und so wird der absolute Zweifel selbst zum Mitt Entwickelung des dogmatischen Lehrbegriffs. Die V heit selbst, die den Glauben nicht für sich, w Selbstsucht für die Pietät oder Moralität ihres Wi sondern für die durch sie allein mögliche Freihe dert, läfst den Zweifel zu, wie wenn sie spräche: , be immerhin nicht mehr an mich und meinem V gar nicht; aber lafs es beim Nichtglauben nicht b den, sondern zweifle! so wird die Erkenntnifs m deren Anfang der Glaube ist, sich vollenden un Glaube nicht ferner mehr von meinem Wort, Auslegung desselben, deinem Gefühl, deiner oder der Vorstellung, Ansicht, Selbstüberzeugung und U zeugungstreue abhängen, sondern als in mir allei gründet und als der von deinem Wissen unabhä gewufst, hiermit aber, indem er an sich bereits da tel zur Befreiung deiner selbst von dir und vo Welt ist, das Mittel zu seiner eigenen — zur schränkten Glaubensfreiheit und zu der ebenso schränkten Freiheit des Denkens, Wissens und G sens werden". S. 416. Diese mittelst des abs Zweifels den Glauben in sich und sich in ihm v dende Erkenntnifs des dreieinigen Gottes ist die d tische Theologie und in ihr macht die Spekulatio keinen Hinterhalt und Vorbehalt hat, wie jede Denkart ihn hat, sich zum Mittel der Verwirkli des unbeschränkt freien Lehrbegriffs der Kirch diese bedarf derselben alsdann fortan ebensowen irgend eines symbolischen Lehrbegriffs „gleichwi Schiffer, der, zwischen Klippen und Untiefen hin ins offene Weltmeer gekommen, den Lootsen zu schickt, und nachdem er den *heimischen* Hafen m des Kompasses erreicht hat, des letztern ferner mehr bedürftig ist". S. 423. Dagegen ist das P und Priesterthum in der protestantischen Kirch gröfseste Hindernifs der Vollendung ihres Lehrbe *„Denn würde nicht der Herr der Gemeinde, we sich als die Wahrheit wissend, der Geist und Gebot ist, dafs sie ihn im Geist und in der Wa anbete, von dieser priesterlich-pfäffischen In wenn sie mit ihrem, sich auf geschichtliche Thats ins Unendliche zurückbeziehenden und, aus Not irgend einer Nachricht von irgend einer ab ben — von der Weltschöpfung, von dem Sünd von der Menschwerdung Gottes, oder in irgend Thatsache des Bewufstseins — im Gefühl der A*

t, Sündhaftigkeit u. dergl. kurz in irgend einer hkeit anhebenden Glauben es vermöchte, um seine ität, welche weder die einer ins Unendliche vor-etzten, noch die einer endlichen und endlich auf-nen, sondern die der an und für sich unendli-Wahrheit ist, im Glauben der Gemeinde gebracht ieser für ihren Glauben an ihn eine andere — r urchristlichen, in das geschriebene Wort und erlieferte Thatsache eingefafsten Reliquie unter-ben werden"? S. 441. Andererseits die abstrakte t, als die kritisch-philosophirende, wufste sich ls die beschränkte und bewegte sich nur innerer *Gränzen* der Vernunft und hatte wenigstens nung des unabhängig Wahren; „dagegen durch istorische des Christenthums von der sich selbst enden Theologie in der Subjektion des abstrakter das empirische Bewufstsein, und von der sich nden, in der Coalition beider, durch das Morali-sselben eben diese Ahnung des unabhängig Wahnz verdrängt und dafür der vom denkenden Subhängigen Vorstellung des *unerkennbar* Wahren utorität in der Art und dem Grade gegeben wird, e dieselbe sogar in den Zeiten des rohesten Aberns kaum jemals gehabt hat". S. 446. In ihrer Autolatrie lügt die Ichheit sich selbst zur Gottnauf. Beabsichtiget wird die Herabsetzung des zu einem Rechts-, der Kirche zu einem Glau-*Verein*. An dieser *Gesellschaft* denkendgläubiger sen würde die Kirche sich nothwendig auflösen, dieser Selbstsucht müssen die vereinigten Staaten damerika, obgleich jeder ein nur erst *werdender* st, für Muster zur Umbildung und Vervollkommedes *gewordenen* und bestehenden gehalten werauch weil sich, und zwar vornehmlich in diesen nnten Staaten unter andern die verschiedensten ns-Verbrüderungen und Verbindungen vorfinden, so verschiedene und zum Theil einander entgeetzte, besonders, da ihrer bei der völligen Gleichheit jener Staaten gegen sie alle, immer mehrere , zur Hoffnung einer gänzlichen Auflösung der und hiermit zu der Aussicht berechtigen, dafs ubens-Verein, der, weil vernünftig, allgemein sei, endlich auch, auf alle Zeiten hinaus, allgeelten werde". S. 471. Die Extreme, zu denen eologie der Selbstsucht gelangt, sind einerseits trakten Theorien von Einem Prinzip, nämlich als Vernunft und Gewissen nur unterschieden, dem alle Gegenstände des Glaubens, Glaube, Gesetz, Recht, Pflicht unterworfen werden — die anderen von zwei Prinzipien, deren eines eine sogenannte *aufserordentliche* Offenbarung, deren anderes das Ordentliche der Vernunft ist. In diesem andern Extrem hat die Selbstbelügung ihr Aeufserstes erreicht. Sie hat nicht nur ein doppeltes Prinzip, sondern auch Ziel, einmal nämlich an den Freiheiten und Rechten der bestehenden Kirche und sodann an dem Glaubensverein dort oben, wo gesungen wird: Wir glauben *all'* an *Einen* Gott.

„An Einen Gott! Ist er der *dreieinige*, so kann jedermann ihn erkennen und sagen: ich *weifs*, an wen ich glaube; ist er *nur Ein* Gott, so bleibt die Frage: *was für einer*"! S. 510.

D. Marheineke.

LVI.

***Versuch einer systematischen Darstellung der fieberhaften Volkskrankheiten nach medicinisch-polizeilichen Grundsätzen. Von Georg Mathias Sporer. Wien, bei Carl Gerold.* 1833. 8.**

Durch die Bemühungen eines der ausgezeichnetsten Aerzte aller Zeiten sonderte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts als eigenes Fach praktischen Wissens die medicinische Polizei. Die zunehmende Cultur hatte mannigfache Gebrechen und Uebelstände in ihrem Gefolge, die einem ungebildeten Volke fremd bleiben. Die Anhäufung grofser Menschenmengen in den Städten, der wachsende Handelsverkehr, der zunehmende Luxus, Ausschweifungen der verschiedensten Art führten einen Zustand herbei, der dem für das physische und psychische Wohl der Menschheit besorgten Arzte so bedenklich erschien, dafs er sich bewogen fühlte, die Regierungen mehr, als es bisher geschehen war, auf die Mittel zu seiner Verhütung aufmerksam zu machen. Der praktische Gegenstand wurde praktisch von ihm behandelt. Sein Werk ruht auf historischem Grunde.

Einen Theil jenes praktischen Wissens abzuhandeln hat der Vf. vorliegenden Werkes unternommen, dessen Gegenstand die Volkskrankheiten sind. Das Bedürfnifs festerer Grundsätze in Bezug auf öffentliche Vorkehrungen gegen sie ist durch jene Weltseuche rege geworden, die vor Kurzem der Schrecken dreier Erdtheile geworden ist.

Was der Vf. in diesem Werke giebt, hat aber nicht die Geschichte, nicht die Erfahrung aller Zeiten zum Stützpunkt: es ist das Produkt der Betrachtungen, die in einem ziemlich ausgedehnten praktischen Wirkungskreise ihm sich aufdrängten. Alles jedoch ist bei ihm mehr vom theoretischen Standpunkte aufgefafst, Beispiele bekräftigen selten die Wahrheit seiner Sätze, dem Werke, das den Grund zu praktischem Verfahren legen soll, fehlt eine lebendige, praktische Darstellung.

Volkskrankheiten sind ihm „alle jene physischen Uebel, welche in einer unbestimmt anhaltenden Zeitfolge mehrere Menschen unter gleichförmigen Abweichungen des Normalstandes der Gesundheit befallen, die durch die ihn umgebenden, zu dessen Existenz nothwendigen, jedoch in ihren gewöhnlichen Verhältnissen abweichenden äufsern Einflüsse erzeugt werden".

Je nachdem ihre Entstehung bedingt wird durch locale Verhältnisse, oder durch allgemein schädliche Potenzen, die in der Atmosphäre fortschreiten, oder durch materielle Uebertragung eines animalen Krankheitsstoffes, werden sie in Endemieen, Epidemieen und Contagien unterschieden.

Endemieen sind alle jene Krankheiten, welche ihr gleichzeitiges Dasein bei mehreren Individuen durch die in bestimmter Umgebung bedingte Einwirkung örtlicher, bestimmte Lebensfunktionen abnorm ergreifender Potenzen auf solche Art bedingen, dafs der normale Gesundheitszustand in seinen individuellen Verhältnissen mit allmälicher Herabstimmung der Lebensthätigkeit in den verschiedenen Processen der animalen Reproduktion ergriffen erscheint. Die Athmungs- und Digestionsorgane sind diejenigen, welche am ersten und am vorzüglichsten ihre Einwirkung erkennen lassen; das Nervensystem wird im Anfange nie und später nur sekundär ergriffen. Der Gang der Krankheit ist nie acut; die Folgen sind nicht verheerend und im Anfange durch die Kunst leicht besiegbar. Diese Klasse von Krankheiten enthält:

A. Krankheiten, entstanden durch verschiedene Ausdünstungen organischer oder unorganischer Körper, welche nach den im Allgemeinen angegebenen Bedingungen in der freien Atmosphäre Statt finden.

B. Krankheiten, entstanden durch verschiedene Ausdünstungen in gesperrten Räumen.

C. Krankheiten, entstanden durch Mangel oder durch normwidrige Beschaffenheit der nöthigen Nahrungsstoffe.

Die Epidemieen haben ihren Ursprung allgemein einwirkenden, in der Atmosphäre enthaltenen, weder auf einzelne, bestimmte Orte, noch zu bestimmten Jahreszeiten und weder unter Zusammenflufs von stets gleichen Krankheitsreizen, noch stets von denselben Ursachen hervorgerufenen Folgen zu danken. Sie sind fieberhafte Entzündungskrankheiten der Haut oder der Schleimhäute, die durch normwidrige Bestandtheile der Atmosphäre entstehen, häufig nach der Luftströmung, oft aber auch nach besonderen, uns unerklärbaren Gesetzen in einer stets fortschreitenden Ausdehnung eine Mehrzahl von Individuen befallen, in welchen sie mit raschem Fortgange denjenigen Verlauf und Ausgang bedingen, der ihrer speciellen Natur zukömmt. Verschiedene derselben, durch hochgesteigerte Reize hervorgebracht und nur von fremden Klimaten uns zukommend, besitzen die Eigenschaft, kurz nach ihrem Eindringen in den Organismus vorzüglich auch das Nervensystem auf eine mächtige, eigenthümliche Weise in Aufregung zu bringen. Alle Epidemieen zerfallen in zwei Hauptabtheilungen:

Die erste begreift in sich Epidemieen, entstanden durch abnorme atmosphärische Verhältnisse hinsichtlich der Temperatur und der gewöhnlichen Bestandtheile.

Die zweite umfafst jene Epidemieen, welche aufser solchen atmosphärischen Mifsverhältnissen noch eine besondere Abnormität der Luftbedingnisse durch dazukommende, aus der Erdfläche oder aus animalischen faulen Dünsten entspringende Luftarten erzeugen.

Zu den ersten gehören fast alle Epidemieen unserer Klimate, zu den zweiten vorzüglich jene, welche von fremden Klimaten zu uns eindringen und hier der Verbreitung fähig werden.

Unsere einheimischen epidemischen Entzündungskrankheiten lassen sich dem Grade nach eintheilen. Sie zerfallen in:

a) Catarrhal-Entzündungen in der Form von Schnupfen, Keuchhusten oder einfachem Nervenfieber.

b) Complicirte Schleimhautentzündungen mit den Drüsen- und Lymphgeflechten, in der Form des Rothlaufes, der Bräune, der erysipelatosen und ägyptischen Augenentzündung.

c) Pustulöse Hautentzündungen, als falsche Menschenpocken.

d) Bläschenförmige Hautentzündungen, als Friesel.

e) Fleckenförmige Hautentzündungen, als Masern, Röt und Scharlach.

f) Schleimhautentzündungen des Darmkanales in seinen schiedenen Theilen, als Ruhr, gewöhnliche Brechruhr.

Die andere Art dieser Klasse von epidemischen Uebeln den jene verschiedenartigen Nervenfieber, welche als Folgen schon erwähnten Ursachen entweder in mehr oder minder schlossenen Räumen, wo viele Fieberkranke sich aufhalten, stehen, oder die als Folgen von eigenen, aus animalischer trefaction sich erhebenden Dünsten ihren Ursprung haben, sind gewissermaafsen die Wirkung einer Mischung der den demieen und Epidemieen als Ursache zukommenden Luftei tungen. Hierher zählt der Verf. z. B. das Puerperalfieber das englische Schweifsfieber.

Unter den durch atmosphärische Einflüsse fremder Zone Leben gerufenen Epidemieen gedenkt der Vf. der Influenza, ostindischen Cholera und des gelben Fiebers.

Contagiöse Krankheit ist ein durch einen eigenthümli Krankheitsstoff hervorgebrachtes entzündlich fieberhaftes Er fensein der mit der Aufsenwelt communicirenden Hautorgane, ches in einer normwidrigen Erregung oder Auflösung des Bl im Haargefäfssysteme und durch gleichzeitig normwidrige F tion des Nervensystemes, gefolgt von einer Austretung oder häufung des Blutes an den Capillarmündungen, oder einem oder weniger allgemeinen Suppurationszustande mit ac Krankheitsverlaufe besteht. Durch Berührung und materielle bertragung der Krankheitsstoffe bilden die hierhergehörigen Kr heiten eine identische Affection bei den dieselben aufnehme Individuen. Sie verfallen in folgende Abtheilungen:

A. Primäre, fieberhafte, idiopathisch und sodann durch pflanzung erzeugte contagiöse Uebel — specifische Fieberen gien. Sie sind unter fremden Zonen idiopathisch entsta pflanzen sich aber überall nur mittelst materieller Uebe gung fort. Hierher gehören die arabische Menschenblatter die orientalische Pest.

B. Secundäre fieberhafte, durch Entwickelung aus epid schen Krankheiten entstandene, oder der materiellen Fortp zung fähige contagiöse Uebel — relative Fiebercontagien. her gehören die Contagien der exanthemathischen Fieber: phus, Scharlach, putrides Nervenfieber und nervöses Faulfi ferner der dysenterischen Fieber, der Cholera und des g Fiebers. Auch die Epidemieen, welche der Croup, der Fi die Masern und Rötheln, der Keuchhusten und die erysipe sen Exantheme bilden, können einer contagiösen Fortpflan fähig werden. Alle epidemischen Fieber zeigen, sobald ihre tagiöse Natur sich ausspricht, die Entwickelung des ner Charakters und die Bedingung des wenigstens in einem T der Schleimhaut Statt findenden Blutaustrittes. Dieser Ch ter erscheint hier aber nicht als Product der ersten entzü chen Erregung in der Haut, sondern als eine durch indir Schwächezustand hervorgebrachte Ergiefsung oder Ausscl zung des Blutes bei der schon bedingten Incitation des Ne systemes in Form von verschiedenartig sich bildenden Fle unter der Epidermis.

C. Idiopathisch oder mittelst Fortpflanzung entstandene in ihrem ersten Verlaufe stets durch fieberlose Localaffectio dingte contagiöse Uebel — örtliche Contagien. Sie bleiben einen unbestimmten Zeitraum fieberlos und ziehen sodann ganze organische Systeme in Mitleidenschaft. Hierher geh Krätze, mehrere Arten von Herpes, Aussatz, Weichsel ägyptische Augenentzündung, Tripper, Syphilis, Krebsgesch Hundswuth, Hospitalbrand. Diese letzteren Krankheiten wir Verf. in einer eignen Schrift abhandeln; die unter den frü Abtheilungen von uns erwähnten aber sind im zweiten Absc vorliegenden Werkes ihren vorzüglichsten Erscheinungen ihrem Wesen nach vom Verf. dargestellt, der im erste schnitte seine allgemeinen Ansichten entwickelt hat.

№ 41.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

LVII.

ehre von den letzten Dingen. Eine wis-chaftliche Kritik, von dem Standpunkte Religion unternommen, von Dr. Friedrich hter von Magdeburg. Erster Band. dau, 1833. XV. 245 S. gr. 8.

ir leben in einer Zeit, die in gar vielen Dingen terste zu oberst zu kehren liebt. In Frankreich propheten auf, die mit nicht geringerer Emphase, welcher ehemals Apostel und Märtyrer das Reich und den Sieg des Geistes predigten, das Reich Welt und den Sieg des Fleisches verkündigen; Deutschland giebt es Leute, die alles Ernstes es und besseres Weltalter herbeizuführen hof-nn es ihnen gelänge, den heiligen Glauben der an persönliche Unsterblichkeit und an Vergel-ch dem Tode mit der Wurzel auszurotten. — ls ob uns Erscheinungen dieser Art irgend ver-lich wären: wir rechnen sie bei weitem mehr liejenigen, auf welche das Horazische *nil admi-* ls unter jene, auf die das Platonische *μάλα φιλο-τὸ θαυμάζειν* Anwendung leidet. Was nament-Letzteren betrifft, so erkennen wir in der An-eser Sterblichkeitspropheten die nothwendige Ge-welche die Lehren der neueren philosophischen e in den Köpfen solcher Menschen annehmen , die, statt jenes Gefühls der Unmöglichkeit ei-störung ihres Selbst, welches Goethe nach Fr. ers Zeugniſs so schön als das Gefühl und Be-in „jedes tüchtigen Menschen", ausgesprochen lmehr das geheime Gefühl innerer Leerheit und keit zu dem Studium derselben mitbringen. Man estehen, daſs sie für ihre Person vollkommen haben mögen, sich als sterblich zu denken und prechen; nur begegnet ihnen, was zuweilen schwa-chen Menschen in geselliger Unterhaltung zu begegnen pflegt, daſs sie aus übergroſser Bescheidenheit in das Geständniſs ihrer Schwäche und ihres Unvermögens, ohne es gewahr zu werden im Plural sprechend und verallgemeinernd, den Mitredenden einschlieſsen, auf den vielleicht solches Geständniſs ganz und gar nicht paſst. Dabei flöſst jene vermeintliche philosophische Berechtigung unsern Freunden einen wirklichen Fanatismus in der Verfechtung ihrer Principien ein: sie freuen sich, den Geist selbst über dem Bekenntnisse seiner Nichtigkeit ertappt zu haben, und halten ihm je weniger sie selbst an ihm Theil haben, um so heftiger und leidenschaftlicher beim Worte; damit es das Ansehen gewinne, als ob *seine* Herrlichkeit, die er als unsterbliche Person hat, die Herrlichkeit der Gattung sei, der auch sie als gleichgültige Individuen, als *Espèce* (vergl. Hegels Phänomenologie des Geistes. Neue Ausg. S. 370.) angehören.

Obgleich uns, im Leben und in der Literatur schon Manches vorgekommen ist, wodurch vorstehende Bemerkungen veranlaſst werden konnten: so hat sich doch unsers Wissens diese Denkweise noch selten so offen und ungescheut, nie so vollständig und nach ihrer Art gründlich ausgesprochen, wie in dem vorliegenden Buche eines Mannes, der, wie die schnell auf einander folgende Reihe seiner Schriften zeigt, gar eifrig bemüht ist, „die Welt zu bessern und zu bekehren". In Athen würde unser Verf., — wenn es erlaubt ist, bei gänzlich verändertem Verhältnisse des Heiligen und des Profanen, eine solche Parallele festzuhalten, — einer Profanation der Mysterien angeklagt worden sein: und der Sinn dieser Anklage war dieser, daſs, was auf geweihtem Gebiete, inmitten eines Zusammenhangs heiliger Reden und Handlungen ausgesprochen, einen tiefen, wahren und heilbringenden Sinn hat, dasselbe, vor dem lauten Markte und in der Sprache des groſsen Haufens prahlerisch ausgekramt, einen schiefen, falschen und

verderblichen Sinn erhalten kann. — Niemand kann inniger durchdrungen sein, als wir, von der grofsartigen Würde jener Standpunkte, auf denen von Zeit zu Zeit die philosophische Spekulation die Unstatthaftigkeit der gewöhnlichen Meinungen über die Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode anzudeuten, und wohl auch, doch selten, und stets nur mit weiser Zurückhaltung und ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Heiligen auszusprechen, sich genöthigt fand. Aber so oft die Philosophie dies that, geschah es jederzeit im ausdrücklichen Gegensatze gegen bestimmte nachweisliche Irrthümer, die sich freilich zu allen Zeiten an jenen ehrwürdigen Glauben geknüpft haben; nie auf abschliefsende, das Problem selbst, welches nach seinem ganzen Umfange vielleicht aller menschlichen Wissenschaft unlösbar bleibt, zerstörende Weise. Nicht selten finden wir, dafs tiefe und edle Denker, — es genüge, Spinoza und Fichte zu nennen, — in scheinbarem, vielleicht auch wirklichem Widerspruch mit den Grundprincipien ihrer Lehre, von einer übermächtigen Gewifsheit des Geistes getrieben, in diesem Einen Punkte die Einseitigkeit derselben durchbrochen und sich laut zu dem Völkerglauben an die ewige Dauer dessen, was im Geiste jedes Individuums wesentlich Geist ist, bekannten. Andere, wie Schelling, haben geradezu frühere, entgegengesetzt auch vielleicht nur scheinende Lehren widerrufen, und sind zu dem Bekenntnisse des Christenthums zurückgekehrt. Nicht zu gedenken Jener, die, wie Sokrates und Platon, im Widerspruche mit ihrem ganzen Zeitalter allein aus dem reinen Gedanken und der spekulativen Idee die Anschauung der Unvergänglichkeit des Individuums in seiner eigensten Eigenthümlichkeit schöpften, oder die, wie Leibnitz, den Satz von dieser Unzerstörbarkeit jedes monadischen Daseins zum Grundsteine ihres gesammten Systemes machten. — Wenn aber der Verf. auf Hegel pocht, zu dessen Systeme er sich im Wesentlichen bekennt und in dessen Interesse und gleichsam apostolischem Auftrage zu schreiben, er dreist genug ist uns zu versichern: so kann ihm schwerlich verborgen geblieben sein, wie wenig er in der Auslegung dieses Systems mit dessen geistvollsten und bewährtesten Anhängern übereinstimmt (der Verf. beliebe unter andern die Vorrede zu Göschel's Schrift: „Hegel und sein Zeitalter" zu vergleichen); und von dem dahingeschiedenen grofsen Denker selbst glauben wir ihm, so wenig wir dessen Gedanken über diesen Gegenstand durchaus ergründet zu haben uns an wollen, wenigstens dies versichern zu dürfen, da selbe vorliegendes Buch mit Unwillen und Indi bei Seite gelegt haben würde.

So sehr es in vielfacher Beziehung dem geg tigen Standpunkte der philosophischen Spekulati mäfs erscheinen kann, über den Gegenstand, d Verf. auf eine so unziemliche, — fast möchten gen, freche — Weise zur Sprache gebracht ha Rathe, den Goethe (Werke Bd. 30, S. 32.) i nahe verwandten Angelegenheit gegeben ha gend, ein tiefes Stillschweigen, wenigstens im An der Ungeweihten, zu beobachten: so ist dies na Geschehenen nun nicht mehr möglich, und würd weiteren und gröfseren Mifsverständnissen Raum Ref. will versuchen, möglichst absehend von sein sönlichen, wissenschaftlichen und religiösen Ue gungen, den Stand der Frage, wie er sich fü Standpunkt im Allgemeinen jetzt ergeben möchte, lich anzudeuten, und darnach das Urtheil üb wesentlichen Inhalt der gegenwärtigen Schrift len. Was ihre Form und Darstellung betrifft: das Urtheil schon in dem Bishergesagten en Eine gewisse populäre Eindringlichkeit der Red ihr nicht abgesprochen werden; auch die Bekan des Verfs. mit der spekulativen sowohl, als a historischen Seite seines Gegenstandes ist für Zwecke ausreichend. Aber schon ein gebildeter tischer Sinn hätte von einer solchen Behandlu Gegenstandes abhalten müssen; dieser Sinn wird Leser durch die plump aufdringliche, hin und fast an das Pöbelhafte anstreifende Art und Wei Seite für Seite auf das Empfindlichste verletzt. vieler Ostentation weifs uns der Verf. in der Ein (S. 6 f.) aufser dem wirklich von ihm befolgten seiner Schrift noch einen andern möglichen, ein chen, durch den die Lehre von den letzten Ding der Glaube an sie mehr historisch construirt würde, vorzulegen. Diesen aber habe er aufg „aus keinem andern Grunde, als um Epoche chen im eigentlichen Sinne des Worts, und philosophische Spekulation bisher aus Impotenz falschem Stolz die Kritik des Bestehenden vers habe". — So sich dankbar erweisend gegen die aus der er doch alles, was bei ihm allenfalls no Gedanke aussieht, geschöpft hat, geht er nun,

is folgend, der ihm, wenn er jenen andern Weg einschlagen wollen, wohl bald im Stiche gelassen würde, an diese „Kritik des Bestehenden", wobei jene seine Lehrerin gleichfalls wieder nicht ohne derbe Zurechtweisungen davonkommt. Doch verit er uns noch für einen zweiten Band seiner eine umständlichere Erklärung über die wahrpositive Bedeutung der Lehren von Auferstehung, elreich und Hölle; während er es in dem gegengen nur mit der Verneinung zu thun hat.

Dafs nun diese Verneinung, von Einer Seite beet, in dem bisherigen Gange der philosophischen lation allerdings ihren guten Grund hat, haben ereits zugegeben. Wir dürfen es uns nicht ver, dafs die Lehre von der Unsterblichkeit des Inums durch die neuere Entwicklung dieser Spekuihren bisherigen metaphysischen Boden verloren nd dafs es schlimm um dieselbe stehen würde, kein neuer für sie gefunden werden könnte. Jeoden war nicht sowohl, wie es der Vf. ansieht, bstantielle Verschiedenheit des Seelenwesens von Wesen, d. h. dem Organismus des Körpers, — solche haben, genauer betrachtet, weder Platon Leibnitz behauptet, unter allen Philosophen ung diejenigen, bei denen die Principien jener ältern hysik in ihrer reinsten und tiefsten Gestalt zu sind, als vielmehr der Begriff einer ein für alleten und bleibenden, dem Entstehen (aufser, setzt stens Leibnitz hinzu, durch *Schöpfung*) eben so lem Vergehen entnommenen *Substanz* überhaupt, Individuelle Einheit man nach Platons ausdrück, Leibnitzens in andern seiner Sätze involvirter rung allenthalben da fand, wo sich ein inneres, ständiges Princip der Bewegung kund giebt. Nach , als spekulativer Durchgangspunkt unstreitig wohl ndeten Ansicht gelten nicht nur die Seelen der hen, sondern nicht weniger auch die Seelen der e und der Pflanzen für unvergänglich; und vieanderen noch wird, wenn jenes substantielle Prina für allemal *Seele* heifsen soll, eine solche unagliche Seele zugeschrieben, was gemeinhin für elt gilt. Es mag, auch von jenem Standpunkte erstattet sein, noch einen Unterschied zwischen r Unvergänglichkeit und der eigentlichen Unsterbit anzunehmen, und letztere, mit Leibnitz, nur dem bewufsten zuzuschreiben. In diesem Sinne stellt Goethe in seinen bekannten Unterredung mit Falk, die Principien jener Lehre problematisch gelten lassend, vielleicht halb scherzend, aufs neue die Frage nach dem Schicksale, das die Seelenmonaden nach dem Tode erwartet, und erklärt sich beruhigt bei dem Bewufstsein der Unmöglichkeit, dafs ein tüchtiger und starker Geist je von einer fremden Macht, um als selbstloses, nichtsbedeutendes Glied in deren Körper einzutreten, unterjocht werden könne. — Auch auf mehr oder weniger wissenschaftliche Weise sind noch in neuerer Zeit Versuche gemacht worden, jene Lehre entweder in ihrem ganzen Umfange auszuführen und zur klaren Lebensüberzeugung zu erheben, wie von Jean Paul in der „Selina"; oder sie auf gewisse Weise beschränkt und modificirt, unserer gegenwärtigen spekulativen Einsicht anzupassen, wie von J. H. Fichte in seinen „Sätzen zur Vorschule der spekulativen Theologie"; — auch Göschel's vorhin erwähnte Vorrede müssen wir hierher rechnen, da sie die Gedanken jenes Goetheschen Gesprächs, doch nicht ohne das Bewufstsein, dafs dieselben *cum grano salis* zu nehmen sein möchten, adoptirt.

Um nun aber auch unserseits bei jenen denkwürdigen Aeufserungen unsers Dichters anzuknüpfen: so können wir uns gegen diejenigen, welche dieselben gern wörtlich verstanden und als die wirkliche, wissenschaftliche Ueberzeugung des grofsen Mannes betrachtet wissen möchten, des Bedenkens nicht enthalten, dafs es schwer fallen dürfte, dieselben, so verstanden, mit dessen sonstigen, so klar durchgebildeten und so beharrlich festgehaltenen, wissenschaftlichen Grund- und Lebensprincipien zu vereinigen. Beruht doch Goethe's Naturansicht wesentlich (vergl. unter andern Werke Bd. 30, S. 201.) auf der Ueberzeugung, dafs das Werdende auch wirklich werde, woran man wohl berechtigt ist den Satz zu knüpfen, dafs auch das Vergehende wirklich, und nicht blofs zum Schein vergeht. Wie aber verträgt sich dies mit jener Monadenlehre, die offenbar auf eine mehr oder weniger mechanische Naturansicht hinführt, da nach ihr jede Veränderung in der Natur nicht die Substanz als solche, sondern nur deren Accidenzien und Verhältnisse trifft? Man sieht, dafs wir hiermit sogleich den Wendepunkt andeuten wollen, von welchem aus nicht erst in Folge der strengen philosophischen Spekulation neuerer Zeit, sondern zum Theil schon derselben vorauseilend, die Anschauungen der Natur und der Geisteswelt eine Richtung genommen ha-

ben, die, während sie in bisher ungeahnte Tiefen führt und eine unerschöpfliche Gestaltenfülle dem erstaunten Blicke entgegenbringt, dem Glauben an persönliche Fortdauer keineswegs günstig scheint. Es leidet keinen Zweifel: an die Stelle jenes Substanzbegriffs, der in einer Unendlichkeit bleibender und ein für alleimal fertiger Einzelwesen vollständig realisirt erschien, ist in der philosophischen Weltansicht neuerer Zeit eine Idee von anderem Inhalte und höherer Bedeutung getreten, eine solche, mit der, da sie die wahrhafte Substantialität über die Einzelwesen hinaus versetzt, die Annahme eines wirklichen Entstehens und Vergehens der Einzelwesen, in keinem Widerspruche mehr steht. Die dialektische Lehre von der *immanenten Negativität*, — um sogleich den wissenschaftlichen Kunstausdruck dafür zu brauchen, — hat eine andere und wahrere Erklärung für das Phänomen der natürlichen Metamorphosen und Entwickelungen gegeben, als je die kunstreichste mechanische Hypothese zu geben vermochte, und es ist nicht mehr möglich, ohne Verläugnung der gewonnenen höheren Einsicht, in der *Natureinheit* der menschlichen Seele, oder irgend eines andern Wesens, welches unter jene Kategorie der monadischen Substanzen fiel, eine unvergängliche Substantialität zu erblicken. Das wahrhaft Unvergängliche liegt dieser Weltansicht jenseit nicht nur der Natur, sondern auch des endlichen Geistes; es ist der *absolute Geist*, zu dem sich, obgleich er sich inmitten des Natur- und des endlichen Geistlebens offenbart und Wirklichkeit giebt, doch die endlichen Individuen nur als vorübergehende Träger oder Werkzeuge verhalten.

(Der Beschluss folgt.)

LVIII.

***Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik, zunächst für die oberen Classen Schleswig-Holsteinischer Gelehrtenschulen. Herausgegeben von G. C. Th. Francke, Ph. Dr., Conrector in Flensburg. Hamburg* 1833.**

Man muss annehmen, dass der Umfang dieses Lehrbuches nach den in Holstein und Schleswig bestehenden gesetzlichen Bestimmungen abgemessen ist. Es enthält in drei Abtheilungen die Arithmetik, mit Einschluss der geometrischen Reihen und Logarithmen, die Elementar-Geometrie und Stereometrie, und die obere Trigonometrie. Dass dieses Lehrbuch, wie in der Vorrede bemerkt wird, in den Schulen der beiden g ten Herzogthümer Nutzen stiften, und damit seinen Haupt erreichen könne, lässt sich nicht bezweifeln, aber doch von anderen vorhandenen Lehrbüchern behaupten. Di stellung ist fasslich und in den Definitionen ein Streben Klarheit und Bündigkeit der Begriffe nicht zu verk Doch scheint manche, z. B. die Definition des Multipl (S. 10) misslungen zu sein. Diese lautet so: „Multip heisst aus einer gegebenen Zahl eine neue unbekannte demselben Gesetze bilden, nach welchem eine zweite bene aus der Einheit enstanden ist". Diese Definition bestimmt, weil das Entstehen einer gegebenen Zahl a Einheit auf mannigfaltige Weise gedacht werden kann langs also in dieser Beziehung nicht die nöthige Beschri angebracht ist, könnte man z. B. folgendermaßen sch $\sqrt{2}$ entsteht aus der Einheit, indem dieselbe zweimal men und hierauf die Quadratwurzel ausgezogen wird. So z. B. 3 mit $\sqrt{2}$ multiplicirt werden, so entsteht das P aus 3, wie $\sqrt{2}$ aus der Einheit entstanden ist; mithin Product $\sqrt{6}$. Offenbar liegt der Fehler darin, dass di stehung der $\sqrt{2}$ aus der Einheit nicht so aufgefasst es gerade hier geschehen muss, nämlich als Zusammenf einer gewissen Anzahl von Einheiten und Theilen der E die sich in dem vorliegenden Falle nur näherungsweise ben lässt.

Mehrere Sätze, besonders in den ersten Elemente Arithmetik, stellt das Lehrbuch ohne Beweis auf, indem Erläuterung dem Lehrer überlassen zu wollen scheint. her gehört der Satz (§. 52.), dass die Ordnung der Fa für das Product gleichgültig ist; die Aufgabe (§. 59.), den ten gemeinschaftlichen Divisor zweier Zahlen zu finden, u Wissenschaftliche Strenge in der Einführung und Anwe des Irrationalen und Incommensurabeln wird vermieden; i ser Beziehung geht das Lehrbuch, wie die meisten an den königlichen Weg, welchen Euclides bekanntlich zu ten sich weigerte. Doch leistete Euclides, durch seine rung, zugleich Verzicht auf die Ehre, den Ptolemäus So unterrichten, und ungezählt ist die Menge der Uebrigen, durch die Schwierigkeit seiner Darstellung von der Math abgeschreckt worden sein mögen. Man kann behaupten die Wissenschaft an denen, welchen dieses widerfuhr, scheinlich wenig oder nichts verloren hat; aber dies ist der einzige Gesichtspunct, welchen man nehmen muss; Jene haben die Wissenschaft verloren. Ref will daher mi Hrn. Verf. nicht rechten, wenn derselbe geglaubt hat, Nachgiebigkeit in diesem Puncte am besten für die Verbr des mathematischen Studiums auf den Schulen zu wirke welche er vorzugsweise schrieb, und deren nähere Verhä dem Ref. unbekannt sind. — Eine genauere Angabe und theilung des Inhaltes ist bei einem Lehrbuche, welches nur allgemein bekanntes wiederholt, nicht erforderlich. —

F. Mindin

№ 42.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

hre von den letzten Dingen. Eine wis-haftliche Kritik, von dem Standpunkte Religion unternommen, von Dr. Friedrich hter. Erster Band.

(Schluſs.)

den Grund des hier Gesagten nun müssen i Verf. unserer Schrift den gröſsern Theil ihrer älfte, dem materiellen Inhalte nach allerdings . Die Beweise, die man für die Fortdauer der on dem Naturverhältnisse derselben zu ihrem hernehmen will, sind durchaus unzureichend, selten das gerade Gegentheil dessen, was man beweisen will, andeutend, und den Tod ist n der bloſsen Naturseite ihn betrachtend, mag h drehen und wenden wie man will, als die e Auflösung des natürlichen Einzelwesens an- genöthigt. — Soll für den Unsterblichkeits- eine neue Hoffnung erstehen, oder vielmehr, diesem Glauben, der als Glaube aus dem Ge- er Edleren nie zu vertilgen ist, eine philosophi- henschaft gegeben werden, mit der der Glaube als mit den Deutungen, die unser Verf. giebt, i kann: so ist die Untersuchung darüber auf iet der *Wissenschaft vom absoluten Geiste* zu . — Hiermit haben wir einen Satz ausgespro- r, obgleich nur als formaler und methodologi- ch ankündigend, doch in der That von tiefer rchgreifender Bedeutung auch für die Resulta- ns von Allen, die den Standpunkt der neueren hie theilen, auch unsern Verf. nicht ausgenom- streitig zugegeben wird. Dafs, als historische ung betrachtet, der Unsterblichkeitsglaube je- eine wesentliche und wichtige, in der höheren n der wahrhaften Idee des Geistes begründete ng habe, und nicht geradehin als leerer, ent- us Einfalt, oder aus Betrug hervorgegangener Aberglaube verworfen werden dürfe: darüber kann unter allen Bekennern der neuern Philosophie nicht der mindeste Zweifel sein. Wenn in keinem andern, so wenigstens in diesem phänomenologischen Sinne gehört die Abhandlung dieses Gegenstandes ohne alle Frage in das Gebiet der Religionsphilosophie oder spekulativen Theologie: denn wenn jener Glaube nichts anderes ist, so ist er wenigstens eine der nothwendigen Formen, unter denen sich der absolute göttliche Geist, als Geist der Gemeinde, in den endlichen hereinsenkt, und den letzteren zu sich heranzieht. Schon aus diesem Gesichtspunkte, den doch im Allgemeinen der Vf. unserer Schrift keineswegs miſskennt, ja selbst nach Kräften geltend zu machen eifrig bestrebt ist, mufs uns das Thun desselben verwerflich erscheinen. Denn, ist jene Form für den Standpunkt der noch in der Vorstellung befangen bleibenden, und nicht zum spekulativen Begriffe durchgedrungenen Religiosität eine nothwendige, so ist es ein Frevel gegen diese Nothwendigkeit, den Glauben auf eine Weise, die sich ausdrücklich als eine für jenen Standpunkt selbst berechnete, populäre ankündigt, zerstören zu wollen. Das Nichtfortbestehen des Individuums bleibt dann billig ein Geheimniſs der Schule; für diese bedarf es nicht des Aussprechens, am wenigsten solch eines polternden Predigens von den Dächern, dessen unser Verf. sich befleiſsigt. Den aufserhalb der Schule Stehenden kann dadurch nur Aergerniſs gegeben, und entweder Nichts, oder etwas Schlimmeres, als Nichts: nämlich die Untergrabung der Religion in Gemüthern, die zur eigentlichen Spekulation nicht berufen sind, erreicht werden. — Aber, um endlich das zu sagen, um was es uns eigentlich zu thun war: durch diese Verlegung der Frage aus den Gebieten der Metaphysik, der Naturwissenschaft und der Psychologie in das Gebiet der Wissenschaft vom absoluten Geiste wird zugleich die Möglichkeit einer ganz andern, von unserm Verf. völlig ungeahneten Wendung

derselben, und hiermit einer wesentlich von der seinigen verschiedenen Beantwortung, offen gehalten. Wenn man es auch als unverträglich mit der tiefern philosophischen Einsicht betrachten darf, dem *natürlichen* Menschen Unsterblichkeit zuzuschreiben, so ist hiermit noch keineswegs erwiesen, dafs nicht jene „*Wiedergeburt im Geiste*" von welcher die neuere Philosophie, hier in voller, ja buchstäblicher Uebereinstimmung mit der Lehre des Christenthums, den Besitz des „ewigen Lebens" und des „Himmelreiches" abhängig macht, — dafs sie nicht, statt jenes abstrakten, leeren Allgemeinbegriffs, den der Verf. hier einzig kennt, eine wahrhafte, absolut geistige Individualität und Persönlichkeit, die allein in Wahrheit unsterbliche, in der Seele der Wiedergeborenen erzeugt. — Ref. weifs wohl, dafs es vor dem Richterstuhle der modernen Aufklärung noch weit gehässiger erscheinen mufs, einem Theile der Menschen Unsterblichkeit, einem andern aber keine zuzuschreiben, als, die Menschen alle sammt und sonders für sterblich zu erklären. Nichtsdestoweniger bedenkt er sich keinen Augenblick, dies in vollem, reinem Ernste und aufrichtiger, inniger Ueberzeugung als sein eigentliches Glaubensbekenntnifs auszusprechen; wie uns denn diese Lehre mit klaren Worten als die Lehre der alten Mysterien überliefert wird; ja wie sie nicht minder klar und laut, mit Worten, die nicht von dieser Welt sind, in dem Evangelium Jesu Christi verkündiget ist.

Die gesammte zweite Hälfte von des Verfs. Buche beschäftigt sich mit dieser geschichtlich-religiösen Seite des Gegenstandes, ohne aber die Frage auch nur zu berühren, ob nicht hier, auf dem Grunde der geschichtlichen, eine neue, übergeschichtliche Wirklichkeit für das Bewufstsein des Geistes gewonnen werde. Darin zwar, dafs der Vf. als den wahrhaften Standpunkt für das Verständnifs des Christenthums diesen hervorhebt, welcher dasselbe als die Gründung eines göttlichen Reiches auf Erden und inmitten der geschichtlichen Wirklichkeit begreifen lehrt, stimmen auch wir ihm vollkommen bei. Aber es ist eine unredliche Wendung, deren er sich bedient, wenn er den Unsterblichkeitsglauben als einen Widerspruch gegen die Anschauung dieser göttlichen Wirklichkeit enthaltend darstellt; wenn er uns glauben machen will, es sei die Schwäche und Marklosigkeit des gegenwärtigen Geschlechts, welche die Seligkeit, die sie diesseits zu finden unvermögend war, in ein Jenseits verlegt habe. Es ist nicht wahr, dafs nur schwache und unkräftige Individuen das Bedürfnifs fühlen, über den Tod hinausblickend die Mängel des irdischen Lebens durch Hoffnung eines zukünftigen zu ergänzen. Vielmehr hätte den Vf. der oberflächlichste Blick auf die Geschichte der christlichen Jahrhunderte belehren können, dafs gerade die tüchtigsten Zeiträume, diejenigen, in denen das Christenthum am meisten als lebendige Wirklichkeit und Gegenwart angeschaut und empfunden ward, den Zweifel an einer solchen Zukunft gar nicht aufkommen liefsen; dessen Entstehung und Verbreitung vielmehr, wenn auch die philosophische Spekulation nach ihrem negativen und skeptischen Momente daran ihren Antheil haben mag, wesentlich der Entnervung und Entsittlichung neuerer Zeit, und der Flucht der religiösen Substanz aus ihr, zuzuschreiben ist. Dafs sich die Worte des göttlichen Heilandes, durch die er ausdrücklich den Kindern Gottes das ewige Leben und das Himmelreich verheifst, — die nicht zu dieser Kindschaft Erwählten freilich eben so ausdrücklich davon ausschliefst, — dafs diese allenfalls, — welches unselige Geschäft unser Verf. übernimmt, und mit so viel Glück, als es überhaupt möglich sein möchte, hinausführt, — gedreht und gedeutet werden können, bis sie zu der Armseligkeit eines ewigen Lebens im Begriffe zusammenschrumpfen: dies hat nachweislich darin seinen Grund, dafs das Himmelreich, wie Christus es versteht, nicht erst jenseits, sondern schon diesseits *beginnen* soll. Alle neuerdings so beliebt gewordenen Deklamationen gegen die „abstrakte Jenseitigkeit" der seichten Aufklärung und Sentimentalität der modernen Welt, reduciren sich darauf, dafs, das Jenseits als ein von selbst sich verstehendes, als gutes Recht der Menschennatur jedem Individuum gebührendes, nachirdisches Leben voraussetzen, und darüber das Diesseits vernachlässigen oder geringschätzen, allerdings, das Jenseits verscherzen heifst. Die Behauptung unsers Vfs. aber, dafs erst so, bei klarer selbstbewufster Verzichtleistung auf Lohn und Strafe in einem künftigen Leben die vollkommene Uneigennützigkeit des tugendhaften Handelns und Wollens erreicht werde, ist vollends eine ganz leere Prahlerei und Eitelkeit. Die wahre Tugend ist nicht die Folge, sondern die Bedingung des Glaubens an Unsterblichkeit; wie aber durch das Abtreiben der Frucht das Leben der Mutter in Gefahr gesetzt wird, so vergiftet der, welcher freventlich diesen Glauben zerstören will, unfehlbar auch die Quelle

Glaubens. Wer durch die Aufopferung seines
ein Verdienst zu erwerben gedenkt: der mufs
ein Selbst haben, welches aufzuopfern der Mühe
ein solches aber ist einzig und allein das un-
he, welches, indem es dahingegeben wird, ge-
n wird.

sf. kann nicht glauben, durch das Aussprechen
seiner religiösen Ueberzeugung irgendwo in Kon-
it der neuern Philosophie zu kommen: er zwei-
cht, dafs die Ergebnisse derselben, sobald sie ein-
e ganze Kraft ihres Geistes und ihres Princips
ieser Seite gewendet haben wird, dieselben sein
. Jener Sieg des Princips der *Subjektivität* über
incip der *Substantialität* (nämlich der Spinozisti-
nicht zunächst jener Platonisch-Leibnitzischen,
r oben die Rede war), dessen sich diese Philo-
mit Recht als ihres schönsten Triumphes rühmt,
icht vergebens erfochten sein, auch in Bezug auf
ncrete Wirklichkeit des Subjektiven; die vielmehr
wenn nicht auch im Einzelnen und Individuellen
cht dieser Subjektivität als die Siegerin des To-
h erwiese, umgekehrt sich als der Macht des
tiell Allgemeinen und der Gattung schlechthin
ordnet zeigen würde. Freilich ist diese unsterb-
ubjektivität und Persönlichkeit (nach dem Aus-
alter Kirchenlehrer, die *pneumatische*) nicht die
tivität des endlichen Geistes (die *psychische*); —
ie mit der Sterblichkeit dieser letzteren die Un-
hkeit der ersteren gar wohl vereinbar sei: dies
wunderherrlichen Sinnbildern der Dichterfürst
Zeitalters am Schlusse seiner *Helena*, den Ge-
n vernehmlich, angedeutet. Sehen wir doch schon
n Gebiete der Natur- und Kunstschönheit, wie
ichste, der absolute Geist, ohne sich aufzugeben
um Endlichen zu degradiren, in die engste Be-
ng, in die individuellste Geschlossenheit der Er-
ung eingeht, und das, was er ist, ganz nur ist
lb solcher Begrenzung, so dafs, die Grenze auf-
den Geist der Schönheit selbst ertödten und zur
Abstraktion verflüchtigen heifst. Wie könnten
reifeln, dafs dieser Geist dieselbe Macht, die er
gestalt in dem Werke seiner Offenbarung nach
übt, auch in seinem eigensten Bereiche, in der
seines Inneren festzuhalten wissen, und nicht die
digen Gebilde, die er aus seiner Substanz er-
als wäre er zu arm, deren stets neue zu gebä-
ren, ohne die alten aufzulösen, unaufhörlich wieder zerstören wird? — Alles kommt, wie man sieht, darauf an, die Idee des geistig Absoluten nicht in leerer Abstraktion, sondern in lebendiger, selbst absolut geistiger Anschauung zu erfassen, und zu erkennen, wie diese Idee nicht den Gestalten, in denen sie sich verwirklicht, fremd und äufserlich, sondern unmittelbar und vollständig mit ihnen eine und dieselbe ist. Freilich ist diese Erkenntnifs keine leichte, sondern die schwerste von allen, die dem Menschen überhaupt zugemuthet werden können, sowohl aus andern Gründen, als insbesondere auch darum, weil wir diese Welt des geistig Absoluten nur anschauen, wie sie sich inmitten der endlichen Welt verwirklicht, und daher stets uns vorzusehen haben, dafs wir die absolut geistige Individualität nicht mit der endlichen Individualität verwechseln. Auch darf der Glaube an persönliche Unsterblichkeit nicht zu einem spiritualistischen Atomismus verleiten, der den weltgeschichtlichen Organismus, die grofse Totaleinheit des menschlichen Geschlechts, und die wesentliche Bestimmung der Individuen, als Glieder in diese lebendige Einheit einzutreten, verkennt. Dies wäre eben eine solche „abstrakte Jenseitigkeit", wie sie die Philosophie unserer Zeit mit Recht verwirft. Wir gestehen, dafs wir aus diesem Grunde und aus verschiedenen andern, die gleichfalls in der hohen Bedeutung liegen, welche wir der Natur und dem endlichen Geistesleben, welche wir mit einem Worte der irdischen Welt auch für die Welt des Ewigen und Göttlichen einzuräumen nicht umhin können, — gar sehr geneigt sind, zu dem Glauben älterer Zeit zurückzukehren, welcher den irdischen Tod für einen *Schlaf* des Geistes nahm, und die Auferstehung zum ewigen Leben, die ihm zugleich eine *Auferstehung des Fleisches* war, mit der Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde zusammenfallen liefs. Doch dies sind Gegenstände für weitergreifende, der Philosophie unserer Tage keineswegs unwürdige Untersuchungen, die wir hier nur berührt zu haben uns genügen lassen müssen.

C. H. Weifse.

LIX.

Characteristics of Goethe. From the german of Falk, von Müller, etc. with notes, original and translated, illustrative of german

literature, by Sarah Austin. In three volumes. London 1833. *1ster Band XLIV. und* 321 S. *2ter Bd.* 336 S. *3ter Bd.* 352 S. 8.

Die Verfasserin dieser Sammlung, eifrig beschäftigt mit dem Studium der Deutschen Litteratur und dessen Beförderung in England und schon bekannt durch andere dahin einschlagende Werke, namentlich durch eine Uebersetzung der „Briefe eines Verstorbenen", begann die vorliegende Arbeit nur in der Absicht, die kleine Schrift von Falk: „Goethe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" in's Englische zu übersetzen. Mannigfache hierin vorkommende Bezugnahmen auf Goethe's Werke veranlafsten zur Uebersetzung und Mittheilung einzelner ihren Landsleuten noch unbekannter Abschnitte und Stücke aus denselben, die in reicher und glücklicher Auswahl als Proben und Erläuterungen anmerkungsweise folgten, und gleicherweise wurden merkwürdige Personen und Werke, die in Falks Schrift erwähnt sind, dem Englischen Publikum durch Skizzen ihres Lebens und ihrer Schriften, oft selbst durch Proben aus den letzteren näher gebracht. Hierauf kam der Verfs. die kleine Schrift des Hrn. Kanzler v. Müller „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit" zur Hand und sie fand sich durch den Werth des Inhalts und der Darstellung veranlafst, auch von dieser eine Uebersetzung ihrem Werke beizufügen, und dieselbe zur Bestätigung und Erläuterung mancher darin enthaltenen Züge mit Stellen aus Goethe's Tag- und Jahresheften in Noten zu belegen. Da solche von seinen Landsleuten für Goethe abgelegte Zeugnisse aber für partheiisch gehalten werden könnten, fand Frau Austin angemessen, auch das eines Ausländers hinzuzufügen, und sie wählte hierzu eine in der *bibliothèque universelle de Génève* abgedruckte Denkschrift über Goethe's Leben und Werke vom Hrn. Soret, einem Genfer Gelehrten und Mineralogen, der in Goethe's letzten Lebensjahren seines persönlichen Umganges genofs. Da Goethe's litterarische und sociale Wirksamkeit unzertrennlich erscheint von der Persönlichkeit seines fürstlichen Freundes, des Grofsherzogs Karl August und der hohen Gemahlin desselben, so wurden die von Hrn. v. Müller auf diese durch Geist und Charakter weit ihren weltlichen Rang erhobenen Personen verf Denkschriften der Sammlung gleichfalls einverleibt somit auch der Schauplatz, auf welchem der grofse ter seine Thätigkeit entfaltete, durch das, was fi höchster Potenz belebte und adelte, auf die würd Weise nach seinem vollen Werth geschildert. U zeigen, wie das gröfsere litterarische Publikum in Deu land nach seinen verschiedenen Standpunkten und tungen über den Dichter denkt und urtheilt, wurd Artikel über Goethe aus dem Conversations Lexic einiger Abkürzung entlehnt. Eben glaubte die V ihre nun schon zu bedeutendem Umfange angewac Sammlung mit Auszügen aus dem nach Goethe's erschienenen Heft von „Kunst und Alterthum" s fsen zu können, als ihr auch noch die kleine fl des Hrn. Kanzler v. Müller „Goethe in seiner ethi Eigenthümlichkeit" zukam, aus welcher denn ebe noch die wichtigeren Stellen herausgehoben und h das Werk als beendigt angenommen wurde. Au che Weise ist denn eine Sammlung entstanden, w auch ein Deutscher zu allgemeinerem Ueberblick Goethe's Leben und Wirken sich wohl zusamme len möchte, dem Britischen Publikum aber, das a serer Litteratur und ihrem ersten Dichter lebhafte theil nimmt, zu den nothwendigsten Elementen e Kunde jedoch nur durch Vermittelung sprachku und verständiger Uebersetzer und Sammler geb kann, in hohem Grade willkommen sein mufs. I That hat sich eben aus dieser fast zufälligen Ar Entstehung und Erweiterung des Werkes ein auch nicht vollständiger doch ungemein erleichte und reizvoller Einblick in unsere Litteratur für den länder eröffnet, der, wenn er von dieser eine ri und genügende Uebersicht erlangen will, gewifs besseres thun kann, als mit Goethe anzufangen zum Grunde zu legen und von diesem Kern und telpunkt aus die Radien nach Bedürfnifs und Ne zu verfolgen. Auf diese Weise wird ihm nichts W tiges oder Nothwendiges entgehen, nichts Ueb siges ihn aufhalten, nichts Unächtes verlocken stören.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 43.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

teristics of Goethe. From the german Falk, von Müller, etc. with notes, ori- l and translated, illustrative of german ature, by Sarah Austin.

(Fortsetzung.)

nn wie Goethe in seinen vielartigen poetischen wie in divergirenden Strahlen das Licht seines Lebens in der Nation verbreitete, so nahm er seits Alles, was in ihr sich Grofses und Schö- wickelte, lebhaft und liebevoll in sich auf, und icht dürfte sich in dem gesammten Kreise der n Litteratur irgend eine wichtige oder merk- Erscheinung auffinden lassen, die in seinen nicht beurtheilt, besprochen oder mindestens ttet wäre, und zwar in solcher Weise, dafs durch greifen und Verfolgen seiner Ansicht der Weg näheren Kenntnifs eröffnet und erleichtert wird.

eine solche Gabe, wie sie hier geboten wird, tischen Litteratur, der eine Erfrischung von au- r gerade jetzt und eben aus solcher Quelle nicht als heilsam sein kann, in hohem Grade werth chtig, so ist sie für uns als ein abermaliges Aner- ifs des Werths unserer Litteratur und als ein fortschreitender Theilnahme an derselben von einer dagegen sonst so verschlossenen Nation inder erfreulich. Es ist uns, wir gestehen die he, ein wohlthuender Anblick, die Charakteristik nserer Dichter in drei starken, mit an Luxus dem typographischen Comfort ausgestatteten, mit wohlgetroffenen, im Stahlstich trefflich ausge- Bildnifs geschmückten Bänden den litterarischen nables als ein wünschenswerthes Besitzthum an- zu sehen, wobei wir denn freilich bedauern , seine eigenen Werke nicht anders als in dem Demuth einfachen deutschen Bücherneglig zu können. Die Wahl und Zusammenstellung der Materialien ist, wie wir gesehen haben, einsichts- voll und glücklich; die eben so treue, als geschmack- volle und fliefsende Uebersetzung zeugt von gründlich- ster Kenntnifs der deutschen Sprache; wir haben sehr wenige Stellen gefunden, wo der Uebersetzerin, vielleicht nur durch zufälliges Uebersehen, der Sinn des Origi- nals entschlüpft ist. Indem wir die Entstehung des Werkes erzählt, haben wir Form und Inhalt desselben zugleich angegeben, und da der letztere mit wenigen Ausnahmen in Deutschland hinlänglich bekannt ist, so könnten wir hiermit unsere Anzeige schliefsen. Die Verfasserin hat jedoch manche mündliche und schriftli- che noch ungedruckte Mittheilungen über Goethe in ihr Werk verwebt, die auch für uns von hohem Inter- esse sind, auch dürfte einiges in der Denkschrift des Herrn Soret Enthaltene bei uns noch nicht allgemein bekannt sein, und endlich hat Fr. Austin, obwohl sie sich jedes eigenen Urtheils über Goethe's Charakter und Werke mit liebenswürdiger Bescheidenheit enthält, in ihrer Vorrede einige Bemerkungen über die Verhält- nisse niedergelegt, die dem vollständigen Verständnifs dieses Dichters in England noch entgegenstehen, — Bemerkungen, die für die Beurtheilung des litterari- schen und socialen Zustandes jenes Landes wichtig sind. Wir dürfen daher auf Entschuldigung hoffen, wenn wir bei dieser Erscheinung noch etwas länger ver- weilen.

Die Eigenschaft, sagt die Verfasserin, welche de- nen, die Goethe persönlich kannten, oder seine Werke studiren, am mehrsten auffällt, ist seine Universalität, womit aber nicht etwa die Menge der Gegenstände ge- meint ist, die er auffafste oder producirte. Diesen Vor- zug würde er mit Mehreren gemein haben, z. B. mit Voltaire; und doch verdient Niemand weniger das Lob der Vielseitigkeit, als Voltaire; denn sei es in Prosa oder in Versen, in Geschichte oder Dichtung, überall werden wir denselben Ideenverbindungen, Meinungen

und Vorurtheilen in allen seinen Werken begegnen. Goethe hingegen hatte die eigenthümliche Gabe, sich mit seinem Gegenstande in geistige Identität zu versetzen, das was er betrachtete oder darstellte selbst zu werden, anderer Wesen Gedanken und Gefühle zu denken und zu fühlen. Die Befähigung, ihm auf seinen unendlich ausgedehnten Wanderungen in jedes Gebiet des Wirklichen und Möglichen zu folgen, — alle Fragen, welche die Menschheit beschäftigen und bewegen, mit vollkommener Selbstentäußerung (oder nach Lockes Ausdruck: Indifferenz) zu betrachten — setzt eine eben so bewegliche Einbildungskraft, eine eben so unparteiische Gemüthsstimmung, eine eben so tiefe Einsicht voraus, als er selbst besaß. Wo sind diese zu finden? Den mehrsten Menschen (und dies vornehmlich in einem Lande, wo die Unterschiede der Klassen und Sekten so streng bezeichnet sind, als in England) würde es wohl nicht weniger unmöglich sein, sich körperlich in die äußere Form eines Anderen zu verwandeln. Solche Menschen können sich keinen Schriftsteller frei von der Absicht denken, sei es offen oder verdeckterweise die Meinungen, Absichten oder Charaktere irgend einer Parthei anzugreifen oder zu vertheidigen. Und doch kann es nicht oft genug wiederholt werden, daß Goethe keiner Parthei angehörte. Sein Wirken war Beobachtung und Darstellung. Und seine Kraft, sich mit jedem Zustande, jeder Bildungsform menschlichen Daseins zu identificiren, war keineswegs auf diejenigen Gestaltungen beschränkt, die es schon hervorgebracht hat. Seine Einbildungskraft konnte mit gleicher Wahrheit und Lebendigkeit neue Zustände, neue Wirkungskräfte und neue Resultate in ihm zur Anschauung bringen, wovon viele Beispiele angeführt werden könnten. Es ist aber ein gänzliches Mißverstehen, diese Forschungen über mögliche Veränderungen der gesellschaftlichen Formen für Argumente zu ihrer Empfehlung zu halten. Eben so unglaublich scheint es mir, daß er, wie einige behauptet haben, gleichgültig gewesen wäre gegen die fortschreitende Verbesserung des Menschengeschlechts und den Umfang menschlicher Glückseligkeit. Es ist schwer zu begreifen, welche Motive, wenn dies der Fall wäre, einen Mann, belastet mit Jahren und Ehren, in gesichertem Ueberflusse lebend, bewogen haben könnten, bis zu seiner letzten Lebensstunde in Arbeiten wie die seinigen zu beharren. Untheilnehmend an vielen jener Fragen, die jetzt so heftig erörtert werden, mochte — oder vielmehr mußte wohl sein, denn sein weittragender prophetischer reichte weit hinaus über das Streben der Gegenw stunde. Denjenigen, die hierin seine Theilnahm gehörten, durfte er wohl antworten:

> *„Mortale est, quod quaeris opus; mihi fama perennis Quaeritur"* —

und nicht blos ewigen Ruhm, sondern auch desse zertrennlichen Begleiter, ewig fortwirkenden Nutz Nutzen, der von dankbaren Geschlechtern erkannt den wird, wenn lange schon die Wogen, die heu Ocean des Lebens aufregen, sich gelegt und and oder, wenn dies jemals geschehen kann, der Ruhe gemacht haben werden. Grundsätze der tiefsten, stesten, erweitertsten Humanität, gütevolle Duldsa gegen Gebrechlichkeit, Vorbilder und Hoffnunge Verbesserung; Ermunterungen zur Arbeit für das Ge Menschheit sind dicht verstreut in seinen Werken ben wir denn also ein Recht, ihn der Apathie Selbstsucht anzuklagen, weil er Scheu trug vor g sam krampfhaften politischen Bewegungen; w Mißtrauen hegte gegen die Heilsamkeit plötzliche änderungen in dem Mechanismus der Regierungen wiß war er nicht gleichgültig gegen die Wohlfah Menschheit, aber er hielt es für eine verderbliche schung, Heilung in Quellen zu suchen, aus w sie seiner Ueberzeugung nach niemals entspringen te. Seine Arbeiten zur Verbesserung des Men geschlechts waren unermüdlich, ruhig, systema Wenn aber die politische Neutralität, die er b lich beobachtete, ihm schon von vielen seiner L leute die heftigsten Anklagen zuzog, so wird di für Englische Leser noch empörender sein. Und ist es jedenfalls unverständig, den nämlichen und Eifer zur Unterstützung einer Sache oder Systems von einem Manne zu erwarten, der da in allen seinen Beschränkungen, mit allen mögl weise daraus entspringenden Uebeln durchschau von demjenigen, welcher nur die Vortheile davon z zunehmen vermag. Derselbe klare, heitere, weitre de Blick, der ihn befähigte, „die Seele der ew gen selbst in dem Bösen" zu erkennen und ihn da zur Duldsamkeit und Nachsicht stimmte, enthüllt auch das Uebel, das inmitten der anscheinend gr Güter lauert, wodurch denn seine Erwartungen sigt, sein Eifer gekühlt wurde.

loch ein anderes Hindernifs stellt sich dem Ver- aifs von Goethe's Ansichten und Werken in die- ande mit bedeutender Kraft entgegen. Ich meine er vorwaltenden Begriffe von Kunst und der Man- iner ästhetischen Erziehung. Goethe wurde vor- reise der Künstler genannt, und dieser Titel er- ihn; er war stolz darauf und dies mit Recht. müssen aber eingedenk sein, dafs er die Kunst als die Dienerin der Sinne, der Einbildungskraft der Laune und andererseits eben so wenig als lofse Maske oder Vergoldung betrachtete, um da- as ehrwürdige und abstofsende Antlitz der Moral der Wissenschaft zu bedecken und dieselben der hlichen Schwäche und Trägheit anzueigen; son- vielmehr als ihrem Wesen nach, an und für sich h, menschheitbildend, wohlthätig — als die Selbst- terin des Schönen und Guten. Seiner Ansicht diesen Gegenstand nach konnte kein gemeinerer m stattfinden, als die hier herrschende Vermi- g dessen, was in das Gebiet der Ethik und in ler Aesthetik gehört. Einerseits ist eine Abnei- gegen alle rein didaktischen Werke entstanden. heint allgemein angenommen zu sein, dafs jetzt and die grofsen Lehrer der Philosophie und Mo- hr liest. Andererseits will man den Schein der Ge- nkeit nicht gern ablegen und begehrt daher von tsteller der dichtenden Klasse, dafs sie in ihre e soviel Läppchen unterrichtenden Stoffs verwe- ls eben hinreichen, um die angenehme Täuschung ter Kenntnisse zu unterhalten. Die Kinder wer- n dieser Ideenverwirrung auferzogen. Arbeit, die Pflicht und Bedingung des Lebens, und Kunst, die es t, tröstet, beseligt; beide werden entwürdigt; jene htet man als einen Feind, dem man ausweichen diese als nutzlos, unbedeutend, wo nicht schäd- n sich, doch willig zum Betrug sich hingebend. ch kann man ein Kunstwerk gebrauchen, um (wie es gemeiniglich nennt) eine Moral einzuschärfen, eine wissenschaftliche Wahrheit zu lehren — ge- wie ein Schneider sich des Apollo von Belvedere leiderpuppe bedienen könnte — ist aber dies das ler Kunst?

(Die Fortsetzung folgt.)

LX.

***Eichhorn, das gelbe Fieber beurtheilt und behandelt nach einer neuen Ansicht vom Wesen der Fieber im Allgemeinen. Von Dr. G. Eichhorn, praktischem Arzte in Neu-Orleans. Herausgegeben und bevorwortet von Dr. A. H. Julius. Mit zwei Tafeln in Steindruck. Berlin, 1833. in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.* 8. 168 S.**

Der Verf. hatte seine Studien in Deutschland gemacht, auch die ersten Versuche, die erworbenen Kenntnisse am Krankenbette anzuwenden. So theoretisch und praktisch ausgerüstet, verliefs er sein Vaterland, und übte 9 Jahre lang die Arzneikunde in Neu-Orleans und Havanna aus. Hier war er Anfangs in Behandlung der endemischen Fieber, die gewöhnlich mit dem Namen, gelbe Fieber, bezeichnet werden ebenso wenig glücklich, wie die Aerzte vor und neben ihm. Fortgesetztes Nachdenken führte ihn auf eine neue allgemeine Fiebertheorie, die er auf die endemischen Fieber anwandte. Von nun an erfreuete er sich eines bei weitem glücklicheren Erfolgs. Er schildert diesen so auffallend grofs, dafs er es nicht wagen zu dürfen glaubt, ihn in Zahlen auszudrücken, aus Furcht, man werde ihm wenig Glauben zustellen (p. XX.) Er versuchte mehreremalen seiner Behandlungs-Art allgemeine Anerkennung und Ruf zu verschaffen; er erbot sich bei verschiedenen höheren Behörden zu prüfenden Versuchen; wurde indessen zurückgewiesen. Wie konnte nun aber ein Resultat, was von dem der übrigen Aerzte sich so auffallend glücklich heraushob, weder bei dem grofsen Publikum, noch bei den Aerzten, noch bei den obern Behörden, so wenig Beifall und Anerkennung finden. Freilich meint der Verf. die andern Aerzte hätten, verleitet durch *alle* Schriftsteller, wie er sich ausdrückt, das gelbe Fieber für eine *Synocha* genommen, und so vermehrte Energie der Arterien mit vermehrter Thätigkeit derselben verwechselt, und hätten demnach nur Heil und Hülfe von schwächenden Mitteln erwarten können, und erwartet. Es würde leicht sein, diesen Vorwurf als völlig grundlos zurückzuweisen, könnte es Nutzen der Wissenschaft gewähren, diesen Gegenstand hier zu erörtern.

Die geringe Anerkennung, die eine so gepriesene Methode der Behandlung der endemischen Fieber auf dem Schauplatze, wo man sich ihres grofsen Resultates erfreuen konnte, erhielt, bestimmte nun den Verf. den Weg der Publicität einzuschlagen. Allein, gelinde ausgedrückt, war weder die Form der Darstellung, noch die Sprache glücklich gewählt. Wer liest wohl in Neu-Orleans oder Havanna Bücher in deutscher Sprache? Wer findet sich in Deutschland in der Lage das gelbe Fieber zu behandeln? Welcher Zweck sollte und konnte nun bei der Herausgabe dieses Buches erreicht werden? Sollte vielleicht die für neu ausgegebene Fiebertheorie, als eine unbezweifelt richtige alle bisherigen verdrängen? Dann möchte sie dem Schicksale ihrer Vorgänger wohl nicht entgehen, unbeachtet und unbenutzt am Krankenbette, bald in Vergessenheit zu gerathen. Soll die Untersuchung eine verbesserte erfolgreichere Methode

begründen, das gelbe Fieber zu behandeln? Angenommen auch, dies sei erreicht, wo finden sich Aerzte in Deutschland, die Gelegenheit haben, sie in Anwendung zu setzen? Wer wird endlich das Buch lesen, und es zu lesen möchte wohl ein ungenügender Ausdruck sein, wer wird es mit Fleifs und Aufmerksamkeit prüfen, um die auf richtigen Erfahrungen und Vordersätzen ruhenden Vorschriften von den vielen aus hypothetischen Voraussetzungen abgeleiteten, zu sondern? Und fänden sich endlich auch einige Aerzte unseres Vaterlandes in die Nothwendigkeit versetzt, die beste Methode das gelbe Fieber zu behandeln aufzusuchen, um die Fortschritte desselben in Einzelnen und Vielen zu beschränken und aufzuheben: was werden sie nach einer sorgfältigen Prüfung der Untersuchungen des Verfs. gewonnen haben? Gewifs nichts weiter, als was aus den Grundsätzen einer gesunden allgemeinen Physiologie und Pathologie folgt. So mag das Urtheil nicht zu hart sein, wenn man den Fleifs des Verfs. bedauert, den er auf die Ausarbeitung einer Schrift verwandte, die eines bestimmten Zweckes ermangelnd in dem Lande wo sie erschien, gewifs ohne Beachtung bleiben mufs und wird.

Ref. hat das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen, und manche beachtungswerthe Bemerkung darin gefunden. Allein sie von den vielen bekannten, halb wahren, falschen und trivialen zu sondern, und herauszuheben, möchte eine Arbeit sein, die an sich nutzlos auch dem Zwecke dieses Instituts widerstreitet. So mögen nur einige Andeutungen diese kurze Anzeige beschliefsen.

Das Fieber soll bestehen in einer Veränderung des Wirkungsvermögens in dem Total von einem der beiden Hauptsysteme dem arteriellen oder dem sensiblen, ohne Veränderung in dem andern. Sowohl Vermehrung wie Verminderung der Thätigkeit, kann Fieber zur Folge haben. Jedes Fieber mufs demnach unter einer der folgenden Formen erscheinen, entweder als *Synocha*, oder als *Typhus vascularis* und *sensibilis* (p. 8.). Keinem Arzte vor ihm soll es geglückt sein, eine Erklärung zu geben, unter der alle Fieberformen begriffen waren (p. XX.). Nach diesen Grundsätzen werden die in den Fiebern vorkommenden Erscheinungen erklärt. Ob nun die Sache so zusammenhängt, wie der Verf. sie erläutert, steht dahin. Allerdings kann man sich die Verbindung so vorstellen, man kann sogar die Möglichkeit einräumen, dafs dies der wahre Zusammenhang sei Allein weiter läfst sich auch nichts behaupten; die unbedingte Wahrheit dieser Vorstellungs-Art und den Ausschlufs jeder andern gewifs nicht. Leider ist dies das Gebrechen so vieler, wenn man nicht sagen will aller Versuche, den innern Zusammenhang der Erscheinungen in Krankheiten fest zu bestimmen. Einzelne Verbindungsglieder sind unläugbar wahr, andere nur möglich, viele völlig willkürlich eingeschoben. Tritt man aber mit diesen Vorstellungen an's Krankenbett, so verschwindet der Zusammenhang, den der Schriftsteller so schön und einleuchtend entwickelt hatte. Die Formen, die s der Vorstellung so deutlich trennten, laufen in einander. *Typhus vascularis* verlangt der Theorie nach eine ande handlung, wie der *nervosus;* und doch weisen oft die Sym auf eine Verbindung beider Formen hin. Arterien und N sind gleichmäfsig in Anspruch genommen. Wie soll u Theorie helfen? Wird nun nicht der Complex der Sympton einzige Richtschnur werden müssen, die den Arzt leitet, zum thätigen Handeln, oder zum ruhigen Beobachten. W einem ähnlichen Complex der Erscheinungen früher mit Erfolge angewandt war, wobei die Gesundheit zurückk oder wobei wenigstens der Kranke nicht gestorben war, dann nur die einzige Richtschnur für den Arzt bleiben. die Erscheinungen der endemischen Fieber in den Tropen den, die der Verf. wie so viele andere, unter dem gene Namen gelbes Fieber zusammenfafst, werden nach den Voraussetzungen gemodelt und erklärt. Das Wesen ben ist dem Verfasser eine Magen-Entzündung mit de gemeinen Charakter eines *Typhus vascularis* oder *nervös* XII.). Nach entscheidenden Gründen für diese Absicht man indessen vergebens. Hierauf gründet er den Rath, n in Fiebern Blut zu lassen. Er versichert, während der 9 in denen er in den Tropenländern die Arzneikunde ausübte, nicht einmal einem Fieberkranken zur Ader gelassen zu Diesen Streitpunkt aufzuklären, möchte entfernt vom platze der Beobachtung nicht wohl thunlich sein, und di sicherung anderer Aerzte, die in den tropischen Gegende Beobachtungen sammelten, dem Verf. entgegenzusetzen, er durch die Behauptung entkräften, sie sei durch die V setzung zu einem so fehlerhaften Verfahren verleitet, das Fieber sei eine *Synocha;* er habe indessen bewiesen, da ein Irrthum sei (p. VIII.).

Es würde nicht schwer sein, wollte man tadelnd das durchlaufen, um mehrere Grundsätze, die aus der Physi zur Erklärung benutzt sind, nachzuweisen, die wenigste stritten werden, und denen folglich kein Einfluss auf di tigkeit des Arztes am Krankenbette gestattet werden sollt nigstens nicht zur Begründung einer Heilmethode, die vo Verf. als fast unfehlbar gepriesen wird. So räumt er de ständigen Thätigkeit der Arterien bei dem Blutumlauf ein deutenden Einfluss ein, und er will selbst die Zusammenz der Arterien in dem Augenblicke, wo sie leer sind, „*an den Pulsationen, wie eine Darmsaite, fühlen können* (p. 37.). die Lehre von den activen Congestionen, bedingt durch d mehrte Thätigkeit einzelner Arterien-Stämme, ist vielfäl Erklärung der Krankheits-Erscheinungen benutzt; eine die erst neuerlich durch eine scharfsinnige Prüfung von litz in ihren Grundfesten erschüttert wurde.

C. C. Matth

№ 44.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1833.

ıcteristics of Goethe. From the german Falk, von Müller, etc. with notes, oriıal and translated, illustrative of german rature, by Sarah Austin.

(Fortsetzung.)

ie Hindernisse, deren Mistress Austin als der Verıg Goethescher Poesie in England entgegenstehend nt, sind wahrlich sehr zu beklagen, nicht blofs ie Goethe, sondern weil sie jeder höheren Bil- Wissenschaft und Kunst im Wege stehen. Leiehmen Gesinnungen dieser Art jetzt auch in chland überhand, wo man nur zu geneigt ist, den ı des Schriftstellers nach seiner politischen Farbe urtheilen, und wo man zur Bildung auf minder werlichem Wege als dem des Studiums gelangen e. Diese Krankheit scheint daher nicht blofs brisondern vielmehr europäisch, ja fast tellurisch ine Wirkung des Zeitgeistes zu sein, der frei sein nicht blos von äufserem Zwange, sondern auch em inneren selbst auferlegten, der doch die Beng der Freiheit ist.

Einzelne Mittheilungen der Frau Austin über ie aus Gesprächen und Briefen. Im Jahre 1810 ch bei meinem Freunde Aldebert in Frankfurt eine katur von Kraus aus Weimar in Wasserfarben führt, erfuhr jedoch später von Hrn. v. Knebel, dieselbe von Goethe erfunden war. Sie enthielt Menge Figuren, deren ich mich nur noch unvollıen erinnere. Eine Gruppe bestand aus einer Proın von jungen Leuten, die einem Leichenwagen n; jeder eine Pistole an den Kopf haltend. Diese f keiner Erklärung. Eine andere Gruppe bildeıwei junge Männer in altdeutschem Kostum auf sich bäumenden, am Vordertheil wirklichen Pferderen in den Schatten tretende Hintertheile aber ngen Brettern endeten. Die Helden ritten also wie Kinder auf Steckenpferden. Dies waren, wie man mir sagte, die beiden Grafen Stollberg, die in ihrer Jugend als patriotische Dichter bekannt waren. Eine dritte Gruppe bildete eine Eule, auf einer deutschen Eiche sitzend, unter welcher eine Ente stand, die das, was herabfiel, gierig verschlang. Dies war, wie ich erfuhr, eine Anspielung auf ein von Ebers zu abgöttiseher Verehrung Klopstocks geschriebenes Buch unter dem phantastischen Titel: „Er, und über ihn". Ich glaube mich zu erinnern, dafs diese Worte mit kleiner Schrift bei dem, was die Ente so munter verschlang, auf der Erde geschrieben standen. H. C. R.

„Der gemeine Mann in Weimar nannte Goethe nicht anders als „unser guter alter Herr". Als er hierher (nach Frankfurt a. M.) kam, besuchte er alle seine Jugendfreunde, die noch am Leben waren. Auch suchte er alle die Personen auf, die seiner Mutter Theilnahme bewiesen hatten und dankte ihnen allen".

Herr Felix Mendelssohn hat der Verfn. folgende merkwürdige Worte mitgetheilt, welche Goethe vor etwa zwei Jahren, als Hr. Mendelssohn sein Gast war, im Lauf der Unterhaltung über Schiller gegen ihn äufserte.

„Er hatte ein *furchtbares* Fortschreiten. Wenn ich ihn einmal acht Tage lang nicht gesehen hatte, so staunte ich und wufste nicht, wo ich ihn anfassen sollte und fand ihn schon wieder weitergeschritten. Und so ging er immer vorwärts bis sechs und vierzig Jahre, — da war er denn freilich weit genug".

Aus der Denkschrift des Herrn Soret über Goethe. In einer jener Unterhaltungen unter vier Augen, die bei Goethe so tiefes Interesse gewährten, sprachen wir mit Bedauern von der Abreise einer liebenswürdigen jungen Person, die einige Monate hindurch der Gesellschaft in Weimar viel Anmuth mitgetheilt hatte und mit der Jugendgeliebten des Dichters nahe verwandt war. „Wie bedaure ich, sagte er, dafs ich sie nicht öfter gesehen — dafs ich es aufgeschoben habe,

sie zu mir einzuladen, um mit ihr allein zu sprechen und zu versuchen, mir einige der lieben Züge ihrer Verwandten zu vergegenwärtigen! Ihre Beschreibung ruft mir jenes Bild in mancher Beziehung zurück". Dies öffnete den Weg zu einigen Fragen über die Fortsetzung seiner Memoiren und die Ursachen, die Goethe von deren Bekanntmachung abhielten. „Der vierte Band ist fertig, sagte er, und wird bald erscheinen; ich hätte ihn schon längst herausgegeben, wenn mich nicht manches Bedenken zurückgehalten hätte, das sie und nicht mich betraf. Ich würde stolz darauf sein, der ganzen Welt zu sagen, wie herzlich ich sie liebte, und ich denke, sie würde ohne Erröthen gestanden haben, dafs meine Liebe erwidert wurde. Hatte ich aber ohne ihre Einwilligung ein Recht, dies zu sagen? Ich wollte sie fragen: — nun, setzte er seufzend hinzu, ist das nicht mehr nöthig. Die Theilnahme, mit der Sie mir von dem jungen Mädchen sprechen, das uns jetzt verlassen, hat alle meine alten Erinnerungen wieder aufgeweckt; ich lebe wieder in einem andern Alter, ihr nah, die ich zuerst liebte mit einer eben so tiefen als wahren Liebe — ihr, die vielleicht die letzte war — denn die Gefühle dieser Art, die mich späterhin berührten, waren leicht im Vergleich mit jenem. Das Zartgefühl, das mich abhielt, der Welt von ihr zu sagen, was ich von mir so gern hätte sagen können, war der einzige Grund, die Bekanntmachung meiner Memoiren zu verzögern; aber als ich die Feder ergriff, um ihre Einwilligung zu erhalten, hielten mich andere Bedenklichkeiten wieder zurück".

„Niemals, fuhr er fort, war ich dem Glück so nahe; ja, ich liebte sie so zärtlich, als sie mich liebte: es war kein Hindernifs da, was unübersteiglich gewesen wäre *); — und doch konnte ich sie nicht heirathen! Dies Gefühl war so eigen, so zart, dafs es auf den Stil meiner Mittheilungen einwirkte: — wenn Sie diese lesen, so werden Sie nichts darin finden, das den Darstellungen von Liebe in irgend einem Romane gleicht. Ach mein lieber Freund, wir müssen lernen, uns dem Leben zu bequemen, so gut wir können, uns fähig machen, es zu ertragen, nicht von ihm uns niederzu lassen".

Dies waren seine Worte; und so zeigte sich the gelegentlich in vertrauten Gesprächen, wenn Vertrauen unaufgefordert eintrat; wenn irgend Saite berührt wurde, die ihre Schwingungen Herzen, seinem Gemüth mittheilte, und wenn er nem Gesellschafter eine innere Bewegung ent die mit seiner eigenen übereinstimmte und mit Neu nicht gemischt war.

Gegen Kritiken, die aus Bosheit, Neid od bernheit entsprangen, bezeigte er seinen Absch einer Heftigkeit, die an Ungestüm gränzte, nich sie gegen ihn gerichtet, sondern weil sie an sich s waren, denn seine Entrüstung war eben so grofs, sie andere trafen. Uebrigens beklagte er sich n öffentlich darüber, sondern bestrafte seine Tadler Stillschweigen — eine Mäfsigung, die von der be ten Selbstliebe nicht immer beobachtet wird. K aber, die von Freundschaft eingegeben oder ihm i sender Weise mitgetheilt wurden, nahm er, wie nächsten Umgangsgenossen wissen, mit auffal Folgsamkeit auf, selbst wenn sie seine höchsten rischen Ansprüche zu berühren wagten; — n wissenschaftlichen Gegenständen war er reizbar. seiner Freunde, Hofrath Riemer, in Deutschla gelehrter Hellenist und als Dichter bekannt, blieb, dem er Erzieher seines Sohnes gewesen war, in Verbindung solcher Art mit dem Vater, wodur sere Behauptung unterstützt wird. Goethe schrieb ohne ihn zu Rathe zu ziehen, ging alle seine Werke durch, und nahm seine grammatischen Verbesse mit einer Unterordnung (wenn das Wort erlaubt i einer Nachgiebigkeit an, die sich immer gleich bli deren er sich, gestützt auf einen durch sechzig befestigten litterarischen Ruhm, wohl hätte entsc können, während die jungen Pindare unserer sich jede Freiheit gestatten und geschützt von d jauchzen des grofsen Haufens aller Kritik Trotz Wir haben hier auch des Dr. Eckermann zu erw der im J. 1824. von Goethe nach Weimar wurde, um ihm bei der Redaktion seiner Handsc und bei der Gesammtausgabe seiner Werke bel zu sein. Mehr als einmal bewog dieser junge tor den Patriarchen der deutschen Poesie zu be den Abänderungen in seinen Werken, und nie

*) Wir wissen aus sicherer Quelle, dafs Lili geneigt war, Goethe nach Nord-Amerika zu begleiten, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Obgleich berechtigt zu näheren Mittheilungen in Betreff der gegenseitigen Opfer, halten wir es doch für besser, uns auf diese Andeutung zu beschränken.
Anmerk. des Verfs.

, in dessen Macht es stand, mit einem Worte ngreifen, bei solchen Gelegenheiten einen gereiz- 'iderstand entgegen. Der Verf. dieser Schrift i der Herausgabe der Metamorphose der Pflan- nliche Versuche gemacht, und mit Leichtigkeit 'eglassung einiger Stellen erlangt, die ihm der utung fähig schienen, obgleich Goethe denselben gkeit beilegte. So zeigte sich dieser grofse Mann genständen, die mit den sichersten Quellen sei- imes so eng verbunden waren; nur mufste sein ber ihn verstehen, aus Ueberzeugung sprechen; das Gute bewundern, nicht weil er es schrieb, weil es den Stempel der Wahrheit trug; mufs- Schwache tadeln, nicht mit der Miene des Recht- oder um sich das Ansehen eines unfehlbaren s zu geben, sondern blos aus Achtung vor der eit.

Hinsicht der Verhältnisse Goethe's zu dem grofs- ichen Hause bemerkt Hr. Soret Folgendes: Goe- nofs der vollkommensten Unabhängigkeit. In von seinen Neigungen oder Gewohnheiten fand gehemmt; bei allen wichtigen Angelegenheiten er um seine Meinung befragt; seine Wünsche fast immer erfüllt; seit mehr als funfzehn Jah- r er nicht mehr bei Hofe erschienen und alle ungen der Etiquette wurden ihm, soweit er es te, erlassen. Mistress Austin fügt hierbei in ei- merkung folgende Anekdote hinzu. Als Goethe bei Hofe war, befand er sich zufällig in einem und der Grofsherzog in einem anderen. Nach ich hatte sich die ganze Gesellschaft um den her versammelt und den Fürsten beinahe allein n. „Kommen Sie, sagte dieser mit dem besten zu einem, der ihm zur Seite stand, wir wollen hen wie die Anderen und Goethe unsern Re- ezeigen." — Goethe wufste, fährt Herr Soret ifs sein Benehmen nur als das Bedürfnifs be- wurde, welches er als ein arbeitsamer alter fühlen mufste, sich der Ruhe und Zurückgezo- zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur best- en Benutzung seiner noch übrigen Lebenstage enen. Seine Verbindung mit dem regierenden wurde hierdurch um nichts loser, vielmehr nur ertrauter, da alle Glieder desselben die gröfste ng zeigten, ihn in seinem eigenen Hause zu n und Stunden darin zu verleben, die seine Ge- sellschaft abkürzte. Goethe war glücklich in ihrer Ge- genwart und seine Unterhaltung wurde, durch das Ver- gnügen belebt, dann besonders interessant. Auch die fremden Prinzen, die durch Weimar kamen, richteten sich gern nach seinen Gewohnheiten.

(Der Beschlufs folgt.)

LXI.

***Von den Krankheiten des Herzens und der gro- fsen Gefäfse. Von Dr. James Hope, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London, Arzt des St. Mary-le-Bone Kran- kenhauses. Uebersetzung aus dem Englischen (von Meyer); mit einem Vorworte, Anmer- kungen und Zusätzen, herausgegeben von Dr. Ferd. Wilh. Becker. Berlin,* 1833. *Verlag von Enslin. XXVI.* 505 *S. in* 8.**

Die Lehre von den Herzkrankheiten hat in neuerer Zeit eine nicht geringe Zahl trefflicher Bearbeiter gefunden. Was die früheren Zeiten geleistet, was eigene Erfahrung gelehrt, fafste der würdige Kreyfsig in seinem classischen Werke zusammen. Die Resultate der neueren Forschungen über Auskultation und pathologische Anatomie, die jenem noch nicht zu Gebote standen, legte Laennec in seinem bedeutenden Werke nieder, das aber einseitig, alle nicht durch das Gehör wahrnehmbaren Zeichen verschmähete, jede Rücksicht auf den Gesammtzustand des Kranken aufser Acht liefs, und für die Behandlung desselben darum gar keinen Gewinn brachte. Bertin und Bouillaud leiten alle Erscheinungen des gesammten Blutlaufes von mechanischen Hindernissen her und wittern überall entzündliche Processe. Schwerlich bedarf daher die Erscheinung eines Werkes Entschuldigung, das die dem Gesammtzustande der Kranken entnommenen Zeichen zugleich mit den akustischen treu auffafst und scharfsinnig würdigt, das für die pathologische Anatomie durch sorgfältige Leichenöffnungen sehr viel leistet, das die Genesis der Herzkrankheiten nicht einseitig auffafst, das den Connex, in dem Herzkrankheiten mit andern krankhaften Erscheinungen stehen, richtigen physiologischen Ansichten gemäfs erklärt, und das vom Verf. während längerer Zeit geübte therapeutische Verfahren ohne Pomp darlegt.

Wichtig in physiologischer Hinsicht, und darum auch bedeutungsvoll für die Pathologie, sind die gegen Laennec von Hope aufgestellten Ansichten über die Bedeutung der normalen Herzgeräusche. Bringt man nämlich das Ohr oder ein Stethoscop an die Präcordialgegend, so vernimmt man deutlich zwei auf einander folgende Geräusche und nach denselben eine Pause. Das erstere, mit dem Herzstofse und mit dem Pulse in den dem Herzen nahe gelegenen Gefäfsen gleichzeitige Geräusch ist dumpfer und langsamer und geht ohne merkliche Pause in das letz-

tere über, das lauter und heftiger, etwa wie das Zuklappen einer Blasebalgklappe ist. Diese Geräusche wurden von Laennec, der zuerst darauf aufmerksam machte, so erklärt, dafs er das eine der Zusammenziehung der Herzkammer, das andere der der Vorkammer zuschrieb. Aus Hope's Versuchen jedoch, die Hr. Becker mit gleichem Resultate wiederholt hat, und die auch Ref. bestätigen kann, geht hervor, dafs das erste Geräusch mit der Kammersystole, dem Herzstofse und dem Pulse isochronisch ist, dafs das zweite Geräusch mit der Bewegung zusammenfällt, mit der die Kammer aus ihrer Systole in den Zustand der Diastole zurückkehrt, dafs aber die Pause zwischen die Kammer, Diastole und die Vorkammersystole fällt. Die Kammern verharren während der ganzen Vorkammersystole im Zustande der Ruhe, bis die Systole bei ihnen eintritt — dieser Zustand der Ruhe coincidirt aber mit der Pause.

Der Verf. hat sein Werk in 6 Theile gebracht. Der erste Theil liefert Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Herzens. Wichtig sind die eben angeführten bessern Erklärungen der normalen Herzgeräusche, so wie auch die Auseinandersezzung der pathologischen Erscheinungen in der Thätigkeit des Herzens. Hier werden die in krankhaften Zuständen der Herzthätigkeit wahrnehmbaren Geräusche ihrer Erscheinung und ihrer Bedeutung nach geschildert.

Der zweite Theil handelt von den entzündlichen Affektionen des Herzens und der grofsen Gefäfse. Sehr ausführlich und lobenswerth ist die Pericarditis abgehandelt. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, wie die Entzündung je nachdem sie verschiedene Gebilde ergreift, verschiedene Sekretionen veranlafst — eine Wahrheit, die noch immer nicht genug beherzigt ist. Das Zellgewebe und die parenchymatösen Organe secerniren eigentlichen Eiter, die serösen Häute einen gerinnbaren Stoff, der die Fähigkeit hat in zellige oder seröse Schichten sich umzuwandeln, das Periosteum liefert einen Stoff, welcher gerinnt, sich verhärtet und verknöchert, das Arteriengewebe sondert eine Flüssigkeit ab, welche sich verhärtet, verdichtet und in knorpelige Stücken oder in kalkartige Schuppen umwandelt. —

Der dritte Theil ist den organischen Krankheiten des Herzens und der grofsen Gefäfse gewidmet. Er beginnt mit der Hypertrophie des Herzens, welche der Verf. im Ganzen meisterhaft dargestellt hat. Er nimmt drei verschiedene Formen an: 1) einfache Hypertrophie, Verdickung der Wandungen bei normaler Ausdehnung der Höhle. 2) Hypertrophie mit Erweiterung, welche unter zwei verschiedenen Formen auftritt *a*) mit verdickten Wandungen und erweiterter Höhle und *b*) mit normaler Dicke der Wandungen bei erweiterter Höhle. 3) Hypertrophie d. h. Verdickung der Wandungen mit Verkleinerung der Höhle. — Das zweite Kapitel behandelt die Erweiterung des Herzens. Die folgenden Kapitel verbreiten sich über die partielle Erweiterung oder das wirkliche Aneurysma des Herzens, über dessen Erweichung, Verhärtung, über seine fettartigen Degenerationen, über die knochigen und knorpeligen Afterpro in der Muskelsubstanz des Herzens und im Herzbeutel, die Atrophie des Herzens. Ausgezeichnet ist das 9te K in dem die Krankheiten der Klappen und Herzmündunge das durch Herzkrankheit bedingte Asthma abgehandelt w so wie das 10te Kapitel, das das Aneurysma der Aor handelt.

Der 4te Theil liefert kürzer und weniger genügend die von den nervösen Affektionen des Herzens: die *Angina ris*, die nervösen Palpitationen und die Ohnmacht.

Im 5ten Theile finden wir Notizen über Herzpolypen, die Verschiebung des Herzens, über das *Hydropericardium Pneumopericardium*. Den 6ten Theil füllen Krankheitsges ten, bei welchen leider viel zu wenig Anamnese und Allg befinden berücksichtigt sind; ebenso wenig ist der Verla Krankheit und ihre Ursache mit gehöriger Genauigkeit stellt.

Herr Dr. Becker, auf dessen Veranlassung dies tre Werk auf deutschen Boden verpflanzt ist, hat demselbe Menge Anmerkungen und Zusätze beigefügt, welche ab sehr ungleichem Werthe sind. Zweckmäfsig ist die And über das Historische und Technische der Perkussion, die aber klare Exposition der Herzgeräusche in ihrer Bedeut

Die Versuche, welche Hr. Becker an Thieren angestel stätigen die Hope'schen. Sehr lobenswerth ist der dem H geber allein angehörige Abschnitt über Mifsbildungen de zens; besonders verdient das Bestreben, die verschiedene bildungen auf frühere Entwickelungsstufen zurückzuführen, liche Anerkennung. Ganz unrichtig und verwerflich er dagegen die Absicht, in jeder verstärkten, oder angestr Thätigkeit des Herzens ein Streben des Organismus zu s sich in seiner Integrität zu erhalten und in ihr immer ein stimmten für den Körper oder ein einzelnes Organ zu chenden Zweck zu supponiren. So soll die Frequenz der schläge im Fieber in einem erhöheten Blutbedarf des ge ten Organismus begründet sein; so mufs da, wo durch chen Blutverlust die gesammte Blutmasse vermindert i geringeres Blutquantum für die Bedürfnisse der orga Thätigkeit genügen; es mufs daher, nachdem es verbra rascher wieder arterialisirt werden und bedarf schon einer lebhaftern Herzthätigkeit. So „kann man doch nicht umhin, noch eine eigene Klasse von Fällen anzuer in welchen die Herzthätigkeit angestrengt ist und der dieser Modifikation, hauptsächlich wohl, weil er sich ni deutlich ausfindig machen läfst, auf das Nervensystem b wird. Der Analogie nach läfst sich aber vermuthen, daf in diesen Fällen ein uns noch unbekannter organischer vorhanden ist, welcher diese besondere Manifestation de thätigkeit fordert." Solche unphysiologische Ansichten k häufig in diesen Zusätzen vor.

№ 45.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

September 1833.

ıcteristics of Goethe. From the german Falk, von Müller, etc. with notes, ori-ıl and translated, illustrative of german rature, by Sarah Austin.

(Schluſs.)

ıch politische Werke nahmen in seiner gewöhn- Lektüre eine Stelle ein und das letzte Buch die- ıttung, welches er las, waren die *souvenirs de eau* von dem Schweizer Dumont. Er las sie weiten Mal und äuſserte zwei oder drei Tage iner letzten Krankheit wieder die lebhafteste ahme an dem Buch sowohl, als an den verschie- in französischen Zeitschriften darüber erschiene- ritiken. Bei dieser Gelegenheit finden wir uns ıſst, ein Gespräch, das wir über diesen Gegen- mit ihm hatten, mitzutheilen, nicht nur weil es oll für Dumont ist, sondern auch weil Goethe's t über das, was man Genie nennt, und seine ıtigkeit gegen alle, die mittelbar oder unmittelbar nen eigenen Werken beigetragen hatten, darin tritt. Die *souvenirs* von Dumont waren ihm im 830 mitgetheilt worden. In einem zu Anfange ıen Monats von ihm geschriebenen Briefe sagt Was soll ich Ihnen über Dumonts Memoiren sa- Ich habe nur noch wenige Blätter davon zu le- nd sende Ihnen das Werk jedenfalls morgen zu- Es ist im höchsten Grade interessant. Man ich mit einem Male hinter die Scene und in *yer* versetzt, aus dem das Ungeheuer hervorbrach. ind dem Verf. die gröſste Dankbarkeit dafür ig, daſs er uns in Besitz setzt von Mirabeau's ı Geheimnissen; und überdies rührt die Mitthei- on einem Manne her, ausgezeichnet durch Ta- rie durch Wohlwollen, so thätig als erleuchtet. nnte Seiten ausfüllen, um Ihnen mein Vergnü- nd meinen Beifall auszudrücken." Am folgenden Tage, als Goethe das Buch zurücksandte, fügte er hinzu: „Empfangen Sie mit diesen Blättern nochmals meinen Dank. Des Vfs. Eröffnungen behalten gleichen Werth bis zum Schluſs. Ich werde Sie nach einiger Zeit bitten, mir das Buch noch einmal zu leihen, damit ich es genauer studiren kann." Die Julirevolution verzögerte die Herausgabe des Werks. Erst nach zwanzig Monaten konnte ihm der Herausgeber ein Exemplar übersenden, das die Bestimmung erhielt, ihm bis zu seinem Lebensende eine angenehme Beschäftigung zu gewähren. Während er es gegen Ende des Februars zum zweiten Male durchlas, ging Goethe, gereizt durch die in den französischen Blättern über die *souvenirs* erschienenen Kritiken, in die genaueste Prüfung des Geistes, aus welchem diese feindseligen Bemerkungen entsprangen, und dessen, was er als den realen Typus oder Charakter des Genie's betrachtete, ein. Wir wünschten alles Merkwürdige dieser Unterredung mittheilen zu können, aber ein Theil davon kann der Oeffentlichkeit nicht angehören, das Uebrige muſs abgekürzt werden. Wir theilen mit, was wir davon noch an demselben Tage in unserem Tagebuch aufzeichneten. „Ich habe, sagte Goethe, alle die Kritiken dieser würdigen Journalisten gelesen. Sie hielten dies in der That für einen Versuch, sie der ganzen Glorie ihres Mirabeau zu berauben, weil der Verfasser die Geheimnisse seiner Fruchtbarkeit enthüllte, und einen Theil der Federn, mit denen er sich geschmückt hatte, für andere in Anspruch nahm. Welche Thorheit! Hätten sie nicht Dumont danken sollen für so unwiderlegliche Beweise von dem Genie ihres groſsen Redners? Die Franzosen verlangen, daſs Mirabeau ein Herkules sein sollte. Sie haben Recht — ein Herkules muſs aber hinreichend mit Nahrung versehen werden. Die guten Leute vergessen, daſs der Koloſs aus Theilen besteht, daſs der Halbgott ein kollektives Wesen ist. Das gröſste Genie wird nie etwas werth sein, wenn es

sich auf seine eigenen Hülfsquellen beschränken will. Was ist denn Genie anderes, als die Fähigkeit, alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der sich darbietet, zu ordnen und zu beleben; hier Marmor, dort Erz zu nehmen und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? Wäre ich nicht überzeugt, dafs Mirabeau die Gabe, die Kenntnisse und Gedanken der ihn Umgebenden sich anzueignen, im höchstmöglichen Grade besafs, so würde ich alles das, was man von seinem Einflusse erzählt, nicht glauben. Der originellste junge Maler, der alles seiner Erfindung zu verdanken glaubt, kann, wenn er wirklich Genie hat, nicht in das Zimmer kommen, worin wir jetzt sitzen, und die Gemälde betrachten, die darin hängen, ohne wenn er es verläfst ein ganz anderer Mensch zu sein, als da es eintrat, und einen neuen Zuwachs von Ideen mitzunehmen. Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich gethan? Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwendet; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend verschiedenen Personen, tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden; der Gelehrte und der Unwissende, der Weise und der Thor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen. Gröfstentheils ohne es zu ahnden, brachten sie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen: oft haben sie das Korn gesäet, das ich erndtete. *Mein Werk ist eine Vereinigung von Wesen, die aus dem Ganzen der Natur entnommen sind; — es führt den Namen: Goethe.* — Und so war Mirabeau; er hatte das Genie des Volksredners, des Beobachters, das Genie der Aneignung; er entdeckte das Talent, wo es auch sein mochte, pflegte, erzog es zur Reife, und das Talent schmiegte sich ihm an. Er brachte jedes Ding in Anwendung, das er für nützlich oder angemessen hielt, ohne sich zur Angabe seiner Quellen für verpflichtet zu halten; seine Hauptkunst bestand darin, eine grofse Menge von Federn in Bewegung zu setzen. Herr Dumont war von diesen eine der wirksamsten; in seinem Buch ist nicht eine Seite, die nicht die Gröfse, die Erhabenheit von Mirabeau's Genie eben durch die Umstände bewiese, deren Wahrheit diese Journalisten so ängstlich bestreiten. Abgeschmackte Menschen! Ihr macht es wie gewisse Philosophen unter meinen Landsleuten, die sich einbilden, wenn sie dreifsig Jahre in ihr Studirzimmer einschlössen, sich ausschliefslich damit beschäftigten, die Ideen sie aus ihrem eigenen armen Hirn herauszuziehen sieben und zu beuteln, so würden sie einen unerschöpflichen Quell von Originalität erlangen! Wifst was dabei herauskommt? Wolken; nichts als Wo Ich war lange genug so thöricht, mich mit allen Abgeschmacktheiten zu quälen, dafs mir in meinen ten Tagen wohl gestattet werden mag, mich da lustig zu machen."

Ich machte einst, erzählt Herr Soret, als ich Goethe war, einige Ausstellungen gegen ein k bronzenes Modell von Michel Angelos Statue de ses, und bemerkte unter andern, dafs die Arme d setzgebers unverhältnifsmäfsig lang wären. D schönen Künste kein Gegenstand waren, worüb zu urtheilen berechtigt war, so rief Goethe mit g Lebhaftigkeit aus: „Haltet Ihr Michel Angelo für Thoren? Mufste nicht Moses die Gesetztafeln tr Glaubt Ihr, dafs er das ganze Volk der Juden umfafst halten können, wenn er solche Arme hätte, als Ihr — Ihr Hofleute, die Ihr euch h nehmt, Michel Angelo zu kritisiren?" — Ein an Mal fiel das Gespräch auf die damals in der G schaft um ihn her herrschenden Moden. Es nicht mehr Zusammenkünfte, um das Vergnügen haltenden Gesprächs zu geniefsen; oder um j Leuten die ihrem Alter angemessenen Belustigung verschaffen. Zwar gab es viel Bälle, nebenher ewige *routs*, wo fast unbärtige Jünglinge und ju liche schöne Mädchen die strengen Regeln von und Boston miteinander erörterten. Goethe betra diese Art, sich zu vergnügen, fast mit Entsetzen; lich aber ergriff er ihre Vertheidigung gegen un rief aus: „Ehrt ihre Kartenspiele; dies ist eine An conventioneller Ordnung, die auf den Trümmern öffentlichen Ordnung errichtet ist. Seitdem die V sich damit belustigen, Throne umzustürzen, ist es billig, dafs sie die uns allen beiwohnende Neigun Unterwürfigkeit dadurch zu erkennen geben, da die Fesseln von Carreau König tragen".

„Die Natur, sagte er einst, indem er von Tr tikern sprach, ist wie eine Kokette, die mit ewig gend und Schönheit begabt ist; sie zieht uns durch währende Lockungen an sich, ermuthigt uns durch

ommen, aber in dem Augenblick, wo wir ihren zu sein glauben, entschlüpft sie aus unserm Ar- nd läßt einen Schatten darin zurück".

e Schrift des Hrn. Soret zeigt ihn als einen und glücklichen Beobachter und als einen war- reund Goethe's. Sein mehrjähriger Umgang mit ben giebt seinen Mittheilungen den Werth der ziehten. Sie bestätigen und ergänzen die Nach- , die uns von anderen Freunden aus Goethe's r Umgebung über ihn gegeben worden sind und e wohl zu wünschen, daſs die Denkschrift durch ren Abdruck im Original oder übersetzt im ıland bekannt gemacht würde.

Wilh. Neumann.

LXII.

tion mentale. — Des illusions chez les nés. — Question médico-légale sur l'isole- t des aliénés, par M. Esquirol. Paris, 2. 83 *p.* 8.

r berühmte Esquirol veröffentlicht hier zwei zu- für das *Institut* bestimmte *mémoires*, in denen theoretische und praktische Psychiatrie höchst e Gegenstände bespricht, und zwar wieder auf istreich-interessante Weise, welche unterhaltend h vielfach belehrt, anregt, und giebt, selbst dem, r schon hat. Da eine tiefere, erschöpfendere Unter- g nicht einmal bezweckt wird, so gehen nicht Hörer, sondern auch die Leser dieser beiden Me- befriedigt und dankend davon, wie nach einer nation mit einem recht aus dem Vollen der Be- ngen und Erfahrung sich mittheilenden Manne, send, ihn immer von neuem neu wieder zu hören. es allgemeine Urtheil, auch die leichte Darstel- ewährt sich nun an dem ersten *mémoire: des s chez les aliénés*. Auf den 27 Seiten, welche mmt, giebt es 27 *observations*. Zu einem wis- ftlich gehaltenen Vor- und Nachspiel ist natür- m Platz; Beispiele sind Hauptsache und Haupt- und doch auch nur ohne tiefere Kritik, ohne ogisch-pathologische Erklärung anekdotenartig ingeworfen. Dessenungeachtet giebt er seine schen Ansichten, Schlüsse und Definitionen; ja t noch Raum, um aus seinem im Jahre 1817. der Academie durch Pinel präsentirten *mémoire: „des hallu- cinations chez les aliénés"*, die unterscheidenden Merk- male dieser Zustände von den Illusionen zu geben.

Der wesentliche Unterschied beider Zustände liegt nach ihm darin, daſs es von den Hallucinationen heißt: *ce symptôme est un phénomène intellectuel, les sens ne sont pour rien dans sa production. — Dans les hallucinations tout se passe dans le cerveau — ce sont des rêveurs tout éveillés, et l'halluciné donne de l'actua- lité aux images, que la mémoire reproduit, sans l'in- tervention des sens*; dagegen von den Illusionen: *la sensibilité des extrémités nerveuses est excitée; les sens sont actifs, les impressions actuelles sollicitent la réaction du cerveau*. So weit erscheinen freilich die, beide Zustände unterscheidenden, Merkmale so distinkt und präcis, daſs man das bisherige Schwanken der Be- griffsbestimmungen für gehoben halten möchte; allein sie scheinen es auch nur, und Esquirol ist ein viel zu feiner und reicher Beobachter, um das nicht einzuse- hen. — Zu der Bestimmung nämlich, daſs die Illusio- nen sowohl durch die abnorme Erregung der innern Sinne (Organe), als durch die der äußern hervorgeru- fen werden, fügt er weiter hinzu, daſs sie unter dem Einfluſs der den Wahnsinnigen beherrschenden Ideen und Leidenschaften stehen, welche der *réaction du cer- veau* (?) eine abnorme Richtung gebend, tausendmal die Ursache von jenen Illusionen würden, dagegen die *extrémités sentantes* so zu sagen nur als *provocateurs* derselben anzusehen wären. Somit kann er selber den strengen, unbedingten Unterschied nicht durchführen, so wenig wie es die Beispiele vermögen.

Allerdings werden die reinen Illusionen überwie- gend von der organisch-sensiblen Sphäre, die reinen Hallucinationen überwiegend von der moralisch-intel- lektuellen hervorgerufen; in Wahrheit aber sind beide Zustände ferner oder näher das Produkt beiderseitiger Momente, also eigentlich psychische Zustände. Vielfa- che Gelegenheit zu eignen Beobachtungen und Unter- suchungen, genaue Prüfung fremder, hier der Esquirol- schen zum Theil höchst interessanten, führt zu der Ueberzeugung, daſs zur Erzeugung von Illusionen und Hallucinationen dieselben aetiologischen Bedingungen nothwendig sind, wie zur Erzeugung des Wahnsinns *in genere*.

Wohl giebt es Illusionen genug, welche durch ab- norme Erregung der innern Organe, durch Krankhei-

ten derselben genährt und hervorgerufen werden. So erzählt Esquirol (§. 1. *obs.* 7.) von einer melancholischen Frau, welche behauptete: einen Krebs, das Thier nämlich, im Leibe zu haben; es fand sich bei ihr nach dem Tode der Magenkrebs. Eine andere, welche an heftigen Leibschmerzen litt, glaubte dann: eine Soldatenattaque ginge in ihrem Bauche vor (*Obs.* 8.). Eine Pförtnerin beim Kloster Nôtre-Dame, sehr bigott und im Hospice deshalb *mère de l'Eglise* genannt, wähnte in ihrem Leibe alle Personen des alten und neuen Testaments zu haben. Oft sagte sie, wenn die Schmerzen im Unterleibe sehr zunahmen, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit: — *quand fera-t-on la paix de l'Eglise! Aujourd'hui l'on fait le crucifiement de Jésus-Christ, j'entends les coups de marteau, qu'on donne pour enfoncer les clous!* Sie glaubte ein andermal, dafs die Päpste in ihrem Bauche Concil hielten. Schmerzenlos, war sie ruhig und strickte. Bei der Oeffnung der Leiche fand man merkwürdig genug alle Eingeweide sehr fest unter einander in eine Masse vereinigt durch eine chronische Peritonitis (*Obs.* 9.). Noch andere Beispiele erzählt Esquirol; Ref. könnte aus Autopsie viele Fälle herausheben, wo Individuen Schlangen, Pferde und wer weifs was für „unbekannte" Thiere im Leibe hatten. Ein Jude mit Neigung zum Erbrechen wollte immer Juden ausbrechen, die er im Leibe hätte. (Durch äufsere Veranlassung war dieser Mensch Christ geworden, ihm steckte aber noch der Jude, um in der Volkssprache zu reden, im Leibe.) In allen diesen Fällen trugen freilich die körperlichen Leiden, zur Hervorbringung von Illusionen überhaupt, das ihrige bei; aber sie waren doch wohl als solche nicht im Stande, allein die bestimmten Illusionen zu erzeugen. — Oft genug sind diese nur die Früchte der schon früher vorhandenen Verrücktheit. In andern Fällen, besonders bei Hypochondristen, in der *hypochondriasis melancholica* entstehen sie dadurch, dafs das Bild, dessen die Phantasie zur Beschreibung der Art des Leidens sich bedient, am Ende Realität erhält, und der Unterschied des Hypochondristen und des Verrückten ist dann der, dafs jener sagt: *mir ist als hätte* ich Schlangen, Teufel, Kröten im Leibe; dieser dagegen: *es sind* Schlangen u. s. w. darin. In noch anderen Fällen hängen sie, was auch Esquirol nicht läugnet, vornehmlich innigst zusammen mit den Leidenschaften und Interessen, welche freilich besonders bei Leuten niedrigen Standes bei nichtigsten Dingen so ganz unglaublich heftig, a klar und verkehrt und verworren bei den höchsten welches Unglück selbst ganze Zeiten getroffen Diese und andere nicht organische Ursachen w zusammen zur Erzeugung von Illusionen. Stet sie ein Beweis der total disharmonischen und nie Entwicklungsstufe aller geistigen Kräfte, welch Widerspruch des Subjektiven und Objektiven f sen und gar nicht zum richtigen Selbstbewufstsei langen können. Der Zustand des Traumlebens i ner ganzen Skala, in welchem auch durch selbs fällige Erregungen des Gemeingefühls die abentl lichsten Phantasien sich bilden, ist bei ihnen im chen permanent, fix geworden. Der tieferen, erschü den Ursachen sei hier nicht einmal gedacht, um mifsverstanden zu werden; die Pförtnerin des Kl und der Jude geben Belege dazu.

Noch manifester zeigt sich die nämliche A Entstehung bei *den* Illusionen, welche durch die *tions externes* veranlafst werden, d. h. bei den e lichen *Sinnestäuschungen* der Wahnsinnigen, über che Esquirol in §. 2. spricht und 15 Beobacht giebt, unter denen jedoch ein Theil mehr zu den lucinationen als Illusionen nach Esquirol gehören te, andere nur Symptome früher schon vorhan Seelenkrankheiten sind. — Im Allgemeinen kann sagen: wie die Phänomene der Natur der *mensch* Sinne nur zu begreifen sind aus der Einheit des nischen, und intellektuellen Lebens, so auch di hier gemeinten Sinnestäuschungen.

Wenn demgemäfs idiopathische oder sympat Erregungen, wenn die Energien der Sinnesorgan sonders der höheren, Sinnestäuschungen mit ver sen; wenn abnorm gesteigerte Geruchsthätigkeit führen kann, Speisen für ungenielsbar und die L vergiftet zu halten (*Obs.* 25.); wenn eine brennend re Schleimhaut der Zunge und des Mundes ein F zimmer überredet: man mische Erde unter ihre rungsmittel (*Obs.* 26.), so sind diese Illusionen, eb wenig wie die durch abnorme Erregung des Ge gefühls provocirten, zu begreifen ohne verkehrte stellungen, Reflexionen und Phantasien, kurz ohn gleichzeitiges Leiden der geistigen Kräfte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 46.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

ion mentale. — Des illusions chez les és. — Question médico-légale sur l'isole- des aliénés, par M. Esquirol.

(Schluſs.)

gekehrt giebt es Sinnestäuschungen, welche den squirol bezeichneten Charakter der Hallucina- n sich tragen, wo aber dennoch, wie Ref. sich gt hat, abnorme somatische Erscheinungen auf- i sind. — Die *Gehörstäuschungen*, (die häufig- nd am schwersten zu bekämpfen, weil durch r, dies verschlossene stille Geheimniſs, der Geist bst und andere Geister vernimmt, ohne daſs is rührt, und weil das Gehör überhaupt mehr sinn, mehr passiver Sinn ist) scheinen wohl in n Fällen allein das Produkt exaltirter Phanta- sein, wie sie auch ohne eigentlichen Wahnsinn ler Phantasie schwelgenden Menschen vorkom- ft genug aber Vorboten des Wahnsinns sind. ören stets laut auf sich schimpfen, schmähen h anklagen. Nicht selten zeigt sich dann bei Untersuchung, daſs sie sich schuldig fühlen mlich was peccirt haben. Die innere Stimme ewissens überhörend, hören sie selbige von au- r, als eine fremde, ihnen nicht angehörige, laut i einreden. Weiber haben lange, Jahr aus Jahr n gröſseres Interesse gekannt, als Klatschereien en und zu machen, sind dadurch in allerhand nd Verlegenheit gekommen und hören nun am theils weil ihnen das Klatschenhören Bedürfniſs len, theils weil sie das Selbstklatschen unterdrük- llen, alles was sie denken oder sprechen, hin- durch Stimmen leise oder laut aussprechen. — tlich liegt der Grund darin, daſs sie ihr Ich von sich zu unterscheiden vermögen. Was ihr akt, was es in sich innerlich spricht, erscheint als die Stimme eines von auſsen kommenden Nicht-Ich. So wie ihr Geist sich selbst Gegenstand des Vorstellens wird, so wie er ihnen objektiv erscheint, so steht er ihrem subjektiven Ich als ein nicht eigener, nur von auſsen vernehmbarer, in für sie unauflöslichem Gegensatz gespenstisch gegenüber, — in der That Formen, welche dem einfachen Begriffe des Wahnsinns am nächsten stehen! — In allen diesen Fällen übrigens fand Ref. doch bei sorgfältiger Untersuchung des körperlichen Zustandes, daſs abnorme Erregungen, Erethismus des Hirn- und Nervenlebens, Hypochondrie, Hysterie, Krämpfe aller Art, selbst epileptische u. s. w. theils vorangingen, theils gleichzeitig mit existirten.

Es dürfte daher nicht ganz der Wahrheit angemessen sein, wenn Esquirol noch in den *Conclusions* sagt: *que les illusions ne peuvent être confondues avec les hallucinations, puisque dans celles-ci le cerveau seul (?) est excité.* Dennoch aber ist das, was er wünscht, Wahrheit: nämlich daſs ein nicht genug beherzigtes Phänomen des Wahnsinns durch ihn besser constatirt ist, daſs die beigebrachten Fakta einiges Licht über diese so dunkeln Abirrungen des Verstandes verbreiten, und daſs sie für die Behandlung derselben zu benutzende Mittel und Wege eröffnen.

Der therapeutische Werth des *mémoire* ist aber gewiſs der am wenigsten hoch anzuschlagende. Die rationelle Therapie der Illusionen beruht auf rationeller Aetiologie. Dem oben Angedeuteten zufolge ist gegen die etwanigen somatischen Erscheinungen bestmöglichst zu wirken, weil sie wohl vorzugsweise die Krankheit nähren. In andern Fällen muſs die Kurmethode mehr eine moralisch-intellektuelle sein. Der Kranke muſs z. B. über die Möglichkeit und Wirklichkeit des Entstehens des Stimmenhörens aus seinem verkehrten, albernen, unsinnigen Leben und Treiben, gleich dem Kinde belehrt und aufgeklärt werden, welche „direkt psychische" Methode, wenn sie ernst, angemessen, folgerecht, mit Nachdruck selbst unter Beschränkungen

und Strafen lange fortgesetzt wird, für geeignete Fälle wesentlichen Nutzen gewährt, was auch diejenigen, welche solche Methode weder zu beginnen noch zu vollenden verstehen, dagegen vorbringen mögen. In noch andern Fällen mufs der Kranke wirklich über die niedere Stufe seiner Entwicklung als Mensch mühund langsam auf dem Wege vernünftiger Menschenkenntnifs und zweckmäfsiger Thätigkeit hinausgeführt werden; und sofort mufs anderes und anderes je nach der Individualität der Person und des Falles geschehen. Kein Theil der Behandlung mufs ganz allein, es mufs das empirische Verfahren nur im äufsersten Nothfall angewendet werden, damit doch geschehe, was geschehen kann zur Heilung dieser so hartnäckigen psychischen Leiden.

Da die Kritik dieser ersten Abhandlung einige nähere Bemerkungen über das Ursächliche und Therapeutische der Illusionen und Hallucinationen veranlafste, so wird die über das zweite *mémoire: question médico-légale sur l'isolement des aliénés* desto kürzer sein müssen, was um so mehr wird geschehen können, als das allgemeine Urtheil auch für dieses gilt und die Ansicht des Hrn. Vfs., der den fraglichen Gegenstand vom rein medicinischen Gesichtspunkte aus, welcher der vorherrschende ist, untersucht, nur eine Bestätigung ist der praktisch allgemein anerkannten Wahrheit, dafs die Isolirung nothwendig sei (32—53) und nützlich (53—75). Isolirung selbst besteht nach ihm darin: *à soustraire l'aliéné à toutes ses habitudes, à l'éloigner des lieux qu'il habite, à le séparer de sa famille etc.* Es versteht sich, dafs alle diese Bedingungen auch nach ihm am füglichsten in einer Irrenheilanstalt zu erreichen sind. Als Belege für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung führt er wieder Beobachtungen an, 22 an der Zahl, verbunden durch sehr tüchtige, leicht zu lesende, aber schwer zu gebende praktische Winke, Regeln und Cautelen. Aufserdem sind die Beispiele gröfstentheils von der Art, dafs bei sorgfältiger, unpartheiischer Prüfung derselben schwer zu begreifen ist, wie ein Irrenarzt die Ursache des Wahnsinns einzig und allein in somatischen Leiden suchen und sehen kann, da auch hier Wahnsinnige durch das lebendige Gefühl des Isolirtseins und durch das Bewufstsein, im Irrenhause zu sein, eine solche Energie des Geistes und Willens sehr bald entwickelten, dafs sie sich herausreifsen konnten aus dem nun für sie doppelt unglücklichen Zustande.

Aeufserst auffallend ist die ganz ungewöh schnelle Heilung und Entlassung von Kranken. des geschah in einem Falle nach 3 Wochen (*Obs* in einem andern nach 16 Tagen (*Obs.* 7.), im d nach 4 Tagen (*Obs.* 8.), in einem vierten nach 1 gen (*Obs.* 14.) im fünften nach 9 Tagen (*Obs.* 16. sechsten nach einem Monat (*Obs.* 17.), im sieb nach 12 Tagen (*Obs.* 18.), im achten endlich so nach der Isolirung und Entfernung vom Orte Schreckens (*Obs.* 9.). Zu erklären ist dies nur dad dafs der Arzt einer Privatanstalt die Kranken entl mufs, wann die Angehörigen es fordern; dafs fälle bei einigen nicht ausbleiben; dafs mehrere A nommene an Rückfällen bei der Aufnahme litten; die Angehörigen so verständig waren, die Kr gleich beim ersten Beginn des Wahnsinns zu Es zu bringen, wodurch der Ausbruch im Werden drückt wurde; dafs ferner Esq., um den Nutze Isolirens recht herauszuheben, die glänzendsten spiele aus seiner so reichen Praxis gewählt wird; endlich, was auch seinen Theil daran hat, Esq., wie manche Beispiele besonders zeigen, mit ner Erfahrung und seinem Talent einen aufseror lich schönen Takt verbindet: mit Irren, besonder den vornehmen Ständen, umzugehen.

Die *question médico-légale*, welche Esq. auf ist die: ob die Legislation nicht Bestimmungen müfste über die Isolirung, da der Mensch doch der heit beraubt, und so gegen das gemeine Recht verst würde, auch Mifsbrauch mit der Isolirung vielfach geschehen könne. Aus Gründen spricht er sich Recht gegen die *Interdiction vor* dem *Isolement* und man erfährt hier, dafs es ihm zu verdanken ist derlei Bestimmungen 1803 nicht erlassen sind. Vorschläge enthalten für uns nichts besonders Neues, den übrigens schon deshalb zweckmäfsig sein, we Maafsregeln, welche in dieser Hinsicht getroffen gar sehr nach den verschiedenen Lokalitäten wec Was daraus für traurige Folgen entstehen könnei müssen, ist klar. So z. B. konnte ein Maniacus, cher schon 30 Meilen bis Bordeaux gefahren war, nicht aufgenommen werden aus fehlender *Interdic* er mufste zurück und bis Paris gebracht werden, durch dann die Krankheit unheilbar geworden w

H. Damerow

LXIII.

akramente der christlichen Kirche, theo- ch dargestellt von Dr. Conrad Glöckler. ulsfurt a. M. 1832. *XI.* 306.

gleich es fast zum allgemeinen Gespräch geworden ist, r Hauptfeind unserer Tage der Dualismus sei, so ist mit ifsen Bewufstsein von ihm seine Macht noch nicht ge- . Vor allem hat sich seine äufserste Anstrengung in re bewiesen, die die Aufhebung aller Gegensätze und ufs des Sieges über den Gegensatz aller Gegensätze enntnifs bringt, in der dogmatischen Lehre von den Sa- en und besonders vom heiligen Abendmahl. Wie sich m Punkte von jeher alle seine Kraft concentrirt hat und i jetzt wieder nach einem scheinbaren Indifferentismus n letzten Angriffe sammelt, so liegt in dem Geiste, der en Gegensatz hinaus ist, das Unterpfand, dafs gerade in wicklung jener Lehre der letzte siegreiche Schlag gegen nd des menschlichen Geistes in der Wissenschaft geführt wird.

se Wichtigkeit der Lehre von den Sakramenten hat auch öckler getrieben „die theoretische Darstellung der Sa- e" sich als die Aufgabe seiner ersten öffentlichen Arbeit m. Indem Hr. Glöckler sich gegen die gewöhnliche Be- gsweise der Sakramente erklärt, dafs man sie von vorn- ls etwas Gegebenes betrachtete, oder ihre Erscheinung Gegenwart mit ihrer Erscheinung in der Vergangenheit und die volle Wahrheit nachzuweisen glaubte, wenn se oder jene Ansicht auf die Einsetzung durch Christus hrte, so unternimmt er es, das Wesen der Sakramente it Nothwendigkeit aus dem Zusammenhange des christ- ebens zu erkennen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, der Verf. als den einfachsten Anfang den Glauben an Schöpfer Himmels und der Erden an (§. 9.). Die Be- g des Menschen aber in diesem „einfachen" Verhältnifs , setzt er in das Verwirklichen des göttlichen Willens en, in das Darstellen des göttlichen Ebenbildes. Diese ung, als noch an sich seiend, sei nicht nur eine blofse keit, welche er etwa erreichen könne, wenn er wolle, der der Wille noch von aufsen hinzukommen könne, sie sei der Wille des Menschen selbst. Jener Glaube auf dem Gebiete des religiösen Lebens das Primitive solches bestimme er die Thätigkeiten dieses Lebens. d darauf legt der Verf. besondern Nachdruck, das innere les Menschen sich das äufsere zu seinem Organ und k bilde, so stelle sich das innere religiöse Leben in dem dar und zeige es sich in seiner Wirklichkeit. Wie hoch f. diese durchgebildete Einheit des Innern und Aeufsern nd wie sehr er hierin die Bestimmung des Menschen iebt er darin zu erkennen, dafs er als die Folge der lie Auflösung der Kraft ansieht, welche das äufsere Le- dem innern verband und zum Organ desselben machte. ne einende Kraft war die Richtung auf Gott; da diese aber durch die Sünde mit dem Widerspruch behaftet sei, so werde durch diesen Widerspruch auch dem äufseren Leben, das aus seinem Dienst enthoben und in Uneinigkeit gegen das innere versetzt sei, der Keim des Todes eingepflanzt. Dieser Widerspruch könne nur dadurch gehoben werden, dafs wir der Sünde absterben, d. h. dafs der Mensch der Sünde getödtet werde, damit der Mensch der Liebe zu Gott zur Wirksamkeit gelange. Da es aber ein und derselbe Mensch sei, der tödtende und der getödtet werden soll, und die Tödtung des Menschen der Sünde allein durch freiwillige Hingebung in den Tod möglich sei, so kommt der Verf. nur durch die Abstraktion, dieses Absterben der Sünde führe eine grofse Collision der Pflichten herbei, in der die Nothwendigkeit des Absterbens der Sünde und das Verbot der Selbstaufhebung des Lebens mit einander stritten, zur Nothwendigkeit der Vermittlung durch Christus (§. 52.)

Der Verf. hat unstreitig in der bisherigen Entwicklung auf die Bekämpfung des Dualismus des Geistigen und Leiblichen hingearbeitet. Sind wir richtig seiner Auseinandersetzung gefolgt, so liegt derselben der Gedanke zu Grunde, dafs der Mensch durch die Sünde der abstrakten Dichotomie des Leibes und Geistes verfallen sei. Aber nicht nur der Leib ist durch diese Trennung zu einem abstrakten Leibe geworden, zu einem Leibe des Todes, sondern auch der Geist ist in der Entgegensetzung gegen das natürliche Daseln sich selbst und seiner unendlichen Macht entfremdet. Hierin allein liegt die Nothwendigkeit der Erlösung durch einen Mittler. Denn der einzelne sündhafte Mensch kann sich durch den Tod seines einzelnen natürlichen Daseins nicht erlösen, sondern nur der Geist, der in seinem Andersein absolut bei sich selber ist, kann der Erlöser sein. Läfst aber nicht der Verf. in der schauerlichen Abstraktion, dafs die Erlösung durch den Mittler nothwendig sei, weil der Mensch um den Menschen der Sünde zu tödten mit der Pflicht der Selbsterhaltung des Lebens in Collision trete, die Möglichkeit gelten, dafs der Tod des einzelnen Menschen als einzelner für ihn versöhnend sein könne? Es mögen sich in der weitern Darstellung noch so viel Andeutungen finden, dafs der Verf. diese Möglichkeit nicht anerkennen wolle, genug, nur durch diese Collision wird der Mensch abgehalten, sich selbst durch seinen Tod die Versöhnung zu verschaffen. Indem daher der Verf. nicht hervorgehoben hat, dafs in dem einzelnen Tod des einzelnen Menschen, der den Tod nur als Sold der Sünden erleidet, an sich keine Sühnkraft liege, hat er auch die wahrhafte Bedeutung des allein kräftigen Todes Christi nicht in ihrer vollen Bedeutung hervorheben können. Der Vf. hat die Negativität des Geistes, der in seiner ewigen Macht den Tod durch den Tod, die Negation durch die Negation besiegt, nicht entwickelt. Der Hauptnachdruck, der in jener Collision auf das leibliche Leben und dessen Tod gelegt ist, führt zugleich die Betrachtung ab von der Abstraktion des Geistes, in die er durch den Gegensatz gefallen ist und von dem Tode, in dem der Geist seine Abstraktion verläfst und von sich abthut. Daher geschieht nach dem Vf. die Sendung des heiligen Geistes nach der wirklichen That der Vermittlung ganz äufserlich, abgesondert und nachträglich zum Erlösungswerk, weil es gerade so „die Bedürfnisse

der Menschheit verlangten". Und trotz dem, dafs der Vf. die Entwicklung mit Nothwendigkeit aus dem menschlichen Leben und Bewufstsein herrorgehen lassen will, und trotz dem, dafs er so eben auf jenem Bedürfnisse der Menschheit fufste, läfst er dennoch Gott den heil. Geist senden, „ehe die Menschen selber darum besorgt sind". In dieser ungewissen und unsichern Schwebe verharrt das Verhältnifs Gottes und des Menschen in der weitern Darstellung. Gott und der Mensch bleiben ungeachtet aller Bemühung des Vfs. zur Einheit durchzudringen, einander äufserlich.

Indem nun der Vf. zu den einzelnen Sakramenten übergeht, um ihre Nothwendigkeit aus dem menschlichen Bewufstsein herauszu „konstruiren", setzt er deshalb die *Taufe* als nothwendig, weil der Glaube jenes mittelbare Absterben der Sünde auch im äufsern Leben offenbaren und die Thätigkeit des innern Lebens beim Absterben der Sünde auch das äufsere Leben durchdringen lassen müsse (§. 107.). Denn das äufsere Leben soll nicht mehr wie im Stande der Sünde dem innern fremd bleiben, sondern ihm als Organ dienen und ihm entsprechen. Es soll das äufsere Leben weder als etwas Fremdes, Gleichgültiges oder als etwas Nichtzuüberwältigendes dem innern entgegenstehn, noch soll es keineswegs zerstört werden, sondern es soll der Leib dessen sein, der mittelbar gestorben ist. Diesem mittelbaren Tod des Menschen der Sünde entspreche das mittelbare Begräbnifs des Leibes in der Taufe.

Der Vf. stellt somit dies Begräbnifs als die erste Verwirklichung des innern Lebens des Glaubens, als die erste That und als den wirklichen Eintritt des Glaubens in seine Welt dar. Der Glaube, der vor der Taufe im Innern noch eingeschlossen auf seine Geburt wartete, ist jetzt an das Licht getreten und der Mensch wiedergeboren zum neuen Leben. Die Taufe ist daher nach dem Vf. weder als ein leeres Zeichen anzusehen, das nur etwas Fremdes bezeichne, noch als ein magischer Akt, der zu etwas eben so Fremdem einweihet, sondern als der Akt, in dem der Mensch durch den Glauben in seine Welt, die ihm von Gott gegeben und bewahrt ist, eingeht.

Wie ernst der Vf. das Bestreben hat, zur Erkenntnifs der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur zu gelangen, bezeugt er durch die Innigkeit, mit der er die Lehre vom reellen Genusse Christi im *Abendmahl* zu begründen sucht. Jedes Leben, sagt er, welches sich zeitlich entwickelt, hat auch zum Wachsthum seine eigenthümlichen Funktionen, in denen es sein Element, d. i. sein Aliment aufnimmt. So nimmt sich auch der Mensch in seiner Nahrung seines Lebens Element und zwar seines ganzen gesammten Lebens, des innern sowohl wie des äufsern. Denn auch sein inneres Leben, wie es sich in der Zeit entwickelt, bedarf hierzu der Elemente seines Lebens, die es aus der Nahrung durch seine eigne Kraft entnimmt. Wie nun das gesammte Leben des Menschen das innere wie das äufsere nur Ein Leben ist, so ist es auch Ein und dieselbe Nahrung, welche als Aliment des gesammten Lebens dient und woraus das wie das äufsere Leben sich sein Lebenselement durch sein Kraft entnimmt. Da aber im Gegensatze gegen das früh ben, in dem alles Essen nur ein Essen des vergänglichen war, das Leben des Menschen durch die Taufe ein wied renes geworden ist, so mufs auch dieses Leben, welches e ges ist, sein Lebenselement sich nehmen und zwar ganz wie das vergängliche Leben durch dieselbe Funktion un dieselbe Nahrung des menschlichen Lebens, nur dafs es si anderes Element aus seinem Aliment entnimmt. Denn Nahrung kömmt es hierbei nicht an, sondern allein auf di des Lebens, das aus jeder Nahrung sich seine Elemente net. Da dieses neue Leben des Wiedergeborenen das Christi selber ist, so mufs es durch seine eigne Kraft si Element, Christus selbst, nehmen. Wenn der Vf. auch hi ungetrennte, unmittelbar verbundene, wie er sagt „gleich Sättigung des neuen und des früheren Lebens annehme, s er in jene Unersättlichkeit der Sehnsucht verfallen, die als das mysteriöse Geheimnifs der Liebe so inbrünstig fei die im ganzen Universum Fleisch und Blut des Geliebten niefsen hungert und dürstet. Aber der Vf. nimmt, indem neue Leben den Tod des früheren nennt, neben dem M vergänglichen Leben ein anderes, abgesondertes Mahl heiliges Mahl, in dem das neue Leben sein Lebenselem pfängt (§§. 170—174.).

Wie nun der frühere Mensch den Leib sich zum L Sünde zu bilden trachtete, und wie im alten Leben L Geist aus derselben Nahrung ihr Element sich aneigne mufs auch das neue Leben Leib und Geist durchdringen des aus derselben Nahrung das Mittel zum Wachsthum Da aber durch die Sünde der Gegensatz zwischen Leib u getreten war und der alte Mensch den Leib, der zum O Geistes geschaffen war, untüchtig machte zu seinem wahre und ihn vielmehr zum Vollzieher seiner eigenen Gedank anzubilden suchte, so hat auch der Geist des neuen Mens Streben, sich ein Organ seiner Thätigkeit zu bilden. Al mehr ist ihm jener vergängliche, abstrakte Leib genug, er setzt sich seinen eignen Leib. Mit dem Wachsen des wächst auch der geistige Leib. Indem daher in jenem Mahl der neue Mensch seines Lebens Element ifst, so ifst das Element seines neuen geistigen Leibes. Er ifst sei sterblichen Fleisches und Blutes Element, welches, da sei und seines Lebens Element Christus ist, „auch Christi Fl Blut ist" (§. 201.).

Wir können nur noch kurz erwähnen, dafs der Vf, s als den Begriff der Sakramente, deren Zahl er noch ge katholische vertheidigt, aufstellt, dafs sie Gnaden-, Tug Heiligungs-Mittel seien (§. 249.). Die Unbestimmtheit, sen Hand sie denn Mittel seien und wie sie sich an den mittelnden wenden, ist durch die ganze Art und Weise sein stellung herbeigeführt. Wir wollen nur noch dem Hrn. Vf wahrhafte Erquickung danken, die wir aus seiner Liebe therischen Lehre vom Abendmahl, die die Triebfeder sein zen Schrift bildet, geschöpft haben. Diese Liebe zu einer die auf der Erkenntnifs der Einheit der göttlichen und lichen Natur fest und sicher beruht, wird den denkenden wifs dahin führen, den Weg durchzumachen, auf dem e zur Erkenntnifs des Genusses kommt, zu dem Gott, der da ist, sich darbietet. Zu dem Zweck aber wird er zuvörder Anhänglichkeit an die Mystiker, wie es scheint der letz des Mittelalters und des siebzehnten Jahrhunderts, die si nur an einzelnen Stellen seiner Schrift, sondern am Fe am endlichen Bewufstsein, dafs der Mysticismus trotz a den vom Aufheben und Loslassen desselben, nicht von s sen kann, diese Anhänglichkeit wird er aufgeben müs sich an die Wissenschaft wenden, die das Mysterium de tion lehrt.

№ 47.

Jahrbücher für ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

LXIV.

h der alten Geographie mit Rücksicht ie numismatische Geographie und die en Hülfsmittel bearbeitet. Von F. K. L. ler. Cassel 1832. II. 8.

hwie in der Behandlung der Geschichte seit des vorigen Jahrhunderts eine neue Epoche hat, so mufste dies als eine nothwendige von auch in der Behandlung der Erdkunde sein. Erst in der jüngsten Zeit hat sich die auf einen wahrhaft wissenschaftlichen Standporgeschwungen und einen wissenschaftlichen erhalten. Als vergleichende Erdkunde und e Beziehung auf die Geschichte des Menschen rdkunde nicht minder wie die Geschichte beErdkunde geworden und hat aufgehört, ein gregat von allerlei Nachrichten über den ZuErdoberfläche und seiner Bewohner zu sein. m Sichemporbeiten der Geographie im allgeus dem chaotischen Wuste verschiedenartiger iber die Erdrinde war es auch nothwendig geifs ein gröfseres Interesse für die Behandlung Geographie erwachte, eine Reihe der ausgeten Männer hat sich seitdem mit der Behandses Zweiges der Alterthumswissenschaft be-

Im allgemeinen sind es zwei Hauptstandvon denen aus die alte Geographie betrachtet nufs, einmal ihre Beziehung auf die klassische zweitens ihre Beziehung auf die Gegenwart, er Verständnifs jener alten klassischen Zeit. en Standpunkt hat man lange übersehen und et gelassen, darum mufste aber auch die alte hie lange dunkel und verworren bleiben, es iel willkürliches in die Anschauungen der Alngetragen, neue Irrthümer kamen zu den alten, r um so mehr, da man die geographischen Anschauungen verschiedener Jahrhunderte und verschiedener Völkerschaften oder die bei den Alten sich fortentwickelnde Kenntnifs der Erdkunde zu Einem System verschmolz und mit der Zeitansicht in Einklang zu bringen suchte. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fing man an, mit dem Erwachen der historischen Kritik die Vorstellungen der Alten zu beachten, seit der Zeit eines J. H. Vofs beginnt erst die kritische Behandlung der alten Geographie; seitdem unterschied man die verschiedenen geographischen Systeme der Alten in ihrer historischen Fortentwicklung von den Systemen der Homerischen und Herodoteischen Erdkunde bis zu den Systemen eines Eratosthenes und Ptolemaeus. Natürlich konnte die alte Erdkunde erst so ein fruchtbarer Zweig der Philologie werden, ein unentbehrliches Studium für die Geschichte des menschlichen Geistes und die nothwendige Grundlage für die Erdkunde überhaupt. Aber diese Behandlungsweise erschöpft noch nicht das Feld der alten Geographie. Aufser den Anschauungen der Alten kommt noch der Schauplatz der alten Geschichte selbst in Betracht, wir wollen auch den Antheil kennen lernen, den dieser an der Entwickelung der Völker und Staaten gehabt hat, da sich erst daraus das ganze Leben eines Volks nach allen seinen Beziehungen erkennen und begreifen läfst. In dieser Beziehung ist nun das Studium der alten Geographie basirt auf die Forschungen der neuern Zeit im Gebiete der Erdkunde. Beide Behandlungsweisen der alten Geographie sind immer genau mit einander zu verbinden, nur dafs in der Behandlung eines einzelnen Theiles der alten Geographie mehr der eine oder der andere Standpunkt zu berücksichtigen ist. Ein Hauptmangel des gelehrten Werkes des fleifsigen Mannert, der uns zuerst mit einer grofsen allgemeinen Erdkunde der alten Welt beschenkt hat, ist unstreitig, dafs zu wenig auf die Forschungen der neuern Zeit Rücksicht genommen ist, und der Verfasser der vorliegenden

Schrift, die sich im allgemeinen, wie es nicht zu verkennen ist, an die Forschungen Mannerts anschliefst, hat diesen Mangel, so weit als es dieses Werk nach seinem Umfange und Zwecke zuliefs, aufzuheben gesucht. Freilich hätte, wie sich dies weiter unten näher ergeben wird, noch manches gethan werden können, um dies Buch dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft völlig angemessen zu machen, indem weit mehr auf die charakteristischen Naturformen hätte hingewiesen werden können, von denen ja doch in der alten Zeit vornehmlich die historisch-politische Geographie und Ethnographie völlig abhängig ist. Denn wenn auch die Bildung der neuern Zeit die Naturverhältnisse meist überwunden, und von sich abhängig gemacht hat, so war doch im Alterthum das umgekehrte der Fall, indem die Natur die historischen Verhältnisse dominirte. So zeigt es sich noch jetzt in Asien, wo sich von je an die historischen Erscheinungen immer den gegebenen Naturverhältnissen haben unterordnen müssen, und wo das geographische und ethnographische sich so durchdringt und gleichsam in einander verwachsen ist, wie sonst nirgends auf der Erde. Der Verf. hat sich in der Vorrede über die Hauptgesichtspunkte ausgesprochen, die ihn in der Behandlung seines Werkes geleitet haben. Erstens hat er Rücksicht genommen auf die durch die Denkmale der Alten dargebotenen Hülfsmittel, auf die Numismatik, die Inscriptionen und die Denkmale der Architektur, zweitens auf die historisch-ethnographischen Verhältnisse der Bewohner der alten Welt, drittens auf die bei den Alten vorkommenden Namen, und viertens auf die vorzüglichsten litterarischen Hülfsmittel bei den einzelnen Theilen der alten Geographie. Auf den dritten Punkt oder auf die Namen und deren Entwickelung, wie der Verf. sich ausdrückt, ist ganz besonders Rücksicht genommen. Dies ist allerdings sehr zu loben, denn es stammt, wie auch der Verf. bemerkt, ein grofser Theil derselben aus dem entferntesten Alterthume, viele derselben befinden sich bis auf den heutigen Tag noch im Munde des Volks, wenn schon die Quellen längst verschwunden sind, aus denen sie ihren Ursprung genommen haben. Aber man mufs hier hinzufügen, dafs dies ganz vornehmlich nur die orientalische Erdkunde betrifft, wo sich die uralten und meist charakteristischen Namen trotz aller Revolutionen, die der Orient in anderer Beziehung erlitten hat, mit der gröfsten Vivacität bis jetzt erhalten haben, und wo bekanntlich die volksthümliche Erdkunde ganz andere als die gelehrte ist. Nach des Verfs Ansicht sind aber die älteren geographischen Namen mit wenigen Ausnahmen Bezeichnungsnamen, deren Entstehungsgrund lediglich in der örtlichen Beschaffenheit und in andern Eigenthümlichkeiten der durch sie bezeichneten Gegenstände liege, und somit belehrt ein Name nicht blofs über die Natur einer Lokalität, sondern auch über das Volk und die Sprache, in der die Benennung gebildet wurde, und daher seien auch viele geographische Namen nicht selten bedeutende Denkmale in der Völkergeschichte selbst. Der Verf. mache sich zwar von dem Vorwurf einer etymologischen Manier frei zu machen, aber in wie weit ihm dies gelungen ist, wird die Folge lehren. Ferner bemerkt der Verf. bei diesem Punkte, dafs es so ziemlich ausgemacht sei, dafs den geographischen Kenntnissen der alten Griechen, vorzüglich bei den nicht griechischen Länder- und Völkernamen frühere Traditionen und Benennungen zum Grunde gelegen haben, die ursprünglich in einer Sprache abgefafst sein konnten, welche, wenn sie auch nicht die Sprache der Phoenicier selbst, doch eine in der Urzeit des Alterthums allgemein bekannte und verbreitete gewesen sein müsse, die auch mit dieser in naher Verwandtschaft gestanden haben werde. Da wagt sich aber der Verf. auf ein sehr mifsliches und verrufenes Feld, denn wenn das Etymologisiren schon an sich bei historisch-geographischen Sachen Verdacht erregendes Unternehmen ist, sobald nicht andere Umstände hinzutreten, so mufs das Mifstrauen gegen solches Verfahren noch vermehrt werden, wenn man bemerkt, dafs wiederum der Semitische Sprachstamm, der dazu ohne Zweifel die besten Handlangerdienste thut, sich hergeben mufs. Dieser Gedanke, Namen von fast allen Lokalitäten aus dem Phönicischen oder aus dem Arabischen abzuleiten, verfolgt den Verf. durch die ganze Schrift hindurch, und ist um so verwerflicher, da man häufig nicht die geringste Beziehung zwischen der Bedeutung des Semitischen Wurzelwortes und der Natur der Lokalität bemerkt, und man bei dem Unwillen gegen dergleichen Etymologien selbst zu der Meinung gekommen ist, nicht einmal den Namen Semit mus für die Bezeichnung eines Orientalen gelten lassen. Um so auffallender müssen aber dergleichen etymologische Ableitungen sein, da man eigentlich nicht begreift, wie Phönizische oder überhaupt Semitische

uf Lokalitäten sich fixirt haben in Gegenden, wo önicier nie hingekommen sind, und wo erweis- nmer Völkerschaften von ganz anderm Sprach- gesessen haben, und sollte man auch wirklich nen dürfen, dafs Phönicier oder Semitische Kolo- wegen ihrer weiten Verbreitung über die Erde ach jenen von andern Völkerstämmen besetzten haften hingekommen, so begreift man wieder wie die nur bei ihnen üblichen Bezeichnungen eine Gültigkeit haben erlangen und so durch Tra- an die Griechen haben übergehen können, oder ufs eine ursprüngliche allgemeine Sprachidentität sen, wobei es denn aber wieder auffallend wäre, ch nach der allgemeinen Sprachconfusion nur so vereinzelte Spuren der ehemaligen Einheit erhal- ten. Zur Rechtfertigung des oben bemerkten einige Beispiele dienen. Nach Th. I. p. 4. sol- Hispanischen Iberier die jenseits des Meeres ıden sein von עבר, obschon dann dieser Name ıit demselben Rechte den Keltischen Völkern zu- wogegen der Verf. p. 60. den Namen der Gal- a גלת (wandern) ableitet, die Auswanderer. wird der Name Thracia, welches Land auch Perke Alten heifst, von dem Worte פרק abgeleitet las von dem Asiatischen Kontinent abgerissene und mit dieser Bedeutung des Namens Perke soll er Name Thrake stimmen, abzuleiten von תרע, rehbrochene Land, womit denn der Name Bospo- Verbindung gesetzt wird. Durch die Seefahrten önicier nach dem Pontus soll der Name einhei- geworden sein, und daher werden auch sogleich e andere Namen des Thrakischen Gebiets daran ılossen. Der Name Hämus wird abgeleitet von ragen, daher der Himmelsträger oder Wolken- auf ähnliche Weise soll der Scomius der Schul- heifsen von שכם nach Analogie des Atlas, r Orbelus wird sogar zum Gottesberg gemacht הר־בל, er sei zu Ehren des Gottes Bel genannt, e Phönicier in ihm Metallgruben gehabt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXV.

von Karl Mayer. Stuttgart und Tü- en. Verlag d. J. G. Cotta'schen Buch- llung. 1833. 319 S.

dürfen in unserer Zeit, in der sich die volle Blume des bewufsten Denkens erschlossen hat, auch die Stimme des einfachen Natursängers nicht überhören. Seine frische Sangeslust mufs vielmehr bewillkommnet werden, denn sie übt selbst auf das im ernstern Dienst der Wissenschaft verdüsterte Gemüth sicher einen wohlthätigen Einfluss. Heiter wie der luftige, leichtbeschwingte Wind fliegen und verfliegen seine anmuthigen Töne; klar und spiegelrein ergiefst sich sein unbefangenes Herz, das in dem freundlichen Einklang mit dem Athemzug der spielenden Natur nichts von dem Sturme ahnet, in welchem der Geist sich die Offenbarungen tieferer Geheimnisse errang. Oberdeutschland, zumal Schwaben, ruft dann und wann immer wieder noch einen neuen Liedersänger hervor, der inmitten seiner romantisch gestalteten Naturverhältnisse eine einfach schöne Weise anstimmt, während das Lied, die unmittelbarste Ergiefsung subjektiver Gefühlsanregung, in Niederdeutschland seltener zu werden anfängt.

Eine erfreuliche Erscheinung unter Schwabens Lyrikern ist Karl Mayer, der Freund Uhlands, dem er seine Begeisterung verdankt, denn nach der Uhlandsharfe gesteht er selbst die seinige gestimmt zu haben, obwohl ein weit beschränkterer, untergeordneter Raum die Gegenstände für seine Muse liefert. Die ganze Liederpoesie Karl Mayers ist nichts als ein freundliches Accompagnement zu der Tonleiter der Jahreszeiten in ihrem Wechsel und Wandel. Seine bescheidnen Liedchen, von denen oft drei auf einer mäfsigen Octavseite in vorstehender Sammlung Platz haben und keines mehr als zwei derselben einnimmt, gleichen den Wiesenblümchen, die zwischen dem Klee hinwuchern, einzeln betrachtet oft wenig würzigen Duft oder eigenthümlichen Farbenschimmer entfalten, zusammen aber den frisch grünenden Wiesenplan ganz freundlich zieren. Es ist nichts als die liebe freie Natur in ihrem fröhlichen Blühen und Verblühen, die hier in aller Einfalt kindlicher Gemüthsanregung besungen wird, und die harmlose Kinderjacke freundseliger Stimmung steht dem guten Sänger gar anmuthig und schön. Frühlingslust, Luftgesäusel, Bienenschwärme, Abendstille, Mondbeleuchtung, Erndtelust, Waldfriede, Waldheimlichkeit, Bachesrieseln und Blumenfreude — das sind die Themata, die ohne künstliche Variation und doch in bunter Mannichfaltigkeit dem Sänger durch den Busen gehen und deren Feier von seiner gesunden, rosigrothen Lippe tönt. Mit stiller Rührung singt er von sich selbst:

„Schon seit frühen Knabenjahren
Bin, Natur, ich liebend dein;
All mein Leben wird bewahren
Unsern freundlichen Verein.

Mein ist all dein süfses Blühen
Und dein Welken ist für mich;
Deine Freuden, deine Mühen
Machen mir zu eigen sich".

Die zarte Befangenheit, die sich auch im Freundschaftsverhältnifs zu Uhland des Dichters bemeistert, spricht sich nicht weniger der Natur gegenüber aus, und das stille Lauschen auf die Töne der Naturwelt, denen die entzückte Menschenseele freilich selber in ihrem sinnenden Träumen den Rhythmus unterschiebt

ist nicht leicht einfacher und naiver ausgedrückt als in folgenden Zeilen:

„Poetik".

„Was Bäume hin und wiedersäuseln,
Wie Bäche leis' um Steine kräuseln,
Was Wind und Schilf zusammenspricht,
Das ist wohl Alles kein Gedicht.
Und dennoch mein' ich, hier zu lernen,
Auch wagt es meine Muse nicht,
Von der Natur sich zu entfernen,
Die in so holden Zungen spricht". —

Der Natur gegenüber entstand dem Deutschen schon manches bedeutsame Lied, als Geisternachhall dessen, was sich gedankenlos und träumerisch in ihrem Schoofse producirt. Hölty feierte am innigsten und tiefsten ihre stillen, geheimnifsvollen Reize, denn er verwob Menschliches in das rein Natürliche, und in den dämmernden Silberstreifen seiner Sommermondnacht steigen die Liebesseufzer seiner sehnenden Brust in stiller Todesahnung auf und nieder. Novalis schwelgte üppiger am Busen und im Schoofse der Jungfrau Natur, und wenn ihn, wie im magnetischen Schlaf gefangen, der betäubende Rausch anwandelte, glaubte er in diesem Irrwahn andächtig zu sein und zu beten. Matthisson kannte weder das süfse Verschmelzen der eignen Stimmung mit den flüsternden Geistern der Natur in dem Mafse wie Hölty, noch die verschmachtende Naturschwelgerei, wie sie sich in Novalis culminirte; er copirte mehr Naturs ituationen und stellte sie in einen artigen wohlgefügten Rahmen, obschon er von dem Anflug der Kränklichkeit, die seine Vorgänger in die Liederpoesie brachten, nicht ganz frei blieb. Die Parallele, die Natur und Geist in der deutschen Liederdichtung beschreiben, verläuft sich in Tieck's Lyrik auf eine eigenthümliche Weise mit ihren Endfäden in sich selber. Phantastische Willkür und Laune — die beiden Genien, denen Tiecks Muse häufig genug geopfert — treten bei ihm in einen wundersamen, oft gespenstischen und dämonischen Verkehr mit den Mächten der Natur. Die romantischen Schauer der Waldnacht gebraucht er als Symbole, um eine innere labyrinthisch verschlungene Gemüthswelt damit zu erklären und zu deuten. Diese beiden Elemente, die beiden Pole seiner Eigenthümlichkeit überhaupt, laufen in Tiecks lyrischen Gedichten neben einander hin und verlieren und verwirren sich in einander, wie zwei Räthsel, von denen das eine das andere lösen soll. Goethe's und Schiller's Lyrik, die sich in der lichten, tageshellen Menschenwelt ihre Stoffe schuf, verlor sich nie in die weiten Nebelregionen musikalisch-poetischer Träumerei, wie sie die Stufe der Kunst erzeugt, wo die Menschenseele sich mit der Natur identisch fühlt und beide in einander athmend, sich gegenseitig wie in somnambülem Entzücken zu erfassen und zu verstehen streben; eine Betrachtung der Goetheschen und Schillerschen Liederpoesie gehört also nicht gegenwärtig in unser Bereich.

Von jedwedem Anflug einer kränkelnden Richtung i deutschen Naturliederpoesie bleibt Mayers Muse gleichwei fernt. Nicht die Nachtseite der Natur und ihre dunklen G kennt unser Dichter; nur ihre lichte Freundlichkeit besi mit leichter Grazie. Ein Wiesenthal mit Waldessaum, ein chen dabei und eine Hütte im Grunde — das Plätzchen und liebt er, und bleibt fast ohne Variation über ihm h wie eine steigende Lerche in ihrem unverrückten Schwebe Es ergiebt sich in seinen Gedichten nichts weniger als ein thum an Gefühl, noch eine Fülle von Anschauungen, eh Gegentheil von beidem; der Verkehr mit „Amsel, Bac Blume" repetirt sich, wie der Gegensatz vom weiten lu Feld und dem engen, dumpfen Stadtgemäuer, nur allzu o lein um so mehr Einklang und Gemüthsharmonie ist in gesunden Sängerbrust bei aller Zartheit der Empfindung, er für jedes Fäserchen und Hälmchen seiner Wiese sch Selbst dem belebten Staube, dem ein Sonnenstrahl und ein sertropfen zu einem kurzen Vegetiren verhilft, dem Ins schwarm, ist er hold und er ruft den kleinen, dürftige schöpfen zu:

„So, liebe Mücken, summt und singt
Mich in den Arm des Traums"!

Ein stiller Wandel im abendlichen Hain umschliefst alle Wünsche, Gedanken, Gebete. Wie bekanntlich dem Lucil nini zum Erkennen Gottes ein Strohhalm genügte, so k sich — nicht an einem getrockneten, sondern an einem b den Halm des Grases alle seine Gefühle an und sein Ahn Nähe des Urwesens, zu dem sich, gewissermafsen pantheï die ganze kindliche Seele des Liederdichters hinneigt. Tri von Zeit zu Zeit, wie in dem Gedichte „*Frühlingszweifel*" schen diesen Jubel über die Werdelust des Frühlings und das Weben und Schweben der aufsprossenden Freude im All der Natur — die leise Bangigkeit einer innern Stimm Geist finde die Gewährschaft und Bestätigung seiner Entzü doch wohl nicht dort im Aufsenreich der natürlichen Welt dern lediglich in sich selber: — so können wir mit alle söhnung von unserem freundlichen Sänger hiermit Abschie men, weil das Bewufstsein der Wahrheit wie eine stille sicht in dem Hintergrunde seiner Seele, nicht vollkomm schlossen und gereift, aber doch als ruhige Ahnung, wi schirmende Gottheit leise hervortaucht.

Seine „Wanderlieder" geben den früheren Erzeugnisse cher Art, so erfreuliches auch in Wilhelm Müllers Ged schon geliefert ist, an Frische der Stimmung und lebendig terkeit kaum etwas nach, — und das, dünkt mich, heif geleistet in einer so späten Litteraturepoche, wo bereits so che naive und harmlose Richtung verkümmert dasteht, w sehnsüchtig dürstende Geist schon am Urquell tiefster O rung im Reiche des Gedankens sog und sich sättigte.

F. G. Kühn

№ 48.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

buch der alten Geographie mit Rücksicht die numismatische Geographie und die esten Hülfsmittel bearbeitet. Von F. K. Sickler.

(Fortsetzung.)

nnoch läfst es sich nicht im geringsten nachwei- ıfs die Phönicier jemals in das Innere der Berg- ıaften der Thrakischen und Illyrischen Völker rungen sind, und noch viel weniger, dafs sie da- lergwerke hatten, wenn schon es nicht geläugnet ı kann, dafs sie die Küste besuchten und auf der Thasos Goldgruben angelegt hatten. Denn der ı Name Argentaro für den Orbelus der Alten hat ıtlich einen ganz andern Grund, da er sich aus eiten des Mittelalters von den Italiänern her- t, die eben so wenig dort Bergwerke hatten als s die Phönicier, indem es überhaupt gar nicht ıt ist, ob in jenen centralen Hochgebirgsmassen ırakisch-Illyrischen Landschaften Metalle gesucht n sind, noch auch gesucht werden können. Ue- ı schliefst sich der Name Haemus wohl weit eher ıliche Namen an, die im Gebiet des Indogermani- Sprachstammes vorkommen, wozu doch unläugbar lie Thracier nebst den Illyriern gehörten, als an mitisches Stammwort. Nicht mit Unrecht hat man Wörter *χιων*, *hiems*, *Imaus* und auch *Himalaja* sgebirge) erinnert, wie auch der Haemus nicht mit dem Beiworte *χιονοδης* vorkommt. Aber die be des Verfs. für die Semitischen Stammwörter ihn zu den sonderbarsten Ableitungen, wie wenn ame Rhodope von רדף abgeleitet wird als das Haemus folgende Gebirge, und der Name Pan- von נגד, an welchem alle übrigen Hauptgebirge hrakisch-Illyrischen Ländergebiets zusammenstie- obschon dies gar nicht der Fall ist, und der Pan- nur aus einer Reihe isolirter Ketten besteht, die gleichsam nur ein gegen Süden vorspringendes Vorgebirge bilden. Der Raum gestattet jedoch nicht, auf alles einzelne weiter einzugehen, und wir begnügen uns daher nur noch einige der am meisten charakteristischen Beispiele dieses Verfahrens beizubringen. Theil II. p. 270. wird der Name der Insel Creta von dem Phönicischen Worte כרתי Bogenschützen abgeleitet, Creta ist also die Insel der Bogenschützen, womit allerdings die Angabe der Alten stimmt, dafs die Creter gute Bogenschützen waren. Schwerlich möchte sich aber nachweisen lassen, dafs in dem Worte כרת diese Bedeutung liege, da die Crethi in der Leibwache des Königs David bekanntlich Scharfrichter oder Schwertträger und nicht Bogenschützen waren. Zahlreicher werden aber bei dem Verf. die Ableitungen der geographischen und ethnographischen Namen Asiens aus dem Semitischen Sprachstamm. P. 318. soll der Name Lydien von dem Worte לוז kommen, welches sich biegen oder gekrümmt sein bedeutet wegen des eigenthümlichen Laufes des Maeander, und doch lag das ursprüngliche Lydien nicht sowohl an diesem Flusse als vielmehr an dem mehr nördlichen Hermus oder zwischen dem Flufs Hermus und dem Gebirge Tmolus, und zugleich wird der Lydische Völkername der Maeonen von dem Worte מעה im Arab. Wasser abgeleitet, als wenn das ganze Jonische Littorale längs des Aegeischen Meeres eine grofse Sumpf- und Wasserlandschaft gewesen wäre. Eben so willkürlich ist unläugbar die Ableitung der Namen der Phrygier, Paphlagonier und fast aller übrigen Kleinasiatischen Völker, da nur ein gewaltsames Hineintragen fremdartiger Vorstellungen in ihre Namen dies Verfahren rechtfertigen kann. Und wenn der Verf. bei der Ableitung des Namens der Kappadokischen Hauptstadt Mazaka und des dabei liegenden M. Argaeus p. 403. bemerkt, so weit habe sich der Phön. Hebr. Sprachstamm durch Klein-Asien erstreckt, so ist dies noch eine schwer zu beweisende Sache, die keineswegs durch

das Vorkommen des Völkernamens der Leukosyrer im östlichen Kleinasien abgemacht wird, indem nach allem, was uns bekannt ist, die Gesammtbevölkerung des Kleinasiatischen Gebiets, nicht blofs die im Westen des Halys, sondern auch die im Osten desselben bis nach Armenien, nicht auf den Semitischen, sondern vielmehr auf den Iranischen oder überhaupt den Indogermanischen Sprachstamm hinweiset. Wie Hyrcanien p. 435. zu einem Semitischen Namen komme, und das lang gedehnte Land bezeichnen könne, ist nicht ganz einleuchtend; mit Unrecht bezieht sich der Verf. auf den Namen der Hauptstadt Zadrakarta, wo der zweite Theil des Wortes, Kartha, schwerlich den echt Phönicischen Ursprung andeutet, indem dies Wort, wie so manche andere dem Iranischen und Semitischen Sprachstamme gemeinschaftlich gewesen sein mufs, wie z. B. erhellt aus Kyroskartha, Tigranocerta und Vologesocerta. Noch auffallender sind die Ableitungen der Namen Bactria von בקעת הר, Gebirgsthal, und Sogdiana von סגר das zwischen den Flüssen Oxus und Jaxartes gekrümmte und gebogene Land, da bekanntlich der Name Sogdo schon in den heiligen Zend-Schriften der Parsen vorkommt, und somit eine Semitische und überdies ganz unpassende Etymologie wenig begünstigt. Auf ähnliche Weise verfährt der Verf. mit allen übrigen Namen der Landschaften und Städte des Iranischen Hochlandes wie mit Ecbatana angeblich der Felsenpallast, Persis das durch abgebrochene Felsengebirge zertheilte Land, Carmania das Weinbergsland, Gedrosia das ummauerte Land, Arachosia das verbrannte Steppenland, so dafs man zuletzt nicht mehr weifs, ob der Sprachstamm der Iranischen Völker ganz mit dem der Semiten zusammenfalle, oder ob alle diese Länder einmal von den Phöniciern besetzt worden sind, da doch die meisten dieser Namen sich in den alten heiligen Schriften der Parsen wiederfinden, und die Zend- und Pehlwi-Sprache von dem Semitischen Sprachstamme wesentlich verschieden war. Auch die Inder p. 496. gehen nicht leer aus, und die mächtigen Alpengebirgsmassen des Paropamisus, Imaus und Emodus müssen sich in ihrer Bezeichnung Semitischen Stammwurzeln anschliefsen; ihre Phönicischen Namen sollen nach des Verfs. Meinung p. 498. die Griechen aus den angeblichen Phönicisch-Tyrischen Karavanenitinerarien entnommen haben, wobei es dann nur immer auffallend bleibt, dafs die Phönicier alle und jede Lokalität mit Appellativen Ihrer Sprache bezeichnet haben, da man doch vermuthen sollte, dafs sie sich entwed einheimischen Namen bedient haben würden, w es aus den neuern Zeiten weifs, oder auch bes Eigennamen. „Weit mehr Recht hat der Vf. d mologischen Weg einzuschlagen bei dem Theile Werkes, der von dem Semitischen Tief-Asien h aber auch dort mufs man vorsichtig sein, und s Willkür hüten, weil uns häufig alle Prämissen chem Verfahren fehlen.

Das Werk zerfällt eigentlich in zwei Th einen allgemeinen und besondern Theil, von v ersterer Theil I. p. 1 bis 64 behandelt wird. giebt der Verf. die Grundzüge der Geschichte d Geographie und zwar nach vier Hauptmomente selben, nehmlich die mythische, historische, sya sche und mathematische Geographie, welche du rodot, Eratosthenes und Ptolemaeus bestimmt v Aber wenn man schon im allgemeinen bemerken dafs dieser Theil noch etwas reichlicher hätte au können, weil die historische Entwickelung des I der alten Erdkunde viel zur Erläuterung des ei beiträgt, wie z. B. die Systeme eines Herodot un bo, so mufs es noch um so mehr befremden, da bei den sonstigen Beziehungen auf das Orien doch eine Darstellung der Australisch-Aethiopisch der Orientalisch-Semitischen Weltkunde ganz üb gen ist, da, wenn auch über die erstere, über die kunde der Aethiopen zu Meroe und der alten ter nicht viele Nachrichten vorhanden sein sollten die Darstellung der Phoenicischen Weltkunde blofs an sich von der höchsten Wichtigkeit, s auch für die nachfolgenden Beziehungen in Werke höchst nothwendig gewesen sein würde Vf. beginnt sogleich mit der Homerischen oder schen Weltkunde, macht dabei mit Recht auf de terschied der sogenannten gekannten und ged Erdkunde aufmerksam und unterscheidet wiederu schen der rein mythischen, der conjekturirende beschreibenden Geographie oder der Weltkunde ten Dichter, der alten Ionischen Naturphilosophe der Ionischen Logographen. Bei Herodotus, de präsentanten der historischen Geographie, wär genauere Darstellung seines Systems, vornehmlich den schönen Vorarbeiten dazu, gewifs wünschen gewesen. Angeschlossen hat der Verf. an diese rische Darstellung der alten Geographie die Ha

ise aus der mathematischen und physikalischen
aphie nach der Anschauung der Alten, und es sind
lers in letzterer Beziehung eine Menge schöner
kungen sehr fleifsig zusammengetragen, wie über
ntstehung, Alter und Fortdauer der Erde, über
mosphärischen Gewässer, über die Veränderun-
er Erdoberfläche durch vulkanische und neptuni-
ewalten und a. Dann geht der Verf. über zur
ilung des Schauplatzes der alten Welt in die be-
n Erdtheile und erläutert deren Umfang und
. Scharfsinnig ist die Ableitung des vielfach er-
Namens *Asia* von dem *semit.* אסס, und möchte
ern manches für sich haben, da die Ableitung
amens Europa von ערב wohl die einzig genü-
ist, wenn sich nehmlich bestätigte, dafs jenes
aufser der gewöhnlichen Bedeutung von mächtig
uch die des Glänzens und Strahlens hätte, Asia
so im Gegensatz gegen Europa als das Land der
lheit (*cf.* *Ευρωπη* bei Hesych.), das Land des
s oder Sonnenaufgangs gleich wie Anatolia.
s bleibt diese Ableitung immer sehr zweifelhaft,
mehr, da der Name Asia nicht wie der von Eu-
on Anfang an im Allgemeinen, sondern ursprüng-
f zwei Lokalitäten fixirt vorkommt, wo die Phö-
von denen der Name doch ausgegangen sein
wohl schwerlich angesiedelt sein konnten, nehm-
n Nordfufse des Kaukasus, wo die alten Völker-
e der Asäer und Asburgionen, das mythische
eim und Asgard, mit den Asen zu Hause gehö-
nd wo ohne Zweifel der Gegensatz der beiden
der Erdtheile sich an den Gegensatz der beiden
osen Naturformen des Alpengebirgslandes und
ntischen Flachlandes anschlofs, und dann am Io-
n Littorale am Aegeischen Meere, wo der Name
ls in die ältesten Griechischen Mythen verwach-
scheint. Fragen liefse sich nun aber, ob diese
ilung vom Standpunkte des Alterthums aus rich-
nd für die Darstellung der alten geographischen
thnographischen Verhältnisse zweckmäfsig sei,
möchten sich wohl vier Hauptparthieen heraus-
n lassen, so wie auch jetzt noch die östliche
ugel eigentlich aus vier wesentlich verschiedenen
ilen besteht, wenn man gewöhnlich auch nur
nterscheidet. Man mufs nehmlich unterscheiden
den Orient oder Asien, und zwar im alterthüm-
Sinne, so wie es schon Herodot auffafste, das
ist das heutige West-Asien, das die Alten eigentlich auch nur gekannt haben nach dem Umfange des alten Achaemeniden-Reiches mit Einschlufs von Arabien. Die Grenzmarken dieses Asiatischen Orients waren das Indische Tiefland mit dem Stromsysteme des Indus, wo das Pentschab unter Persischer und nachher unter Griechisch-Baktrischer Herrschaft gestanden hat, und das Baktrische Tiefland, oder das Stromsystem des Oxus und Jaxartes, bis wohin sich nach Strabo der Iranische Völkerstamm erstreckte und wo die Grenzbarrieren des Perser-Reiches gegen die *terra incognita* Ost-Asiens waren. Alles übrige von Ost-Asien, die fragmentarischen Nachrichten über Indien, das Mongolische Hochland und über das Seren-Land konnte nur als Anhang angeschlossen werden. Zweitens dann der Süden der alten Welt, Afrika oder nach der charakteristischen Bezeichnung der Sudan. Drittens der Occidens der alten Welt, Europa, soweit es von ansäfsigen Völkern bewohnt ward, die in politischer Beziehung eine Rolle spielen, d. h. das ganze südwestliche gebirgige Europa von dem Pontus an über Germanien hinaus bis zu den Brittischen Inseln. Viertens der Norden der alten Welt, das flache Ost-Europa nebst dem flachen West-Asien um den Pontus und das Kaspische Meer herum, die Heimath der nomadisirenden Scythischen und Sarmatischen Völkerschaften.

Indem wir nun dem Verf. nicht bei den einzelnen Untersuchungen folgen können, wollen wir uns darauf beschränken, den Gang seiner Darstellung zu beurtheilen, um nachzuweisen, wie durch eine zweckmäfsigere Methode ein weit anschaulicheres Bild der alterthümlichen geographischen und ethnographischen Verhältnisse sich ergebe, als es bei der willkürlich aneinander gereiheten Darstellung der einzelnen Parthieen sonst gewöhnlich der Fall ist. Der Verf. beginnt, wie man es fast stets findet, mit Europa und zwar mit Hispanien, dem äufsersten Hesperien der alten Welt. Es wird dabei stets eine vollständige Uebersicht über die Namen der Länder und Völker gegeben, über ihren Umfang und Grenzen, über die Gebirgsgruppen, über die Stromsysteme, mit steter Beziehung auf die neuern Namen, sodann folgen die ethnographischen Verhältnisse, die Angaben über die Eintheilung der Länder nach den verschiedenen Zeitaltern und das topographische Detail.

(Der Beschlufs folgt.)

LXVI.

Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1833. 309 S. 8.

In dem anmuthigen Gewand eines leichtfaslichen Romans empfangen wir durch dieses Buch eine inhaltschwere Mittheilung. Die Angabe „aus den Papieren eines Diplomaten," könnte der Form nach erdichtet sein, und sie dürfte dem Wesen nach gleichwohl richtig bleiben, denn diese Blätter beurkunden ihren Verfasser als einen klugen und eindringenden Beobachter der vornehmen Geselligkeits- und Staatswelt, die sich seinem Anschauen darbot, und nicht alle Diplomaten dürften im Stande sein, so wesentliche Verhältnisse gleich herauszufinden und sicher auszusprechen, als hier in Betreff Rußlands vielfältig geschehn ist. Daß ein Augenzeuge spricht, läßt sich nicht bezweifeln, und seinen höheren Standpunkt bezeichnen die milde Ruhe, der bei aller Strenge mancher Urtheile doch freundliche Sinn, wir möchten sagen die sittliche Zartheit, die durch das Ganze verbreitet sind. Wenn uns jemand versicherte, eine Frauenhand habe beim Niederschreiben dieser Papiere die Feder geführt, so hätten wir dagegen nichts einzuwenden, und der männliche Gehalt wäre deßhalb nicht geringer anzuschlagen.

Die Schilderungen der vornehmen Welt finden in allen Ländern so ziemlich denselben Stoff, und müssen auch größtentheils dieselben Resultate liefern; allein neben dem Allgemeinen bildet sich überall doch immer ein eigenthümliches Besondere aus, das hier als Russisch, oder genauer zu reden, als Petersburgisch, genug hervorgehoben wird. Die äußersten Spitzen dieser Erscheinung werden uns gezeigt, und zugleich ihr tiefster Grund enthüllt. Ueber einige Verhältnisse, an welchen das Russische Staats- und Einzelleben noch leidet, wird mit großer Unbefangenheit die schlichte Wahrheit ausgesprochen, wie man sie selten findet.

Als eigentliche Mitte des Ganzen und als Hauptfigur dieser beweglichen Gruppen erscheint die edle, feste Gestalt des Generals von Klinger, der redend und handelnd eingeführt wird. Dieser ehrenwerthe Landsmann, welcher den Ruhm deutscher Redlichkeit und Treue während eines langen Lebens durch sein strahlendes Beispiel im unsichern Auslande herrlich bewährt hat, ist unsres Wissens noch nie so gründlich geschildert, so ganz in seinem tiefsten Wesen erfaßt und erklärt worden. Unser Autor muß den trefflichen Mann genau gekannt haben, von dessen Geist und Ansichten gewiß manches in diese Blätter übergegangen ist. Nicht minder anziehend und wichtig ist die Charakterzeichnung, welche uns in das reiche Gemüth des Kaisers Alexander blicken läßt, und uns mit der innigsten Theilnahme für den wahrhaft edlen und liebenswürdigen Monarchen erfüllt, dem ein höheres Streben entschieden inwohnte, und grade deßhalb persönliches Glück in seiner hohen Stellung versagt blieb. Der Geschichtsforscher empfängt hier wichtige Aufschlüsse über die zum Theil widersprechenden Richtungen, die sich in Alexanders Regierung gezeigt haben. Ueber das Verhältniß zur Frau von Krüdener wird hier mehreres mitgetheilt, was wir der Wahrheit ganz gemäß glauben dürfen, und was noch nirgend sonst ausgesprochen wissen. Daß Frau von Krüdener zum Behuf ihrer Wirksamkeit allerlei Hülfsmittel verschmähte, die sich auf keine Weise entschuldigen lassen, sogar ihr Freund Bergasse ihr vorgeworfen, der mit ihren Geheimnissen war, als die berüchtigte Gaukelei mit der Seele Labadoyère's angestellt wurde, und späterhin von diesem Abenteuer im Vertrauen bekannte, er habe sich ordentlich geschämt, so plumpes Spiel mitzumachen! Eine Notiz, daß der Fürst Wittgenberg in Paris die erste Kenntniß von der Stiftung der heiligen Allianz durch seinen Leibarzt Doktor Koreff empfangen habe, scheint uns nicht ohne näheren Erweis anzunehmen.

Die Ansichten des Verfassers über Welt und Leben sind von einem redlichen, wahrheitliebenden Sinn, der weit umschaut in seiner Zeitumgebung, und doch eben so gern Gesellschaft und Staat, die Angelegenheiten des Gemüths und Herzens zum Gegenstande seiner Betrachtungen nimmt. Oefters wird in fremder Person ausgesprochen, z. B. die in Saint-Simonistische Ansicht über den Vorzug andrer Ausdehnung und Größe vor der kriegerischen. In einigen Urtheilen fehlt es nicht an Kühnheit, die überall zu vertreten schwer möchte. Zuweilen finden wir auch Mißgriffe, wie z. B. eine Parallele der Entführung des Herzogs von Enghien mit einem neuern Vorgange, der in allen Motiven, Umständen und Folgen eine gänzlich verschiedene Bewandtniß hatte, und unsres Wissens auch im geringsten nicht von der Einwirkung gewesen, die ihm hier beigemessen wird.

Als einen artigen Gedanken, dessen Ausführung gar nicht übel wäre, führen wir folgende Stelle an: „Ich möchte wissen, daß zur Rechtfertigung des jetzigen, so sehr verrufenen Geistes, jemand eine Sammlung der Ideen veranstaltete, die vor funfzig Jahren als frech, gottlos, neu und kühn verrufen, wie Kontrebande nur mit Gefahr für den Verbreiter in Umlauf gebracht wurden, und jetzt als Gemeingut durch alle Klassen der Gesellschaft bekannt und verbreitet sind. Ein solches Buch würde viel zu denken geben, und nach funfzig Jahren müßte sich ein zweiter Theil dazu schreiben lassen, von dessen Inhalt wir jetzt vielleicht nur träumen dürfen".

Die von allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen durchflochtene Liebesgeschichte ist in möglichst einfachen, oft gesuchte Abentheuerlichkeit herbeigeführten Auftritten und Verwicklungen glücklich zu einem befriedigenden Ende geführt. In den als handelnd oder sprechend mitwirkenden Figuren stimmte Personen zu vermuthen, dürfen wir uns nicht einfallen lassen, sondern nehmen vielmehr als gewiß an, daß dieser Theil des interessanten und lebenvollen Buches ausschließlich Dichtung

№ 49.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

uch der alten Geographie mit Rücksicht die numismatische Geographie und die sten Hülfsmittel bearbeitet. Von F. K. L. kler.

(Schluſs.)

er diese zerstückelnde Darstellung nach den einzel-ndern hat einen groſsen Nachtheil für die rich-nschauung der Natur- und Völkerverhältnisse, ſsen Naturtypen, an welche sich alle ethnogra-n und meist politischen Verhältnisse anschlieſsen, eineswegs gehörig beachtet worden, und doch ie alte Erdkunde keine fruchtbare Disciplin sein ete Rücksicht auf die neuere Erdkunde und ob-Vergleichung beider. Um mit Asia zu begin-theilt der Verf. diesen Erdtheil in *Asia minor*, lbinselland, und *Asia major*, oder das continen-ia, und behandelt letzteres wieder in vier Par-nehmlich Nord-Asien oder die Kaukasischen , den Kolchisch-Iberischen Isthmus mit dem Asia-Sarmatien, dann Nordost-Asien oder Hyrcanien, na, das Baktrische Tiefland nebst dem doppelten n und Serica, dann Süd-Asien oder Armenien en Ländern am Euphrat und Tigris, die Land-n des Hochlandes Ariana nebst Indien und dem der Sinae, und zuletzt Südwest-Asien oder das Soristan nebst Arabistan. Diese Anordnung t jedoch alles wesentlich zusammengehörige und e physikalischen und ethnographischen Verhältnis-nicht erkennen. Die groſsen Gegensätze des Irani-nd Semitischen Völkerlebens in Asien, in politischer, er und intellektueller Beziehung, die mit ihren ormen fast ganz und gar zusammengewachsen sind, ir durch ihre Beziehung darauf ihre rechte Bedeu-rhalten, verschwinden da vollkommen, obschon rch die Geschichte und nicht bloſs in der alten ondern selbst noch im Mittelalter so scharf be-zeichnet werden, und den Schlüssel für viele historische Erscheinungen darbieten. Offenbar hätte hier von der groſsen Naturform des Iranischen Hochlandes (Ariana, Eriene) ausgegangen werden müssen, als dem Hauptsitze aller Asiatischen Weltherrschaften der Achaemeniden, Arsaciden und Sassaniden, und deren Bedeutung von den fremden Geschlechtern der Seleuciden und Abassiden auch zu wenig aber zu ihrem eigenen Nachtheil erkannt worden ist. Daran hätte sich dann die Darstellung der das Hochland umsäumenden Landschaften anschlieſsen müssen, gegen Norden der Abfall zum Baktrischen Tieflande, die Landschaften Bactriana, Hyrcania und die Parther-Heimath, und auf der andern Seite der treppenartig aufsteigende Südsaum des Hochlandes, die μεγάλη χλίμαξ in Persis, Susiana, Carmania und Gedrosia, die sogenannte Brust von Iran, welches schon Strabo zu einer groſsen Natureintheilung in Asien benutzt. Aus solcher Anordnung kann dann aber auch allein die eigenthümliche Bedeutung solcher Landschaften und ihr Einfluſs auf ihre Bewohner auf eine genügende Weise erkannt werden. Zugleich hätte dies Gelegenheit gegeben, eine allgemeine Uebersicht über den groſsen merkwürdigen Iranischen Völkerstamm zu geben, und ihn in allen seinen einzelnen Verzweigungen näher zu charakterisiren. Es erhellt aus der Darstellung des Vfs., daſs das zu Augustus Zeit gangbare und von Strabo befolgte System einer Theilung des gesammten Asiens durch einen angeblichen Taurus, der sich von Carien aus bis nach China hin gleichwie ein groſser Erdwall durch den Erdtheil hinerstrecken soll, zu Grunde gelegt ist, während doch die neuere wissenschaftliche Erkenntniſs der Erdkunde diese Hypothese längst verworfen hat. Naturgemäſs müſste sich dann an die Darstellung des Iranischen Hochlandes die der Darstellung des Armenischen Hochlandes als der Burg und des Centrums von ganz West-Asien nebst der des Kolchisch-Iberischen Isthmus mit den Kaukasus-

Landschaften anschliefsen, wogegen diese wesentlich zusammengehörigen Theile bei dem Verf. durch ganz andere Landschaften von einander getrennt sind. Mit Unrecht wird p. 486 eine Provinz Ariana angegeben, die im Gegensatz gegen das ganze Hochland Ariana doch wohl nur Aria geheifsen hat, wenn schon die Verwechselung beider Namen bei den alten Geographen nicht selten ist. Unter den im Lande der Paropamisaden p. 495 angeführten Flüssen herrscht etwas Verwirrung; der einzig bedeutende Flufs, der sich am Südfufse des Paropamisus und des Indischen Kaukasus (die nicht, wie der Verf. meint, nur Eine Gebirgskette bezeichnen) von den Hochflächen von Kabulistan im Lande der Cabolitae gegen den Indus nach Osten hinabergiefst, ist der Kophen (Kabul) und keineswegs der Coas, der vielmehr wie der Guraeus nur einen der nördlichen Zuflüsse des Kophen bildet, nehmlich den heutigen Kameh und Lundye, die aus dem Alpengebirgslande von Ghori (der Urheimath der Afghanen) hervorbrechen, wie dies der Hr. Prof. Ritter in seiner trefflichen Abhandlung über Alexanders Züge durch den Indischen Kaukasus nach Grundlage des Reiseberichtes von Elphinstone klar dargethan hat; auch ist die Bedeutsamkeit dieses Stufenlandes des Kabul auf der Grenzmark des Asiatischen Orients und Occidents, des Nordens und Südens, wo die grofse Königsstrafse der Asiatischen Eroberer geht, keineswegs gehörig hervorgehoben. Auffallend ist dann der wunderliche Irrthum p. 468, wo unter den Persischen Stämmen in Persis auch der Stamm der Arteatae und der Persae genannt wird. Schon an sich müfste es auffallend sein, unter den verschiedenen besondern Namen der Stämme auch den allgemeinen der Perser mittenunter zu finden und einen Stamm der Arteaten, der sonst nirgends erwähnt wird, und den der Verf. vermuthlich mit dem der Artäer in Verbindung setzt, wenn schon doch dieser nur eine verlängerte Form des Namens der Arier sein kann, mit welchem im Alterthum der Iranisch-Indische Sprach- und Völkerstamm um den Indischen Kaukasus ursprünglich gemeinschaftlich bezeichnet wurde, Herod. 7, 62. Es erhellt klar, dafs der angebliche Stammname der Arteaten nichts weiter als eine Verbalform ist, und zwar die regelmäfsig Ionische Form, wie man sie im Herodot, woraus die Angabe über diese Persischen Stämme entnommen ist, nicht anders erwarten kann. Auch Mannert hat sich dieses seltsamen Irrthums schuldig gemacht. Die Stelle im Herod. 1, 125. heifst einfach „dies sind die Stämme, von welchen alle gen Perser *abhängig sind* (ἀρτέαται), die Pasarga s. w."; und so bekommen denn auch diese Pasar wie es natürlich sein mufs, die erste Stelle in de he der Stämme, da zu ihnen ja die Achämenide hörten. Die Stadt Susa p. 475. liegt nicht auf der des heutigen Schuster, trotz dem, dafs beide Städ einen und denselben Namen tragen, indem die S niden-Stadt Schuster (der Comparativ von Sus, S 7 M. davon liegt, wie die Ruinen nach der A von Fraser noch jetzt beweisen. Susa liegt am F Flufs (dem alten Eulaeus oder dem heiligen Choa der von der Hochterrasse von Kermanschah herabk während Schuster im Osten davon am Karun lieg von den Hochflächen von Ispahan kommt. Ob d Recht hat, die Städte Persepolis und Pasargada einander zu trennen, und letztere ohne weiteres den Grenzen von Carmanien zu versetzen, ist noch sehr streitige Sache, indem sich das meiste dafü bringen läfst, dafs beide Namen nur Eine grofse, auch ausgedehnte Lokalität bezeichneten. Der Theil Asiens stellt das Semitische Tief-Asien dar, ohne dafs auf das Gesammtgebiet des Semitischen ker- und Sprachstammes Rücksicht genommen denn zwei wesentlich dazu gehörige Theile, nä die Stufenlandschaft des Euphrat und Tigris (Me tamien und Assyrien) und das Babylonische Delt erscheinen davon getrennt. Erwartet hätte man mehr die sonderbare Erklärung des Namens vom chen Arabien als *Arabia felix* zu finden, weni hätte auf die rechte Bedeutung des einheimischen mens *Ard el Jemen* im Gegensatze von *Ard el S* aufmerksam gemacht werden sollen, welches vo Alten immer mifsverstanden worden ist. In der stellung von *Asia minor* wird p. 294. der Antit fälschlich für den Mittelpunkt der Hochgebirge a geben, die an der Grenze von Cilicien und Cap cien als verschiedene Aeste des Paryadres, Amanus Taurus zusammenstofsen; dieser Name bedeutet nichts als die nördlichen Parallelketten des Tauru sich gegen die Kleinasiatische Hochfläche zu abda denn es befinden sich durchaus nicht zwischen obern Euphrat und den Hochflächen von Cappad die angeblich grofsen Querjoche, die man dort wie in Medien bis auf den heutigen Tag fast immer a

n hat, und wovon jeder Reisebericht durch jene
en das Gegentheil beweiset. Afrika hat der Vf.
n Parthien behandelt, indem er von dem Nil-
ausgeht und zuletzt bei dem Atlantischen Ocean
. Nun ist aber nicht zu verkennen, dafs Afrika
einen Natur- und Völkerverhältnissen, so weit
Alten bekannt war, in wesentlich drei verschie-
eile zerfällt, in das grofse Stromsystem des Nil,
den Alten meist noch zum Asiatischen Orient
wurde, in die grofse Wüste, den eigentlichen
erd des Südens bis zum Nordsaum des grofsen
sehen Hochlandes, und drittens das Kleinafrika-
Halbinselland. So werden diese Theile von den
ändern selbst angegeben als Mesr, Sudan und
, welche Eintheilung auch wesentlich mit der
n in *Aegyptus*, *Aethiopia* und *Libya* überein-
Bei der Behandlung des Nil-Landes wäre es
r wünschenswerth gewesen, wenn der Vf. statt
s Delta anzufangen mit den obern Nil-Land-
von Habesch und Meroe den Anfang gemacht,
allmählig über Nubien nach der Thebais und
Aegypten hinabgestiegen wäre, indem so zugleich
hauliches Bild von dem grofsen eigenthümlichen
stem des Nil hätte gegeben werden können,
doch für die Charakteristik dieses ganzen Ge-
physikalischer und geistiger Beziehung so höchst
ist. Die in dem dritten Abschnitt unter Libya
lten Landschaften Marmarica und Cyrenaica, die
andschaft von Barka, könnte dann nur als ein
zu der grofsen Naturform des Nilthales behan-
den, so wie dies Gebiet auch in historischer
ag immer dazu gerechnet worden ist. Dann
auch die vier übrigen Parthien als *Africa pro-
consularis*, *Mauritania* und *Gaetulia*, nicht selten
n engern Sinne genannt, als eine gemeinschaft-
ofse Naturform mit gemeinsamer Bevölkerung
chichte gleichfalls zusammenfallen.
opa wird von dem Verf. in drei Hauptparthien
lt, nämlich West-Europa, westlich vom Rhein,
len Römern sogenannten transalpinischen Pro-
lann Nord-Europa im Norden der Donau oder
en, Dacien und Sarmatien, und Süd-Europa oder
nland und die Illyrischen Provinzen nebst Ita-
dem Griechischen Halbinsellande. Wollte man
r bei der Darstellung der geographischen und
ethnographischen Verhältnisse die Hauptnaturformen zum
Grunde legen, und an sie das einzelne anschliefsen, so
wie sie denn in der alten Zeit unstreitig das Bestim-
mende bei allen historischen Verhältnissen gewesen sind,
so müfste man nothwendig das ganze System des Al-
pengebirges, die ursprüngliche grofse Scheidewand des
S. und N. im Europäischen Occident, die Grenzmark der
Griechisch-Italischen Kulturvölker und des Keltischen
Völkerstammes an die Spitze stellen. Dies ist nun hier
nicht geschehen, es fehlt eine allgemeine Zusammenstel-
lung von den Anschauungen der Alten über dies Ge-
birgssystem unstreitig aus dem Grunde, weil es von
den Römern zu verschiedenartigen Provinzen gezogen
worden ist, vornehmlich die westlichen Alpen, die theils
zu Gallien, theils zu Italien gehörten, während nur die
östlichen Alpen mit den sie umlagernden Thallandschaf-
ten bis zum Danubius zu drei besondern Alpenprovin-
zen gerechnet wurden. Dennoch wäre es schon darum
von Nothwendigkeit gewesen, um die verschiedenen Al-
penpassagen, die in der alten wie neuen Geschichte so
bedeutend sind, nebst den eigenthümlichen Völkerschaf-
ten, welche jene Gebirgsgaue bis auf die Kaiserzeiten
hin bewohnten, zu Einem Bilde zu vereinigen. Ueber
Hannibals Heereszug über die Alpen I. p. 68. findet man
wieder die alte Annahme, dafs er über den M. Genèvre
gezogen sei. Der Verf. bemerkt selbst, dafs Hannibal
an der Rhone bis nach Vienne hinaufgezogen sei, und
da mufs es denn um so wunderbarer erscheinen, dafs
der Karthagische Feldherr, der sich doch Keltischer Weg-
weiser aus Ober-Italien bediente, durch die wilden Ge-
birgsthäler der Dauphinée sich so weit wieder nach S.
hinabgezogen habe und zwar auf ganz ungebahnten We-
gen. Schwerlich hat Hannibal, wie der Vf. meint, ei-
nen Uebergang über die Alpen erst *gesucht*, da die Gal-
lier, die sein Heer führten, oft genug dies Gebirgssystem
durchsetzt hatten und die grofse Naturstrafse über den
kleinen St. Bernhard am Südfufs des Montblanc sehr
gut kennen mufsten, indem sie unstreitig die Strafse war,
auf welcher die meisten Gallischen Heerhaufen nach Ita-
lien eingewandert sind. Natur und Geschichte vereini-
gen sich dafür, diese Passage für Hannibals Zug zu be-
stimmen, und gewifs schon eher möchte man sich dafür
entschieden haben, wenn die von den beiden Engländern
Wickham und Cramer an Ort und Stelle gemachten Un-
tersuchungen mehr bekannt gewesen wären. An dieses

Alpensystem schlöfsen sich dann sehr bequem die grofsen Halbinselländer des Europäischen Südens an, Italia, und zu beiden Seiten die Haemus-Landschaften der Thrakisch-Illyrischen Völker nebst dem Griechischen Halbinselande, und Hispania nebst Gallia, und hätten so durch Germania den Uebergang zum Norden der alten Welt dargeboten, um den Kreislauf der alten Erd- und Völkerkunde zu vollenden. Auf jeden Fall würde durch eine gehörige Rücksicht auf die Naturformen die willkürliche Anordnung vermieden worden sein, wie sie sich z. B. bei der Darstellung der 16 Süd Donau-Länder I. p. 222. zeigt, wobei es immer eine natürliche Folge ist, dafs die ethnographischen Verhältnisse nicht auf eine übersichtliche und klare Weise dargestellt werden können. Mit ganz vornehmlichen Fleifse ist Italien behandelt worden, was um so schätzbarer ist, da dies Land, wenn gleich es eins der bekanntesten zu sein scheint, doch noch in vielfacher Beziehung ziemlich unbekannt ist, indem mit Ausnahme der grofsen Heerstrafse aller Reisenden durch die drei Campagnas über Florenz, Rom und Neapel sich noch mannigfache Aufklärungen über die Gebirgslandschaften erwarten lassen, die für die alte Topographie und Völkerkunde noch reiche Ausbeute gewähren müssen. Der Verf. hat auch diesen Theil seines Werkes mit sehr zahlreichen Litterarnotizen versehen, wofür man ihm um so mehr verpflichtet sein mufs, da diese Hülfsmittel aufserhalb Italiens meistens ganz unbekannt sind und die Hinweisung zu einem weitern Studium für Specialuntersuchungen darbieten.

Indem wir nicht weiter in das einzelne eingehen können, bemerken wir nur noch, dafs der Fleifs und die Sorgfalt des Verfs. gewifs anzuerkennen ist und dafs dies Werk zu den besten neuern Hülfsmitteln zum Studium der alten Erdkunde gehört, und dasselbe gewifs wohlthätig anregen und befördern wird. Die Brauchbarkeit des Werkes wird noch vermehrt durch einen überaus reichen Index, in welchem die einzelnen Namen mit der Quantität versehen sind, so dafs das Buch zugleich die Stelle eines lexikalischen Werkes vertreten kann. Geschmückt ist das Werk mit 6 Steindruckcharten der alten Welt, die wenn auch ohne einen bedeutenden Werth, doch eine übersichtliche Anschauung der verschiedenen Zustände der Kenntn Erdoberfläche bei den Alten gewähren.

Ferdinand Mülle

LXVII.

De Amphibiorum quorundam papillis glan que femoralibus scripsit Carolus Frid Meisner. M. D. Medicinae in Univ. P. P. O. etc. Basileae 1832. *Schweighäus*

Papillae femorales sind die Organe, welche die kleine kerchen bilden, die bei unsern Eidechsen von der Inguinal bis zum Knie hin längs der Schenkel sich erstrecken. S längst bekannt, wie des Vfs. sorgfältige Nachweisungen den. Nur bei einigen Sauriern und unter dem *Ophidium* Gattung *Amphisbaena* finden sich diese Warzen. Nam kommen sie zu der zweiten Unterabtheilung der Gattung *tor*, der Familie der *Lacertoideae*, dem *Genus Algyra Cuv.* felhaft ist es, ob sie bei *Tachydromus* sich finden. Un Iguanen zeichnen sich durch ihren Besitz aus die Gat *Cordylus Cuv*, *Uromastix C. Agaema Cuv.*, *Leiolepis Cu pidolepis Cuv.*, *Brachylophus Cuv.*, *Physignathus Cuv.*, *Istiur Iguana Cuv.*, *Polychrus Cuv.*; unter den Geckonen besit einige *Platydactyli* und alle *Hemidactyli*; unter den Scincoi meisten Arten von *Bipes*, *Chirotes*, *Spondylurus*. Bei den ten bezeichnen sie die Grenze zwischen den gröfseren, n fsen gelegenen, ziegelförmigen Schuppen und den dem Se zugewendeten kleinen, runden, convexen Schildern. Bei d riern, welchen die Wärzchen fehlen, findet sich entweder dieselbe Art von Schuppen, oder diese gehen allmälich Schilder über. Die die Wärzchen deckenden Schuppen s vexer, von etwas verschiedenem Umrifs und sind mit einer chen versehen. Bemerkenswerth ist es, dafs dies Grübch Loch hält, sondern ganz von der Oberhaut überzogen wi ter diesen Schuppen liegen Drüsen. Bei *Lacerta ocell* spricht ihre Gestalt und Gröfse genau der, der sie de Schuppen. Nach aufsen liegen diese Drüsen hart am ihre innere Fläche aber wird von einer zarten, durchsi allen gemeinschaftlichen Zellhaut umkleidet. Die Drüs sonst völlig getrennt und haben keinen gemeinschaftlichen rungsgang; auch scheinen sie nicht durch Blutgefäfse ve zu werden. Jede einzelne Drüse ist einfach, abgeflacht, dr mit abgerundeten Ecken; zwei ihrer Ränder sind leicht höhlt, der dritte ist tiefer eingeschnitten. Unter dem Micro kennt man, dafs von diesem Rande ein kegelförmiger Forts geht, welcher, kürzer als die Drüse, an den Theil der inner der Warzenschuppe sich anlegt, der dem Grübchen entspric Ausführungsgang, dessen Aufsenfläche 7 bis 9 Furchen z inwendig hohl; dies scheint die aus Zellgewebe und Gefä sammengesetzte Drüse nicht zu sein. Die Zahl der Warze verschiedenen Individuen verschieden. Beschrieben ist n Gestalt beim *Tejus cyaneus*, bei *Cordylus vulgaris*, bei *Ig berculata*, bei *Polychrus Guianensis* und bei *Gecko gutta* sen Aftersäcke der Verf. auch der Aufmerksamkeit ge Bemerkenswerthe Verschiedenheit der Schenkelwarzen ter und Geschlecht hat der Vf. nicht gefunden. Zur Begatt fand er sie mehrmal turgescirend und vermuthet daher, da einiger Beziehung zu den Geschlechtsverrichtungen steh brigens leuchtet ihre Analogie mit den Hautdrüsen andere ein, wenn schon ihr Secret noch unbekannt ist. Specifisch zeichen können sie nicht gewähren, wohl aber zur Un dung der Gattungen beitragen. — Eine Steintafel erläu über ihre Lage und ihren Bau Angeführte.

№ 50.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

LXVIII.

***hdeutscher Sprachschatz oder Wörter-
b der althochdeutschen Sprache u. s. w., E. G. Graff, Königl. Preufs. Regierungs-
h u. s. w. Berlin, in Commission bei Ni-
i. (Einladung zur Subscription).***

e Allgewalt jenes politischen Umschwunges, wel-
eutschland seine Selbständigkeit und mit dieser
ewufstsein der Selbständigkeit zurückgab, setzte
ie Wissenschaft Deutschlands in neue Gährung;
enn es früher über dem intellektuellen Reich-
der Welt seines eignen nur nicht ganz vergess-
tte, ergriff es diesen jetzt mit einer, wenn auch
s nicht immer verständigen, doch an sich unta-
erthen Vorliebe. Deutsche Geschichte, — und
schichte Germanischer Stämme im Mittelalter ist
e Europa's, — das Studium und die Kunde Deut-
Rechts, Deutscher Sitte, Kunst, Literatur und
e sind seitdem in den ehrenvollsten Wettstreit
en, sich in sich und durch einander aufzuhellen.
nun zwar das In- und Durcheinandergreifen sehr
iedenartiger Forschung gewesen, welche uns hin-
n Schleier, der sonst das Deutsche Mittelalter
kte, so viel Herrliches und Grofses gezeigt hat,
f sich doch auch die Sprachwissenschaft insbe-
e rühmen, durch eine tiefere, geschichtlich-philo-
che Ergründung der Germanischen Sprachen ih-
itschwestern vielfach bei dem gemeinsamen Wer-
weder voran oder zur Hand gegangen zu sein.
noch, sie hat sich diesen *unentbehrlich* gemacht!
Griechen noch so geschmeidige Zunge mufste
eln, wenn sie von Römischer Sitte, Römischen
ltnissen und Einrichtungen reden sollte; Tacitus'
t über die Germanen verlangt, um verständlicher
rden, erst einer im Geiste vollzogenen Uebersez-
in Ausdrücke aus dem Idiome unserer Väter. Die
neuere Geschichtsforschung hat die Einsicht erlangt, keines Volkes Geschichte — und die des Deutschen macht am wenigsten eine Ausnahme — könne einer lebendigen Anschauung der Sprache dieses Volkes entbehren; alle Menschengeschichte ist in ihrem Wesen Gedanke und der Gedanke, ob zur That geworden oder nicht, zugleich Wort und zwar Wort einer bestimmten Sprache, dessen vollen Sinn keine andere zu erschöpfen vermögend ist. Und weiter: aus Zeiten, über welche die Geschichte verstummt, hallen noch viele Klänge in dem langausdauernden Echo der Sprache wieder, welchem schon oft ein geübtes Ohr wissenswerthe, geschichtliche oder ethnographische Kunde abgelauscht hat. Wem wären in dieser Beziehung wohl z. B. W. v. Humboldt's sprachlich-historische Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens unbekannt geblieben? So verflicht sich die Sprachwissenschaft aufs innigste mit der *Geschichte*, und diese mag sich auch der Fortschritte jener erfreuen. — *Rechtskundige* brauchen nur an des einzigen Grimm Deutsche Rechtsalterthümer erinnert zu werden, um ihrer Verpflichtungen gegen Deutsche Sprachkunde eingedenk zu bleiben. — Bedarf es hiernach noch einer Erwähnung *Deutscher Sprache und Literatur?* Auch der neueren, in welchen ohne den Rückblick auf die Vorzeit so Vieles, ja sie selber mit ihren Repräsentanten Luther und Kant, Goethe und Hegel, in einem gewissen Sinne Hieroglyphe bleiben? — Soll endlich die *classische Philologie* Deutschlands noch heute sich mahnen lassen, nicht blofs, in wie innigem verwandtschaftlichen Zusammenhange die classischen Sprachen mit den Germanischen stehen und wieviel sie aus deren älteren Formen für das Verständnifs der ersteren zu lernen habe, sondern auch, dafs, den seit Jahrhunderten an fremde Literaturen und Sprachen verwandten Fleifs endlich auch mit den vaterländischen in engere Beziehung zu setzen, auch ihr eine heilige Obliegenheit sein

müsse? — Jakob Grimm's Deutsche Sprachlehre ist oder sollte in Jedermanns Händen sein; es ist ferner bekannt, dafs dieses unschätzbare und selbst von Ausländern gerühmte und benutzte Werk, zum Theil eben wegen Mangels an einem altgermanischen Wörterbuche, das sich ihm würdig zur Seite stellte, gewissermafsen die Rolle des letzteren habe mit übernehmen müssen; sein Verf. bemerkt ausdrücklich und jeder seiner Leser fühlt ihm nach das Bedürfnifs eines Werkes, welches zu der grofsartigen Hälfte die ergänzende Hälfte sei. Ein solches wird uns nunmehr durch Hrn. Reg.-R. Graff in obiger Subscriptionseinladung dargeboten und je nach Mafsgabe der Anzahl der Unterzeichner werden wir, um so mehr, als der Hr. Verf. sich zum Selbstverlage genöthigt gesehen hat, den ersten Heften bald oder spät entgegensehen dürfen, oder auch dasselbe (ohne böses Omen sei es gesagt) ganz entbehren müssen. Deutschland hat nicht gleich anderen Nationen das Glück oder Unglück, Akademieen für seine Sprache zu besitzen; wenn daher Einzelne mit eigner Kraft Werke schaffen, welche die ganzer ausländischer Sprachakademieen aufwiegen, so mufs wenigstens ein zahlreiches und schnelles Zusammentreten anderer Einzelner die äufseren Hindernisse des Erscheinens derselben hinwegzuräumen suchen. Wären es auch nicht die vielseitigsten wissenschaftlichen Interessen, welche sich an die Förderung des Althochdeutschen Sprachschatzes Hrn. Reg.-R. Graff's knüpfen, so dürfte dennoch diese unser Volk nicht anders als bereitwillig übernehmen, weil es *unsere* Sprache ist, der viele Opfer zu bringen, unser Landsmann für den schönsten Ruhm seines Lebens geachtet hat; gewifs, wir werden nicht zugeben, dafs die Magyaren, die gegenwärtig ein Beispiel von fast zu warmem Eifer für die ihnen angestammte Sprache geben, uns Kaltsinn gegen die unsrige Schuld geben. — Die Sprachforschung hat, weil das besprochene Werk zunächst in ihr Gebiet gehört, auch den nächsten Beruf, besorgt zu sein, dafs in demselben den allgemeinen und besonderen Anforderungen, welche sie jetzt zu machen berechtigt ist, Genüge geleistet werde, aber gerade sie ist es auch, welche schon in den früheren Schriften des Hrn. Verfs.: Althochdeutsche Präpositionen, Diutiska, Otfried's Krist u. s. w., in dem Fleifse von 12 Jahren, deren drei der Aufsuchung unbenutzter handschriftlicher Quellen in Deutschland, Frankreich, Italien und in der Schweiz gewidmet waren, in der wissenschaftlichen Anlage Werkes selber, in welchem die Etymologie und Sp vergleichung sich gebührender Weise geltend ma sollen, die sicherste Bürgschaft der Erfüllung ihre wartungen besitzt.

Wir haben unsern Lesern nicht die Hinwei auf ein Werk, dessen Erscheinen wir auch unsre gern befördern möchten, schuldig bleiben wollen; verehrten Hrn. Reg.-R. Graff glauben wir nichts seres wünschen zu können, als dafs seine mühe Arbeit unter uns mit dem einmüthigen Enthusia aufgenommen werde, dessen dieselbe unmittelbar den Deutschen Befreiungskriegen gewifs gewesen da sie ja in einem gleichen ihre Wurzel hat: und er sie in ungeschwächter Gesundheit und Kraft z nem baldigen und glücklichen Ende bringen mög

Pott.

LXIX.

Supplemente zu Georg Simon Klügels Wö buche der reinen Mathematik. Herausgeg von Johann August Grunert, Dr. u. Prof. Mathematik zu Brandenburg a. d. H. Erste theilung, A. bis D. Leipzig, 1833. *bei Schwic*

Der Hr. Vf. giebt in der Vorrede die Gründe an, che ihn veranlafst haben, dem nunmehr durch ihn voll ten mathematischen Wörterbuche diese Ergänzu nachfolgen zu lassen. Er bemerkt, dafs die Fortsch welche die Mathematik seit dem Beginn dieses Werke etwa 30 Jahren gemacht hat, sowohl in Ansehung der besserten Methoden als der neuen Resultate so bedeu gewesen sind, dafs ein grofser Theil der damals von gel verfafsten Artikel gänzlich veraltet dasteht, und Bearbeitung erfordert. Da indessen das Bedürfnifs Nachträgen in dem Maafse abnimmt, als die Artike Wörterbuches aus späterer Zeit herrühren, so sollen selben auf zwei Bände beschränkt werden, von d der erste der Gegenstand des folgenden Berichtes ist.

Derselbe umfafst auf 737 Seiten eine beträch Anzahl zum Theil sehr ausführlicher Artikel, aus wel Ref., mit Beibehaltung der alphabetischen Anordnung einige derjenigen hervorzuheben beabsichtigt, welch die wichtigsten zu sein und den Maafsstab für die B theilung des ganzen vorliegenden Bandes abgeben zu

heinen. Der Artikel: Anwendung der Analysis auf
ometrie beginnt mit der Bemerkung, dafs die im Ar-
Linie und Ebene, entwickelten Gleichungen diesen
ndungen als Principien zu Grunde liegen. Hier-
t zu bemerken, dafs es eine Anwendung der Ana-
l. h. des gesammten niederen und höheren Cal-
if die Geometrie auch ohne jene Gleichungen giebt,
zwar als höchst wichtige Lehrsätze dastehen, kei-
s aber die Anwendung der Rechnung auf Geo-
begründen, von der sie vielmehr nur einen Theil

Ueberhaupt hat Ref. seine Vorstellung von der
ie dieser Artikel zu behandeln war, mit der Aus-
g des Hrn. Verfs. nicht in Einklang zu bringen
ht. Es war hier der Ort, auf die Gründe zurück-
n, durch welche die Einführung der Rechnung in
ometrie bedingt wird, zu zeigen, unter welchen
inkungen und wie sich algebraische Formeln geo-
h construiren lassen, welche Mittel die Rechnung
um die Lage eines Punktes im Raume genau
ben, und überhaupt über das Verhältnifs der Rech-
ur Geometrie etwas Allgemeines zu sagen. Frei-
ire dieses ungleich schwieriger, aber auch dem
des Artikels angemessener gewesen, als die Mit-
g einiger nur als Beispiele hervorgehobener Sätze
ie gegenseitigen Berührungen von Kreisen, die
ische Aufgabe, die stereographische Projection,
eben so gut in andere Artikel konnten verwiesen
, während sie Niemand in dem eben besproche-
rmuthen wird.

en so wenig ist es zu billigen, dafs der Hr. Vf. sich
t, in dem Artikel: Barycentrischer Calcul, das be-
Werk von Möbius zu nennen, und seinen Le-
empfehlen, ohne im Geringsten auf diese neue
sche Methode näher einzugehen. Hr. Prof. Gr.
ich zwar durch die Bemerkung zu rechtferti-
ifs ein kurzer Auszug aus dem genannten Werke,
allein der Raum gestatte, nicht wohl möglich
ieses kann man allerdings, bei dem mannigfalti-
alte jenes Werkes, wohl zugeben, allein zugleich
bemerken, dafs für den vorliegenden Zweck nur
visser Theil desselben in Gebrauch zu ziehen war,
die Erläuterung der Gründe und die einfachsten
dungen dieser Rechnung betrifft. Der Hr. Verf.
den Zweck solcher Darstellungen zu hoch ge-
haben, wenn er sie deswegen ganz aufgiebt,
weil sich darin Vollständigkeit nicht erreichen lasse.
Wenn das Studium der Originalwerke immer die Hauptquelle einer gründlichen Kenntnifs bleibt, so besteht dagegen das Verdienst eines Werkes, wie das vorliegende, grofsentheils in der Kunst, mit welcher es das Wesentliche ihres Inhaltes hervorzuheben vermag, ohne denselben in seiner ganzen Verzweigung verfolgen und mithin sich selbst an die Stelle der Originale setzen zu wollen. Unstreitig hat der Hr. Verf. seinem Werke durch Verzichtung auf kurze Darstellung dieser neuen Methode Eintrag gethan, und eine Gelegenheit versäumt, um derselben mehr Eingang zu verschaffen, als sie bisher gefunden zu haben scheint. An Raum würde es nicht gefehlt haben, wenn eine Menge des ganz Gewöhnlichen, und hinreichend Bekannten, welche sich in mehreren Artikeln findet, weggelassen oder abgekürzt worden wäre.

Der Artikel: Berührung, ist bestimmt, im Zusammenhange eine allgemeine Theorie der Berührung der Curven einfacher und doppelter Krümmung und der krummen Flächen vorzutragen. Hier wird S. 83 der Satz aufgestellt: Wenn zwischen zwei beliebigen Curven in einer Ebene eine Berührung der ersten Ordnung Statt findet, so kann in derselben Ebene durch den Berührungspunkt keine dritte Curve gezogen werden, welche in der Nähe des Berührungspunktes zwischen den beiden gegebenen Curven liegt. Hier mufste offenbar hinzugefügt werden, was auch in der zum Beweis vorausgeschickten Rechnung liegt, dafs die dritte Curve die beiden ersten nicht berühren, sondern nur schneiden soll. Ohne diesen Zusatz erscheint die Aussage geeignet, Anfänger, welche den vorhergegangenen Beweis nicht klar genug übersehen, irre zu leiten. Auffallend ist, dafs beinahe eine ganze Seite (118) gebraucht wird, um Folgendes zu beweisen: Ist $At + Bu + Cv = o$ die Gleichung einer Ebene, die durch den Anfangspunkt der Coordinaten geht, so kann man zwischen den Coefficienten A, B, C die Relation annehmen, dafs $A^2 + B^2 + C^2 = 1$. Hier wäre es nicht nöthig, auf die Principien der analytischen Geometrie zurückzugehn, da einer der Coefficienten sich als beliebig ansehen läfst, und nur seine Verhältnisse zu den beiden andern unverändert bleiben müssen. — Bekanntlich lassen sich die Sätze von den Krümmungshalbmessern der Flächen geometrisch durch Betrachtung unendlich kleiner Schnitte sehr einfach ableiten, wie z. B. Möbius bar. Calc. S. 133 u. f. gelegentlich zeigt. Hr. Gr. übergeht aber

diese Art von Betrachtungen, welche gewifs vorzüglich geeignet sind, um eine klare Einsicht mit vieler Leichtigkeit zu gewähren, mit Stillschweigen. — Am Schlusse des Artikels wird noch die Abhandlung von Gaufs: *Disquisitiones generales circa superficies curvas* als eine wichtige Erweiterung der Lehre von den krummen Flächen genannt, und auf die Bearbeitung derselben, welche der Vf. in seinem Werke über sphäroidische Trigonometrie gegeben hat, verwiesen. Ref. ist der Meinung, dafs diese neuen Forschungen nothwendig eine Stelle in den Nachträgen finden mufsten. Ein Gleiches gilt auch noch von andern Untersuchungen, die zu der Theorie der krummen Flächen gehören, besonders denen von Lancret über die Abwickelung der Curven von Flächen, welche Lacroix im dritten Bande der zweiten Ausgabe seines grofsen Lehrbuches mittheilt. Die Darstellung, welche an dem angeführten Orte allerdings weitläuftige Rechnungen herbeiführt, läfst sich durch geometrische Betrachtung sehr vereinfachen und unmittelbar auf ihre allgemeine Grundlage zurückführen. Ref. will diese Gelegenheit benutzen, um seine Ansicht den Mathematikern vorzulegen. Man stelle sich auf einer krummen Fläche eine beliebige Curve vor; an diese Curve denke man sich in jedem Punkte berührende Ebenen gelegt, so bildet die Folge der Durchschnittslinien dieser Ebenen eine abwickelbare Fläche, welche die gegebene krumme Fläche in der gegebenen Curve berührt. Denkt man sich nun die berührende Fläche in eine Ebene abgewickelt so entsteht eine ebene Curve, welche der auf der gegebenen Fläche vorgelegten entspricht. Die Aufgabe ist, den Krümmungshalbmesser dieser ebenen Curve zu bestimmen. Man nenne R den Krümmungshalbmesser der Curve auf der Fläche in irgend einem Punkte, ϱ den Krümmungshalbmesser der abgewickelten Curve in dem entsprechenden Punkte und i die Neigung des Krümmungshalbmessers R gegen die Berührungsebene der Fläche. Man betrachte zuerst einen Kreis auf einer Kugel, lege einen Berührungskegel an denselben, und wickele ihn ab; so ist die abgewickelte Curve ein Kreisbogen, für welchen in jedem Punkte die Gleichung gilt: $\varrho \cos i = R$, welche sich aus der Betrachtung des berührenden Kegels ergiebt, weil der Abstand des Scheitels von einem Punkte der Curve dem Halbmesser ϱ gleich ist. Diese Gleichung läfst sich nun auf jede Fläche und jede Curve übertragen, wenn man das unendlich Kleine zu Hülfe nimmt. Nehmlich ein Elem der Curve kann angesehen werden als dem Krümmu kreise angehörig, dieser aber als beschrieben auf eine Fläche berührenden Kugel, deren Mittelpunkt da liegt ein aus dem Mittelpunkte des Krümmungskreises au Ebene desselben errichtetes Loth die Normallinie der che trifft. Vermöge dieser Ansicht ergiebt sich für j Element der Curve auf der Fläche und das entsprech Element der abgewickelten Curve die Gleichung $\varrho \cos$ R, welche nun weiter dient, um den gesuchten analytis Ausdruck für ϱ zu bilden. — Diese Gegenstände hä zwar mit dem Inhalte des Artikels: Berührung, einige fsen zusammen; es würden aber sowohl die Gaufsische auch die erwähnten Lancretschen Untersuchungen an sten in einem Artikel über krumme Flächen Platz finde Der Artikel: bestimmtes Integral, geht nach der Reih verschiedenen Methoden durch, deren man sich zur mittelung der Integralwerthe, bei gegebenen Grenzen dient hat, und von welchen folgende aufgezählt wer Es kann für ein Integral irgend ein Ausdruck, z. B. d partielle Integration gefunden sein, aus welchem sich Werth, für bestimmte Grenzen des Integrals, abl läfst. Ein Integral kann in eine Reihe entwic diese aber nachher auf andere Weise summirt wer Aus einem bestimmten Integral kann man durch D rentiation der Constanten andere ableiten, oder Differentialgleichungen finden, welche den Werth selben liefern. Endlich da bei doppelten Integrati die Ordnung beliebig ist, so kann man durch geschi Anwendung dieses Satzes bestimmte Integrale tran miren und in manchen Fällen ihre Werthe ermit Alle diese Methoden werden durch Beispiele erläu Bei der Aufzählung derselben hätte noch bemerkt den können, dafs die allgemeinen Gleichungen, we sich auf die Vergleichung der Transcendenten bezie theils unmittelbar Relationen zwischen bestimmten tegralen, theils auch zuweilen Werthe solcher Inte liefern. Ja man könnte noch weiter gehend beh ten, dafs die Theorie der bestimmten Integrale nu Corollarium einer allgemeinen Theorie der transcen ten Funktionen ausmacht, wenn gleich diese An gegenwärtig schwer durchzuführen sein möchte. fügt noch einige Bemerkungen über Einzelnes

(Der Beschlufs folgt.)

№ 51.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

nte zu Georg Simon Klügels Wör- e der reinen Mathematik. Herausge- on Johann August Grunert.

(Schluſs.)

grale (S. 171 u. 173.) $S_0^\infty x^n e^{-x} \sin. ax dx$ und $\cos. ax dx$ ermittelt Hr. Prof. Gr. nach einer n Methode, mit Vermeidung des Imaginären; chränkt sich zugleich nur auf den Fall, wenn n Zahl ist, während doch dieselben Integrale urch die Funktion Γn ausdrücken lassen, wenn iver Bruch ist, und schon anderweitig gege- S. 188 wird die Reduktion der Eulerschen ler ersten Art auf die der zweiten Art für the der Elemente p und q bewiesen, für ge- aber im Grunde ohne Beweis behauptet. sehen ist, weshalb bei der Integration der $\frac{d^2y}{da^2} - y = o$ (S. 229) erst eine Reihe immten Coefficienten zu Hülfe genommen, diese, mit Zuziehung des hier wirklich ent- Imaginären, endlich das Integral $y = Ce^a$ abgeleitet wird, welches sich ohne diesen Um- liefs. — Der Artikel: binomischer Lehrsatz, be- allgemeinen Untersuchungen über die Con- r Reihen, obgleich diesen ein eigener Arti- iet ist. Der Beweis des Satzes, auf den bi- Lehrsatz für Fakultäten gegründet, und da- r Multiplikation zweier allgemeinen Reihen scheint dem Ref. zu den besten zu gehören, eben kann.

rtikel: Convergenz der Reihen, enthält eine stellung der schönen Untersuchungen, wel- y über diesen Gegenstand angestellt hat. Hrn. Vf. angehörig ist die Bearbeitung des Coordinaten, welcher grofse Sorgfalt zu Theil — In dem Artikel: Cyklometrie, wird zuerst ein neuer Beweis für die Reihen gegeben, durch welche man $\sin. x$ und $\cos. x$ darstellt. Freilich bedarf dieser Beweis weder der Differential-Rechnung noch des Imaginären; und dieses ist es eben, was der Verf. will. Es scheint aber weniger Mühe erforderlich zu sein, um sich die Kenntnifs dieser Elemente anzueignen, als um sich durch diese weitläuftigen Rechnungen hindurchzuarbeiten. Dasselbe dürfte auch in Ansehung des Artikels: Cylinder, gesagt werden, worin der Verf. sich die Mühe gegeben hat, die Oberfläche des schiefen Cylinders und Kegels mit kreisförmiger Grundfläche ohne Hülfe der Differentialrechnung durch eine Reihe auszudrücken, welches ihm (S. 558.) deshalb als zweckmäfsig erscheint, weil der schiefe Cylinder mit kreisförmiger Grundfläche ein der elementaren Geometrie angehöriger Körper ist. Er ist dies doch aber nur in so weit, als seine Eigenschaften sich durch die Mittel der Elementargeometrie finden lassen, zu welchen nun eine so weitschweifige Rechnung, welche die klare und viel leichtere Differentialrechnung ersetzen soll, nicht mit Recht zählen kann. Insbesondere ist nicht wohl einzusehen, welchen Nutzen solche Artikel in einem Werke von der Art des gegenwärtig besprochenen haben, welches den Mathematikern als ein Repertorium zu dienen bestimmt ist. Wie viele wichtige Sachen hätten noch Platz finden können, wenn diese sogenannten elementaren Darstellungen vermieden worden wären. — Die Summation der umgekehrten Potenzen der natürlichen Zahlen kann nicht für streng erachtet werden, da zu diesem Zwecke solche Reihen gebraucht werden, wie:

$1 - 1 + 1 - 1 + 1 - 1 \ldots = \frac{1}{2}$,

$1 - 2^2 + 3^2 - 4^2 + 5^2 - \ldots = 0$, u. s. f.

(S. 537 und 538.), deren Anwendung mit den Grundsätzen der Strenge, welche an anderen Stellen dieses Buches befolgt werden, in Widerspruch steht.

Zur Vervollständigung dieses Berichtes wird noch

bemerkt, dafs die Differentialrechnung in einem ausführlichen Artikel nach Cauchy bearbeitet und in dem Artikel: Dreieck, eine Sammlung von Sätzen über diese Figur gegeben worden ist, gegen deren Anordnung sich bemerken läfst, dafs allgemeinere Sätze, wie 11, 12, 16, besser an die Spitze gestellt worden wären. Die Uebersicht wird dadurch sehr erschwert, dafs die Sätze blofs hintereinander aufgeführt und nicht in Gruppen zusammengestellt sind.

Ueberhaupt glaubt Refer., dafs eine länger fortgesetzte Feile und Umbildung diesem Werke sehr zum Vortheil gereicht haben würde, in welchem sich zwar eine Menge bedeutenden Stoffes befindet, dessen Darstellung aber nicht überall einen gleichen und hinlänglichen Grad der Vollendung erreicht hat.

Dr. Ferd. Minding.

LXX.

Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere von Eduard Baumstark, Privatdocenten in Heidelberg. Heidelberg, bei G. Reichard. 1833. *gr.* 8. 604 S.

Obgleich wir durch Nebenius über den öffentlichen Kredit ein Werk erhielten, welches, wenn es vollendet ist, eine grofse Reihe von Jahren allen Anforderungen Stich halten wird, so verdient doch die vorliegende Schrift den nicht unwillkommenen Gaben beigezählt zu werden. Denn dieselbe berührt Erscheinungen, welche erst in der allerneusten Zeit hervortraten, und bespricht und berichtiget viele Ansichten, welche der jeder Polemik und Kontroverse ausweichende Nebenius unbeachtet läfst. Da eine Berichterstattung über den Inhalt neuerer literarischer Produktionen, in so weit derselbe nur die Wiederhohlung oder specielle Ausführung solcher Sätze betrifft, die bereits zum wissenschaftlichen Gemeingut geworden sind, in diesen Blättern nicht an ihrer Stelle sein würde, so sei es mir erlaubt, ohne nähere Berücksichtigung aller einzelnen Abschnitte der genannten Schrift, nur auf einigen Punkten zu verweilen, welche der sorgsamsten Untersuchung würdig erscheinen.

Der erste Versuch bespricht „das Wesen und die letzten Gründe des Staatskredits", eigentlich aber nur die letzten Gründe. Der Verf. bezeichnet als s *a*) den intellektuellen, *b*) den moralischen, *c*) den lichen Zustand der staatsbürgerlichen Gesellscha den politischen Stand des Staates, *e*) den wirths lichen Zustand der Regierung, *f*) den wirthschaft Zustand der Nation. Diese Angabe ist in drei Hinsicht mangelhaft. Erstens ist nämlich der int tuelle Zustand des Volkes nach des Verfassers Ansicht kein besonderes Moment des öffentlichen dits. Zweitens ist die Reihenfolge der Grundlage willkürlich. Wie aller Kredit auf der Ansicht de pitalisten vom Vermögen und von dem redlichen V des Kreditsuchenden beruht, so kann auch der S kredit nur beruhen I. auf dem Vermögen und der V schaft, *a*) der Nation, *b*) der Regierung, II. auf dem R stande und den politischen Verhältnissen, *a*) der I *b*) der Regierung, III. auf den Verhältnissen, nach chen die Kapitalisten das Urtheil über I. und I den müssen. Da nun der Verf. den letzten Punkt besonders hervorhebt, so ist endlich die angeführ gabe auch unvollständig zu nennen. Die Beleuc der Wirksamkeit der einzelnen Momente ist im meinen erschöpfend und richtig. Nur in zwei I wichtigen Punkten finde ich den Vf. ungenügend. erste Punkt betrifft das Papiergeld, der andere di pitalrentensteuer. Der im Fache der politischen nomie unstreitig dominirende Rau hat der deu Theorie die Vorstellung eines zum Theile ungedeckten Papiergeldes geläufiger gemacht, indem er zu de deihlichen Bestehen desselben nur freie Cirkulati ben Metallgeld, und gehörige Anstalten zur Hono der zur Auswechslung strömenden Zettel anfo und durch Beschränkung auf gröfsere Noten, s durch das in den Realisationskassen hervortretend chen des Papiergeldbegehres das brauchbarste der zulässigen *Menge* gegeben meinte. Hr. Baum ist anderer Meinung und hält mit mehreren fra schen Schriftstellern p. 258. in gewisser Hinsicht Emission von Papiergeld schon für ein dem Staa dit ungünstiges Zeichen", weil ein Staatspapiergel zu wandelbaren Preisregulatoren, nämlich *a*) Gebr werth im Verkehre, *b*) Nachfrage, *c*) Stand des M geldes und Metallwerthes, abhängig sei. Was de brauchswerth als Tauschmittel anbelangt, so richte derselbe ganz nach der richtigen Menge des Pap Der Verf. läugnet, dafs das Zurückströmen der

nk ein Regulativ hinsichtlich der Menge enthalte, die Auswechslung auch wegen des zufällig gestie- Werthes der Münzen sehr stark begehrt werden

Die stärkere Nachfrage nach Banknoten soll o wenig einen Schluſs auf den Cirkulationsbedarf n, da ja die Kaufleute die Noten oft nicht für lgemeinen Umlauf, sondern als Geschäftskapital . Die Beachtung der Nachfrage kollidirt nach erf. zu sehr mit dem Interesse des Aerars, als zu erwarten sei, das Angebot, die Emission sich lange *hinter* dem Begehre halten. Das Me- soll endlich eben durch das Papiergeld immer einen Werth erhalten, daſs der Zudrang der Noten zur chslung bald die reichste Kasse erschöpft und stellung der Honorirung, also auch die Erschüt- der Noten nach sich zieht. Ich glaube nicht, ese allerdings recht scharfen Einwendungen der des Papiergeldes den Todesstoſs versetzen kön- Fürs Erste ist gewiſs das beständige Zuströmen ten wegen gestiegnen Metallgeldwerthes nicht zu n, sobald die Noten nur auf gröſsere Summen Es kann da nicht so viel Metall abflieſsen, daſs rückbleibende einen sehr erhöhten Werth gewin- üſste. Eben so wenig kann das Metall durch im Inlande so sehr im Preise sinken, daſs man ler lange die Realisirung der Noten bloſs der Aus- egen begehren könnte. Wird die Auswechslung zufällig gestiegenen Metallwerths stark begehrt, st der Begehr auch nur vorübergehend und ge- r dann gefährlich, wenn die Regierung gar kei- hlagschatz erhebt. Ob nicht die Wiedereinfüh- ines Schlagschatzes in England 1816 sich zum hierauf stützte? Zweitens darf man wohl kaum en, daſs auch jetzt noch zu befürchten stehe, gebot der Noten werde stets der Nachfrage weit gehen. Die preuſsische Regierung wurde von en Seiten, selbst von den Provinzialständen zu Zettelemissionen aufgefordert, ohne Folge zu lei- Drittens kann man wohl behaupten, daſs der Ein- s Standes der Münze auf das Papiergeld meistens Gefahren bereitet, die nicht auch bei einer ganz Circulation eintreten würden. Nur *solche* Schwan- des Standes der Münze kommen auf die Rech- er Zettel, *welche* von dem aus dem Papiergeld genden Auswandern des Metallgeldes herrühren. hen wird bei einem richtigen Papiergeld kein zu starkes Ausströmen der Münze vorkommen, falls nur die Handelsverhältnisse berücksichtiget werden. Bei günstiger Handelsbilanz, sagt v. Struensee, ist Papier ohne Gefahr für die Baarschaft; bei ungünstiger Handelsbilanz muſs man auf Notenemissionen Verzicht leisten. Es liegt in dieser ganz vergessenen Bemerkung viel Wahres, das man ohne Rückfall in den Merkantilism anerkennen darf. So viel von dem Papiergelde; ich gehe zu der Kapitalsteuer über. In neuester Zeit hat sich die öffentliche Meinung allenthalben dawider ausgesprochen, daſs die Renten der Kapitalisten keiner direkten Steuer unterzogen werden. Hr. Baumstark findet jedoch pag. 213 jede Kapitalbesteurung dem Staatskredit nachtheilig. Nach seiner Meinung hat die Kapitalrente nicht jene Eruirbarkeit, welche zu einer direkten Steuer gehört. Man kann die Kapitalien nicht recht nach ihrem Betrage ergreifen, weil der Werth der Kapitalien nur auf der Nutzung beruht. Eine Steuer auf dem Zins werde daher immer nur entweder den Zinsfuſs in die Höhe treiben oder die Kapitalien ins Ausland drängen. Die Besteurung der öffentlichen Fonds soll allen künftigen Anleihen nachtheilig sein. Die Kapitalisten sollen schon durch die anderen direkten Steuern angezogen werden, weil der Zinsfuſs sich nach dem Gewerbsgewinn richtet und die direkten Steuern diesen immer senken (?) Das sind die Gründe, welche den Verf. zum Gegner der Ansicht des laufenden Tages machten. Ich gestehe, daſs ich diese Bemerkungen nicht für zureichend halte. Man spricht so viel von der Schwierigkeit, die Kapitalien zu ermitteln und nach ihrem Ertrage abzuschätzen; aber zu welcher direkten Steuer müssen nicht sehr mangelhafte Katastrirungen vorgenommen werden? Bietet die Abschätzung der Grundstücke nicht noch mehr Schwierigkeiten? Dennoch giebt man die Grundsteuer nicht auf. Eine mäſsige Steuer kann weder den Zinsfuſs heben, noch die Kapitalien ins Ausland treiben. Auch die Gewerbsteuer, auch die Haussteuer, kurz jede direkte Steuer hat ein groſses Streben zur Uebertragung auf andere, indem man eine *bestimmte* Steuer gerne zu den Kosten setzt, während man Steuern von feinern Konsumtibilien u. s. w. auf sich sitzen läſst; gleichwohl leistet man nicht auf direkte Besteurung überhaupt Verzicht. Ich sehe nicht ein, warum bei Kapitalien eine Ausnahme zu machen wäre? Daſs die öffentlichen Fonds dort, wo keine Kapitalsteuer besteht, unbesteuert gelassen wer-

den müssen, versteht sich wohl von selbst. Mit nichten ist aber den Fondsinhabern an und für sich die Freiheit von der Kapitalsteuer zuzugestehen, da man nicht weifs, ob denn die Kapitalisten gerade um den vollen Steuerbetrag wohlfeiler leihen werden. Nur die Rücksicht auf andere Staaten mufs die Fonds steuerfrei machen, weil sonst *a*) die Kapitalisten lieber auf ausländische Anleihen eingehen würden, *b*) weil man die Ausländer nicht direkt besteuern darf, will man ihre Kapitalien anleihen, *c*) weil die Besorgnifs entstehen müfste, die Regierung dürfte die Besteurung der Fonds zuletzt als eine versteckte Rentenreduktion mifsbrauchen. Würde aber die Steuer so eingerichtet, dafs sie nicht auf den Fonds selbst, sondern auf der Person des Besitzers zu haften scheint (specielle Vermögens- oder Einkommensteuer überhaupt) so würde kaum etwas Nachtheiliges zu besorgen sein. Hr. Baumstark hätte auf *diese* Betrachtungen um so mehr eingehen sollen, da ich dieselben in meiner mehrfach von ihm erwähnten Schrift über die Finanzkunst p. 74, 95, 121 (freilich, wie alles, sehr kurz) ausgestellt habe.

In dem zweiten und dritten Versuche handelt der Verf. von zwei auffallenden Erscheinungen der neuesten Zeit, nämlich von Zachariä's Schrift über das Staatsschuldenwesen, welche das Vertragsverhältnifs der Staatsgläubiger läugnet und sie unter das Staatsobereigenthumsrecht stellt, und von dem S. Simonianischen Kreditsysteme, welches die Staatsanleihen als ein Mittel behandelt, das Kapital aus den faulen Händen zu nehmen und es gegen einen an die Faulen zu bezahlenden Zins den Fleifsigen oder Producenten zuzuwenden. Der Verf. bespricht beide Monstra der neuesten Finanzliteratur sehr ausführlich und gründlich. Doch nimmt es mich sehr Wunder, dafs er diese beiden schlagenden Irrthümer nicht noch mit einigen anderen vereinigt und unter einen allgemeinen, höhern Gesichtspunkt gestellt hat. Es cirkulirt auf dem Gebiete der Philosophie das Sprüchwort: dafs manches Philosophem erst dann in seiner Blöfse zum Vorschein kommt, wenn es aus der Metaphysik heraus — und in die Moral, insbesondre ins Naturrecht hineingeht. Man kann auf gleiche Weise behaupten, dafs viele staatsrechtliche Ideen erst dann in ihrer ganzen Gefährlichkeit erscheinen, wenn sie auf die Besteurung bezogen werden. Die Vorstellung des Staatsobereigenthums ist eine so gelä dafs die liberalsten Schriftsteller, Rousseau, von tek, sie allenthalben im Munde führen.

(Der Beschluis folgt.)

LXXI.

Die Wahrscheinlichkeiterechnung in ihrer wendung auf das wissenschaftliche und tische Leben, von J. J. Littrow.

Man kann es nur mit Bedauern sehen, wenn ein Mas so begabt wie L. ist, statt uns mit Früchten eigener For zu beschenken, es sich vielmehr angelegen sein läfst, Fr namentlich Erzeugnisse des Auslandes wiederzugeben, wa minder Begabte eben so gut zu thun im Stande wären. Bemerkung, die wir schon bei mehreren andern in de ten Zeit erschienenen Schriften desselben Verfs. machte sich uns mit erneuter Kraft bei Durchlesung des vorlie Werkchens aufgedrängt. Denn manche der früheren Sc wenn sie auch keinen L. erforderten um geschrieben z den, sind doch an und für sich schätzbar, so wie z. Schrift über die Kometen, wenn sie auch fast nur Uebe tung einer ähnlichen Schrift von Arago ist, doch wohl chem deutschen Leser zu einer richtigeren Einsicht v hat. Für wen aber eigentlich diese Wahrscheinlichkei nung bestimmt ist, kann Rec. nicht einsehen, denn dem der keine Mathematik versteht ist sie völlig ungenieisb nicht blofs vom binomischen Lehrsatze die Rede ist, s sogar Integralformeln vorkommen, wer aber eine so bede mathematische Bildung erlangt hat als sie hier voraus wird, wird sich auch mit dieser flachen Exposition ni gnügen.

Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen. Die ers hält nach des Verfs. Bemerkung die eigentliche Wahrsch keitsrechnung *in ihrem ganzen Umfange* und kann als ein Bearbeitung von Laplace's *Essai philosophique* angesehe den. Wir möchten aber jeden Leser bitten, ja nicht v Bearbeitung auf das Original zu schliefsen, wenigstens h nie ein leereres Gerede eines Mathematikers gelesen, sich hier S. 24—41. findet. Die zweite Abtheilung is Gaufsens bekannten Abhandlungen über die Methode der sten Quadrate bearbeitet. Es wäre allerdings eine schön gabe, die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf eine allgemei liche Weise darzustellen, oder doch wenigstens da, w nicht angeht, die praktischen Regeln so zu erläutern, d auch dem Nichtmathematiker zugänglich wären; aber wi auch gerne zugeben, dafs Hr. L. sehr geeignet ist, dies gabe zu lösen, so hat er es wenigstens in diesem We nicht gethan.

№ 52.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

wissenschaftliche Versuche über Staatskre-
Staatsschulden und Staatspapiere von
ard Baumstark.

(Schluſs.)

rsteht man doch darunter nur die Nothwendig-
s Zurücktretens der historischen Rechte vor dem
inen Besten! Indem nun Zachariä mit seiner
ten Konsequenz das Staatsobereigenthum in den
en geltend macht, kann wohl kein Zweifel mehr
elche Gefahren und Ungerechtigkeiten diese ur-
istische Fiktion in sich schlieſst. Auch die S.
ten gründen sich auf naturrechtliche Vorstellun-
sbesondre der relativen Gleichheit, der Bestim-
ler Sachen zur Ausbildung der Individualität oder
tät. Es ist ihnen der gesellschaftliche Vertrag
elle des Rechtes, durch die geeigneten Mittel der
tät das Nöthige zuzuführen. Nur wer sich nicht
n erheben kann, sieht nach ihrer Meinung in
nanzwesen nicht das Mittel, die Ungleichheiten
elt aufzulösen! Einer besondern Besprechung
er Gebrauch des Wortes *Volk* oder *Nation* in
litischen Oekonomie werth gewesen. Man wen-
zt die Sache völlig um. Sah man sonst den
vor lauter Bäumen nicht, so sieht man jetzt vor
Wald die Bäume nicht. Wenn nur die Gesammt-
der Güter unverändert bleibt, so ist nach Vielen
laafsregel unschädlich. Selbst bei Ricardo tritt
bstrakte Auffassung oft nachtheilig hervor. Will
h z. B. die Nationalschuld durch Vertheilung un-
Einzelnen auflösen. Die furchtbarste Folge die-
straktion ist aber die Empfehlung des Staatsban-
, welchen Zachariä ein heroisches Mittel nennt,
ufopferung einiger Glieder den ganzen Körper zu
n.

n vierten, fünften und sechsten Versuche beleuch-
: Verf. den Kurs, die kaufmännischen Geschäfte

und die europäischen Wirkungen der Staatspapiere. Die Regulatoren des Kurses der Staatspapiere führt der Vf. p. 471. in folgenden Umständen vor, *a*) Werth des Papieres, für den Kapitalisten bestimmt durch Gröſse des Zinses, Sicherheit der Anlage und Eingang des Zinses, für den Papierhändler nur bestimmt durch die Aussicht auf Kursdifferenzen, *b*) Kosten der Anschaffung der Papiere von Seiten der Verkäufer, *c*) Marktpreis der Papiere, *d*) Zahlungsfähigkeit des Käufers, *e*) Werth der Tauschmittel, *f*) Konkurrenzverhältnisse. Gegen diese Ordnung der Kursregulatoren lieſse sich Manches einwenden. Ich will aber nur bemerken, daſs die Zahlungsfähigkeit des Käufers nicht als ein besonderes Moment hervorzuheben ist. Schuldbriefe auf niedrige Summen haben ja nicht bloſs gröſsern Markt, sondern auch gröſsern Werth für den Kapitalisten. Er ist im Stande kleine Summen fruchtbar anzulegen, die er sonst todt im Schreine bewahren müſste. Die Konkurrenzverhältnisse nehmen in der That nicht die letzte Stelle unter den Regulatoren des Kurses ein. Es hätte die Mühe gelohnt, ihre Bestimmungsgründe z. B. Zeitungsnachrichten, Börsenmanoeuvres, ein wenig zu beleuchten. Der Zins ist heut zu Tage unstreitig der Hauptregulator des Kurses der Staatspapiere. Daher denn ein Papier nothwendig in verschiedenen Ländern bei verschiedenem Zinsfuſs verschiedenen Kurs hat, zuweilen im Heimathstaate den niedrigsten! Im December 1832 standen die 5procentigen östreichischen Metalliques fast an demselben Tage

in Frankfurt a. M.		$83\frac{1}{8}$
— Wien	. .	$84\frac{15}{16}$
— Hamburg	. .	$87\frac{3}{8}$
— Breslau	. .	$88\frac{1}{4}$

Vergleiche östr. Beob. 1832 N. 350, allg. Zeit. N. 350, Börsenhalle N. 349, Schles. Zeit. N. 299.

Den Einfluſs des europäischen Staatsschuldenwesens beleuchtet der Verfasser groſsentheils im Gegen-

satze zu Zachariä. Zunächst spricht er von dem Einfluſs auf die Privatwirthschaft. Es ist unrichtig, wenn er pag. 496 die Einwirkung auf das Borgen als eine privatwirthschaftliche bezeichnet, sie ist durchaus eine volkswirthschaftliche. Dagegen zieht er mit Recht den öffentlichen Bankerut in das Gebiet der Privatwirthschaft. Die Gesammtheit kann bei demselben nämlich gewinnen, wenn Zinszahlungen an das Ausland aufhören, oder wenn die Verlierenden aus Sterilen, die Gewinnenden aus Produktiven bestehen. Ich rechne es dem Verf. zu besonderem Verdienste an, daſs er die von Hume schon verschleierte, furchtbare Seite des Staatsbankerutes in das gehörige Licht setzt. Es sind wirklich nicht eine „Handvoll Geldaristokraten", die man in den gähnenden Schlund stürzt, um die „Gesammtheit" zu retten. Das harte Loos trifft überaus viele Familien, und noch dazu meistens aus der sparsamen Mittelklasse. Das bestätiget die Uebersicht von den Interessenten der englischen Staatsschuld. Nach der preuſsischen Staatszeitung, 1833, N. 135, beziehen nur 60 Individuen jährlich 10,000 ℔, nur 75 beziehen jährlich 6000 ℔., nur 417 etwa 4000 ℔. jährlich und nicht einmal 9000 über 600 bis 4000 ℔. jährlich. Unter diesen Individuen befinden sich aber sehr viele moralische Personen, d. h. Korporationen, milde Anstalten! Dagegen beziehen 98,305 Individuen nur 100 ℔. jährlich, 44,648 nur 20 ℔. und darüber, 87,167 gar nur 10 ℔. jährlich. Geschieht der Staatsbankerut nicht in einem verzinslichen Staatspapiere, sondern in einem öffentlichen, *gezwungen cirkulirenden* Papiergelde, so ist derselbe von den schrecklichsten Folgen. In diesem Falle verliert auch die *Gesammtheit* alles, was Ausländern zu gute kam, oder produktiven Inländern durch die Stockung des Umlaufs u. s. w. entging. Die Summe der Verluste der *Einzelnen* ist aber gleich dem Produkte aus der Summe des Papiergeldes, aus den Procenten der geschehenen Entwerthung desselben und aus der Zahl der Umläufe, welche in den Zwischenperioden stattfanden. Ich habe mich bei dem Verf. darüber zu beklagen, daſs er pag. 499. in einer polemischen Anmerkung mich einem solchen Bankerut das Wort reden und den Verlust nur auf den Betrag der Entwerthung des Papiergeldes anschlagen läſst. Ich spreche S. 111 meines angeführten Werkes nur von der „Erschütterung eines sonst richtigen" Papiergeldes durch „auſserordentliche, ins besondere Kriegsereignisse", die einstweilige *Suspension* der Honorirung wohl gar der Acceptation der Noten an der Steuerkasse, zur Folge haben können. Da nun ein „richtiges Papiergeld" nach pag. 108. m. W. frei, neben Metallgeld, bei offenen Realisationskassen, cirkuliren soll, so kann gewiſs die *momentane* Erschütterung desselben nur die *Besitzer* desselben treffen und der Verlust im Ganzen doch höchtens nur dem Betrage der Entwerthung gleichen. Da die Steuern in der Regel diejenigen treffen, die zum Erwerbe oder zum Leben das Geld in der Hand haben müssen: so konnte ich auch nicht suchen, ob der Verlust durch eine momentane, durch Papiererschütterung zu den Opfern an Steuern in einem sehr auffallenden Verhältnisse stehe. Die ganze Berechnung ist eine Beispielweise, auf willkürliche Annahmen gegründet; ich hätte kaum erwartet, daſs sie als den „Ausdruck einer Theorie" bezeichnet werde. Da ich den Verfasser noch nicht recensirt habe, kann ich dem Miſsverstand keinen bösen Willen unterstellen, sondern ich muſs die Schuld auf die mir gedrängte Kürze der Darstellung schieben. Auch mag der Verf. verhindert gewesen sein, der Schrift eine genauere Durchsicht zu Theil werden zu lassen. Dafür bestätiget hierin die Bemerkung, daſs er Manches aus dem Büchlein ohne Citat mit den *angezeigten* Druckfehlern übertrug. So finde ich z. B. *pag.* 445 E. Pereire als *wirklichen* S. Simonianer verzeichnet und mein Citat: *Revue encycl. T. I—II, pag.* 40, *T. LII, pag.* 40, Zeichen für Zeichen übertragen. Unter den Wirkungen der Staatsschulden auf die Volkswirthschaft steht die Steigerung des Zinsfuſses oben an. Konsequenter Weise hätte der Verf. jede geschehene Steigerung ableugnen sollen, da er pag. 499 die Bemerkung machte, daſs „die Zinsprocente der Staatsschuld immer kleiner sind, als die im gemeinen Leben." Sehr gut bespricht der Verf. die politischen Folgen. Dagegen vermiſst man eine Betrachtung über Grund und Grenze der Anleihen, aus der europäischen Finanzgeschichte abstrahirt! Ich gestehe, daſs ich diese Lücke fühlte.

Um zum Schlusse den Anhang noch zu erwähnen, bemerke ich, daſs er Uebersichten der englischen und französischen Finanzen und der europäischen Staatspapiere enthält.

Johann Schön

LXXII.

Auslegung der Bibel, zur Erforschung und rstellung ihres Glaubens begründet, mit Chateristik der neuesten theologischen Grundze, Richtungen und Parteien, von Dr. G. . R. Matthäi. Göttingen, 1831. XII. u. S.

er Hr. Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, weisen, wie der rein grammatisch-historische unkt, dessen Nothwendigkeit die neuere exegetischule mit siegreichen Waffen geltend gemacht ch nicht *ein Letztes* ist, sondern sich über sich hinaustreibt, — mit andern Worten, wie die Aus- der Bibel, wenn sie eine wahre sein und der tik vorarbeiten will, der Philosophie nicht entkann. Es ist der Exegese fast gegangen, wie schichtschreibung: auch an diese hat man, nachs, besonders seit Ende des vorigen Jahrhunderts nz in subjektivem Räsonnement und in Reflexioe die Vergangenheit nur im Lichte der modereltansicht erscheinen liefsen, untergegangen war, forderung der strengsten Objektivität gemacht, man andeuten wollte, der Geschichtschreiber ch alles subjektiven Urtheils, alles Hineintragens er Vorstellungen in die Vergangenheit, all jenes erstandenen Pragmatismus entschlagen, und eine gene Zeit nur *wie sie wirklich gewesen, in ihgenen Lichte* schildern. Diese Anforderungen und sind ein nothwendiges Moment für die Fort- und Vollendung der Geschichtschreibung, und eben, ihnen nachzukommen, hat dieser ein neues Leben verliehen, wovon wir denn auch die in vielen neuern historischen Werken aller Art, sie der politischen, der Religions-, der Literader der Kunstgeschichte angehören, vorliegen seallein die konsequente Durchführung jener abAnforderungen ist eben so sehr unmöglich, als nn sie möglich wäre, alles Leben der Geschichte würde. Denn wenn die Vergangenheit *in ihrem Lichte*, das heifst doch, in dem *Geiste*, der ihr offenbart hat, dargestellt werden soll, so doch dieser Geist nicht *als ein Fertiges* über cheinungen, so kann ihn doch der Darsteller ein Aeufserliches greifen und fassen; vielmehr erst für den letzteren durch die *wesentliche Beziehung*, in welche er mit ihm tritt. Auffassen des Geistes setzt Geist, Selbstthätigkeit, Wechselwirkung voraus: der Darsteller kann seinen Geist nicht als ein *Vacuum*, als einen blofsen *Ort* mitbringen: solche Abstraktionen widersprechen eben so sehr dem gesunden, unbefangenen Sinne, als der Philosophie, welche lehrt, dafs der Geist nur für den Geist ist. Aber freilich soll der Geschichtschreiber nicht *sein* subjektives Meinen, *seine* abstrakte Reflexion mitbringen, sondern der objektive Geist soll eben dadurch in ihm werden, dafs er diese aufgiebt, dafs er sich von ihnen befreit; die *vollständige* Befreiung von ihnen gewährt aber die Philosophie.

Was von der Geschichte im Allgemeinen gilt, das gilt auch von der Exegese, die ja eine historische Disciplin ist, und als solche das Schicksal jener getheilt hat. Auch der Exeget kann, wenn er den Geist seines Schriftstellers darstellen will, die objektive Wahrheit dieser Darstellung nicht dadurch zu erreichen hoffen, dafs er es bei dem obigen negativen Princip bewenden läfst, sondern erfährt es bald genug bei seinem Geschäft, dafs er weiter gehen mufs. Denn wenn die Vorstellungen, die der Schriftsteller mit seinen Worten verbindet, ausgelegt werden sollen, so müssen sie unter einander in *Beziehung* gebracht werden, es mufs zu einem *System* jener Vorstellungen kommen, denn der Einzelne kann nur aus dem Ganzen, das Ganze nur aus dem Einzelnen verstanden werden. So bilden sich von selbst *Allgemeinbegriffe*, deren sich kein Exeget entschlagen kann, die aber freilich in der gewöhnlichen Exegese, sei sie rationalistisch oder supranaturalistisch, leider in der äufsersten Abstraktion bleiben, so dafs die concreten Vorstellungen nicht in sie aufgehen, sondern von den letztern allemal ein Wesentliches abgehandelt und bei Seite gelassen wird. In dieser Verlegenheit, aus der die rein grammatisch-historische Exegese nicht heraus kann, vermag nur der durch die Philosophie zu erringende concrete Begriff zu helfen. Dieser löst die Widersprüche, welche die Vorstellungen in sich enthalten, auf, indem er sie als seine *Momente* weifs.

Das grofse Verdienst des vorliegenden Werkes besteht nun, nach des Ref. Ermessen, darin, dafs der Vf. jenen oben bezeichneten abstrakten Standpunkt in der Exegese überwunden hat und überall mit ganzer Macht auf diese Ueberwindung dringt. Und zwar thut er dies nicht in *der* Weise, welche wohl nicht mit Unrecht von den

rein grammatisch-historischen Interpreten, wo sie sich noch in unserer Zeit zeigt, so scharf getadelt und wegen ihrer Bodenlosigkeit verspottet wird, nämlich nicht *so*, daſs er die unverkennbaren Fortschritte der echt philologischen Ansicht von den biblischen Büchern und die durch sie errungenen unwiderleglichen Resultate *ignorirte* oder, mit Geringschätzung auf sie herabsehend, zu einer willkürlich mystischen oder allegorischen Deutung zurückzukehren empföhle. Vielmehr fordert er ausdrücklich, daſs die Auslegung nie „der sachlich-geschichtlichen und sprachlichen Vollendung entbehre". Er schiebt den Schriftstellern nicht unter, etwas bewuſst gesagt zu haben, was sie, nach unbefangener historischer Forschung nicht bewuſst sagen *konnten*, er dringt ihnen keine Begriffe auf, die ihnen den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen und ihrer subjektiven Bildung nach, fremd sein muſsten. Wohl aber betrachtet er es als hochwichtige, ja als wichtigste Aufgabe der Auslegung, den Begriff in der Vorstellung auch da, wo er in ihr nur „gegenständlich", d. h. ohne, daſs sich das vorstellende Subjekt seiner ausdrücklich bewuſst ist, sich manifestirt hat, nachzuweisen. Doch wir wollen, um zugleich eine nähere Vorstellung von der (freilich oft etwas dunklen und unbehülflichen) Art und Weise des Verfs. zu geben, hier seine Principien der Auslegung kurz und mit seinen eigenen Worten folgen lassen.

„Der Geist drückt sich entweder in der *Urform* oder der sie *umschreibenden*, oder in *nur-sinnlicher* und sie näher bestimmender Form aus. Die Urform giebt dem Wesen, was ihm als solchem — und der Erscheinung, was ihr als solcher eignet (z. B. Gott ist Geist — der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach), die Umschreibung giebt dem Wesen, was der Erscheinung als solcher gehört (z. B. Gott ist Licht). Die Erscheinung ist All-Erscheinung und einzelne Erscheinung. Jede einzelne *als einzelne* z. B. Thier, Mensch, Volk, Gesetz, wird durch die nur-sinnliche und die sie näher bestimmende Form beschrieben. Die Urform und die Umschreibung sind die Redeform des seiner bewuſsten Glaubens; die nur sinnliche Form, sei sie eigentlich oder bildlich, ist die Redeform jedes willkürlichen Denkens und Reflektirens (z. B. im alltäglichen Gespräche) und nichtig, so lange sie nur diese und *nur* sinnlich ist, und, statt dem Glauben zu dienen, für sich gelten will. Die Urform und deren Umschreibung wird *ausgelegt*. Die nur sinnliche und deren höhere Bestimmung wird *erläutert*. Auslegen heiſst *Urform entwickeln*, d. i. ihre Merkmale auseinanderlegen, um sie, wie in ihren Unterschieden, so in ihrer Einheit zu wissen, — und die *Umschreibung auf Urform und deren Entwickelung zurückzuführen*. Erläutern heiſst: die nur-sinnliche Form neben ihresgleichen, das Aeuſsere neben das Aeuſsere stellen. Die Auslegung erforscht das Einzelne aus dem Allgemeinen, die Erläuterung bestimmt das Einzelne nach dem Mehreren."

In der Bibel kommen nun sowohl Urformen, als Umschreibungen derselben, als auch endlich nur-sinnliche Formen vor. Wenn es aber das Geschäft des zum Behufe der Dogmatik Auslegenden ist, die Umschreibungen auf die Urformen, d. h. also, die aus einem bestimmten Volksbewuſstsein, dem jüdischen, morgenländischen, hervorgegangenen Aussprüche auf die wissenschaftliche Norm (S. 531.) zurückzuführen: so fragt es sich, worin diese Norm dieser Zurückführung hat. Der Verf. antwortet: „im Glaubensbewuſstsein, in der inneren Harmonie des Menschen, so daſs jeder (biblische) Ausdruck aus dem Ganzen zu verstehen ist. In denselben Tiefen schwankt das Glaubensbewuſstsein nicht. Es denkt z. B. Gott nicht bald als im Himmel, bald als den überall persönlichen Gott, die Engel nicht bald als durchaus unsichtbare, bald als sichtbare Wesen u. s. w.", sondern das jüdische Glaubensbewuſstsein hat von eine feste, eigenthümliche Vorstellung, das göttliche u. s. f.

Man könnte allerdings die bedenkliche Frage werfen, und der Verf. wirft sie (S. 28.) selbst: „wie können wir aber die biblischen Ausdrücke aus dem Glaubensbewuſstsein verstehen, wenn wir sie selbst erst aus ihnen vernehmen müssen?" Darauf wortet er: das hindert nicht. Es ist hier, wie in der philologischen Auslegung: *„gerade so, wie wir den biblischen Sprachgebrauch aus den biblischen Büchern erkennen und hinterher aus ihm die einzelnen Stellen auslegen."* Hier findet also eine stetige Wechselwirkung des Einzelnen und des Allgemeinen statt, wird aus diesem, dieses aus jenem entwickelt.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 53.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

uslegung der Bibel, zur Erforschung und stellung ihres Glaubens begründet, mit Cha- eristik der neuesten theologischen Grund- , Richtungen und Parteien, von Dr. G. R. Matthäi.

(Schluſs.)

nd überall, sagt der Vf., was auſser der reciproken ist, ist das reine Nichts, die absolute Negation des en und Wirklichen. Das Glaubensbewuſstsein beides, der Gegenstand und die Quelle der ng, das Glaubensbewuſstsein Christus, der Pro- der Apostel, der echten, der entarteten Juden ." Es kommt also darauf an, überall zu ent- : welches Glaubensbewuſstsein spricht hier, dort? Als Bedingung der richtigen Auslegung er das Einleben in die biblischen Schriftsteller

„Freilich ist das Leben im Jüdischen und ur- hen Morgenlande jetzt schwer. Die populäre er neuen Europäischen, insonderheit deutschen st der bald vor-, bald alleinherrschende sinnli- rstand, das Aufmerken auf die zerstreuten Er- ngen, und in thätlicher Hinsicht das Leben zu ist oder gar nur allein für die äuſsere Welt. Erziehung, Sitte, Staatsordnung, Kirche; unsere e, Künste, Wissenschaften, Stände, Aemter, , Ränge, auch unser Geschlechtsverhältniſs ist eden. Zwanzig und mehrere Jahre über um- uns die Bilder der neuen Welt und umströmen ben des Geistes. Was Wunder, wenn wir sie m Wassertropfen und Wolkenzuge sehen? — wir sie der Bibel aufdrängen, weil sie uns un- lich wurden? Die Stimme (der Donner) und cheinung (das Licht) Gottes im A. T. ist uns ländisches Bild der Naturwirkung. Schon als hörten wir immer von der Natur, selten vom Geist

„Gott im Himmel" deuten wir: hocherhabener Gott. Wir meinen den morgenländischen Ausdruck in unsere *Sprache* zu übersetzen, z. B. in Gott sein: „ihm ergeben sein", und dergl.; wir übersetzen ihn in unsere *Denkart*. Uns wurde gesagt: Gott sei über und auſser uns; wunderselten: Gott sei in uns."

Es könnte nun freilich scheinen, als ob der Verf. in Obigem wesentlich nichts anderes zur Norm der Auslegung mache, als die schon längst von der Kirche angenommene, die *analogia fidei*, mithin trotz der neu gestempelten Ausdrücke nicht viel neues sage; die Schrift solle *sui ipsius interpres* sein. Allein es tritt eine wesentlich neue Bestimmung heraus: indem der ganze Accent darauf gelegt wird, daſs die verschiede- nen Formen des Glaubensbewuſstseins überall auf die *Urform* zurückzuführen seien, letztere aber nach S. 531. mit der wissenschaftlichen identisch ist, so ist die absolute Forderung an die Exegese gethan, sich mit der *wissenschaftlichen Dogmatik* in ein wesentliches Verhältniſs zu setzen, und die Vorstellung mit dem Begriffe zu versöhnen. Und mehr noch als das *Wort* (welches vielleicht ein noch bestimmteres und ausdrück- licheres hätte sein können), beweist der Geist des gan- zen Werkes, daſs *dies* die Forderung des Verfs. ist, daſs dies den Lebenspunkt seiner ganzen Ansicht aus- macht. Darum bleibt denn auch jene Forderung bei ihm keine abstrakte, sondern er läſst sich selbst in die konkreten wissenschaftlichen Erörterungen und Unter- suchungen ein, die der Gegenstand erheischt: darum faſst er überhaupt seinen ganzen Standpunkt höher, als er sonst für die Exegese genommen zu werden pflegt, und unterwirft die verschiedenen Richtungen der neueren Theologie, wie sie sich „in den biblischen Theologieen, den Dogmatiken und der Dogmatik als Wissenschaft" offenbaren, einer gründlichen kritischen Betrachtung. So kommt es denn, daſs der Leser hier ei- nen weit reicheren und konkretern Inhalt findet, als er dem Titel nach erwarten sollte, — eine Täuschung,

die er sich aber gern gefallen läfst. Denn durch das ganze Werk leuchtet eine echt christliche und tief gemüthliche Weltanschauung, so wie eine tüchtige, durch das Studium der neueren Philosophie hervorgerufene spekulative Bildung hindurch. Sollte sich, was die letztere betrifft, auch im Ganzen und Einzelnen noch mehr eigentliche dialektische Schärfe und völligere Ueberwindung abstrakter Verstandeskategorien (besonders in der Anlage und Eintheilung des Werkes) wünschen lassen; sollte hin und wieder eine philologische Genauigkeit, besonders in einem Werke, das gegen die blofs philologische Exegese kämpft, also beweisen mufs, dafs sein Verfasser dieselbe vollkommen hinter sich hat, nöthig sein; sollte endlich der Stil, obgleich im Einzelnen so lebendig, als gemüthlich, doch durch seine theilweise Weitläuftigkeit, Schwerfälligkeit, Undurchsichtigkeit zuweilen ermüden: so beeinträchtigen doch diese Mängel keineswegs den Geist des Ganzen, welches Ref. allen denen, die über das, was unserer Exegese und Dogmatik noth thut, nachzudenken gewohnt sind, auf das angelegentlichste empfiehlt. Diese Empfehlung würde sich freilich durch näheres Eingehen ins Einzelne und weitere Darlegung charakteristischer Proben aus dem Werke selbst, besser motiviren: allein Ref. ist theils durch den Raum dieser Jahrb. beschränkt, theils hat er schon anderwärts versucht, eine ausführliche Charakteristik der vom Verf. befolgten Richtung zu geben.

G. Billroth.

LXXIII.

1. *Description d'ossements fossiles de Mammifères inconnus jusqu'à présent, qui se trouvent au Muséum grand-ducal de Darmstadt; avec figures lithographiées, par Dr. Jean-Jaques Kaup. I. Cahier. Darmstadt* 1832. *II. Cahier* 1833. *Text in* 4. *Tafeln in Fol.*
2. *Catalogue des plâtres des ossements fossiles, qui se trouvent dans le cabinet d'hist. nat. etc. par D. Kaup et S. Scholl. Darmst.* 1832.

Die Gegend von *Eppelsheim* im Kanton *Alzey* in *Rhein-Hessen* gewährte in den neuern Zeiten eine reiche Ernte merkwürdiger Knochenreste vorweltlicher Säugethiere, welche durch die wissenschaftliche Fürsorge des Hrn. Geheimen-Raths Schleiermacher zu *Darm* gesammelt und im dasigen Museo niedergelegt wu Diese Knochenreste gehören 21 Thieren an, von chen man bisher entweder gar keine oder nur ei vollständige Kenntnifs hatte. Hr. D. Kaup, w die Erlaubnifs zu Theil wurde, sie näher zu un chen und die Resultate seiner Forschung bekan machen, beschenkt die Wissenschaft nunmehr mit Werke, welches die Beschreibung und Abbildun selben in 4 Heften enthalten wird. Es gehört dies den wichtigsten Bereicherungen der Literatur, u gänzt sowohl hinsichtlich der wissenschaftlichen al der künstlerischen Ausführung auf die würdigste Cuvier's Arbeiten. Die Abbildungen sind mit grö Genauigkeit von geschickten Künstlern lithographir zur Darstellung sind immer die am besten erha Exemplare ausgewählt, so wie auch, wo es nöthi vor verschiedenen Seiten gezeichnet. Der Text i dem Wunsche des Verlegers in Französischer S verfafst, um für das Werk einen allgemeinern zu erzielen. Der gelehrte Vf. geht nach Cuvier' thode zu Werk. Er begnügt sich die genaue Be bung und Ausmessung der vorhandenen Knochen und eine Vergleichung derselben unter einander u verwandten Arten zu geben. Zur Begründung leichteren wissenschaftlichen Uebersicht der vor chen Säugethiere wäre es allerdings wünschens wenn am Anfang oder am Schlusse der Monogr jeder Art eine kurze Charakteristik derselben zusa gefafst worden wäre, welcher eine ausführliche A lung der betreffenden literarischen Nachweisungen beigefügt werden können. Das Werk würde diese mehr systematische Einkleidung ohne Zwei allgemeiner Brauchbarkeit gewonnen haben. We aber selbst mit Untersuchung solcher Knochenres schäftigt hat, wird gefunden haben, dafs das Auf eines essentiellen Charakters öfters unmöglich sei nur die Summe aller vorgefundenen Abweichung Baue solcher Bruchstücke, auf eine spezifische od nerische Verschiedenheit schliefsen läfst, während leicht die wichtigsten und am meisten charakteristi Theile noch nicht aufgefunden sind.

Der Preis des Werkes ist mit möglichster keit festgestellt, so dafs Verf. und Verleger alles g haben, den Fortgang desselben zu begründen.

Das erste Heft mit 5 lithographirten Tafeln

ogen enthält die Monographie einer neu begrün-
Thiergattung *Dinotherium* genannt aus der Ord-
ler Pachydermen, von welcher der Verf. bereits
i Berlin versammelten Naturforschern eine kurze
eilung mitgetheilt hatte. Cuvier beschreibt einige
nzähne und einen Radius; und wurde durch die
chkeit dieser Zähne mit jenen des Tapirs auf die
thung geführt, dafs sie zweien riesenmäfsigen
n angehört hätten, die er *Riesen-Tapire* nennt,
h aber auch die Vermuthung äufsert, dafs sie
ch verschieden sein könnten. Diese Vermuthung
durch die Untersuchung der zu Eppelsheim ge-
lten Zähne derselben Arten, eines Unterkiefers,
Gaumenstückes und Schulterblattes zur Gewifs-
hoben. Der Unterkiefer der gröfsern Art dieser
(*Tapirus giganteus Cuv. Dinotherium gigan-
Kaup*) zeigt auf den ersten Blick, dafs er einem
angehört habe, welches nur eine entfernte Aehn-
t mit dem *Tapir* hatte, und noch mehr von allen
n lebenden und vorweltlichen Thieren abweiche,
s es zwar in der Gattung des Tapirs und des
otamus seine Stelle erhalten kann, übrigens je-
öllig isolirt steht. Dieser Unterkiefer hat die an-
entliche Länge von 3 Fufs 6½ Zoll, so dafs nach
Verhältnifs das ganze Thier wenigstens 18 Fufs
ewesen sein mufs, und den gröfsten vorweltli-
.lephanten übertrifft.

nten ist er unverhältnifsmäfsig schwach, beugt
ch vorn und trägt an der Spitze zwei etwas ge-
te Stofszähne von 1 Fufs 5 Zoll Länge. Diese
n der Spitze nicht abgenutzt, so dafs also wahr-
ich entsprechende des Oberkiefers nicht vorhan-
aren, und stehen so nahe an einander, dafs we-
hneidezähne Raum fanden noch ein Rüssel ver-
werden kann, der in diesem engen Zwischen-
icht Platz gehabt hätte. Die beiden zusammen-
gen Bruchstücke dieses Kiefers liefsen anfänglich
Zweifel über deren richtige Zusammenfügung
welcher erst kürzlich gelöst wurde. Der Verf.
nämlich darüber Gewifsheit, dafs der vordere
des Kiefers nicht die hier in der Zeichnung an-
ne Lage hatte, sondern sich hakenförmig nach
s krümmte, so dafs die Stofszähne ihre Spitzen
nten kehrten und eine fast senkrechte Stellung
wie die Stofszähne des Wallrosses. Er hatte 5
Backenzähne auf jedem seiner beiden Aeste, von wel-
chen der zweite bisher bei Eppelsheim noch nicht ge-
funden wurde. Das Stück des Gaumens, von einem im
Zahnwechsel begriffenen jungen Thiere, enthält an je-
der Seite 4 Backenzähne, und läfst hinten noch einen
fünften in die Zahnhöhle versenkten, wahrnehmen,
welcher der vorletzte ist. Die drei letzten Zähne fan-
den sich in einem Bruchstücke des Oberkiefers in ihrer
Ausbildung vereinigt. Der Verf. vermuthete, dafs noch
ein 6ter isolirter Zahn am Anfang der Reihe seine Stelle
hatte, hält aber nach einer spätern Bezeichnung der
Gypsabgüsse diesen Zahn für einen Backenzahn der
zweiten Art dieser Gattung. Diese wird mit dem Na-
men *Dinotherium Cuvieri* bezeichnet. Bei Eppelsheim
fand man bisher nicht mehr als einige Backenzähne,
welche mit jenen von Carlat-le-Comte, Chevilly und
Comminge übereinstimmen.

Heft II. Mit 6 Tafeln und 4 Bogen Text. 1833.
Dieses Heft umfafst eine grofse Zahl neuer Thiergattun-
gen und Arten, und seine Tafeln sind mit eben so vie-
ler Genauigkeit, jedoch zum Theil mit etwas geringe-
rer Zierlichkeit ausgeführt.

I. Tapirus priscus Kaup. Cuvier hatte vom Hrn.
Geheim. R. Schleiermacher die Abbildung einer diesem
Thiere angehörigen Unterkiefer-Hälfte erhalten, und
glaubte, dafs sie seinem *Lophiodon tapirotherium* an-
gehöre. Mehrere Unterkiefer und Bruchstücke des
Oberkiefers, welche später zu Eppelsheim gefunden
worden wären, zeigten jedoch, dafs sie von einem aus-
gestorbenen *Tapir* herrühre, welcher viel kleiner war,
als *Loph. tapirotherium*, und in seiner Zahnbildung
grofse Aehnlichkeit mit *Tap. avernensis Croizet et
Job.* hatte, sich jedoch von diesem durch die Dimen-
sionen seiner hinteren Backenzähne unterschied. Die
gefundenen Bruchstücke sind hier abgebildet und durch
Messungen mit *Tap. avernensis* und *Tap. indicus*
verglichen.

II. Calicotherium Kaup. Mit diesem Gattungs-
namen wurden zwei grofse, vorweltliche Pachydermen
bezeichnet, von deren Existenz jedoch nur zwei Back-
enzähne, ein Eckzahn und ein Schneidezahn Kunde
geben. Die Beschreibung dieser Zähne läfst erkennen,
dafs diese Thiere mit den *Anaplotherien* und *Lophio-
dons* nahe verwandt waren, jedoch durch mehrere Ei-
genthümlichkeiten des Zahnbaues von ihnen abweichen.

Die beiden Arten unterscheiden sich durch ihre Gröfse. Die gröfsere erhielt den Namen *Calicotherium Goldfussii*, die kleinere *C. antiquum*.

III. Sus antiquus Kaup, von welchem ein Unterkiefer und mehrere Zähne des Oberkiefers gefunden wurden, unterscheidet sich nicht nur durch seine aufserordentliche Gröfse, welche die des Schweins fast um $\frac{1}{4}$ übertrifft, sondern auch durch andere Merkmale. Eine zweite fossile Art dieser Gattung, *Sus palaeochoerus Kaup*, wurde nach einem Stücke des Unterkiefers, nach einigen Backenzähnen und Schneidezähnen bestimmt. Das Thier war etwas gröfser als *Sus Scrofa*.

Einige kleine Backenzähne von der Gröfse jener des *Hirschebers* scheinen die ehemalige Existenz einer dritten Art, *Sus antediluvianus* zu verrathen, welche kaum etwas gröfser war als *Sus Babyrussa*.

Fleischfresser.

I. Gulo diaphorus Kaup. Die bei Eppelsheim aufgefundenen Ueberreste dieses Thieres sind ein Stück Unterkiefer mit 3 Backenzähnen und ein Cubitus. Das Thier scheint nach dem Verhältnifs dieser Knochen um $\frac{1}{4}$ gröfser gewesen zu sein, als *Gulo spelaeus*, und unterscheidet sich von diesem sehr auffallend durch die aufserordentliche Gröfse seines letzten Backenzahnes und die überwiegende Gröfse des vorletzten.

II. Felis aphanista Kaup. Durch die Untersuchungen von Cuvier, Croizet, und Goldfufs sind sieben vorweltliche Katzen unterschieden worden, und diese Zahl vermehrt Hr. Kaup noch um eine andere, deren Ueberreste sich bei Eppelsheim fanden. Die erste derselben *F. aphanista* kann nach Verhältnifs der aufgefundenen Backenzähne des Unterkiefers nur mit dem *Löwen* und mit *Felis spelaea* verglichen werden, und war von der Gröfse der letztern. Die Zähne sind länger, spitziger und schmaler, und der hinterste Backenzahn hat am vordern Rande einen kleinen Lappen. 2. *Felis prisca Kaup.* Die Existenz und spezifische Verschiedenheit einer zweiten, fast eben so grofsen Katze wird aus der Vergleichung eines gefundenen hintern Backenzahns des Oberkiefers nachgewiesen. Dieser ist beträchtlich schwächer als bei *F. spelaea* hat einen gröfseren innern Höcker und am vordern Schmelz-Rande auch einen kleinen Einschnitt. 3. *F. ogygia Kaup.* Die bei Eppelsheim gefundene vordere Hälfte eines Unterkiefers hat die meiste Aehnlichkeit mit jener von *F. issiodorensis Croiz. et Job.*, ist von dieser jedoch durch gröfsere Entfernung des ersten Backenzahns vom Eckzahn, durch gröfsere Stärke des letztern so wie durch beträchtlichere Breite und Erhebung des Kinnes verschieden. 4. *F. antediluviana Kaup.* Die kleinste dieser 4 Arten wurde ebenfalls nur aus einem Bruchstücke des Unterkiefers erkannt, welches sich von *F. issiodorensis* durch geringere Erhebung und Länge des hintern Backenzahns, und von *F. brevirostris* durch stärkere Erhebung des Kiefers und der gröfsern Länge des hintern Backenzahns unterscheidet.

III. Gatt. *Machairodus Kaup.* Der sonderbare, stark zusammengedrückte, gekrümmte und auf der innern Kante gekerbte Zahn, welchen Cuvier seinem *Ursus etruscus* zuschrieb, und deshalb diesen ältern Namen in *U. cultridens* umgeändert hatte, fand sich auch bei Eppelsheim und Hr. D. Kaup nimmt Veranlassung, nachzuweisen, dafs er weder dem *Ursus etruscus* noch überhaupt einer anderen bekannten Säugethiergattung angehört habe, sondern vielmehr einem übrigens unbekannten Thiere, dessen Eckzähne vielmehr die gröfseste Aehnlichkeit mit jenen des Megalosaurus zeigen.

IV. Gatt. *Agnotherium Kaup.* Der vorletzte Backenzahn des Unterkiefers, der einem Thiere von der Gröfse eines Löwen angehörte, hat einige Aehnlichkeit mit jenem eines Hundes, ist jedoch von diesem noch hinlänglich verschieden, um die Vermuthung zu gestatten, dafs er eine eigene Thiergattung bezeichne, welcher vielleicht auch aufgefundene, grofse Eckzähne, die hinten und vorn eine Schärfe haben, angehört haben möchten.

Die Kenntnifs dieser Thierreste wird ungemein gefördert durch die vortrefflich gelungenen *Gypsabgüsse*, welche unter den Augen des Hrn. D. Kaup von allen merkwürdigen Knochen des *Museums* zu *Darmstadt* verfertigt wurden, und für einen mäfsigen Preis verkauft werden. Es ist zu wünschen, dafs die Besitzer merkwürdiger Fossilien diesem Beispiele häufiger folgen möchten. Im vorliegenden Cataloge sind 87 Stücke verzeichnet, zu welchen Nachträge versprochen werden.

Goldfufs.

№ 54.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

LXXIV.

is de Republica ex recensione Immanue-kkeri. Berolini, typis academicis, im-Ge. Reimeri MDCCCXXXI.

Politik gehört zu den wenigen Aristotelischen denen von den Philologen neuerer Zeit we-inige, wenn auch im Verhältnifs zu der Wich-eses Meisterwerks noch immer geringe, Auf-teit geschenkt worden ist. Vor dem Erschei-neuesten Textesrecension sind in den letztver-drei Decennien nur drei Ausgaben für die tik und Interpretation beachtungswerth zu es sind die von J. G. Schneider, Koraï und

r anderthalb Jahrhunderte waren seit dem Er-der letzten, im Ganzen ziemlich unbedeuten-gabe der Politik (v. Herm. Conring 1637 u. flossen, als Schneider nach Vollendung seiner a Ausgabe der *Thiergeschichte* sich zu einer arbeitung auch dieser Bücher entschlofs. Er hm sich hierbei nach seinem eignen Geständ-r. Victorius zum Muster, der für die Kritik des ufser einigen alten, nicht genauer bezeichneten iften, hauptsächlich eine alte lateinische Ue-g benutzt hatte. Von dieser alten Uebersez-deren Verf. Schneider früher in dem IVten e zu seiner Ausgabe der Aristotelischen Thier-e, gegen die herrschende Ansicht, den Mönch von Moerbeka (vgl. Jourdain über Alter und er lat. Uebers. d. Aristoteles S. 69 — 73 u. deutsch. Uebers.) erwiesen hatte, verglich er druckte Exemplare nicht ohne bedeutende Aus-a er setzte sie an Werth selbst einer guten Handschrift an die Seite, und zählte in der Vor-zwanzig Stellen auf, in denen er aus dieser sung allein die richtige Lesart hergestellt habe. Aufserdem bietet seine Ausgabe von handschriftlichen Hülfsmitteln, nächst den von seinen Vorgängern Victorius, Camerarius u. a. hie und da angeführten Varianten, nur noch für das letzte, und einen Theil des zweiten Buches die Lesarten eines *Codex Lipsiensis* dar, dessen Uebereinstimmung mit der *Aldina* ihn von der weitern Vergleichung abschreckte. Ueberhaupt versprach sich Schneider von den Vergleichungen neuer Handschriften für die Aristotelische Politik wenig Gewinn, aufser wenn etwa die Handschrift, oder ein Descendent derselben, entdeckt werden sollte, nach welcher die Uebersetzung des genannten Wilhelm von Moerbeka verfafst sei. Von andern alten Uebersetzungen und Ausgaben benutzte er ferner neben Victorius hauptsächlich die von Leonardus Aretinus, Lambinus, Petr. Ramus, Obertus Giphanius, D. Heinsius u. a. Die seinem Texte zugegebne Uebersetzung ist für die drei ersten Bücher die hin und wieder verbesserte und dem neuen Texte akkommodirte Lambinische, während er in den übrigen meist der trefflichen Uebertragung des gelehrten Spaniers Genesius Sepulveda den Vorzug gab.

Es kann keineswegs unsre Absicht sein, Schneider's wohlbegründetes Verdienst um Aristoteles zu schmälern; aber jeder der seine Ausgabe der Politik etwas genauer studiert hat, wird doch bekennen müssen, dafs sie eine der schwächeren Leistungen des trefflichen Mannes sei. Zunächst war er noch, wenn auch in geringerem Maafse wie Antonius Scainus und Conring in dem Wahne befangen, dafs die acht Bücher der Politik sehr verwirrt und lückenhaft auf uns gekommen seien, eine Ansicht die ihn in der Kritik mehrfach zu Mifsgriffen verleiten mufste. Dann aber ist sein Commentar gewifs in jedem Betrachte ungenügend zu nennen, obschon darin einem künftigen Ausleger reichliches Material dargeboten wird. Das Hauptverdienst des kritischen Theils desselben besteht nämlich darin, dafs die Uebertragungsweisen der verschiedenen Uebersetzer bei

allen, einigermafsen Anstofs enthaltenden Stellen zusammengestellt sind; meistens jedoch ohne alles eigne entscheidende Urtheil des Herausgebers. Nur hier und da finden sich ausführlichere Erörterungen schwieriger Stellen. Auch kann man sich auf die Genauigkeit in Vergleichung der alten Ausgaben nicht immer verlassen, wie dies namentlich in Betreff der beiden Aldinen Goettling nachgewiesen hat. Indefs förderte bei alle dem seine Ausgabe doch die Kritik des Textes nicht wenig, und in dieser Hinsicht ist ihr Verhältnifs zu den früheren bedeutend höher anzuschlagen als dasjenige, in welchem Korai's Ausgabe (ersch. 1821) zu ihr sich stellt. Korai nämlich (dessen Ausgabe uns freilich nur durch Goettling's Commentar bekannt ist) hat sich im Ganzen nur an Schneider angeschlossen, mindestens ist dies selbst in Stellen geschehn, wo dieser stillschweigend und ohne alle Autorität die Lesart der Vulgate geändert hatte, wovon sich bei Goettl. (z. B. Pol. II, 3, p. 42, 18; ebend. p. 43, 1. 12; p. 48, 11) genügende Beispiele finden. — Einige Jahre nach der Koraischen erschien Goettling's Ausgabe der Politik (i. J. 1824.) zunächst zum Gebrauch für Vorlesungen bestimmt. Goettling beabsichtigte anfänglich nur einen korrekten Abdruck des Textes nach der ersten Aldine ohne irgend kritische Bemerkungen zu geben. Aber im Verlauf der Arbeit, als schon der Druck begonnen, erhielt er durch Hrn. Hase in Dresden mehrere handschriftliche Hülfsmittel, was ihn zu dem Entschlufs brachte, seiner Ausgabe eine meist kritische *Adnotatio* beizugeben, und mit Hülfe jener ihm mitgetheilten Varianten auch den Text zu verbessern. Diese Varianten sind nun aus *fünf* Pariser und einer Mailänder Handschrift (*Paris.* 1. = *Cod. reg. N.* 2023; *Paris.* 2. = *Cod. Coislin. N.* 161; *Par.* 3. = *C. reg. N.* 2026; *Par.* 4. = *cod. reg. N.* 2025; *Paris.* 5. = *cod. reg. N.* 1858; *M* = *cod. Mediolan. B.* 105.) entnommen. Von allen am genausten ist der *Paris.* 1. mit dem Texte der Duvallschen Ausgabe verglichen. Aufserdem enthält Goettling's Commentar die abweichenden Lesarten der ersten und zweiten *Aldina* (A. 1. u. 2.), der ersten Basler von 1531, sowie der zweiten, nach Sylburg's Vergleichung, ferner von Victorius (1576), Camerarius (1581), Sylburg (1587), Casaubonus, Schneider und Korai. Solche Hülfsmittel im Verein mit gründlicher Gelehrsamkeit, Scharfsinn und seltener Kenntnifs des Schriftstellers und seiner Sprache mufsten die Gestaltung des Textes wesentlich weiterbringen und fördern, und so kennen wir denn wirklich keine Herausgabe eines Aristotelischen W welche wir dieser an die Seite stellen möchten.

Demohngeachtet konnte wohl kein Unbefa leugnen, dafs für die kritische Behandlung dies cher immer noch ein weites Feld offen gebliebe und man konnte sich keineswegs verhehlen, wie schenswerth eine neue, auf umfassenderen krit Hülfsmitteln (von G.'s Handschr. ist die Mehrzah neswegs genau verglichen) basirte Recension s welcher denn auch das bisher durch Conjektura und Interpretation Geleistete und Gewonnene an nende Berücksichtigung fände. Da erschien i neuesten Gesammtausgabe der Werke des Aris eine Erfüllung dieses Wunsches. Was durch nun für die Politik gewonnen worden, diese dürfte kaum von der andern, welches das Verh dieser neuen Textesrecension zu der Goettling Ausgabe sei, getrennt, vielmehr die erstere durch digung der letzteren am besten beantwortet w können. Ehe aber Refer. sich an den Versuch, Aufgabe zu lösen, wagt, sei ihm eine Bemerku laubt. Mit freudigem Danke hat er sowohl in de rede zum zweiten Theile seiner *Aristotelia* als sonst öffentlich ein Unternehmen begrüfst, welche dem es einen lange gehegten Wunsch erfüllte, die daran Theil haben, nur zum Ruhme und zur gereicht. Wir halten uns daher aller allgemeine preisungen um so eher überhoben, als solche Manne von Europäischem Rufe wohl ziemlich gleich sein müssen. Dazu kommt noch ein anderer Um Es liegt uns nämlich in diesem Augenblicke ein Anzeige der ganzen Ausgabe in d. Allgem. Hall. raturzeitung, April 1833, N. 60, 61 und 62 vor A welche in der Form eines geharnischten Paneg allen nur irgend möglichen Ausstellungen in den tritt, und wie die alten Ritter, jedem den Fehde schuh hinzuwerfen scheint, der die Dame des H nicht für den Ausbund aller Vollkommenheit zu ren bereit ist. Nach dieser Anzeige wird, was w Folgendem versucht, als „unvernünftiges und vor ges" Beginnen im Voraus bezeichnet, und in S behauptet: dafs Alles bis auf die Vorrede in ihre meister- und musterhaft ausgeführt und selbst fü sorgfältigen Leser des Aristoteles nur Kleinigkeit wünschen übrig gelassen seien. — Wie Jema

er sei, nachdem kaum zwei Jahre seit dem
en der Ausgabe selbst verflossen sind, in die-
emeinheit und in diesem Umfange über das für
he Werke des alten Denkers Geleistete und Ge-
e ein Urtheil haben könne, es sei denn, dafs er sich
l Nacht allein mit Aristoteles während dieser Zeit
gt und ihn schon früher zum ausschliefslichen Ge-
e seiner Studien gemacht habe, vermögen wir
redlichsten Willen nicht zu begreifen; denn
e aus vier Schriften besprochenen Einzelnhei-
n doch wahrlich der Beweis für eine solche
ng nicht geliefert werden. — Doch jetzt zurück
em Geschäfte.

J. Bekker hat den Text der Politik nach *neun* riften gestaltet. Es sind dies 1) *Marcianus* *Q*). 2) *Coislin.* 161. (= *I*^{b}). 3) *Marcianus*). 4) *Laurentianus* 81, 5 (*Q*^{b}). 5) *Lauren-* l, 21 (*S*^{b}). 6) *Urbinas* 46 (*T*^{b}). 7) *Marcian.* 4. 3 (*U*^{b}). 8) *Palatinus* 160 (*V*^{b}). 9) *Chri-* *ginae* 125 (*W*^{b}), von denen die zwei letzte. erscheinen; (im letzten Buche sind die Lesarten t sparsam und nur aus *I*^{b} *S*^{b} *T*^{b} mitgetheilt.). gt sich's aber: sind dies von dem *Cent-et-un* scher Handschriften, wie sie an der Stirn des heils der Ausgabe stehen, für die Politik die ! Wahrscheinlich kann dem nicht so sein; ich zu Anfange des ersten Buchs (p. 1253, lin. ! unter den Varianten ein *Codex Parisiensis* , und weiterhin (p. 1306) noch zweimal ein *siens.* N. 1858 als Autorität für gewisse Les- geführt. Leider hat es dem Hrn. Herausg. bis h immer nicht gefallen, uns über diese und ähnliche Fragen die Auskunft zu geben, wel- der Vorrede „*commodiore loco*" nachträglich versprochen hat. Welch einen Einfluſs ein Mangel auf die Möglichkeit einer Beurtheilung ie hemmend und störend er für den Gebrauch abe selbst werden müsse, darüber kann wohl ht ein Zweifel sein; und indem dadurch ge- fsen der Charakter des Abstofsenden der gan- gabe aufgeprägt erscheint, ist darin zugleich der Grund zu suchen, warum sie im Ganzen so wenig anregend auf das Studium des Ari- gewirkt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXV.

J. Aug. Henr. Tittmanni Theologi Lipsiensis opuscula varii argumenti. Praefatus est Augustus Hahn. Lipsiae, sumtibus J. A. Barth. X, 378 p.

Gelegenheits-Aufsätze und Reden können nicht nur als Zeugnisse von der Eigenthümlichkeit des Verfs. gelten. Einen rechtmäfsigen Antheil an ihrer Art und Weise hat immer der Kreis in Anspruch zu nehmen, vor dem sie gehalten und an den sie gerichtet sind. Daher der Reiz, der den Reden bis in späte Zeiten nachfolgt und bleibt, selbst wenn die Sache, der sie ihren Ursprung zu verdanken haben, ihr Interesse verloren hat; immer zieht uns in ihnen das frische Bild des Lebens an, aus dem sie hervorgegangen sind und in das sie eingegriffen haben.

In vorliegendem Buch werden uns Gelegenheits-Reden und Aufsätze gegeben, die nicht eine längst vergangene Zeit und ein uns fremdes Interesse ins Leben gerufen hat. Von J. A. H. Tittmann sind sie in den Jahren 1793 bis 1830 zu Leipzig gehalten und dafs sie während einer bedeutungsvollen Zeit auf dem wissenschaftlichen Boden einer so eigenthümlichen geistigen Provinz entsprungen sind und von beiden bestimmte Rechenschaft ablegen, erlaubt uns, in dem Bericht über sie mehr von dem Vf. ab, auf die Zeit und den Lebenskreis hinzusehen, in dem er viele Jahre mit achtungswerthem Streben und Ernste gewirkt hat.

Als ein Zeugnifs seiner philosophischen Meinung (bis zum Jahre 1805 lehrte Tittmann in der philosophischen Fakultät) ist uns ein Aufsatz geblieben, der die Frage behandelt „ob eine geoffenbarte Religion für alle Zeiten und alle Menschen passend sein könne" und sie bejahend beantwortet, auf die in enge Schranken eingeschlossene menschliche Vernunft sich berufend und stützend. Mit diesem Resultat zufrieden und für immer versöhnt, beschäftigen sich die meisten übrigen Aufsätze damit, die Quelle näher zu bestimmen, aus der die Wahrheiten der Religion und ihre Gewifsheit entspringen.

In der Unbestimmtheit und Farblosigkeit jener Zeit, als die Glaubenswahrheiten auf wenige abstrakte Sätze reducirt waren, obgleich auch dieser Reduktion das Suchen nach einem einfachen Princip zu Grunde lag, fiel es nothwendig auf, dafs schon in der Bibel selbst die einfache Lehre Christi in der Predigt der verschiedenen Apostel in einer eigenthümlichen Farbe erscheine. Als wären am ersten Pfingstfeste die Zungen der Jünger zur Zwietracht und zum Widerspruch zertheilt, sprach man von einem Johanneischen, Paulinischen oder Petrinischen Christenthum, um durch den Proceſs der gegenseitigen Auflösung dieser widersprechenden Lehren zum reinen Urchristenthum zu gelangen. Auch Tittmann quälte jener Widerspruch (p. 43.) und er löst ihn zunächst so, dafs er in Rücksicht auf die allgemeine Grundlage der Lehre weder einen Widerspruch unter den Aposteln, noch ihrer Lehre und der Christi selbst statuirt. Nur andre Zeiten und Umstände, die die „Doktrin Christi" zur „Disciplin" im Munde der Apostel redigirten, hätten die Grundleh-

ren eigenthümlich modificirt. Aber, entsteht nun die wichtige Frage, wie haben wir uns zur Disciplin der Apostel zu stellen, oder wie verhält sie sich zu unserer Zeit, die nicht die Zeit der Apostel ist? Denn damals verkündeten ja die Apostel den Juden und Heiden die neue Lehre und hat, fragt man, der moderne Theologe, der die Lehren des Christenthums in ihrer Ursprünglichkeit zu begreifen strebt, auf Juden und Heiden Rücksicht zu nehmen? Daher weist Tittmann von der Apostolischen Entwicklung und Darstellung auf die einfache Lehre Christi allein hin. Neben dieser Institution Christi bleibt uns nur das „*consilium*", die Absicht, der gute Wille der Apostel zur Berücksichtigung und Nachahmung. Wir wollen nicht fragen, was denn mit der Apostolischen Verkündigung des Todes Christi, der zur ursprünglichen Lehre als etwas „Neues" (p. 99.) hinzukam, der der Mittelpunkt der Apostolischen Lehre war, anzufangen sei, und was denn nun die Lehre Christi, die zu einer bestimmten, vergangenen Zeit, an ein bestimmtes, einzelnes Volk erging, für uns noch heute für Bedeutung haben könne: — der vorliegende Aufsatz antwortet uns selbst darauf, indem er alle fernere Entwicklung des Christenthums als aus subtilen Spitzfindigkeiten hervorgegangen (p. 109.) und die Arbeiten der tiefsinnigsten, spekulativsten Kirchenväter leichthin verwerfend, nur die „*simplex ratio*" der Lehre Christi festhalten will, und im Gefühl, nicht auf die wahre Weise zum einzigen Princip zurückgegangen zu sein, in dieselbe Unruhe des unstäten Suchens geräth.

Je ernstlicher die Gemüther, die einer solchen Unbestimmtheit der Lehre verfallen, nach der Wahrheit streben, desto unsicherer und unwohler fühlen sie sich in allem, dem ein bestimmter Inhalt zu Grunde liegt, den sie aber in seiner Bedeutung nicht anerkennen können, weil ihnen das Princip fehlt, aus dem er hervorgegangen ist. Kommt noch hinzu, dafs jene Verhältnisse selbst aus einer schweren Crisis zur Festigkeit und erhöhten Sicherheit sich hinaufarbeiten, so heften sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Theilnahme allein auf jene Uebergangsperiode und ihre Zeichen, als suchten sie in ihnen das Bild ihres eigenen Kämpfens und Streitens. Aber weder den vorhergehenden Zustand der unschuldigen unbewufsten Ruhe noch den Stand der mit vollem Bewufstsein errungenen Herrlichkeit wissen sie zu schätzen und zu würdigen, weil das absolute Maafs aller Dinge in ihrer schwankenden Hand keinen Platz hat.

So hat auch Tittmann an den Besorgnissen, Wünschen und allen Bewegungen seines Vaterlandes auf dem kirchlichen Gebiet den eifrigsten Antheil genommen. Die meisten Aufsätze vom Jahr 1823 an beziehen sich auf die *res afflictae* der evangelischen Kirche. Er, der in allen Aufsätzen die Kirche nur im Gegensatz gegen den Staat weifs, jammert wie über ihren Untergang, dafs es kein *corpus evangelicorum* mehr gebe. Er klagt über die Thätigkeit der katholischen Kirche, mit der sie sich Proselyten gewinne; er trauert über den zerrissenen und zerspaltenen Zustand der deutschen evangelischen Landeskirchen; er weifs nicht Worte zu finden, um lebhaft genug seinen Schmerz zu schildern, mit dem er die heilige Schrift einer profanen Auslegung oder der Verachtung hingegeben sieht — und womit sollen nach seinem Rath alle diese Gebrechen und den geheilt werden? Nur durch die heiligen Schriften, ob über deren gesunkenes Ansehn zu klagen, er nicht müde Wie wenig aber diese Hinweisung auf die Schrift jener phirenden Sicherheit ähnelt, mit der die Reformatoren den der Bibel allen Angriffen siegreich entgegenstellten, zei was denn Tittmann und die auf seiner Seite stehen, mit zwecken. Das ist ihnen hinreichend zum Kennzeichen de gelischen Kirche und zum Band ihrer Einheit, dafs m haupte, es gebe kein anderes Evangelium, als was gesch steht. Als sich die Reformatoren auf die Bibel berief sprach aus dieser der Geist zu ihnen, den sie in seiner Gemeinde wufsten und der auch sie zu ihrem Werke begei Beruft man sich heut auf die Bibel, während man die A sche Entwicklung für eine Anpassung der christlichen Le uns fremde Verhältnisse erklärt und den Inhalt der Lehre kirchlichen Entwicklung nur depravirt sieht, so wird di mitten in dieser Berufung auf sie zu einem Buch wie je dere, das die evangelische Kirche, nur um den Namen da nehmen, zu ihrer Tessera und ihrem Erkennungszeich der Welt gemacht hat.

In dem Bewufstsein, dafs wir in dem achtungswerth storbenen nur die Sache im Auge haben, führen wir no das Schreiben an, in dem Tittmann dem ehrwürdigen B Feier des fünfzigsten Jahres seines akademischen Leb Jahr 1829 Glück wünscht. Der Verf. wollte hierin di schritte schildern, die die Wissenschaften in jenen weltge lichen 50 Jahren gemacht haben. Wie wenig aber je ciplose, unbestimmte Richtung fähig sei den Gehalt der ge lichen Entwicklung zu fassen, haben wir schon in unse herigen Bericht gesehen und spricht der Verf. im ers Aufsatze selbst aus. Indem er von der weiten Ausbreitu Philosophie redet und von den Ansprüchen, mit denen sie vergangenen Decennien zur Theologie trat, sagt er, di die das nur für eine Erscheinung unserer Tage halten, u weit erhaben über einen solchen Irrthum ruft er aus: *nunc agitur, saepius jam acta est haec fabula!* Mit dem es giebt nichts Neues unter der Sonne, geht er also üb Erscheinung weg, die den Wendepunkt unserer Zeit bez und den Kampf, an dem sie sich zu neuem Leben erwe einen Namen errungen hat vor allem vorhergehenden J derten. Dasselbe *nil novi nunc agitur* wiederholt der V dem er von der Theologie besonders spricht und wie Kampf der Theologie und Philosophie erwähnen mufs.

Wir haben hier nur wenige Punkte dieser Aufsätze gehoben, um aus ihnen den eigenthümlichen Charakter ben hervorgehn zu lassen und wir brauchen wohl nich wähnen, dafs der ernste Wille und die edle Absicht, Verf. immer trieb, die Lektüre derselben zu einer bele und genufsreichen Unterhaltung macht. Das leichte, g und geistreiche Latein, in dem sie geschrieben sind, diesem Reize nicht wenig bei. —

№ 55.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

lis de Republica ex recensione Imma-
Bekkeri.

(Fortsetzung.)

bei keiner der einzelnen Aristotelischen
, so belehrt auch hier bei der Politik keine
rkung den Leser, in welchem Verhältnisse
t zu den bedeutendsten früheren stehe, ob
die schon vorhandenen Variantensammlun-
neuen unter dem Texte befindlichen kritischen
einverleibt worden, und welches die Abstu-
Werths der einzelnen neu verglichenen Hand-
sei. Es kann daher nicht fehlen, dafs man
b fast bei jedem Schritte auf Schwierigkeiten,
chkeiten und Ungewifsheiten stofse, die doch
ch ein Paar Worte recht wohl hätten vermie-
beseitigt werden können. Einige Beläge hier-
n sofort ihre Stelle finden. — Von den vier
ıdsten Vorgängern, Victorius, Schneider, Korai
ttling, sind in der ganzen Politik nur die bei-
genannten, jeder ein einzigesmal, als Vertreter
jenen Lesart erwähnt (p. 1311, 8 und p. 1316,
ɔn Korai und Goettling dagegen ist nicht die
Notiz genommen worden, was namentlich in
les letzteren einen jeden, der dieses Gelehrten
ıt um die Texteskritik der Politik kennt, sicher-
emden mufs. Weder von seinen, noch der an-
arbeiter Conjekturen, die doch nicht selten viel
haben, indem sie sich zuweilen auf historische
Forschungen basiren, finden wir in unsern Va-
auch nur eine erwähnt. Wollte aber hierin
konsequent verfahren, so durfte er auch mit ei-
er eigenen Vermuthungen (p. 1329, a. lin. 17)
ıusnahme machen; und während er ferner an
d zwanzig Stellen die Lesart *aller* Handschrif-
verschmähen sich bewogen gefunden, finden wir
ommen *p.* 1266, *b.* 2, wo es heifst: *cum inter-*
prete) auch nicht an einer bemerkt, wessen Conjektur, oder welcher alten Ausgabe die aufgenommene Lesart angehört. Ja selbst in der angeführten Stelle (p. 1266, lin. 2) wissen wir immer noch nicht, wer hier unter dem *interpres* gemeint, und ob es dieselbe Quelle sei, welche an anderer Stelle durch *vetus interpres* (p. 1308, lin. 40), oder durch den Plural *interpretes* (p. 1317, lin. 29; p. 1275, 25) bezeichnet wird. Eine ähnliche Dunkelheit lassen denn auch Angaben von Varianten in folgender Weise, als: p. 1305, b. lin. 1. *ἄλλων αὐτῶν alii*; oder durch *plerique* wie an zwei Stellen p. 1259, a. lin. 13. und p. 1256, a. lin. 36; und wenn zu dem p. 1294, lin. 26 aufgenommenen *διάδηλος* unten die lakonische Bemerkung gemacht wird: „*διάδηλος margo : vulgo ἄδηλος*", so wissen wir auch nicht recht, was wir damit anzufangen haben. —

Ein so grofsartiges Unternehmen, wie das einer neuen Textesrecension der gesammten Werke des scharfsinnigsten und gelehrtesten unter den alten Denkern dürfte wohl zu genauer und für unsere Zeit befriedigender Ausführung Aufgabe eines ganzen Lebens zu sein, in Anspruch nehmen. Das „warum" liegt zu sehr auf der Hand, um hier einer weitern Auseinandersetzung zu bedürfen. Auch mögen die Anforderungen, welche wir an die kritische Bearbeitung eines einzelnen Werks hier aufzustellen versuchen wollen, leicht als für die Mehrzahl der übrigen mit geltend sich erweisen. Was zunächst die Berücksichtigung aller früheren Hauptausgaben, sowie der nach Handschriften verfafsten lat. Uebersetzungen anlangt, so scheint es Aufgabe einer neuen Textesrecension, wenn diese anders einen vollständigen kritischen Apparat bieten soll, dieselben insofern entbehrlich zu machen, dafs alle beachtungswerthen Varianten derselben aufgeführt werden. Hr. B. hat dies nicht gethan. Geschah es aus der Ueberzeugung, dafs die alten Ausgaben und Uebersetzungen eben nur diese oder jene seiner Handschrr.

repräsentiren, so wäre eine kurze Bemerkung darüber wünschenswerth, und zu Anfange des Werkes selbst ganz an ihrem Orte gewesen. Wie jetzt die Sachen liegen, kann einer beim kritischen Studium der Politik, wenn es diplomatische Genauigkeit gilt, keines jener Hülfsmittel entbehren, denn um nur eins hier anzuführen, so sind z. B. mehrere von Sepulveda, Victorius und Camerarius aus ihren Handschriften mitgetheilten Lesarten nicht unter dem kritischen Apparate der neusten Ausgabe zu finden; und doch dürften unter ihren Varianten, wie *Lib. II, cp.* 2 *p.* 50, *lin.* 18 *Goettl.* (vgl. Schneider Commentar. Th. II, p. 113 . .) ἄπειρον für ἄπορον, gewifs beachtungswerther und interessanter, als manche, von B. mit aufgenommene, sein. Desgleichen sind Lesarten des *vetus interpres* übergangen, den doch auch Hr. B. nicht geringer Aufmerksamkeit für würdig gehalten haben mufs, da er, wie wir vorher sahen, auf seine Autorität sogar die Aufnahme einer Lesart gegen alle Hdschrr. gründete. Mag nun aber auch Herr B. nach seinem Plane ein Recht gehabt haben, die Vergleichung von Ausgaben und Uebersetzungen im Allgemeinen als ungehörig von der Hand zu weisen (wobei er sich denn wenigstens zweimal nicht konsequent geblieben ist), so möchte das doch nicht in gleicher Weise von dem schon vorhandenen *kritischen Apparate*, sofern derselbe aus der von Vorgängern angestellten Vergleichung von Handschriften geflossen ist, Billigung finden. Aber auch bis dahin hat Hr. B. das Recht der Verwerfung, oder vielmehr des Ignorirens, ausgedehnt. Um von den ältern Ausgg. zu schweigen, so ist zunächst, soviel wir uns angemerkt haben, keine der von Schneider aus dem *Codex Lips.* aufgeführten Varianten mitgetheilt (Vgl. *z. B. B. II, p.* 49, 2 mit *p.* 1268, *a.* 2 *Bkk.* ferner *II, cp.* 5, §. 1 u. §. 3. §. 4 *ed. Schn.* und öfters in demselben Kapitel). Doch dies möchte bei der oben erwähnten Beschaffenheit jener Handschrift immerhin noch kein grofser Verlust sein. Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Variantensammlung in Goettlings *adnotatio*. Von den sechs Handschriften desselben befindet sich unter der Zahl der von Hrn. B. verglichenen, wie es scheint, nur allein der *Parisin.* 2. (bei Bk. *Ib*) und auch aus diesem sind, wie wir bald sehen werden, die Lesarten keineswegs vollständig gegeben. Die übrigen Handschrr. aber scheinen sämmtlich unberücksichtigt geblieben zu sein; ich sage sie *scheinen*; denn hin und wieder ist es Ref. allerdings so vorgekommen, als sei das doch zuweilen geschehen. So stimmen z. B. an nicht wenigen Stellen die Varianten, welche Goettling aus seinen drei ersten Pariser Hdschrr. (*Paris.* 1. 2. 3.) anführt, auffallend mit Bk.'s Hdschrr. *Ib Qb Tb* überein, und im Einzelnen erscheinen 1. oft = *Tb*; *Paris.* 3. = *Qb* u. s. f. Indefs ist wohl nur Zufall. Diese Handschrr. können nicht selben sein, denn die Menge des Uebergangenen ist grofs. Nach einer von uns zu diesem Zwecke angestellten Vergleichung, die sich nicht über das Buch und die fünf bis sechs ersten Kapitel des zten hinaus erstreckt, auch auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch macht, beläuft sich die Zahl der den sechs Handschriften bei Goettling angeführten, in neusten Ausgabe dagegen fehlenden Varianten zusammen etwa gegen *anderthalbhundert*, nämlich 93 aus dem *Parisin.* 1; 10 aus dem *Par.* 2. (aus welchem doch, da identisch mit Hrn. B.'s *Ib* ist, die Lesarten vollständig erwartet werden); 15 aus dem *Paris.* 3; 10 aus dem *Par.* 4 und 5, u. 15 endlich aus der Mailänder Hdschr. und unter diesen sind manche von unbestreitbarer Wichtigkeit, andere bei B. aus andern Handschrr. aufgeführt, hätten also das Gewicht der fraglichen Lesart zu verstärken gedient, welches namentlich dem genau verglichenen *Paris.* 1. gilt. Und wenn nun auch gegen dies Alles immer noch sagen liefse, dafs es eben nicht im Plan der neuesten Ausgabe gelegen, sich mit Berücksichtigung und theilweiser Aufnahme der Variantensammlungen anderer Herausgeber zu befassen, so kommen wir doch immer wieder auf unsere Bemerkung zurück, dafs ein so absolutes Schalten und Walten ohne Angabe von Gründen, diese τἀρχεῖα, wie es der alte Stagirit nennt, die ein so wichtiges Werk dem Publikum übergiebt, ohne es auch nur durch ein Wort darüber zu belehren, was es erhalten und zu erwarten habe, eben so ohne Beispiel, als ein Studium der Schriftwerke des Aristoteles keineswegs erforderlich sein müsse.

Es sei uns jetzt erlaubt, was bisher im Allgemeinen bemerkt worden ist, auch im Einzelnen nachzuweisen, wobei wir uns jedoch auch innerhalb der drei ersten Bücher beschränken wollen. Was nun zunächst die übergangenen Varianten des *Cod. Coisl.* (*Ib*) anbetrifft, so sind dies folgende: *I, cp.* 1. *p.* 8 *Goettl.* wird zu den Worten ἄζυξ ὢν ὥσπερ ἐν πεττοῖς bemerkt, dafs *Par.* 2. ὢν auslasse. Ebendas. *p.* 4,

lin. 12 Bk.) führt Bk. die Lesart τοῦ ἔχειν
is *Ib* an; aber nach Goettl. steht so auch in *P.*
Ferner *p.* 1256, *a.* 10 hat Hr. B. aus *Ib* ὠνο-
ommen, während nach Goettl. diese Handschr.
Artikels ἡ hat. Die übrigen Stellen genügt
ren; man findet sie bei Goettling in der *ad-*
I, cp. 2. *p.* 10, *lin.* 27; *cp.* 4, *p.* 19, *lin.*
p. 22. *lin.* 21; *p.* 25, *lin.* 15; *p.* 25, *lin.* 29.
p. 2. *p.* 37, *lin.* 20; *p.* 39, *lin.* 4, u. a. m.
diesen Stellen, die sich sicherlich noch
vermehren lassen, kann man nur entweder
Hase's oder Hrn. B.'s Seite ein Versehn
nauigkeit annehmen. Zur Steuer der Wahr-
ıber auch Ref. das Geständniſs nicht zurück-
e er sich bei andern Büchern des Aristoteles
nendlich alle Vorgänger übertreffenden Ge-
Hrn. B.'s schlagend überzeugt hat. So z. B.
übertheure, aber ganz werthlose Ausgabe der
Nikomachos von dem Engländer Ed. Card-
rd 1828), die sich Ref. allein wegen der darin
n Varianten des trefflichen *Codex Lauren-*
Bk. Laurent. 81, 11. *Kb*) der ältesten aller
Handschriften, angeschafft hatte, nicht nur
Erscheinen der neuesten Recension entbehr-
ht, sondern auch für den kritischen Gebrauch
ch unbrauchbar erwiesen, indem Recens. bei
Vergleichung fand, daſs allein in *zwei* Bü-
ehr denn *hundert* Stellen die Varianten aus
schrift entweder gar nicht oder (seltner) un-
unrichtig von dem ehrenwerthen Herrn an-
nd. Wir würden bei dieser Gelegenheit über
t, die der Englischen Philologie sehr geringe
ıt, noch einiges bemerken, wenn nicht die
des Herausgebers selbst, daſs er eigentlich
Index zu machen tauge, und das Ediren der
chriften künftig dem bisherigen Indexverfer-
ılich überlassen wolle, den Unwillen eines
affnete.

zurück zu unserer Politik. Der neue Text
dem G'schen im ersten Buche an etwa vier-
ab. Wir wollen einige der wichtigeren be-
nd dabei zugleich Gelegenheit nehmen, hier
ge der wichtigern übergangenen Varianten aus
G.schen Handschriften bemerklich zu machen.
cp. 1. *p.* 2, 11. εἰ δέ τις τὰ πράγματα
λέψειε], so steht bei Bk. (*p.* 1252, *a.* 24)
ohne Variante. Aber Goettling hat aus *P.* 1. und 3. τὰ
φυόμενα angemerkt und billigt dies, wiewohl mit Un-
recht. Der Sinn, welchen am richtigsten Victorius
durch: *res cum nascuntur* ausdrückt, verlangt durchaus
die Tilgung des Artikels, selbst wenn ihn mehrere
Handschrr. hätten. Dagegen schreibt Hr. B. (*p.* 1252.
b. lin. 15) im folgenden Kapitel ὁμοκάπους und be-
merkt dazu als einzige Variante ὁμοκάπνους aus ei-
nem nicht mit unter den neun Handschrr. der Politik
begriffenen *Cod. Paris.* 1857. Freilich stand ὁμοκάπους
in beiden Aldinen und Schneider und sein Nachfahr
Korai behielten es bei. Aber für ὁμοκάπνους entschie-
den sich schon Lambin und Sylburg, und Goettling, der
es auch in *zwei* Handschrr. (*Paris.* 1. und M.) fand,
bereute (*Commentar. p.* 279) eine Lesart nicht aufge-
nommen zu haben, deren Richtigkeit er in seinem *Ex-*
cursus de republica Cretensium p. 478—480 aus dem
Umstande erweis't, daſs bei den Kretern die Männer
getrennt von ihren Familien Syssitien hatten, welche
ἀνδρήϊα hieſsen. Somit konnte also der Gesetzgeber
die Hausgenossen wohl ὁμοκάπνους (die unter einem
Rauchfange leben, ähnlich dem Platonischen Ausdrucke
ὁμοτράπεζοι καὶ συνέστιοι *Euthyphr. p.* 4, *c.*) nennen,
nicht aber ὁμοκάπους was ohngefähr mit der von Cha-
rondas gebrauchten Benennung ὁμοσίπυοι eins wäre;
daſs κάπνη soviel ist als καπνοδόκη, Rauchfang, ersieht
man aus *Pollux VII*, 123. (wo einige Handschrr. den-
selben Fehler κάπη haben) *Suidas* und *Schol. Ari-*
stoph. — *p.* 1252 *b. lin.* 28 liest man ἡ δὴ πάσης ἔχου-
σα πέρας ὡς ἔπος εἰπεῖν, γινομένη μὲν οὖν] ohne Variante,
aber die früheren Ausg. und Goettling haben μὲν vor
εἰπεῖν und lassen es nach γινομένη weg, und für jenes
ἡ δὴ bemerkt Goettl. aus dem *Paris.* 1. ἤδη, was höchst
scheinbar ist. — *p.* 1253, 8, *lin.* 32 ἄνθρωπός ἐστιν]
Goettl. hat aus dem *Par.* 3. ὁ vor ἄνθρωπος, bei Bk. ist
es nicht einmal als Variante erwähnt. — Ebendas. *lin.*
25 fehlt καὶ vor φύσει in *Ib*. Goettl. dagegen sagt, es
fehle im *Par.* 2. vor πρότερον. Wer hat nun Recht? —
Einer zweiten Vernachlässigung Goettlings begegnen
wir gleich zu Anfange des zweiten Kapitels (*cp.* 3 *p.*
1253. *b.* 2.), in den Worten ἀναγκαῖον περὶ οἰκονομίας
εἰπεῖν πρότερον. So schreibt nämlich Hr. B. Aber daſs
statt οἰκονομίας οἰκίας zu schreiben sei, ist von Goettling
so einleuchtend dargethan und liegt die Verschreibung
so nahe, daſs Herr Bekker selbst, wenn er auch in
keiner seiner Handschriften οἰκίας fand, dennoch das

alte οἰκονομία; nicht hätte von neuem wieder einführen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXVI.

Erzählungen, Skizzen und Gedichte von Ludwig Rellstab. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1833. 3 *Theile in kl.* 8.

Oft genug hat der Kritiker, wenn er tadelte, die Forderung hören müssen, er solle es besser machen. Diese Zumuthung ist in neuerer Zeit als eine unbegründete und ganz unbillige mit grofsem Erfolg abgewiesen worden, und sie kömmt nur selten noch vor. Wir wollen sie nicht wieder aufleben lassen, glauben aber doch, dafs man den Kritiker in Betreff des Machens seitdem etwas zu sehr freigesprochen hat. Die Verpflichtung des Bessermachens kann ihm freilich nicht auferlegt werden, aber die des *Auch*machens darf ihm schwerlich zu erlassen sein; wie soll er sonst den Beweis liefern, dafs er wirklich alle Bedingungen, Gränzen, Vortheile und Schwierigkeiten des Kunstgebietes kenne, über dessen Erzeugnisse er urtheilt, dafs er seine Forderungen nicht schrankenlos ausdehne, und ein erreichtes Wirkliche nach erträumten Möglichkeiten abmesse? In der That haben unsre besten Kritiker von jeher auch durch eigne Kunstschöpfungen sich hervorgethan, und wir finden fast immer, dafs der Werth von diesen mit dem ihrer Kritiken gleichen Schritt hält, von Lessing an gerechnet bis auf A. W. von Schlegel herab. Unsre Bemerkung wird auch durch die vorliegende Sammlung bekräftigt.

Der Verfasser, als ein scharfer, und dabei scharfsinniger und nicht ungründlicher, rüstiger Kritiker vortheilhaft bekannt, nimt durch diese Dichtungen auch im Gebiete des Selbstmachens die Stelle ein, welche der Stufe, worauf er in jenem Gebiete steht, nicht nur entspricht, sondern ihn auf ihr auch bestätigt. Eine grofse Mannigfaltigkeit von Gebilden und Ausdrucksweisen, die Form der Novelle, des Liedes, des Reiseberichts, der Romanze, der launigen und der strengen Kritik, sind hier vereinigt, und geben von der vielseitigen Kraft und Gewandtheit des Verfassers das beste Zeugnifs. Sollen wir die innern Vorzüge dieser Arbeiten kürzlich aufzählen, so haben wir zuvörderst entschiedene Richtung zum Schönen und Edlen, Klarheit der Auffassung und des Stils, Lebhaftigkeit, Witz, Humor, mannigfache Anmuth und viele ästhetische und sittliche Feinheit namhaft zu machen. Als Humorist verdient der Verfasser auch alles Lob wegen des Mafses, das er beobachtet, und worin er fast immer die Schranken einer harmlosen Munterkeit hält, ohne in gewaltsame Absprünge und verzwickte Unformen zu gerathen; wiewohl wir gern zugeben, dafs ihm selber hierin noch eine glückliche Fortbildung und Läuterung offen stehe. Anerkennen müssen wir auch die Sicherheit u schaulichkeit in Darstellung des nach Ort und Zeit eige lichen Stoffes, z. B. der Vorgänge in schweizerischer G landschaft, und des Kostüms englischer Verhältnisse, v alles leicht und treffend, und ohne ängstliche Pedanter kommen genügend, dem Leser vor Augen gerückt wir Freunde der Erzählungsweise von Leopold Schefer werd bisweilen einige Aehnlichkeit finden; doch ist Rellstab i zen rascher und leichter; wobei die Umstände, unter w beide Autoren schreiben, sehr in Betracht kommen mög dem Schefer mit einer durch grofse Reisen genährten V schauung in einsamer Ruhe still zurückgezogen beha Fleifses arbeitet, unser Autor dagegen über unruhige L wirbel und die Treibhauseile des dringenden Augenblicke Auch hat er bei vielem Wohlmeinen mehr Galle, als S so wie hingegen bei vieler Schärfe weniger, als Börne, n chem Ausspruche wohl jeder der Genannten zufrieden sein

Unter den Erzählungen müssen wir diejenigen be auszeichnen, worin ein idyllisches Element vorwaltet, z zweiten Theile „James Skey" und „die Gemsjäger", an Gewerke" im ersten Theile, wo ein Gegenstand, der s Ueberladung verleiten konnte, mit Glück durch jenes I gemäfsigt worden. In beiden letztern Novellen hat der ser mit besonderer Zuneigung den Schwindel behandelt, dabei seinen Vorgängern Baggesen und Schefer nichts s geworden, ja sich selber nicht einmal, denn nachdem Aufgabe vom Thurme herab in lauter städtischer Un und Bedingung glücklich gelöst, variirt er das Thema als treffend in der ganz verschiedenen Gestalt, welche G höhen und freie Natur dafür bedingen.

Sehr anziehend sind die Nachrichten über die persö Verhältnisse des Verfassers mit Karl Maria von Webe chem ausgezeichneten Komponisten er besonders huldigt sonstigen musikalischen Zu- und Abneigungen können weder vertreten noch tadeln. Indessen dünkt uns, dafs sem Kunstgebiete es immer schwerer wird, einen wirkli Standpunkt und einen grofsartigen Ueberblick zu fassen, die technischen Kenntnisse sich vervielfachen, und in dung mit mancherlei der Musik an sich ganz fremden, Zeitgeiste wuchernden einseitigen Vorstellungen sich wahre Kunstansicht ausgeben.

Unter den Gedichten, welche jedem Bändchen zum beigefügt sind, findet sich manche lyrische Blüthe, die len Beruf des Verfassers in dieser Gattung darthut. merken schliefslich, dafs ein Werk, welches alle die mannigfach zusammengestellten Einzelheiten zu einem vereinigte, in solcher reichen Ausstattung noch vorth erscheinen müfste, als die jetzige Sammlung, und dafs Verfasser alle Mufse und Ruhe zu solcher gröfsern Hei gung wünschen, für welche gewifs kein inneres Erf ihm mangelt. —

№ 56.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

elis de Republica ex recensione Immanue-
ekkeri.

(Fortsetzung.)

ır es ist jene Lesart auch gar nicht ohne po-
ıfsere Gewähr. Goettling beruft sich für sie
aubon., Piccart., einen Codex des Accoram-
eine Handschrift Sepulveda's und Korai. Die
on der philosophischen Nothwendigkeit der Les-
ıg mag man bei Goettling (*Adnotat. p.* 283..)
ıachlesen. — *p.* 1253. *b.* 10. ist der Artikel ἡ
ɔποιητικὴ, den seit Victorius alle Ausgaben ha-
illschweigend getilgt, und in den folgenden
die Stellung der *Vulgata* καὶ γὰρ αὕτη die von
ıd Goettl. in καὶ αὕτη γὰρ geändert war, zu-
ihrt. — *p.* 1235. *b.* 35 konnte in der schwie-
ıtelle Goettling's Conjektur ἔργον ἢ wohl er-
werden. — Trefflich dagegen scheint uns die
ige Stelle *p.* 1254. *b.* 16 — 19 die schon von
aufgenommene Lesart διακεῖνται δὲ τοῦτον τὸν
gegen Goettl. der δὲ ausliefs und die ganze In-
tion verwirrte, aus sechs Handschrr. hergestellt;
wird jeder die Aufnahme der durch das Zeug-
ı 5 Handschrr. unterstützten Lesart ποιεῖν (*eben-*
. 27.) statt der von Goettling durch eine Ellipse
ligten Vulgata ποιεῖ nur billigen, der sich des
ten Aristotelischen Sprachgebrauchs von βού-
erinnert; und ebenso ist denn wohl (*lin.* 31.) die
ıller Handschrr. οὗτος statt οὕτως, was Goettling
ı beiden Aldinen aufnahm, gesichert, und durch
he Anwendung der Parenthese auch erklärt.
ıupt drängt sich uns hier die Bemerkung auf,
ade bei Aristoteles sorgfältige, ins Kleinste ge-
nterpunktion nicht selten einen Commentar er-
In dieser Hinsicht haben wir manches Neue und
ı der neuen Ausgabe gefunden, aber auch wie-
nur allzu häufig bemerkt, dafs auch hier Sylburg's
und besonders Goettling's Sorgfalt und umsichtiges Verfahren nicht hinlänglich benutzt worden ist. — *p.* 1255. *a.* 38 zu dem Verse:

τίς ἂν προεῖπεῖν ἀξιώσειεν λάτριν·

bemerkt G., dafs in allen alten Ausgg. und *Handschrr.* ἀξιώσειε geschrieben sei, während B. schweigt. — *p.* 1255. *b.* 5 καὶ οὐκ εἰσὶν οἱ μὲν φύσει δοῦλοι] Goettl. liefs mit der Ald. 2. die Negation weg; sowie sie jetzt lautet, scheint die Stelle noch immer nicht rein, und Goettling's Conjektur in der Dissertation *de notione servitutis apud Aristotelem* (*Annal. Acad. Jen. I, p.* 460.): ὅτι μὲν οὐν (statt οὖν) ἔχει τινα λόγον ἡ ἀμφισβήτησιν καὶ εἰσὶν οἱ μὲν κτλ. war jedenfalls als sehr beachtenswerth zu erwähnen. — Cp. 3. (Bkk. cp. 8.) *p.* 1256, *a.* 10 ist geschrieben ἡ αὐτὴ ἡ οἰκονομικὴ τῇ χρηματιστικῇ, und dazu bemerkt, dafs der Artikel nach αὐτὴ aus *Ibrc.* aufgenommen sei. Auch Goettling (*adnotat. p.* 294) hielt dafür, dafs dieser Artikel einzuschalten, sonst aber nichts zu ändern sei. Aber wie wir schon früher bemerkten, in jener Handschr. steht, ihm zufolge, nicht ἡ sondern ἤ. — Kurz vorher (*lin.* 9) lesen wir ἔρια und χαλκόν ohne Variante, während doch der nicht verächtliche *Parisin.* 1. ἔριον und χαλκός giebt, eine Lesart, die auch G. für die richtige hält.

Ebendas. *lin.* 17 (*p.* 13, 2. G.). Hier wo Reiske, Korai, Schneider u. a. an dem freilich in allen Handschrr. stehenden ὥστε gerechten Anstofs nahmen, war gewifs, wenn auch Hr. B. die Lesart der Bücher im Texte zu behalten für angemessen fand, Goettling's glückliche Cojektur γνωστέον, durch welche alle Schwierigkeit gehoben wird, zu erwähnen, zumal da sie durch eine von G. angeführte Stelle (*cp.* 4. *in. p.* 20, 1. G. *p.* 1258, *b.* 9. Bk.) den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit erhält, während wir mit der Vulgata gradezu nichts anzufangen wissen. Gewifs ist die äufsere Gewähr übereinstimmender handschriftlicher Zeugnisse auch bei Aristoteles immer in Ehren zu halten; aber alles

Vertrauen auf vorsichtige und mit Umsicht begründete Conjekturalkritik darum aufzugeben, können wir ebensowenig für das Rechte halten, als wir uns mit einem gewissen Verfahren versöhnen können, bei dem man sich auf dem besten Wege befindet, die bedeutendsten Aristotel. Werke um ein gutes Theil ihres Umfangs zu verkürzen. —

Ebend. *lin.* 30. ὁμοίως δὲ καὶ τῶν ἀνθρώπων] So lesen wir bei B. ohne Variante; aber Goettling, welcher die Vulgata ὁμ. δὲ τὸ τῶν ἀνθρ. behielt, bemerkt dazu blofs, dafs die von B. aufgenommene Lesart eine von Korai gebilligte *Vermuthung* Schneiders sei. Wie ist es nun? müssen wir nicht annehmen, dafs dieselbe in allen neuverglichenen Handschrr. sich finde? Dann befremdet uns aber das gänzliche Schweigen aller Handschriften G.'s; dies ist wieder ein Fall, wo unseres Bedünkens die bisherige Lesart und ihre Gewähr hätten angegeben werden sollen. — Eine höchst schwierige Stelle ist *p.* 1256. *b. lin.* 15 ὥστε ὁμοίως δῆλον, ὅτι καὶ γενομένοις οἰητέον τά τε φυτὰ τῶν ζῴων ἕνεκεν εἶναι καὶ τἆλλα ζῷα τῶν ἀνθρώπων χάριν. Die einzige Schwierigkeit macht hier jenes Particip. γενομένοις, welches Goettl. in Klammern schlofs, Giphanius zusammt den dabei zunächst befindlichen Worten ὅτι — καὶ οἰητέον gestrichen wissen wollte. Um so weniger aber durfte übergangen werden, dafs Goettling und Paris. I. die Variante γεννωμένοις (*sic*) anführt, da dieser Codex auch für das γενομένοις zwei Zeilen zuvor γεννωμένοις statt γενομένοις darbietet, eine Lesart, auf die schon Sylburg rieth, und die Korai mit Beistimmung Goettling's sogar in den Text aufgenommen, Hr. B. aber wiederum nicht erwähnt hat. Es mag aber leicht in beiden Stellen γεννωμένοις das einzig richtige sein, denn die von Zell (*ad Ethicor. Nicom. IX. cp.* 8, §. 1. *Comment. p.* 405...) versuchte Erklärung des γενομένοις in unserer Stelle ist gradehin verwerflich. Aristoteles sagt: „Für den *nothwendigsten* Unterhalt aller Wesen hat von vorn herein die Natur gesorgt. So bringen gleich mit dem Augenblicke des Gebärens einige Thiere soviel Nahrungsstoff für das Geborene mit auf die Welt, bis dies sich selbst seinen Unterhalt verschaffen kann, z. B. alle die, welche Eier oder Würmer gebären (ὅσα σκωληκοτοκεῖ ἢ ᾠοτοκεῖ. Die aber, welche lebendige Junge gebären (ζωοτοκεῖ) diese bringen zum Unterhalt für die gebornen (τοῖς γεννωμένοις) sogenannte Milchsubstanz (τὴν τοῦ καλουμένου γάλακτος φύσιν) mit. Daher (fährt er fort) ist es gleicherweise offenbar, dafs man annehmen habe, wie jene (vegetabilische) Milchart im Allgemeinen für Lebendiggebornes (γεννωμένοις) sei, so sei auch alles Vegetabilische (τά τε φυτὰ) im Gemeinen für die Thiere (τῶν ζῴων ἕνεκεν) da, und ter die übrigen Thiere (καὶ τὰ ἄλλα ζῷα, mit Ausdes Menschen) der Menschen wegen". —

Ebendas. *lin.* 26 ἓν μὲν οὖν εἶδος κτητικὴ τὰ φύσιν τῆς οἰκονομικῆς μέρος ἐστίν, ὃ ὑπάρχειν ἢ πορίζειν αὐτὴν ὅπως ὑπάρχῃ neueren Herausgeber nahmen an dieser Stelle gen Anstofs. Nach unserer Meinung aber hat sie Goettling hergestellt und richtig erklärt, indem e διὸ verwandelt (ἤτοι statt ἤ ist nicht nothwendig) diese Verbesserung verdiente wenigstens Erwäh wenn nicht Aufnahme. Wogegen wir es wiede gen, dafs das Part. Präsens ἐπιβαλλόντων (*p.* 1257. als Lesart aller Mss. gegen die Aenderung Korai Goettl. ἐπιβαλόντων beibehalten, und weiterhin (*p b.* 11) das von G. aus den Aldinen mit Unrecht nommene εἰς vor νόμος wieder gestrichen ist. *p. b.* 17 πάντων αὐτῷ γιγνομένων.] So las m gemein vor Goettling, der das Pronomen, weil in beiden Aldinen vermifste, aus dem Texte w ein durchaus unnützes Einschiebsel. Es schein aus αὐτῶν (welches Lesart von B.'s Codex S.*b* is standen und dies hinwiederum durch das vorherg πάντων erzeugt zu sein. — Einige Zeilen weiter (ist Sylburg's auch von Korai gebilligte Conjektu ἤ statt der Vulgata ἀλλ' ἡ stillschweigend aufgeno und *lin.* 36 die Vulgata ἑκατέρᾳ ebenso beibehalte den. Aber Goettling hat nach Sepulveda's alten schrr. ἑκατέρας aufgenommen (während Schneide Kor. ἑκατέρᾳ geschrieben haben) und mehr als Lesart noch verdiente die Conjektur desselben G ten, der zufolge das absurde χρήσεως κτῆσις in d mittelbar darauf folgenden Worten nothwendig i σεως χρῆσις zu ändern ist, Erwähnung.

Cap. 4. Goettl. (cp. 11. Bkk.) *p.* 1259. *a.* 16. las man vor Korai πολλὰ χρήματα συλλέξαντος. ser Genitiv war schon dem Camerarius unbe die Aenderung in den Accusativ wohlfeil, und nahm sie auf Anrathen Schneiders auf. Nun finde freilich συλλέξαντα in 7 Handschrr. B.'s, der es aufgenommen hat; indessen sollte συλλέξαντος die gata in Handschrr. stehn (2 Codd. B.'s haben συλ

ettl. erwähnt gar keiner Abweichung) so könnte als die schwierigere vertheidigen und mit Goettl. ht wohl erklären, indem man als Subject des ἐπιδεῖξαι τὸν καιρόν zu denken hat. — Gegen e des Kapitels (*p.* 1259. *a.* 28) ist ebenfalls die *aller* frühern Ausgaben, die sich auch in 3 rr. Hrn. B.'s findet, geändert; und doch sieht ἐν οὖν ὁ Διονύσιος αἰσθόμενος statt τοῦτον μ. ο. eher einer Verbesserung ähnlich als umgekehrt. det sich weder bei Schneider noch bei Goettling ine Variante angemerkt.

. 5. (Bkk. cp. 12). Hier begegnen wir gleich rsten Zeilen wieder einem Beispiele von Nicht- g der früheren Verbesserungen in den Worten *a.* 39) καὶ γὰρ γυναικὸς ἄρχειν. Schon Gi- verbesserte hier ἄρχει und die folgenden ber nahmen dies sämmtlich auf; mit Recht laher wenigstens Erwähnung dieses Umstandes werden. Wenn ferner *p.* 1259. *b.* 28 σχεδὸν σχ. δὴ aus 5 Handschrr. wieder aufgenommen ifst sich δὴ als das freilich etwas seltnere, den- wohl an sich als auch durch die Auktorität von chrr. (4 B.'s u. 2. bei Goettl.) sowie der alten n sehr wohl vorziehen. Ganz derselbe Fall ist iner Stelle des zweiten Buchs (*p.* 1261. *a.* 9) gleichfalls das in 4 Handschrr. B.'s und beiden befindliche, auch von Schn. u. G. aufgenom- dem δὲ vorziehn. —

ites Buch. Cp. 1. *p.* 1260. *b.* 41. Hier finden len Worten des Textes: ὁ μὲν γὰρ τόπος εἷς ὁ πόλεως die Bemerkung εἷς ὁ τῆς] ἰσόπτης *codi-* mufste aber bemerkt werden, dafs die aufge- Lesart glückliche Conjektur des Petr. Victo- welche denn auch von Schneider und Korai lenken aufgenommen worden ist.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXVII.

lie Entwicklung des Gorgonen-Ideals in oesie und bildenden Kunst der Alten, von ad Levezow. Berlin, 1833. *in der acad. kerei. 4to.* 100 *S. mit fünf Tafeln.*

erf. hat hier den Mythus der Gorgonen in einer Reihe ier Vorlesungen mit eben so viel Umsicht als Geist

Unter den Schreckensgestalten der alten Fabel, wozu , die Chimära, die Greife, die Scylla und andere ver- schlingende Seeungeheuer gehören, stellet kein Mythus so interessante Momente dar, wie der der Gorgonen sowohl in der Poesie, wie in der Bildkunst. Es waren der Unholdinnen drei Schwestern, wovon aber nur eine, die Medusa, in der Sage, wie im Bilde, besonders hervortritt. Die Veranlassung, einem solchen Ideal eine ausführlichere Entwickelung zu geben, fand der Verf. besonders in der grofsen Anzahl der hierauf sich beziehenden Denkmäler in dem königl. Museum zu Berlin, wovon er der Vorsteher ist.

Als dem Sinnbilde des mächtigsten, versteinernden Schreckens, theilte die älteste Dichtung der Medusa alle Grausen thierischer Wildheit zu.

Ihre Gesichtsbildung, mehr in die Breite als in die Höhe gezogen, ward dargestellt mit niedriger gefurchter Stirn, stark bezeichneten Braunen, und runden glotzenden Thieraugen, einander so nahe stehend, dafs die Nasenwurzel dazwischen kaum erscheint. Die Nase selbst ist geplättscht, mit aufgedunsenen Nüstern. Der aufgerissene Mund mit starken Lippen ist in die Breite gezogen mit zwei Reihen thierischer Zähne, zugleich noch mit zwei oder vier Schweinehauern, und mit lang vorgereckter Zunge. Die Backenmuskeln sind wulstig verzogen, an den Seiten und rund um das Kinn mit einem zottigen Barte. Die Ohren sitzen hoch neben Auge und Stirn, um welche die Haare kleine Locken bilden, nicht selten noch mit einem Nimbus von kleinen Nattern ganz um das Antlitz her. Zum Packen dienen der Figur eherne Krallen anstatt der Finger, und zum Eroilen sitzen ihr Flügel an den Schultern. — So schildert die älteste Dichtung das Scheusal, und so mahlen dasselbe die ältern hier beigefügten Denkmäler (Taf. I. u. II. und vergl. hiemit *Micali Tav.* 102.).

Allein der Mythus der Medusa hat noch andere Momente. Neptun hat sich der Schreckensgöttin in Liebe zugesellt, und den Chrysaor und den Pegasus mit ihr gezeugt.

In Folge dieser Liebschaft des Gottes, ermäfsigte sich die Bildung der Schreckensgöttin; und schon bei Pindar heifst sie die Schönwangige, und bei Spätern die Schönhaarige. Das Thierische in der Kunstdarstellung wird also gleichfalls gemildert. — Die Stirn wird höher, die Haare scheiteln sich, oder heben sich sträubend empor. Die Augen in gehöriger Entfernung von einander stehend, blicken noch wild. Die Nase aber, obwohl noch geplättscht und mit gedunsenen Nüstern, setzt sich natürlicher an die Stirn an. Die Hauer und die untere Reihe der Zähne verschwinden, so wie auch der zottige Bart und die kleinen Nattern; nur die starke Mundöffnung mit ausgereckter Zunge erhält sich noch, M. vergl. Fig. 29. 30. 32. —

Hiemit begnügte sich aber die Kunst nicht. Noch geschah ein dritter Schritt vorwärts: bis die höchste Steigerung des Schreckensideals in dem Kopfe Rondanini Fig. 50., jetzt in München, erreicht ward.

Schön und erhaben, wie im Apollo von Belvedere, stellt sich das Antlitz der Medusa dar — mit hoher Stirn und gescheitelten Haaren, doch mit wilden Locken an den Schläfen abwärts, und obwärts über der Scheitel sich buschig erhebend — zwischen zwei Flügeln, unter welchen zwei Schlangen ihre Köpfe

hervorstrecken, und abwärts sich um das Haupt ziehend, unter dem Kinne einen Knoten schürzen. — So sind die Flügel von den Schultern als Zeichen der Schnelligkeit an den Kopf gewandert, wie wir sie an mehreren andern Gottheiten wahrnehmen; und von Schreckensattributen sind nur die Schlangen verblieben. Doch das Wesentlichste des Schreckenbildes beruht in dem *Ausdrucke:* zwischen den Augenbraunen faltet sich die Stirn, und eine furchende Querlinie theilt Ober- und Unterstirn, über welcher die Haarmassen sich so schön ansetzen. Unter den sich schön wölbenden Braunen öffnen sich die grofsen starrblickenden Augen. Hiezu verstärken den Ausdruck die sich dehnenden Nüstern der aufs schönste geformten Nase. Die höhere Steigerung erhält aber der Ausdruck durch den geöffneten Mund, wo unter der schön geformten Oberlippe die schönste Zahnreihe sichtbar wird; indem durch eine solche Mundöffnung sich das Oval des Gesichtes mit den Wangen von der schönsten Fülle, und zugleich mit dem runden Kinne etwas in die Länge zieht.

So zeiget das Ideal der Medusa, in den Hauptformen, wie im Ausdruck, ganz die Nachbildung des Apollo von Belvedere, indem der Gott, das Antlitz mit Unmuth und Zorn erfüllt, seine Pfeile gegen die Kinder der Niobe entsendet: so ist seine Stirn gefurcht; so heben sich die Haare, so streng blicken die Augen, so dehnen sich die Nüstern, so athmen die geöffneten Lippen den Unmuth. Wer könnte in diesem von Zorn bewegten Apollogesicht das Urbild verkennen, welches dem Ideal der Medusa zum Typus diente? — Und wer möchte zweifeln, dafs der Künstler, in dessen Phantasie das eine der beiden Ideale entstand, nicht auch der Schöpfer des andern sei? — Dieser Künstler zur blühendsten Zeit der Kunst lebend, ist aber kein anderer, als Praxiteles.

So betrachtet der Recensent die beiden hohen Bilder zueinander, und sieht in der *Medusa Rondanini* das höchste des Gorgonenideals dargestellt.

Der Verf. fühlte sehr richtig eine solche Steigerung in der alten Kunst, und sinnvoll bezeichnete er hievon die drei Stufen. Auf der ältesten waltet die thierische Wildheit vor; auf der zweiten zeiget sich bereits das Edlere der Menschenbildung, doch noch mit der mehr scheufslichen, als schreckenhaften Ausreckung der Zunge. Erst auf der dritten Stufe stellet sich das wahre Schreckenbild in der götterähnlichen Gestaltung dar.

Auf Taf. I. und II. sind die Bilder der frühern Kunstepochen verzeichnet. Auf Taf III. sind besonders die Fig. 29. 30. und 32. bemerkungswerth. Die letztere ist von dem Brustschild der *Minerva Giustiniani* entnommen, und stellet also das Gorgonenbild dar, wie es sich in dem Zeitalter des Phidias gestaltete. — Das Ideal in seiner Vollendung ward aber erst in der Epoche Alexander's erreicht — und dies durch Praxiteles in der *Medusa Rondanini* — Taf. V. Fig. 50. —

Die Folgezeiten gaben Bilder der Nachahmung. Zu blofsen Zierden und für Amulete ward selbst die gräfslichste nicht ausgeschlossen; und besonders ward die Nachbildung der M maske aus dem Pericleischen Zeitalter häufig beliebt. Al auffallendsten sind die charakterlosen Nachahmungen des telischen Ideals. Man betrachte besonders die Fig. 48. wo sich das Wesentliche in einen Wald von wallenden l aufgelöst hat; Augen und Mund dagegen alles bedeuten loren haben. Die Fig. 51. kommt dem Haupttypus no nächsten. — Was die beiden Gemmen Fig. 45 und 52. b so sind sie zwar in ihrer Art lobenswerthe Arbeiten. Al Darstellung im Profil mufs nothwendig den Hauptcharak wahrhaft Schreckhaften ausschliefsen.

Noch bleibt uns eine kurze Betrachtung des gesammt thus, der durch die Vereinigung so vieler Denkmäler, mehrere jetzt hier zum erstenmal erscheinen, erst kl darstellt.

In Fig. 2. sieht man die wilde Unholdin in Ausübun dämonischen Kraft, indem sie mit jeder Hand einen Lö der Gurgel fassend erwürgt.

In Fig. 3. rüstet sich Perseus, der abgesandt war, d geheuer zu bekämpfen, unter dem Schutze der Minerva u Mercur zur That.

In Fig. 5. wird in Beisein der Minerva die That m Abschneiden des Kopfes der Medusa vollbracht. Diese hä mütterlich ihren Sohn Pegasus umarmt.

In Fig. 23. nach vollbrachter That eilt Perseus mi schritten davon; die Tasche mit dem abgehauenen Kopf am rechten Arme hängend.

In Fig. 24. verfolgen die beiden andern Schweste Gorgo den Mörder, aber geschützt von Mercur. Aus des der hingestürzten Medusa hebt sich der Pferdekopf des P hervor, und wandelt sich zum Pferde um, zugleich mit d geln der Mutter.

In Fig. 42. hat Perseus die That zu Pferde vollzog abgeschnittenen Kopf in der Rechten seitwärts haltend, aus dem Halse der Mutter ihr Sohn Chrysaor sich an hervorhebt.

In Fig. 31. erscheinen die beiden andern Schweste Neptun, der über das Schicksal seiner geliebten Medusa geeilt war, jetzt den Thäter zu verfolgen. Aber wie di derseite an demselben Vasengemälde darthut, war Perseu nur bereits entronnen, sondern auch im Begriff die an gefesselte Andromeda gegen das Seeungeheuer zu rette ches Neptun, um die schöne Heroine zu verschlingen, schickt hatte.

So stellet sich der Mythus vollständig dar; und so ist es, viele Denkmäler vereinigt zu sehen, um eine kl sicht eines Ganzen zu erhalten. Dies danken wir hier de fasser. Und nicht leicht wird man in solcher Beziehu belehrendere Monographie finden.

A. Hirt

№ 57.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

lis de Republica ex recensione Immanue-kkeri.

(Schluſs.)

G. trug, obschon sonst nicht zaghaft bei vorzu-en Aenderungen, mit Recht Bedenken, die so ein-Lesart *aller* Handschrr. und alten Ausgaben en, und die von ihm versuchte Erklärung (*ad*-307), nach welcher *ἑαύτης* soviel wäre als *ἴσον* enigstens mit Aristoteles' Redeweise wohl im e. Wäre aber die Verschreibung faktisch ge-dürfte dieser Umstand für die Geschichte der nen Handschrr. von Interesse sein. Wenn ei-len weiter (*p.* 1261. *a.* 6) der Mehrzahl (7) hrr. zu Liebe *ἐν τῇ πολιτείᾳ τῇ Πλάτωνος* auf-n und dazu blofs als Abweichung *ἐν τῇ π. τοῦ* 2 Mss. bemerkt ist, so verdiente gewifs die l. für die richtige erklärte Lesart zweier seiner r. (P. 1. u. M.) *ἐν τῇ Πλάτωνος πολιτείᾳ* wenig-wähnung. — *p.* 1261. *b.* 4. Hier wird zu der menen Lesart *παρὰ μέρος* bemerkt, dafs in 2 *κατὰ μέρος* stehe. Dies nahm Goettling aus u. 2. und seinem Paris. 3. auf, bemerkte je-*reor ne κατὰ μέρος glossa sit ad* (*i. q. praece-ἑρει*. Bei solchen Stellen aber ist es wichtig welcher eine Entscheidung fällen will, alle e vor sich zu haben, und es hätte daher in der Ausg. nicht verschwiegen werden sollen, dafs *κατὰ μέρος* in *drei* Handschrr. stehe und nicht und sodann, dafs eine nicht verächtliche Hand-ar. 1.) und der *Vet. interpr.*, weder das eine andere haben. — *p.* 1262. *a.* 3 schreibt Hr. *τος τυγχάνει τὸν ἀριθμὸν ὤν*, wie früher schon lb., Schn. u. Korai. Aber das Particip. *ὤν* fehlt ier Hdschrr. und wie es scheint in allen G.'s ahme des Paris. 1., desgleichen in beiden Al-nd Goettling bemerkte dazu, es sei wohl hin-zugesetzt von einem strengen Verehrer der Regeln des Phrynichos.

Ebendas. *lin.* 9 lesen wir *τὸ ἐμὸν λέγοντες* ohne eine Bemerkung, aber bei Schneider und Goettling steht *τὸν ἐμὸν* gleichfalls ohne Variante: ist das in beiden Ausga-ben nur Druckfehler? In der Duvallschen und Arleser (*Aurel. Allobr.* 1606) Ausg. steht die andre Lesart. — Ebendas. *lin.* 29 schreibt Hr. B. nach dem Vorgange von Victorius und Schneid. *ἄπωθεν* ohne Bemerkung. Aber Goettling der *ἄποθεν* aufnahm, bemerkte, dafs er dies in *allen* seinen krit. Hülfsmitteln gefunden habe. Bekanntlich ist der Gebrauch dieses Adverbs bei Pro-saikern ein streitiger Punkt (vgl. *Lobeck ad Phrynich.* *p.* 9. u. 10.). Indessen Goettling geht in seiner Bemer-kung gar so weit: *ἄπωθεν* für ungriechisch zu erklären, wobei er sich auf Hrn. Bekker selbst zu *Thucydides II*, 81 beruft. Dort hat nämlich derselbe, wie durch-gehends bei *Thucyd.*, die hier verschmähte Form aufge-nommen, da in keiner von allen Stellen jenes *ἄπωθεν* einstimmige Lesart der Handschrr. ist.

Eine offenbar verdorbne Stelle *p.* 1262. *b. lin.* 33 hat Hr. B. unangetastet und stillschweigend stehen las-sen. Die betreffenden Worte lauten so: *οὐ γὰρ ἔτι προς-αγορεύουσιν* [viell. *προσαγορεύσουσιν*?] *ἀδελφοὺς καὶ τέκνα καὶ πατέρας καὶ μητέρας τοὺς φύλακας οἵ τε εἰς τοὺς ἄλλους πολίτας δοθέντες, καὶ πάλιν οἱ παρὰ τοῖς φύλαξιν εἰς τοὺς ἄλλους πολίτας.* Die Hauptschwierigkeit machte hier das letzte *εἰς*, und die gänzliche Unmöglichkeit, damit einen gehörigen Sinn aus den Worten herauszubringen, ver-anlafste Umsetzungen und Aenderungen der Ausleger, die man bei Schneider (*Comment. p.* 84 — 86) nachle-sen kann. Erst Pinzger (in der Abhandlung: *de iis quae Aristoteles in Platonis politia reprehendit p.* 32.) und Goettling trafen den rechten Punkt, indem sie je-nes zweite *εἰς* als ein durch Wiederholung entstande-nes Einschiebsel aus dem Texte verwiesen. Und da-für spricht denn auch der Gedankenzusammenhang ent-

scheidend. „Mit Platons Vorschlage (sagt Aristot.) die Kinder aus einer Klasse in die andere, also z. B. die der Landbebauer zu den Künstlern und umgekehrt, zu versetzen, ist es nichts. In der Ausführung würde das die gröfste Verwirrung veranlassen; und dann, wenn schon überhaupt bei der Gemeinschaft der Weiber und Kinder, wo also Eltern und Kinder sich gegenseitig nicht kennen, die schwersten Verbrechen, Blutschande und dergleichen nicht zu vermeiden sind, so wird das bei einer solchen Versetzung in noch höherem Maafse der Fall sein. Denn nun werden weder die unter die übrigen Bürger gethanen [Kinder der Wächter] die *Wächter* mehr Brüder, Kinder, Väter und Mütter nennen, noch andrerseits die bei den Wächtern befindlichen (Kinder) die übrigen Bürger".

P. 1263. *b.* 7. Nachdem Aristoteles fast alle Nachtheile der Platonischen Theorie, welche den Staat, wie es sein Gegner ausdrückt, übermäfsig zu einer *Einheit* zu machen strebt, in der ersten Hälfte des zweiten Kapitels auseinandergesetzt hat, schliefst er gleichsam ab mit den Worten *ταῦτά τε δὴ οὐ συμβαίνει τοῖς λίαν ἓν ποιοῦσι τὴν πόλιν, καὶ πρὸς τούτοις ἀναιροῦσιν ἔργα δυοῖν ἀρεταῖν κτλ.* So lesen wir nämlich in der neuesten Ausgabe die ersten der angegebnen Worte, mit der Negation, und keine Variante macht den Leser stutzig. Die Uebersetzer und Interpreten übersetzen und erklären: „dieses wird also den — nicht zu Theil". Aber dann erwarten wir nach dem konstanten Aristotelischen Redegebrauche vielmehr *γίνεται*, und ein *πάντα* zu *ταῦτα* wäre wenigstens sehr wünschenswerth. Nichts kann daher erfreulicher sein, als das Fehlen der Negation in Goettlings *Paristn.* 1. beim *Vet. Interpres* und heil. Thomas.; und Goettling sowohl wie Korai und Schneider und früher Victorius strichen sie deshalb. Den Sinn gab Schneider sehr richtig (*Comment. p.* 88): *Haec igitur sunt ea quae consequuntur si quis cum Platone civitatis nimiam unitatem efficere conetur;* wiewohl er freilich den Bezug der Partikeln *τε* und *καὶ* mifsverstand. Auch das folgende *πρὸς τούτοις ἀναιροῦσιν* ist ein Beweis mehr für unsre Ansicht und Erklärung. Die Negation aber ist wohl Einschiebsel eines Abschreibers, der ein, wie es ihm schien, offenbares Versehn verbessern wollte.

Zwar geben innerhalb der oben bezeichneten Gränzen noch manche Stellen zu ähnlichen Bemerkungen Veranlassung (z. B. *p.* 1263. *b.* 34, wo *ἔσται* mit Unrecht recipirt ist; *p.* 1264. *b. l.* 3—4, wo die als unecht bezeichneten Worte durch Goettling's Interp. und Erklärung gesichert scheinen; *p.* 1265. *a.* 21, wo eine nicht uninteressante Variante übergangen ist; *p.* 1265. *b. lin.* 25, wo der Indicativ *συμφέρει* nach *μὴ ποτ' οὖ* mit Unrecht verdrängt scheint, vgl. *Politic. II. cp.* 5. *p.* 1263. *b.* 3. *Goettling, Adnot. p.* 313. *Bernhardy, Syntax p.* 313. — u. a. m.); doch zwingt uns die Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Zeitschrift hier abzubrechen. — Druckfehler sind in dem von uns durchgegangenen Abschnitte keine vorgekommen, und überhaupt sehr selten. Die Wiedereinführung der alten (Zwingersch. u. Duvallsch.) Kapiteleintheilung und der Mangel der Paragraphenbezeichnung sind für den Gebrauch recht beschwerlich.

Dr. Adolf Stahr, in Halle.

LXXVIII.

Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studirende, von Dr. Hermann Olshausen, Prof. der Theologie zu Königsberg. — Band I. die 3 ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte enthaltend. XXIV. u. 927 S. Band II. das Evangelium des Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte enthaltend. XV. u. 822 S. — Königsberg, 1830—32. bei A. W. Unzer. gr. 8.

Erster Artikel.

Es gab eine Zeit, wo die Exegese mit der gesammten Theologie in völlige Unwissenschaftlichkeit zu versinken, und von einer Masse loser, empirischer Einzelheiten, und der Wissenschaft wie dem Glauben grofsentheils fremdartiger und gleichgültiger Aufsendinge ganz erdrückt zu werden drohte. In dem richtigen Bewufstsein, dafs der Geist mit der bisherigen Form der älteren, orthodoxen Theologie gebrochen, und dieselbe unwiederbringlich in den Abgrund der Vergangenheit versenkt habe, aber zu wenig eingedenk, dafs diese *alte* Geisteswelt nur hatte weichen sollen, um einer *neuen* Platz zu machen: schien man den Geist mit seiner zerbrochenen Form zugleich zu Grabe gegangen zu wähnen, und fing an, die ganze christliche Theologie wie eine abgelebte Historie zu betrachten, und die Hauptauf-

der Zeit konsequent theils in das Aufräumen des Wustes, theils in ein Herbeischaffen von allerhand bei genug gesichtetem) *philologischem Apparat* und *sischem Erklärungsmaterial* zu setzen. Man hatte in Hehl, dafs die Dogmatik sich von nun an in bloſse Dogmenhistorie, die Exegese in eine bloſse chtung der lokalen und temporellen Verhältnisse Vorstellungen der biblischen Schriftsteller verwan- üsse; in der Kirchen- und Dogmengeschichte sah ur noch ein Gewebe der zufälligsten und wunder- n Verirrungen und Hirngespinnste des menschli- eistes; auch die praktische Theologie mufste sich, em ergiebigen Boden des positiv-christlichen In- beinahe losgerissen, gefallen lassen, auf einige Abstraktionen, logische Gemeinplätze, psychologi- Beobachtungen und Regeln u. a. dergleichen soge- *vernünftig-religiöse Allgemeinheiten* reducirt zu n, die schon durch die Dürftigkeit ihres Inhaltes n bekundeten, wie fremd ihnen die wahre Allge- eit, die das Besondere nicht *aufser*, sondern *in* at, sei. — Die Gewinnung und Erhaltung des ewi- haltes der Schrift war überhaupt die geringste ; sehr natürlich, da man damals allgemein auf die ntnifs der *Wahrheit selbst* Verzicht leisten, und it einem bloſsen Wissen um die *Erscheinung* be- zu müssen glaubte.

iese Zeit ging vorüber und mufste vorübergehen; olche Genügsamkeit ziemte dem Geiste nicht, der weges zu Grabe getragen, in seiner unendlichen ivität das *Alte* nur zerbrochen hatte, um ein *Neues* en, d. h. das Alte im Neuen verjüngt und ver- iederherzustellen. Deutsche Philosophie in ihrem ihrer Gründlichkeit und Tiefe, war es, in deren 's sich die von den Theologen meist verkannte und gebene Wahrheit flüchten durfte; ein Baader, , u. A. insbesondre Hegel (ich erinnere nur an fflichen Abschnitt „die offenbare Religion" in der nenologie) — waren diejenigen, welche die Grund- n der christlichen Religion und Kirche gegen den tenden Einfluſs der aufklärenden Neologie sicher mufsten. Und solches Pflügen in die Tiefe, sol- rbeiten im Schweifs des Angesichtes, wie es die- eren Philosophie eigen ist, konnte nicht lange esegnete Frucht auch für die Theologie bleiben; tiefsten und schmachvollsten gesunkene Dogma- lte auch zuerst wieder ihr Haupt emporheben; über den Trümmern der alten Theologie erstand eine neue, und Werke, wie die Bearbeitungen der Glaubens- lehre von Daub und Marheineke, verkündeten den er- freulichen Aufgang des jungen Tages der wiedererwach- ten, und *herrlicher* wiedererstandenen Wissenschaft: während Andere, selbst ein Schleiermacher, unendlich wichtig für seine Zeit, aber, wie es scheint, von Natur vorzugsweise zu einer mehr bloſs negativ-kritischen Thätigkeit berufen, — sich in den neuen Aufschwung des Geistes (den Schleierm. sogar, wie in prophetischem Geiste, öfters ersehnt und ahnend voraus verkündet hatte) nicht recht hineinfinden zu können schienen, und ihn nicht zu theilen vermochten.

Auch Kritik und Exegese erfuhren, wiewohl später und nur allmählig, den regenerirenden Einfluſs, der sich nun über sämmtliche Gebiete der Theologie, wie der Wissenschaft überhaupt, unaufhaltsam auszubreiten be- gann. — Man hatte, wie überall, so auch hier, bisher besonders dadurch gefehlt, dafs man über dem Zufälli- gen das Wesentliche, über dem Einzelnen das Ganze, über dem Buchstaben den Geist der Schrift, die man behandelte, zu sehr aus den Augen liefs. So hatte sich die Kritik bei ihrem Prüfen und Entscheiden viel zu sehr in eine Herzählung von Aeufserlichkeiten verloren, und durch eine Menge einzelner, fast zufällig aufgegrif- fener bloſser *Merkmale* in Form und Stoff sich leiten lassen, ohne gleicherweise den Geist und das Ganze der bezüglichen Schriften unbefangen und eindringend aufzufassen und zu reproduciren; ein Vorwurf, den Ref. selbst den kritischen Bemühungen Eichhorn's noch ma- chen mufs; obgleich dieser geniale Kritiker alles viel geistvoller behandelte als die meisten seiner Zeitgenos- sen und Nachfolger; — seine Verirrungen hinsichtlich des Verhältnisses der Chronik zu den älteren histori- schen Büchern, sowie des in der gegenseitigen Ver- wandtschaft und Differenz der Evangelien liegenden Problemes und dessen Auflösung mittelst der Hypothese eines vermeinten Urevangeliums; sein schiefes Urtheil über das B. Jesaia, als sei es eine Anthologie von Ora- keln und Orakelfragmenten der verschiedensten Verf. und Zeitalter, ein anderes δωδεκαπρόφητον (!), u. dgl. m. ja, wir müssen hinzusetzen, seine *ganze Behandlung* der hebräischen Propheten in dem diesen eigends ge- widmeten Werke — verrathen doch offenbar ihren Ur- sprung aus der angegebenen Quelle. — Als bahnbre- chend für die oben angedeutete feinere und tiefer einge-

hende, daher *wahrhaft höhere* Kritik der neueren wissenschaftlichen Periode möchten wir hingegen vor allen Schleierm.'s kritische Versuche betrachten, namentlich den über den Lucas, ein mit tüchtiger Gründlichkeit und deutschem Fleifse gearbeitetes Werk, dem mehr Leser gebührten, als es gefunden zu haben scheint. Wer diesen Versuch mit älteren der Art zusammenhalten will, dem wird, wenn er anders selbst den Geist einer Schrift im Ganzen unbefangen aufzufassen versteht, und nicht an Einzelheiten hangen bleiben will, an denen man hier allerdings mancherlei aussetzen kann, der von uns bezeichnete Unterschied des Alten und Neuen in dieser Beziehung daran wohl klar werden. — Auch de Wette's Schriften sprechen im Ganzen wohl diese Richtung aus; schade nur, dafs bei diesem geistreichen Theologen die Befangenheit in einmal angenommenen Vorurtheilen zu grofs, und besonders der Einfluſs einer höchst beengenden, veralteten Philosophie allzufesselnd ist, als dafs er sich mit seiner Zeit recht frei und energisch vorwärtsbewegen könnte. — In Betreff der Exegese hatte man es auf zwiefache Weise versehen, indem man theils die sachliche Auslegung auf eine bloſse Darlegung eines losen Aggregates von verschiedenen Meinungen und Ansichten (bei deren Aufzählung man meistens nicht einmal Mafs und Auswahl beobachtete, sondern die *crambe saepe recocta* nur immer wieder von neuem aufzuwärmen bemüht war) beschränkte, theils sich in der Spracherklärung einer ganz grenzenlosen philologischen Willkür überliefs, wornach die heiligen Schriftsteller eigentlich mit Allem Alles hätten sagen können. (Man gedenke nur der beiden am meisten charakteristischen Zeugen jener Periode, der Commentare von Kuinoel und Paulus — deren Verdienstliches, namentlich des letzteren, in anderer Rücksicht Ref. übrigens gar nicht zu leugnen gesonnen ist). Beide Verkehrtheiten hat der bessere christlich-wissenschaftliche Geist unserer Tage zu überwinden den Anfang gemacht; seitdem Männer wie einerseits Lücke, Tholuck, Umbreit, andrerseits Ewald, Winer, Fritzsche u. A. aufgetreten sind und der biblischen Philologie und Exegese ihre Studien zugewendet haben, will es mit der bloſsen, roh historischen Anfassung des Stoffes, sowie mit der bloſs empirischen Handhabung der Sprachform nirgends mehr recht fort; der reiche Schatz des ewigen Ideengehaltes der Schrift wird wieder Liebe und Eifer an den Tag gefördert; die spra Auslegung fängt an, sich mehr als je fester, le Principien zu erfreuen, die heillose Willkür verl usurpirtes Recht; Alle, auch die Widerstrebend len sich je mehr und mehr genöthigt, in bessere einzulenken, und der Forderungen der *Wisse* Gehör zu geben; so dafs wir wohl hoffen dürf exegetische Methode der zuvor genannten Comm sowie die grammatisch-philologische eines Ste senmüller u. A. werde bald zu den Antiquitäten ren. — Auch auf das Gebiet der Uebersetzung heiligen Schrift hat der wissenschaftlichere Geis rer Zeit seine wohlthätigen Reformen bereits au nen begonnen, wie man sich augenblicklich übe kann, wenn man besonders die neueste meisterh bertragung der hebräischen Propheten von F. neben manche matt-wässrige, gezierte Umschrei (Uebersetzungen genannt) aus der vorangegange riode legt, die nach Aller Urtheil noch zu den b und besten Produktionen solcher Art gehören. -

Der Vf. des vorliegenden Commentars, ein ler und in gewissem Grade auch Geistesverwand ehrwürdigen Neander, dem die kirchenhistorische logie soviel verdankt, schliefst sich damit in jed ziehung würdig und ehrenvoll an die Reihe de genannten Wiederhersteller der exegetischen gie unserer Zeit an. Sein Werk ist voll Gei Leben, wie voll Unbefangenheit und Wahrhei es hält daher im Ganzen auch meist die rechte schaftliche Mitte, und ist, wenn man so sage orthodox, ohne supernaturalistisch, und rationel rationalistisch zu sein. Hieraus ist leicht zu ersehe um Viele den Vf. übergläubig, überspannt u. s. w. müssen, während Andere wiederum eine nicht Hinneigung zu Heterodoxie und Rationalism entdeckt zu haben vermeinen; und wir brauch dergleichen kein Wort weiter zu verlieren. Ge ter ist eine andere Bemerkung, die auch Manch gemacht haben, dafs sich nämlich in diesem ein unverkennbares mystisch-gnostisirendes Elem Colorit finde; in wiefern dies dem Verf. zum und zum Tadel gereiche, werden wir unten lich zu besprechen haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 58.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1833.

cher Commentar über sämmtliche Schrif- des Neuen Testaments, zunächst für Pre- er und Studirende, von Dr. Hermann Ols- usen.

(Fortsetzung.)

der Regel spricht sich in der Behandlungsweise des sicherweise eine begeisterte, innige und heilige Liebe göttlichen Worte, das er auslegt, und ein sich selbst wordener, echt wissenschaftlicher Ernst und Eifer r von älterer und neuerer, gläubiger und ungläubiger enheit gleichweit entfernt, sich die Auffindung llen Wahrheit, und nur diese, rein und unge- angelegen sein läfst und dieses Ziel rücksichts- rfolgt, ohne die frommscheinende, in der That ngläubige, also unfromme, Besorgnifs mancher meinenden zu theilen, welche zu glauben schei- lie göttliche Sache werde wanken, wenn wir hlichem Bedürfnifs und menschlichem Vermögen bührende Recht an ihr einräumen, und den ziem- lgemein zugestandenen, aber auch beinahe eben unverstandenen Satz, dafs *alles wahrhaft Gött- auch ein wahrhaft Menschliches* sein müsse, l *in succum et sanguinem* vertiren, in der That Vahrheit geltend machen wollen. — Der geist- nd hochbegabte Verf. hat von allen *edlen* und Bildungselementen dieser daran so reichen Zeit nd redlich in sich aufgenommen und nach Kräf- rarbeitet; und die erwünschte Folge davon ist, lieser Commentar, das eigenthümlichste Produkt Geistes, im Ganzen zugleich als ein wahrhaftes kt seiner Zeit und der wissenschaftlichen Stufe, e dieselbe erreicht hat, sich darstellt, mithin sicher nicht verfehlen wird, als echtes, bildendes Fer- auf dieselbe wiederum einzuwirken. — Dabei n wir es nur loben, dafs der Verf., seiner *wissen- lichen* Aufgabe eingedenk, mit richtigem Sinne durchaus vermieden hat, *direkt-erbaulich* werden zu wollen. Bei der vorwiegenden Neigung unserer Tage, das so lange fast übersehene und vernachlässigte eigenthümlich paraenetische Element des biblisch-christlichen Lehrinhaltes wieder hervorzuheben und zu beherzigen, sind uns Viele anräthig, einen Commentar wie ein halbes Erbauungsbuch anzulegen; sie rathen aber damit der Wissenschaft, wie der Frömmigkeit sehr übel. Zwar hat die Wissenschaft in der That diese Natur des wahrhaft Unendlichen, bei sich bleibend zugleich über sich selbst hinüberzugreifen; sie kann gar nicht belehren, ohne *eo ipso* auch wahrhaft zu erbauen; (wie man sagen könnte, das *Licht* wärme auch ohne es zu wollen) aber diese Natur behält sie eben nur so lange, als sie *bei sich selber bleibt*, d. h. rein und unverkümmert in ihrer eigenen Sphäre erhalten wird. Auch unser Vf. wird, in solcher Anspruchslosigkeit, oft recht erbaulich, ohne es darauf anzulegen; so z. B. Bd. I. 591. II. 359 ff. und nur selten stofsen wir bei ihm auf Stellen, wie II. 265, wo der wissenschaftlich-belehrende Charakter in dem gemüthlichen Pathos beinahe verschwindet; man vgl. dagegen die vortrefflich gehaltene Stelle I. 852. *Anm.* 2.

Obgleich der Verf. seinem Plane gemäfs (der, laut der Vorr. *p.* 11 vor allen Dingen dahin ging," die innere Einheit des N. Test. und der Schrift überhaupt hervorzuheben; und dergestalt den Leser in den *Geist* der Schrift zu versetzen und zu bewirken, dafs er einen lebendigen Eindruck von der Lebens- und Geisteseinheit empfinge, die durch das Ganze des N. Test. waltet" —) alle blofs linguistisch-grammatischen und antiquarischen Untersuchungen und Ausführungen aus dem Bereiche seines Commentars ausgeschlossen hat (was wir unter diesen Umständen nicht tadeln mögen): so zeugt doch das Werk auch in dieser Hinsicht überall von vorausgegangener gründlicher Durcharbeitung des Stoffes und von gediegener Auswahl unter dem

Vorhandenen und Ref. hat oft mit Vergnügen die Unbefangenheit bemerkt, mit der der Vf. die Ergebnisse neuerer grammatisch-historischer Forschungen, meist mit sehr geübtem und glücklichem Takte, anerkannt und aufgenommen. Wo die Umstände es durchaus nöthig machten, hat der Vf. auch eigne, ausführliche Untersuchungen der Art gegeben; doch geschieht dies selten. vgl. II. 204 ff. — Wie sehr der Vf. namentlich auch den linguist.-gramm. Theil der exeget. Forschung, dem er hier so gar keinen Raum widmen konnte, zu schätzen weifs, zeigt unter andern sein starker Ausdruck *Vorr.* p. 12, wo er sagt, eine tüchtige Grammatik des N. Test. existire eigentlich erst, seitdem Männer wie Winer und Fritzsche sie zum besondern Gegenstande ihrer Forschungen gemacht hätten.

Sollte Ref. nun die auszeichnendste Eigenthümlichkeit, den charakteristischen Hauptvorzug dieses Commentars kurz angeben: so möchte er denselben in eine überaus grofse Energie und Lebendigkeit der produktiven geistigen Anschauung setzen, womit der Verf. fast überall den Leser sogleich auf die leichteste und ungezwungenste Weise bei jedem Objekte der Auslegung *in mediam rem* zu versetzen, ihm gleichsam die Centralansicht des Ganzen zu gewähren, und dabei zugleich mit demselben Schlage ihn auch nach allen Seiten der Peripherie hin die interessantesten Aufschlüsse und Beleuchtungen der Sache im Einzelnen zu eröffnen weifs, was oft mittelst sehr scharfsinniger, überraschend geistreicher und schlagend witziger, die nicht selten hie und da in der Schrift einzeln und zerstreut liegenden, und nur dem geweckteren, geistigeren Auge in ihrer Beziehung und ihrem tieferen Zusammenhange erkennbaren Lichtstrahlen und Wahrheitselemente an der betreffenden, zu erläuternden Stelle, gleichwie in einem Brennpunkte concentrirender und auf die zweckmäfsigste Art zu deren Aufhellung verwendender, Combinationen geschieht. Schon hieraus geht hervor, dafs *lebendige Anregung* des Lesers eine der schönsten Seiten dieses Werkes bilden wird; und dem ist wirklich also; anregend ist der Verf. überall im höchsten Grade, anregend auch dann, wenn man ihm nicht recht folgen kann, oder wenn man weiter, als er, gehen zu müssen fühlt. — Mit dieser schönen Gabe verbindet sich dann aber auch noch eine eben so ausgezeichnete Darstellungsfähigkeit, eine Macht und Gewandtheit der Sprache, die sich in den höheren, wie in den untergeordneteren Regionen des Gedankens mit gleicher Leichtigkeit und Sich bewegt, und sowohl durch diese ihre Angemessenhei Gegenstande, als durch eine gewisse Frische, Ge lichkeit und gleichsam anschmiegende Art des drucks selbst diejenigen zu fesseln und mit schwi ren und dunkleren Gegenständen zu befreunden vertrauter zu machen versteht, die sonst etwa n geübt und aufgelegt wären, sich in dergleichen ernster Geistesanstrengung hineinzubegeben. — Vorzüge nun, die sich mehr oder minder gleich über das Ganze dieses Comm. erstrecken, sind *einer* Parthie desselben vor allen zu rühmen, und von derjenigen, die sonst von den Commentatore der nur allzusehr und meist zu grofsem Schade Eindruckes ihrer gesammten Darstellung vernachl zu werden pflegt; wir meinen die Einleitungen, v der Vf. einem jeden zu behandelnden kleineren zen immer vorausgeschickt hat, um den Leser au rechten Standpunkt zur Auffassung desselben zu setzen und den Ueberblick über das Einzelne vo reiten. Es wird uns eben so schwer, uns hier, w beschränkte Raum jede Weitläuftigkeit verbietet Anführung einiger Proben dieser Art zu enthalte es, wenn dergleichen erlaubt wäre, uns schwierig dürfte, aus dem reichen Schatze des Guten, wa Commentar in dieser Rücksicht überall darbiete Trefflichste auszuwählen, doch können wir nicht hin, unsere Leser wenigstens auf Stellen, wie Bd. I ff., 259 ff., 416 ff., 590 ff., 709 ff., 720 ff., 772 ff ff., II. 77 ff., 331 ff., 359 ff., 576 ff., 664 ff., 716 ff. u. Beläge für unsere Behauptung vorläufig zu verweis Eine besondere, sehr schätzens- und dankensw Aufmerksamkeit hat der Verf. auch der Erklärun Parabeln Jesu im *ersten* Theile zugewendet; und er darüber sagt, zeugt in der Regel eben so seh feiner und tiefer Auffassungs- und Anschauungsg Bezug auf's Ganze, gepaart mit geistig durchdri dem Scharfsinne in Betreff des Einzelnen, als vo ständiger, nüchterner Klarheit, die sich weise die Grenzen des Erlaubten hinsichtlich der Ur einzelner Züge zu überschreiten; man vgl. z. B sehr fein unterschiedenen und nicht eben leicht vo ander zu sondernden Gleichnisse Matth. 9, 16. 304—307, ferner über Matth. 13, 44—50. S. 4 die Bearbeitung der Parabel vom ungerechten halter S. 664 ff. u. a. m. Ref. möchte diese P

Verkes zu den allergelungensten Theilen desselschnen, und sie übertrifft nach seinem Urtheil alm bekannt Gewordene, was in dieser Beziehung geleistet ist; doch theilt er darum nicht etwa weg des Vfs. Ansichten, so z. B. gleich bei der nannten Parabel Luc. 16, 1 – 9 nicht; eben so kann er auf manche Besonderheiten in der Erg von Matth. 25 eingehen u. s. w.

tellen wir nun neben den angegebenen *Haupt*- dieses Werkes auch sogleich den *Hauptmangel*, wir an demselben bemerken müssen! Es fehlt Vf. offenbar an der rechten Gediegenheit, Schärfe räcision des Begriffs, und dieses hat sein Bemünd die Hervorförderung des ewigen Ideengehaltes chrift, welche er sich, wie wir sahen, hauptsächum Ziele gesetzt, nicht wenig Abbruch gethan. gt darin auch der Grund des oben berührten, ganz ungerechten Vorwurfes, als hinge der Verf. mystisch-gnostisirenden Richtung nach. Obgleich *ch so noch* in der genannten Beziehung nicht Ge-, ja zum Theil Ausgezeichnetes geleistet hat, so im Ganzen hierin dennoch unstreitig hinter den fnissen und Anforderungen seiner Zeit zurückgen, und dies aus keinem andern Grunde, als weil iewohl der Spekulation nicht *durchaus abhold*, egenwärtigen Philosophie doch nicht das gebühRecht bei seinem Geschäfte eingeräumt hat, vielsie mit einem gewissen Mifstrauen behandelt, und Einfluſs derselben auf die Schriftauslegung mit einverkennbaren Scheu und Aengstlichkeit eher abren, als zu gestatten bemüht ist.

laſs einem Schriftausleger, der seinem erhabenen genügen will, die spekulative Bildung seiner einem Bibelcommentar, der die Bedürfnisse der wart befriedigen soll, die Rücksicht auf deren ophische Fortschritte, sowie auf ihre Ergebnisse esultate, nicht fremd bleiben und mangeln dürfe, edarf wohl kaum der Erinnerung. Religion und ophie haben und behandeln ja einen und denselInhalt, Gott oder die Wahrheit in ihrer Selbstofung, — nur mit dem Unterschiede, daſs die erdiesen Inhalt in der Weise der *Vorstellung* und ewöhnlichen (gemeinmenschlichen) Bewuſstseins, dere ihn in der reinen und unvermischten, mit nhalte identischen, Form des *Gedankens*, (Begrifsitzt. Während es daher des Philosophen Sache ist, die Selbstentfaltung und Selbstgestaltung der ewigen Idee in dem reinen Elemente des Denkens anschauend und nachbildend zu vollbringen, besteht das Geschäft des Schriftforschers darin, die in den durchaus innig lebendigen, tiefsinnigen und tiefbedeutsamen, Bildern und Symbolen der Schrift überall enthaltenen Momente, gleichsam *Anklänge* und *Laute* der Idee vernehmend und erfassend zum *Worte* zu bringen, an den geistigen Tag des Bewuſstseins zu fördern und zu einheimischen Gestalten desselben zu erheben und auszubilden. Hieraus ergiebt sich mit einem Schlage, wie die exegetische Thätigkeit von der philosophischen eben sowohl formell unterschieden, als auch wiederum wesentlich identisch damit sei; und beide Gesichtspunkte müssen festgehalten werden, der erstere, damit man nicht vom Exegeten fordere, daſs er sich gerade so gerire, so verfahre und spreche, wie der Philosoph; der andere, damit nicht der Wahn einschleiche, als könne man sich beim Schriftauslegen der *denkenden* Thätigkeit, d. i. der begrifflichen und begreifenden Vermittelung des Inhaltes füglich überheben; und als sei es schon genug, wenn man das Auszulegende nur (wie man spricht) gefühlt, erfahren, erlebt, im Herzen, in der innern Anschauung u. s. w. habe, d. h. (in dieser Entgegensetzung:) auf *gedankenleere* und *begrifflose* Weise besitze.

Doch kehren wir zu unserem Vf. zurück! Derselbe urtheilt zu des Ref. Bedauern von der Philosophie unsrer Zeit nicht so gerecht und einsichtig, wie man es von ihm hoffen und erwarten sollte. Er giebt ihr zuvörderst einen *vorherrschenden Idealismus* schuld; ein Vorwurf, der so leicht hingeworfen, dabei so offenbar grundlos ist, daſs Ref. bei seiner wahren Hochachtung vor dem Geiste und den Gaben des Verfs. nicht umhin kann, denselben auf bloſse Unkenntniſs (oder wenigstens sehr mangelhafte Kenntniſs) der angefochtenen Philosophie zurückzuführen. Wir werden indessen auf diese Beschuldigung späterhin noch zurückkommen, und sehen, daſs der Vf. da, wo er sich in diesen Gegensatz zur Philosophie stellt, allerdings, das σῶμα mit der σὰρξ, die κτίσις mit der *Materie* verwechselnd, von der ἀνάστασις und ἀποκατάστασις eine dermaſsen realistische (d. h. äuſserliche, sinnliche) *Vorstellungs*weise geltend macht, daſs ihm auch eine vollkommen realistische d. h. das Objektive der Wahrheit vollkommen anerkennende und sie in ihrer Selbstmanifestation aufs reinste gewähren lassende Philosophie darin nicht zu willfahren vermag,

so wenig wie er die Schrift darin auf seiner Seite hat. —

(Der Beschluſs folgt.)

LXXIX.

Mémorial de l'Officier d'état-major en campagne, ou recueil de documens utiles pour faire la guerre, par Bonjouan de Lavarenne, Chef de Bataillon au corps royal d'état-major, employé au dépôt général de la guerre. Paris, Anselin, successeur de Maginel* 1833. 8. *S.* 420. 18 *planches.

Seit Grimoard, Thiébault, Labaume und neuerdings Chambouleron diesen Gegenstand behandelt, ist darüber nichts Neues erschienen. — Grimoard und Thiébault, welche die Bahn brechen, geben nur das Usuelle, das Hergebrachte, und fügten dem Wenigen, was damals über diesen Gegenstand gesetzlich festgestellt war, das hinzu, was sie selbst auf dem Wege der Anschauung und Abstraktion erlernt. Labaume ging schon einige Schritt weiter und gab zugleich eine Abhandlung über die *politique militaire* und über den *militaire à la cour*. Das Ganze schlossen einige Notizen über Milit. Literatur und Karten. Chambouleron, der sich zuletzt mit diesem Gegenstand beschäftigt, lieferte fast nur Andeutungen und Formulare für den Dienst des Generalstabes. — Seit der Organisation eines eigentlichen Generalstabes jedoch, wie ihn die deutschen und nordischen Heere haben, und wie ihn Frankreich erst seit 1818 und besonders seit der Ordonnanz vom 23. Febr. 1833 kennt, wurden jene Werke in dem Maſse unzulänglicher, als das neugeschaffene Corps einen erweiterten Wirkungskreis erhielt. Diesem Umstande zunächst scheint das eben benannte Werk sein Entstehen zu verdanken. Uebrigens ward es seit langer Zeit erwartet und die amtliche Stellung des Verfs. selbst berechtigte zu vielfachen Erwartungen.

Ein *Mémorial*, das an und für sich selbst nur erweiterte Andeutungen in Bezug auf einen Gegenstand enthalten darf, kann einer weitläuftigen Analyse nicht unterworfen sein. Ref. begnügt sich daher auch nur anzugeben, daſs das Werk Alles enthält, worüber sich ein Generalstabs-Offizier in der Eile zu orientiren wünschen möchte. M. de Lavarenne hat in 210 Artikeln Alles über diesen Gegenstand zur Sprache gebracht, worüber sich das Reglement ausgelassen, und diesem schwierigen Geschäft insofern eine Basis gegeben, als dies überhaupt möglich ist; durch ein alphabetisches Register, das dem Werke angehängt ist, wird dessen Brauchbarkeit noch erhöht. Der Verf. wird insofern also auf die Anerkennung seiner Landsleute zu rechnen haben. Doch auch dem Nicht-Franzosen muſs das Buch willkommen sein, weil es ihn gleichsam auf offiziellem Wege mit Allem bekannt macht, was ihn zunächst üb französische Armee interessiren könnte. —

Als sehr gut dargestellt ist das Kapitel über die Rec cirungen zu betrachten und Refer. entsinnt sich nicht so wichtigen Gegenstand irgendwo so kurz und bündig handelt gefunden zu haben. — Weniger befriedigend dür Lehre von der Castrametation erscheinen. Nur was die mentarischen Bestimmungen von 1823 geben, finden w verzeichnet, und wie wenig dies sagen will, weiſs jeder ker. Die Reglements setzen immer einen Normal-Zustan aus, während man sich im Kriege fortwährend in einem men Zustande befindet. Die Reglements aber, die diese stande die meiste Rücksicht geschenkt, sind die besten. dies kann man grade jener Verordnung von 1823, die de Lavarenne giebt, nicht nachrühmen. — Als noch sch tritt der *précis de la fortification passagère* vor. Ganz hirt von dem transscendentalen Anstrich hierüber, der in Handbuche über den Krieg nie an seiner Stelle ist, und gen das Praktische mehr hervortreten müſste, so habe hier auch Irrthümer eingeschlichen, die man nicht ver dürfte. So finden wir z. B. S. 229 die Höhe eines P nur auf 1 Met. 50 angegeben, was doch nur höchst bedi zunehmen sein dürfte; S. 232 wird die Stärke der Baum zu Palanken nur auf 33 Centim. angeschlagen, währen 4pfündige Kanonenkugel auf 300 Met. schon 56 Centi Eichenholz eindringt. Wir übergehen andre Dinge die und bemerken nur noch, daſs auf der 18. Kupferplatte al voinummern fehlen. —

Nach Pedanterie schmeckt es, wenn M. de Lavare den Schlachtordnungen rein bei den ministeriellen Bestim stehen bleibt. *Il n'y a point d'ordre de bataille naturel* schon Napoleon. Bei uns ist man längst zu der Ansicht men, daſs die reglementarischen Formen nur Anleitungen ner fortgesetzten Entwickelung, zu einem Anschmiegen wandelbaren Verhältnisse sein, und angemessene Anord hervorrufen und erleichtern sollen, wozu sie natürlich der vollendetsten Entwickelung noch die Möglichkeit schlieſsen müssen — eine Ansicht die durch Rühle v. sterns vortreffliches Handbuch gleichsam populär gewor Französische Blätter, besonders der *Spectateur militaire* M. de Lavarenne den Vorwurf gemacht, daſs er seine theilweise aus Thiébault, Grimoard, aus der *Encyclopédi dique*, aus Gassendi, aus dem *cours inédit d'art mil. à l'école de l'artillerie et du génie à Metz*, und aus den riellen Bestimmungen, und dies mitunter nicht immer neuesten, entlehnt habe. In wiefern jener Vorwurf gere mag, gehört weniger hierher, als die Bemerkung, daſs u len bisjetzt über diesen Gegenstand erschienenen Werk das *Mémorial de M. de Lavarenne* den richtigsten Maſsst wie es um diesen wichtigen Zweig des Dienstes in Fr steht. —

v. Brand

№ 59.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

September 1833.

cher Commentar über sämmtliche Schrif- des Neuen Testaments, zunächst für Pre- er und Studirende, von Dr. Hermann Ols- usen.

(Schlufs.)

le Hauptdifferenz indessen, die sich zwischen der ärtigen Philosophie und unserm Vf. findet, re- sich sonder Zweifel auf die moderne Streitfrage, n Gottes Wesen d. h. die Wahrheit wahrhaft er- a dürfe, solle und könne, oder nicht. Auf Bibel Christenthum wolle nur ja Niemand provociren, le Frage negirt; denn die Bibel ist das Buch as Christenthum die Lehre von der *Menschwer-* Gottes, somit von der Aufhebung aller Schran- urch Gott selbst; es ist darin enthalten, dafs in o die Fülle der Gottheit leibhaftig gewohnt, Geist in seiner Gemeinde sich niedergelassen, *Dasein gewonnen* habe u. s. w., wodurch je- rmeinung der Unwahrheit überführt wird. Der ser unsers Commentars, so ehrenwerthe Mü- selbst — was wir höchlich loben und ihm Dank a müssen — in diesem Werke sich allenthalben Gott auf seine Weise im Geist und in der Wahr- n erkennen, und so redlich und wahrhaft er über- rauf ausgeht, das haltungslose Meinen und Vor- über die göttliche Wahrheit zu beschränken und seitigen, dagegen den vielverkannten *absoluten* des ewigen Wortes ihm in seiner Reinheit zu iren, und unverkürzt und unverkümmert daraus alten, auch in dieser Rücksicht stets auf die Noth- gkeit einer tieferen Auffassung der Schrift aufmerk- acht: hat sich dennoch von gewissen, wie es scheint, *auberartig* wirkenden Zeitvorurtheilen, die in die- häre herrschen, nicht recht losmachen können, auch st es leider nicht selten begegnet, sich in jene Gegensätze festzubannen, in die der Geist der Unwissenschaftlichkeit die unbefangene Erkenntnifs der Wahrheit immerdar einzudämmen versucht, um sich ihr- rer, wo möglich, zu erwehren und zu entledigen; auch bei ihm schimmert gar oft jene verderbliche, in ihrer Consequenz alles wahrhafte Denken und Erkennen, störende und zerstörende Grundansicht hindurch von einem *Kopfe* einerseits, der mit wesenlosen und — zwar äufserlich richtig sein könnenden, aber doch — unwahren, weil unlebendigen, Vorstellungen (*Begriffe* genannt) erfüllt, das Göttliche rein zu erfassen nicht im Stande sei, und einem Herzen andererseits, welches alle lebendige und wahrhafte Receptivität für's Göttli- che selbstgenügsam in sich beschliefsend, durch blofse Hineinversetzung in das christliche *Lebens-* oder *We- senselement* (dies sind Ausdrücke des Verfs., die, in dieser Abstraktion und Entgegensetzung gefafst, doch schwerlich etwas Anderes bedeuten können, als das noch dumpfe, in sich unterschiedene, begrifflose Sein und Weben des Gefühls) schon so vollständig befriedigt sei, dafs es der Gemeinschaft mit jenem Kopfe auch ganz füglich entrathen könne; und dieses reiche volle Herz wird dann natürlich über jenen armen, mifsge- bornen Kopf nicht wenig erhoben; auch bei ihm findet sich jene trübe und vage Vorstellung von einem Er- kennen, das — weit entfernt, blofses schlichtes Be- wufstsein des einfachen Glaubens an seinen Gegen- stand zu bleiben, vielmehr — wirklich *erkennen*, wirklich über den Standpunkt der *πίστις* hinausgehende *γνῶσις* wer- den, und dennoch nicht *begreifen*, also nicht *recht* erken- nen, mit dem Erkennen keinen ganzen, vollen Ernst ma- chen, sich nicht an sich selber vollenden soll; und diese oft gepriesene christliche *γνῶσις* wird nicht etwa als ein untergeordnetes Moment des wahren begreifenden Wis- sens gefafst, vielmehr für ein Höheres, ja ohne weite- res für das Höchste und Letzte des Erkennens in die- sem Leben ausgegeben — völlig wider den Geist und Sinn der Schrift, die uns vielmehr die Erkenntnifs der

göttlichen Wahrheit in Jesu Christo und vermöge des Glaubens an ihn *ohne alle Einschränkung* verheifst, (Joh. 8, 32) die von einer solchen Trennung *dieses* und *des ewigen* Lebens, wie der Vf. sie hier zu seinem Behufe annimmt (sonst ist er selbst dagegen), gar nichts weifs, sondern den Christen vielmehr lehrt, sein Leben auf Erden in seiner *wahren Bedeutung*, als die Erscheinung und Wirklichkeit des ewigen Lebens, zu erfassen, die uns endlich antreibt, *vollkommen* zu werden — also doch wohl auch in der Erkenntnifs; oder soll der Heiland nicht auch Erlöser der verirrten Vernunft geworden sein? (unser Vf. *meint* dies wahrlich nicht!) Auch hier endlich stofsen wir daher ganz konsequent auf Stellen, worin jenes Gefühl einer zu frühen Ermüdung von eigener 'irr' umhergetriebener und theilweise oder ganz mifslungener Forschung herrscht, die nun, während sie eigentlich nichts weiter zu thun hätte, als zu bekennen, dafs sie selbst noch fern von dem gesuchten Ziele sei, in ihrer modernen Verdriefslichkeit es bequemer findet, sich und Andern ein für alle mal absolute Stillstandspunkte und unverrückliche Grenzmarken des Denkens und Wissens vorzuzeichnen: wie z. B. II. 439, wo auf Anlafs der That des *Judas Isch.* über Freiheit und Nothwendigkeit zu sprechen angefangen, aber sogleich bemerkt wird: das Brüten (!) über solchen Abgründen führe zu nichts; der menschliche Geist komme doch immer wieder nur darauf zurück, dafs in Gott *alles nothwendig*, im Menschen *alles frei* sei (!!) und dafs demnach (?) das Wissen Gottes von der Entwicklung und der That des Menschen eben das nothwendige (?) Wissen von ihr als einer freien ist u. dgl. m. — und wenn wir gleich mit Freuden versichern können, dafs die Flecken und Gebrechen, die dieses vortreffliche Werk aus diesem Grunde unvermeidlich davon tragen mufste, bei ihm im Ganzen keineswegs so feste Wurzel geschlagen und so wesentlich die innersten Gründe und den tiefsten Kern des Ganzen angegriffen und verunstaltet haben, wie es wohl bei andern ähnlichen Geistesprodukten von dieser Richtung der Fall ist; indem der edle Geist des Verfs., in seiner energischen Lebendigkeit und Fülle, mit glücklicher Inkonsequenz immerfort bemüht gewesen ist, jene wichtigen Dämme und Scheidewände, die er theoretisch behauptet, *in praxi* niederzureifsen; so sind die dadurch entstandenen Mängel doch bedeutend genug, um den harmlosen Genufs der Gabe des Verfs. namentlich an solchen Stellen zu stören und zu trüben, wo w der ganz besonderen Wichtigkeit des Gegenst auch ganz besonders zu erwarten stand, dafs di stige Thätigkeit des Auslegers sich auf's stärkste centriren und auf's gediegenste äufsern würde; u wir dann zwar in der Regel manches sehr Geist und Anregende über die fraglichen Gegenstände z ren bekommen, nicht selten aber uns auch mit de chen geistreichen Einzelheiten begnügen, und da der inneren Selbstbewegung des *Gedankens* samm damit verknüpften *objektiven Nothwendigkeit* der wickelung ungern entbehren müssen. Einzelne, gröfsere Parthien der Auslegung haben, wie sich denken läfst, auf diese Art vorzugsweise gelitte namentlich die Erklärung des tiefsten und herrlic unter den Evangelien, des Johanneischen, das fr ohne die höchste und tiefste Energie des *Gede* gar nicht zu verstehen ist; (daher es völlig konse und nicht zu verwundern ist, wenn ein berühmter log, der sich mit dem — objektiven — Denken nicht viel abgegeben hatte, es, weil er in seiner jektivität damit nicht fertig werden konnte, kurzwe nen „*metaphysischen Unsinn*" schalt) wo wir aller beim Vf. häufig auf recht tief durchdachte Ideen Ideenzusammenhänge gestofsen sind, (so gleich i Auslegung des Prologs, vgl. z. B. S. 37. Anm. —41 u. ö.) wo es aber auch nicht selten der G kenentwickelung an der rechten spekulativen Zucht Bündigkeit gebricht. (vgl. z. B. S. 80. ferner die, *dürftig* genug ausgefallene Exposition der wichti Worte Jesu Joh. 8, 32., wo der Verf. sich durch oben gerügten Vorurtheile den unbefangenen Ein in die Sache dermafsen hat trüben und verwirren sen, dafs wir kein einziges der darin enthaltenen griffsmomente in seiner wahren Stellung und Ge zu schauen bekommen u. a. m.) ja Ref. mufs gest dafs überhaupt die ganze Erläuterung dieses Evan beim Vf. weniger gründlich und tüchtig durchgear erscheint, als die der synoptischen Evangg. im e Bande, was gewifs sehr zu bedauern ist; Lücke's arbeitung behält hier, trotz aller ihrer Mängel und vollkommenheiten, noch immer wesentliche Vor sowohl vor der Tholuckschen als der des Verfs. — Und so müssen wir, im Ganzen genommen, sa *der Vf. hat und giebt zwar grofsentheils gedieg Inhalt, aber bei weitem nicht immer auch in der*

essenen Form; ja es geschieht ihm nicht selten, r die zuerst einfach und richtig hingestellte interher durch eine unvollkommene, sich in endli erhältnissen und Kategorien bewegende, darum tendlichen, ewigen Inhalte inadaequate, Refleganz oder theilweise wiederum aufhebt und t.

Kleinert.

LXXX.

ellungen aus meinem Leben und aus mei- Zeit. Von Friedrich Karl von Strom- k. Erster u. zweiter Theil. Braunschweig. lag von Friedrich Vieweg, 1833. 8. — VIII, und 343 Seiten.

der sagt: „Jeder Mensch, der Denkwürdigkeiten erlebt richtet, hat das Recht, sie zu erzählen; je verständiger erhaltender, desto besser. — An einem stummen *Meeri*, als Inbegriff seines ganzen Lebens mag ein Karsich erbauen; Leben ist Aeufserung seiner Kraft. Von s Seele und Hand wirkt, will auch das bewegliche Ru- Vernunft, die Zunge, *reden*. Durch dieses *Sprechen* , klärt sich der Handelnde selbst auf; er lernt sich, Fremden, im Spiegel beschauen, und, was Shaftesburi anräth, *theilen*. — In Memoiren kommt zum Vorscheine, t nirgends ans Licht tritt; ja wovon manche Philose- Politik kaum träumt. — Schreibt Denkwürdigkeiten, , fleifsige, zu bescheidene, zu furchtsame Germanen! t hierin anderen Nationen weit nach. Diese erhoben den, ihre Entdecker, ihre ausgezeichneten Männer und uf Schwanen- und Adlerflügeln in die Wolken; ihr lafst und vergessen im Staube. — *Denkwürdigkeiten sein* issen, zu welchem Stande man auch gehöre, *rein mensch-* hrieben sein; nur dann interessiren sie den Menschen. tschen, zumal bei unserm Charakter, unsern Sitten, un- bensweise, ist diese *Gemüthlichkeit* unentbehrlich; ja unableglich. Der galante Scherz mit sich selbst und , geschweige mit der Politik, ist uns selten gegeben". — der so ernst auf den Werth biographischer Denkwür- hinwies, indem er selbst nichts that, auch in diesem ine literarische Thätigkeit ertragreich zu machen, ha- die Deutschen oft genug den Vorwurf der Armuth im er Denkwürdigkeiten zugerufen, bis die neueste Zeit, ilfe des Mangels rühmliche Beiträge lieferte. Wie sich seren und inneren Anregungen das Leben in Deutsch- öffentlichte, wich pedantische Zurückgezogenheit der ge- en Theilnahme, und die, nach Herder, den Deutschen are Gemüthlichkeit entschädigte in ihren Denkwürdig- d Biographien für die herkömmliche Besorgnifs, durch Freimüthigkeit die Sitte zu verletzen.

Hr. v. Strombeck, dessen Schriftsteller-Leistungen in Fächern der Literatur eine ausgezeichnete Stelle be- haupten, gesteht in der Vorrede zu „diesen Beiträgen der Geschichte des Lebens und Treibens seiner Zeit", wie er dieselben viel bedeutender hätte machen können, wenn er rücksichtslos diejenigen ausgezeichnetern Personen geschildert, mit denen er in Verbindung kam; „doch er fand sich zur Ausübung dieser historischen Gerechtigkeit nicht berufen und befürchtet, bei Einigen nicht als völlig unparteiischer Richter zu erscheinen". — Wer, der das Bescheiden-sinnige des Bekenntnisses zu würdigen weifs, möchte mit dem Verf., dieser Vorsicht halber, rechten? — Er fährt fort: „Meine Blätter sind harmlos; sie verletzten Niemand, wie ich in meinem Leben Niemand absichtlich verletzt habe. Wie in diesem meine Rückwirkung nur darin bestanden hat, Undankbarkeit und bösen Willen zu vergessen zu suchen, so habe ich auch in diesen Blättern eine solche Sinnesart und Handlungsweise keineswegs verleugnet; dagegen es mir ein hoher Genufs war, wenn ich einem guten, mir wohlwollenden Menschen ein, wenn auch unscheinbares Denkmal der Liebe und Freundschaft setzen konnte". —

Hierdurch gewinnt das Lebensgemälde, bei des Vfs. scharfsinniger und geistvoller Auffassung interessanter Ereignisse, eine heitere Farbengebung und fesselt so, dafs man es ihm zum Vorwurfe machen möchte, manche belebte Reihe denkwürdiger Begebenheiten nur in Skizzen angedeutet zu haben. Besonders scheint er berufen, über das Westphälische Königthum, in dem er bis zum Staatsrathe vorschritt, und zu dessen bedeutendsten Männern er in vielfacher Beziehung stand, *Vieles* mitzutheilen. In der That sind die Nachrichten über den König Hieronymus, über seine Regierung, seinen Hof, seine Minister, seine und deren Beziehung zu Napoleon u. s. f. noch sehr unvollständig und das Hervortreten wahrheitsliebender Berichterstatter um so mehr zu wünschen, da sich viele Entstellungen fortgepflanzt haben.

Von den Staatsinstitutionen zieht zunächst die Justizverwaltung des Vfs. Aufmerksamkeit auf sich; die betreffenden Mittheilungen zeigen den Sachkundigen; weniger läfst er sich auf die übrigen Verwaltungszweige ein, indefs der in höheren Zirkeln völlig Orientirte mit treffenden Zügen einige Scenen des Kasseler Hofes darstellt. — Dem Könige und der Königin wurde der Vf. näher bekannt, durch die ganz eigene Lage, worin er sich befand, als Westphälischer Tribunalpräsident gleichzeitig vertrauter Geschäftsführer des einzigen Zweiges der Braunschweigschen Herzogsfamilie, der Prinzessin Abbatissin Auguste, zu sein, welche, als Tante der Königin, im ungekränkten Besitze ihres Eigenthumes und ihrer Residenz Gandersheim verblieb. Dieses Glück verdankte sie den einsichtsvollen Rathschlägen des Vfs. — Unter den Westphälischen Ministern wird der des Inneren, der Graf von Wolffradt oft genannt und viel Rühmliches von ihm gesagt, als Ergebnifs vertrauter Freundschaft und als Beweis der Selbstständigkeit des Urtheils des Vfs. In der ganzen Reihe der Deutschen, welche im Königreiche Westphalen einen höheren Posten einnahmen, ist keiner von allen Parteien so ungünstig bezeichnet, als dieser Minister des Inneren, was wohl nicht blofs den zurückstofsenden Sitten desselben gegen Untergebene und unglückliche Bittsteller beizumessen steht. Die Anekdotensucht des Kasseler Hofes wurde nicht müde sich auf seine Kosten zu

belustigen. Dafs seine Ernennung zum Minister ein Fehlgriff war, dadurch veranlafst, dafs man Einen Braunschweiger im Ministerum haben wollte, wurde bald anerkannt, während der Graf v. W. die auch anderweitig gemachte Erfahrung bestätiget, dafs die unbrauchbarsten Minister, wenn sie sonst ehrliche, von bösen Ränken nichts wissende Leute sind, am längsten sich in ihren Posten halten. Ein Schuldbuch für Unterlassungssünden wurde den Ministern nicht gehalten, und so gehörte sehr viel oder sehr wenig dazu, sich in dem höchsten Posten zu behaupten. Wer einmal in die zweite Kategorie gebettet war und gewöhnliche Anfechtung zu erdulden sich gewöhnt hatte, brauchte vor Verabschiedung nicht besorgt zu sein. Diesem scheint in Bezug auf Hrn v. W. zu widersprechen, dafs er noch in den letzten Tagen des Königreiches das Glück hatte, des trefflichen Siméon Nachfolger zu werden; doch war damals die Wahl nach der Lage der Dinge sehr beschränkt; der Graf von Marienrode, längst W.'s Stütze, von entschiedenem Einflusse, und Ersparnifs, wie Machtvergröfserung durch Verbindung zweier Ministerien, dem Finanzminister willkommen. Von den Vorwürfen, welche dem Grafen v. W. nachgetragen werden, ist der ungerechteste: er sei an der Aufhebung zweier Universitäten schuld; Hr. v. St. vertheidigt ihn hiergegen mit Recht. — Unter den Anklagen gegen W. bleibt es nicht ohne Bedeutung, wenn einer seiner Westphälischen Kollegen, ihn in einer ungefügelten Satyre, sagen läfst:

„Betet für mich, ihr Pastoren!
Die ich aus dem Hause stiefs;
Betet für mich, arme Sünder,
Greise, Witwen, Waisenkinder,
Die ich Hungers sterben liefs." —

Die rühmlichste Seite von W.'s öffentlichem Leben ist die, welche ihm viele Verunglimpfung zuzog, dafs er nämlich beim einbrechenden Unglücke redlich bei dem Regenten, dessen Minister er war, beharrte und ihm nach Frankreich folgte, gewifs unter heftigem Kampfe seiner, dem Vaterlande nicht entfremdeten Privatgesinnung.

Des Vfs eigene und seiner Freunde Verhältnisse unter den mannigfachen Umwälzungen, leiten ihn zu ernsten Betrachtungen, in welchen er auf die tief in die Weltgeschichte eindringenden Bemerkungen seines Vertrauten, Tacitus, verweist, ohne sich, wie jener, vom düsteren Verhängnisse in tiefe Trauer versetzen zu lassen. So sagt v. St. „In dieser Zeit" (sie ist noch nicht vorüber)" wurde es so recht klar, wie nach der Bemerkung des grofsen Menschenkenners Cornelius Tacitus, *bei den kleinen Seelen* — ich will nicht, wie er, im allgemeinen sagen: *bei den Menschen* — nichts so sehr zum Hasse und zur Verfolgung aufregt, als empfangene Wohlthaten; denn der Tugend seltenste und schwerste ist die Dankbarkeit. Jeder Vorwand sich ihrer zu entledigen, ist willkommen und dieser Vorwand ist schon hinlänglich da, wenn man glaubt, dort durch eigenes Verdienst zu stehen, wohin uns nachsichtiges Wohlwollen eines G gestellt hat. Ueberhaupt, wer nie eine Revolution erlebte, auch nur eine höchst mangelhafte Kenntnifs von der Nat menschlichen Herzens haben. Revolutionen sind es, die von jeglicher Hülle entkleiden, und es in seiner oft sch chen Blöfse darstellen. Desto schöner und reiner strahle auch in solchen Zeiten der Stürme am bewölkten Himm zelne Sterne der Tugend hervor. Diese mögen uns leitende sein; zu ihnen wollen wir unsere Blicke getrost richte Sully sagt: „die Dankbarkeit ist keine Ministertugend."

Der Vf. sah sich, nach der Auflösung des Königreichs phalen, in seinem Vaterlande Braunschweig anfänglich n gunst aufgenommen; solches hemmte seine vielfachen Bes gen, demselben nützlich zu werden, nicht. Als Mitgli höchsten Gerichtshofes und durch legislatorische Arbeiten, bedeutende Witwirkung bei den landschaftlichen Angele ten, durch Abschlufs der erneuerten Landschafts-Ordnun 25sten April 1820, machte er Verdienste geltend, welc Erweiterung seines Wirkungskreises, als Mitglied der stände und mehrerer wichtiger Ausschüsse, auch als land licher Steuerrath, fortwährend vermehrte. Dieses wurd gerade Veranlassung, dafs er, der sich vom Herzoge Kar wollte zur Ausführung landesverderblicher Plane gewinn sen, von diesem verfolgt wurde, ohne dafs der gefährliche dem lauteren Kämpfer für Aufrechterhaltung nach dem dürfnisse modificirter staatsrechtlicher Verhältnisse etwa ben konnte. Ohnehin war v. St. fürstlich Lippesches M des zu Wolfenbüttel errichteten Gesammt-Ober-Appellati fes und nach dieser Amtsstellung nicht durch einseitige G thaten um Amt und persönliche Freiheit zu bringen. — D zählung aus diesem Lebensabschnitte beschränkt sich a nige Andeutungen, indem der Verf. auf die früher heraus benen *staatswissenschaftlichen Mittheilungen* (Braunschw Vieweg 1831.) verweist; gewifs aber hat der wohlunterr Vf. an jene Mittheilungen noch viel Interessantes zu b und manches anderwärts unrichtig Aufgefafste in das wahr zu stellen, was hoffentlich dem Publikum nicht vorent sondern späteren Schriften aufbehalten ist. —

Die bis zum Herbste 1830 reichenden Haus- und Fa nachrichten schliefsen mit einem, an einen hohen Preuf Staatsbeamten gerichteten Briefe, worin Hr. v. St. üb Braunschweiger Revolutionsscenen und den Schlofsbrand Jener Brief wird immer ein bedeutendes geschichtliches Z über eine vielfach entstellte Begebenheit bleiben. — Im Anhange findet man einen mit zartbrüderlicher Liebe en nen Lebensabrifs des 1832 zu Halberstadt verstorbenen Heinr. von Strombeck (des Herausgebers der bekannten zungen zu den Preufsischen Gesetzbüchern).

Fr. Cramer

№ 60.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

September 1833.

LXXXI.

idigung der lutherischen Abendmahlslehre en die reformirte und katholische, und: lutherische Lehre von der gegenseitigen theilung der Eigenschaften der beiden Na- n in Christo, von Dr. E. Sartorius. In den trägen zu den theologischen Wissenschaf- von den Proff. der Theologie zu Dorpat. tes Bändchen. Hamburg 1832. 384 S.

e theoretische Fakultät in Dorpat giebt anstatt her gewöhnlichen Jahresprogramme eine Samm- heologischer, von den Proff. verfaſster Abhand- heraus. Das erste Bändchen enthält zunächst ıführliche Abhandlung vom Hrn. Profess. Klei- ıer Entstehung, Bestandtheile und Alter der BB. nd Nehemia, und dann die genannten zwei dog- ı-symbolischen Abhandlungen vom Hrn. Prof. Sar-

Da die erstgenannte Abhandlung, die auch icht vollendet ist, bereits von einem andern Ref. ızeige übernommen ist, so erlaubt sich der Un- ınete, die beiden Abhandlungen seines verehr- hrers und Freundes in einer kurzen Inhaltsan- lem gelehrten Publiko vorzulegen und mit eini- ımerkungen zu begleiten.

Nachdem der Verf. an die Schriften von Schei- hulz und Sengler erinnert, nimmt er (308) an egensatz zwischen Geist und Materie, wie ihn gefaſst hat, Veranlassung, zu zeigen, wie die xe Lehre die Mitte behaupte zwischen den Sy- der unerleuchteten Vernunft (310), der Identi- und Dualitätslehre. Sie vermeide (314) in der von der Person Christi den Nestorianismus, der bstrakten Theismus, und den Eutychianismus, n Pantheismus entspreche. „Zweiheit des We- in Gemeinschaft gesetzt durch die Macht der Gnade", sei das richtige Verhältniſs. Eben so vermeide sie in der Lehre vom Abendmahl die (katholische) Ansicht, daſs darin das Irdische vom Himmlischen absorbirt, so wie die (Zwinglische), daſs beide separirt werden, und behaupte die Mitte. (318) Analogien für dies Verhältniſs. Die lutherische Lehre stütze sich aber nicht nur auf Schlüsse (321), sondern auf die bestimmtesten Aussprüche der heil. Schrift. Die Exegese des Dr. Schulz, so wie seine hermeneutischen Grundsätze werden widerlegt (325). Der scheinbarste Einwurf gründe sich auf die Verwechslung der Begriffe Uebersinnlich und Geistig, die gar nicht identisch seien (328). Die Einwürfe gegen die Möglichkeit hebt der Verf. durch Behauptung der relativen Ubiquität der menschlichen Natur Christi. (332 seq.) Dem, daſs eine solche Ansicht schaudererregend sei, hält der Verf. das Analogon entgegen, daſs die Mutter ihr Kind mit ihrem Fleisch und Blut nähre (334) — der, daſs es nur ein Zeichen zum Andenken sei, wird abgewiesen, indem gezeigt wird, daſs andere Zeichen weit geschickter gewesen wären u. s. f. Nachdem der Verf. noch auf Joh. 6, 51 gekommen ist, welche Stelle sich allerdings auf das Abendmahl mit beziehe, schlieſst er damit, daſs die (sehr wesentliche) Verschiedenheit der Lehren ihn dennoch nicht hindere, eine Union der reform. und luther. Christen zu wünschen; in einer provisorischen Union (das sei jede, die noch ihrer dogmatischen Vollendung entgegensehe) seien Beide wie zu einem Colloquio versammelt.

II. Viel wichtiger noch ist die zweite Abhandlung, die eine Rechtfertigung der luth. Lehre von der *Communicatio idiomatum* enthält (348—384). Nachdem der Verf. den Irrthum beseitigt, als sei diese Lehre nur, um die Abendmahlslehre zu stützen, erdacht, kommt er (350) auf die Bestimmung der Begriffe: Person und Natur. Person ist ihm: „das Ich eines bestimmten We- „sens, welches, indem es seines Wesens oder seiner

„Natur bewufst wird, dieses objektiv von sich unter„scheidet, während es subjektiv mit ihm verbunden „bleibt." (So in: Ich bin meiner bewufst" ist *Ich* die Person, *Meiner* die Natur oder Substanz, jenes das Centrum, dieses die Peripherie). Wie nun dies Centrum die heterogenen Elemente: Leib und Seele, verbindet, eben so hat Gott in Christo die menschliche Natur in die Einheit seines persönlichen Selbstbewufstseins aufgenommen (353). Diese Vereinigung ist nicht *unio naturalis* oder *substantialis*, auch nicht moralische Vereinigung, sondern persönliche (356). Ist so nun die Gottheit das Aufnehmende, die menschliche Natur das Aufgenommene, so ist nur *ein* Centrum, das beide concentrischen Peripherien verbindet (359). Durch diese Einheit des Bewufstseins nun finde *communio naturarum* und *communio idiomat.* statt. (Sie wird durch Beispiele erläutert.). Die drei Arten, die man unterscheidet, führt der Verf. nur auf die beiden *ἰδιοποίησις* und *κοινωνία τῶν θείων* zurück (363), (mit Recht, denn da beide doch nur durch das *concretum personae* zu Stande kommen, so wird die *ἀντίδοσις* bei beiden vorausgesetzt) hier gegen Zwingli, der im Grunde *nur ἀντίδοσις* annehme. Sehr richtig hebt der Verf. (368) hervor, dafs diese Lehre allein einen Mittler lehre, welcher nicht *vergangen* sei, zeigt, wie trostreich und rührend (373) diese Lehre sei (380), durchaus nicht nur Spitzfindigkeit. Auch hier der Schlufs: Eine vorläufige äufserliche Union abweisen, heifse Mifstrauen hegen gegen die biblische Wahrheit und ihre Kraft.

In beiden Abhandlungen hat der Verf. wiederum seine grofse Gelehrsamkeit, was die Kirchenlehre, so wie die Lehren der ältern Dogmatiker betrifft, beurkundet, welche ihn in Stand setzt, kurz und bündig die kirchliche Lehre vorzutragen; in beiden geht das Bestreben dahin, die Lehre gegen Zweifel zu rechtfertigen (es sind wissenschaftliche, *theologische*, nicht nur erbauende Schriften); in beiden endlich zeigt sich das Bestreben, welches schon in früheren Schriften des Vfs. sich zeigt, diese theologischen Erörterungen populär zu machen, wofür aufser dem Ton des Ganzen schon der Umstand spricht, dafs die eine Abhandlung bereits in der evang. K.zeit. erschienen ist. Es ist dem Verf. eine bewundernswürdige Fertigkeit im Deutlichmachen nicht abzusprechen, ein grofser Scharfsinn, sehr viel Gewandtheit des Geistes und der Sprache, eine üppige Fülle der treffendsten Gleichnisse stehn ihm zu Gebot. kommt ein kräftiger oft derber Witz, welcher n lich darin oft sehr wirksam sich zeigt, dafs sehr individualisirt, und man möchte sagen, verkörper (so wenn der Verf. von Christo sagt, er bedeut eine *hölzerne Stall*thür, oder *Tisch*brodt, ode *Landstrafse* u. s. w.) und der es da nicht vers selbst unedler Worte sich zu bedienen. Allein v Aerzte mit Recht darüber klagen, dafs die populären cinischen Anweisungen für Laien (d. i. für die, nichts von der Sache verstehn) viel Unheil stift möchten die populären *theologischen* Sachen nich dern Schaden anrichten, und statt den Glaub fördern, seiner Gesundheit nur Abbruch thun. Inhalt der Glaubenslehren ist ein solcher, de schon Kant gezeigt hat) in die endlichen Kate nicht pafst. Werden sie auf ihn angewandt, so v sie zu Schanden, es zeigt sich, dafs, diese Kate auf den Glaubensinhalt angewandt, stets neue W sprüche sich erzeugen. Will man nun die Lösun ser Widersprüche, die nur in der Wissenschaft den wird, *populär* machen, d. h. innerhalb des gew chen endlichen Denkens und seiner Kategorien bl so giebt es nur zwei Wege dies zu thun, es sin beiden, welche die endliche Reflexion immer einsc wenn sie die höchsten Wahrheiten zum Gegen nimmt, die auch der Verf. eingeschlagen hat, ni *erstlich* führt man die Beweise durch Beispiele und logien. Das heifst, wenn in irgend einer Vorst durch Reflexion sich etwas Unbegreifliches find verweist man auf eine andere, in der dieselbe Sc rigkeit sich finde, und die man sich doch gefalle se. Dies sind die passendern Beispiele. Aber es s in die Augen, dafs auch sie nichts beweisen, ja einmal etwas deutlich machen. Wenn z. B. der um das Verhältnifs des Leibes Christi zum Brod Licht zu setzen, an das Verhältnifs von Leib und le, oder von Feuer und (glühendem) Eisen erinne ist damit gar nichts begreiflich gemacht, sondern gezeigt, dafs wir Manches wahrnehmen, was eb unbegreiflich ist, wie Jenes, und so beweisen Bei nichts. Der *zweite* Weg, der von der populären xion eingeschlagen wird, ist der, dafs eine Vorstel in der man eine Schwierigkeit findet, verallgeme ihrer Bestimmung beraubt wird, da tritt aber der U

ein, dafs zu viel bewiesen wird (und also, nach gischen Regel, auch nichts). So z. B. führt der 28. 29) den Beweis dafür, dafs die Gegenwart i nicht eine nur geistige sei, (ob er gleich es zu-, sie sei übersinnlich,) so, dafs er dem Begriff *über-* die Bedeutung giebt, *nicht wahrgenommen*, wähie gewöhnliche Vorstellung enger ist, = *nicht wahrar*. Dann kommen wir aber auf die Folgerung, dafs *pernaturalem et coelestem modum, secundum quem* jedem Dinge zuschreiben kann, vor dem wir die zuschliefsen, so dafs der specifische Unterschied genwart Christi, dafs sie eine übersinnliche sei, rerschwindet, und nur subjektiv ist. Dasselbe it findet sich, wo, was in einigen Fällen richtig : allgemeinen Regel erhoben wird. So tadelt der ganz richtig die Schulzische Auffassung des *ἐστὶ*, ber nun so weit, dafs auch in Gleichnissen *ἐστὶ ist* heifse, und nie: *bedeutet*. Sehr scharfsinnig :, wie Luther es sonst schon gesagt hat, Christus e nicht eine (wirkliche) Thür, sondern *sei wirk*ine (geistig verstandne) Thür, so dafs nicht die , sondern Subjekt oder Prädikat geistig zu versei. Aber hier ist wiederum *so viel* bewiesen, r. Schulz nun mit Recht sagen kann, in *τοῦτό* s. w. sei *ἐστὶ* = *ist*, aber *τοῦτο* oder *σῶμα* sei gei-. h. bildlich) zu verstehn, wo das Resultat dasväre: dies *ist* mein (geistig zu verstehender) Leib. nun ferner bei der grofsen Menge von Beispie- Analogien, die der Verf. anführt, es natürlich s manche nicht ganz passende mit unterlaufen, störende Neben-Vorstellungen erzeugen, so gedas nicht minder dort, wo ganz nichtige Einberücksichtigt werden, und im einen, wie im anall kommt es leicht vor, dafs zu viel bewiesen So führt der Verf. z. B. an (319.), es sei kein warum nicht wie Aug' und Ohr, auch der Gek einmal Leiter des Uebersinnlichen sein könne. rund dagegen ist noch kein Grund dafür. Wird : so genommen, — wie es da in der That den in hat — so könnte diese Frage eben so gut für nften Sinn aufgeworfen werden, warum er es uch einmal sei?

enn der Ref. so an den beiden Abhandlungen Ausstellungen machen zu müssen glaubte, so bediese blofs die Aufgabe, die der Hr. Verf. sich gestellt hat, aus der alle jene Mängel nothwendig hervorgehn. Er ist weit davon entfernt, die Glaubenslehren für unbegreiflich zu halten, seine Behandlung aber scheint vorauszusetzen, sie seien *leicht* zu verstehn. Es wird aber kein Gut ohne Arbeit erworben, am wenigsten das kostbarste, und wie es schwer ist, zum Glauben zu kommen, eben so schwer, Zweifel sich zu widerlegen. Werden nun diese so beseitigt, dafs auf verständig reflektirende Weise die Beweise geführt werden, so entsteht ein doppelter Nachtheil. *Die*, welche sich durch solche Beweise überzeugen lassen, und sie für genügend halten, kommen leicht zu der Nichtachtung der christlichen Glaubenslehren, welche wir gegen Alles hegen, was sich von selbst versteht, und die sich darin ausspricht, dafs man das Christenthum Jemanden andemonstriren will, indem man vergifst, dafs dabei immer eine Appellation an seinen Willen nöthig ist, — *die andern* dagegen, welche schärfer sehn und die Unhaltbarkeit solcher nur verständigen Beweise einsehn, werden mifstrauisch gegen die Sache selbst, weil sie auf so unhaltbare Beweise sich stütze, *Beide* aber werden darin bestärkt, dafs die Glaubenslehren der rein verständigen Betrachtung angehören, und so wird durch solch eine Behandlung einerseits der todte Formel-Orthodoxismus, andrerseits oberflächlicher Rationalismus genährt. Alles dies wird vermieden nur durch die rein wissenschaftliche Behandlung, die freilich auf solche Popularität verzichten mufs. Dafs sie dem Verf. nicht fremd ist, hat er an vielen Stellen namentlich der zweiten (überhaupt bedeutendern) Abhandlung gezeigt (z. B. 350 seq.), die eben darum nicht der Analogien und Beispiele bedurften, und sich frei hielten von dem rhetorischen, erbaulichen Ton, der Bilder auf Bilder häuft. Möge darum der verehrte Hr. Verf. den Weg jener blofs verständig reflektirenden Demonstration immer mehr verlassen, und sich damit immer mehr in dem Gebiet einbürgern, in welchem allein eine wahre Rechtfertigung der Dogmen gegeben werden kann, in dem des methodischen wissenschaftlichen Denkens. Wird auch damit die Popularität geringer, so ist schon dies selbst ein Vortheil, unendlich gröfser aber noch der, dafs bei einer begriffmäfsigen Darstellung sich nicht an jeder Demonstration neue Zweifel entzünden.

Dr. Eduard Erdmann.

LXXXII.

Bildungshemmungen der Menschen und Thiere von Friedrich Ludwig Fleischmann, Dr. der gesammten Heilkunde und Weltweisheit u. s. w. Mit zwei Kupfertafeln. Nürnberg, bei Johann Leonhard Schrag 1833. *XVIII.* 410 *Seiten in* 8.

Kaum hat irgend ein Zweig der Naturwissenschaften binnen sehr kurzer Zeit so rasche und bedeutende Fortschritte gemacht, als die Entwickelungsgeschichte, deren Bearbeitung die ausgezeichnetsten deutschen Forscher in neuerer Zeit eifrig sich annehmen. Sie leitete früher schon Harvey und Wolff, später besonders unseren grofsen J. F. Meckel auf die Erkenntnifs, dafs das Wesen vieler Mifsbildungen auf einer Hemmung ihrer vollständigen Entwickelung und Ausbildung beruhe. Aber was Meckel in seiner classischen pathologischen Anatomie über Hemmungsbildungen geliefert, ist dem jetzigen Standpunkte unserer Kenntnisse über den Hergang der Entwickelung nicht überall mehr ganz angemessen und kein Anderer hat nach ihm aufs Neue alle bekannten Mifsbildungen mit den in ihrer Ausbildung begriffenen Thieren verglichen, ein Unternehmen, das trotz grofser Schwierigkeiten der Wissenschaft höchst förderlich sein würde.

Nicht sowohl eine solche Vergleichung wie sie jetzt nöthig ist, als vielmehr eine vollständige Aufzählung aller bis jetzt für Hemmungsbildungen gehaltenen Mifsbildungen beabsichtigte Hr. Fleischmann in vorliegendem Werke zu liefern. „Meine ganze Absicht bei der Bearbeitung dieses Werkes ging im Allgemeinen dahin, das Studium der Bildungshemmungen zu erleichtern und zu befördern", heifst es am Schlusse der Vorrede.

Das Werk beginnt mit einer Aufzählung der vorzüglichsten Werke über die gesammte pathologische Anatomie. Es folgen Betrachtungen über Bildungshemmungen im Allgemeinen. So werden „Mifsgestalten" genannt, „die von weniger Thätigkeit der Bildungskraft, als gewöhnlich zeugen, wo die organische Entwickelung gehemmt und frühere Bildungsstufen erhalten *scheinen*". Sie werden veranlafst durch mechanische und dynamische Ursachen, „welche nicht nur bei den Aeltern, sondern auch oft in den äufseren, auf die Entwickelung des lebenden Organismus hemmend einwirkenden Umständen, oder im Embryo selbst liegen". Es mag inzwischen die Ursache der Bildungshemmungen sein, welche sie wolle, und bei den Aeltern in äufseren Einflüssen oder im Embryo selbst gesucht werden, so wird doch nie eine Abweichung ins Unendliche Statt finden, sondern alle Mifsgestalten mehr oder weniger einander ähneln und gleichsam auf bestimmten Bildungsgesetzen beruhen. Das thierische Werden, wie verschieden auch die Richtungen sind, die es zu nehmen im Stande ist: immer bleibt ihm doch jene Grundrichtung, die ihm sein überirdischer Trieb vorzeichnet, und eine gewisse Gesetzlichkeit spricht sich, wie in einzelnen Organ im Gesammtorganismus aufs deutlichste aus. Sucht man Gesetzlichkeit genauer zu erforschen, unterwirft man da fundene einer nähern Prüfung und scheidet das nicht Ha vom Haltbaren aus, so ergeben sich folgende unantastb Bildungsgesetze: 1) das Hemmungsgesetz, kraft dessen je dungshemmung mehr oder weniger der Normalbildung einer niedern Thierklasse ähnlich sein mufs. 2) Das Wie lungsgesetz, nach dem jede Bildungshemmung mehr oder ger der Normalbildung irgend einer niedern Thierklasse ä sein mufs. Der Vf. zeigt hier, dafs ihm die neuern Ans nicht fremd sind. Er verwirft die Ansicht, wonach z. B menschliche Fötus alle Stufen der übrigen Thierklassen zu laufen, denn immer liegt von seinem Beginnen an sch Grundvorzeichnung zu einem Menschen der Race nach i und er wird demnach stets auf einer Stufe menschlicher E kelung, nie einer niedrigern Thiergattung stehen, aber eine lichkeit der Bildungsstufen des Menschen mit dem vollk nen Entwickeltsein niederer Thiere kann nicht geläugnet v und immer zeigt der in seiner Ausbildung gehinderte me liche Embryo entweder in seinem Aeufseren oder in sein nern den Normalzustand niederer Thiere. Das 3te Ges das Ortsgesetz, kraft dessen jedes Organ mehr oder weni seine Lage gebunden ist. Nach dem 4ten oder Individuali setz erfreuen sich alle Theile des thierischen Körpers, ob unter einander verbunden, mehr oder weniger einer ge Selbstständigkeit. 5) Das Schrankengesetz bestimmt die lichkeit der Bildungshemmungen mit der Normalbildung st derer, nie höherer Thierarten. 6) Dem Gleichgewichtsg zufolge wird durch die zu grofse Energie der bildenden T keit in einem Organe die zu geringe in einem andern be

Wenden wir uns nun zu dem zweiten oder speciellen dieses Werkes, so können wir nicht umhin, einige bedeuten stellungen zu machen. Zunächst ist eine gewisse zu grofs lichkeit mit Otto's pathologischer Anatomie unverkennbar dann aber finden wir viele Bildungs*abweichungen* aufgeze die schwerlich als Bildungs*hemmungen* zu achten sein d Dahin gehören z. B. die Varietäten im Verlaufe der A (S. 128 ff.), der Venen (S. 134 ff.), der Nerven (S. 187 der Vf. reichlich und ohne weiteren Grund als Bildungshe gen bezeichnet. Dank dagegen verdient die in einigen kungen gegebene Beschreibung pathologischer Präparate langer anatomischen Museums, das der Eifer des ver Gottfried Fleischmann ins Leben gerufen. So wird S. 1 menschliches Ei beschrieben, dessen Kopf vom Rumpfe a sen gefunden ward, so finden wir S. 241 u. ff. sämmtlich bildungen mit Rückenspalte, welche das Museum besitzt, genau verzeichnet. Die beiden Kupfertafeln liefern Abbil einer interessanten Verkrümmung der Wirbelsäule, des e ten Eies, und eines mifsgebildeten Gehirns eines mit *Sp fida* geborenen Kindes.

№ 61.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

LXXXIII.

Paul Friedrich Richter. Ein biographi- r Commentar zu dessen Werken von Ri- d Otto Spazier, Neffen des Dichters Mitgliede der polnisch-literarischen Ge- chaft in Paris. Erster Band. Leipzig. ggemann und Wiegand 1833. XXIV. und S. 8. (Auch unter dem Titel:) Jean Paul's ntliche Werke. LXI. Dreizehnte Liefe- . Erster Band.

etische Werke sollten eigentlich keines Com- bedürfen, indem wie aller Kunst, so auch der die Aufgabe gestellt ist, durch ihre Schöpfungen klärendes Medium unmittelbar auf den Geist zu

Je vollkommener also ein Gedicht ist, um so ird es alle zu seinem Verständniſs nöthigen Ele- chon in sich enthalten. Dieser Grundsatz wird nicht überall in absoluter Strenge und höchstens Zeitgenossenschaft des Dichters gelten können, ter aber der Leser durch Zeit und Raum von chter entfernt ist, jemehr wird sich für ihn die ndigkeit von Studien herausstellen, um die Hin- einer ihm fremden Sprache, unbekannter Ge- - Sitten- und anderer Verhältnisse hinwegzu- und sich so auf einem künstlichen Wege der vart des Dichters so viel als möglich zu nähern. n Bedürfniſs kommen denn gute Commentatoren holiasten, die uns des Dichters Leben und Ver- e, die Zustände seiner Zeit und die Eigenthüm- en seiner Sprache und Darstellungsweise erläu- n willkommener Hülfe, und die gröſsten Dichter rzeit können ohne kritischen und erklärenden t nicht mehr verstanden und genossen werden, aul hat mehr als irgend ein anderer deutscher steller in einer Manier gearbeitet, die für die Nachwelt das Bedürfniſs eines Commentars hervorruft. Persönliche Lage sowohl als Vorliebe führten ihn zu Darstellungen aus einem kleinen, engen, versteckten Stillleben, dessen Eigenthümlichkeiten der allgemeinen Beobachtung fern liegen. Aus einer allzuängstlichen Furcht vor der Heerstraſse des Gewöhnlichen warf er sich bis zur Verirrung auf die entgegengesetzte Bahn des Sonderbaren und Wunderlichen, und bildete sich, um nichts so wie ein Anderer zu sagen, eine Sprache, die niemand schreibt und nicht jeder versteht. Durch Erziehung und Umstände zu einer unsystematischen Studienweise geleitet und dennoch von dem brennendsten Durst nach Erkenntniſs getrieben, sammelte er eine gränzenlose Masse verschiedenartiger und aphoristischer Kenntnisse und Notizen aus den fernliegendsten Gebieten des Wissens, die er mit einer Art von eigensinnigem Witz in seine Darstellung verwebte, so daſs jüngeren Mitlebenden ein vollkommenes Verständniſs seiner Schriften schon jetzt bei cursorischem Lesen nicht mehr ganz leicht sein dürfte. Nach fünfzig Jahren wird er den Deutschen kaum noch ohne Commentar verständlich und bald dürfte es Zeit sein, diesen vorzubereiten. Ein solcher Commentar liegt jedoch nicht in der Absicht des Hrn. Spazier. Vielmehr behandelt er die Elemente, auf die sich Jean Pauls Poesie zurückführen läſst und die Form, die er ihnen gab, als Phänomene, deren Entstehung er aus des Dichters Charakter, Erziehung und Schicksalen abzuleiten sucht. Auch ein solcher biographischer Commentar kann auf mannigfache Weise belehren und anziehen. Wie vieles in Goethe's Werken wird durch die Aufschlüsse und Winke, die er in den Darstellungen aus seinem Leben giebt, dem Gefühl und der Erkenntniſs erst recht nahe gerückt und wie viel inniger und eindringlicher sprechen z. B. die Gedichte, die aus seinem Verhältniſs zu Lili entstanden, jetzt zu unserem Gemüth, da wir sie in seine Darstellung dieses Lebensabschnitts eingewebt finden.

Sondern wir bei der Betrachtung von Jean Pauls Werken das Objektive von dem Subjektiven, so finden wir in jenem eine Region des Wahren, Lebenentsprossenen, Selbstgeschauten und eine andere zwar farbenglänzende, blendende aber durchaus unwahre, phantastische und wunderliche, der keine Anschauung wirklichen Lebens zum Grunde liegt oder entspricht. Betrachten wir das Subjektive, so zeigt sich uns ein Wesen, dem wenige gleich sind an Freiheit und Kraft der inneren Anschauung, an Feinheit und Tiefe des sittlichen Gefühls; seine Blicke in die Gemüthswelt sind eigenthümlich und tief eindringend bis zum Sublimen. Doch sind sie vereinzelt, obgleich unendlich zahlreich; seine Anschauung der geistigen Welt verbindet sich nicht zu einem klaren, harmonischen, vollständigen Ganzen. Es ist, als habe ihm eine lange Gewitternacht mit zahllos wiederholten Blitzen, kein heller heiterer Tag bei seinen Betrachtungen geleuchtet. Zum Verständnifs aller dieser Eigenheiten hat er selbst uns den Schlüssel in seiner Lebensbeschreibung überliefert; denn was er davon ausgearbeitet und zur Verarbeitung gesammelt hat, ist, wiewohl unvollendet, doch in Verbindung mit seinen Briefen, vollkommen hinreichend, um uns den Charakter seiner Schriften und ihren genetischen Zusammenhang mit dem seinigen zu erklären. Wenn man Jean Paul's Leben liest, so erkennt man deutlich, wie ihn das Schicksal zu dem erzog, was er geworden ist. Auf mühsam erklommenen Stufen führte ihn das Leben aus der armuthbegrenztesten Enge hinaus in die Weiten und auf die höheren Glanzpunkte menschlichen Daseins. In dem dürftig kleinen Hause seines Vaters, eines armen Landpfarrers im Fichtelgebirge, geboren und erzogen, blieb er bis in sein dreizehntes Jahr in dem beschränktesten Lebensraum in einem Zustande, der den feinen Sinn für die kleinsten unscheinbarsten geistigen und leiblichen Genüsse und Verhältnisse wach und scharf erhielt, während doch Stand und Bildung der Eltern nicht zuliefsen, dafs selbst in solcher Beschränkung seine Natur in Rohheit oder Unempfindlichkeit übergehen konnte. Mit Recht sagt er am Eingange seiner Selbstbiographie, dafs es ein Vortheil sei, in einem Dorf, höchstens in einem Landstädtchen geboren zu sein, weil an dem in einer grofsen Stadt Geborenen das Leben sich schon in seiner Knabenzeit erschöpft und er nun nach dem Anblick und Genufs des Gröfsten für Wunsch und Phantasie nichts übrig behält, als eben das Kleinere, nämlich Ländlich-Dörflichkeiten, die ihm dann aber beschränkt und l lich erscheinen, wenn er sie wirklich betritt. gröfser aber ist der Vortheil des Jugendlebens i Dorfe für die Bildung des Gefühls, denn in de geht der jugendliche Mensch täglich und stündli der gedrängten Menge ihm völlig unbekannter schen, gleichgültig und untheilnehmend, wie sie es sind, vorüber, während er im Dorfe das ganze liebt und kein Säugling da begraben wird, dessen men, Krankheit und Trauer man nicht wüfste. bildet sich, wie er sagt, durch das Hineinwohnen Hineingewöhnen jedes Einzelnen in Alle, durch herrliche Theilnehmen an Jedem, der wie ein M aussieht, und das daher sogar auf Fremde und B übergeht, eine verdichtete Menschenliebe, eine er Schlagkraft des Herzens aus. Und wenn der D dann aus seinem Dorfe wandert, so bringt er Begegnenden ein Stückchen Herz mit und mufs reisen, ehe er sein ganzes Herz ausgegeben hat. G man nicht in diesen wenigen Worten die feinen zelfasern aller jener zahl- und schrankenlos empo benden Gefühlspflanzen zu erkennen, die Jean Werke gleichsam zu phantastisch poetischen Gel wäldern machen? Aber nicht blofs auf das von Gel wänden eng umschlossene Dorf wurde Jean Pauls benleben beschränkt. Selbst die enge ärmliche durfte er nur selten verlassen. Die wunderliche E hungs- und Unterrichtsweise seines Vaters bannt den gröfsten Theil des Tages in den beschrä Raum der kleinen Stube, wo er mit seinem Brude geln und Vocabeln aus Langens Grammatik ausw lernen mufste. So genofs er denn in den seltenen den, die er im Freien oder in weiterer Umgebun bringen durfte, Natur und Geselligkeit mit um so hei Liebe und sehnsuchtgeschärfterem Sinn. Jedes Ein ward ihm Gegenstand neugieriger genauerer Be tung und prägte sich um so tiefer in sein Ged nifs. Karg gestatteter Umgang mit einfachen woh lenden Menschen ward zum Ziel lebhaften Begel zur willkommenen Befriedigung eines inneren liel len Triebes, woraus denn später jene reizvollen reifsenden Darstellungen ländlichen Stilllebens vorgingen, die in sinnlicher und geistiger Bezi so innig und wahr, so fein und doch so ei sind. Eine andere Beschränkung noch, die auf

Bildungsgang den bedeutendsten Einfluſs hat-
war der durch das wunderliche Verfahren sei-
aters gewaltsam zurückgehaltene Lerntrieb. Wäh-
unserer beklagenswerthen Jugend zum traurig-
Ersatz für die Beraubung jeder sinnlichen An-
ung der Natur und des Lebens eine Masse
kter Begriffe, todter Sprachformen und gedruck-
'eltbeschreibungen aufgedrungen wird, womit sie
gen Tagesstunden bis zur Erschöpfung sich ab-
id, Verstand und Gedächtniſs verwirrend überfül-
nd statt farbenheller Wirklichkeit intellektuelle
enbilder in sich aufnehmen muſs, litt der arme
Jean Paul an dem entgegengesetzten Uebel, weil
ede von aufsen kommende Geistesnahrung auf's
chste zugemessen, ja beinahe ganz versagt wurde.
em Lernen der trocknen Sprachregeln und Voca-
war er bei seinem trefflichen Gedächtniſs bald fer-
id nun trat die heftigste Begierde nach Gegen-
n der Erkenntniſs ein, die nur durch äuſsere An-
ung oder durch Lecture hätte befriedigt werden
n. Beides aber war gleich streng versagt, indem
s Haus nicht verlassen und Bücher aus seines
Vorrath nur heimlich und in Uebertretung stren-
esetze lesen durfte. Sein Lesedurst ward, wie
ihlt, dermaſsen hierdurch gesteigert, daſs er die
via aus Langens Grammatik sich deutsch weis-
aus Sehnsucht nach ihrem Inhalt. Kein Wun-
ar es, daſs Jean Paul die Leere, die unter sol-
Umständen in seinem Gemüth entstehen muſste,
Spiele der Phantasie auszufüllen suchte; daſs
eelenkraft vorzugsweise in ihm ausgebildet wur-
daſs er sich allmählich gewöhnte, bei dem Man-
ier realen Weltanschauung sich eine künstliche
chaffen, die, mit aller Glanz- und Farbenpracht
nückt, doch ihren rein subjektiven Ursprung in
gewissen krankhaften Ueberschwänglichkeit ver-
. Noch manche andere Eigenschaften seines
kters finden hierin die Erklärung ihres Ursprungs.
entfernt in seinem Knabenalter von jedem An-
rerderbter Sitte und Gesinnung, konnte in seinem
die reinste Unschuld, die tiefste Liebe zu sol-
estigkeit emporwachsen, daſs sie bei seinem spä-
intritt in eine gröſsere Welt jedem Angriff zu
tehen vermochte. In der engbegrenzten Umge-
seiner Knaben- und Lehrjahre konnten nur we-
'ersonen, seine Eltern, Geschwister, der Dorf-
schulmeister, einige spätere Lehrer und Kameraden sei-
nem Blick und seinem Herzen nahe treten. Diese durch-
schaute er in allen Eigenthümlichkeiten ihres inneren
und äuſseren Lebens so vollkommen, ihre körperlichen
und geistigen Gestalten drückten sich so genau und
tief in sein Gedächtniſs ein, daſs sie auch in seinen
Werken mit allem, was sie umgab, in kräftigen, fri-
schen Lebensbildern sich absplegeln muſsten, und Ein-
drücken solcher Art verdanken wir denn Gestalten,
wie sein Fibel, Wutz, Fixlein und so viele andere.

(Der Beschluſs folgt.)

LXXXIV.

Gröſsenlehre, systematisch bearbeitet von Dr. Ferd. Schweins, Hofr. und ord. Prof. in Heidelberg. Leipzig, 1833. bei Leopold Voſs. 201 S. in 8.

Da es dem Verf. nicht sowohl darum zu thun ist neue Sätze zu geben, als vielmehr zu zeigen, in welcher Ordnung nach seiner Ansicht die Gröſsenlehre zu bearbeiten sei, so wird Rec. sich damit begnügen, diese Anordnung hervorzuheben, und nur einige gelegentliche Bemerkungen einstreuen. Was er unter Gröſsenlehre verstehe, erklärt der Vf. S. 1, indem er sagt, „bei mehreren Gröſsen kann ihre Vielheit, es kann auch ihr Nebeneinandersein oder ihre Gruppirung beachtet werden. Im ersten Falle haben wir die Zahlenlehre, im zweiten die Verbindungslehre; beide vereint geben die allgemeine Gröſsenlehre." In der ersten Abhandlung wird nun die Zahlenlehre behandelt. Auf Betrachtung der Zahlenreihe (Numeration) folgt das Zuzählen (Addiren), Abzählen (Subtrahiren), Zu- und Abzählen, Vervielfachen (Multipliciren), wovon folgende Erklärung gegeben wird: „tritt an die Stelle der Einheit, welche durch Wiederholung die Zahl erzeugt, selbst eine Zahl, oder wird eine Zahl mehrmals gedacht, so zählen wir die Zahl oder wir haben die Zahl von der Zahl oder ein Produkt oder wir vervielfachen." Da der Vf. überall die fremden Kunstausdrücke durch deutsche Wörter, die dieselben wörtlich wiedergeben, ersetzt hat, so können wir nicht umhin, auf das Mifsliche dieses Verfahrens aufmerksam zu machen, das sich auch schon hier beim Worte Multipliciren zeigt. Die Kunstausdrücke sind nämlich fast alle zu einer Zeit entstanden, als man nur spezielle Fälle betrachtete und diesen entsprach das Kunstwort vollkommen. So wie aber die Wissenschaft zu allgemeineren Betrachtungen überging, so wurde auch für diese das einmal angenommene Kunstwort beibehalten, und dies hatte keinen weiteren Uebelstand zur Folge, eben weil man dessen eigentliche Bedeutung vergafs und es nur als Benennung einer gewissen Operation betrachtete. Wird aber dieses Kunstwort wörtlich übertragen, so tritt erst das Mifsverhältniſs zwischen der Benennung und der Operation, die dadurch bezeichnet wird, recht hervor, der Schüler kann nicht einsehen, warum man ein gewisses

Geschäft mit einem Namen belegt, der seinem Wesen nicht entspricht, er kann hierdurch nur verwirrt werden, so dafs man durch Hinwegschaffung des Fremdwortes gewifs mehr für die Wissenschaft verliert, als man für die Sprachreinheit gewinnt. Niemand findet daran Anstofs, wenn man sagt, dafs man $\frac{1}{2}$ mit $\frac{1}{2}$ multiplicirt, aber $\frac{1}{2}$ mit $\frac{1}{2}$ vervielfachen, kann man nicht. Ebenso kann man irgend eine Zahl mit $\sqrt{-1}$ multipliciren, aber gewifs nicht vervielfachen. Wir hätten überhaupt gewünscht, dafs der Vf. bei Erklärung der arithmetischen Grundoperationen sich mehr den Ansichten genähert hätte, die man in Thibaut's reiner Mathematik findet und die auch später Cauchy aufgenommen hat.

Es folgt nun Vervielfachen und Zuzählen, $a(b+c)=ab+ac$. Vervielfachen und Abzählen, $(a-b)c=ac-bc$. Theilen oder Messen (Dividiren). Messen und Zuzählen, Messen und Abzählen, Messen und Vervielfachen, mehrmaliges Messen, $\frac{a}{b}:\frac{c}{d}$. Dann werden noch zwei besondere Fälle des Messens angeführt, erstens wenn das Maafs 10,100,1000 u. s. w. ist (Decimalbrüche), und zweitens, wenn gleiche Mefsbarkeit vorhanden ist $\frac{a}{b}=\frac{c}{d}$; hieran knüpft sich die Lehre von den Proportionen und den Gleichungen des ersten Grades, womit diese Abhandlung schliefst. Die zweite Abhandlung enthält die Verbindungslehre (Combinationslehre). Man sieht, dafs hier der Vf. in einem Gebiete ist, in welchem er selbst schon Vortreffliches geleistet hat. Diese Lehre, die in den meisten Lehrbüchern spärlich oder gar nicht behandelt wird, ist hier in grofser Fülle ausgeführt, und Rec. kann nur bedauern, dafs es ihm schon aus typographischen Rücksichten nicht möglich ist Einzelnes hervorzuheben. Den Anfang machen die einfachen Versetzungen (Permutationen) in mehreren Unterabtheilungen. Auf diese folgt die dem Verf. eigenthümliche Untersuchung über die vielfachen Versetzungen, die er auch Zerstreuungen nennt, wo nämlich gefunden wird, auf wie viel Arten die Elemente an verschiedenen Orten zerstreut werden können. Diese vielfachen Versetzungen mit ihren Unterabtheilungen, werden auf die einfachen zurückgeführt. Dann kommen die verschiedenen Arten der geordneten Verbindungen (Combinationen) und zuletzt die Verbindungen zu bestimmten Summen. Besonders bemerkenswerth ist die Art, wie die Anzahl der Glieder bei den geordneten Verbindungen und Verbindungen zu bestimmten Summen gefunden wird, indem die geordneten Verbindungen auf die Zerstreuungen, die Verbindungen zu bestimmten Summen auf Zerstreuungen und geordnete Verbindungen zurückgeführt werden. Eine Idee dieses Verfahrens kann folgendes einfache Beispiel geben. Statt zu untersuchen wie viel geordnete Verbindungen zu zwei Elementen ohne Wiederholung aus den Elementen a, b, c, gebildet werden können, sucht man, wie oft das Element a doppelt genommen an drei verschiedenen Orten zerstreut werden kann, so dafs den Verbindungen ab, ac, bc die Zerstreuungen

$$\begin{vmatrix} a & a & | & | \\ a & | & a & | \\ | & a & | & a \end{vmatrix}$$

entsprechen. Die dritte Abhandlung enthält das Wie des Zuzählens und beschäftigt sich hauptsächlich mit hen der Polygonal- und Pyramidalzahlen. Zur Summir ser Reihen ist ein zwar zierliches jedoch nicht ganz mäfses Mittel angewandt.

Die vierte Abhandlung enthält das Wiederholen des fachens und zwar: erstens wenn die Grundzahl einfach führt zu den Potenzenreihen. Dafs der Verf. hier ohne Bemerkung den Ausdruck $0^0=1$ hinstellt (S. 148), ist d nicht aufgefallen, da ihm ein ausführlicher Aufsatz d über diesen Gegenstand bekannt ist (Heidelb. Jahrb. 21 S. in welchem er zu beweisen sucht, dafs $0=1$ ist und seh die Ansicht der übrigen Mathematiker eifert, die da dafs 0 ein unbestimmter Ausdruck sei. So lange er keine schlagenderen Beweise, als die dort angeführte werden wir immer glauben, dafs die Aufgabe, eine Zah den, die mit Null multiplicirt Null giebt, eine unbestim Zweitens, wenn die Grundzahl eine zusammengesetzte zwar, entweder durch Zuzählen $(a+b)^n$, oder durch A $(a-b)^n$, durch Vervielfachen $(a.b)^n$ oder durch Messe Verbindung der Glieder durch Zu- und Abzählen, geom Reihen. Aufgefallen ist uns, dafs bei der Verbindung d zählen nicht bemerkt wird, dafs die direkte Verbindung Berechnung der einzelnen Glieder, zuweilen durch and schüfte ersetzt werden kann, wie wenn man den A $a^1-a^2-a^3\ldots$ oder den Ausdruck $a^1-a^2+a^3-a^4$ da doch bei der Verbindung durch Zuzählen die ähnli merkung für den Fall, dafs man $a^1+a^2+a^3\ldots$ hat, nic gangen worden ist. Verbindung der Glieder durch Vervie $a^n.a^m=a^{n+m}$, durch Messen $\frac{a^n}{a^m}=a^{n-m}$. — Aus einem Gliede die Grundzahl wieder aufsuchen, Wurzelausziehen. Das Zurückführen der Grundzahl einer bestimmten Zahl Grundzahl einer niederern Zahl und zwar entweder du legen in Faktoren wie $\sqrt{50}=\sqrt{25}.\sqrt{2}=5\sqrt{2}$, ode Hinzufügen eines Faktors wie $\sqrt{\frac{11}{7}}=\frac{\sqrt{11.7}}{\sqrt{7.7}}$. — All Untersuchung über die Bildung der Haupt- und Zwis der, gebrochene Potenzen. — Aus der Verbindung Glieder das erste wieder aufsuchen; dies führt zu den Gleichungen, behandelt sind jedoch nur die des zwei des. — Jeder Zahl ihre Stelle in der Reihe anweisen rithmen.

Diese Uebersicht zeigt, dafs hier keineswegs di Gröfsenlehre, sondern nur deren Anfang behandelt ist aber wollte auch der Verf. nicht geben, indem er w ferneren Untersuchungen auf seine früheren Werke übe Analysis verweist.

Ster

№ 62.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1833.

Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von Richard Otto Spazier. Erster Band.

(Schluſs.)

uch die ihm eigene Neigung zum Häuslichen, zum en, zum geistigen Nestmachen, die er sich selbst eibt, und um deren willen er allen anderen Jahen den Herbst vorzog, entsprang gewiſs aus diegendlichen Gewohnheit, im engen stillen Raume ldern der Phantasie zu spielen. Er mochte, sagt h so gern behaglich in sein Schneckenhäuschen ziehen, nur muſste es offen bleiben, damit er die den seiner Phantasie bis zu den Sternen hinauf n konnte. Derselbe Haussinn zeigte sich schon ien Knabenphantasien und Spielen. Darum pries Glück der Schwalben, weil sie in ihrem umen Nest so heimlich saſsen, fand sich heimisch n Taubenhause voll enger Taubenhöhlen und sich einen Fliegenpallast aus Thon mit vielen en und zahllosen Kämmerchen, in denen er durch lasfensterchen mit unendlichem Vergnügen die n Bewohner auf und abwärts umherziehen sah. e Freunde Jean Pauls und seiner Werke (beides ihm gewiſs unzertrennlich) werden keine Seite ier Selbstbiographie lesen können, ohne auf Bengen und Betrachtungen, wie die vorstehenden von selbst geführt zu werden. Dennoch bleibt nternehmung des Verfs. verdienstlich, indem er anche Beziehungen aufmerksam macht, die dem vielleicht entgangen sein können, oder in denen n eine Uebereinstimmung mit seinen eigenen An- und Gefühlen wahrnimmt. So spricht z. B. Paul in seiner Biographie nur flüchtig und scher- von dem Umstande, daſs er am 21sten März, also eit der Tag- und Nachtgleiche, auf der Schwelle rühlings geboren wurde. Herr Sp. aber, der, mit dem Dichter verwandt, in dessen vertrautestem Umgange lebte, fügt hinzu, daſs dieser Umstand in dem Leben desselben die tiefste Bedeutung gewann, daſs der Frühling ihm dadurch eine doppelt heilige Erscheinung, daſs der 21ste März gleichsam der Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens wurde, der Tag, an dem er mit jedem Jahre seine innere Jugend wiedergebar. Alles ging ihm von da aus, strebte danach hin und drückte seiner Seele eine immer wiederkehrende Heiligung auf. Dies ging auf seine Familie, Bekannten, Umgebung, kurz auf Alles über, was nah und fern mit ihm in Berührung stand. Es wird hierbei hingedeutet auf den Brief Victors im Hesperus über die Feier des Liebefestes und die Verwandlung des Ich in das Du, welche er in die Anfangsstunde des Frühlings auf jene Insel verlegt, wo er seine liebsten Menschen versammelt. An die Aufmerksamkeit J. Pauls auf diesen Umstand schlieſsen sich so manche seiner Betrachtungen an; in seinen Dichtungen findet sich gleichsam ein Cultus dieser Jahreszeit verbreitet, und seine stete genaue Beachtung dieses Zeitpunkts führte ihn zu fortgesetzten Beobachtungen aller meteorologischen Vorzeichen, die einen Einfluſs auf die Beschaffenheit des zu erwartenden Frühlings zu haben schienen, so wie er auch aus den Eigenschaften des Wetters zur Zeit des Aequinoktiums die Natur des bevorstehenden Sommers vorher zu erkennen suchte, wobei man sich denn gern an die geistreiche Selbstironie erinnert, mit welcher er sich in seinen Werken wiederholentlich als unglücklichen Wetterpropheten darstellt.

Von den Lebensumständen Jean Pauls, die Herr Sp. in diesem Bande bis zu seinem siebenzehnten Jahre, oder dem Abgange zur Universität verfolgt, wird hier nur sehr weniges, was nicht schon anderweitig bekannt wäre und dieses zwar mehrentheils mit den eigenen Worten des Dichters mitgetheilt, dann die Bemerkungen des Verfs. daran angeschlossen oder hinein-

gewebt, die, wenn auch nicht durchgehends von eindringender Tiefe und glänzender Originalität, doch mehrentheils verständig und anregend sind. Der eigentlichen Lebensbeschreibung geht in einem vierzig Seiten langen Kapitel eine chorographisch-statistisch-ethnographische Beschreibung des Fichtelgebirges und seiner Bewohner voran, die von dem Schauplatz, auf welchem J. Paul die liebste und längste Zeit seines Lebens zubrachte, zwar ein anschauliches Bild giebt, doch aber für den vorliegenden Zweck wohl viel zu ausführlich gerathen ist, und den Leser durch Ermüdung um so schwerer drückt, da sie nicht durch sichtbare Anknüpfungspunkte mit dem Folgenden verbunden ist, vielmehr für sich allein ganz trocken dasteht. Möglich ist indessen, dafs sich im Fortgange des Werkes noch Beziehungen entwickeln, durch welche sich die gewählte Form und Ausdehnung als nothwendig rechtfertigt.

Das Ganze eröffnet ein langer, an Herrn Ludwig Börne in Paris gerichteter Brief, dessen durch vielverschlungene Gedankenwendungen etwas unklarer Inhalt zu dem Resultate führt, dafs dieser Schriftsteller eigentlich der Vult aus Jean Pauls Flegeljahren sei, dafs der Letztere, wenn er lebte, ihn unweigerlich dafür anerkennen und seine Briefe aus Paris am ehesten für seinen Vult in Anspruch nehmen würde. Ausdrücklich bezeichnet der Verf. Jean Pauls verlassenen Thron als Sitz für Hrn. Börne, und feiert, indem er solches einen verwegenen Handstreich gegen die vornehme Gelehrten- und Gesellschafts-Aristokratie nennt, hierüber einen Triumph lebhafter Selbstbewunderung. Hierbei bestrebt er sich zugleich, Jean Paul, im Gegensatz zu dem, seiner Behauptung nach „so oft jeden Sinn für Freiheit, Mannheit und Oeffentlichkeit verläugnenden" Goethe als Kämpfer für des Volkes Freiheit und Glück, als Gegner des Aristokratismus darzustellen. Nichts beweist mehr die Befangenheit und den unreinen Sinn, mit welchem heut zu Tage Politik sowohl als Litteratur und Kunst betrachtet und behandelt werden und nichts ist für beide verderblicher, als dieses Bemühen, die Werke der Poesie in den Kampf der politischen Parteien hineinzuziehen, Gunst und Liebe dem Dichter in dem Maafse zu gewähren, in welchem seine Werke mit politischen Ansichten übereinzustimmen scheinen, als ob die Elemente der Poesie, das Reine, Edle und Schöne nicht jedem Stande, jedem Alter, jeder Denk- und Gefühlsweise zusagten. Wenn Jean Paul das Leben einer äufserlich niedriger gestellten Klasse und was darin sich Edles und Schönes bildet und entfaltet mit Liebe und Meisterschaft malt, ohne doch für ihre Fehler und Schwächen sich blind zu zeigen, wenn er dagegen oft Personen aus den ihm viel weniger durch eigene Beobachtung bekannten höheren Kreisen mit ihren Lastern und Lächerlichkeiten darstellt und doch auch aus diesen Kreisen ideale Gestaltungen reiner und erhöhter Menschheit entnimmt, so wird man wohl erkennen, dafs er zu sehr Dichter war, um sich jemals einem bestimmten Kreise der Gesellschaft feindselig gegenüber zu stellen; vielmehr sollten diejenigen, die sich seiner Liebe und Freundschaft und ihrer besondern Verehrung für ihn rühmen, von ihm selbst am ersten gelernt haben, auf allen Stufen der Gesellschaft das Reine und Edle zu erkennen und zu ehren. Dasselbe gilt von Goethe, in dessen Werken wir Menschen aller Klassen mit der höchsten poetischen Wahrheit dargestellt finden und eine Spur ungerechter Vorliebe oder Abneigung nirgend zu entdecken vermögen. Dafs er aber das Gemeine, Rohe und Gewaltsame, wo er es nicht ganz ignoriren konnte, streng von sich abwies, wird ihm als Aristokratismus wohl nicht ausgelegt werden dürfen. Beide aber weisen ihren aufmerksamen Leser deutlich genug als auf das beste und einzige Mittel gegen aristokratische Anfechtungen jeder Art auf innere Veredlung und Ausbildung hin und dieses Mittel ist so erreichbar für Alle, so unabhängig von äufseren Umständen, so anwendbar für Jeden und so unfehlbar in seiner Wirkung, dafs, wenn es zur allgemeinen Praxis gelangte, alle Aristokratie so sicher davor verschwinden würde, als wir die Burgen der Raubritter vor den Wirkungen der Wissenschaft und Industrie haben verwittern sehen. —

Wilh. Neumann.

LXXXV.

Reise im Innern von Brasilien. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, Franz des Ersten, in den Jahren 1817—1821 unternommen und herausgegeben von Johann Emanuel Pohl. Erster Theil. Mit Kupfern. Wien, 1832. XXX. u. 448 S. 4to.

Erst vor wenigen Monaten haben wir uns bei Beurtheilung der Rüppell'schen Reise über die Vorzüge

schtheile der verschiedenen Formen ausgespro-
nter denen die Verfasser von Reisebeschreibun-
letzteren der Oeffentlichkeit zu übergeben pfle-
nd indem wir auf das damals Gesagte Bezug
, finden wir uns diesmal nur zu folgenden kur-
merkungen veranlafst. Derjenige, welcher nach
gung einer zum Vergnügen oder zur Wieder-
ung seiner Gesundheit unternommenen Reise die
rgreift, um auch Anderen das bunte Allerlei von
tänden, welches ihn soeben durch den Reiz der
: entzückte und seinem vom Drucke der Alltäg-
befreiten Geiste neue Spannkraft verlieh, zum
afs darzubieten, braucht nur den Faden der Reise
nmal auf dem Papier ruhig ablaufen zu lassen,
wird, wenn es ihm nicht an aller stilistischen
dtheit mangelt, ein Publikum finden, welches
ner Schilderung der bösen Wege, chikanirenden
eamten, schlechten Nachtquartiere und eines be-
n Mannes zwischendurch vollkommen zufrieden
'er ferner die mannichfaltigen Eindrücke der
ur benutzt, um eine neue Gedankenwelt in sich
en und uneingeschränkt walten zu lassen, dem-
aber eine *sentimental journey* zum Drucke zu
n, ein solcher braucht um die Form auch nicht
n zu sein; mag er seine Lesewelt auf Briefe
f Kapitel einladen, sie wird ihn allerliebst, sie
n himmlisch finden, wenn seine Geistesdürre
ht zu sichtbar und seine Gedanken und Empfin-
der Mode nicht entgegen sind. Ganz anders
rhält es sich mit solchen Männern, welche zur
rung und Erweiterung der Wissenschaft ein
reisen; sie wollen durch die Werke, in welche
n Erfahrungen niederlegen, die Welt belehren,
es, was *nur* ihre Subjektivität berührte, tritt da-
den Hintergrund. Die Form mufs so gewählt
afs der Leser, welcher Befriedigung für seinen
durst sucht, nicht erst nöthig hat, unermefsli-
chten tauben Gesteins zu durchbohren, ehe eine
e Goldader ihm entgegenschimmert. Daher be-
wir schon früher, dafs die Tagebuchform nur
nzuwenden sei, wenn der Leser nicht ermüden
nd dafs sie nur da mit Recht zu empfehlen wä-
es darauf ankäme, dem Leser den unmittelba-
druck wiederzugeben, welchen die neue oder
nig bekannte Welt auf den Reisenden machte.
lcher Geschicklichkeit ist der gröfste Reisende
unserer Tage — wir meinen A. v. Humboldt — jeder
Ermattung des Lesers dadurch begegnet, dafs er überall,
wo die Natur und Menschenwelt selbst *seinen* Augen
nicht mehr reich genug erscheinen, den Faden der täg-
lichen Ereignisse augenblicklich fallen läfst und zu all-
gemeinen Schilderungen und Entwicklungen übergeht,
in welchen die durch Wochen und Monate gesammel-
ten Erfahrungen in inhaltsreicher Kürze zusammenge-
drängt sind! Wenn aber schon derjenige, vor dessen
genialen Blicken die Natur jeden Schleier lüftete, es
nicht angemessen fand, den Leser auf jedem seiner
Schritte mit sich herumzuführen, wie sollte da ein sol-
ches Verfahren für jeden Andern räthlich erscheinen,
zumal in einem Lande, das schon von mehr als einem
tüchtigen Forscher besucht worden ist! Hiernach wird
man es natürlich finden, dafs wir dem Entschlufs des
Verfassers, seine Arbeit in Form eines Tagebuches dem
Publikum vorzulegen, nicht billigen können; denn die
Ermüdung, welche uns beschlich, wenn wir jeden Mor-
gen mit dem Reisenden nach dem nächsten Engenho
(Zuckermühle) ausrückten, uns jeden Abend mit ihm in
dem schlechten Rancho (Schoppen zur Aufnahme der
Reisenden) lagerten, dann gewöhnlich zu einem Mahle
von schwarzen Bohnen und Speck mit ihm niederzu-
lassen und aufserdem noch die unaufhörliche Qual der
zudringlichen Musquitos und widerspenstigen Maulthiere
auf jedem Blatte ihm nachfühlen mufsten — diese Er-
müdung wird auch keinen der nachfolgenden Leser
verschonen. Freilich würde es dem Verfasser gröfsere
Mühe gekostet haben, wenn er uns statt seines fort-
laufenden Tagebuches eine Reihe abgerundeter, aber
darum nicht unzusammenhangender Reiseskizzen gege-
ben hätte, auch würden die fünftehalb hundert Seiten
dieses ersten Theiles vielleicht zu drittehalb hundert zu-
sammengeschmolzen sein; aber wie viel wäre für das
Buch, wie viel für den Leser dadurch gewonnen worden!

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte. Die Reise,
deren Schilderung hier vorliegt, wurde im Jahr 1817
vom Verfasser und mehreren anderen dazu ausersehe-
nen Personen bei Gelegenheit der Vermählung der
östreichischen Erzherzogin Leopoldine mit dem dama-
ligen Kronprinzen von Portugal und nachherigen Kai-
ser von Brasilien, Dom Pedro, angetreten. Das Schiff,
welches den Verfasser nach Brasilien überführen sollte,
ging von Livorno aus unter Segel, legte unterweges
bei Madeira an und warf nach einer zweiundachtzig-

tägigen Reise, auf welcher keine Ereignisse von grofsem Belang vorkamen, in der Bai von Rio de Janeiro die Anker aus. Hierauf theilte sich die ganze Gesellschaft in mehrere Gruppen, theils um den Schwierigkeiten, welche sich einer gemeinschaftlichen Reise in diesem Lande in den Weg gestellt haben würden, auszuweichen, theils aber, damit ein jeder nach seinen besonderen Zwecken sogleich diejenigen Gegenden besuchen könnte, welche ihm die gröfste Ausbeute zu versprechen schienen. Der Verfasser, dessen Hauptfächer Mineralogie und Botanik sind, wählt sich daher für seine wissenschaftliche Thätigkeit auch einen Schauplatz, wie er ihn angemessen findet und beginnt hierauf die Reise durch die Capitanien Rio Janeiro, Minas Geraës und Goyaz — so weit wenigstens führt uns der erste Theil — von welcher das Tagebuch, das mit einer Geschichte der Capitanie Goyaz endigt, uns ausführlicheren Bericht erstattet. Dieser Reisebericht aber, welcher bei weitem den gröfsten Theil des ganzen Buches einnimmt, ist es, welchem wir den Vorwurf der Dürftigkeit und Leerheit machen müssen; denn wenn wir gleich dasjenige, was über Gebirge und Flüsse, über die Beschaffenheit des Bodens, das Klima, den Menschen und über die Thier- und Pflanzenwelt gesagt ist, mit Dankbarkeit aufnehmen, so verschwinden doch beinahe diese Beiträge zur Wissenschaft unter der Masse des müfsigen Beiwerkes, das über sie aufgehäuft ist. Namentlich müssen wir es bedauern, dafs die geographische Ausbeute verhältnifsmäfsig so gering ist, denn des Ref. vorzüglichste Hoffnung, seine Kenntnifs von der Brasilischen Gebirgswelt hier bereichern zu können, wurde auch noch dadurch vereitelt, dafs dem sonst so freigebig ausgestatteten Werke keine Karte beigegeben ist, welche uns das im Text Erwähnte näher vor Augen stellte. Daher bleiben die vielen neuen im Buche vorkommenden Gebirgsnahmen für's Erste nur leere Klänge, indem sie auf unseren bis jetzt vorhandenen Karten — die von v. Spix und Martius mit eingeschlossen — noch nicht zu finden sind.

Dasjenige nun, was nach des Verfassers Ansicht nur für Gelehrte im engeren Sinne bestimmt war, ist in den Anhängen zu den verschiedenen Abschnitten, in welche das Ganze zerfällt, untergebracht, und diese Anhänge sind bei weitem der beste Theil des ganzen Buches. Sie enthalten vor allem mineralogisch gnostische Bemerkungen über den in dem je vorangehenden Abschnitt beschriebenen Landstrich che für die geognostische Kenntnifs der vom Ve bereisten Provinzen nicht unwichtig sind. In de ten zu jenen Anhängen sind stets die verschi Exemplare einer jeden Steinart beschrieben, der Verfasser mit nach Europa gebracht hat, au Nummern angegeben, unter welchen sie in des silianischen Museum in Wien zu finden sind. auch in diesem reichhaltigsten Theile des Buche cher, da er auch besonders abgedruckt erschie reits in diesen Blättern *) besprochen worden i ben wir einen Mangel empfunden, der leider i ganzen Werke fühlbar ist, nämlich einen Man *Gedanken.* Wir wollen damit keineswegs sage wir ein Freund wären von jenen eitelen und Hypothesen, welche durch ihre Kühnheit den anfangs in Erstaunen setzen und sich bei ru Betrachtung in Nichts auflösen; aber wir verl dafs der Beobachter in den mannichfaltigen F der Natur mehr erblicken soll, als todte Massen, che nur dazu dienen, die in dem starren Gebäu ner Wissenschaft noch vorhandenen Lücken au len und etwa die zwanzig Nummern einer Klasse die einundzwanzigste zu vermehren. Jene Sch und Formationen, welche den Wanderer so hi phisch ansehen, öffnen auch ihren Mund und sp zu dem, der sie zu beleben versteht, von erstau Thatsachen; wer aber in diesen Zeugen gewaltig eignisse nichts weiter sieht, als Vorrathskamme seine Kabinetsstücke, für den bleiben sie auf stumm und lassen ihn ziehen — mit Steinen bel

Weiter finden wir in den Anhängen eine sicht der auf Madeira von dem Verf., dem ös schen Hofgärtner Schott und dem toskanischen forscher Raddi während ihres dortigen Aufenthal sammelten Pflanzen, welches Verzeichnifs der L ker schon darum nicht ungern sehen wird, da einer Vergleichung mit ähnlichen von v. Buc Bowdich gelieferten auffordert.

*) S. Augustheft 1833. Nr. 26.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 63.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

Innern von Brasilien. Auf allerhöch-Befehl Sr. Majestät des Kaisers von reich, Franz des Ersten, in den Jahren –1821 unternommen und herausgegeben ohann Emanuel Pohl. Erster Theil.

(Schlufs.)

ei können wir nicht unbemerkt lassen, dafs mit dessen, was gelegentlich über die Standörter einanzen gesagt wird, dieses Verzeichnifs die einzige ist, welche der Botaniker für jetzt von dem Buche darf, indem der Vf. nach S. XI. der Vorrede be- eine mit Diagnosen versehene Uebersicht der ausbeute des Pflanzenreiches in einem eigenen am Schlusse des ganzen Werkes nachfolgen . Mehr hingegen ist schon jetzt für die Be- des Meteorologen gesorgt, der hier eine Ueles während der Seereise von Livorno bis Rio eobachteten Thermometerstandes, mit Angabe n Tag astronomisch aufgenommenen Länge e und der zurückgelegten Seemeilen, ferner eine che Angabe von achtehalbmonatlichen Ther-eobachtungen in Rio und endlich eine ähnlimmenstellung der während eines beinahe anihrigen Aufenthaltes in der Capitanie Goyaz en Thermometerbeobachtungen findet. Diese ungen geben zu mancherlei Vergleichen und ngen Anlafs; besonders aber springt aus der nhaltung derjenigen, welche während der Seeammelt wurden, mit den in der Provinz Goyaz en der Unterschied zwischen dem kontinenta- Amerika's und dem oceanischen des atlantieeres auf eine schlagende Weise ins Auge. en 81 Tagen der Seereise waren nämlich 14, en der Mittag (um 2 Uhr) *denselben* Wärmegte, wie der Morgen (um 8 Uhr), und 31, an e Temperatur des Mittags sogar *geringer* war, als des Morgens, unter 81 also überhaupt 45 Tage, deren Mittags- die Morgentemperatur nicht überstieg; war indessen das Mehr auf der Seite des Mittags, so betrug der Unterschied in der Regel nicht mehr, als 1° bis 2° nach Reaum. Wie ganz anders ist dagegen das Verhältnifs dieser beiden Tageszeiten auf dem Festlande Südamerika's! Hier (in der Provinz Goyaz) ist nicht allein, so weit dies aus den summarischen Angaben der Tabelle hervorgeht, die Temperatur des Mittags *immer* höher als die des Morgens, sondern der Unterschied der beiden Tageszeiten in thermometrischer Beziehung erreicht in der That eine erstaunliche Höhe. So stand das reaum. Thermometer am 29. und 30. Juni 1819 Morgens um 8 Uhr auf + 8°, Mittags um 2 Uhr aber zeigte es an denselben Tagen + 26° 6, was einen Unterschied von mehr als 18 Graden giebt. Ob die Differenzen beider Tageszeiten im Monat Juli desselben Jahres noch gröfser gewesen seien, geht aus dem Buche nicht deutlich hervor, da der Verf. blos bemerkt, dafs das Thermometer des Morgens um 8 Uhr (ob ein oder mehrere Male, ist nicht angegeben) nur + 3°, des Mittags aber + 20° bis 30° gezeigt habe. Wir übergehen die Resultate, welche der Verf. bereits aus seinen Beobachtungen gezogen hat, um durch unser Vorgreifen das Interesse des Lesers nicht zu verkürzen, und verschweigen aus demselben Grunde einige bemerkenswerthe klimatologische Angaben, welche uns hier noch mitgetheilt werden. Sehr zu bedauern ist es indessen, dafs diese Beobachtungen nicht an einem und demselben Orte, sondern in verschiedenen Gegenden der Provinz Goyaz — zwischen 17° 54′ und 7° 30′ S. Br. — angestellt wurden, und dafs man aufserdem die absolute Höhe der Beobachtungsorte nicht kennt — ein Mangel, wovon die Schuld den Verf. um so weniger trifft, da die Trümmer seines Barometers bereits eine der unwegsamsten Stellen brasilianischer Landstrafsen bezeichneten, noch ehe er die Provinz

Goyaz betrat. Dagegen müssen wir einen Fehler rügen, den der Verf. bei einiger Aufmerksamkeit leicht hätte vermeiden können. Indem er nämlich bei Nennung der Oerter, an welchen er seine Thermometerbeobachtungen anstellte, jedesmal auch die geographische Position, theilweise nach der Bestimmung des Jesuiten Diego Soares, hinzufügt, begegnet es ihm, dafs er von S. 378 bis 382 Länge und Breite nicht weniger als *sechs mal* mit einander verwechselt, da ihn doch, wenn ihm in dem Moment des Schreibens der Unterschied zwischen Länge und Breite nicht recht geläufig war, ein Blick auf die Karte leicht über seinen Irrthum hätte belehren können. Aber so grofs ist die Zerstreuung des Verfs., dafs ihn sogar der Ausdruck: „*Breite von Ferro*" (S. 378), worunter wieder Länge zu verstehen ist, nicht zur Besinnung bringt.

Unter demjenigen, was der Leser aufserdem noch in den erwähnten Anhängen zu suchen hat, nennen wir vorzugsweise Folgendes: Uebersicht der vorzüglich lästigen Insekten Brasiliens, deren Vollständigkeit Entomologen vom Fach beurtheilen mögen; desgleichen der Münzen, Maafse und Gewichte von Brasilien; Uebersicht der im Gebiete von Ilha grande im Jahre 1821 gewonnenen, verzehrten und ausgeführten Erzeugnisse; Quantität des in den Jahren 1812 bis 1815 verkauften Fernambukholzes und Uebersicht der an das Einschmelzungsamt vom Jahre 1752 bis 1794 abgelieferten Fünftel der Goldgewinnung aus der ganzen Capitanie Minas Geraës, welche unwiderlegbar darthut, was auch aus mehreren Stellen des Tagebuches hervorgeht, dafs der Goldgewinn in Brasilien, zum Theil in Folge des unordentlichen Bergbaues, bedeutend im Abnehmen begriffen ist. Eine unmittelbare Folge davon ist Verarmung, und nicht selten Auswanderung der Bewohner solcher Gegenden und demnächst Verfall der Ortschaften. Doch könnte sicherlich die Vorsehung den Brasiliern keine gröfsere Wohlthat erweisen, als wenn sie alles Gold in eine für Menschenhände unerreichbare Tiefe versinken liefse, da, so lange ihre Goldgier noch auf einige Befriedigung hoffen darf, Armuth und Noth ihr tägliches Loos ist. Alle Kräfte, welche sich in jenem Lande der Trägheit überhaupt noch regen, werden nämlich in goldreichen Gegenden ausschliefslich der Gewinnung dieses verführerischen Metalles zugewendet, der Ackerbau aber bleibt darüber gänzlich vernachlässigt. Auf diese Weise müssen selbst die nothwendigsten Lebensbedürfnisse aus weiter Ferne herbeigeschafft werden, was bei bekanntem Zustande der brasilianischen Strafsen Wege häufig bedeutenden Schwierigkeiten unte und die eingeführten Gegenstände unendlich verth Die eben gewonnenen Goldkörner reichen daher weilen kaum hin, die schon mit Sehnsucht erwa Maiskörner aufzuwiegen, und wenn der Einkau Unentbehrlichsten geschehen ist, bleibt dem Brasi nicht so viel, um seine Blöfse zu bedecken. Er ändert nichts in seiner Lebensweise, und bei Golde hungert er fort, ein moderner Midas!

Endlich erhalten wir in jenen Beilagen, e unwichtigeren Mittheilungen nicht zu gedenken, übersichtliche Darlegung der Bevölkerung der Cap Goyaz, desgl. der Aus- und Einfuhr dieser Provin des Goldertrages mehrerer Jahre; hierauf einige zen über Aldeyen, d. h. von der Regierung unte mene Ansiedelungen der Urbewohner, welche de leider in einem sehr traurigen Zustande antraf, zum Beschlufs Sprachproben der Cayapós-Indier. hier erwähnten statistischen Mittheilungen ber wie wir hören, auf authentischen Angaben, die n berührten Sprachproben aber auf der eigenen Aut des Verfs., und beide können daher keiner wei Beurtheilung unterliegen. Wir begnügen uns de allein noch zu bemerken, dafs die beigefügten vi Kupfer gestochenen Ansichten von einem nicht g gen Grade künstlerischer Ausbildung zeugen; ob sie der Geograph sehr gern gegen eine vom Verf genommene Reisekarte vertauschen möchte. Die a dem noch beigegebene Insekten- und lithogra geognostische Tafel entsprechen ihrem Zwecke, das ganze Werk ist, wenigstens in der Ausgabe, che vor uns liegt, hinsichtlich des Papieres und Dr auf eine wahrhaft splendide Weise ausgestattet.

Walter

LXXXVI.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenl schen und abendländischen Berichten. Dr. Friedrich Wilken u. s. w. Sieb Theil. Erste und zweite Abtheilung. Kreuzzüge des Königs Ludwig des Hei und der Verlust des heiligen Landes. B

rten und Registern über das ganze Werk.
pzig, 1832. *bei F. Chr. W. Vogel.* *gr.* 8.
IV 790 *S. Beilagen* 175 *S.*

s ist erfreulich, ein Werk von solchem Umfange
olcher Gelehrsamkeit, wie das, wovon hier der
Band angezeigt wird, vollendet zu sehen. Bei-
drei Decennien sind nunmehr verflossen, seitdem
ste Theil erschienen ist: es wird aber jeder, der
ät dem Studium der Geschichte des Mittelalters
ftigt, es dem Hrn. Verfasser Dank wissen, dafs
anfänglichen Plan, in einigen Bänden die Ge-
e der Kreuzzüge zu liefern, aufgegeben und da-
s gröfseres Geschichtswerk von dem wissenschaft-
Werth über die Kreuzzüge ausgearbeitet hat,
s jetzt noch keine Nation ein ähnliches besitzt.
sind grade in der Zwischenzeit des Erscheinens
sten Theiles bis zur Beendigung des Werkes
wenige Bücher über die Geschichte der Kreuz-
rschienen: keines aber ist so umfassend, so mit
ger Kenntnifs morgen- und abendländischer
n ausgearbeitet, wie die Wilkensche Geschichte,
, wenn auch weniger für blofse Liebhaber der
e bestimmt, doch in einer ganz lesbaren Sprache
fst ist. Unter den über die Kreuzzüge erschie-
Werken möchte neben der Wilkenschen Ge-
e noch die *histoire des Croisades* von Michaud
te Stelle verdienen, sowohl was Ausführlichkeit,
ch was Benutzung morgen- und abendländischer
te angeht: in Rücksicht der kritischen Behand-
ler Quellen aber steht das Michaud'sche Werk
nrück und es läfst sich bei der Vergleichung bei-
'erke recht der Unterschied zwischen französi-
und deutscher Geschichtsbearbeitung erkennen.
ranzosen Wunsch und Streben ist, klar und ge-
las Gemählde auszuführen, das er sich aus den
rgen- und abendländischen Chroniken u. s. w.
uten Nachrichten gebildet hat: der deutsche Ge-
setzt den Hauptwerth seiner Arbeit in die Rich-
und Vollständigkeit der Darstellung, die mehr
n als unterhalten soll, da sie ganz auf die kri-
Behandlung der Quellen sich stützt.

iesen siebenten Theil oder das achte Buch der
nschen Geschichte der Kreuzzüge, das 22 Capi-
fafst, könnte man in folgende fünf Abschnitte
:

1) Die Kreuzfahrt des Königs Ludwig des Heiligen nach Aegypten (Cap. 1—7, S. 1—259.).
2) Ludwigs IX. Aufenthalt im gelobten Lande bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich (Cap. 8—11, S. 260—387.).
3) Geschichte des Morgenlandes zur Zeit des Sultans Bibars bis zum Jahre 1269 (Cap. 12—16, S. 388—529.).
4) Ludwigs des Heiligen Kreuzzug gegen Tunis (Cap. 17, S. 530—586.).
5) Letzte Kämpfe der Christen um das heilige Land, und endlicher gänzlicher Verlust desselben (Cap. 18—22, S. 587—790.).

Den ganzen Umfang der Verdienste des Hrn. Vfs. um die Aufhellung der letzten Zeiten der Kreuzzüge hier anzugeben, würde bei weitem die Grenzen einer Recension überschreiten. Wir heben nur hier und da Einzelnes heraus, und wollen dabei zeigen, wie der gründliche Geschichtsforscher zu Werk gegangen ist.

Keine Begebenheit, keine Andeutung des inneren Zusammenhanges der Ereignisse ist ohne Beleg der gleichzeitigen und authentischen Quellen gelassen worden; mit Unparteilichkeit und strenger Wahrheitsliebe sind die abweichenden Nachrichten der Christen und Mohammedaner geprüft und erwogen worden; was der Text als Resultat der kritischen Behandlung der Quellen liefert, ist in den darunter gesetzten zahlreichen Noten nachgewiesen und erläutert.

Ueber die Zeit, welche unmittelbar dem Kreuzzuge des heiligen Ludwig vorausging und die einer solchen Unternehmung wegen des Zerwürfnisses des Kaisers mit dem Papste nicht günstig war, benutzte Hr. Wilken viel die grofse Geschichte des Zeitgenossen Matthäus Paris und gab ihr nicht selten bei abweichenden Nachrichten anderer Schriftsteller den Vorzug. Jedoch ist nicht zu übersehen, dafs derselbe als heftiger Gegner des Papstthums in Betreff der Streitigkeiten zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz IV. nicht ohne Parteilichkeit schrieb. Referent pflichtet zwar darin den beiden Cardinälen Baronius und Bellarminus bei, dafs man diesen Schriftsteller in kirchlichen Angelegenheiten mit Vorsicht lesen müsse, keinesweges aber theilt er ihre befangene Ansicht, dafs die Ausfälle in der Geschichte des Matthäus Paris gegen die Päpste spätere Zusätze der protestantischen Herausgeber seien. Matthäus Paris hat einen grofsen Vorzug vor vielen

Chronisten des Mittelalters: er kannte, da er auch in Staatsangelegenheiten verwendet wurde, und viel am Hofe lebte, die Welt und hatte Gelegenheit nicht nur für die Geschichte seines Vaterlandes, Englands, welche den Mittelpunkt seiner Erzählung bildet, die besten Materialien zu sammeln, sondern auch über die Geschichte anderer Länder, der abend- wie der morgenländischen, sich zu unterrichten: woher es kam, dafs er seinem Werke ein allgemein historisches Interesse geben konnte, (besonders für das 13te Jahrhundert) wie wenige andere Specialchronikschreiber.

In viel engeren Grenzen bewegt sich eine andere Hauptquelle, welche für Ludwigs IX. Kreuzzug von der allergröfsten Wichtigkeit ist. Es ist diese die *Histoire de St. Louis* von dem Seneschall Joinville, welcher die Kreuzfahrt selbst mitmachte, immer in den vordersten Reihen der Ritter in den Schlachten kämpfte, alle Gefahren und die Gefangenschaft mit dem König Ludwig IX. in Aegypten theilte, und, nach der Wiedererlangung seiner Freiheit, in Palästina des Königs treuster und beständiger Begleiter war. Die einfache, oft naive Erzählung hat fast überall das Gepräge der Wahrheit und läfst den frommen Sinn und die Ritterlichkeit des Verfassers nicht verkennen: derselbe giebt in seiner Person gewissermafsen einen Spiegel der bessern Ritter seiner Zeit. Da diese Geschichte des Joinville ganz subjektiv gehalten ist, so sind hier eine Menge Data anzutreffen, welche nur für eine Lebensgeschichte Joinville's zu gebrauchen wären, die aber nicht für eine allgemeine Geschichte der Kreuzzüge benutzt werden können. Hr. Wilken scheint aber seinem Werke mehr Colorit haben geben zu wollen durch die Einflechtung der bedeutenderen Lebensmomente eines so ausgezeichneten Ritters beim französischen Kreuzheere: häufig konnte dieses auch ganz passend geschehen, indem aus der Schilderung der Kämpfe und Gefahren, der Lebensweise und der Denkungsart eines einzelnen Ritters die Verhältnisse des ganzen Ritterheeres recht anschaulich gemacht wurden. Jedoch will es dem Ref. bedünken, dafs zu häufig und zu ausführlich die besondern Lebensereignisse Joinville's aufgenommen worden sind, manchmal selbst da, wo für die Geschichte des Ganzen kein besonderer Gewinn zu ziehen ist. Die Erzählung ist dadurch hie und da breit und vom Hauptgegenstand abschweifend geworde z. B. S. 101 und S. 262 fl.

Das was über die Krankheit des Königs L IX. (S. 15 und 16) erzählt wird, ist hauptsächli Nachrichten des Wilhelm von Nangis entnomme Nachricht bei Matthäus Paris, dafs Blanca, die K Mutter für Ludwig den Heiligen das Gelübd Kreuzzuges gemacht habe, wird verworfen und ville's Angabe als die genaueste und richtigste den. Die Vertheilung der Mäntel mit Kreuzen den Hofleuten, wodurch diese zum Kreuzzuge thigt wurden, welche allein von den Zeitgenosse thäus Paris erzählt, ist ganz glaublich: auch h Hr. Wilken dafür entschieden (S. 27). Offenba ist die Rede nicht ächt, welche derselbe Matthä ris den Sultan Ejub an die Gesandten der Templ ten läfst, als sie um die Befreiung ihrer gefa Mitbrüder ansuchten. Sehr richtig ist die Bem von Hrn. Wilken (S. 38), dafs diese Rede als ein D der Meinung anzusehen ist, welche sich damals ziehung auf die geistlichen Ritterorden gebildet

S. 79 fl. wird erzählt, wie Ludwig der Heili der Insel Cypern die mogolischen Gesandten en welche einen Brief des mogolischen Fürsten Ilsc von Vorderasien überbrachten und von der Verbr des Christenthums bei den Mogolen, welches der grofse Chan Gajuk angenommen habe, Na gaben. Die Angriffe auf die Aechtheit des Brief derlegt Hr. Wilken nicht vollständig: S. 87, N „Was den Brief des Ilschigatai betrifft, so tra Bedenken, ihn mit Herrn Abel-Remüsat für u schoben und von den Gesandten geschmiedet z ten. Der Hauptsatz, der darin ausgeführt wir die Mogolen angefangen hätten ihre christlich terthanen mit Milde zu behandeln, war vollkomm gründet: die Abweichungen von dem gewöhn Style der Mogolen erklären sich dadurch, dafs d in persischer Sprache geschrieben war; und wen annimmt, dafs ihn ein morgenländischer Christ a fehl des Ilschigatai verfafste, so erklärt sich au sehr natürliche Weise die hinzugefügte Erma dafs der König von Frankreich keinen Unterschi chen möchte unter den Christen der verschieden kenntnisse."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 64.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

ichte der Kreuzzüge nach morgenländi- s und abendländischen Berichten. Von Friedrich Wilken u. s. w. Siebenter l. Erste und zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

ffenbar wollte der mogolische Fürst Ilschigatai reuzheer zu seinen eigenen Zwecken benutzen: er dem Könige Ludwig durch seine Gesandten geln liefs, dafs er eine Verbindung des fränki- Heeres mit einem mogolischen zur Ausrottung ams in Asien wünsche, und dafs er hoffe, mit der Franken das Christenthum allgemein zu ver-, verbarg er seine selbstsüchtigen Absichten, wo- r das Chalifat von Bagdad stürzen wollte, ohne für das Christenthum zu thun. Dieses erfuhr elbst Ludwig von seiner Gesandtschaft, welche er rofsen Chan nach Karakorum schickte: es reute her, dafs er sich so hatte bethören lassen. Dafs einen Betrug von Seiten des Fürsten Ilschigatai hen war, äufsert der Hr. Verf. selbst S. 308. ie Briefe Ludwigs IX. und des Sultans Ejub, der arabische Schriftsteller Macrisi mittheilt, r. Wilken mit Reinaud für unächt (S. 100) und daher mit Recht Bedenken, dieses Briefwechsels ner Thatsache im Texte zu erwähnen. Uebrigens s in dem Geschmack arabischer Geschichtschrei- lafs sie ihre Werke mit selbstverfafsten Briefen chmücken suchen, fast in ähnlicher Weise, wie öfseren griechischen und römischen Historiker ihre ichtsbücher mit zum Theil selbst verfertigten Re- ngefüllt haben.

er Friedensantrag des Sultans Ejub, nach Lud- Aufbruch von Damiette, dessen Matthäus Paris nt, wird (S. 131) als ein sehr zweifelhaftes Fak- ngesehen, weil weder von irgend einem andern chriftsteller desselben gedacht werde, noch der genannte Sultan einen Antrag habe machen können, da er damals schon todt gewesen. Bedenkt man aber, dafs der Tod Ejub's eine Zeit lang geheim gehalten wurde, so konnte wohl im Namen dieses Sultans noch ein Friedensantrag von den ägyptischen Emiren gemacht werden: dafs aber kein Schriftsteller aufser Matthäus Paris desselben erwähnt hat, läfst sich leicht erklären, weil die Unterhandlungen ohne Erfolg blieben.

So dürfte auch der Bericht desselben Matthäus Paris nach der schriftlichen Mittheilung eines zurückkehrenden Kreuzfahrers an den Grafen Richard von Kornwallis nicht im Widerspruche mit der *Epistola S. Ludovici* stehen, dafs die Kreuzfahrer vermittelst flacher Kähne über den Nilkanal Aschmum gegangen. Ludwigs Brief, den auch Wilhelm von Nangis und Vincent von Beauvais aufgenommen haben, spricht freilich davon, dafs die Kreuzfahrer zu Pferd übersetzten an einer Fuhrt, welche ein Beduine dem Kreuzheere gegen eine Belohnung gezeigt hatte; offenbar aber ist da von der Vorhuth des Heeres, der Ritterschaar des Grafen Artois, die Rede: Matthäus Paris aber spricht von dem Uebergang des Heeres, also auch von dem Fufsvolk, das wegen der Tiefe des Wassers nur in Fahrzeugen den Uebergang bewerkstelligen konnte.

Als das Kreuzheer schon durch Ueberschwemmungen des Nils, durch Krankheiten, Hungersnoth und Zerstörung der Flotte dem Untergange nahe gebracht war, wurden Unterhandlungen zwischen den Christen und Aegyptiern angeknüpft. Von welcher Seite sie zuerst ausgingen und welche Bedingungen gemacht wurden, darin stimmen die Berichte nicht überein. Hr. Wilken theilt sie (S. 193) mit, ohne sich bestimmt für die eine, oder die andere zu entscheiden. Da diese Unterhandlungen, wie schon frühere, ohne Erfolg blieben, so läfst sich leicht erklären, warum der König Ludwig ihrer in seinem Schreiben nicht erwähnt. Joinville's Erzählung zeugt von der Eitelkeit der Franzosen, welche auch

im Unglück nicht den ersten Schritt zu Unterhandlungen gethan haben wollen: jedoch scheint die Angabe, welche auch Michaud *T. IV. p.* 197 aufgenommen hat, ganz glaublich, dafs deswegen die Unterhandlungen sich zerschlugen, weil die Saracenen den König als Unterpfand bis zur Räumung von Damiette verlangten. Auf diese Unterhandlungen möchte Ref. auch die wiederholte Nachricht von Friedensanträgen des ägyptischen Sultans bei Matthäus Paris S. 788 beziehen, welche Hr. Wilken schon S. 131 anführt und als ein zweifelhaftes Factum betrachtet.

Hr. Wilken erstreckt seine Aufmerksamkeit nicht allein auf die Feststellung der historischen Facta und ihren innern Zusammenhang, sondern er giebt auch öfters Erläuterungen und Verbesserungen verdorbener Stellen morgenländischer Schriftsteller. So wird S. 224 eine Stelle bei Abulfaradsch im syrischen Chronicon verbessert. Es heifst dort, der Sultan Turanschah habe der Königin Margaretha bei ihrer Niederkunft in Damiette aufser einer goldenen Wiege und königlichen Kleidern 10,000 Stück *Sumak* (سماق) zum Geschenk geschickt. Sumak erklärt Hr. Wilken nicht durch den Stein Sardonyx wie die lateinische Uebersetzung des Abulfaradsch angiebt, sondern durch das arabische Wort سماق (eine Frucht oder Gewürz, Golius: *Rhus pec. obsoniorum et ejus fructus*). Dafs vielleicht رمان (Granatäpfel) zu lesen sei, möchte weniger Beifall finden.

Interessant ist, was von dem tragischen Ende des Sultans Turanschah S. 229 fll. erzählt wird, hauptsächlich nach dem Augenzeugen Joinville und den mit diesem im Wesentlichen übereinstimmenden arabischen Geschichtschreibern Abulfeda, Dschemaleddin u. a. Obwohl in der Hauptsache fast alle abend- und morgenländischen Berichte übereinstimmend gefunden werden, so hält der Hr. Verf. doch S. 257 die Nachricht Joinville's für unglaublich, dafs die Mamluken nach der Ermordung ihres Sultans Ludwig den Heiligen zu ihrem König haben erheben wollen. Dafs mehrere mamlukische Emire wirklich einen solchen Plan gehabt hatten, ohne dafs er jedoch dem Könige Ludwig mitgetheilt ward, läfst sich aus der Unterredung Joinville's mit dem König schliefsen, welche S. 258 sich angegeben findet. Zwar scheinen die Berichte Abulmahasen's bei Reinaud und Ludwig's selbst in seinem bekannten Briefe, in Widerspruch zu stehen, indem in beiden aut sehen Quellen erzählt wird, dafs einige Mamluke der Ermordung des Sultans Turanschah mit noch gen Händen zu Ludwig IX. eilten und ihn mit g nen Schwertern und den furchtbarsten Drohung ängstigen suchten, durch seine Ruhe und Würde wie ein anderer abendländischer Schriftsteller e entwaffnet wurden. Allein wenn man bedenkt, die mamlukischen Emire an der Spitze von Schaar her Krieger, im Aufruhr gegen ihren Fürsten un Theil unter einander selbst uneinig, in ihren Ent sen hin und herwankten, so war es leicht möglich einige Ludwig mit dem Tode bedrohten, indem a sich berichten um ihn zu ihrem Könige zu w Dieser Plan ward aber bald aufgegeben, und es liegt nach den Nachrichten des Arabers Abulmal der auf eine merkwürdige Weise mit Joinville üb stimmt, keinem Zweifel, dafs die mamlukischen den König von Frankreich und alle gefangenen würden getödtet haben, wenn nicht die Aussic ein grofses Lösegeld sie von der Ermordung ab ten hätte.

Die Uebertragung der Regierung an die Su Schadschr-ed-dorr, welches Ereignifs die abend schen Schriftsteller übergehen, wird nach den au lichen Berichten mehrerer arabischer Geschichtsch erzählt (S. 239 fll.) und dabei die richtige Bem gemacht, dafs die Beispiele von Frauenregierung den mohammedanischen Völkern äufserst selten kommen. Da aber die Uebertragung der Regieru die Sultanin von dem Mamluken ausging, welche tentheils kurdischer Abkunft waren, so läfst sich Erscheinung eher erklären. Unstreitig lag es Absicht der mamlukischen Emire, indem sie sch das Regiment der Sultanin gaben, desto willkür selbst die Zügel der Regierung zu behalten.

Das Lösegeld, welches Ludwig der Heilig zahlte, wird von den abendländischen Berichten schieden angegeben. Hr. Wilken weicht in seiner stellung, die gröfstentheils nach Joinville ist, sie von der in andern Geschichtsbüchern über diesen E zug ab. Seine Worte sind S. 219 folgende: „d racenischen Unterhändler — — kehrten — zurück legten dem Könige die Frage vor, ob er ge wäre, sich mit einer Summe Geldes und der Rä

lette loszukaufen, worauf Ludwig erwiederte, alls der Sultan eine billige Forderung machte, nahlin die Königin, bitten würde, das begehrte zu bezahlen. Als die Saracenen sich über wort wunderten und fragten, warum der Kö- selbst entscheiden wollte, so erwiederte Lud- Königin sei seine Gebieterin, und ihrem Wil- ler seinige untergeordnet. Hierauf bestimmte n *das Lösegeld für die gefangenen christli- one zu einer Million Byzantien oder fünf- rttausend Livres* damaligen französischen Gel- forderte *für die Befreiung des Königs die von Damiette.* Diesen Antrag genehmigte nd stellte nur die Bedingung, dafs die sarace- Unterhändler den guten Willen des Sultans, g und die Barone freizulassen, falls die Kö- geforderte Lösegeld bezahlen und Damiette würde, durch einen Eid bekräftigen sollten. aracenen nach einiger Zeit zurückkehrten und Genehmigung des Sultans diesen Eid leisteten: te der König, dafs er gern *fünfhunderttau- es für die Freilassung seiner Barone* bezah- , weil es nicht seine Weise wäre, mit Geld . Diese Bereitwilligkeit des Königs Ludwig, efreiung seiner Ritter ein so grofses Opfer n, gefiel dem Sultan Turanschah so sehr, dafs : „in Wahrheit, der König von Frankreich ist Mann, sagt ihm, dafs ich ihm zweihunderttau- antien des Lösegeldes erlasse." — Obwohl der sich nicht ganz streng an die Worte Joinvil- ten hat, welche auch leicht in einem andern angegebenen Sinn verstanden werden können, r es doch mehr als Michaud *T. IV. p.* 225*: France, leur repondit-il, ne se rachète pour t; on donnera la ville de Damiette pour ma , et le million de besans d'or* (*i. e.* 500,000 *ur celle de mon armée.*

r die Uebereinstimmung der scheinbar verschie- gaben der Summe des Lösegeldes und ihre g, hat Hr. Wilken in der Note 15 zu S. 221 Aufklärung gegeben, welche die Sache macht als die Dissertation XX von Ducange lle über diesen Gegenstand. Ein damaliges bes Livre wird zu zwei Byzantien oder Du- r einem jetzigen englischen Pfund Sterling angeschlagen: Marinus Sanutus und Matthäus Paris geben das Lösegeld zu 100,000 Mark Silber an.

(Der Beschluſs folgt.)

LXXXVII.

Die Arachniden. Getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben von Dr. Carl Wilhelm Hahn. 1ster Bd. Heft I — V. Nürnberg, 1831 — 33 bei C. H. Zeh.

Obwohl die Spinnen durch den hohen Grad des Kunsttriebes, den sie im Anfertigen ihrer Gespinnste beurkunden, wie durch die Schlauheit, mit der sie ihre Beute erlauern, durch die grofse Sorgfalt, die sie für ihre Brut an den Tag legen, durch das feine Vorgefühl, mit welchem sie den bevorstehenden Witterungswechsel durch ihre dagegen ergriffenen Maafsregeln viele Tage vorher verkünden, und sonst noch durch manche andre Eigenheiten Interesse genug für das Studium ihrer an wunderbaren Thatsachen reichen Naturgeschichte erwecken sollten, so haben sie doch, namentlich in neuerer Zeit, nur wenige Beobachter und Bearbeiter gefunden. Ursache zu dieser Vernachlässigung war jedoch nicht, wie Mancher glauben möchte, das Abschreckende ihrer Körpergestalt, was den Naturforscher nicht zurückhalten konnte, und überdies durch die bunte Farbenzeichnung nicht selten gemildert und gehoben wird; der Hauptgrund lag vielmehr darin, dafs die Bestimmung und Benennung der Arten, ja selbst der Gattungen mit manchen Schwierigkeiten verknüpft ist, da sich die gefangenen Thiere nur mit vieler Mühe durch schnelles Auftrocknen für die Sammlungen bewahren lassen, und auch selbst so nicht einmal die schönen Farbenzeichnungen beibehalten, mit denen sie im Leben geziert sind. Bei dieser Schwierigkeit des Aufbewahrens können nur gute Abbildungen die charakteristischen Farben und Formen der Arten festhalten und das Auffinden und Vergleichen derselben erleichtern. Daran hat es nun aber besonders gefehlt. Die ältern Abbildungen entsprechen nicht den Anforderungen der jetzigen Zeit, und neuere sind aufser Walckenaer's *Histoire des Aranéides*, von welchem Werke auch nur 5 Hefte ausgegeben sind, keine erschienen. Schon früher suchte der Verf. diesem Mangel durch eine Monographie der Spinnen abzuhelfen, die er ebenfalls in Nürnberg bei J. Lechner herausgab, die aber, wie Walckenaer's Buch mit der 5ten Lieferung zu Ende ging. Wahrscheinlich hatte die geringe Theilnahme des Publikums für dieses Unternehmen dessen langsames Erscheinen, und dieses sein völliges Erlöschen zur Folge. Dieses Werk nun erklärt der Verf. für geschlossen und sagt sich ganz von dem los, was etwa der Verleger noch aus dem Manuscripte und den Abbildungen herausgeben möchte. Dafs die noch in den Händen jenes Verlegers befindlichen Abbildungen mancher Verbesserung bedürfen, glauben wir dem Verf. gern; denn die damals erschienenen waren meist sehr mittelmäfsig und konnten jenem Werke keinen Fortgang sichern. Sie werden indefs durch die in diesem neu begonne-

nen Werke gegebenen, die ebenfalls vom Verf., aber weit besser, gezeichnet und auch von ihm selbst auf Zinkplatten, wenn wir nicht irren, gravirt sind, um vieles übertroffen. Auch das Colorit der Tafeln ist unter des Verfs. Augen besorgt worden. Mit Vergnügen bemerkt man, dafs die Abbildungen selbst an Güte zunehmen, denn die des 4ten Heftes zeigen, mit denen des 1sten verglichen, dafs der Verf. sich im Darstellen vervollkommnet hat. Sechs Hefte sollen jedesmal einen Band ausmachen, dem ein systematisches Inhaltsverzeichnifs am Schlusse hinzugefügt werden soll. Jedes Heft enthält 6 Tafeln, auf deren jeder meist 3—5 Arten, zuweilen bei gröfsern nur 2, bei ganz grofsen z. B. Mygale nur eine, dargestellt sind. Kleine Arten sind gehörig vergröfsert abgebildet, und die Naturgröfse durch eine beigefügte Linie angedeutet. Bei vielen sind allerdings die Augen besonders abgebildet; häufig ist dies aber auch unterlassen. Es wäre indessen sehr zu wünschen, dafs überall, wo die Abbildungen eines früher noch nicht dargestellten Genus gegeben wird, und überall wo die Stellung der Augen, wenn auch nur ein Geringes, von dem Typus der Gattung abweicht, eine besondere Darstellung derselben nicht ausgelassen würde. Schmerzlicher noch vermifst man leider überall die Darstellung der Mundtheile, da bei Bestimmung der *genera*, namentlich Unterlippe und Unterkiefer so wesentliche Charaktere geben. Ziemlich unbrauchbar werden durch diesen Mangel hauptsächlich die vom Verf. gelieferten Milben-Abbildungen, welche Thiergruppe, da das Werk die ganze Klasse der Arachniden umfassen soll, ebenfalls abgehandelt wird. Indessen scheint sich der Vf. hiemit weniger beschäftigt zu haben, und nicht recht zu wissen, was in der Bearbeitung dieser so schwierigen Formen hauptsächlich Noth thut. Besonders ist dies aber die genaue mikroskopische Untersuchung und sorgfältige Darstellung der Mundtheile und diese wird daher der Verf. zum Hauptgegenstande seiner Studien machen müssen, wenn sein Werk auch in dieser Hinsicht den Anforderungen der Wissenschaft genügen soll. Ref. hofft, dafs der Verf. diese Mängel in den folgenden Heften nicht fortbestehen lassen, und auch von den bereits abgebildeten Gattungen der eigentlichen Spinnen eine synoptische Darstellung der Mundtheile am Schlusse des Bandes noch nachliefern wird. Die den Abbildungen beigefügte deutsche Beschreibung ist hinreichend. Sie giebt bei bereits bekannten Arten die Diagnose derselben, die Synonyme und Citate, die Sexualverschiedenheit, Ausmessung, das Vaterland, den Aufenthaltsort und die Lebensweise an. Letztere ist indessen meist zu kurz behandelt; und könnte wohl umständlicher und für das gröfsere Publikum, dem die citirten Werke nicht zugänglich sind, anziehender geschildert werden. So z. B. vermifst man bei der Lebensweise der Dolomedes-Arten ungern die Schilderung der Sorgfalt, die sie auf das Auskommen ihrer Brut verwenden; bei den Hüpfspinnen *(Salticus)* die Art, wie sie sich ihrer Beute bemächtigen u. dgl., worin viel Anziehendes liegt. Es können in dieser Hinsicht die ältern entomologischen Werke eines Reaumur, Rösel, de Geer zum Muster dienen, die eben deshalb ihrer Zeit im Publikum solchen Eingang und Theilnahme fanden. Soll auch für diese so wenig beachtete, merkwürdige Thierklasse ein allgemeiner teresse erweckt werden und das Werk selbst unter unserm schen Publikum gröfsern Eingang finden, so kann dies nicht Abbildung und blofse Beschreibung der Körperform bewi sondern die Darstellung der höchst interessanten Oeko dieser Thiere. Zu dem Ende würde es auch von nicht gem Nutzen für das Publikum, und umgekehrt für das Au men dieses Werkes sein, wenn der Verf. so weit es sich läfst, wenn auch mit geringerer artistischer Sorgfalt, die schiedenartigen Gespinnste, wie es de Geer gethan, dem vor Augen stellen wollte. Nicht die Körperform und die nisation ist es allein, worin sich das Wesen dieser Thier erschöpft, auch in ihren Productionen, ihren Kunstwerken jectivirt es sich, und diese können daher bei bildlicher stellung, wie in wörtlicher Beschreibung nicht gut umg werden. Umständlicher ist der Verf. in Beschreibung de ihm neu aufgestellten Arten gewesen, deren Zahl nicht g ist. Abgebildet und beschrieben sind im Ganzen 79 Arten rer Spinnen, darunter 63 vom Verf. in Nürnberg Umg und Baiern überhaupt beobachtete, 11 im südlichen Europa heimische und 4 aufsereuropäische Arten. Unter diesen d stellten Arten sind früher bereits beschrieben und bekan vom Verf. neu aufgestellt 41, wozu noch der vom Verf. m nem ? bezeichnete *Dolomedes fimbriatus* gezählt werden k indem er von dem *Dolomedes fimbriatus aut.* wirklich ver den zu sein scheint. Man sieht aus dieser Zahlen-Ueber welche Bereicherung die Wissenschaft von den Bemüh des Verfs. erwarten darf, der schon dadurch, dafs er m frühere Arten richtig zu Varietäten macht, zeigt, dafs er wie Andre auf Artenmacherei ausgeht.

Von Tracheen-Arachniden sind nur 5 Acariden-Arte gebildet und beschrieben, und zwar beides sehr mange Schon oben ist bemerkt worden, dafs gerade hier viel zu ist, und der Verf. sich durch sorgfältige Beschreibung u bildung der Mundtheile nach mikroskopischen Untersuch ein grofses Verdienst erwerben kann. Seine jetzigen Ar stehen noch nicht einmal auf dem Standpunkte Hermann's, sen *Memoires apterologiques* ihm nach seinem ausdrück Bemerken nicht zu Gebote standen. Es sind jedoch diese im Buchhandel zu haben; und der Verf. wird sie sich z schaffen wissen, und gut daran thun, wenn er sich bei Be tung der Acariden mit Naturforschern, die sich mit Eife Studium dieser Thiere ergeben, wie Nitzsch und v. Hey nähere Beziehung setzt.

Von dem Werke sollte alle 2 Monate ein Heft ersch Ref. hat aber im Laufe zweier Jahre erst jene 5 erhalten. auch dieses Unternehmen scheint nicht den raschen Fo zu haben, der ihm zu wünschen wäre. Wir hoffen, dafs der Verf. einerseits die Ansprüche der wissenschaftlichen essenten, andrerseits die des gröfsern Publikums berüc tigt, das Werk eine gröfsere Theilnahme finden, und nic des Verfs. Abbildungen aufsereuropäischer Vögel und sein nographie der Spinnen ein gleiches Schicksal haben wer

№ 65.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

October 1833.

ichte der Kreuzzüge nach morgenländi-en und abendländischen Berichten. Von Friedrich Wilken u. s. w. Siebenter il. Erste und zweite Abtheilung.

(Schluſs.)

le Fabeln des letzten Schriftstellers über die Ab-des Sultans, Ludwig in den morgenländischen n zur Schau herumzuführen, und über die miſs-Kriegslist der Saracenen, Damiette zu überrum-sind zwar in der Note S. 221 mitgetheilt, mit aber nicht in den Text aufgenommen worden.

esonders viele Verdienste hat sich der Hr. Verf. m die Chronologie erworben. Das Datum von isten wichtigen Factis ward genau bestimmt, nach ichung der besten abendländischen und morgen-hen Berichte: es war häufig nicht ohne Schwie-, bei sehr abweichenden Berichten in Rücksicht ronologie ein sicheres Datum aufzufinden. In oten hat der Hr. Verf. jedesmal Rechenschaft ie von ihm angenommenen Zeitbestimmungen ge-, womit man bei der sorgfältigen und genauen menstellung der Daten meistens übereinstimmen so sind z. B. gelehrte Untersuchungen über die r Krankheit des Königs Ludwig IX (S. 15), der schen Gesandtschaft auf der Insel Cypern (S. r Abfahrt Ludwigs von Cypern (S. 93), des Auf-s von Damiette nach Mansurah (S. 126), des To-s Sultans Ejub (S. 128), der Ermordung des Sul-uranschah (S. 232), des Todes der Königin Blanca, 1) und des Sultans Bibars (S. 618) u. s. w. in oten beigefügt.

er Hr. Verf. begnügt sich nicht bloſs mit einer ung der Begebenheiten, er sucht auch, soviel die n und der Zusammenhang erlauben, die Veran-gen und ersten Beweggründe aufzufinden. Als lassung von dem groſsen Eroberungszug der Mo-golen unter Hubagu betrachtet Hr. Wilken die Anre-gungen des damaligen armenischen Königs Haithon (S. 403). Jedoch scheinen diese Anregungen erst ge-kommen zu sein, als schon die Mogolen ihren Zug an-getreten hatten. Die Eroberungssucht des Groſschans Mangu, der seine beiden Brüder, Kublaï gegen China, Hulagu gegen Persien schickte, um sie zu beschäftigen, möchte auch ohne die Aufforderungen des Armenischen Königs das Chalifat von Bagdad gestürzt haben. Die chronologischen Schwierigkeiten, welche S. 405 ange-geben sind, lassen sich dann auch leicht lösen, wenn man der gar nicht unglaublichen Nachricht des Abulfa-radsch folgt, daſs Hulagu schon gegen Persien ausge-zogen war, ehe Haithon an den Hof des Groſschans gelangte.

Ueber das Ende des letzten Abbasidischen Chali-phen Mostasem, der wie manche andere vom Unglücke verfolgte Fürsten, nicht ganz mit Recht von den Schrift-stellern gebrandmarkt wird, als habe er den Sturz der Herrschaft, welche seine Vorfahren so lange behauptet hatten, veranlaſst, ist nur kurz gehandelt: doch sind in der Note 61 S. 408 die abweichenden Nachrichten über die Art seines Todes angegeben, wornach Abulfeda's Bericht, der auch durch Abulfaradsch bestätigt sich fin-det, am meisten Glauben geschenkt wird, daſs der Cha-liph nämlich in einen Sack eingenäht und mit Fuſstrit-ten getödtet worden sei. Daſs das arabische Wort عدل, welches Abulfeda gebraucht, soviel bedeute als das syrische ܣܩܐ (Sack) bei Abulfaradsch, ist höchst wahrscheinlich, obwohl diese Bedeutung, wie Hr. W. bemerkt, sich nicht in den arabischen Wörterbü-chern angegeben findet. Joinville, der, mit dem Mönche Haithon von Armenien übereinstimmend, den Caliphen den Hungertod sterben läſst, erzählt schon beim Jahr 1253 die Eroberung Bagdads durch die Mogolen, wo-von damals durch Kaufleute dem König Ludwig IX. nach Palästina Meldung gebracht worden sei, mit allen

Umständen, wie sie erst fünf Jahre später wirklich stattfand. Hr. Wilken macht dabei die Bemerkung, welcher jedermann beipflichten wird: „Es unterliegt keinem Zweifel, dafs Joinville diese Nachricht erst nach seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge erhielt, und dafs die obige Angabe von einer Meldung, welche Kaufleute schon im Jahre 1253 in das Lager von Sidon gebracht haben sollen, auf einem Gedächtnifsfehler beruht."

Bei der Untersuchung, welche im 17. Kapitel S. 547 fil. angestellt ist, warum der zweite Kreuzzug Ludwigs des Heiligen grade seine Richtung gegen Tunis nahm, möchte sehr zu unterscheiden sein, was für Gründe Ludwig selbst bewogen, und was für einen Einfluſs und von wem derselbe auf ihn ausgeübt wurde, um ihn dahin zu bestimmen, dafs er eine dem heiligen Lande noch so fern liegende Stadt zuerst angriff. Aus dem Charakter des eigennützigen und eroberungssüchtigen Königs Karl von Neapel und Sicilien, wie auch aus bestimmten Angaben einiger Geschichtschreiber ergiebt sich, dafs Ludwig IX. durch seinen Bruder Karl von Anjou bestimmt, die Richtung seines Kreuzzuges gegen Tunis nahm, in dem Glauben so am besten und schnellsten die Eroberung des gelobten Landes vorzubereiten, indessen der König von Neapel diesen Zug nur als einen zum Vortheile seines Reiches gemachten betrachten mochte.

Höchst merkwürdigist es, dafs die morgenländischen Geschichtschreiber Abulfeda und Abulfaradsch nicht einmal des Kreuzzuges von Ludwig dem Heiligen gegen Tunis erwähnen, woraus sich schliefsen läfst, dafs dieser Zug im Morgenlande kein besonderes Aufsehen erregt habe. Ueberhaupt sind bis jetzt nur kurze Notizen morgenländischer Schriftsteller (bei Reinaud) über diese merkwürdige Kreuzfahrt bekannt. Der Friedensschluſs der Kreuzfahrer mit dem König von Tunis allein findet sich in einer arabischen Urkunde, welche der Orientalist Silvestre de Sacy im königlichen Archiv zu Paris entdeckt hat. Hr. Wilken findet das Datum 5. Rebi el achir 669 = 21. Nov. 1270 unrichtig: denn der Friede wurde nach dem Bericht des Augenzeugen Peter von Condet den 30. Oct. 1270 d. i. den 13. Rebi el ewwel 669 abgeschlossen: am 21. Nov. hatte schon der gröfste Theil der Kreuzfahrer die afrikanische Küste verlassen. Es ist merkwürdig, dafs eine mit Siegel beglaubigte Urkunde eine solche Unrichtigkeit enthält, oder man mufs das Datum nicht auf den Tag des Friedensschlusses beziehen, sondern auf den Tag der Ausstellung der Urkunde.

Da Hr. Wilken so aufserordentlich sorgfältig in der Benutzung der Quellen ist, so fällt es auf, dafs er bei der Beschreibung der Kriege der Mogolen in Syrien die nach orientalischen Manuscripten ausgearbeitete Abhandlung des Hrn. Etienne Quatremère „über das Verhältnifs der Mogolen zu Aegypten", welche von Schlosser (Weltgeschichte III. 2. 1. S. 339 fil.) mitgetheilt worden ist, nicht benutzt hat. Wie sorgfältig übrigens der Hr. Vf. die Quellen studirt hat, läfst sich recht aus der Darstellung der Zeiten des aegyptischen Sultans Bibars (Cap. 14, 15, 16 und 18) ersehen, besonders wenn man dieselbe mit der von Michaud (T. IV. p. 345 sqq.) gegebenen Erzählung vergleicht, der alles in einige Blätter zusammendrängt und doch fürchtet zu breit zu sein *p.* 346 Note: *Toutes ces expeditions de Bibars sont racontées très en detail dans la Chronique d'Ibn-Ferat et dans Macrizi. Quoique nous ayons beaucoup abrégé leur récit, nous craignons cependant, que l'on ne nous reproche quelques longueurs: Nous avons cédé à l'envie de remplir les lacunes qui se trouvent pour cette époque dans toutes les chroniques d'Occident. La vie de Bibars nous a été aussi d'un grand secours.* Wenn sich Michaud hier eines Verdienstes rühmen konnte, so kann es Herr Wilken eher, da er unvergleichlich mehr, als sein Vorgänger geleistet hat.

Bei der Erzählung der geringfügigen Unternehmungen des englischen Prinzen Eduard im gelobten Lande hat der Hr. Verf. den Hugo Plagon zum Führer genommen. S. 602 wird angegeben, dafs der versuchte Meuchelmord an diesem Prinzen von dem Sultan Bibars angelegt worden, nach dem ausdrücklichen Zeugnifs des Ebn Ferath: von den zahlreichen abendländischen Berichten ist der ausführlichste der, welchen der Fortsetzer der Chronik des Matthäus Paris gegeben hat. Mit Recht ist die Geschichte von der Selbstaufopferung der Eleonore, der Gemahlin des Prinzen, zweifelhaft gelassen worden (S. 605), da dieselbe nur als Sage von Einem Schriftsteller mitgetheilt wird.

Unter den Beilagen, welche diesem siebenten Theile angehängt sind, nennen wir nur die gröfsern: 1) das Schreiben des Sultans Bibars an den Fürsten Boëmund VI. von Antiochien und Tripolis aus dem Arabischen übersetzt S. 5—10; 2) Verträge des Sultans Kalavun mit

chen Fürsten im Morgen- und Abendlande, wor-
besonders der Vertrag mit dem Könige Alfonso
on Aragonien höchst interessant ist, v. S. 10 – 30;
e Uebersicht der Geschichte des armenischen Kö-
hes in Cilicien während der Kreuzzüge von S.
3.

ufser den Beilagen zum achten Buche ist für die
Geschichte der Kreuzzüge ein Verzeichnifs der
n und angeführten Schriftsteller, wie auch ein
und Namenregister beigefügt; auch zwei Karten
em Werke beigegeben, wovon die eine das Kö-
h Jerusalem mit den angrenzenden Ländern, die
in zwei Abtheilungen die Umgegend von Da-
und Tunis enthält.

Aschbach.

LXXXVIII.

nis dialogi tres. Theages, Amatores, Jo. legomenis et annotatione instruxit Henri- Knebel, gymnasii regii Crucenacensis lega. Confluentibus, in comiss. Carol. Bae-er. 1833. VIII. 131 pag.

den Platonischen Dialogen, die in diesem Jahrhundert
eine besondere Bearbeiter gefunden hatten, gehörten bis-
eages und die Erasten, und auch den Jon kann man in
ch mit anderen Gesprächen zu denen rechnen, die am
en Ursache haben, auf die Gunst der neuesten Platoni-
hilologen stolz zu sein. Man wird also auf keinen Fall den ge-
tigen Herausgeber dieser 3 Gespräche, Hrn. Knebel, vor-
können, etwas Ueberflüssiges gethan zu haben, wenn er
en Platonischen Studien zunächst seine Aufmerksamkeit
Dialogen zuwandte, und sich nach reiflicher Vorbereitung
r gründlichen Bearbeitung derselben aufgefordert fühlte.
n dürfen wir doch nicht hierin den eigentlichen Beweg-
ur Bearbeitung dieser Gespräche suchen, sondern es lei-
n Herausgeber ein ganz anderes Motiv, worüber er sich
Vorrede klar und bündig genug ausspricht. Hr. Knebel
lich der Meinung, dafs nächst den auf den Tod des So-
erzüglichen Gesprächen, die gewöhnlich auf Schulen ge-
erden, unsere drei Dialoge zumeist geeignet wären, em-
he Gemüther in Platonische Sprache und Platonische Art
osophiren einzuleiten. Denn die Untersuchung über das
ifs der Poesie zur Philosophie im Jon, die Frage über
und Zweck aller Philosophie in den Erasten, das schöne
dlich, welches Plato von seinem Sokrates aufstellt im
, welchen Jüngling von Geist und Herz sollten nicht
nterhaltungen ergreifen und zum ernsteren Studium des
gleich vorbereiten und anfeuern? Die Frage über Aecht-
heit oder Unächtheit dieser Dialoge komme hierbei so gut wie
gar nicht in Betracht, weil der Werth derselben für den ange-
gebenen Zweck von dieser Frage unabhängig sei. Hr. Knebel
hatte also bei seiner Arbeit vorzugsweise wohlvorbereitete Jüng-
linge vor Augen, für solche ist der gröfste Theil seiner Anmer-
kungen berechnet, und damit das Verdienst des Herausgebers in
seinem wahren Lichte hervortrete, will sein Werkchen nach die-
sem Gesichtspunkt beurtheilt werden.

Nach diesen Vorbemerkungen sei es uns vergönnt, in aller
Kürze zu berichten, was Hr. Knebel mit dieser Arbeit geleistet
hat. Absichtlich wählten wir den Ausdruck *berichten*, weil das
persönliche Verhältnifs, in welchem wir zum Herausgeber ste-
hen, uns vielleicht zum Recensenten eben so ungeeignet macht,
als zum Berichterstatter geeignet. Unsere Anzeige zerfällt von
selbst in drei Theile. Zuerst werden wir des Herausgebers An-
sichten über Ursprung und Abfassungszeit dieser Dialoge mit-
theilen, darauf einige Worte über den Text folgen lassen, und
zuletzt den exegetischen Theil dieser Arbeit charakterisiren.

Bekanntlich haben Heindorf, Ast und Schleiermacher den
Dialog Theages bei sonst mehr oder weniger getheilten Ansich-
ten von dessen Werth und Gehalt, einstimmig dem Plato abge-
sprochen. Socher's rettende Stimme scheint wirkungslos ver-
schollen zu sein: denn wenn wir nicht sehr irren, so hat sich
stillschweigend im gelehrten Publikum so ziemlich die Meinung
festgesetzt, der Theages sei kein Platonisches Werk. Unser Her-
ausgeber ist auf Socher's Seite getreten, und kämpft mit allem
Eifer für die Aechtheit des Theages, und da unter seinen Geg-
nern Schleiermacher der bedeutendste ist, so war es natürlich,
dafs er vorzüglich dieses Mannes Einwürfe gegen die Aechtheit
zu entkräften suchte, was er denn auch Schritt vor Schritt ge-
than hat. Hr. Knebel findet nicht nur die Sprache im Theages
Platonisch, was Schleiermacher noch einigermafsen zugiebt, son-
dern auch alles Andere erscheint ihm ächt Platonisch, die dra-
matische Anlage, der Gang und die Haltung des Dialogs, die
Charakteristik der Personen, die einzelnen Gedanken und ihre
Entwickelung, die Lehre vom Daimonion, die eingeflochtenen Ge-
schichten, kurz Form und Inhalt sind ihm hier eben so Plato-
nisch, wie in irgend einem der Dialogen, die noch nie in Bezie-
hung auf ihre Aechtheit bezweifelt worden sind. Wir glauben
zwar nicht, dafs Knebels Gründe Schleiermacher auf seinem Stand-
punkt sonderlich erschüttern werden, indessen halten wir es für
sehr gut, dafs solche Untersuchungen aus dem Gebiet der soge-
nannten höhern Kritik nicht zu früh abgeschlossen werden. Wir
erinnern hierbei an den von Fr. Aug. Wolf angeregten Streit über
die *Marcelliana*. Hat Wolf freilich am Ende Recht behalten, so
sind doch die Bemühungen seiner Gegner, die für diese Rede
auftraten, keineswegs unfruchtbar geblieben. Die mannigfalti-
gen Fragen, die bei solchen Streitigkeiten zur Sprache kommen,
nöthigen oft Vieles genauer und schärfer zu bestimmen zum
gröfsten Gewinn für Wahrheit und Wissenschaft. Und so hof-
fen wir denn auch, dafs dieser Versuch, die Aechtheit des Thea-
ges zu retten, einen tüchtigen Platoniker unserer Zeit auffor-
dern werde, noch einmal diesen ganzen Gegenstand einer stren-
gen Prüfung zu unterwerfen, damit die Wahrheit desto reiner

und lauterer aus diesem Streit hervorgehe. Uebrigens hätte Hr. Knebel den Eindruck seiner Beweisführung bedeutend verstärken können, hätte er seine Argumente mehr in einem Brennpunkte gesammelt, statt sie schwächend auseinander zu reifsen, indem er sie theils in der Einleitung, theils in den Noten zu einzelnen Stellen des Dialogs vorträgt. Sehr schicklich hätte er alsdann bei den einzelnen Stellen auf die Einleitung zurückweisen können, statt dafs wir jetzt in der Einleitung auf die Stellen vertröstet werden. Dies ist offenbar ein Fehler in der Methode, den wir unserem Freunde nicht vorenthalten wollen, im Voraus von seiner Zustimmung überzeugt. Nach unserem Herausgeber ist also Theages ein Werk des Plato, aber weil hier und da die Darstellung nicht so abgerundet ist, wie in andern Dialogen, so ist er mit Socher der Meinung, dafs es ein Jugendwerk des Plato sei, welche Stelle ihm auch schon von älteren Kritikern einige angewiesen haben

Ueber die Erasten können wir kurz sein. Hr. Knebel ist mit Schleiermacher, Ast und Socher einverstanden, dafs dieser Dialog nicht von Plato geschrieben sein könne; aber nach seinem Gehalte zu urtheilen, den er mit Schleiermacher ziemlich hoch anschlägt, sei er sicherlich das Werk eines Sokratikers, der einen ächt Sokratischen Begriff nur etwas unvollkommen ausgeführt habe Dagegen erkennt Hr. Knebel im Jon wieder eine ächt Platonische Schöpfung, die Schleiermacher und Ast mit Unrecht in Verdacht gezogen hätten. Doch überhebt er sich der Mühe, die Verdachtsgründe dieser Männer zu widerlegen, weil dies bereits von Nitzsch so vollständig geschehen sei, dafs, wie Knebel sich ausdrückt, *paene Iliadem post Homerum scribere mihi viderer, si hanc litem denuo examinare vellem.*

Der zweite Theil unserer Anzeige, worin wir von dem Texte berichten wollen, läfst sich mit wenigen Worten abmachen. Hr. Knebel legt die Bekker'sche Recension zu Grunde, und ist nur in einigen seltenen Fällen, wo es ihm aus grammatischen Gründen nothwendig schien, von ihm abgewichen, ohne auf diese Abweichung einen besonderen Werth zu legen. Ob das Ansehen der Bekker'schen Recension sich gegen die von verschiedenen Seiten her drohenden Angriffe behaupten wird, mufs der Erfolg lehren; so wie die Sache bisjetzt steht, können wir es nicht mifsbilligen, dafs Knebel es seinem Zweck angemessen fand, sich an Bekker anzuschliefsen, und nur in Nebensachen sich von ihm zu entfernen.

Wir kommen drittens auf den eigentlichen Theil dieser Arbeit, worin ohne Zweifel des Herausgebers Hauptverdienst zu suchen ist. Im Jon hatte er zwar an Nitzsch einen tüchtigen Vorgänger, den er zu Rathe ziehen konnte; allein da dieser Gelehrte eigentlich keinen fortlaufenden Kommentar zu diesem Dialog schreiben wollte, so war für den Zweck unseres Herausgebers noch genug zu erklären zurück geblieben. Aus Müllers Ausgabe des Jon konnte er nur soviel benutzen, als Nitzsch gelegentlich mittheilt, weil er das Buch selbst nicht vor sich hatte. Im Theages und den Erasten arbeitete Hr. Knebel ohne alle Vorgänger: denn Stutzmanns Ausgabe der Erasten ist ganz bedeutungslos, und auch in der Ausgabe von Forster, welche indessen Herausgeber erst nach dem Abdrucke seines Kommentars sicht bekam, fand er nur eine einzige bedeutende Anmerkung in den *addendis* auch nachträglich abgedruckt ist. Demnach der Kommentar zu diesen beiden Dialogen ein durchaus ständiger zu nennen. Was nun den Charakter dieser Anmgen betrifft, so wird wohl keiner, der dieses Buch aufmerlies't verkennen, dafs Hr. Knebel mit eben so viel Einsicht Geschick als Fleifs und Beharrlichkeit seinen Zweck verhat. Um angehende Leser in den Plato einzuführen, ist Allem nöthig, sie mit der Platonischen Sprache bekannt zchen. Dafür ist hier in reichem Mafse gesorgt. Nicht wird man irgend eine ungewöhnliche Redensart oder Kontion finden, die der Herausgeber nicht erklärt und durch che Stellen bewiesen hätte. Seine Erklärungen sind kurbestimmt; die Zahl der Beweisstellen, die gröfstentheil Plato selbst, doch zuweilen auch aus andern guten Autoren attischen Prosa genommen sind, ist weder zu karg noch zhäuft: denn wozu 10 Stellen anführen, wenn zwei hinreiAn Hinweisungen auf namhafte Erklärer griechischer Ssteller, insonderheit des Plato, hat es Hr. Knebel nicht lassen. Fast auf jeder Seite findet man die Namen Schleicher, Heindorf, Buttmann, Wolf, Hermann, Böckh, Stall Engelhardt u. s w. Diese Hinweisungen machen den jLeser im Voraus mit der Literatur des Plato bekannt, unnen dazu seine Wifsbegierde anzuregen. Und warum soll Herausgeber nicht auch nebenher für geübtere Leser dessorgen? Denn hat Hr. Knebel allerdings zunächst für linge geschrieben, so glauben wir doch versichern zu kdafs auch der reifere Leser hin und wieder noch Manchseinem Buche lernen kann. Einen vorzüglichen Fleifs hHerausgeber auf die historischen Momente, die in diesen Dialogen berührt werden, verwandt, und mit grofser Süber die vorkommenden Personen die nöthigen Nachweis zusammengestellt. Durch diese Zugabe hat er den Werth nes Buches bedeutend erhöht. Und so glauben wir denn henden Lesern des Plato nicht genug dieses Werkchen emlen zu können, weil wir überzeugt sind, dafs sie sich durch gründliches Studium dieser drei Dialogen hinlänglich zum türe der andern gröfseren Dialogen Plato's vorbereiten we

Nachdem wir so in allgemeinen Zügen den Inhalt Ausgabe entworfen hatten, wurde uns der neueste Band Stallbaum'schen Plato zugesandt, der nebst einigen anderen logen auch den Jon enthält. Es wäre nun interessant dabhängig von einander entstandenen Arbeiten des Sachsen Rheinländers mit einander zu vergleichen, aber da eine Vergleichung zu weit führen würde, weil wir dann nicht könnten, ausführlicher ins Einzelne einzugehen, so müssen wohl hier darauf verzichten, indem wir uns dieses heitere schäft für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Dr. Petersen, in Kreuznach

№ 66.

Jahrbücher
für
senschaftliche Kritik.

October 1833.

LXXXIX.

das Princip des Strafrechts. Der Staat Recht, am Leben zu strafen. Zur Be- ng einer philosophischen und christli- trafrechtslehre. Von J. C. A. Groh- Prof. in Hamburg. 8. *Karlsruhe Druck u. Verlag von Christian Theodor*

und Frage an die Landständische Ver- ng des Königreichs Sachsen. Dresden Für die Abschaffung der Todesstrafe, of. D. J. Chr. A. Grohmann in Ham- 8. *Dresden* 1833. *Chr. Fr. Grimmer'- chhandlung.*

eine geraume Zeit her, dafs der noch nicht Streit über die Rechtmäfsigkeit der Strafe, ondere der Todesstrafe begonnen hat, und ıken demselben bedeutende Fortschritte, im Ueberganges von der Wissenschaft in die ng, und von beiden in die Anwendung. So dings ein Fortschritt, wenn man für den Staat us demselben hervorgehenden Verhältnisse, liger Veranlassungen den Vertrag, — also ı der Vernunftwesen, als Grundlage annahm. ıaben gesehen, dafs dieser Standpunkt, der tiven Willen, oder ein Aggregat vieler Ein- ı Ausgangspunkte des Rechts, und vollends ıen machte, nicht geeignet sei, die Wahrheit ın.

Vertrage aus hat man dann auch das Recht so wie die Strafarten, namentlich die Le- gewürdigt, — es war erklärlich, dafs man ehmlichen Vordersatze die Rechtmäfsigkeit je- und wiederum das Gegentheil folgerte. Die-

sem Standpunkte der Verstandes-Reflexion, wo sich Rücksichten geltend machen, nicht aber Gründe, als: Nützlichkeit, praktisches Interesse, ein Abwiegen von Vortheilen und Nachtheilen, — diesem gehören die s. g. relativen Theorieen an, nach welchen die Begründung der Strafe und die Vertheidigung der Todesstrafe eben so viel Blöfsen darbot, wonach jede solche Theorie, indem sie eines der mehreren Erfahrungsmomente zur Sache selbst, zum Begriff zu erheben strebt, einen Gegner nicht nur an irgend einer andern eben so sehr berechtigten Theorie hat, sondern in sich selbst unhaltbar, von ihrem eigenen Ausgangspunkt und dessen Verfolgung angreifbar ist. Man mufste weiter gehen, und die Wissenschaft hat es gethan. Indem der Staat und das Recht jetzt in ihrer sittlichen Bedeutung erkannt werden, so ist damit die Grundlage einer weitern Würdigung gewonnen worden, und schon hierin liegt ein Fortschritt, wenn auch auf dem neuen Gebiete die Streitfrage in veränderter Weise wiederum hervortritt. Denn damit ist schon anerkannt theils der nothwendige Zusammenhang, in welchem diese Frage mit dem Princip und der Begründung des Strafrechts steht, theils, dafs hier nicht mehr von einem blofsen Dürfen die Rede sei, sondern von einem Recht in der höheren Bedeutung, wo dieses als sittliches mit der Pflicht identisch ist. Damit fallen denn auch von selbst alle Nützlichkeits-Systeme hinweg, denn wie vermöchten Zwecke der Abschreckung, Sicherung, Besserung u. s. w. für sich selbst einen Rechtfertigungsgrund für das abzugeben, was in höherer Nothwendigkeit gegründet ist. Verwerflich ist, wie wichtig auch die Politik im Recht ist, jede solche blofs politische Theorie, die nicht auf der Grundlage der Gerechtigkeit steht, sondern sich an deren Stelle zu setzen strebt. Zum Glück ist auch die Wahrheit, die Gerechtigkeit vorhanden und verliert ihr Recht und ihr Dasein nicht deshalb, weil sie geläugnet oder nicht erkannt wird. Und in

der That, ohnerachtet gelegentlicher Aeufserungen der Gesetze, die eine s. g. relative Theorie, sie einseitig hervorhebend, zu ihrer Unterstützung geltend machen könnte, ist in deutschen Strafgesetzgebungen die Rechtmäfsigkeit der Strafe stillschweigend vorausgesetzt, deren Beweis jedenfalls nicht der Gesetzgebung obliegt, und erst auf solcher Grundlage kommen politische Rücksichten und jene Folgen, dann aber mit vollem Rechte, so weit sie mit ihr vereinbar sind, in Betracht. Es ist vorzugsweise unser deutscher rechtswissenschaftlicher Standpunkt, von dem wir aussagen dürfen, dafs er sich zum Vortheil und im Interesse der Wahrheit verändert hat; wenn auch immer wieder Anfänger-Schriften uns von der Entdeckung belehren, die der Verfasser gemacht hat, Sicherung oder Vertheidigung u. s. w. sei der Zweck u. s. w. der Strafe. *) In dem System der reinen Verstandesauffassung, der Beziehung der Strafe auf Zwecke, deren Brauchbarkeit über ihre Zulässigkeit, und über die Angemessenheit der Mittel entscheiden und durch solche die Strafe rechtfertigen soll, finden wir besonders die Italiener, Franzosen und Engländer beharren, obgleich in neuerer Zeit einige recht eifrige Vertheidiger der Gerechtigkeit z. B. Rossi aufgetreten sind. **) Aber aufser Beccaria haben auch Paolo Vergani, *della pena di morte. Milano*, 1777. und Antonio Montonari, *sopra la necessita della pena di morte. Verona*, 1770, welche als Vertheidiger der Todesstrafe aufgetreten sind, sich nur auf den untergeordneten Gesichtspunkt gestellt, und wenn unsere Zeit weder jene Begründungsweisen des Strafrechts überhaupt und der Statthaftigkeit der Todesstrafe, noch jene Widerlegungen als treffend anerkennt, so ist es eben, weil sich das Bedürfnifs tieferer Begründung unabweislich geltend macht. Aber allgemeine Anerkennung scheint sich dasselbe doch noch nicht verschafft zu haben. Denn während darüber die Stimmen kaum mehr getheilt sind, dafs die Strafe als Nothwendigkeit nicht als blofse Berechtigung aufzuzeigen sei, so finde sobald man die Frage in besonderer Beziehung bensstrafen aufstellt, bei den Vertheidigern wie Gegnern noch häufig, dafs sie wieder an äufser sichten hin und hergehen, und den Standpunkt ren, von welchem allein eine befriedigende Lö erwarten ist.

Es ist nämlich auf dem Standpunkte des der Sitte schon das Strafrecht wesentlich ein als in der bürgerlichen Gesellschaft, aber auc in welcher sich zuerst der Begriff des Verbrech strafbaren Unrechts zeigt, hat schon den Fo von der Geschlechtsrache, wie von dem Rügere macht. So wie in jeder dieser Stufen das verh sche Unrecht eine andere Gestalt erhält, so e und andererseits beschränkt sich auch darnach griff und die Bedeutung der Strafe. In der bürg Gesellschaft, wo die Rechtspflege ihre Beziehu nicht als reine Gerechtigkeit hat, sondern zun meinen Wohl und Besten stattfindet, machen si darum auch die politischen Rücksichten geltend ist den s. g. relativen Strafrechtstheorieen ihr anzuweisen, und hiemit erklärt sich auch, theils bei uns diesen noch so viel Gewicht von beigelegt wird, die den Staat als Vertrags-Verl als Gesellschaft betrachten, theils jene Ansicht einigen andern Völkern so überwiegend behaupt denn namentlich Frankreich in seiner neuesten schen Gestaltung nach dem Ausspruch derer, dortige Intelligenz und das allgemeine Bewufst sich darstellen, sich als solche vertragsmäfsige gung ergiebt, und den Staat zu einer solchen h setzen sucht.

Es ist jetzt fast 20 Jahre her, dafs Feuer der Kritik des Kleinschrod'schen Entwurfes Th 166. Gieſsen, 1804. gegen die Bestimmung von 130: „die Todesstrafe soll gegen Hochverräther nur dann erkannt werden, wenn sie in Gefän nicht so verwahrt werden können, dafs die na fahr entfernt wird, sie möchten sich in Freiheit und solche Verbrechen noch ferner begehen," nac lich erklärt hat, dafs hier nicht mehr von einer wegen des Verbrechens die Rede sei, sondern d Verurtheilte die Mangelhaftigkeit der Einrich der Gefängnisse büfsen würde. Aber dennoch hö nicht auf, immer wieder als Grund für die Leh

*) Während Hr. Dr. Schauberg „über die Begründung des Strafrechts", München 1832, dieses aus dem Recht ganz in die Politik verweiset, hat Hr. Dr. Ant. Barth „über den Rechtsgrund der Strafe", Erlangen 1833, wie er sich ausdrückt, *unwiderleglich* gezeigt, dafs dies Strafrecht, und die Strafe ein *Unrecht* seien, welche zur Verhütung gröfseren Unrechts, das aus der Unthätigkeit des Staats gegen Verbrecher hervorgehe, stattfinden.

**) Jahrb. d. jurist. Lit. Bd. 17. S. 119 ff., 237 ff.

ıg die Gefahr des Entweichens aus dem Straforte
ihren. Wo nichts Besseres den Gegnern der Le-
trafe entgegengesetzt wird, da darf man keinen
nd nehmen, sofort diesen letzteren beizutreten.
auch diese lassen es nicht am Gebrauch ungehö-
Waffen fehlen. Sie räumen dem Gefühl und der
nschaft einen Einfluſs auf die Untersuchung ein,
rwidern den Vorwurf der Empfindelei durch den
arbarei, des Blutdurstes, der Unvernunft u. s. w.
heuen sich nicht, es *Justizmord* zu nennen, wenn
ienhafte Richter ein Todesurtheil gegen einen
ligen fällen, wenn ein Fürst, der das Recht für
ı ergehen läſst, dasselbe bestätigt. Fühlen sie
wie sie dadurch ihrer guten Sache selbst scha-
Sie bringen, was gegen die längst als verwerflich
nten qualificirten Todesstrafen zur Genüge gesagt
icht minder, wie mangelhafte Weisen der Voll-
ung, Unsicherheit, in einzelnen Fällen — als
le gegen die Strafe überhaupt vor. Sie berufen
uf die Erfahrung, daſs die Todesstrafe nicht ab-
ke u. s. w. Dieses alles trifft indessen so wenig
auptfrage, als die Berufung auf die, jetzt wohl in
ı Staaten nirgends vorkommende Erfahrung, daſs
ısübung der Strafrechtspflege wohl auch als Mit-
ıes Miſsbrauches gedient habe, — ein Grund, der
ıegen die Todesstrafe allein, der vielmehr gegen
rafe überhaupt gälte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XC.

*r griechischer Vorzeit. Von Wolfgang Ro-
t Griepenkerl. Berlin, Posen u. Brom-
g bei Mittler.* 1833. 110 *S.* 8.

omeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!" Das
die Worte dessen, der uns in seiner Diction die reinste
ener gefeierten jonischen Eleganz erschloſs und gleich-
ie Achilleis unvollendet lieſs; er mochte eben in andern
n, wie in Hermann und Dorothea, lieber auf deutschem
und in modernem Sinne Homeride sein. Die schöne Form
sich in dem Gebiete der Kunst als eine fertige geschlos-
›jectivität; die Gegenwart, im Genuſs der Schätze aller
genheiten, mag sich dieselbe aneignen und assimiliren:
ıalt und den Sinn giebt der Dichtung doch immer die
eit. In der Sinnesweise einer in sich abgerundeten Kunst-
die der vollendeten Vergangenheit angehört, fortzudich-
einerseits gewagt und miſslich, wie andrerseits die Be-
ıng dazu fehlt, weil der Dichter wesentlich den Interes-
ten seiner Zeit angehört, wofern er mehr aus productivem Drang, denn aus angeübter Anschauungslust fremder Gebilde arbeitet. Jene Anregung macht nicht immer einen glücklichen, diese aber überhaupt selten einen Dichter.

Die drei Bilder aus der griechischen Mythenwelt, die uns das vorliegende Heft bietet, berechtigen in Betreff des zweifelsohne jugendlichen Verfassers zu nicht unbedeutenden Erwartungen, obschon zunächst die gegenwärtigen Leistungen mehr ein philologisches als ein dichterisches Interesse gewähren. Der Standpunkt, den der Dichter sich hier schuf, ist mehr ein künstlicher als ein wirklicher Standpunkt der Kunst, wie ihn das Bedürfniſs der literarischen Gegenwart erfordert. In dem Gebiete, das der Verf. betreten, kann sich die Kraft zum Gestalten eines Stoffes oder zum Bilden von Figuren kaum erproben; nur in der Diction bleibt der Productivität ein freier Raum verstattet und hier finden wir in der That ein reiches, ansprechendes Talent.

Das erste Bild ist eine lyrisch-epische Dichtung in fünf Gesängen, die Orions Geburt, Erziehung, Liebe, Tod und seine Metamorphose darstellt. Die Personificirung der Naturmächte ist das eigentliche Element, in welchem der griechische Mythus bald zart und kindlich, bald geheimniſsvoll groſs sich bewegt, und die Auffassung des Stoffes verräth den classisch gebildeten Dichter, dessen sprachgewandte Diction sich im jonischen Weltentakt des alten Maaſses anmuthig schaukelt. Trotz dem Streben, ganz homerisch in der Färbung und im Tone der Rede zu sein, mischt sich jedoch in den Strom der Darstellung eine Eigenthümlichkeit, die irgendwie immer hervortreten wird und sich überhaupt schwerlich ganz verläugnen läſst. Wo sich der Dichter lebendiger von einer Anschauung ergriffen fühlt, da wird aus dem epischen Flufs ein bewegterer Strom. Die Schilderung des Jagdzugs der Artemis, Orions Anruf an die Göttin, seine Sehnsucht nach dem Mondgestirn — diese Partieen, die als die bedeutsameren Gemälde uns freundlich entgegentreten, sind in einem dithyrambischen Schwung gehalten, der nicht homerisch ist. Auch schon dadurch, daſs die Personificirung der Naturgewalten, die sich im Homer weit naiver und ungesuchter und wie von selbst einstellt, hier Zweck und Intention des dichtenden Individuums ist, scheint uns der Beweis gegeben zu sein, daſs ein Vorbild überboten, aber in der eignen, selbstgegebenen Begrenzung schwerlich ganz getreu erfaſst werden könne.

Da sich der Dichter bei vorgefundenen Gedanken, Tropen und Anschauungen nur in der Diction als productiv erweisen kann, das Interesse, das seine Leistung bietet, mithin vorzugsweise ein sprachliches ist, so sei es erlaubt, unter den sonst so geschmackvoll gebauten Distichen zwei Hexameter herauszuheben, die Homers nicht würdig sein möchten.

S. 21 findet sich der Vers:

„Aber die Thränen in Strömen entfielen den bebenden Wangen".

Einen solchen hüpfenden Thränenstrom, der dem bekannten Verse vom Rollen des Steines fast nachgebildet scheint, kennt der alte Natursänger nicht; der unbewuſste Trieb sicherte ihn vor einem Miſsgriff dieser Art, obschon er kein Verskünstler war, wie unser Dichter sich als ein solcher in der Vossischen Schule erweist.

S. 8 giebt der Vers:

„Wenn du die Bitte verschmähst, — es erschüttre die Festen mein Arm dir"

eine ebenso falsche Spielerei mit der dactylischen Lebendigkeit. Mitunter ist Voſs mehr als Homer copirt, wie sich dies vielfach belegen lieſse. Zu den schöneren Stellen, wo die Diction ihre Schulmanieren überflügelt, gehört aufser den angeführten auch die Klage der Eos um den sterbenden Geliebten, den die eifersüchtige Göttin mit ihrem Pfeile erlegt. Artemis tödtet ihn, aber am nächsten Frühtage steigt ein neues Gestirn aus den Wellen der weinenden Morgenröthe, und Eos hüllt es in ihren rosigen Schleier, während die neidische Luna immer bleicher und stiller zurücksinkt. Sprache und Rhythmus, beide gleich sorgsam gewählt und ausgebildet, erreichen hier vollständig die elegische Wehmuth des griechischen Mythus.

Das zweite mythologische Gemälde, „die Geburt der Aphrodite", giebt schon dem Stoffe nach dem sprachgewandten Verf. den schönsten Spielraum zur Malerei der epischen Diction. Minder bedeutend und den Gehalt der Fabel nicht vollauf erschöpfend sind die beiden Elegieen, mit der Ueberschrift: „Niobe."

XCI.

1. ***Biblische Dichtungen von J. P. Lange. Elberfeld*, 1832. *bei C. J. Becker.* 175 S. *gr.* 12.**
2. ***Die Göttlichkeit der Bibel. In fünf Gesängen, von K. H. Sack. Ebend.* 1832. 52 S. 8.**

Seit das erste Schwert von seinem Herrn mit dem ersten Gedicht begrüſst wurde, hat die Kunst ihre schönsten Gaben an Krieg und Sieg geknüpft. Schon das Volk des alten Testaments sang seine schönsten Lieder, wenn es siegreich aus dem Kampf mit den Feinden seines Gottesstaates hervorging und die Rede der Propheten wird zum Triumphgesang, wenn sie auf die auswärtigen Völker ihre Drohungen werfen. Da unter den vorliegenden Gedichten besonders das zweite selbst die Absicht ausspricht, gegen einen Feind unsrer Tage zu Felde zu ziehen, und zugleich seinen eignen Sieg besingt, können wir sie auch als Siegesrufe ansehen, die am Abend einer Schlacht den Feind noch mit Gesängen voll Kraft und That bis zur Vernichtung an seinen eignen Thoren verfolgen?

Hr. Lange hat sich zum Gegenstand seiner „Dichtungen" aus dem Cyklus der biblischen Geschichten vom Paradies bis auf Pauls einzelne Partieen hervorgesucht, die mehr zu sanften Gefühlen anregen und an Helden, die in theokratischer Machtvollkommenheit ihr Volk aus Verknechtung, Depravation und Unterdrückung hervorgezogen haben, betrachtet er mit Vorliebe die Züge, die den Rahmen eines kleinen Bildes nicht überschreiten. So sieht er Moses nur auf dem Nebo, wie er das ihm verschlossne Canaan überschaut, und David besingt er als Hirtenknaben im väterlichen Thale. Es ist dies dieselbe Erscheinung, die wir jetzt in der Malerei sehen, in der auch die biblische Geschichte zu Idyllen benutzt wird. Den einschmeichelnden Eindruck, den ein solches sauber und leicht ausgeführtes Bild sonst hervorbringt, verwischt Hr. Lange durch sein Streben nach grofsartigen und erhabenen Bildern, die er in unschönen Häufung von zusammengesetzten Wörtern und Adjektiven zu finden glaubt. So beschreibt er unter anderm Noah's Errettung aus der Fluth:

„Fest hielt uns über dunkeln Strudelschlünden
„Auf krauser Wellenzacke Gottes Hand,
„Das Lebensflämmchen, bang in Donnerwinden,
„Er bracht es treulich durch die Fluth ans Land.

Was durch das Adjektiv bezeichnet werden soll, mufs der Entwicklung der Handlung und durch ein abgerundetes Bild vortreten und was die zusammengesetzten Worte betrifft, in ihnen die Kraft und das Mark der Poesie gesucht wird, wie steht es dann um die Muster religiöser Poesie, um die Gesänge des Alten Testaments?

Wenn Hr. Lange zu unmittelbarem Genufs einzelne Partieen aus dem Kreise der heiligen Geschichte wählte, stellte sich Hr. Sack die Göttlichkeit der Bibel zum Gegenstand eines zusammenhängenden Gedichts gesetzt. Das abstrakte Thema Göttlichkeit scheint zwar zunächst eher eine wissenschaftliche Abhandlung zu versprechen, indefs Hr. Sack will nur die Göttlichkeit des Inhalts der Bibel und ihren göttlichen Ursprung eruiren, dafs er die Aktivität Gottes in der That, die sein Wort stiftete, und in dem Wort, das die Geschichte seines Bundes überliefert hat, darstellen will. Eine Chronik der göttlichen Thätigkeit also, ein Epos, das der Gröfse seines Gegenstandes würdig ausgeführt als ein ewiges Gericht unter die menschlichen Gedanken treten würde, wenn wir es nicht schon hätten in die Bibel. Hrn. Sacks Darstellung beschränkt sich nun darauf uns mit einer geläufigen und gebildeten Diction in *ottaven* den Inhalt der biblischen Geschichte kurz zusammengefafst und nur selten eine so schwere und compakte Masse in das Versmaafs, das nicht nur dazu einladet, sondern es nothwendig fordert, zu einem vollendeten Bilde geordnet und gegliedert zuführen.

Wenn nun aber Hr. Sack im letzten Gesange S. 46, nachdem er die Göttlichkeit der Bibel evident gemacht zu haben und sie der Kirche und Predigt als ein gerettetes und für immer gesichertes Palladium zu übergeben glaubt, sie nun wieder der Wissenschaft in die Hand giebt mit den Worten:

„Verständig schöpfen lehre Wissenschaft,"

so kommt der Dichter auf denselben Punkt zurück, auf dem er war, ehe er die gefährdete und verkannte Göttlichkeit der Bibel sang. Denn welches ist die Wissenschaft, die dem Preis und der Spolie seines dichterischen Kampfes besitzt? Und ist es nicht ein Zweifel an der Autarkie und Lebendigkeit der Bibel, wenn er sie nur bei einem verständigen Gebrauch Sicherheit sieht? oder vielmehr giebt er nicht selbst die Waffe auf, wenn er wieder der Macht des Verstandes Raum gibt, die von Neuem die Negation auf den Kampfplatz zurückführt?

№ 67.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

ber das Princip des Strafrechts. Der t hat kein Recht, am Leben zu strafen. Begründung einer philosophischen und tlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. hmann.

tte und Frage an die Landständische Ver- lung des Königreichs Sachsen. Dresden . Für die Abschaffung der Todesstrafe, Prof. D. J. Chr. A. Grohmann.

(Fortsetzung.)

e freundlich auch das Princip der Besserungs- anspricht — sie kann nur neben der Gerechtig- ht statt derselben in Betracht kommen, und die talt ist keine Bildungsschule ihrer wahrhaften ung nach. Nein, die Besserung mufs eine tie- n, und auf einen anderen Grund gebaut werden. : die mit der Bestrafung stets zu verbindende ht auf Besserung eine Pflicht gegen den Gefal- so ist doch diese Folge nicht der Grund, nicht htfertigung der Strafe. Freilich, die Besserungs- mufs sich gegen die Lebensstrafe erklären, — enn sich deren Nothwendigkeit darthun läfst, so e in den Fällen, wo diese eintritt, sich nicht lie Forderung der Gerechtigkeit geltend machen, er ist denn eine solche Nothwendigkeit nach- n? Darf der Staat ein Gut entziehen, das er theilt hat, sondern nur schützt? Darf es ins- re der christliche Staat?

es führt uns näher zur Betrachtung der Schrif- welche diese Bemerkungen angeknüpft werden, derselben würde sich bei näherer Kenntnifs der chen Literatur überzeugt haben, dafs das Bild, s er sich von dem wissenschaftlichen Treiben iete des Strafrechts macht, grofsentheils dem heu- tandpunkte nicht mehr entspricht; er würde sich haben die Mühe ersparen können, manche irrige Theo- rieen zu bestreiten, die längst und weit gründlicher widerlegt sind, er würde andere in einer wahrhafteren Bedeutung kennen gelernt, und dann nicht umhin ge- konnt haben, auf andere Weise mit ihnen zu verfah- ren, da sie ihm keineswegs die Blöfsen bieten, die er nun entdeckt, und mit Erfolg benutzt zu haben glaubt.

Wir wollen es bekennen, dafs wir mit einem ge- wichtigen Gegner der Lebensstrafe zu thun haben. Seit längerer Zeit hat er in verschiedenen Abhandlungen, von mehreren Gesichtspunkten aus, obschon nicht über- all unbefangen, den Gegenstand betrachtet. „Ich habe früher — sagt der Verf. — die Unrechtmäfsigkeit und Unzweckmäfsigkeit der Todesstrafe nach psychologi- schen, gerichtsärztlichen Gründen *gezeigt*." „Hier ge- schiehet dieses nun in juridischer Hinsicht selbst nach Gründen des Rechts und nach Grundsätzen der Vernunft."

Was jene frühern Abhandlungen betrifft, die ich mit Theilnahme gelesen habe, so sieht man auch ohne Rücksicht auf alle die Entgegnungen, denen sie Raum geben, nicht wohl ein, wie die Frage nach der Recht- mäfsigkeit oder dem Gegentheil anders als auf dem Gebiete des Rechts und der Sitte, und wie sie auf dem der gerichtlichen Arzneikunde gelöset werden könne. Auch die Psychologie bietet nur hinzutretende Momente dar, indem ihr vornehmlich die der Strafe zu Grunde liegende Lehre der Zurechnung, der Schuld, mit angehört; sie ist es, aus der sich eben die Nothwendigkeit der Todesstrafe begründen läfst. — Aber der Verf. scheint doch von seiner apodictischen Behauptung, das alles gezeigt zu haben, wieder etwas nachzugeben, denn er geht gleich zu der subjektiven Erklärung über: „*Ich* kann mich nicht überzeugen, dafs die Todesstrafe ein rechtbestän- diges Recht sei." Das Thema der weiteren Darstel- lung wird nun so bezeichnet: „Sie ist das Uebel eines barbarischen, ungebildeten Alterthums. Soll denn aber, fragen wir, die Menschheit nicht fortschreiten, sollen

die unverbrüchlichen persönlichen Rechte der Menschheit ewig unter den alten statutarischen Formen begraben liegen? — Hernani sagt: *en vérité la vie d'un homme est grande chose!*"

Es ist wahrhaftig so wenig unter den Vertheidigern der Todesstrafe, als auch bei denen, die sie nach den Gesetzen zuerkennen, und bei der Gesetzgebung selbst zweifelhaft, dafs ein Menschenleben, sowohl das des frevelhaft Gemordeten, als das des Mörders selbst, etwas Wichtiges, Grofses sei, dafs wir nicht dafür der Autorität des französischen Schauspieldichters bedürfen. Die oft ängstliche Sorgfalt bei dem Beweise, das ganze Verfahren, wie es jetzt stattfindet, bestätigt dieses, und würdiger ist dies wohl nicht leicht wo ausgesprochen, als in der P. G. O. von Carl V. im Art. 150 a. E. Die Todesstrafe ist aber überhaupt nicht auf einen besonderen Zweck berechnet, sie ist vielmehr in ihrer Bedeutung die Vernichtung des irdischen Daseins, die Rettung des Geistigen durch das Hingeben des Leiblichen, sie trifft nicht das Leben als solches, sondern das zeitliche, vergängliche, den Leib in der Sinnenwelt. Soll dieses geschehen, so kann es sich nicht um Zweck und Mittel handeln, sondern es mufs die Nothwendigkeit da sein, dafs dem Höheren das Niedere, dem Ewigen das Vergängliche, der Idee, sie ist das Leben der Gerechtigkeit, dasjenige geopfert werde, was bereits todt, ohne fernere Berechtigung nicht dagegen bestehen darf. Nicht *Rache* ist es, nicht *äufserliche Vergeltung*, nicht *Unrecht* gegen *Unrecht*, *Gewalt* gegen *Verbrechen*, — nein, es ist die Aufhebung des Unrechts, welches sich in seiner höchsten Potenz personificirt hat, so dafs es ohne Widerspruch nicht weiter bestehn kann. Dafs eine solche Nothwendigkeit nicht eintrete, dafs nicht das physische Leben, hier und in noch anderen Fällen, der Idee nachgesetzt werden müsse, das hat noch Niemand erwiesen, aber das Gegentheil macht sich selbst geltend, und die Natur und Sitte und Religion bestätigen es. Nur über die Fälle, die immer seltener werden müssen mit fortschreitender Gesittung, können die Meinungen getheilt sein; hier zeigt sich dann vornehmlich der Einfluss der volksmäfsigen, politischen, selbst der religiösen Ansichten. Wo aber von *Tod* und *Leben* die Rede ist, sollte man beide tiefer erfassen, als es meist bei diesen Verhandlungen geschieht; man legt dem Leben des Leibes einen unendlichen Werth für sich bei, und wiederum wir Tod, als das unendliche Uebel betrachtet. Aller ist er, sofern er als Strafe statt hat, die schv Strafe, nur wenige Verbrechen können jene Not digkeit der Sühne der Gerechtigkeit durch den gang begründen; dann aber, indem er die wahr freiung ist, den furchtbaren Widerspruch löset, der Schuldige auch in sich selbst fühlt, und den e bald er erwacht und zur vollen Einsicht seiner S gelangt ist, nicht zu tragen vermag — dann ist er die Strafe überhaupt eine *Wohlthat*. Man häl häufig viel zu oberflächlich an den Ausdruck von übeln. Jene äufserste Nothwendigkeit ist das G des Schuldbewufsten, und auch in einem dann ten Selbstmord spricht sich nicht selten dieses, kann sagen, höchst tragische Moment aus. Tr nenne ich es, im Sinne wie bei Aeschylos, und mehr bei Sophocles, besonders in der Antigone, Nothwendigkeit des Untergangs geoffenbart ist. sagt sehr treffend *Seneca de ira lib. I. Cap. V.* „*ultima supplicia sceleribus ultimis ponat, ut nem reat, nisi quem perire etiam pereuntis int* Von der Strafe sagt er: „*non enim nocet, sed me specie nocendi, — nec ulla dura videtur cu cuius salutaris effectus est.*" Man sieht, die Wahrh nicht von heut und gestern, und aus dem Alte und der Vorzeit, die nicht so barbarisch sind, wie sie nennt, wenn es gerade pafst, ist vieles zu lern

Die vorliegenden Schriften verdienen die so tigste Erwägung, auch wegen der Tüchtigkeit de sinnung und der Leistungen des Vfs. Aber man um seine Unbefangenheit zu bewahren, sich durch die das Gefühl so sehr ansprechenden Ansi im Voraus bestimmen lassen, noch den vielfache billigen und grundlosen Urtheilen, den wiederl Schmähungen, welche die Strafgerechtigkeit als Rach Rohheit bezeichnen, den offenbaren Einseitigkeit nen Einfluss, der gegen den Verf. einnehmen k einräumen. Wir finden in vieler Hinsicht so fende Bemerkungen, dafs wir über diese nu Rechtfertigkeit unserer Wissenschaft das Eine erin dafs sie nicht von dem Verf. zuerst hervorgeb sondern längst von Vielen anerkannt sind. Dah hört die Anerkennung des Zusammenhanges des R mit der Sitte und Religion, die Verwerfung aller

n Theorieen, die Mifsbilligung aller grausamen, ire Vollstreckung empörenden Qualificationen der rafen, der Anwendung derselben bei einer Menge odeswürdiger Verbrechen, — die am wenig- i uns, am meisten in England stattfindet, — veisung aller, aufserhalb des Strafrechts liegen- ünde, die zu jenem äufsersten Mittel führen sol- lem ich in der Art, wie die Hauptfrage zu stellen und ern sei, so wie in Betreff ihrer nothwendigen Be- ıg, mit dem Verf. einverstanden bin, ist es nur gebnifs, in welchem ich ihm beizutreten nicht ıde bin. Zuerst ist ein Mifsverständnifs zu be- , dessen Folgen sich durch einen grofsen Theil ıandlung des Verfs. ziehen. „Wie kommt es, r S. 5) dafs die *Strafrechtswissenschaft*, welche chtlosen Zustand abwehren soll, so lange ohne dung, also selbst ohne wirklich durch einen von nunft begründeten Rechtsanspruch gewesen ist?" 6: „Wie kommt es, dafs die *Strafrechtswis- ft straft*, ohne doch ihre Strafen rechtsgemäfs n zu können?" Allein bekanntlich ist es nicht *issenschaft*, welche straft, und somit trifft sie in Vorwurf, selbst wenn er gegen das *Strafrecht* let wäre. Ferner weifs, wer die Geschichte dafs in allen Gebieten, nicht blofs in dem des die Sache selbst und ihre Realität früher vor- war, als die Aufzeigung ihres Begriffes, als senschaft und die Berechtigung der Sache selbst; ısprüche auf Existenz sind darum nicht minder ı sie erst später *er*kannt, dafs sie vielleicht lange rkannt sind. Wohl mufs bei fortschreitender ; das wissenschaftliche Bedürfnifs sich ausspre- ıd befriedigen, zunächst indem es das Bestehen- bereits vorhandene Wahrheit zu begreifen sucht, er dürfte sagen, es sei ihre Berechtigung erst m Augenblicke vorhanden, wo sie sich dem offenbart? Darum wird die Wahrheit und auch ht nicht *er*funden, sondern sie wird *ge*funden, ı, was schon *da ist*. Wenn nun längst vor ıfrechts*wissenschaft* das Straf*recht* da war, so) Berechtigung, die wenn auch mangelhafte Ver- ıung der Idee des Rechts, auch gegründet; die schaft kann und soll diese erkennen, aber nicht . Vollends hat das Recht in seiner Objekti- h nicht abhängig zu machen von den man- cherlei guten, geistreichen, witzigen Einfällen, mit de- nen man demselben zum *Recht* des Daseins zu verhel- fen sucht. Mangelhaft aber ist die Realisirung, theils überhaupt, weil sie in das Gebiet der Endlichkeit tritt, theils und insbesondere in einer bestimmten Zeit, weil diese, wenn auch die Arbeit der Geschichte der Vorzeit ihr zu Statten kommt, doch wieder eigenen Beschränkun- gen unterliegt und einer weitern Ausbildung bedürftig und fähig ist. Gründliche Kenner werden daher dem Rechte unserer Zeit, wenn auch vieles der Besserung bedarf, nicht den Vorwurf der Barbarei oder Unver- nunft machen, und wer mit dem Zustande zur Zeit der Entstehung der P. G. O. Carls V. und ihrer Grund- lage bekannt ist, wird nicht anstehen, auch die Fort- schritte anzuerkennen, welche durch dieselbe gemacht worden sind. Das Princip der Gerechtigkeit zu Tage gefördert, und damit dasselbe nicht nur begründet, son- dern auch realisirt zu haben, das ist die Arbeit der Geschichte des Geistigen, das Werk der Vorsehung, und hierin liegt der bereits bewiesene Anspruch, den die Gerechtigkeit hat, zu bestehen. Mag man die einem ungebildeten Zeitalter angehörigen rohen Strafarten, wie längst geschehen, verwerfen, mag man sie, weil die *erscheinende* Strafe nicht ihrem Begriffe völlig ange- messen ist und war, selbst als von der Vernunft nun- mehr unberechtigt erkennen: das Vernünftige, das Recht war dabei die Anerkennung, dafs das Unrecht nicht bestehen dürfe, sondern dem Rechte weichen müsse, dafs das Verbrechen bestraft werden solle, und zwar von Rechtswegen und aus keinem andern Grunde. Wir können daher für den uns hier beschäftigenden Gegen- stand alle Theorieen bei Seite lassen, die nicht die Ge- rechtigkeit zur *Grundlage* und zum *Zweck* machen. Nur bei der Theorie der Wiedervergeltung verweilen wir noch etwas länger. Ihr liegt die Ansicht zu Grun- de, dafs der Verbrecher in der vergeltenden *gerechten* Strafe, eben weil sie dieses ist, ein durch seine Schuld verdientes Uebel erfahre, dafs diese Schuld das zu Be- urtheilende und Aufzuhebende sei, dafs daher ihm nicht mehr und nicht minder widerfahre, als seine Verwir- kung — nicht blofs der Wille, nicht blofs die That als Erscheinung, sondern beides zusammen als Handlung — nöthig mache, wodurch blofs aufser seiner Hand- lung fremde Rücksichten, z. B. wieviel Uebel man zur Abschreckung Anderer, zur Aufrechthaltung des psy-

ehischen Zwangs u. s. w. bedürfe, ausgeschlossen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCII.

Der Cid. Ein Romanzen-Kranz. Im Versmaasse der Urschrift, aus dem Spanischen vollständig übersetzt, von F. M. Duttenhofer. Stuttgart, Löflund, 1833. VIII u. 235. S. 8.

Ausländische Dichterwerke metrisch zu übertragen ist empfehlenswerth, weil es der einzige Weg ist, neben dem Inhalte auch den Styl des Originals wiederzugeben, worin sich der Genius des Dichters auf die unmittelbarste Weise ausspricht, dem aber die Prosa ihrer Natur nach widerstrebt; metrische Werke aber ohne poetischen Gehalt metrisch zu übersetzen, ist verlorene Arbeit, und das oft unbewufste Streben, dem Style nachzuhelfen, verleitet zur Untreue und giebt ein falsches Bild des Originals. Die zahlreichen spanischen Romanzen, welche die Geschichte des Nationalhelden Cid Ruy Diaz umfassen, sind, da sie nicht einer und derselben Feder entsprangen, von sehr ungleichem Werthe. Volkalieder sind nur wenige darunter und diese sind allerdings poetisch: sie lassen sich ohne Schwierigkeit an ihrem Style erkennen, den man aus den von Jacob Grimm mit richtigem Gefühle für den Volksgesang ausgewählten carolingischen Romanzen kennen lernen kann; den übrigen nicht volksmäfsigen, wenn auch namenlosen Stücken ist zwar nicht sammt und sonders dichterischer Geist abzusprechen, allein viele derselben tragen die Kennzeichen verbildeten Geschmacks, ein Haschen nach Gleichnissen selbst aus der alten Geschichte und Mythologie, einen pomphaften Ausdruck und dazu überall die Neigung, den einfachen Helden recht trotzig und hochfahrend auftreten zu lassen. Herder fühlte diese Mängel recht wohl und gab daher eine Bearbeitung oder Umdichtung, keine Uebersetzung der Cid-Romanzen; er tilgte was ihm ungehörig schien und so gab es ein anziehendes vielgelesenes Buch. Wer uns gleichwohl diesen Dichtungskreis in strenger Uebersetzung vorlegen will, den führt nur *ein* Weg zu glücklicher Lösung seiner Aufgabe: er sammle, sichte und wähle als Kritiker. Der Text der gegenwärtigen Uebersetzung ist, wie die Vorrede berichtet, „der von Escobar besorgte und im Jahr 1828 von Brönner in Frankfurt herausgegebne." Die Sache ist eigentlich die: Escobar sammelte vor etwa hundert und funfzig Jahren die Romanzen vom Cid; die erste Ausgabe ist v. J. 1688, Recensent kennt nur die zweite v. 1702; von dieser Sammlung ist die Frankfurter ein Abdruck. Allein dies Hülfsmittel ist für einen Uebersetzer nicht ausreichend, da es bei weitem nicht alle Romanzen liefert, die man in den verschiedenen *Romanceros* und *Cancioneros* findet: von den fehlenden könnte Rec., der sie früher selbst einmal zusammengetragen, leicht ein Verzeichnifs geben. Da Hr. D. sich ganz auf Escobar beschränkte und nicht einmal die Sammlungen von Grimm und Depping benutzte, da er also Gutes wie Schlechtes aufnehmen mufste, so verleitete ihn, wenn er eine unpoetische Arbeit vor sich hatte, sein sches Gefühl ganz gegen sein Versprechen, uns eine „in und Form treue Uebersetzung" zu liefern, zu der eben be ten Methode des Besserns, wobei leider auch Mifsverstän des Originals unterliefen. Rec. kann dies gleich mit der Romanze belegen, Vs. 21 — 34:

mandó Uamar á sus fijos
y sin decirles palabra
les fue apretando uno á uno
las fidalgas tiernas palmas,
no para mirar en ellas
las quiromanticas rayas
que este fechicero abuso
no era nacido en España,
mas prestando el honor fuerças
á pesar del tiempo y canas
á la fria sangre y venas,
nervios y arterias heladas,
les apretó de manera,
que dixeron: señor basta.

Wörtliche Uebersetzung: „er (Cids Vater) liefs seine Söhr fen und ohne ihnen ein Wort zu sagen, prefste er einem dem andern die zarten Junkerhände zusammen, nicht nur nen zu betrachten die chiromantischen Linien, denn dieser H Mifsbrauch ist nicht in Spanien entstanden, sondern inde Ehre trotz der Zeit und den grauen Haaren Kraft verlieh kalten Blute und den eisigen Adern, Nerven und Arterien, p er sie dergestalt, dafs sie sagten: Herr, es ist genug." Poe Uebersetzung des Hrn. D.:

Seine Söhne läfst er rufen,
Und ohn' auch ein Wort zu sagen,
Von den dreien edlen Brüdern
Eines jeden Hand er faßte,
Nicht um chiromant'scher Weise
Ihre Linien zu betrachten:
Denn in solchen Zauberkünsten
War er fremd als edler Spanier;
— Mehr hielt er auf Ehr' und Kühnheit,
Zeugen sind die weifsen Haare —
Sondern ihre frischen Hände,
Blutvoll und voll Nervenkraft, er
Nun erfafste so gewaltig,
Dafs sie riefen: Herr, o lafs es!

Es werden also die weifsen Haare, bei dem spanischen V ser ein Zeichen der Schwäche, hier zu dem der Kühnhei das kalte Blut des Greises verwandelt sich in das frisc Jünglinge. Ob der Deutsche sagen darf: den *dreien* edle dern, giebt Rec. beiläufig zu bedenken. — Hr. D. hä übrigens streng an die Form des Originals und bildete auch die Assonanz nach; in wiefern dies trotz dem Vo bekannter Meister rathsam sei, bleibe dahingestellt: ohne Fessel würde gegenwärtige Uebertragung gewifs mehr kigkeit zeigen. F. Die

№ 68.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

er das Princip des Strafrechts. Der hat kein Recht, am Leben zu strafen. Begründung einer philosophischen und lichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. mann.

te und Frage an die Landständische Verlung des Königreichs Sachsen. Dresden Für die Abschaffung der Todesstrafe, Prof. Dr. J. Chr. A. Grohmann.

(Fortsetzung.)

t die Strafe auf die Idee der Gerechtigkeit wird hiermit einverstanden sein. Aber viel- keine Theorie mehr angefochten worden, als se. Einestheils verschulden dieses die unhalt- gründungen der Theorie. Es ist namentlich ht zu läugnen, dafs ihr Hauptbegründer, Kant, urch seine Herleitung und Ausführung derselgegründeten Widerspruch herbeiführen mufste. ber sind von Seiten der Gegner gleich bei der sie jene Theorie auffafsten, die sonderbarsten tändnisse vorgekommen, durch deren Aufdekein eine grofse Zahl ihrer Einwendungen sich st erledigt. So verwechselt man gewöhnlich mente, die nicht alle gleich wesentlich der Wieltungstheorie angehören, obgleich manche von deheidigern sie aufgenommen haben. Nehmlich 1) *ung* als *Princip* des Strafrechts. Dieses ist so htig, als es den Sinn hat, dafs durch die Strafe echtigkeit, und darum eine nothwendige Reaken den Uebertreter geübt werden soll; 2) *Ver*in dem angedeuteten Sinn, als *Maafsstab* der *ung*, der aus der Schuld entnommen, ihr gleich , — auch dies ist zuzugeben, dafs die Strafe, mehr zufügt, oder weniger, als verdient ist, nicht rechte sei; 3) Vergeltung als Princip für die *Wahl* der Strafart, dafs der Schuldige *dasselbe* erfahre, was er gethan oder verletzt habe, die *talio* des alten Rechts, z. B. das Mosaische Auge um Auge, Zahn um Zahn, oder der XII. Tafeln G. bei Realinjurien und Verletzungen der Gliedmaafsen. Nachdem das historische Moment, welches dieser Talion eine Bedeutung verlieh, längst bei geläuterten Ansichten seine Berechtigung verloren hat, ist es nun freilich richtig, dafs diese *buchstäbliche äufsere* Vergeltung, dem nothwendigen zweiten Princip, der Vergeltung, als *Maafs-Werth* widerspreche, dafs an die Stelle der geforderten Gleichheit vielmehr das Gegentheil trete. Es ist längst die Unausführbarkeit und Ungerechtigkeit jenes Satzes gezeigt worden, und dafs man, ohne Rücksicht auf andere Gründe, welche in der Gleichheit dem *Worte* nach, eine Ungleichheit der *Sache* bewirken, schon aus äufsern, faktischen Gründen zu Abweichungen und dazu genöthigt sei, dem *speciellen* Aequivalent ein *allgemeines*, den *Werth* überhaupt, zu substituiren. Aber ist es nicht zu bedauern, wenn bis in die neueste Zeit die Gegner nicht aufhören, sich bei Würdigung der Vergeltungstheorie immer nur an dieses letzte, nicht einmal wesentliche Princip, an die Talion zu halten, um den leichtesten Sieg sich zu bereiten? Indem wir mit dem Verf. jene äufsere Vergeltung für ungerecht erklären, können wir sie auch nicht als Rechtfertigung der Todesstrafe anerkennen, wodurch zugleich für die Vollstreckungsarten, sollten diese z. B. den Gräfslichkeiten einer bestimmten Mordthat entsprechen, die empörendsten Weisen zum Vorschein kommen müfsten. Aber darin, dafs, selbst wo qualificirte Todesstrafen zulässig waren, diese doch auf eine kleine Anzahl und Form beschränkt blieben, liegt die Anerkennung, es sei ein anderes Princip, was der Todesstrafe zu Grunde liege, eine Vergeltung anderer Art, Aufhebung des Daseins des Frevlers am fremden Dasein und am göttlichen Gesetz, nicht die *bestimmte* Todesart gegen die gleiche, die der Ge-

mordete erlitt. Daraus nun, dafs auf jene Weise die Lebensstrafe nicht rechtlich begründet werden kann, folgt noch nicht, dafs auch das andere richtige Princip dazu ungenügend sei.

Aber der Verf. stellt für das Strafrecht überhaupt ein anderes Princip auf, dessen Bestimmung jedoch bei der Unsicherheit und den theilweisen Widersprüchen seiner Angaben und der Verwechslung von Behauptungen mit Beweisen nicht ganz leicht fällt. Nach der Widerlegung der relativen Theorieen, sofern sie die Todesstrafe rechtfertigen sollen, wird S. 21 gesagt: „der höchste Grundsatz des menschlichen Lebens, der Sittlichkeit, der Intelligenz ist und mufs auch der Grundsatz des Rechts und des Strafrechts sein. Ohne diese Bedingung ist durchaus kein Recht und keine Rechtsstrafe denkbar." Ohne aber anzugeben, wie denn dieser höchste Grundsatz laute, heifst es weiter: „dies ist *also* das nächste und höchste Criterium, die Rechtmäfsigkeit einer Rechtsstrafe zu prüfen, die Rechtsstrafe darf nicht dem Principe der Sittlichkeit entgegen sein, sie darf nicht die Rechte der *Persönlichkeit* der *Menschennatur* ausschliefsen; sie mufs dem Grundsatze — Strafe soll *bessern* — nicht widersprechen." Alles, was nachher bemerkt wird, liefert aber weder den Beweis dieser Sätze, noch liegt in ihren Prämissen, dafs die Strafe bessern solle. Freilich soll sie es, soweit dieses wichtige Ziel durch dieselbe erreicht werden kann, aber ohne jenen ersten unerläfslichen Beweis darf gar keine Strafe, auch nicht zu dem menschenfreundlichen Zwecke der Besserung erfolgen, und da Besserung niemals der Rechtsgrund der Strafe ist, so kann auch aus ihrem Princip kein Gegenargument gegen solche Strafarten entlehnt werden, mit deren Princip das der Besserung unvereinbar wäre. Wo die Freiheit beschränkt wird, mufs gesorgt werden, dafs der Frevler wo möglich gebessert in die Gesellschaft zurücktritt, aber diese Rücksicht ist so sehr verschieden von der des Rechts, dafs weder eine bekundete Besserung eine Abkürzung, noch ein Mangel der bessern Gesinnung eine Verlängerung des gerecht bestimmten Maafses veranlassen darf. Amts-Entsetzung, Unfähigkeit zu Würden haben ihren Grund in der Nothwendigkeit, nur würdige Personen in Aemtern zu haben; ob dieses zur Besserung diene, ist gleichgültig, und auch der gebesserte Dieb soll kein Kassenbeamter, der gebesserte Bestechliche kein Richter mehr werden. Eben so wo die Macht der Idee über das physische Leben Herr wird, und hierin liegt ihre lichkeit, da ist die Hoffnung der Besserung, dafs der Verbrecher sein Lebenlang keinen Mord mehr üben würde, kein Grund, welcher der gerechten im Wege stehen könnte. Uebrigens erkennt doc Verf. S. 25 selbst an: „dafs die Rechtsstrafe niel mittelbar das Princip der moralischen Besserung i enthält, oder dasselbe zum Zweck habe," un seiner Folgerung, „dafs sie dasselbe doch auch ausschliefsen solle", bin ich, unter der angegeben schränkung einverstanden. Eine Hauptdifferenz zwischen der Ansicht des Verfs. und der fast allg angenommenen, die durch die Lehre der Geschicht der Entwickelung des Vernünftigen in ihr be wird, ist, dafs er die Person mit ihrem Rechte, di *sönlichkeit über* den Staat setzt, und während vielmehr das Vergängliche, er das Bleibende, Not dige und höher Berechtigte ist, dem jenes, wie im Kriege, zur Rettung desselben, und so auch f Gerechtigkeit nachgesetzt werden mufs, so im G theil der *Staat* dadurch beschränkt werden soll regelmäfsigen Zustande wird sich keine Collision ben, vielmehr hat die Person erst in und durch Staat ihre Freiheit als sittliche, d. h. als Bewufs dem Staat anzugehören, dessen Nothwendigkeit kannt wird, und hiermit ihren Schutz. Aber, we zur Collision, zur Nothwendigkeit des Opfers k dann kann nicht das Allgemeine dem Besondern, der Staat dem Individuum nachstehen, und es v so fern nicht durch das Rechtsprincip die Bestim für die Beseitigung gegeben wäre und zur Ausfü käme, ein Kampf um die Existenz eintreten, un im Wege äufserster Gewalt nichts desto weniger Recht des Staats bewähren, und dessen Dasei Kosten des untergeordneten Wohls erhalten. Der V aber S. 22. den Grundsatz auf: „der Mensch hat dem er unbedingter Zweck an und für sich sei, unbestreitbares Recht, auch für die *Sinnlichkeit*, di sönlichkeit gegen alle Angriffe sinnlicher willkü Gewalt zu behaupten. Der Staat sei diesem s höchsten Begriffe nach, die *negative* Seite der l tenlehre, den heiligen Bezirk der positiven Pflicht gen alle Eingriffe einer Sinnengewalt, gegen all griffe gewaltsamer sinnlicher Bedingungen zu be zen. Wenn es in der positiven moralischen Ge bung heifst: „ „Du sollst dein Leben erhalten,

ht tödten, auch dich nicht an dem Leben dei-
hsten vergreifen,"" so folgt daraus unmittelbar
nunftrecht, die gegenseitige bedingte und bedin-
echtsbefugnifs, sich gegen jede solche äufsere
rletzung der Persönlichkeit zu schützen, alle
ätigen Eingriffe von der Persönlichkeit der Ver-
sen abzuhalten. Es liegt aber nun zugleich in
ingung dieser Abwehr, dafs diese selbst, in wie
das Unrecht abwehren soll, nicht selbst auch
che Grenze der Persönlichkeit überschreite und
echt werde, d. h. jede Abwehr, Strafe und Straf-
bung ist an das unerläfsliche Maafs der morali-
ersönlichkeit und Intelligenz gebunden."

lieser Stelle ist der Mittelpunkt des Systems zu

Einverstanden mit dem Satz: „die Strafe soll
ılische Persönlichkeit des Menschen nicht ver-
verden auch diejenigen Vertheidiger der Gerechtig-
rie sein, die etwas tieferes als Abwehr, in der
rkennen, aber der Satz selbst bedarf einer nä-
stimmung, namentlich fragt sich, theils, ob in
hwendigen Hingeben des leiblichen Lebens ei-
etzung der weit über diesem stehenden, und
ıselben unabhängigen Intelligenz enthalten sei,
ı auch nach dem physischen Tode als fortdau-
genommen werden mufs, theils, da nicht blofs
auf die Persönlichkeit des Einzelnen, sondern
gen den Staat und das Recht unmittelbar abzu-
sind, ob jene sogenannte moralische Persönlich-
rhaupt das höchste Recht in Anspruch zu neh-
ıe? Und ob, wenn man des Verfs. Prämisse zu-
die Beschränkung der Persönlichkeit und Frei-
lebenslanger, oder langdauernder Haft etwa
thalten sei? Wir finden S. 62 Note *) die rich-
ıerkung „der Begriff der Todesstrafe sei „gar
:sser: „durchaus") verschieden von der Tödtung
reifers im Falle der Nothwehr". Wenn es aber
ıeifst: „Eine solche Nothwehr steht *auch* dem
u, und ist vollkommen Recht z. B. gegen den
ıfer der Quarantaine oder Cordons in Pestzei-
:r gegen den Verräther in Kriegszeiten. Hier
unmittelbare Standrecht, „Noth bricht Eisen"",
sich mancherlei dagegen erinnern. Schon die Be-
ıf ein unmittelbares Standrecht und eine Noth-
e *auch* dem Staate zustehe, führt zu einer un-
Ansicht der Ableitung des Rechts des Staats
der Einzelnen. Die Nothwehr aber würde hier,
angewandt zum Schutz des Lebens, grade das opfern,
was unverletzlich sein soll, der Tod des Verräthers,
nach verübtem Verrath, diesen nicht mehr abwehren,
vorher aber eine blofs politische Maafsregel sein, die
der Verf. sonst selbst nicht gutheifst. Es mufs aber für
solche Fälle ein höherer Rechtsgrund aufgezeigt wer-
den, wonach zwar allerdings dieselben von der Strafe
verschieden sind, aber unter einem gemeinschaftlichen
Princip höherer rechtlicher Nothwendigkeit stehn, wie
denn Nothwehr etwas anderes ist, als Eisen brechen,
nicht ein Recht „in der unmittelbaren Eile der Noth"
etwas zu thun, was eigentlich Unrecht wäre, sondern
was hier geschieht, ist Recht gegen das Unrecht, und
jedes Uebermaafs ist selbst Unrecht.

Eine andere Seite ist es, von der der Verf. vor-
nehmlich die Todesstrafe angreift. Sie betrifft die Zu-
rechnung, und wir kommen hier in ein anderes weites
Gebiet von Streitfragen. Der Vf. sagt: „Es ist unläug-
bar, dafs die *intelligibeln* persönlichen Rechte aufser
dem Bezirke des Strafrechts liegen, denn — sie machen
selbst ja nur erst ein Staats- und Strafrecht möglich.
Eben so unläugbar ist es aber auch, dafs das Straf-
recht sich nicht an dem Menschen als Material, an seiner
physischen Natur vergreifen darf — denn auch diese ist
nur ein gegebenes und macht erst den Staat *möglich*.
Ohne Vernunftrechte, die heilig und unverletzlich sind
(richtig), ohne Menschen- und Völkerleben als kör-
perliche Erscheinung ist keine Existenz des Staats denk-
bar." Freilich ohne Menschenleben kein Staat. Aber
das soll doch wohl nicht der *Beweis* der Unrechtlich-
keit der Todesstrafe sein? Insofern hier etwas blofs Fak-
tisches behauptet wird, so müfste der Tod, der aller
Menschen Schicksal ist, auch ohne die Strafe, die doch
der allerseltenste Ausnahmefall ist, es müfsten Kämpfe
für das Vaterland, statt den Staat zu retten, ihn auf-
lösen.

(Der Beschluſs folgt.)

XCIII.

***Sophoclis Trachiniae. Recognovit et adversariis enarravit Ioannes Apitzius Ph. Dr. AA. LL. M. Halis Saxonum MDCCCXXXIII.* S. 340 *u. XII.* 8.**

Ein Buch hat vielfache biographische Aehnlichkeit mit dem Menschen. Wie es in heiligen Autorschmerzen geboren, wie es schon in den Windeln der Druckerei von Vettern und Basen

als ein Wunder von Kind umstaunt wird, wie es sich dann von Weltumgestaltung und Unsterblichkeit träumend, mit einer Dedikation, als Wechsel auf irgend eine bedeutende Firma versehen, in die Welt hinauswagt, in elegantem Einbande antichambrirt, von einem befreundeten „Rufer im Streit" auf dem Jahrmarkte des Ruhmes, in dem Büchergedränge der Literaturzeitungen und der geschäftigen Müfsiggängerei der übrigen Journale angepriesen wird, wie es umsonst auf Käufer harrt, und im besten Fall einen Augenblick umdrängt, begafft and bekrittelt wird, um dann für immer der Vergessenheit zu verfallen oder einem neuen Autor, polygamisch mit anderen Leidensgefährten, sein Bestes zu einem neuen Buch, zur Fortpflanzung des unseligen Eintagsgeschlechtes herzugeben, — das etwa ist die rührende Analogie des gröfsten Theiles der Bücher und Menschen. Wessen Herz nicht mit dreifachem Stahl umpanzert ist, der wird, jenes Verhängnisses eingedenk, das auch seiner wartet, über ein Buch, über einen Menschen, und gar über einen Autor, das ist Mensch und Buch in Einem, nimmer hart urtheilen zu müssen wünschen.

So dachte ich, als mir die Lesung des oben genannten Buches noch eine neue Analogie erschlofs: die nämlich, dafs beide, jugendliche Bücher und Menschen, den schönen Wahn mit einander theilen, man müsse sie nehmen, wie sie sind, man müsse das Neue und Eigenthümliche, worin sie sich fühlen, wie gering es auch sei, dankbar anerkennen und entgegen nehmen; sie ahnden noch nicht, dafs die Aufmerksamkeit, die sie fordern, auch Forderungen machen darf, dafs ein Paar Weizenkörner nicht der Mühe Werth sind, einen Haufen Spreu, Kehricht u. s. w. zu durchsuchen, dafs endlich, nach dem Münzfufs wissenschaftlicher Leistungen, alles, was seinem Gehalt nach unter dem Nominalwerthe seines Gepräges ist, zur Scheidemünze gehört, die, gut genug für den kleinen Verkehr, für Almosen und Klingebeutel, als Metall wenig gilt und gar zu dem Nationalvermögen kaum noch ein Verhältnifs hat.

Refer. mufs, um Mifsdeutungen vorzubeugen, versichern, dafs vorliegendes Buch keinesweges zur philologischen Pfennigliteratur gehören will, obschon es sich bereits zum Theil in einem anderen Abdruck (*ad summos in philosophia honores rite capessendos*) verbreitet hat. Und fragt man, was es und für wen es sein will, so giebt die Vorrede etwa Folgendes zur Antwort: „der an Geist Schwache und der mit Gelehrsamkeit wenig Ausgerüstete wird von dem Buch wenig Nutzen haben" und dann: „auch geringfügigere Dinge sind in den Adversarien mit aufgenommen, und zwar so, dafs der Leser von dem Leichteren zum Schwereren hinübergeführt wird." Ist das für den an Geist Starken und mit Gelehrsamkeit wohl Versehenen, sind für den die „*tironum causa*" geschriebenen Bemerkungen? oder die aus römischen und griechischen Autoren citirten Parallelsentenzen? oder die Alltäglichkeiten über *Ιφίτου βία*, über das instrumentale *ἐν* und Aehnliches?

Die Form, die der Hr. Verf. für den erläuternden Theil seiner Arbeit hat wählen wollen, ist die von Adversarien von willkürlichen Bemerkungen und Einfällen, an die jenes Wort des Textes angeknüpft. Wenn der Hr. Ver nicht der ganzen Zufälligkeit, welche diese schlechtest gelehrter Arbeiten gestattet, hingegeben, sondern eine A laufenden Commentars nur mit diesem scheinbar anspru ren Namen genannt hat, so scheint es fast, als habe e im Voraus jeden Tadel, dafs ihm zufällig nichts Besse gefallen ist, abwenden wollen. In der That die Philole heutigen Tages höhere Anforderungen an den Herausg ner Sophokleischen Tragödie machen, als der Hr. Verf. selbst gemacht zu haben scheint. Die Fragen höherer die sich namentlich bei dieser Tragödie vielfach aufd werden entweder ganz übergangen, oder beiläufig übe geworfen. Ueber den ästhetischen Werth des Stückes l sich der Hr. Verf, die interessante Kritik Schlegels a gendem abzufertigen: „Ich möchte wohl wissen, warum Trachinierinnen den übrigen Stücken des Sophokles nac warum sie seines Genies unwürdig nennen sollen?" Der das Stück enthalte Spuren einer doppelten Recension, w einer gewaltsamen Umstellung der Verse in der Haupt stelle (vs. 85.) begegnet. In Beziehung auf die Zeit, in Tragödie verfafst sei, versichert der Hr. Verf.: *est ipsa Sophoclis, nondum arte sua satis exercitati, ut Rhesus Euripidis — illa mea est sententia, quam qui quaesiverit matam inveniet;* in der That, ein bombenfester Beweis; als wäre es in der Poesie wie in der Philologie, und s grofsen Sternen der Jahrhunderte wie mit uns Irrlichter kurzen Gegenwart; gleich als müfste ein Sophokles au schlechte Schriften edirt, und allmählig sich mehr Mühe ben, tiefere Gedanken zu fassen, ein ernsteres Streben wickeln begonnen haben.

Ich bin davon abgekommen zu sagen, dafs, das M anlangend, der Hr. Verf. auch nicht den Versuch hat wollen, etwas zu leisten, dafs er von den neuerdings a ten Fragen über die Personenvertheilungen im Chor keine Notiz genommen hat, dafs er den Text der Tragöd andere kritische Hülfsmittel als die bekannten und seinen sinn, oft glücklich, öfter willkürlich und unnöthiger We ändert hat. Das und Aehnliches will ich übergehen, um lich alles Ernstes mein Bedauern darüber auszudrücke sich auch unter uns jüngeren Philologen diese unwissen che, pretensiöse und unerfreuliche Art zu arbeiten wie um deren willen unsere Disciplin verrufen ist; es thut um so mehr leid, als sich in dem vorliegenden Buche genug zeigt, dafs es dem Hrn. Verf. weder an Gelehr und Fleifs, noch an Talent fehlt, um Bedeutendes zu und in die frische Regsamkeit, welche die jetzige Philole zeichnet, fördernd mit einzugreifen. —

Joh. Gust. Droys

№ 69.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

*ber das Princip des Strafrechts. Der
st hat kein Recht, am Leben zu strafen.
Begründung einer philosophischen und
stlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A.
hmann.*

*itte und Frage an die Landständische Ver-
mlung des Königreichs Sachsen. Dresden
. Für die Abschaffung der Todesstrafe,
Prof. D. J. Chr. A. Grohmann.*

(Schluſs.)

heifst nun weiter S. 32: „Wenn also (!) Stra-
der an der unmittelbar intelligibeln, noch auch
unmittelbar somatischen Natur des Menschen
gt werden dürfen, so entsteht die Frage, welches
das Strafobjekt, oder an welchen Bestimmun-
welcher Beziehung kann und darf der Mensch
werden? Es *giebt* drei Objekte, *wie* sich näm-
allgemeine Natur in Rücksicht der Bestimmung,
elbstbestimmung äufsert". Ich gestehe, daſs mir
er kurzen Stelle mehreres undeutlich ist. Das:
bt" ist ein empirisches Aufzählen ohne Begrün-
las „*wie*" ist eine Modalität, die nicht das Ob-
ndern etwas an ihm erklärt, — die „*allgemeine*"
läfst auf einen Gegensatz schliefsen. Jene *Ob-*
ind nun „Wille, Naturgewalt" und „noch ein
wodurch sich ganz eigenthümlich das Sein der
ılichen, sinnlichen Natur zu erkennen giebt, es
ılich die Willkür, das Gemisch von halb freier
ılb nothwendiger Bestimmung, von theils selbst-
n Vorstellungen, theils passiven sinnlichen An-
und Eindrücken". „Diese Willkür ist nun das
ümliche Strafobjekt, sie *bezieht* sich auf den
hen als Erscheinung, als ein zwischen Vernunft
ınnlichkeit getheiltes Wesen". Diese Willkür
nun weiter bestimmt, als die einer blofs unbe-
sonnenen leichtsinnigen Handlungsweise, als der mit Verstand und Berechnung ausgeführte Vorsatz, und als der böse, wiederholte Vorsatz. Diese drei Arten der Willkür stehen nun in Beziehung auf die mannichfaltigen Objekte des willkürlichen Seins und Handelns, deren auch drei Arten sind: „Es ist nämlich Vieles in der Welt, was *gleichsam* blofs *umhergestreut* ist, die scheinbare *res nullius*, woran sich die Willkür so gern und am meisten übt. Das Objekt ist *gleichsam* eben so herrenlos, als die Willkür selbst." „Eine zweite Art ist das mehr *gebundene* Sein und Leben, was die äufsere und innere Sphäre des Menschen bindet, das Mein und Dein der Personen und des Eigenthums. An diesem Objekte übt sich nun mehr der sogenannte Vorsatz, die mehr sich bindende und nach sinnlichen Zwecken handelnde Willkür". „Ein drittes Objekt endlich, was kaum mehr Objekt genannt werden kann, ist die persönliche Natur des Menschen selbst, es sind die persönlichen Menschenrechte u. s. w. welche mit heiliger Achtung hervortreten, und es dürfte kaum eine Willkür zu finden sein, die ohne Scheu, ohne Furcht dieselben verletzte". „Das Strafrecht kann nun ganz allein diese Willkür zum Objekt haben, die Rechtsbefugniſs der Strafe ist nun das moralische Gesetz selbst, diese Willkür zu verdrängen, und sie durch angemessene Mittel, durch Zwang oder Strafe zu bessern. Aus diesen Sätzen bestimmt der Verf. die allgemeinen Grenzen der Rechtsstrafe, und geht über „zu den *Mitteln*, *durch* welche, und *an* welchen (!) die Strafe verhängt werden darf." „Der Mensch tritt in die Welt ein zwar als Naturobjekt, als ein schon bestimmtes, und *gleichsam fertiges* Wesen, aber auch zugleich als ein Wesen, welches erst *werden*, seine intelligible Laufbahn durch seine eigenen Kräfte eröffnen und vollenden soll. Zwischen dem intelligibeln Reiche der persönlichen Rechte, und der äufsern sinnlichen, wie schon fertigen und bestimmten Natur liegt nun ein mittleres, an welchem sich die Frei-

heit des Menschen erprobt, oder durch welches erst der Mensch seine Persönlichkeit erweiset, und zum persönlichen Wesen in und für die Sinnenwelt wird." Dahin gehören *Arbeit*, *Freiheit* und *Ehre*, und nur sie sind Mittel und Objekt der Rechtsstrafe. „Alle andere Strafen liegen aufser dem Gebiete des Staats, und sind entweder irrational oder unmenschlich und grausam."

Treffend wird gegen manche verwerfliche Strafarten gesprochen. Doch heifst es, dafs die Strafe „*erstlich* das nothwendige Merkmal zu bessern habe," und dafs dann neben der *Milde* die *Gerechtigkeit* erst hinterher in Betracht kommt. Jene drei Strafarten sollen S. 40 auch noch so gerechtfertigt werden: „Die Willkür sündigt am meisten an folgenden Gütern der Menschheit: Eigenthum, Freiheit, Ehre. Also Arbeits-, Freiheits- und Ehren-Strafen. Alle andern Strafen sind vom Uebel." Allein sündigt die Willkür nicht auch am Leben und den s. g. Urrechten, und zwar dem Leben der Individuen und dem des Staats, und ist denn das Verbrechen nur Verletzung individueller Rechte, und nicht vorzugsweise des Rechts selbst? Wenn hier das Objekt der Verletzung entscheidet, so kann auf *diesem* Wege nicht die Unstatthaftigkeit der Lebensstrafe gezeigt werden.

Wir kehren zu der Frage nach der Zurechnung zurück. Wenn die Schwierigkeit, selbst Unmöglichkeit, die Schuld und Zurechnung, das Dasein der s. g. Freiheit oder des Gegentheils zu bestimmen, behauptet wird, und dafs „noch *gerechtere* Einwürfe gegen die Todesstrafe sich *auf* die Erkenntnifs der Zurechnung beziehen", so wird man zugeben, dafs diese der hier zu erörternden Frage ganz fremd sei. Die Zurechnung ist die Bedingung des Verbrechens überhaupt; wo sie fehlt, ist gar keine Handlung, auch keine Strafbarkeit da, und wenn die Unmöglichkeit, sie zu erkennen, feststände, so würde diese einen allgemeinen Grund, nicht gegen die einzelnen Strafarten, sondern gegen alle und jede *Strafe* darbieten. Mit der Frage nach der Rechtmäfsigkeit der Todesstrafe hat aber jene angebliche Unmöglichkeit nichts zu thun: diese Strafart könnte man als rechtmäfsig anerkennen, und es wäre dann ein faktisches Hindernifs ihrer Anwendung in jedem *einzelnen* Fall, wenn man aufser Stande wäre, ihre Prämisse, die Schuld, die Zurechnung, festzustellen. Vollends entsteht ein gefährlicher Widerspruch, wenn man diese Unmöglichkeit nur auf Fälle der todeswürdigen Verbrechen bezöge, hingegen jene Bedenken nicht wo es auf andere Strafen, z. B. lebenslange Haft, me, die nicht minder dieselben Voraussetzungen mufs. Die Unzulänglichkeit seiner Gründe schein Verf. zu fühlen, indem er die aus der Schwierigke Frage über die Zurechnung, die „noch gerec nennt. Wer wollte läugnen, dafs diese Frage schwierige sei — aber sie ist nicht unauflöslich, man sich nur darüber Rechenschaft giebt, wora bei der Beurtheilung ankomme, wenn man nich Lehre des Determinismus, deren neuer Vertheidige fach eine Autorität für den Verf. ist, und nicht Theorie sich hingiebt, die mit der Freiheit und lichkeit der Zurechnung zuletzt allen Unterschied schen Recht und Unrecht aufgiebt. Der Verf. be tet allgemein, der Gerichtsarzt solle Bedenken t über die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers bi möglichen *Todesstrafe* zu urtheilen, und nennt es Blendwerk einer mechanischen Theilung: „de richtsarzt habe sich nicht, um die juristische Conse des gefällten Urtheils, (nämlich über die Zurech zu bekümmern. Gewissenhafte Aerzte werden, sie die Zurechnung begründet finden, sich durch Gröfse der dem Verbrecher bevorstehenden Stra wenig verleiten lassen, ihrem *Eide* entgegen zu deln, als unter gleicher Consequenz andere geric vernommene *Zeugen*. Wohin würde eine Theorie ren, die es erlaubte, den *Eid* zu verletzen, wenn der Beobachtung desselben eine strenge aber ger Folge für den Schuldigen gegründet würde. S wir für uns gutheifsen, was ohnlängst Golberg den schwornen mit Recht zum Vorwurf machte? und sich auch schon bei Juristen zeigt? (Vgl. *Eugène (la Coucaratcha II.* S. 195. *Bruxelles* 1832.)

Die Ergebnisse seiner weitern Untersuchung der Vf. S. 64 dahin auf: die Todesstrafe ist 1) „*unzweckfsig*, weil sie den äufsern Zweck nicht erreicht, sie erreichen soll." Allein sofern von dem Zw noch *vor* dem Rechte die Rede sein kann, so ist d Einwand falsch; — weil sie keinen andern Zweck den der Strafe überhaupt hat, den verbrecheris Willen aufzuheben, und im äufsersten Falle zu ver ten, und diesen erreicht sie vollständig, 2) *unzweckfsig*, 3) *unrecht*, jenes, „weil das Recht ihrer An dung unerweislich sei" — aber damit ist kein Be geführt, sondern nur etwas Anderem *widersprochen*,—

stimmungen über Freiheit und Zurechnung zweifelen", dieses: weil — „die physische und intelligente den Staat erst möglich machen; das Leben an ne *unendliche* Gröfse ist, die bis in die *Ewig*cht, und kein Mensch, kein Staat das Recht hat, Linie abzukürzen, oder abzuschneiden." Dafs at dieses Recht nicht habe, war aber zu beweid steht daher nicht recht logisch als ein Argussen angeführt, was Gegenstand des Beweises ie in die Ewigkeit reichende unendliche Gröfse ier, eben weil sie dieses ist, von dem physischen m nothwendigen, nicht berührt, also auch nicht seltenen Fällen, wo zur Rettung der Seele der ngegeben werden mufs. Darum wenn 4) aus ichter Philosophie und Religion" die Todesent- Unrecht ist, bemerke ich, dafs allerdings die les Christenthums, und zwar der Geist derselcht einzelne Stellen, die man für und gegen die rafe brauchen kann, befragt werden müssen. lbar entscheidet die Religion nicht. Aber das wir, dafs *der Tod*, den *Christus* überwunden, *Leben*, das wir durch ihn gewonnen haben, nicht die des *Leibes* und des *vergänglichen Da*nd, von denen hier allein die Rede ist.

torische Unrichtigkeiten finden sich mehrere in chrift. So namentlich ist die öfter vorkommende tung falsch, dafs wir in Deutschland mit dem mus des alten Testaments, das zugleich mit dem und der Annahme des Christenthums zu den gekommen, auch die *Todesstrafe* überkomtten. (Vgl. z. B. *Tac. Germ. c.* 12.)

zweite Schrift: „*An die landständische Verg zu Dresden, für die Abschaffung der Tofe*", enthält nur kürzlich die Resultate der erd die Bitte um deren Berücksichtigung, nebst wahrung gegen einige Mifsverständnisse. wifs wird jeder dem Eifer des Verfs. und seiner ng Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn auch einen Gründen beistimmen. Um so weniger ffen wir verhehlen, dafs er gegen seine Gger „Freunde der Todesstrafe" nennt, (das sind t, wenn sie auch dieselbe so gut, wie berühmte der heiligen Schrift, wie Luther und jetzt wienon, für gerecht und zulässig halten) nicht selillig ist, und seine Darstellung nicht stets in nzen leidenschaftloser Forschung sich bewegt. Man kann sich nicht bergen, dafs z. B. Hegel, dessen Grundsätze, von welcher Seite man sie auch betrachten möge, der sorgfältigsten Prüfung würdig sind, dadurch nicht, wie es sich ziemt, behandelt wird, wenn statt des Versuchs der Widerlegung eine kurze Abfertigung mit den Bezeichnungen des „Obscurantismus und Scholasticismus" erfolgt, der längst zur Genüge erörterten Mifsdeutungen hier nicht einmal zu gedenken. Der Wahrheit wird dadurch nicht gedient, und jedenfalls ist es nicht der auf solche Weise Angegriffene, der dadurch verliert.

J. F. H. Abegg.

XCIV.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch. *Hamburg*, 1833. 8. *CXX u.* 946 S.

Während die Soc. f. wissensch. Kr. einer ausführlichen Beurtheilung dieses Gesang- und Gebetbuchs von einem berühmten Mitarbeiter an diesen Jahrbüchern entgegensieht, hat der Unterz. mit diesem Werk nähere Bekanntschaft gemacht. Es sind ihm insonderheit an dem Inhalt des 1. Anhangs, der den Liedern und Gebeten voraufgeht, mancherlei Zweifel aufgestofsen, die er nicht gern unterdrücken möchte. Darauf allein sich beschränkend ist der folgende Aufsatz entstanden, welchem, sowohl um den Werth, den die Soc. auf jene geistliche Liedersammlung legt, in voraus zu bezeugen, als auch die zu erwartende umfassendere Beurtheilung als nahe bevorstehend anzukündigen, hier eine Stelle vergönnt worden ist.

Zur Erreichung des Zwecks, den der verehrte Hr. Herausgeber dieser Sammlung in der Vorrede ausgesprochen hat, zunächst eine vielseitige Prüfung derselben zu veranlassen, möchte ich sehr gern diesen, wenn gleich nur geringen Beitrag geben, nämlich nur in Bezug auf die Grundsätze, nach denen die Lieder des christlichen Kirchenjahrs geordnet worden sind. Ich will mich nicht dabei aufhalten, die Gedanken zu loben, von denen diese sinnige, zum Theil auch tiefe Erfassung des an sich tiefen Sinnes der ganzen kirchlichen Sonn- und Festtagsfeier durchdrungen ist. Das Tiefe des kirchlichen Cyclus an sich ist allein das christlich-Gedankenvolle darin; dieses aber bestimmt

sich aus der vorhergegangenen Erkenntnifs des wahren Inhalts der christlichen Religion selbst und überhaupt, auch abgesehen von ihrer liturgischen und hymnologischen Entwickelung. Wer sich daher daran begiebt, diese bestimmten Ergüsse des christlichen Geistes, welche sich in der Form heiliger Lieder darstellen, auf der Grundlage des christlichen Kirchenjahrs zu ordnen und den Platz wiederzufinden, welchem ein jedes durch sich selbst angehört, kann dieses nur aus dem Ganzen der christlichen Lehrerkenntnifs thun und es wird nur in dem Maafs gelingen, als er, wie der Hr. Herausgeber dieser Sammlung, sich zuvor in dem Innersten des Heiligthums christlicher Erkenntnifs wohl orientirt und zurechtgefunden hat. Das christliche Kirchenlied ist nichts in diesem Sinn Selbständiges, dafs es durch sich allein zu verstehen wäre. Bevor der christliche Geist sich in Liedern aussprach, hatte er schon viele vorhergegangene Stufen überstiegen. Er machte zuerst das Wort überhaupt zu seiner vollkommensten Offenbarung, gleichwie Gott selbst als das Wort die Offenbarung des Vaters ist. Das Wort ist dann weiter, wie es das einsame ist, auch das gemeinsame. Die Stiftung der wahren Religion ist als solche auch die Stiftung der wahren Kirche und hier erst finden wir das Lied als Ausdruck der gemeinsamen Erbauung. Es gehören daher, wie das auch bei dem Hrn. Herausgeber nicht zu verkennen ist, grofse Studien des christlichen Geistes, Wortes und Gottesdienstes überhaupt dazu, um dem christlichen Kirchenlied seinen rechten Platz in dem allgemeinen Liederkreise des christlichen Kirchenjahrs zu vindiciren. Ob dieses nun überall in diesem Werk und in gleicher Weise gelungen sei, möchte ich schon in Hinsicht auf einige der Grundsätze, wonach es geschehen ist, im Einzelnen sehr bezweifeln. Es sind nur zu oft nur Grundsätze, wonach der Hr. Herausgeber verfährt; aber das, was darin zum Grunde gesetzt ist, hat nicht immer den ursprünglich-christlichen Grundgedanken zum Inhalt, sondern nur eine subjektive Vorstellung, das sogenannte und nur zu oft genannte christliche Bewufstsein, welches, als dieses unmittelbare, sich nicht auch stets durch den nachgewiesenen objektiven Inhalt der christlichen Religion vermittelt und rechtfertigt. Thut es das nicht, so giebt es jeder andern Darstellung auch das Recht, sich in gleicher Weise geltend zu machen, d. h. es hat nicht ganz Recht und nicht ganz Unrecht, wie der Irrthum auch. Die Wahrheit aber, die allein Recht hat, greift in der begründeten Erkenntnifs über den Irrthum hinaus, und läfst ihn, als eine Einseitigkeit, hinter und unter sich.

Des Hrn. Verfs. höchst rühmliches und der vollsten Anerkennung werthes Bestreben geht auf eine systematische Aufstellung der gesammten kirchlichen Liedermasse. Man kann bei dem Ausdruck: system zumal in Bezug auf den Inhalt eines Gesangbuchs leicht erschrecken, weil man fälschlich dabei sogleich an Wissenschaft zu denken gewohnt ist. Indessen genügt schon zu richtigem Verständnifs die Einsicht, dafs Vieles ein System ist, ohne Wissenschaft zu sein, ehe es zu dieser geworden. Das Weltsystem war an sich vorhanden, ehe es das Kopernikanische war, ebenso das Pflanzensystem vor dem Linneischen. Der wissenschaftlichen Systems Aufgabe ist selbst keine andere, als das, was an sich System ist, nur in Gedanken zu verwandeln und es darin zu reproduciren. Das Wirkliche wird so das Wahre. Wäre die christliche Religion (in der Bibel, als derselben äufserer Erscheinung, allerdings noch zerstreut) nicht ein System d. h. nicht nur, innerer, widerspruchsloser Zusammenhang (für den Verstand die Konsequenz), sondern auch Ein Gedanke, der in dem Anfang seiner Entwickelung schon sein Ende in sich trägt und in diesem wieder in seinen Anfang zurückkehrt (die Vernunft das System), so könnte sie es auch nimmermehr werden (in der Wissenschaft der Theologie). Es heifst zwar auch Vieles System, was es nicht ist. Man ist verschwenderisch, lügnerisch mit diesem Ausdruck. Es kann auch Vieles durchaus System sein oder werden. So ist auch in Bezug die kirchlichen Lieder unmöglich, ein System in ihnen selbst an und für sich zu entdecken, nicht nur weil jedes Lied unabhängig von dem andern entstanden und für sich steht, als auch dessen Inhalt oft nur subjektive, wenn gleich fromme, Gefühle und Zustände darstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 70.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

ch eines allgemeinen evangelischen Gesang- Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausge- uch.

(Fortsetzung.)

orgen- und Abend-Lieder, Lieder in Pest- iegeszeiten, auf der Reise u. s. w. haben ihre estimmung in gewissen an und für sich nicht ge- n Zeiten und Umständen. Ein anderes aber ist, wenn d sich an eine Thatsache des allgemeinen christ- rchlichen Lebens anschliefst, oder die Beziehung ne bestimmte Lehre des Evangeliums als Seele en in sich trägt; hiedurch rückt es in einen an ienden Zusammenhang hinein und hat die Fä- in sich, sowohl durch diese in ihm selbst lie- Bestimmung, als auch durch die sich ihm öffnen- ür des Gedankensystems der Religion in den an r sich seienden und kirchlich auch bestimmt aus- kten Organismus derselben hineingezogen und ommen zu werden. In dieser Weise entsteht m Grund und Boden des allgemeinen christlichen njahrs ein hymnologisches. Die entscheidenden Be- ingen für dieses sind theils in der Natur der verschie- Lieder, theils in der Grundidee des christlichen Kir- hrs zu suchen. Die Art und Weise, wie bis jetzt der deutsch-kirchliche Liederschatz in den zahllosen gbüchern den verschiedenen Momenten und Gliedern rchlichen Jahres verknüpft worden, ist theils ganz id äufserlich, theils zufällig und gedankenlos. Erst n vorliegenden Gesangbuch ist zur Lösung dieser be ein besserer, sinniger Anfang gemacht, der in Falle das Verdienst hat, von diesem Punkte aus eschäft früher oder später zu einem würdigen at hinzuführen. Es ist auch noch in keinem so stimmtem Bewufstsein geschehen: denn die Will- ufste, um nicht entdeckt zu werden, sich scheuen, hrem Verfahren auch in bestimmter Weise Re- chenschaft zu geben. Indem nun des Hrn. Verfs. Ab- sehen darauf gerichtet ist: „die den Liedern zu Grunde liegenden Anschauungen und Ansichten aus ihnen selbst zu entwickeln und das Kirchenjahr in seiner tiefsten Bedeutung zu erkennen" S. 68. „und tiefer in den Geist jener ehrwürdigen, sinnreichen Einrichtung ein- zugehen und das uns noch Dunkele und von der christ- lichen Idee noch nicht Durchdrungene zur Klarheit be- wufster Erkenntnifs zu erheben" S. 69 — so fragt sich doch noch, ob nicht auch bei ihm die Willkür in irgend einer Weise Raum behalten und eine solche Aufstellung der Lieder in dem Ring des Kirchenjahrs, wie sie hier versucht worden, den Grundideen des Kir- chenjahrs wirklich entspreche.

Es ist zunächst ganz wahr bemerkt, dafs der Geist des Christenthums früh angefangen, die Zeiten des na- türlichen Jahrs mit den Feiern des heiligen zusammen- zubringen. Dies deutet auf den tiefen Einklang der Natur und des Geistes hin, der darin seinen Ausdruck und die Anerkennung seiner Wahrheit gefunden. Man kann auch noch zugeben, dafs das Fest der Auferste- hung der Mittelpunkt dieser Gestaltung des Kirchen- jahres war, wiewohl Pfingsten und Weihnachten die gleiche Beziehung und somit denselbigen Anspruch ha- ben, wenn auch, wie es gewifs ist, das letztere erst im dritten Jahrhundert als Fest der Kirche hervortrat. Aber ein Princip der Eintheilung des Kirchenjahrs und der Einreihung der Lieder in dasselbe ist darin nicht enthalten. Ein solches kann allein der Grundgedan- ke des Christenthums selber sein, nicht eine solche äufserliche Beziehung und Zusammenbringung. In glei- cher Weise unbegründet in solchem Princip ist die nachfolgende Eintheilung des Kirchenjahrs in die drei Abschnitte: Rüstzeit, Christi Lebenszeit und Kirchen- zeit. Wir übergehen, was der Hr. Vf. ganz schön, aber abstract von den drei grofsen Zeiträumen der Weltge- schichte sagt, welchen die drei Hauptabschnitte des

Christenthums entsprechen sollen. Es ist vielmehr in einem einfachen Gedanken, der aber zugleich der allerreichste und alles enthaltende des Christenthums ist, der feste Punkt zu ermitteln, von welchem der ganze Organismus des christlichen Kirchenjahrs ausgeht, von welchem auch das entfernter stehende berührt und abhängig ist, und durch welches denn auch sämmtliche Kirchenlieder, nicht in die Unendlichkeit einer Kette auslaufend, sondern einen Ring bildend, gehalten und getragen sind. Welcher nun kann dieses anders sein, als der Gedanke des einen und selbigen Gottes, welcher Vater ist, Sohn und Geist? Es ist die unendliche Macht und Liebe des Vaters, welche wir verkünden und preisen in der Geburt des Sohnes, von wo wir nicht nur zurückschauen und erkennen, was die vorchristliche Welt war im Juden- und Heidenthum, sondern auch in die Zukunft hinsehen und erkennen, was sie durch ihn geworden ist: in beiden Beziehungen giebt sich der unendliche Rathschlufs des Vaters bei der Menschwerdung seines Sohnes kund (Advent — Epiphania). Es ist die unendliche Macht und Liebe des Sohnes, welche wir feiern in seiner Auferstehung, welches die ist von dem erlittenen Tode und der Sieg über Leiden und Tod überhaupt, welche demselben vorhergegangen (Fasten). Es ist die unendliche Macht und Liebe, welche der Geist selbst ist, der sich am Tage der Pfingsten ergiefst über die erste Schaar der Gläubigen, und vom Vater und Sohn ausgehend, nun auch in ihr das Prinzip aller Gottes-Erkenntnifs und Anbetung stiftet. Aber so wäre in den drei hohen Festen, obschon hiedurch nothwendig gesetzt, doch noch der Unterschied vorwaltend; es fehlte die Resumtion in die Einheit, welche der christliche Gedanke Gottes eben so nothwendig enthält, und die Erklärung, dafs dieser Unterschied keiner sei. Dies ist es, was ebenso nothwendig noch in dem Fest der Trinität auszusprechen war. Dafs dieses Fest im Bewufstsein und Leben der Kirche, obwohl nie verschwunden, doch so sehr zurückgetreten ist, hat wohl darin seinen Grund, dafs es substanziell keinen andern Inhalt hat, als die drei hohen Kirchenfeste und in seiner Bestimmung, den spekulativen Gedanken der *concreten* Einheit Gottes darzustellen, einer bestimmten, anschaubaren Thatsache ermangelt. Aber die intensive Bedeutung dieses Festes ist durch die extensive Beziehung um so mehr und genugsam dargethan, indem alle folgenden Sonntage des Kirchenjahrs keinesweges einfache Sonntage sind, od ihrer ganzen Ausdehnung nur, wie der Hr. Verf. die Sonntagszeit enthalten, sondern von dem Trini fest her zählen und ihren Namen haben. Durch d Ausdruck des Dogma im Kirchenjahr hat die ch che Kirche asketisch oder praktisch nur dasselbig than, was sie in ihrem apostolischen Symbolum matisch ausgesprochen hat und ist so in de sten Uebereinstimmung mit sich. Auf das Dogma der Trinität an allen Seiten zurückweisend ist en unendliche Tiefsinnigkeit in der ursprünglichen A des Kirchenjahrs zu erkennen, und es ist nicht Willkür und Einseitigkeit, welche von dem Geds und der Intention der Kirche abstrahirt, wenn ma gend eine andere einzelne Lehre zu solchem M punkt machen will und wäre es auch die vom ser: denn sie läfst zuvor noch die Frage thun, w lein kann sein und ist der Erlöser? (Antwort: Gott, wie er ein Mensch ist, = Jesus Christus) führt so in einen höhern Zusammenhang. Durch di welcher die Grundlage des ganzen Kirchenjahrs erklärt die Kirche, dafs sie an allen Sonn- und F gen nur so den wahren Gott im Geiste Jesu C erkennt und verehrt, dafs sie an allen nur den D nigen in ihm erkennt und anbetet und dafs sie nu che zu ihren Mitgliedern haben will und anerk die als einfache Christen an diese Lehre *glauben*, als Lehrer der Christen oder als Theologen mit sem Dogma, welches nur für den sinnlichen Mens verstand, der nur drei zählen kann, ewig ein Ge nifs bleiben mufs, es auch zum *Wissen* gebracht h

Dieser seiner innern Bestimmung nach entwi sich denn das Kirchenjahr in zwei Absätzen, deren sten man den historischen (vom 1. Advent — f. T so wie den andern, der vom Fest der Dreieinigkei bis zum 1. Adv. geht, den didactischen nennen kö Die Einreihung der Lieder in die erste Abthe kann keine Schwierigkeit haben; nur würde ich der für das Michaelis-, Reformations-, Todten- Erndtefest, den Bufstag u. s. w. nicht mit den Li dieses ersten höchst feierlichen Kreises, wie der H gethan, selbst nicht anhangsweise zusammengestell ben, da diese Feiern theils nur einen Sonntag ein men, theils gar nur in die Woche fallen. Die Be kungen aber, womit der Hr. H. den Abschnitt von Sonntagsliedern einleitet, gestehe ich gar nich

hen. Es hat den Schein, als ob wir nun erst in nnerste der gesammten Heilsordnung und der verehrung eintreten, als ob der erste historische (bei weitem der wichtigste) gegen den zweiten zutreten hätte, als ob bei jenem zeitliche (?) ichten den Platz der Lieder bedingten, als ob lles nur „Nebenbestimmung" wäre, was uns in ertheilung der Lieder an die hohen Feste geleitet

Auch das folgende über den Eintheilungsgrund onntagslieder ist sehr dunkel und ermangelt alles enden Nachweises der Nothwendigkeit. So viel nan wohl, dafs der Hr. Verf. in dem ersten, fest- Theil der Liedermasse das Objektive des christ- Glaubens sieht, in dem andern das Subjektive, ie *fides, quae creditur*, hier die *fides, qua cre-*

Aber dieser Unterschied ist schwerlich in dem der Lieder selbst gegeben, da dieses beides in guten Kirchenlied, wie in aller Erkenntnifs, we- h zusammengehört und alles Subjektive nur in bjektive getaucht einen Werth hat. Was daher von den Sonntagsliedern im Unterschied von den dern gesagt ist, gilt gleichsehr auch von diesen, cheidet sie durchaus nicht von diesen. In Wahr- so ist es nicht der Fall, dafs, wie der Hr. Herg. ‚uns jetzt alles verläfst, was dem Kreise und den ien Liedern die besondere Farbe und Haltung ver-

Wenn es, wie der Hr. Herg. ganz richtig sagt, ewufstsein unseres Verhältnisses zu Gott ist, was ien Liedern dargestellet ist, so mufs es eben an ihalt der drei hohen Feste, welche das objektive enthum in sich begreifen, seinen Gegenstand ha- id behalten und dieser durch alle hindurchklin- Diefs zeigt sich schon an den Eingangsliedern entlichen Gottesdienstes, welche die Bestimmung das Dasein und die Gegenwart jeder einzelnen nde in ihrer Gottesverehrung an das Dasein und genwart der allgemeinen, christlichen, an die Gemeinde Gottes in Jesu Christo, anzuschliefsen e als innig vereint mit dieser und von allem Se- mus einer Secte fern, darzustellen. Und was pft nun jede particulare Gemeinde mit der uni- n anders, als der allgemeine christliche Glaube, kenntnifs des Dreinigen, welches sie in ihrem nsbekenntnifs mit allen christlichen Gemeinden den gemein hat? Diese Lieder in zwei Rubriken len 1) vom christlichen Gottesdienst und 2) Be- kenntnifs des Glaubens an Gott, den Dreieinigen, wie noch in dem neuen Berliner Gesangbuch geschehen ist, widerspricht ebensosehr dem Begriff des christlichen Gottesdienstes, als dessen allgemeinen Glaubensinhalts.

Folgt man nun der innern Construction des evangelischen Gottesdienstes, so theilt sich ein Gesangbuch von selbst in die drei Theile des Eingangs, der Mitte und des Endes, so, dafs dann die besonderen Feste und Verhältnisse des christlichen Lebens ihre Stellung in der Mitte finden, die einzelnen oder individuellen, als über die Natur des öffentlichen Gottesdienstes hinausfallend, nur anhangsweise berücksichtigt werden. Aber diese allgemeine und formelle Eintheilung reicht nicht aus, um auch, was zu den Sonntagsliedern der Mitte gehört, zugleich zu bestimmen. Diese machen auch in dem vorliegenden Gesangbuch die gröfseste Schwierigkeit.

(Der Beschlufs folgt.)

XCV.

Europa. Physisch-geogr. Schilderung von J. F. Schouw, Prof. Mit einem Atlasse von 6 Karten. Kopenh., bei Gyldendal. 1833. 138 S. 8.

Der im Reiche der Wissenschaft anerkannte Verf. giebt uns hier einen Abrifs der physischen Erdkunde Europas, durch dessen Verdeutschung, da das Werk ursprünglich in dänischer Sprache erschienen war, er sich auch um die Freunde der Erdkunde in unserem Vaterlande wohl verdient gemacht hat; denn wir kennen in unserer Literatur kein Buch, das bei solcher Kürze uns eine so geistreiche Darstellung der physischen Verhältnisse unseres Erdtheiles gäbe. Neue Forschungen finden sich hier zwar nicht, aber sie dürfen auch nicht gefordert werden; denn der Verf. wollte hier nur ein Beispiel aufstellen, wie einem geographischen Lehrbuche eine vollkommnere und wissenschaftlichere Gestalt gegeben werden könne; dann aber sollten an diesem Orte diejenigen Belehrung finden, welche, wenn auch sonst gebildet, über die Naturverhältnisse unseres Erdballes im Dunkeln sind. Wer es aber je versucht hat, die bereits vorhandene Masse des geographischen Materials, sei es im Allgemeinen, oder in Bezug auf einen einzelnen Erdtheil, in einen so kleinen Raum zusammenzudrängen und dabei doch abschreckende Trockenheit zu vermeiden, der wird des Verfs. Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er die Blüthen auch der neuesten, zum Theil von ihm selbst angestellten Forschungen hier zu versammeln gewufst hat. Die Ordnung, in welcher der Vf. die einzelnen Theile Europas nach einander betrachtet, ist folgende. Er beginnt mit der skandinavischen Halbinsel, was hier von keinem störenden Einflusse ist, da jede Abtheilung des Buches ein in sich vollendetes Gemälde bildet; dann folgen Süd-Schweden, Finnland, Island, die Färöer, die Shetlands-Inseln

nebst den Orcaden und die brittischen Inseln. Hierauf geht der Verf. zur nordeuropäischen Ebene über und betrachtet danach die mitteleuropäischen Gebirge, die osteuropäische Ebene und die Krimm. Alsdann wird zum Balkan und den dinarischen Alpen fortgeschritten, nach welchen die Alpen, die Pyrenäen, die spanische, die italienische und die griechische Halbinsel allmählich an die Reihe kommen; den Beschluss macht ein Vergleich der drei südeuropäischen Halbinseln, desgleichen Nord- und Süd-Europas und endlich ein allgemeiner Ueberblick über Europa.

Was nun das Buch besonders auszeichnet, ist, dass der Vf. es meisterhaft versteht, einer jeden Seite seines geographischen Gemäldes ihr gehöriges Recht widerfahren zu lassen, dass keine zum Nachtheil der übrigen vorwaltet, keine zu kurz abgefertigt wird; dass er nirgends, ja selbst nicht da, wo eigene schätzbare Untersuchungen ihn am leichtesten dazu hätten verleiten können, mit Gelehrsamkeit prunkt, und dass er dennoch überall etwas Vollständiges und Gediegenes liefert. Demnach wird zuerst die Configuration eines jeden Landes mit wenigen kräftigen Zügen gezeichnet, danach die geologische Beschaffenheit in allgemein verständlicher Uebersicht angedeutet, worauf der Verf. jedesmal eine Betrachtung der klimatischen Verhältnisse, so weit sie bekannt sind, folgen lässt. Diese dem Klima gewidmeten Abschnitte, welche in anderen Compendien gewöhnlich gänzlich fehlen, oder so unzweckmäßig behandelt sind, dass sie der gewöhnliche Leser überschlägt, erscheinen hier in Folge der vergleichenden Darstellung vorzugsweise belehrend und interessant, und der Uneingeweihte wird kaum ahnen, auf welcher gewaltigen Basis von mühsamen Beobachtungen und Rechnungen diese paar leichtfliefsenden Zeilen sich gründen. Die Vegetation, als durch das Klima bedingt, kommt hierauf an die Reihe und wird mit beständiger Rücksicht auf jenes behandelt; die vorzüglichsten wildwachsenden und Kulturpflanzen werden jedesmal angeführt, und zwar immer in einer leicht übersichtlichen Stufenfolge von Süden nach Norden und bei Gebirgsländern aufserdem in einer zweiten Skala, die vom Niveau des Meeres bis zur Vegetationsgrenze hinaufgeführt ist. Diese Behandlungsweise ist freilich nicht neu, erscheint hier aber durch Fafslichkeit und Präcision der Darstellung so ansprechend, dass sie auch dem Laien Muth geben mufs, sich an dergleichen, sonst von ihm vermiedene Studien zu wagen. Auf die Vegetation folgt die Thierwelt eines jeden Landes, wobei der Verf. ganz zweckmäfsig sich meist auf die vierfüfsigen Haus- und wilden Thiere beschränkt; die Behandlungsweise ist dieselbe, wie vorher. Zuletzt werden immer noch mit wenigen Worten die Hauptthätigkeiten der Bewohner eines jeden Landes, wie sie durch die Natur desselben bedingt sind, hervorgehoben. Die drei letzten Abschnitte des Buches, deren Inhalt bereits oben näher bezeichnet wurde, setzen endlich die einzelnen Ansichten zu gröfseren Gemälden zusammen; die für die verschiedenen Theile Europas gewonnenen Resultate erhalten durch ihre Zusammenstellung einen neuen Werth und bilden die Elemente, aus denen der Verf. gröfsere und allgemeinere Resultate zieht, welche das Ganze würdig beschliefsen. Wir überheben uns der unbelohnenden Mühe, dem in sich vollendeten Werkchen etwaige kleine Mängel nachzuweisen, und empfehlen nicht blofs denjenigen Lesern, für welche der Verf. es bestimmt hat, sondern sind auch der Ueberzeugung, dafs als Leitfaden bei geographischen Vorträgen oder einem ersten Elemente bereits hinausgediehenen Unterrichte lich eignen würde.

Um aber dem verehrten Hrn. Verf. sowohl, wie a Leser zu erkennen zu geben, dafs wir nicht deshalb, vielleicht die ersten Seiten des Buches bestochen hab sogleich mit Aufgebung alles eigenen Urtheiles das G übertrefflich finden, bemerken wir nur, dafs wir in ei schnitte den Ansichten des Verfs. nicht beitreten könne derjenige, welcher den allgemeinen Ueberblick über Eu hält. Hier hat sich der Verf. nämlich bemüht, der C tion Europas eine Ansicht abzugewinnen, welche allerdi aber auf eine so gewaltsame Weise errungen ist, dafs lich jemand im Stande sein möchte, in der Gestaltung dieselben Grundzüge wiederzuerkennen, welche ihm gehalten werden. Und welcher Gewinn soll daraus er wenn wir uns Europa blofs in ein grofses südöstlich land, welches *die Alpen, alle mitteleuropäischen Gebir die griechische Halbinsel und Italien* umfafst, in ein nordwestliches Hochland, bestehend aus der skandinavis birgsmasse, „*mit welcher man nicht unnatürlich die sehen Inseln verbindet*", ferner in ein kleineres südw Hochland, die Pyrenäen und die spanische Halbinsel be und endlich in eine grofse Ebene, welche von diesen di ländern, dem Uralgebirge und dem atlantischen Meere sen wird, eintheilen? Wer wird diese Eintheilung der tung Europas zum Grunde legen wollen, da der Ve einmal mit seinem Beispiele vorangeht? Wir glauben n dem Verf. die Ritter'sche Eintheilung Europas, welch in so viele geographische Werke mancherlei Art über ist, unbekannt geblieben sei, ja wir glauben sogar di züge derselben in der Anordnung des vorliegenden Buc wiederzuerkennen. Sollte sich da aber dem geistreic der Unterschied zwischen C. Ritters Gruppirung Eur seiner eigenen nicht recht fühlbar gemacht haben; s nicht klar geworden sein, dafs jene der Natur gleichs lesen, die seinige dagegen ihr aufgezwungen ist? —

Untrennbar von dem Werkchen ist ein aus sechs k phischen Blättern bestehender Atlas, welcher auf de Blatte Europa nach seinen Gewässern und bedeutende hungen zeigt, auf dem zweiten eine Uebersicht von der Gebirgsmassen giebt, auf dem dritten die Tempe hältnisse Europas, auf dem vierten die Vertheilung der sten wildwachsenden Bäume und Sträucher und auf ten die Vertheilung der wichtigsten angebauten Gewä phisch darstellt. Das sechste Blatt zeigt auf ähnlic den Einfluss der absoluten Erhebung der Gebirge a und Gewächse. Sämmtliche Karten sind mit hinlängliche behandelt und erleichtern die Uebersicht ungemein.

Wa

№ 71.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

eines allgemeinen evangelischen Gesang-
ebetbuchs zum Kirchen- und Hausge-
.

(Schluſs.)

wollen uns der Kürze halber nur damit begnügen,
, wie auch hier noch bei dem Hrn. Heraus-
Willkürlichen viel zu finden ist. Die erste
on Liedern abgerechnet, welche als die Buſs-
hl ihre ganz richtige Stellung finden, weil
h sich noch eben so gut um den Gedan-
Beichtvorbereitung und des Buſstages sammlen
en, kann sich wohl niemand verhehlen, daſs
eliebte Anordnung ohne Zweifel eben so gut
haus andere sein *könnte*; durch die beliebige
end einer Anordnung aber, selbst wenn sie,
zu rechtfertigen versucht wird, ist noch lange
entschieden, welche sie sein *müsse*. Es kommen
so manche Wiederholungen vor, in denen
iedenen Lieder eben so gut unter andere Ge-
kte gehören, z. B. die Lieder, welche den
nd des Glaubens betreffen, die Lehre von Gott,
, Sohn und Geist. Es ist aus einander ge-
s wesentlich zusammengehört, wie die Lieder
Sakramenten, und die, welche sich auf die
ser heiligen Handlungen beziehen. Es sollen
r, welche die Gnaden- und Glaubensmittel be-
enen, welche vom Glauben selbst handeln, vor-
, was der logischen Natur des Begriffs vom
widerstreitet. Die Unterscheidung von Lie-
Selbstopfers ist neu. Haben wir auch an dem
nichts auszusetzen, den vielmehr der Hr. Vf.
in ausspricht, so fragt sich doch noch, ob die
züglichen Lieder nicht anders und besser zu
wären. Der himmlische Sinn, den der Christ
ll, drückt biblischer und weniger misſsverständ-
elben Gedanken aus. Wir sind hier aus der
Zufälligkeit und Willkür durchaus noch nicht heraus, womit uns z. B. auch in dem neuen Berliner Gesangbuch, sogar noch vor den Festliedern, ein Abschnitt von Christo als dem Erlöser im Allgemeinen, unerwartet entgegentritt. Tauf- und Abendmahlslieder gehören nothwendig in den Kreis der Sonntagslieder. Durch die Aufnahme der erstern in denselben kann am besten dem Vorurtheil entgegengewirkt werden, als wäre die Taufe, selbst wo sie im Lauf der Woche oder zu Hause geschieht, nicht dennoch in allen Gestalten ein öffentlicher kirchlicher Act. Daſs, wie der Hr. Vf. sagt, durch die Mannigfaltigkeit der Abendmahlslieder die Verschiedenheit der theologischen Schulen vergessen gemacht werde und die von diesen ausgegangene unselige Zwietracht und Spaltung nur das Erbtheil einer im falschen Mittelpunkt der Abendmahlsfeier, nachdem der wahre verloren gegangen, befangenen Ansicht gewesen, kann nicht behauptet werden. Die Vereinigung der Kirchen ist bis jetzt nur die in der subjectiven Aneignung des unbestimmten unendlichen Inhalts vom h. Abendmahl. Es muſs aber auſserdem noch zur Bestimmung des objektiven unendlichen Inhalts kommen, zunächst in der Wissenschaft der Theologie, und der Begriff dieses Dogma ist da die Nothwendigkeit der Unterordnung der verschiedenen Momente des Begriffes selbst, deren einseitige Erfassung und Festhaltung den Streit erzeugt hat. Die ihrer Natur nach populären Lieder vermögen wohl diese verschiedenen Vorstellungen in ihrer Mannigfaltigkeit auszusprechen, wie wenn sie alle gleichen Werth hätten, aber nicht zu verhüten, daſs sie in der Reflexion unter einander in Streit gerathen, oder den vorhandenen Streit zu beseitigen, d. h. die entstandenen innern Widersprüche auch aufzulösen. Enthält der Begriff vom h. Abendmahl nicht den wahren Mittelpunkt desselben und ist er gar verloren gegangen in der Wissenschaft, so vermögen die Lieder ihn nicht wiederherzustellen, sondern negativer

Weise nur von der vorhandenen Verschiedenheit abzusehen und dieselbe zu ignoriren. Die zwei, von dem Hrn. Her. angegebenen Punkte, in denen die Einheit liegen soll, sprechen diese wohl in den Liedern, aber nicht im Dogma aus; da handelt es sich vornehmlich um die wahrhaftige, objective Gegenwart Christi im Abendmahl, oder ob sie nur eine sei in Gedanken und Vorstellungen. — Auffallend ist, dafs der Hr. Her. versichert, Kirchenlieder von den sogenannten Eigenschaften Gottes nicht gefunden zu haben. Dies kann wohl nur darin seinen Grund haben, dafs er die Eigenschaften Gottes nur sogenannte nennt, wie wenn Gott der prädicatlose Gott wäre, von welchem der Mensch nichts wissen könne. Wäre dem so, nach der Kantischen Philosophie, dann müfsten wir alle Gesangbücher sogleich zumachen. Wir aber befinden uns in der göttlichen Offenbarung seiner Eigenschaften und es ist keine, welche nicht durch christliche Lieder gepriesen worden wäre. Zu den in diesem Zusammenhange unerwarteten Concessionen gegen die Aufklärung und den Rationalismus müssen wir hier beiläufig noch rechnen die Veränderung in dem bekannten Liede, welche sich der Hr. Her. erlaubt hat: O grofse Noth, Gott selbst ist todt. Hart ist der Ausdruck, sagt Hegel, aber tief und schwer der Gedanke, den der Ausdruck bezeichnen will. Tief und schwer aber ist ein christlicher Gedanke, wenn er Unendliches zu denken giebt und ich möchte ihn, zumal in einem solchen christlich-classischen Liede, um Alles in der Welt nicht antasten. Noch mancherlei hätte ich auf dem Herzen; doch auch nicht wollen wir der zu erwartenden umfassenderen Beurtheilung weiter vorgreifen. D. Marheineke.

XCVI.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handschrift.) Berlin*, 1833. *gr.* 8. 608 S. *Mit dem Bildnifs Rahels in Stahlstich.

Unter den mancherlei Spielarten absichtlicher Büchererzeugung, die an einem der Kritik geöffneten Orte vorübergeführt und mit Gunst oder Ungunst gemustert zu werden pflegen, scheint es schon der Unterbrechung wegen einmal wohlthuend und aufregend zu sein, ein Buch der allgemeineren Kunde näher bringen zu dürfen, das, wie das genannte, vor allen die seltene Eigenschaft einer ganz unabsichtlichen, nur aus vollste benswirklichkeit hervorgegangenen, und durchau gewöhnlichen literarischen Ansprüchen entfernten theilung an sich trägt. Dabei kann der Wunsch unterdrückt bleiben, diesem merkwürdigsten Buche sen Inhalt wir hier zu einem gedrängten Charakte ausziehen wollen, in einem noch ausgebreitetern K als dem es sich zunächst hat bestimmen mögen, so vielfältigen und tiefen Anklang zu erwecken, dadurch das Bedürfnifs und mithin die Möglichkei stehe, die ganze reiche Nachlassenschaft eines der sten und ausgezeichnetsten Menschengeister, de dem Gröfsten, was geschehn und gedacht worde einem innern Gedankenverkehr gestanden, verl licht und allgemeiner dargeboten zu sehn.

Unter den bedeutenden Frauen der Deutschen *Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Ense*, (ren als Rahel Levin im Jahre 1771 zu Berlin, g ben am 7. März des Jahres 1833, eine Schweste geachteten Schriftstellers Ludwig Robert,) die rühmteste und am wenigsten gekannte, aber zu die geistig bewegteste und durch metaphysische der Bildung alle Andern ihres Geschlechts überra Natur. Nicht schul- und facultäts-gelehrt, wie die de; nicht literarische Herrschaft ausübend und sche Machtsprüche dictirend, wie die Tochter des tinger Michaelis während ihrer Verheirathung m W. von Schlegel, die eigentliche Kriegsgöttin und schürerin der damaligen sogenannten romanti Schule; nicht in vielfältigen äufseren Welterfahru gewiegt, wie Therese Huber; nicht durch sentimen Blüthenschlagen weiblicher Gefühle beglückt und glückend, wie Fanny Tarnow, war Rahel, die wi betrachtendes Genie nennen möchten, einzig durch tiefste und umfassendste Hervorbilden einer gr menschlichen Entwickelung merkwürdig, ja erh Sie war, weil sie eben nur ganz *sich selbst* entwi wollte, im seltensten Sinne des Wortes eine Ori Persönlichkeit, ein durch und durch primitives Ge das, durch seine mächtige und unabhängige Entfa über den gewöhnlichen Lebenstypus nächster U bungen hinauswachsend und darum oft in schmeral Conflicten sich seiner bewufst werdend, doch sug in einem mannigfach bedeutenden Umgange mit Gröfsten und Besten der Zeit, die ihr zu lebhu Ideenverkehr verbanden waren, folgereiche Eindr

ısen, nach vielen Seiten hin Einfluſs gewinnen mit Dem, was es still und eigenst nur in sich ebracht, auch wieder auf das Allgemeine förurückwirken muſste. Denn wer könnte die Einen berechnen, die von solchen unaufhörlich ann und angeregten Naturen ausgehen! In die kenntnisse groſser und vielvollbringender Männörte es, nachzuweisen und anzudeuten, was sie ihren entscheidendsten Ausführungen, Umwann und Gedanken der Berührung mit still hinlePersonen schulden, welche durch ihr Schicksal den Hintergrund des Weltschauplatzes gestellt, nach That noch Ruhm sich erheben, aber die ströumung ihrer Zeit in allen Pulsen gewaltig n, und oft in der naiven Weise ihres inneren ns und Ergriffenseins Aeuſserungen von sich en lassen, die sibyllinischen Offenbarungen über gleichkommen, die dem mit der Thatkraft Bewunderbar die Flügel erregen. So war Rahel hat sie in einem auch äuſserlich mehrfach ausge- Geistesverkehr, im Umgang besonders mit Friedrich Schlegel, Novalis, den beiden Humhrem Gatten, in Begegnungen mit Jean Paul, Steffens, Schleiermacher und vielen andern Been aus den verschiedensten Lebenssphären geıngeregt, bestätigt, und durch tiefstes Eingehen ennen oft neue Keime gepflegt und aufgezogen. n schönen Theil dieser Wirksamkeit läſst uns das ihrem Andenken und Nachlaſs gewidmete icken, das, auſser einer vorangehenden Skizze ersönlichen Erscheinung, die bewundernswerth llt ist, von ihr selbst an Briefen, aphoristischen en und sonstigen aus ihrem Munde bewahrten ıngen einen nie gesehenen Reichthum enthält, h liegt in dem hier Dargebotenen, dem Vernehh, nur etwa der zehnte Theil von dem vor, n den geistigen Mittheilungen dieses stündlich n Gemüths, das sich am liebsten im raschen ick der Eindrücke improvisirend erschloſs, auf und Papier unabsichtlich übergegangen. Ihr rdenkend, finden wir ihm Aehnliches nur bei lanne wieder, der, wenig berühmt und zurücklebend wie sie, und, wie sie, allen äuſseren der Wirksamkeit verschmähend, auf gleiche h ein mächtiges, nach allen Richtungen hingeGeisteswogen und durch scharfes geniales Sehen der Zeit, im persönlichen Umgange mit groſsen Vorkämpfern auf dem Tagesschauplatz, einen unabweisbaren Einfluſs auf das Allgemeine gewann. Dies war der in Paris lebende Graf Schlabrendorf, durch vielfach zusammenstimmende Charaktereigenthümlichkeiten ein gleichgeartetes Naturell, mit Rahel auch das Einsiedelische des Geistes, das Blitzende und Seherartige der Auffassung, und vor allen Unlust und Mangel an eigener Darstellung und Aufzeichnung des innerlich reich Gelebten und Gedachten, in einem überraschenden Grade theilend. —

Soll nun zunächst, um diesen Charakter zu entwickeln, von dem die Rede sein, was als Stufe erworbener und auf dem Grund der Zeit ausgeprägter Bildung in einer solchen Natur, wie Rahel, hervorragend erscheint, so wird man hier Etwas gewahr werden, das dem nächstgegenwärtigen Tagesleben nicht mehr angehört, sondern in eine frühere und vergangene Zeit deutscher Bildungsbestrebungen bereits hinausdatirt. Die *neunziger* Jahre des vorigen Jahrhunderts waren das eigentliche literarische Lebensalter der Deutschen. Alle Bildung war da wesentlich literarisch und mit philosophirender Gründlichkeit befestigt; selbst in die gewöhnlicheren Familienkreise schien ein geschäftiges Literaturleben eingedrungen, und man folgte von Messe zu Messe den Entwickelungen der Schriftsteller mit einer Spannung, mit der andere Völker nur ihren auf Eroberungen und Gränzerweiterungen ausgeschickten Feldherren nachzusehen pflegten.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCVII.

England and the English. By Edward Lytton Bulwer, Esq. Author of Pelham etc. London,* 1833. 8. *In two vol.* 390 *a.* 355 *p.

Der Aufgabe, die sich die Poesie gesetzt hat, die Urnatur des Individuums, seine innere Wesenheit, zu offenbaren, und mit dieser Quelle der Ereignisse den breiten Strom und die Stürme des Lebens wie seine Ebbe und Fluth zugleich zu deuten und begreiflich zu machen, — dieser Aufgabe ist eine andre, kaum minder bedeutsame verwandt, die Eigenthümlichkeit einer Nationalität klar und in aller Tiefe der vorhandnen Wirklichkeit zum Bewuſstsein und zur Anschauung zu bringen. In Deutschland fehlt es sogar an Versuchen hiezu. Bulwer hat in der angeführten Schrift für seine Nation die Aufgabe versucht und preiswürdig gelöst. Er hat seinem Volke scharf und dreist, oft in dichtester Nähe einen Spiegel vorgehalten, und wie ein Schläfer, der beim plötzlichen Erwachen vom Auge eines Fremden, der

seine Gesichtslinien studirte, sich belauscht sieht, so muſs England erschrecken, wenn es sich in seinen unbewachten Stunden so scharf beobachtet findet. Deutschland ist in letzter Zeit vielfach geschimpft, geschmäht, verhöhnt; früher war es Mode, über deutschen Adel und deutsche Bürgerlichkeit, über einzelne Persönlichkeiten, in die man verliebt war oder die man verketzerte, Reflexionen zu machen, und wir thun es auch heutzutage noch; — der Begriff *deutsch* und seine gesammte Ureigenthümlichkeit ist unenträthselt stehn geblieben. Bulwer ist besonnen kalt, um sich am rechten Punkt zu entzünden; er ist trocken, um gründlich zu sein und das ganze Gemälde auf Grund und Boden sicherster Wirklichkeit zu basiren; er ist scharf, hart, oft bitter, und doch durchwärmt ihn das geläuterte Feuer einer männlichen, nicht verrauschenden, stereotypen Begeisterung für sein Volk. Wer hat unter uns die umsichtige, geweitete, gehärtete Kraft, ohne die tiefe Liebe verloren zu haben, um in der zerstückelten Vielheit die Einheit unsres Begriffs, der wir selbst sind in unserer Eigenthümlichkeit, hindurchzufühlen und ohne vereinzelnde Abirrung hinzustellen? —

Das in fünf Bücher abgetheilte, vorliegende Werk des bekannten Romandichters und Parlamentsmitgliedes verleugnet in keiner Hinsicht den Charakter der Heimath, welcher es angehört. Auch wer den Vf. als Dichter kennt, findet ihn hier vollkommen wieder; sein warmer Eifer, die niedere Volksklasse aus dem Pfuhle des innern und äuſsern Elends herauszureiſsen, hat hier in der Verfolgung eines practischen Zweckes, die Gebrechen des englischen Staatshaushalts und die Carricaturen im heimischen Gesellschaftszustande zu beleuchten, seinen weitesten und eigensten Spielraum. Sein Blick ist fest und durchdringend, seine Augenbraue hängt düster unter der gerunzelten Stirn; bei allem, was ihn fesselt, handelt es sich um Tod und Leben, ein wohlthätig heitrer Scherz umspielt selten seine Lippen, aber Blitze des Verstandes erhellen plötzlich und mit Zauberkraft sein weitgeschichtetes düstres Gemälde. Besonders bedeutsam für die Kenntniſs der englischen Zustände ist das zweite Buch, welches „Gesellschaft und Sitten" in London und auf dem flachen Lande schildert. In der umständlichen Darstellung der physischen und moralischen Verhältnisse der Fabrikarbeiter in den Landstädten werden zum Verständniſs der vor kurzem im Parlament verhandelten Faktoreibill mehrere Zeugenberichte mitgetheilt, die uns mit allen Schrecken der Ueberzeugung die Möglichkeit zur Wirklichkeit machen, wie der Mensch schon im Kindesalter durch die Schuld seines Mitmenschen, der ihn als Maschine miſsbraucht, mit allem, was ihn adelt und adeln soll, untergeht. Der Zustand der arbeitenden Klasse ist überhaupt tief betrübend; Bulwer's Gemälde derselben wird jeden Betrachter erschüttern. Diese Armseligen erfreuen sich erst dahn eines leidlichen Daseins, wenn sie als Verbrecher gebrandmarkt, aus der menschlichen Gesellschaft verstoſsen und zur Transportation verurtheilt werden; so lange sie sich noch auf der Bahn eines unsträflichen Wandels hielten, hatten sie mit Verzweiflung und allen Schauern der drükkendsten Noth zu kämpfen; der dumpfste Kerker bietet ihnen noch Erquickung und Erleichterung ihres Zustandes gegen den Aufenthalt in den Fabrikgebäuden, wo eine Anhäufung m scher Dünste in dem einen Raume diese, in dem ander stehende Krankheit erzeugt.

Es kann gegenwärtigen Orts nicht Zweck sein, den von Bulwers Schrift zu erledigen: auf sie hinzuweisen mu nügen; nur ist die zweite Hauptabtheilung derselben bes hervorzuheben, weil des Vfs. Intention, die eine unausge nie ruhende, alle Zweige der Verwaltung umfassende Refo zielt, hier klar und sicher hervortritt. Durch diese Um Umbildung der gesetzlichen Formen werde auch, nach B Meinung, der Inhalt des socialen Lebens sich allmälig fr cher gestalten. Schliefslich sei noch erlaubt, auf das erst Fürsten v. Talleyrand gewidmete Buch des Werkes hin ken, das der Interessen so mannichfache bietet. Es enthä Darstellung des englischen Charakters überhaupt, beginnt ner treffenden Parallele zwischen englischer und franzö Volksthümlichkeit und schliefst mit der Aufstellung einig sterlich gelungnen Portraits britischer Nationalität. Hier i wer anerkanntermeise unübertroffen, und wir fassen in sc Pinselstrichen einige seiner Charakterzeichnungen auf. tritt uns im fünften Kapitel des genannten Buches ein vor cher Gentleman entgegen, Sir Harry Hargrave, der penib Schläfrigkeit seicht-gutmüthige, altbackene Gewissensrat ter ihm sein kapitales Gegenstück, Sir Tom Whiteheat, d und höhnisch lachende Atheist, der allen Glauben der Vo alle Satzungen verspottet und alles einreifst ohne ein Po setzen zu können. Einen verwandten, aber noch geiste ren, kraft- und saftlosen Radicalen sehen wir in William Er rühmt sich, Juden, Philosophen und Poëten gleich se gleich consequent zu hassen. Er liebte nie, half nie und nennt sich doch den Allerweltsphilanthropen; dumm siv, grob, sieht er in der menschlichen Gesellschaft nur ei schine, die der Eigennutz allein bewegt, und hat im Unte kein andres Ziel vor Augen als die Taxen herabzuset Ganz vortrefflich ist auch der stumme Lord Dumb gez der seltsame Dandy, der blofs abgerissene Vocabeln spric „dem Leben aus einer Balkonloge zusieht"; er existirt lich gar nicht, sondern ist zu seiner Kleiderhülle blofs d mäfsig bewegende Gliedermann. — Endlich noch unter der barsche Mr. Bluff, der praktische Mensch, der all wie Gedanke aussieht als eitel Speculation verdammt u das Factische, wie er sagt, liebt. Im Parlament schläft kisch, bis er von Zahlen hört; er kann nur nach vorg Rechnungen abstimmen, die bis auf den Schilling richt müssen. Ueber Addiren und Subtrahiren geht freilich sei senschaft nicht weit hinaus; er meint am sichersten z bei allem was er thut, und niemand wird leichter getäus betrogen, als er, eben weil er nach Zahlen stimmt, de schliefst.

Nicht minder interessant ist die Schilderung der L in London, ihrer schüchternen Hypochondrie und ihrer chen Eitelkeit, — Erzeugnisse der Verachtung, die ih socialen Leben Englands zu Theil wird.

№ 72.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

l. *Ein Buch des Andenkens für ihre Freun- (Als Handschrift.)*

(Fortsetzung.)

ar die allgemeine Pfingstfeier der Nationalliteratur, h grofse Geister erst jetzt ihre Auferstehung erlebt id da regte, bewegte, tummelte und begeisterte sich as den deutschen Namen trug, um als Festgänger ränzewinder mitzuerscheinen. Das Publikum sich mit und nach seinen Schriftstellern, und es hts Seltenes, dafs begabte Männer und Frauen ch systematisch nach dem Ideengang eines gro- liebten Dichters, den sie fast mit Nonnenandacht n Seelenbräutigam erkoren hatten, sich in sich elten. Es konnte wohl keinen fruchtbareren Bo- tüchtige geistige Bildungen geben als diese Zeit, s aus ihr hervorgegangen, hat sich durch Gediegen- ichthum, und innere Wahrheit vielgestaltig unter utschen bethätigt. Diese Zeit grofser literari- leenbewegung hatte vor Allen Rahel nicht nur sondern miterzeugt und getheilt, als eines der fänglichsten und mitfühlendsten Organe der da- Periode, und mit ihrer scharfen Originalität ndrücke gleich ihrer eigensten Persönlichkeit ge- d, stellte sie so eine seltene, gewichtige Bildung man vorzugsweise, wie wenige, eine klassische könnte, wenn sich ihr nicht zugleich in der es Charakters etwas Groteskes und Wildbeweg- gemischt hätte. Sie war, in der Weise ihrer leb- Natur, immer wie eine Thyrsusschwingerin der anken; sie wälzte, wie eine Prophetin, Vergan- und Zukunft in ahnender Seele, und sagte dar- das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, che Weissagungen vorher. So hat sie, immer ick auf das Ganze richtend, aus diesem Man- rausangedeutet, was im Einzelnen, in den Wen- bedeutender Verhältnisse und Individualitäten, überraschend eingetroffen ist, und der dereinstige Entwickelungsgang eines grofsen Talents war von ihr oft viele Jahre zuvor bis auf die leiseste Nuance erkannt worden. Was ihr aber diese Kühnheit und Stärke des Sehens und Erkennens geliehen, war vornehmlich der grofse Zusammenhang, in dem Alles in ihrem Wesen gestanden, und aus dem heraus sie jede Einzelnheit der Erscheinung gleich geistig und allgemein zu beziehen gewufst.

Wie es überhaupt wenig *zusammenhängende* Bildungen giebt, so sterben auch, um zu einer obigen Behauptung von uns zurückzukehren, solche Geistestypen, wie der Rahel's, täglich mehr aus in Deutschland. Jene literarisch geweihte Zeit, aus der sich Rahel eigenst entfaltete, liegt nun schon durch mehrere Entwickelungsstadien entfernt hinter uns. In unsern Tagen haben sich Literatur und Gesellschaft wieder mehr als sonst getrennt oder an einander abgeflacht, aus dem Literaturleben ist die tiefinnere Weihe geschwunden, und die jetzigen Bildungen, oft verwirrt und schwankend in sich, sondern sich immer entschiedener wenigstens von der gründlich literarischen Seite ab. Statt des eigenen Entwickelns tritt das äufsere Anlernen als Typus auf, und wie sich ein Element des Phrasenhaften in die Poesie einmischt, so erzeugen sich gleicherweise in der Welt der Individualitäten nur Scheinbildungen, leidige Conversationsbildungen, die lebenheuchelnd mit vielseitiger Routine prunken. Aber hinter dem heitern Firnifs dehnt sich die Geistesohnmacht gleich innerer Verzweiflung, und das Dasein, unfruchtbar und unerträglich werdend, müfste unter diesem Fluch versteinern, wenn nicht ein grofswaltendes Weltschicksal der mattgewordenen Entwickelung des Geschlechts gleich wieder neue Bahnen zur Rettung und Erkräftigung aufrollte. Die neue Vertiefung in Politik und Staatenleben wird für unsere Zeit die Errettung und Erkräftigung bedeuten müssen, sie wird anregen, umwandeln, Bildungskeime ausstreuen, und dem edlen Metall des

deutschen Wesens den schönsten Fuſs bereiten. Doch bis jetzt hat sich noch nichts erfolgreich durchdrungen, und in den mannigfach nüchternen und verloren hinirrenden Klang des heutigen Lebens tönt die Kunde von einer des Gottes vollen Erscheinung, wie Rahel, als eine groſse Mahnung hinein. —

Und diese so viel und tief erlebende Frau, in der sich die höchsten Interessen bedeutender Zeitläufe unaufhörlich zu einer schöpferischen Gedankenwelt begegneten, hatte gleichwohl das Darstellen und Aussprechen ihres Innern nicht nur zu keinem künstlerischen Beruf in sich ausgebildet, sondern vielmehr auffallend vernachlässigt und gering geachtet. Sie war ohne Zweifel inwendige Künstlerin und Dichterin, die immer ein werdendes Leben in sich bewegte und ausbaute, aber wie in vielen trefflichen Gemüthern die Poesie als eigentliche *Lebenskraft* bloſs vorhanden scheint, ohne als *Kunsttrieb* selbst sich glücklich äuſsern zu können, und wie sie als erstere bei weitem allgemeiner zum Groſsen und Edlen wirkt, denn als letzterer, so fühlte sich auch Rahel nie zum Versuch kunstmäſsigen oder absichtlichen Mittheilens ihrer Gedanken gedrungen. Dagegen besaſs sie einen eigenthümlichen, gewissermaſsen angebornen Hang, in *Briefen* sich auszusprechen, worin sie sich schon seit früher Jugend lebhaft erging (vgl. S. 530 flgd.), und in dieser Weise, die ebenfalls eine im vergangenen Jahrhundert besonders vorherrschende, jetzt ziemlich verfallene Sitte unter den Deutschen ist, hat sie die merkwürdigsten Abdrücke ihres Geistes hinterlassen. Sie klagt und spricht oft darüber, daſs sie eigentlich nicht *schreiben* könne, bei all ihrem richtigen Geschmack für ästhetische Darstellung (vgl. den Brief an D. Veit, S. 95.), aber wie sehr ihr auch äuſsere Unbeholfenheit oft in den Weg tritt, und auf eine seltsame Art selbst das Material ihre Ergüsse hemmen will, z. B. die Schreibfeder, die sie nicht selbst schneiden kann, und wo denn mitunter in aller Verlegenheit die Kammerjungfer mit der Scheere daran zurechtstutzen hilft, sodaſs ein abenteuerliches Werkzeug entsteht, das, eine gewaltsame Handschrift hervorbringend, die Briefschreibende jedoch durch den Widerstand erst recht zu einem kühnen Flug der Mittheilung anzureizen scheint: kurz, wie auch des Ungünstigen viel zusammentreffen mag, so hat doch Niemand je origineller geschrieben als sie. Indem sie nur rein die Gedanken aus sich abschreibt, und n unmittelbaren geistigen Empfängniſs hastig auf pier schleudert, wird sie in unruhiger Beweg groſsartigste Wortbildnerin, und mitten in dem der Darstellungsunfähigkeit, das sie beschleich erschafft sie Ausdrücke und Bezeichnungen, eine fertige Minerva mit Helm und Schild au Haupt hervorgegangen scheinen. Ohne irgend sche Motive bei sich zu kennen, schrieb sie do wenige Autoren, einen durch und durch eigenth Stil, weil sie nur ganz *sich selbst* schrieb, und es eine so drängende, wogende, oft gewaltsame Ge gährung in ihrer Schreibart, daſs man, so oft äuſsert, eine Pythia im Schweiſs der Begeiste sehen glaubt. Auf der andern Seite scheine auch freilich die innerlichst gebliebenen Gedank selten noch wie ohne Körper und Kleid auf und ein dunkles Element breitet sich geheimniſsv schleiernd über geistestrunkene Aussprüche hin. ist nicht die geringste Spur von Ostentation in ihrer Mittheilungsweise auch nur zu ahnen, u sie jedesmal lediglich den Zweck hat, sich so fsern, wie es gerade in ihr vorgeht, zeigt sich ders daran, daſs sie immer dieselbe ist, und in ben charakteristischen Weise sich ausspricht, verschiedene Persönlichkeiten und unter wie ver nen Bedingungen sie auch Briefe schreiben ma der seltsamsten Originalität kann man sie doch wisser Hinsicht *natürlich* nennen, und Jeder, solche Natur versteht, muſs beistimmen, wenn s einmal ausruft: „Warum sollt' ich nicht natürli Ich wüſste nichts Besseres und Mannigfaltige affectiren!" —

Es sind vornehmlich dreierlei Perioden des und der Zeit, welche sich in dem aus ihrem N Ausgewählten im bestimmten Wiederklang der schenden Eindrücke bemerklich machen. Dies vörderst die bezeichnete literarisch-philosophisch mung der neunziger Jahre des vorigen Jahrh dann die mehr zur Theilnahme an öffentlichen I interessen erweckende Epoche der sogenannte schen Befreiungskriege, und demnächst die hier gende, wir möchten sagen, in Friedensträgheit schaftelnde Zeit Deutschlands, bis an die neuen schen Bewegungen des Jahres 1830 heran, welc

aber in den Briefen Rahels aus dieser Periode nur und abgebrochen nach ihren Einflüssen auf sie eutet werden.

Was Rahels Verhältnifs zur deutschen Literatur am bedeutsamsten erscheinen läfst, war ihr frü- rkennen Goethe's und der universalen Bedeutung Poesie. Zu einer Zeit, wo Gleichgültigkeit, Mifs- nd und Feindseligkeit das, was der grofse Dich- r den Aufgang der deutschen National-Poesie rt, noch fast allgemein zu verdunkeln und nieder- m strebten, hatte sie, ein junges Mädchen, in der schon die umfassendsten Studien seiner Werke ht, und in ihren nächsten Lebenskreisen mit ent- ner Begeisterung und Einsicht die Macht und vollendung seines Genius verkündigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCVIII.

sentatio critica de duplici Psalmi duodevi- imi exemplo. Scripsit Caesar a Lengerke, l. Dr. S. S. Theol. Lic. et Prof. P. E. in d. Albertina. Regimontii Pruss. 1833. *pag.* 4.

gen Grambergs Behauptung, dafs der Text des 18. Liedes mbuche im Verhältnifs zu dem 2 Sam. 22. der ursprüng- chte und unverdorbene sei, ist vorzüglich die vorliegende e Untersuchung beider Texte gerichtet, welche der Vf. ständigkeit, ja absichtlich in einer gewissen Breite führt, für alle Mal das beiderseitige Verhältnifs festzusetzen, namentlich eine Ansicht zu vernichten, der selbst de wenn auch nur schwankend, beizutreten scheint (vgl. p. ndessen läfst schon ein genauerer Blick in die beiden ein einseitiges Wählen und Verwerfen des einen oder als des absolut richtigen oder unrichtigen, nicht aufkom- Denn beide Texte haben gegeneinander gehalten, eben Richtiges als Falsches, wie denn z. B. 2 Sam. 22, 5. s. 18, 5. eben so gewifs die gute Lesart, als umgekehrt 22, 13. gegen Ps. 18, 13. die schlechte giebt.

ifelhafter kann die Beantwortung der Frage sein, wie rschiedenen Texte entstanden? Nach Hrn. Lengerke sind icht, durch 2 Recensionen, welche David selber gemacht, idisch-naiv noch zuletzt Hr. Clauss glaubt), nicht durch ätren Kritiker, der den vor ihm liegenden Text bear- noch durch irgend einen Leser, der nach bestimmten n ihn verändert hätte (vgl. z. B. Jes. 36 folgg. zu 2 . s. w.), sondern ihre einzig richtige Entstehungsweise *rus fons* p. 10), ist die, durch welche Ewald das Ver- von Ps. 14 zu Ps. 53 erklärt, dafs ein Leser des Alter- ns einem verblichenen oder sonst verdorbenen Text sei- ner Handschrift, ohne Kunst aber mit einem gewissen richtigen Tact und mit Freiheit, in Beziehung auf die angegriffenen Stel- len und Lesarten einen neuen Text sich gebildet habe. Jedoch giebt der Verf. gleich zu, dafs hier viele Lesarten auch der Nachlässigkeit der Abschreiber, so wie dem Leben des Liedes im Munde des Volkes ihren Ursprung verdanken. Legen wir uns des bleibenden Zweifels wegen, kein so bedeutendes Gewicht auf die Angabe der Entstehungsweise dieser Verschiedenheit, so müssen wir uns doch entschieden gegen Hrn. v. Lengerke's Erklärung aus dem Grunde aussprechen, weil sie überflüssig ist, nichts erklärt, was sich nicht einleuchtender und besser erklärte, wenn man die erste Entstehung der Verschiedenheit — wie bei den meisten alten Nationalliedern — in den Mund des Volkes, den wahren Vater der Variation legt, nach welchem schon eine differente Aufzeichnung erfolgte, die dann noch differenter ward durch das gewöhnlich einer schriftlichen Fortpflanzung zukommende Gefolge von Zufällen und Umständen, wie z. B. schlechte, an- und abgegriffene Exemplare, nachlässige, reminiscirende Abschreiber und spätre Kritiker u. s. w. Auch läfst Hr. v. Leng. bei seiner zumeist richtigen Beurtheilung der verschiedenen Lesarten jene Erklärungsweise der Differenz nur selten, kaum allein, und nirgends nothwendig eintreten. Denn z. B. vs. 13. wird wohl niemand dem Vf. beistimmen, dafs der schlechte Text des Buches Sam. aus verloschner Schrift also entstanden sei. עב[יו] ע[ב]רו, da vs. 9. unabweisbar auf eine Reminiscenz im Munde des Volkes oder unter der Feder des Schreibers zeigt. Was gelegentlich die Auflösung des richtigen aber schwierigen Textes betrifft, so kann uns Hrn. v. Lengerke's kaum mehr genügen, als die de Wette's. Der Sinn ist unstreitig: die dichten Wolken lösen sich durch den Lichtglanz Jehovas auf, werden durchbrochen von Hagel- und Feuer-Wetter. Hiernach übersetze man: „Aus dem Lichtglanz vor ihm fuhren dahin seine Wolken, fuhren dahin Hagel- und Feuerkohlen." Es steht עברו, wie häufig schwebend zwischen beiden Gliedern, beiden angehörig, mit im Grunde einer, wiewohl der weitern Auffassung nach etwas verschiedenen Bedeutung (verschwinden — dahingehn.). Denn עבין für מעבין als Apposition zu מנגה zu nehmen (wie nach Gramberg de Wette) ist schon deshalb falsch, weil der *Lichtglanz* Jehovas niemals die *Wolken* sind, man vgl. auch 2 Sam. 23, 4. בקר לא עבות מנגה „am Morgen da keine Wolken sind ob des Glanzes." Hr. v. Leng. erkennt nun zwar richtig die Beziehung עברו zu beiden Gliedern an, womit er zugleich die frühere Erklärung zurückweis't, aber sieht die Nüance der Bedeutung nicht ein, und nimmt deshalb fälschlich die Worte ברד וג" im 2ten Gliede als Explication von עבין im ersten. Eine andre Variante aus *verloschner* Schrift findet der Vf. v. 16. Aber hier ist es eben so wenig nöthig das 2ten Sam. in בגערת fehlende Suffix *ex litterae litura* zu erklären, gleichwie der in diesem Worte stattfindende Wechsel der Präposition ב [mit מ in "מנש] noch kein Fehler, und "מגע in dem Ps. noch nicht die ursprüngliche Lesart ist, da grade ב im Wechsel mit מ (im Sinne *ex* als

durch) geliebt wird; vgl. Ps. 5, 11. 6, 8. u. oft. Wir könnten bei der Beurtheilung der Lesarten noch gegen Einzelnes Einwendungen machen, doch enthalten wir uns dessen um so lieber, als auch manches hier rein vom exegetischen Gefühl und Takt abhängt, beispielsweise führen wir vs. 7. an, hier glauben wir nicht mit Hrn. v. L., dafs das letzte Glied ganz richtig im Buche Sam. sei, sondern halten es in diesem für gleich mangelhaft, als im Psalmbuch für übervoll, denn eigentlich scheint uns zu lesen וישועתי לפניו באזניו, das letztere Wort ist im 2 Sam. als unverständlich weggelassen, während es im Ps. durch die Glosse תבוא richtig erklärt ward, „und mein Gebet vor ihm, drang zu seinen Ohren", denn לפניו ist zum Vorhergehenden, nicht wie gewöhnlich zum Folgenden zu beziehen, wo dann באזניו überflüssig wäre. Doch, wie schon gesagt, im Ganzen sind die Lesarten von dem Vf. richtig und gut taxirt, besonders Gramberg gegenüber, der in seiner vorgefafsten Meinung dem Recensenten des 2 Buch Sam. selbst grammat. Fehler an den Kopf wirft, wie z. B. vs. 33. bei der Verbindung מעוזי חיל, die Hr. L. mit Beispielen rechtfertigt, während Gramb. selbst de Wette'n an dieser Stelle so geblendet, dafs dieser von dem unverständlichen und eigentlich ungrammatischen der Worte spricht (Comment. z. d. Ps. l. l.), da er die ganz gleiche Stelle Ps. 71, 7. מַחְסִי עֹז — welche Hrn. v. L. entgangen — ganz unbefangen und richtig übersetzt, und so wenig ungrammatisch oder unverständlich findet, dafs er im Commentar nicht einmal mit einer Sylbe ihrer gedenkt. — Auch an gelegentlichen Sprachbemerkungen und grammatischen Beispielen läfst es unser Verf. nicht fehlen, doch bedürfen die ersteren zuweilen noch der schärfern Fassung, die letzteren mitunter noch der Sichtung, wie z. B. die über den freieren Status constr. p. 13. und über das Genus von ארץ p. 25. wo die für das mascul. Geschlecht (— aus blofsem Druckversehen ist daselbst der Gebrauch des Genus verkehrt aufgeführt —) angegebenen Beispiele sämmtlich nicht stichhaltig sind; nämlich Gen. 13, 6. und Jes. 9, 18. weil das Verbum vorangeht (Ezech. 21, 14. unrichtig citirt) und Ps. 104, 6., weil das masc. Suffix in כסתו sich nicht, nach der gewöhnlichen Meinung, auf ארץ — zu dessen mascul. Auffassung hier *gar kein* Grund vorhanden — sondern auf תהום bezieht. Man übersetze „die Fluth — gleich einem Gewand decktest du sie über die Berge, über den Bergen standen die Wasser." על הרים gehörte wiederum dem Sinne nach beiden Gliedern an, und wie hier so ist oft das Verkennen der wiederholten Beziehung solcher kleinen Sätze am Ende des einen oder Anfang des andren Gliedes, zu beiden Gliedern, das Verkennen solcher *voces in medio suspensae* gleichsam, Schuld der schiefen Auffassung.

Noch haben wir ein Wort über Hrn. v. L. Bestimmung der Abfassung und Abfassungszeit des Liedes zu sagen. Als Verf. desselben nimmt er mit fast allen Exegeten den König David an. Wir wollen hiergegen nicht streiten, wiewohl wir nicht zweifeln, dafs wenigstens der mittlere Theil des Ps. eine spätere Ausführung ist. Aber befremdet hat es uns, wie Hr. v. L. gegen Olshausen, der die Davidsche Abfassung läugnet, für sich (nach Hitzig Begriff der Kritik p. 27.) auf die Worte 7, 18 — 29. als ein *unzweifelhaftes Gedicht Davids* berufe Mit demselben Recht, würde man, unseres Erachtens, nerischen oder dichterischen Charakter, der nach dem lichen τὸν δ' ἀκαμπιβόμιος προσέφη κτλ. im Homer den Personen, feststellen, ja würde selbst nach den A gen der A. T. Schriften (als וגר יה" ויברא יה" über Sprach- und Ausdrucksweise, Red' und Dichtungs was reden können, wenn nicht schon formell eine vers Art und Weise, die den *Schriftstellern nach* eben vers sichtbar wäre. Als Gedichte Davids werden in den hist Büchern, aufser unserm 18ten Psalm, nur wenige Zeile führt, etwa 2 Sam. 1, 18 — 27. 3, 33. 34. und ein Frag 1 — 7., und hiernach ist es wohl schwer in Beziehung Psalmen den Charakter Davids als Dichter festzustell unstatthaft aber hier manches als dichterische Eigenth keit Davids aus jenen Davidischen Rede-Berichten historischen Büchern beweisen zu wollen. Ueberhaupt zu beachten, dafs manche ältere Psalmen in einer l traditionellen Beziehung den Verfassern jener Bücher l da schon vorgelegen, und die bestimmte Beziehung manc David beigelegten Psalmen, auf einzelne Berichte, ol nach einzelnen Worten in jenen Büchern, ist und bleibt, dabei man sie auch machen mag, immer noch mifslich. zieht Hr. v. Leng. diesen Psalm seiner Grundlage, vs. nach, gleich dem vorangehenden 18ten, indem er sich a Begriff der Kritik p. 22. anlehnt, auf die 1 Sam. 23, zählte Rettung Davids in der Wüste Maon, wofür nicht spricht, als dafs man es gerade so, aber auch wohl an ziehen kann, und nimmt aufserdem ohne weiteres — den storischen Bücher sagen davon nichts — ein furchtbares in jenen Felsschluchten zu Hilfe (p. 57.), welches die V sung zur spätern Darstellung seiner Rettung, in der F Theophanie gegeben haben soll. Mit einer solchen A und Vorstellung, wie diese, über die Theophanie, kön uns gar nicht befreunden, sondern schliefsen uns ihr ge an den, wie fast immer, ästhetisch-richtigen Sinn de an, nehmen jedoch jene ganze Darstellung vs. 5. u. fo eine Concentration, der mannigfachen Rettungen in ein fsen Rettung, oder als eine Darstellung der Rettung üb durch die Hilfe des allmächtigen Gottes, der dichteri mittelbar einschreitet, furchtbar erscheinend im Erschrec Erzittern der Natur.

Indem wir so einzelne Gegenbemerkungen hier hin ben, haben wir die Arbeit und den Fleifs des Hrn. Ver verkennen wollen, im Gegentheil erfüllt diese Schrift kommen ihren Zweck, dafs hinfort eine einseitige Beur des einen oder andern Textes wohl nicht mehr Statt finde

Ferdinand Bena

№ 73.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

l. Ein Buch des Andenkens für ihre Freun- (Als Handschrift.)

(Fortsetzung.)

e war es eigentlich, welche durch Ausbreitung Dichtergröfse im Privatleben die nachmalige en- tische Anerkennungsperiode für Goethe hätte vor- n helfen (vgl. S. 22.) und selbst nach dem we- Aphoristischen, was sie von ihrem Verständnifs chreibend mitgetheilt, könnte man sie wohl den n Kenner der Goetheschen Werke in ihrem fein- usammenhange nennen, der gelebt hat. Zu be- bleibt, dafs sie nie eine ausgeführte kritische llung des Dichters, in den sie sich so mit ihrer Natur hineingedacht, über sich vermochte, da r in gewisser Hinsicht das Höchste der Beur- g zu leisten im Stande gewesen wäre. Wie ifste und in schärfste Beziehungen gestellte An- sie überhaupt von der Ausübung der Kritik hatte, ornehmlich aus einem ihrer Briefe vom J. 1794 , worin sie die vielbesprochene Recension Schil- er Matthisson, die allerdings ein grofser ideali- r Irrthum war, schon damals auf das Lebhafteste nihiliren sucht: „O Laokoon, o Lessing! hab' ich nken können. Wenn *der* was Allgemeines sag- bestimmte er was, setzte er was fest, (freilich hat zu Tod' geärgert!) — wenn der recensirte, ta- r, wenn er tadelte, gab er die Ursachen an. — macht so viel Lärm von dieser Recension, und sie so schwer wäre; ich habe eben keine so ha- e Ideen darin gefunden. Die Vergleichung der unst mit der Mahlerei, und also auch die fernere ndung des Landschaftsmahlers und Geschichtsmah- t mir gar nicht aufgefallen, und ist, dünkt mich, rtmal in Lessing vorgekommen; *den* wollen sie ller Gewalt *vergessen*, weil seine Recensionen viele seiner Werke, und besonders Laokoon, kom- men wir wie Recensionen der Künste vor) nicht so sentimental waren, und er nicht immer das Genie re- censirte, analysirte, das hohe Menschliche heraussuch- te, und bewies, dafs das Genie ein *Genie* ist, — son- dern das Kunstwerk vornahm, aufstellte, mit Gründen tadelte, oder für das alte Lob welche zeigte, den For- derungen sichere Gränzen steckte, und mit richtendem Blick und enthusiastischem Beifall das Genie sie errei- chen sah, und seine Genialität in Ruhe liefs." —

Inzwischen war der literarische Eudaimonismus der Deutschen durch den ernsten Drang der weltgeschicht- lichen Ereignisse allmählig auch aus seinem süfsen Frie- den aufgeschreckt worden. Die erste Reihe der fran- zösischen Revolutionsjahre schien noch kaum einen tie- fer greifenden Funken der Unruhe in die gesellschaft- lichen Zustände Deutschlands geworfen zu haben; man ästhetisirte, philosophirte, unterhielt sich nach wie vor behaglichst, und politisirte *nicht*; und in den Briefen Rahels aus dieser Periode ist auch nur von Literatur, von innerem und geistigem Leben die Rede. Die Re- volution steht in der Ferne nur wie ein brennender Komet, den man als ganz absonderliches Ungethüm noch aufser Zusammenhang mit der übrigen Weltordnung erachtet; man bezieht sie nur ganz äufserlich als et- was Vorübergehendes. Es erdröhnten jedoch bald auch die Grundvesten der alten träumerischen Germania, das längstverwelkte Reichsverband zerrifs, und ein univer- saler Eroberungskrieg, in den sich die französische Revolution aufgelöst hatte, drang umgestaltend auch über die deutschen Gränzen. Da wurden neue Inter- essen lebendig, und ein neues ihr früher nie bewufst gewordenes Gefühl macht sich auch in Rahel geltend, das der *Vaterlandsliebe*. Sie verkündigt diese in einem schönen Gleichnifs von sich: „O, ich habe es nie ge- wufst, dafs ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Bluts etwa nicht kennt; wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen!"

Das Jahr 1813 ruft sie auch in ihrem Kreise zur thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten heraus; sie zeigt sich unter den andern mildgesinnten Frauen Berlins, die damals am Altar des Vaterlandes die herrlichsten Pflichten der Weiblichkeit ausübten, geschäftig in der Pflege und Erquickung verwundeter Krieger, und übertrifft alle so sehr an Eifer, dafs sie, krank geworden, ihr Bureau sogar vor ihrem Bett aufschlägt, um an demselben Jäger und Soldaten zu empfangen und mit Rath und Trost zu entlassen. (Vgl. S. 260.) Ja, sie hat im Namen der Frauen, die sich zur Stiftung eines Lazareths vereinigten, einen Aufruf an das Publikum verfafst, der in den Zeitungen verbreitet werden sollte. (S. 249.) Unter allen äufseren Anregungen dieser Jahre verliert die begeisterte Frau doch nie den innersten metaphysischen Faden des verwirrten Weltzustandes aus der Seele, und sie schreibt im Februar 1816 an ihren Bruder Ludwig Robert folgendes wunderbar im Geist Gesehene: „Danieder liegen die Menschen aus allen Ecken Europa's; aus allen Ecken *habe* ich sie abgehört, und *höre* sie sich beklagen, sehe sie sich unbehaglich fühlen, rücken und klimmen; Alle, die nur nicht ganz gemein, ganz roh, ganz plump steigen und gewinnen, ohne Zweck, aus Prahlsucht und Lüge, ganz nach aufsen. Meiner Natur Spinnen ist nun, das, was mich quält, bis zu seinem Ursprunge hin zu verfolgen, das heifst, bis an die Gränze seines Verständnisses. Ich verstehe nun der Welt Gewirre und ihren jetzigen Zustand so: Es fehlen zu den bedeutend vielen kleinern — Detail-Erfindungen möcht' ich es nennen — Entdeckungen des Menschenwitzes, wodurch er nun seit den neuern Jahrhunderten seine Sinnorgane glücklich genug ergänzt, sich die Aufsenwelt dienstbarer, die ganze Erde bekannter und kleiner gemacht hat, einige grofse Erfindungen und Annahmen, wie sonst es einmal müssen Ehe, Menschengemeinden mit Gesetzerfindung, die zehn Gebote u. dgl. gewesen sein. Das Alte, Einfache, damals grofs Erfundene reicht durchaus nicht hin. Der Einzelne ist mächtiger in seinem Sinn und Geist, reicher vorgebildet, als das Gesammte, das ihn regieren soll, und es, ohne Respect, Bewunderung, Meditation einzuflöfsen, nie kann. Hiermit meine ich bei weitem nicht die Regierenden; sondern das Regierende, welches höher, in Intelligenz, Erhabenheit und Erfindung sein mufs, als die, welche regiert werden, wenn soll regiert werden können. Ich bin gewifs, wo viele Menschen als Völker zusammen waren, fanden sie sich ungefähr, aber nur sehr ungefähr, in solchem Zustande, wie wir, kurz vor einer der grofsen Erfindungen, die man auch Offenbarungen nennt. Nichts aber, was wir aus den Büchern und Sagen kennen, kommt, dünkt mich, dem jetzigen Zustande der Erde gleich! Alte gebildete Völker hatten Säulen zu Gränzen der Welt, Höhlen zur Hölle, schöne Inseln und Berge zum Olymp; nannten andere Völker Barbaren, wollten dies und nahmen sie zu Sklaven. Jetzt aber, wo die ganze Erde bereiset, gekannt, Kompafs, Teleskop, Druckerei, Menschenrechte, und wer weifs was Alles erfunden ist, in vierzehn Tagen allenthalben gewufst wird, was allenthalben geschehen ist, und doch die Urbedürfnisse, Nahrung, Vermehrung, das höhere und höhere Wollen fortexistiren: wie sollen die alten Sittenerfindungen noch vorhalten (nicht das Bedürfnifs nach Sitte, für welches erfunden oder entdeckt werden mufs)! Daran, glaube ich, krankt die jetzige Welt; so mannigfaltig ausgebildet, grofs und allgemein war diese Krankheit noch in keinem uns bekannt gewordenen Zeitpunkt, obgleich sie nur nach und nach diese Ausbreitung gewinnen konnte, wozu eine ewige Anlage da war." —

Da wir hier einmal im Zuge sind, ihr von uns entworfenes Bild durch ihre eigenen Aeufserungen und Selbstmittheilungen ausführen zu lassen, so mögen jetzt noch in rascher Blumenlese, für deren kluge Auswahl wir indefs bei dem fast in Verlegenheit setzenden Reichthum jeder Seite nicht einstehen können, einige ihrer bezeichnendsten Briefstellen folgen.

Eigenthümliche Ansichten hatte Rahel von der Fortdauer der Kunst bei den Völkern; sie sind besonders für die nächste Gegenwart zu bedeutsam, um sie nicht herzusetzen: „Es giebt auch Völker, die in Zuständen leben, die nur einer rechtlichen, sittlichen Verbesserung fähig sind; auch sprungweise zu viel von der Gesammtbildung der Erde bekommen haben, und die Periode ihrer Kunst — die ich jedem Volke von der Natur zugestehe — überschritten haben. Wie ich denn glaube, dafs sie überhaupt für jetzt überschritten ist. Die Untersuchung, welche diese Behauptung voraussetzt, kann jeder Einzelne in seinem eigenen Leben anstellen: ob spätere Verhältnisse, kombinirteres Wissen, später sich entwickelnde Interessen, ausgedehntere Ordnunghalten, in all diesen Dingen tieferes, vielfältigeres Studiren, der Kampf mit der Welt in reifern

n, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn von Kunsterzeugnissen und Kunstvorsätzen ab- ! Die Welt bewegt sich aber immer; erzeugt : neue Menschen und frische Verhältnisse; nichts inglich Menschliches wird vertilgt werden; so wir Wild des Waldes werden, oder als ein in Amt zur Welt kommen wird; und so braucht reder um unsere Liebe zur Kunst oder deren e bange zu sein. Getrieben nur können sie nicht n: nicht einmal vom besten Willen; von Eitelkeit Liebhaberei an Nationalität gar nicht. Freien lasse man ihnen; gute Zustände aller Art bereite und das ein Jeder auf seiner Stelle; das ist das hste Beförderungsmittel; und die Wahrheitsliebe man zehnfach doppelt bedacht in sich! Alle e der Kunst zeigen sich gleich als Karikatur sie. Das zeugt, wenn es nöthig wäre, von ihrem Ursprung, und ihrer hohen, herrlichen Verwandt- : und so wären wir wieder zu dem Anfang, wo e als höchstes Bedürfniſs des Menschen ansahen, s Bild, welches wir von unserm hiesigen Leben rhalten; zum Ersatz, zur Lust, zur Erhebung." — lier stehe auch Rahel's Urtheil über Börne: „Dr. in Frankfurt am M. schrieb ein Journal: die Wage. mpfahl es Gentz. Als das Geistreichste, Witzig- es jetzt geschrieben würde; er empfahl es mir m enthusiastischesten Lobe; seit Lessing, sagte ; — er meinte *einen* bestimmten Artikel darin, — solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaub- ürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein n Witz, schöner Schreibart. Er ist scharf, tief, lich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, en wie einer der guten Alten; empört, wie man ber Schlechtes in der Kunst. Und so gewiſs ich *ein sehr rechtschaffener Mensch!* Wenn Sie seine erkritiken lesen, und nie die Stücke gesehen ha- o kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. tücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, ie seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! — s von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte stark politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daſs hätte." —

as Erschöpfendste und Tiefste, was unseres Erach- e über Shakespeare gesagt worden, sagte sie mit venigen schlagenden Worten mündlich: „Er ist im Leben; er kann fast nicht zur Betrachtung kommen, denn jede Betrachtung wird Leben; und doch ist er lauter Betrachtung." —

Während Rahel so in allen Gebieten des Geistes und Wissens gleich das Wesentliche und Charakteristische mit scharfblickenden Augen ersah und in treuer inniger Gesinnung zu pflegen wuſste, war ihr neben dem strengsten Ernst der Betrachtung auch der Sinn für das spielende Element des Lebens glücklich und jederzeit geöffnet. Ueber Tanz und Musik hat sie überraschend schöne Gedanken gehabt, und besonders in der letzteren, in der sie völlig einheimisch war, verstand sie mit einer seltenen Kennerschaft zu genieſsen. Der Merkwürdigkeit wegen können wir uns nicht enthalten, ihr Urtheil über Spontini, dem wohl nie eine ähnliche Würdigung widerfahren, aus einem Briefe an L. Robert hier noch auszuheben: „Man höre nur mit Aufmerksamkeit, wie viele Lieblichkeiten in Spontinis Musiken wider seinen Willen hervorsprossen: ganz italiänische, freie, üppige, liebliche, reiche, graziöse Gewächse. Alle Tanzmusik: Einzelnes nicht zu rechnen; und nur Olympia's Wunderouvertüre! Er überlegt zu viel; und das will doch nur sagen, da wo er nicht sollte: er sollte überlegen, daſs er sich gehen lassen, und nicht so sehr influenziren lassen muſs! Alle zu häufige militairische Musik ist nun wieder von hier, u. m. dgl. Sein eigener tiefer Irrthum — von Frankreich geboren, und von Eitelkeit erzogen — *der*, daſs er's mit Lärm und Instrumentenzahl zwingen muſs: und was? Beifall von Leuten, die sein wahres Wesen nicht faſsten! Ueberlieſse er sich je seinem eigenen Genius, könnte er ihn noch finden, so wäre er gewiſs im Stande, Liebliches, Tiefes, Neues und Abstractes, und immer Meisterhaftes zu liefern. Er besitzt eine Melancholie, er ist melancholisch; die müſste er einmal frei darstellen. Seine komischen Opern sollen vortrefflich sein."

(Der Beschluſs folgt.)

XCIX.

Ueber den Kropf. Ein Beitrag zur Pathologie und Therapie desselben; von Dr. Karl Joseph Beck, Hofrath u. Prof. in Freiburg u. s. w. Mit einer Steindrucktafel. Freiburg, Groos 1833. *IV*, 81 S. 8.

Der Hauptzweck dieser schätzbaren kleinen Schrift ist der: einer neuen Art des Kropfes, der *struma cystica*, ihren Platz im

Systeme zu vindiciren. Man findet nämlich, und zwar, wie des Verfs. Erfahrungen zu beweisen scheinen, nicht selten, eine oder mehrere Abtheilungen der Schilddrüse in einen dickhäutigen Balg umgewandelt, der eine mehr oder weniger dunkel gefärbte Flüssigkeit enthält, und an seiner innern, den serösen Häuten ähnlichen Wandung zuweilen Knochenbildung zeigt. Der von dieser Metamorphose nicht ergriffene Theil der Drüsen, kann dabei gesund sein, doch gesellt sich auch der Balgkropf zuweilen zu den übrigen krankhaften Veränderungen, welche die Schilddrüse erleidet. Beim Lebenden zeigt sich die *struma cystica* gewöhnlich als eine eiförmige oder kugelige, elastische Geschwulst, die seltner in der Mitte, öfter seitlich aufsitzt, eine mehr oder minder deutliche Fluktuation wahrnehmen läfst, und mit verhältnifsmäfsig bedeutender Störung der Respiration und Circulation verbunden ist. — Die Art, wie man bei der Untersuchung verfahren mufs, um sich von der, oft schwer zu erkennenden, Fluktuation zu überzeugen, ist vom Verf. ausführlich angegeben. — Zuweilen wird die in dem Balge enthaltene Flüssigkeit fest, und dadurch die weitere Entwicklung der Krankheit gehemmt; auch hat der Verf. bei seinen anatomischen Untersuchungen dergleichen Bälge ganz mit knorpeligen oder knochigen Massen angefüllt gefunden. Es scheint jedoch nicht, dafs sich diese Fälle von *struma cystica indurata* — wie sie der Verf. nennt — in diagnostischer und therapeutischer Hinsicht für jetzt von dem gewöhnlichen Kropfe, dem sogenannten lymphatischen, gut sondern lassen. Der Verf. hat das Verdienst, nicht nur, die, wie er selbst einräumt, schon früher beobachtete, aber in ihrer Eigenthümlichkeit nicht richtig gewürdigte, *struma cystica* durch Untersuchungen an Leichen und Lebenden zuerst als eine besondere Art festgestellt, sondern auch auf die Beschaffenheit derselben ein eigenthümliches und erfolgreiches operatives Heilverfahren begründet zu haben; so dafs diese Art des Kropfes, bei welcher die pharmaceutischen Mittel nach den bisherigen Erfahrungen ganz unwirksam bleiben, jetzt als die am leichtesten heilbare angesehen werden mufs. Das Operationsverfahren besteht im Wesentlichen in der seit Antyllus bei Balggeschwulsten, deren Exstirpation mit dem Messer unthunlich ist, angewendeten Methode: die Geschwulst einzuschneiden, das Contentum zu entleeren, und den Balg durch Erregung von Entzündung und Eiterung zu zerstören, und ist auch beim Kropfe schon früher, namentlich noch in der neuesten Zeit von Lemaire geübt worden, doch hat es erst durch des Verfs. genaue Unterscheidung des einzig und allein dieses Verfahren indicirenden Krankheitsverhältnisses, seine wahre Bedeutung und bestimmte Stellung in der Operationslehre gewonnen. Der Verf. hat seine Operationsmethode genau, mit Angabe der nöthigen Cautelen und der Nachbehandlung beschrieben, und durch sechs, mit belehrender Ausführlichkeit mitgetheilter Krankheits- und Heilungsgeschichten den Beweis geführt, dafs sie, im Verhältnifs zu den übrigen beim Kropfe üblichen operativen Verfahren, leicht und wenig gefährlich ist und die sichere Hoffnu vollständigen Heilung gewährt. Um die Diagnose, auf hier, wie überall, das Meiste ankömmt, zu vervollständi der Verf. die Unterschiede der *struma cystica* von den Arten des Kropfes angegeben; Ref. kann jedoch, beson jüngern Praktiker wegen, den Wunsch nicht unterdrück der Verf. die Gefahr den Blutschwamm (oder Marksc der Schilddrüse mit dem Balgkropfe zu verwechseln, m vorgehoben, und nicht so gering angeschlagen haben als es geschehen ist. Das Gefühl von Fluktuation ist be und Markschwamm oft so täuschend, dafs, im Verhä dem nicht häufigen Vorkommen desselben, die Fälle n ten sind, wo sonst ganz tüchtige Wundärzte sich zu ein tion oder Incision verleiten lassen, um die vermeinte Fl zu entleeren, und dadurch den unglücklichen Ausgang herbeiführen; wie denn Ref. noch vor Kurzem einen traurigen Fall zu sehen Gelegenheit hatte.

Aufser einigen gelegentlichen Bemerkungen über l sche Kröpfe, enthält die vorliegende Abhandlung noch e führliche Mittheilung über die Natur der *struma aneur* und die Heilung derselben durch Unterbindung der *art. des superior*. Der Verf. beschreibt einen Fall, bei wel die Operation glücklich und mit dem beabsichtigten Er richtet hat, stellt bei dieser Gelegenheit das über diese stand Bekannte zusammen, und sucht daraus, so wie anatomischen Verhältnissen die Bedingungen abzuleiten, nen sowohl die Gefahr der Operation als auch der nic ausbleibende Erfolg derselben abhängen. (Ref. macht ser Gelegenheit auf ein neues von Unger bei *struma* a angewendetes Heilverfahren aufmerksam, welches in Ei eines Haarseils besteht und zwar noch gefährlicher als terbindung zu sein, dafür aber auch, soweit sich dies wenigen Fällen beurtheilen läfst, einen sicherern Erfolg sprechen scheint. S. Unger, Beiträge zur Klinik der C I. Th. Leipzig 1833.). Endlich sind auch noch zwei F Markschwamm der Schilddrüse hervorzuheben, die der V achtet hat, von denen der eine auf einer gut gezo aber im Druck mifsrathenen Steindrucktafel abgebildet der andere bei der Untersuchung nach dem Tode auf Blut- und Markschwamm noch eine *Cystis*, steatomatöse lanotische Massen, so wie Tuberkeln der Schilddrüse so wie ein Fall von Tetanus, der nach Einziehung des F in einen lymphatischen Kropf am dritten Tage entst den Kranken, einen zehnjährigen Knaben, tödtete.

Zum Schlusse danken wir dem Verf. für die Mit seiner lehrreichen, überall auf Beobachtung gegründete träge zu der noch mancher Bereicherung fähigen Le dem Kropfe, und auch dafür, dafs er es vorgezogen ha dieser Form zu geben, statt sie in einer Monographie i ner Masse fremder Erfahrungen und Meinungen zu ver

№ 74.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

October 1833.

l. Ein Buch des Andenkens für ihre Freun-
(Als Handschrift.)

(Schluſs.)

Er zwingt seinen eigenen Genius in allerlei Wahn,
wahr: aber welchen von all den sich zwingen-
mponisten, die jetzt notiren, und oben an „Oper"
bleibt so viel Reichthum und Schönheit in ihrem
! Er nimmt uns ganz in Anspruch, wenn wir
ren; wenn wir ihn untersuchen, wozu er auch
— durch Bedächtigkeiten und Vorsätze aller Art,
nicht genug verbirgt — stellt sich Tadel ein;
wir darin fortfahren in gröſserer Dimension und
rem Detail, groſse Bewunderung. Hier wird er
verkannt — von den *prôneurs;* und von der
, die den Tadlern nachspringt — und das ist
recht, da Righini wenig erkannt war und verges-
; obgleich *ich* bei jeder Schönheit in Spontini's
gleich Righini anrufe, und mir sage: wie würde
as schön finden! Spontini ist ihm sehr unähn-
nd oft höre ich doch Righini in ihm. „Es win-
ich die Weisen aller Zeiten!" Ueber die weg, von
sie nicht erkannt werden!" — —

achdem wir nun Rahel aus den Schätzen ihres
Gemüths so kennen gelernt haben, daſs klar
den, wie dieser Genius immer auf einer auſser-
nlichen Gedankenhöhe seine Bahnen beschrieb,
ch seine Einsichten zu erwerben und allen Zu-
enhang der Dinge sich tief zu vergewissern, wol-
ir noch in dem Verhältniſs von ihr reden, in dem
n gewöhnlichen Gesetzen und Bedingungen unter-
n gewesen. Dies Verhältniſs, welches wir mei-
ist das sogenannte Glück der Welt, das Rahel,
iele ihrer eignen Aeuſserungen oft mit dunkelm
andeuten, eigentlich nie besessen. Sie war auch
zu schicksalsvolle Natur, um dies Glück verstehen
brauchen zu können, denn das sogenannte Glück
flattert nur in kosenden Zufällen um heitre Stirnen sei-
ner Auserwählten herum, aber mit dem Zufall der Welt
stehen die höher und seltener Begabten, wie Rahel,
fast nie in Verbindung, und verdanken ihm nichts; *sie*
haben ihr schwer auftretendes, ernstes, geistiges Schick-
sal, das sie in allen Conflicten umherschleudert, um in
ihrem Innern die Tragödie der menschlichen Zerwürf-
nisse mit aller Leidenschaft des Pathos zu feiern. Die
Kategorie, *glücklich sein*, giebt es bei solchen Wesen
nicht; es giebt und gilt bei ihnen nur die Kategorie,
sich entwickeln, und diese ist denn das höchste Glück.
So sagt auch Rahel einmal: „Ich habe in keinem Er-
eigniſs Glück. Bin ich glücklich, so kommt's von mei-
nem innern Reichthum; und daſs ich nie Unwürdiges
wählte, und also frei bin!" Sie muſs sich schon früh im
Kreise ihrer nächsten Umgebungen eigentlich zerfallen
und unglücklich gefühlt haben, weil die geistige Keck-
heit ihrer Natur durch zu gewaltige Entwickelung die
Gränzen eingeregelter weiblicher und häuslicher Bestim-
mung durchbrach, und ihr „elastisch-heftiges Herz,"
wie sie es selbst nennt, sich nie in Ruhe der Gewohn-
heit einwiegen lassen mochte. Dazu kommt, daſs sich
im gewöhnlichen Leben von Seiten der Andern, die
sie nicht verstehen können oder mögen, ein gewisses
Niederdrückungssystem gegen so Organisirte bildet, die
den hergebrachten Formen entwachsen; und in dieser
Weise hatte, wie es scheint, auch Rahel, besonders in
ihren früheren Jahren, einen groſsen Vertheidigungs-
krieg nach Auſsen hin um ihr Innerstes zu führen ge-
habt. Es ist indeſs auch nicht zu vergessen, wie sie
nach milder Frauenart zugleich durch sinniges Schaf-
fen und Pflichterfüllen im Kreise des Hauses gegen
jenes geistige Ueberwogen sich eine wohlthuende Be-
gränzung zu gewinnen verstand. Rahel bewegte sich
thätig und fürsorglich in allen häuslichen und geselli-
gen Geschäften; antheilvoll und hülfreich für Jeder-
mann sich zeigend, sah man sie besonders liebevoll zu

Kindern hingeneigt, und, wiewohl sie nicht eigne hatte, ganze und halbe Tage nur mit ihrer Pflege beschäftigt. Im Umgang mit Kindern, auf den sich so wenige Menschen recht verstehn, kehrte dieser gewaltige Charakter das Liebliche und Feinbesaitete seines Wesens lächelnd hervor, und während diese zarte Kinderliebe ihr in süfser Anmuth Dichtergedanken einhaucht, so dafs sie einmal unnachahmlich schön sagte: — „Milder als Mairegen sind Kinderküsse! Rosenduft, Nachtigallton, Lerchenwirbel, — Goethe hört's nicht mehr; ein grofser Zeuge fehlt!" *) — reflectirt sie an einer andern Stelle folgenderart darüber: „Weit öfter halten sich die Leute unter einander für das, was sie sein möchten und vorstellen wollen, als für das, was sie wirklich sind. Mir ist das mit Einemmale ganz klar geworden, als mir einfiel, wie sehr ich Kinder liebe; wie ich mich mit ihnen abgeben kann; zeitlebens welche zu besorgen hatte und sie mir schaffte. In allen Häusern, in allen Städten; Geschwister, Nichten, Fremde, Nachbarn; alle Sorten. Nie ist es Einem eingefallen, mir den Titel Kinderfreundin zu geben, oder mich dafür anzusehn; mir selbst ist es nicht eingefallen." —

Das Abgesteckte des weiblichen Berufs, an sich nicht geeignet, so starke geistige Entwickelungen zu tragen, mag jedoch auch nicht selten ihre Conflicte gesteigert haben, und wenn sie an einer Stelle ihrer Briefe mit scherzhafter Färbung sagt: „Ich bin eine Art gesünderer, vergnügterer und brünetter Hamlet," so liefse sich dieser Vergleich, wenn man wollte, wohl zu ernsteren Beziehungen auf sie ausspinnen. Was heifst es aber auch eigentlich, glücklich sein? Es ist mit dem *Glück* ebenso, wie mit der *Freiheit!* Die Freiheit ist auch die verhüllte Sonne des Menschengeschlechts, die äufserlich immer nur in unendlicher Zersplitterung und trüben Brechungen strahlt, aber nach den inneren, geistigen Polen gebildeter Völker zu ihre schönsten Morgenröthen wirft.

Eigenthümliche Schmerzen bereiten sich indefs oft so metaphysische Naturen, wie Rahel, selbst, durch zu tiefgehende Auffassungen und Beurtheilungen der Personen in ihrer Umgebung. Sie wollen Jeden, den sie sehen und berühren, sogleich auf sein Allgemeines zurückführen, und negiren oder affirmiren ihn von daher unaufhörlich; sie wollen gleich zu gründlich lieben oder hassen, und verwischen sich so nicht selten auch die harmlose Stundenfröhlichkeit des Umgangs, indem kein blofser Anschein begnüglich von ihnen zugegeben wird, sondern das verborgene wahre Sein es ist, das sie überall, selbst mit unbewufster Schonungslosigkeit, aus der Hülse der Persönlichkeiten herausblättern mögen. Aber es erstehen ihnen dagegen auf der andern Seite Freuden, die, jenes Stundenglück hoch überragend, eine gewisse Ewigkeit des Glücks ihnen verbürgen. Dies ist der ihnen vergönnte Blick in den grofsen Zusammenhang der Weltereignisse, in denen sie sich als einen vernünftigen mitlebenden Punct freudig fühlen und bewufst werden, und so die erhabene Strömung, die durch das Ganze geht, auch in ihrem Einzelwesen als Zug der Stärkung einathmen. Rahel war, wie wenige, durchaus ein mitempfindender Nerv der Zeit; Alles zitterte in ihr an und nach, und erlebte in ihr, wie der Griff auf der Saite, tausend Schwingungen; sie war, könnte man sagen, das Alles am feinsten durchfühlende Nervensystem ihrer Zeit, und weil sie so mit den Weltbegebenheiten mitlebte und gewissermafsen ein geheimes Nervenleben mit ihnen führte, so wurden ihr oft zutreffende Ereignisse der Zeit, selbst tragische, wahre Glücksereignisse, an denen sie sich erhob, aufrichtete, erfreute, und so aus dem Ganzen eine Art persönlicher Genugthuung in sich selbst erfuhr. Sie gehörte der grofsen ewigen Weltentwickelung an, in der sie mitlebte, und in diesem höchsten Sinne ist der Ertrag ihres Geistes, obwohl durch keine bleibende Form unter den Menschen verherrlicht, doch dauernd und unverlierbar.

Th. Mundt.

*) Sommer 1832.

C.

System der Logik. Von Dr. August Ernst Umbreit, Privatdocenten zu Heidelberg. Heidelberg, akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr, 1833. 129 S.

Der Hr. Verf. eröffnet seine Schrift mit einer Polemik gegen den Kantischen Satz, dafs die Logik durch Aristoteles vollendet, seitdem weder vorwärts noch zurückgeschritten sei, wogegen er selbst eine lebendige Fortentwickelung auf dieser philosophischen Wissenschaft mit allen übrigen behauptet. Er hätte hiebei den

den Unterschied in dieser Entwickelung be-
machen können, wie sie stetig und allmählig,
e Verarbeitung dessen, was Aristoteles selbst
hr ausgebildet gegeben hatte, bis auf die neue-
en fortläuft; dann aber, schon von Kant an,
volution sich vorbereitet, und endlich zum Aus-
ommt, durch welche der bisher festgehaltene
nkt völlig verlassen, und das gegebene Mate-
ganz unerwartetem Sinne verwendet wird. Im
h mit diesem in neuester Zeit gemachten gro-
Vor- oder Rückschritt, wie man es nennen
konnten nun allerdings die seit Aristoteles bis
der logischen Wissenschaft bemerkbaren Ver-
gen als eine Art von Stillstand betrachtet wer-
jedem Falle bestimmt sich durch diesen Absatz
Entwickelungsgange der Logik die eigenthüm-
ellung und Aufgabe jedes neuen Bearbeiters
n. Er ist in die Mitte gestellt zwischen den
d neuen Standpunkt, und sein Geschäft bekommt
zwei Seiten. Auf der einen Seite hat er den
Vorrath des alten Materials, unter welchem
Jedermann weifs, Brauchbares mit Unbrauch-
bunter Mischung befindet, woraus dem neuen
er die Aufgabe erwächst, das Gediegene aus
Vorrath herauszufinden, das Schnörkelwerk weg-
den, und die Anordnung des Apparats mög-
vereinfachen, eine Aufgabe, an deren Lösung
von nicht wenigen wackeren Vorgängern das
hon gethan ist. — Aber auf der andern Seite
n die Umwandlung der Logik durch die Philo-
nserer Tage. Ignoriren darf diese der neue
er nicht, wenn seine Schrift in den Entwicke-
ng der Wissenschaft eingreifen soll. Er mufs
ehmen. Entweder weist er die Ansprüche der-
ründlich ab, oder er erkennt dieselben an, und
ufs er suchen, dieses Neue mit dem Alten zu
ln, die im alten Standpunkt auferzogenen Ge-
mit dem neuen zu versöhnen, die neueren Ent-
en mehr als vor dem Urheber derselben ge-
konnte, in das alte Material hineinzuarbeiten.
se doppelte Stellung jedes neuen Bearbeiters
ik in unserer Zeit ist hier genauer bezeichnet
weil der Hr. Verf. gegenwärtiger Schrift sich
nicht vollkommen bewufst geworden zu sein
Wenigstens hat er sich nirgends bestimmt
ausgesprochen. Es konnte in einer Vorrede
geschehen: diese fehlt dem Buche. Es konnte noch
besser in der Einleitung auseinandergesetzt werden:
diese ist zu Bemerkungen über Philosophie überhaupt
und die Stellung der Logik in derselben verwendet
worden. Statt jener Allgemeinheiten über den Begriff
der Philosophie, welche auf ein paar Blättern zusam-
mengedrängt, wie der Hr. Vf. selbst zu fühlen scheint,
unmöglich wissenschaftliche Bedeutung haben können,
hätte Ref. lieber eine scharfe Bezeichnung des Verhält-
nisses gelesen, in welches der Hr. Verf. seine Schrift
zu den bisherigen Leistungen des Faches stellen will.
Doch er kann uns einwenden, dieses Verhältnifs ergab
sich bestimmt genug aus dem Verlauf seines Werkes,
und er habe daher nicht nöthig gehabt, eine ausdrück-
liche Erklärung darüber vorauszuschicken. Wir wol-
len oft seine Schrift darauf ansehen, in wie weit sie,
durch Festhaltung der bezeichneten Stellung, die Wis-
senschaft zu fördern geeignet ist.

Seine Stellung zum alten Material scheint der Hr.
Verf. ziemlich so aufgefafst zu haben, wie sie oben be-
zeichnet wurde: Aufnahme des Wesentlichen, Ausschei-
dung des Unwesentlichen, Verbesserung der Anordnung
ist überall sein Augenmerk. Und hierin hat er im Gan-
zen lobenswerth gearbeitet. Er hat auf wenigen Bogen
Vieles zu geben gewufst, und mit seiner Auswahl und
Kritik kann man gröfstentheils zufrieden sein, weswe-
gen seine Schrift als Handbuch zu Vorlesungen brauch-
bar sein möchte. — Was die Anordnung betrifft, so
wollen ihm vor Allem die hergebrachten Eintheilungen
der Logik, in reine und angewandte, in Elementar- und
Methodenlehre nicht behagen, und was er dagegen sagt,
ist meistens treffend. Nun aber setzt er keine andere
Oberabtheilung an ihre Stelle, sondern die Stücke, wel-
che sonst Unterabtheilungen theils der Elementar- theils
der Methodenlehre gewesen waren, treten in seinem
Buche unmittelbar als Theile der Logik auf. Das giebt
eine Menge coordinirter Theile, welche durch keine
höhere Abtheilung gruppirt werden; die vorliegende Lo-
gik hat keine Hauptabschnitte, keine Bücher, sondern
geradezu nur zehn Kapitel, welche nacheinander von
Begriff, Urtheil, Schlufs, den scheinbaren Schlüssen,
von der Paralogik und Sophistik, von Eintheilung, Er-
klärung und Beweis, von Wahrheit, Gewifsheit und
Wahrscheinlichkeit, endlich von Verstand, Vernunft und
Urtheilskraft handeln. So viele coordinirte Theile er-
schweren die Uebersicht, und haben den Verdacht der

Unordnung gegen sich. Warum, wenn doch der Hr. Verf. den Unterschied von Elementar- und Methodenlehre nicht gelten läfst, warum hat er die Lehre von der Eintheilung, welche er selbst (Kap. VI. §. 1.) als Verdeutlichung eines Begriffs durch Bestimmung seines Umfangs bezeichnet, durch 5 Kapitel von der Lehre vom Begriffe getrennt, warum beide nicht verbunden abgehandelt? warum hat er ferner die Erklärung, welche nach ihm selber (Kap. VII. §. 1.) eine Verdeutlichung des Begriffs seinem Inhalte nach durch eine Reihe von Urtheilen ist, nicht mit der Lehre vom Urtheil in nähere Verbindung gebracht? warum endlich nicht die Lehre vom Beweis mit der Lehre vom Schlusse? — In einer andern Hinsicht hat der Hr. Verf. eine solche Vereinfachung durch Anschliefsung einer sonst abgesondert behandelten Lehre an die übrigen versucht, nämlich in der Lehre von den sogenannten Denkgesetzen. Von diesen handelt er nicht, wie es üblich ist, in einem besondern, dem Uebrigen vorangehenden Abschnitte, sondern das Gesetz der Identität und des Widerspruchs handelt er in der Lehre vom Begriffe, (Kap. I. §. 4.) das Gesetz des Grundes aber mit der Lehre von den Urtheilen ab (Kap. II. §. 3.). Das Gesetz des Widerspruchs nämlich sei die *conditio sine qua non* aller Begriffsverhältnisse, indem es verbiete, Prädicate zu einem Begriffe zu verbinden, deren eines das andere aufhebe; ebenso sei das Gesetz des Grundes die Bedingung alles Urtheilens, indem es fordere, dafs jedes Urtheil seine gehörige logische Begründung haben müsse, d. h. es müfste sich einsehen lassen, dafs das Prädicat nothwendig aus dem Wesen des gesetzten Subjectes hervorgehe. Das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten hat der Hr. Verf. nicht ebenso unterzubringen gewufst. Wir können diese Behandlung der Denkgesetze willkommen heifsen, wie jeden Versuch, dieselben aus ihrer gewöhnlichen Isolirung, wo sie wie vom Himmel gefallen dastehen, herauszubringen, wenn der Versuch auch nicht ganz gelungen sein möchte. Denn es ist doch nur gezeigt, dafs diese Gesetze angenommen werden müssen, wenn man soll Begriffe bilden und urtheilen können, — nicht, wie sie aus dem Wesen des Geistes nothwendig hervorgehen, — sie sind nur aus ihren Folgen, nicht aus ihrem Grunde geleitet.

Die einzelnen Lehren betreffend, so will der Verf. den Begriff nicht blofs als Einheit von Merlen überhaupt aufgefafst wissen, sondern in se Unterschiede von der Wahrnehmung als eine Ei welche dadurch entsteht, dafs das Denken die Ver nisse eines Gegenstandes mit freier Thätigkeit u sucht, um sie als die ein Ganzes constituirenden T zu erkennen, wodurch wir dann die Einsicht i Wesen des Gegenstandes bekommen (Kap. 1, §. Nach Abweisung einiger unpassenden Untersche gen der Begriffe, wird nun von allgemeinen, bes ren und einzelnen Begriffen, von Inhalt und Um derselben, von Bei- und Unterordnung, von Gattu und Arten gesprochen, wo offenbar der Ort war Lehre von der Eintheilung einzuflechten. Was Hr. Verf. (§. 12.) von den Wechselbegriffen sagt, wohl eine Verwechselung sein. Die Begriffe, sa welche den Umfang eines höheren ausmachen, sich nebengeordnet seien und einander ausschli heifsen auch Wechselbegriffe. Allein Kreis und eck, welche zum Umfang des höheren Begriffs vo gur gehören, hat schwerlich Jemand schon Wech griffe genannt. Wechselbegriffe müssen, wie das Wort giebt, der eine an die Stelle des ander setzt werden können, es mufs daher in denselben oder doch nahezu der gleiche Inhalt bei versch nem Ausdruck, oder bei verschiedenem Inhalt w stens der gleiche Umfang vorhanden sein. Wa Hr. Verf. Wechselbegriffe nennt, sind nichts weit coordinirte, disjunkte Begriffe. — In der Lehre Urtheil will der Hr. Verf. die gewöhnliche Defi desselben dahin vervollständigt wissen, dafs da oder Absprechen des Prädikats aus dem Subject nothwendig hervorgehen müsse, vermöge des Ge vom Grunde (Kap. II. §. 2.). Dadurch eben sol das Urtheil vom blofsen Satze unterscheiden, da jenem die Verbindung zwischen Subject und Pr eine nothwendige, in diesem eine zufällige sei, (was von der gewöhnlichen Ansicht abweicht, w in dem Satze nur den Wortausdruck des Urtheils fi

(Der Beschlufs folgt.)

№ 75.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

October 1833.

m der Logik. Von Dr. August Ernst Um-
eit.

(Schluſs.)

leichfalls weicht Hr. U. von dieser ab, wenn er
lie *copula*, sondern nur die Bejahung oder Ver-
ıg als die Form des Urtheils betrachtet wissen
j. 5.), wenn er ferner die singulären Urtheile ih-
gischen Werthe nach nicht zu den allgemeinen,
n zu den besonderen rechnet, (§. 8.) welche bei-
tzten Abweichungen am Ende vielleicht auf ei-
Vortstreit hinauslaufen. Daſs der Hr. Verf. hier
auch noch von dem Unterschiede der kategori-
, hypothetischen und disjunktiven Urtheile han-
kann man kaum wohlgethan heiſsen, wenn man
wie dies bei den Schlüssen flüchtig nachgeholt
n muſs. — In der Lehre von den Schlüssen giebt
r. Verf. eine brauchbare Uebersicht der wichtig-
legeln und streitet mit Recht gegen die Ansicht,
: in den verschiedenen sogenannten Schluſsfigu-
loſse Spitzfindigkeiten sehen will. Daſs er im
ı Kap. wo von den Trug- und Fehlschlüssen ge-
t wird, jene gediegenen Proben griechischen
sinns, welche gröſseren Theils einen besseren
ı, als den bloſser Sophismen verdienen, zum Theil
enso in Erinnerung gebracht hat, kann nur dan-
erth gefunden werden.

ber wir müssen jetzt unser Buch auch noch von
eite seines Verhältnisses zu der neueren Umwäl-
der logischen Wissenschaft in's Auge fassen. Die
e Philosophie wird vom Hrn. Verf. weder igno-
ıoch hat er sich gegen ihren Einfluſs verschlos-
Namentlich was lebensvoll in ihr ist, und dem
ınismus entgegengesetzt, das hat er sich mit Liebe
ignet, und mit Wärme mehr als mit Schärfe aus-
ıchen. „Das Denken, sagt er S. 100., ist einer
chönsten Organismen des Daseins, ein wahrer
Weltocean des Geistes, welcher in ewig fluthender Bewegung nichts absolut Festes, sich zu starrer Einzelheit Sonderndes in sich bewahrt, — sondern jede bestimmte Gestalt in ihm trägt zugleich als ihre innerste Natur das Streben zum Uebergang in ein neues Verhältniſs in sich." Aber diese Worte sind zu schön, als daſs sie zugleich im Buche des Hrn. Verfs. wahr werden könnten, vielmehr treten in demselben das Gesetz des Widerspruchs (S. 39.), das umgekehrte Verhältniſs der Gröſse von Inhalt und Umfang der Begriffe (S. 41 f.) und die Wahrheit des kategorischen Schlusses (S. 61 ff.) als feste Wahrheiten und letzte Instanzen auf. — Die Logik soll (nach S. 18) nicht bloſs die logischen Formen aufstellen, sondern sie zugleich aus dem vollen Bewuſstsein des Ich ableiten; wenn sie so die verschiedenen Bewegungen aufzeigt, unter denen sich das Ich als Denken manifestirt, so soll sich hieraus (nach S. 20) von selbst die Eintheilung der Logik ergeben, indem die Theile selbst einander hervorrufen. Aber, wenn eine lebendige Selbstbewegung des Stoffes im Buche des Hrn. Verfs. vorhanden wäre, wie wäre die schon oben gerügte Eintheilung und Auseinanderreissung zusammengehöriger Gegenstände möglich gewesen? Namentlich der 2te Theil des Buches reiht die Gegenstände ziemlich äuſserlich aneinander. Aus einem Anschlieſsen an den lebendigen Geist der neueren Philosophie ist es auch zu erklären, daſs der Hr. Verf. allenthalben gegen die Ansicht streitet, welche das Urtheil aus Begriffen, den Schluſs aus Urtheilen *zusammensetzt;* der Begriff ist ihm vielmehr nur der ruhende, das Urtheil der in Bewegung übergegangene Gedanke, jener ein Substantial-, dieses ein Causalverhältniſs des Denkens, welche beide der Schluſs in sich begreift, ohne daſs doch jene ursprünglicher wären, als der Schluſs und die übrigen Bewegungen des Denkens, so wenig als der einzelne Sonnenstrahl ursprünglicher ist als die ganze Sonne (S. 128). In der Ausführung dieser Be-

hauptungen jedoch, hat es der Hr. Verf. nicht zur gehörigen Klarheit gebracht, namentlich herrscht in dieser Beziehung in der Lehre vom Schlusse vieles Dunkel. Aber nicht blofs an diesen lebendigeren Geist der neuesten Philosophie überhaupt, sondern auch an ihr bestimmteres Streben, die Dualität von Denken und Sein zu überwinden, schliefst sich Hr. U. gewissermafsen an, wenn er (S. 12 f.) sagt: „Ich und Nicht-Ich, Subjektivität und Objektivität constituiren das gesammte Dasein, aber nicht etwa dadurch, dafs sie nebeneinander bestehen und sich wechselsweise aufeinander beziehen, sondern dadurch, dafs eines das andere nothwendig manifestirt, indem sie beide Manifestationen des Absoluten sind. Einmal manifestirt sich die Leiblichkeit vergeistigt, einmal die Geistigkeit verleiblicht." Ja selbst an die bestimmteste Eigenthümlichkeit der Hegel'schen Logik, nicht blofs eine subjective, sondern ebenso eine objective oder Metaphysik zu sein, finden sich nicht undeutliche Anklänge. Nicht nur soll nach S. 23 die Logik keine blofs formale Wissenschaft sein, sondern S. 11 f. finden sich sogar die Worte: „Die Grundsätze (welche den Inhalt der Logik bilden) müssen nicht blofs subjective Formen unseres Denkens sein, sondern die von uns gewufsten Gründe des gesammten Daseins, also sich in der Geistigkeit des Gedankens reflectirende absolut nothwendige Existenzen, wirkliche, nothwendige Aeufserungen des absoluten Lebens." Und S. 66 f.: „Alle Objektivität, welche sich als kategorisches Schlufsverhältnifs im Bewufstsein reflectirt, ist in den Kreis dieser 4fachen syllogistischen Bewegung eingeschlossen; die Schlufsfiguren sind keine Abstraktionen, die von uns auf das Leben bezogen würden, welche unglückliche Auseinandergerissenheit man leider in so manchen, besonders älteren, Logiken antrifft." Allein wenn man nun wieder S. 17 liest: „Bei der Thätigkeit des Denkens nehmen wir wahr ein Objektives, ein zu erkennendes Mannichfaltige, und ein Subjektives, das denkende Ich, welches dies Mannichfaltige als ein nach innerer Gesetzmäfsigkeit Verbundenes, frei anerkennt; betrachten wir nun das Ich als das blofs diese Verbindung einsehende und in dieser Aeufserung selbstständige Thätigkeit entwickelnde: so finden wir diejenige Lebensäufserung des Ich, welche in ihrer Einseitigkeit das Princip der Logik begründet" — wenn man solche Stellen liest, so sieht man, dafs, unerachtet jener ganz anders klingenden Aeufserungen, der Hr. Verf. doch nicht über die alte Ansicht von der Logik hinausgegangen ist. Dies wird noch deutlicher, wenn man ebendaselbst vernimmt, dafs durch das dialektische Prinzip logischer Relationen, die unendliche Tiefe der Kluft zwischen Geist und Welt nicht begriffen werden könne, wogegen S. 9. Anschauung des Absoluten, unmittelbares Bewufstsein des vollen Lebens des Ich als Quelle aller Wahrheit empfohlen wird. Seite 17 sieht sich der Hr. Verf. mit so vielen Ueberschwenglichen unserer Tage auch darum, dafs die neueste Philosophie „von dem reinen, d. i. inhaltslosen, todten, abstracten Sein ausgeht," und durch solche Abstraktionen die Fülle des Lebens begreifen zu können glaubt. Er selbst fängt freilich gemüthlicher an, nämlich mit dem Leben, der Liebe, dem Absoluten (S. 5 f.). Was offenbart sich uns nun von diesen Dingen? Das Leben, sagt er, ist das Absolute, in ihm *ist* Alles, aufser ihm *ist* nichts. Es mufs also doch auch Hr. U. sich bequemen, mit dem *Ist*, dem todten u. s. w. Sein anzufangen, denn, wenn er uns nicht sagte, was Leben, Liebe, Absolutes sei, so bliebe uns das Alles ein verschlossenes Buch. Warum ist es ihm dann freilich zu gering, dieses Ist oder Sein erst besonders zu erklären, weil er es mit erhabenen Sachen zu thun zu haben glaubt; aber von dem kann er ebendeswegen in seiner ganzen Einleitung nichts Verständliches vorbringen, weil er es verschmäht hat, in der Entwicklung seiner Gedanken vom Einfachsten und scheinbar Geringsten anzufangen, zum mannigfaltigen Beweise, dafs das Dringen auf einen inhaltvolleren Anfang als das Sein ist, zwar den Mund recht voll nimmt, ohne uns aber an Gedanken reicher zu machen. — Aus allem Bisherigen ist ersichtlich, dafs Annäherung des Hrn. U. an die neuere Wendung der logischen Wissenschaft besteht mehr in Worten als in wirklicher Ausführung; er hat, was ihm die neue Philosophie bot, nicht sowohl zu einer gründlichen Reparatur des Gebäudes der alten Logik, als vielmehr nur zu einem modernen Anstrich desselben verwenden mögen.

Strauſs, in Tübingen.

CI.

Essai sur la constitution géognostique de la province de Liége, en reponse à la question posée par l'Académie Royale des Scien

et Belles-Lettres de Bruxelles, pour le cours de 1830, *savoir: „Faire la description géologique de la province de Liége; indiquer les espèces minérales et les fossiles déterminés que l'on y rencontre, avec l'indication des localités et la synonymie des noms sous lesquels les substances déjà connues ont été citées". Par C. J. Davreux, Pharmacien, professeur de Chimie et de Minéralogie à l'école industrielle etc. Bruxelles (Hayez, imprimeur de l'Académie Royale).* 1833. *gr. 4. S. und IX lithographirte Tafeln.*

gedruckte Preisbearbeitung über die von der Brüsseler Akademie für 1830 gestellte, auf dem verstehenden Titel angegebene Frage haben wir schon in No. 45. dieser Jahrbücher gezeigt. Es war die Arbeit von A. H. Dumont, welche den Preis erhalten hat. Wir müssen diese Anzeige hier wiederholen, damit sie in Gedächtniss bringen. Wir hätten uns nämlich eine Einseitigkeit vorzuwerfen, wenn wir nicht ebenfalls Nachricht von der folgenden zweiten Arbeit von C. J. Davreux über denselben Gegenstand, welche uns früher nicht bekannt war, gäben, da beide sich wechselseitig ergänzen und erläutern, die geognostische Kenntniss von dem behandelten Lande auf einmal bedeutend fördern.

Akademie hat der Abhandlung von Davreux das Accessit zuerkannt und den Druck derselben beschlossen. Die Berichterstatter der Akademie (Cauchy, J. d'Omalius und Sauveur) haben darüber unter anderm, dass darin die Bildungen des Steinkohlengebirge vollständiger behandelt wären, als in Dumont'schen Arbeit, dass insbesondere auch die darin mitgetheilten Resultate chemischer Analysen von Mineralien und Mineralwassern sehr willkommen und die Bestimmungen der Versteinerungen sehr sorgfältig durchgeführt seien. Man muss aber in Betracht zu ziehen, dass die Dumont'sche Arbeit, so wie sie gedruckt erschienen ist, nach jener Bearbeitung noch eine völlige Umarbeitung des jüngern Gebirgs erfahren hat, und daher das Urtheil der Berichterstatter nicht vollständig darauf passt. Indess bleibt die Davreux'sche neben Dumont auch in dieser Hinsicht noch sehr werthvoll. Auch finden sich darin einige Widersprüche gegen Angaben letztern, auf die wir hier nicht näher eingehen können, welche aber noch Prüfung und Feststellung durch fernere Forschungen verdienen. Freilich hat Dumont durch seine treffliche geognostische Karte der Provinz Lüttich und durch die vielen Beobachtungen, worauf sie gegründet ist, besondere Ansprüche auf Anerkennung sich erworben: aber in der Kenntniss und Benutzung der Literatur von demjenigen, was in den Kreis seiner Arbeit gehörte, muss er dem Hrn. Davreux sehr nachstehen. Die Verhältnisse der Oberfläche, Gebirgs- und Thal-Formationen, Flüsse u. s. w. hat letzterer mehr berücksichtiget und näher beschrieben. Im Ganzen genommen hat Dumont sich indessen mehr als eigentlicher Geognost, Davreux aber mehr als Oryktognost, Petrefaktenkundiger und Chemiker gezeigt. Wägen wir das Verdienstliche beider Arbeiten, in so weit dieses thunlich ist, gewissenhaft gegeneinander ab, so erscheinen Dumont's Leistungen doch grösser, sein Werk hat mehr Originalität durch die gegebene treffliche Entwickelung der Lagerungs-Verhältnisse des ältern Gebirges der Provinz einschliesslich der Steinkohlenformation, er hat in diesen Bildungen durch seine guten Combinationen schärfer im geognostischen Sinne gesondert, und wir müssen daher den Ausspruch der Akademie bei der Preis-Vertheilung als völlig gerecht erkennen.

Davreux beschreibt die Bildungen von den jüngern zu den ältern, welches wir nur anführen, keineswegs aber tadeln wollen. Er befolgt also gegen Dumont die umgekehrte Reihenfolge nach dem Beispiele vieler neuern Geognosten, namentlich der Engländer und Franzosen. Wenn man namentlich den Kohlenkalk (Bergkalk) mit den ihm angehörigen Galmei- Eisenstein- und Bleierz-Lagerstätten genau kennen lernen will, so muss man die Davreux'sche Arbeit mit derjenigen von Dumont vergleichend studiren. Man erhält alsdann etwas Vollständiges, und besonders ist auch in Bezug auf die nähere oryktognostische Beschaffenheit der darin vorkommenden Mineralien die Abhandlung von Davreux von vorzüglichem Werthe. Beitragen kann auch das Werk dazu, die Versteinerungen des Kohlenkalks, welche meist noch mit denen des im Grauwacken-Gebirge eingelagerten Uebergangkalks in Sammlungen und Büchern confundirt sind, von letztern näher zu trennen, zu bestimmen, welche Species beiden Kalken gemeinsam und welche dem einen oder dem andern allein angehören.

Das Buch ist lediglich aus Thatsachen zusammengesetzt. Ueberflüssige nichtssagende französische Phrasen enthält es eben so wenig, wie die vielfach angeführte Parallel-Arbeit. *„Peu de systèmes et beaucoup de faits doivent être la devise du naturaliste:"* so lautet, nach den Worten Baillet's, das gut gewählte Motto des Buchs. Solche geognostische Detail-Arbeiten, wie die beiden erwähnten, sind die Quellen, aus welchen allein die allgemeine Geognosie ihre haltbaren Sätze zu schöpfen vermag. Es ist recht verdienstlich von der Brüsseler Akademie, dass sie nach und nach ähnliche Preisfragen über die verschiedenen Provinzen des Landes giebt. Auf solche Weise sind, ausser der Provinz Lüttich, mehr oder weniger vollständig früher schon die Provinzen Namur, Hainaut und Luxemburg bearbeitet worden.

Dem Davreux'schen Werke sind am Schlusse noch einige nützliche tabellarische Uebersichten und die Bilder von einigen interessanten Versteinerungen beigefügt. Die erste Uebersicht enthält in systematischer Ordnung die Nachweisung der Mineralien der Provinz mit Angabe der vorkommenden Krystallformen nach Hauy'scher Nomenclatur. Namen und Synonymik, Vorkommen und Fundorte sind in besondern Columnen aufgeführt. Dann folgt eine systematische Uebersicht der Felsarten, nach der relativen Altersfolge geordnet. Die Columnen dieser Tabelle weisen nach: Namen und Synonymik, Versteinerun-

gen und Fundorte. Eine dritte Tabelle enthält die Uebersicht der fossilen Organismen und Versteinerungen. In verschiedenen Feldungen sind darin aufgeführt: Namen und Synonymik, Versteinerungsmasse, Gebirgsbildung und Fundorte. Die bedeutende Vollständigkeit dieser Tabelle ist sehr zu rühmen. Wir hätten nur gewünscht, dafs die Namen der Schriftsteller, wonach die Petrefakten bestimmt worden sind, jedesmal mit angegeben wären. Noch ist diefs nöthig, da unter denselben Namen von verschiedenen Schriftstellern oft andere Species bezeichnet werden: ein Uebel, welches die raschen Vorschritte der noch nicht gehörig gesichteten wissenschaftlichen Branche mit sich bringen. Den Schlufs macht eine Uebersicht von Höhenmessungen; der Spiegel der Maas liegt hiernach zu Lüttich 45½ Meter über dem Meere (näher 54,535 M.).

Die typographische Ausstattung ist, gleich der des Dumont'schen Werks, in jeder Hinsicht zu loben.

Nöggerath.

CII.

Die Liga von Cambrai. Geschichtliches Drama in drei Akten, von August Grafen von Platen. Frankfurt a. M. bei Sauerländer.* 1833. 86 S. *und* 20 S. *Anmerkungen.

So welthistorisch wichtig die Ligue von Cambrai für die Constellation dermaliger europäischer Fragen erscheint, weil mit ihr, nach dem Verschwinden mittelalterlicher Interessen und Richtungen, politische Conföderationen und diplomatische Berechnungen die Absicht der Höfe zu leiten und die Schicksale der Staaten zu gestalten anfangen; so wenig möchte ihre Erscheinung zu einer poetischen Darstellung sich als ein günstiger Stoff erweisen. Auch steht dies historische Phänomen in vorliegendem Drama wirklich nur so sehr im weiten Hintergrunde der eigentlich darin bezweckten Hauptsituationen, dafs sich vielmehr Venedig und der Zustand dieses Freistaates, über dessen Horizont das drohende Bündnifs der grofsen Mächte sich damals zusammenzog, als das Thema der poetischen Interessen ergiebt. Der erste Akt ist nichts anderes als eine einfach gehaltene Conversationsscene zwischen Personen des Volks und Senatoren über Venedigs alte frühere Gröfse und seine jetzige Gefahr bei der Treulosigkeit der Mächte, die aus Bundesgenossen des reichen Freistaates dessen Feinde geworden. Nach Shakspeare'schem Mafsstab betrachtet, kann der ganze Akt für nichts weiter als eine einleitende Vorscene gelten, wie sie beim grofsen Briten, freilich noch mit einem Aufgebot von Humor und gedrungener Charakteristik, mithin in selbständigem Werthe, von Bedienten und Nebenpersonen zusammengesetzt zu sein pflegt Der zweite Akt eröffnet uns den Versammlungssaal des grofsen Rathes zu Venedig. Der Doge und mehrere Senatoren, von denen wir keinen namhaft machen, weil in der That nicht ein einziger von ihnen mit einer bestimmten Persönlichkeit, wie das Drama sie doch verlangt, auftritt, pflegen Rath über den traurigen Zustand des Staates und fassen den Entschlufs, des alten venetianischen Ruhmes würdig unterzugehn, wenn es die Noth erheischt. Der spanische Botschafter wird entlassen, denn auch der Ei des katholischen Ferdinand sucht bei dem Conflict, der V bedroht, seinen Vortheil Sonst erfolgt noch die Angabe Sicherheitsmafsregeln; alles ohne Aufregung und Energie i che wie Aktion. Erst im dritten Akte gewinnen die Int einige Lebendigkeit; und obwohl nach wie vor in der D eigentlich die Dichtung fehlt und im ganzen Drama nich als die Hauptsache, das Drama selbst, vermifst wird, so man doch jetzt, warum es dem Dichter eigentlich zu thu In den ersten beiden Akten sieht sich der Leser trost- un los darnach vergebens um, was des Verfs. Hauptaugenme ran es eben fehlt, sein möchte. Es bleibt freilich auc noch bei den ganz allgemeinen Verhältnissen, die conven müfsig, oft matt genug, abgehandelt werden. Den Sta drängt die Gefahr; zweihundert junge Edelleute entschliefs mit Verläugnung ihrer sonst bewährten stolzen Gesinnung krieger zu werden, um das von den Feinden eroberte Pad der zu erobern; die Königin von Cypern, eine geborne V nerin, die dem Dogen ihre Krone übertragen, ergiefst Lobpreisungen ihrer Vaterstadt; ein verbannter Venetian seine Schätze der heimathlichen Regierung anbieten; di cier tragen ihr Silbergeschirr zum Einschmelzen herbei — diese Züge, die den Patriotismus der Republicaner ergeb Ziel und Pointe des Gedichtes. Eine Feier Englands, „ Silberrand des Meeres eingefafsten Perle", ist bei Shaksp lerdings oft ein Thema, das er in einer einzelnen Scene thig und voller Begeisterung variirt; nie aber steht sol benbezüglichkeit an der Spitze eines seiner Stücke. Ka haupt ein solches Thema Ziel und Zweck eines guten d schen Werkes sein? — Die Frage steht offen; — durch wärtiges Stück wird sie nicht bejaht. Es fehlt hier abe lem was dramatischer Conflict und überhaupt dramatisch heifst, und die Reflexionen, auf Venedigs Preis bezüglich nen keineswegs, zum etwanigen Ersatz, eine Welt der chen Tiefe. Kein einziger der hier auftretenden Charak ist ein Character.

Der Ausgang dieses sogenannten Dramas ist ebenso l der ganze Verlauf des stofflosen Stoffes. Ein Cardinal e aus Rom und verheifst die Versöhnung des Pabstes Juli Botschaft, Padua sei den Händen der Feinde entrissen, die gesunkenen Gemüther; die zweihundert patricischen linge ziehn über die Bühne und sprechen ihre Kampflus ten catalectischen Tetrametern aus, in denen der Vf. se sonders als Lyriker, schon oft erprobte Gewandtheit wi bewährt, antike Mafse geschmackvoll zu handhaben.

„*Muth entflammt und kampfgerüstet ziehn wir nach de*
Land,

„*Treten in die leichten Barken, die der geflügelte Löwe s*

„*Vater, gieb uns deinen Segen! Doge, gieb uns dein Panier*

Eine Erhebung der alten Inselstadt in gleichem Rhythmus das Stück. Die angehängten kurzen Noten, die einige sche Andeutungen und Winke zur Kenntnifs der inter Geschichte einiger venetianischen Familien enthalten, g fast mehr factisches Interesse als die Dichtung selbst.

№ 76.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

CIII.

***lik, oder Darstellung der dogmatischen ensätze der Katholiken und Protestanten, h ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Dr. J. A. Möhler, ord. Prof. der kathol. ultät in Tübingen. Mainz.* 1832. *XXXVI.* 18 *S.* 8.**

Erster Artikel.

kann an und für sich nicht anders, als erfreu- d förderlich sein für die weitere Ausbildung der aschaft, wenn die Symbolik, das theologische Be- ain der Gegensätze und Unterscheidungslehren misch-katholischen und protestantischen Kirche er verschiedenen Sekten der Christenheit, nicht wie bisher, ein Eigenthum der protestantischen bleibt; auch nach den verdienstlichen Bemühun- n Planck, Winer, Clausen ist in dieser erst in r Zeit zum Leben gekommenen Wissenschaft noch l zu thun, zumal, wenn die kirchliche Geogra- id Statistik und die Geschichte der Unionen, wie bührt, im innern Zusammenhange mit ihr einmal itet werden sollten. Noch erfreulicher mufs es ene Wissenschaft von einem Mitgliede der römi- Kirche sogleich in solcher scharfsinnigen und ge- Weise behandelt zu sehen, als in dem vorlie- Werk geschehen ist. Ein mit allen dazu nö- Mitteln besser versehener Bearbeiter konnte sich nicht leicht von jener Seite erheben, als Hr. Möh- en wir wegen seiner Gelehrsamkeit, kritischen e, Mäfsigung im Urtheil und anderer vorzüglicher längst hochzuschätzen gewohnt waren. Das , welches nach kaum einem Jahr bereits in neuer, arter Ausgabe, die uns noch nicht zu Gesicht ge- m, angekündigt worden, handelt im ersten Buch n Unterscheidungslehren der Katholiken und Pro- testanten und im zweiten, von den kleineren protestantischen Sekten, der Wiedertäufer, Quäker, der Brüdergemeinde, der Lehre Swedenborgs, der Socinianer und der Arminianer. Was dem Hrn. Verf. besonders hoch anzurechnen, ist, dafs er nicht nur überall auf die Quellen des verschiedenen Lehrbegriffs zurückgegangen und darin eine auszeichnete Kenntnifs und Belesenheit bewiesen hat, sondern dafs er auch, obgleich er in den Prinzipien seiner Kirche bestens befestiget ist, doch nicht leicht irgendwo die Schranken der Rücksicht und Mäfsigung überschritten hat; nur selten kommen so leidenschaftliche Aeufserungen und bittere Ausfälle vor, wie S. 65, wo er, und noch dazu ganz aus heiler Haut und ohne alle Veranlassung, von der „tiefen, mit keinem Wort hinlänglich zu bezeichnenden Verkehrtheit spricht, von welcher die Reformation ausging." Es kann auch wohl gefordert, aber nur schwer geleistet werden, dafs die Symbolik nirgends zur Polemik werde, von welcher sie ihren Inhalt hat, der nichts ist, als Streit und Widerspruch, oder dafs sie nirgends einen apologetischen Charakter annehme und der Bearbeiter dieser Wissenschaft in ihr die Confession, der er übrigens angehört, gänzlich verleugne. Aber ein anderes ist die Frage: ob nicht die Partie sehr ungleich ist und der Bearbeiter in der einen oder andern Confession nicht durch den Geist derselben mehr oder weniger begünstigt und ihm nicht in der einen eine freiere und unbefangenere Behandlung der Gegensätze möglich gemacht ist, als in der andern. Je mehr einer den Ausdruck der ausschliefslichen Wahrheit seiner Confession in sein Werk legt und ihn an allen Seiten beständig hervortreten läfst, um so mehr schadet er gewifs der objectiven Erkenntnifs und thut der historischen Wahrheit Eintrag und davor hat sich freilich Hr. M. nicht genugsam gehütet, woraus jedoch für ihn der Vortheil entstanden ist, dafs sein Werk in eben dem Maafs, als es dem Protestanten weniger sein kann, nun freilich

andrerseits seinen Glaubensgenossen desto mehr ist, woraus sich wohl der grofse Beifall und rasche Absatz des Buchs vorzüglich erklären wird. Ist so die rein historische Aufgabe der Symbolik und die wahre Geschichte des Gegensatzes dem confessionellen Interesse untergeordnet, so tritt Alles leicht in das Licht oder vielmehr in die Nacht des Dogmatismus, welches eben diese Denkart ist, nach welcher die Wahrheit allein auf der einen, der Irrthum auf der andern Seite, aber eben damit die Wahrheit selbst nur eine Einseitigkeit ist und es geschieht die ganze Vermittelung nur durch Raisonnements aus Gründen, wobei man sich doch niemals verbergen kann, dafs auch die entgegengesetzte Lehre ihre Gründe, sogar ihre guten Gründe hat. Ein anderes wäre die Ausgleichung und Auflösung der in ihrer historischen Wahrheit zuvor erkannten Gegensätze, womit es zur Erkenntnifs der absoluten Wahrheit käme; aber diese fällt über die Gränzen der Symbolik hinaus; sie ist nicht möglich auf dem Standpunct der Historie und des Raisonnements; sie ist das Geschäft der speculativen Erkenntnifs und Dogmatik, bei welcher die historische Kenntnifs nur vorausgesetzt ist.

Indem sich der Hr. Verf. nun so von vorn herein nur an die eine Seite stellt und sich in dieser Einseitigkeit und Befangenheit mit grofser Kraft, Kunst und Gewandtheit vom Anfang bis zum Ende behauptet, so ist damit die Quelle aller Irrthümer vorhanden, welche das Werk noch entstellen und man müfste nicht eine Recension, sondern ein Buch schreiben, um sie alle namhaft zu machen oder zu widerlegen. Wir wollen sie in diesem Artikel zunächst in die Bündeln folgender allgemeiner Kategorien zusammenfassen.

1. Durchgängige Verkennung des *ursprünglichen* Gegensatzes. Wir wollen nicht daran erinnern, dafs ein entstandener, wirklicher Gegensatz im christlichen Glauben schon als solcher auf ein Gemeinsames zurückweiset, wovon er ausgegangen und welches die noch unbestimmt gelassene christliche Glaubenswahrheit ist, und dafs die über der Bestimmung und Bestimmtheit derselben Getrennten selbst sich gar nicht so könnten entgegengesetzt sein, wären sie nicht wenigstens in der Behauptung des Allgemeinen noch einig. Aber selbst, dafs dies „die theure Mitgabe ist, welche die überklugen (d. h. doch wohl zunächst, mündig gewordenen) Töchter aus dem mütterlichen Hause auf ihre neuen Ansiedelungen übertrugen" S. XX, hat den Hrn. Verf. nicht bewogen, darauf vor allem zurückzusehen fängt bei allen einzelnen Lehrpuncten sogleich mit Gegensatz an, ohne des christlichen Moments zu e nen, welches auch der Gegenlehre noch zu G liegt und billig doch unsere Achtung verdient. So h freilich desto sicherer alle Wahrheit nur auf di Seite; aber die Darstellung selbst verliert darübe Wahrheit. Dafs die Reformation *in* der römischen che selbst gefordert, aber *von* ihr selbst nicht zu bringen, eine unumgängliche Nothwendigkeit war sie ursprünglich aus dem Prinzip des christlichen bens und der christlichen Frömmigkeit hervorgeg gegen eine verdorbene Welt in der Kirche, sich an das, was mitten in dem allgemeinen Verderben zu allen Zeiten, so auch damals noch unverdorbe blieben war, angeknüpft hat, dafs sie überhaup Wiederherstellung des Christenthums in der We wesen, selbst für die römisch-katholische Kirche, der Hr. Verf. wohl wissen, denn es ist weltbe und von allen Unbefangenen anerkannt, aber nich geben. Wie er auf seinem Standpunct nicht kommen kann, die Gemeinde Gottes oder Christ Erden von den Bekennern einer bestimmten, äuf chen Kirchenverfassung zu unterscheiden, so gil auch die wichtige und nothwendige Unterschei zwischen der katholischen und römischen Kirche n Sondern was er „Kirche oder die Kirche" heifst ihm durchaus nichts anders, als eine bestimmte chenverfassung und indem „unsere irrenden Br aufser dieser sind, so sind sie aufser der Kirche. ses bestimmt zu sagen, verhindert ihn, was wir der folgenden Kategorie zu bemerken haben wer es ist aber nach hundert anderen Zeichen in di Buch seine ihm selbst wohl klare, aber nicht ebe klar auch ausgesprochene Voraussetzung. Sie schon in dem Titel des Buchs und darin, dafs e diesem es wohl vermeidet, der protestantischen den men der Kirche beizulegen, sondern diesen allein römischen reservirt. Wir aber erklären unsrerseits der festen Zuversicht der Wahrheit, dafs die evan sche Kirche zur Zeit der Reformation mit der a meinen, christlichen Kirche keinen Streit gehabt, nie mit ihr im Widerspruch gewesen, sondern a mit der römischen und dem sektirerischen Prinzip, ches sich unter dem Namen und Schein der katholis Kirche erhoben und als papistische Glaubens- und

s-Tyrannei geltend gemacht hatte. Weil denn sich so sehr selbst beschränkt und sich so gänz- den römischen Standpunkt stellt, wollen wir ob er nicht vielmehr vom katholischen zu wider- ist. — Klar ist, welch einen üblen Einfluſs die nung des allgemeinen Verhältnisses der römi- und protestantischen Kirche zur Zeit der Refor- zu einander auf die Behandlung der einzelnen haben muſs. Denn will man zeigen, welches gmatischen Gegensätze beider Kirchen sind, so t man sich auf dem Felde der Geschichte, und st darzuthun, wie sie entstanden sind, und worin *sals*, sowohl im beiderseitigen Streit, als bis der in der gegenseitigen Formel sich fixirte, wirk- standen. Unterscheidet man nun die damalige r nicht von der gegenwärtigen, in der Meinung, ie Lehren der Kirche unveränderlich und stets igen sind, indeſs sie doch in jeder Zeit anders nt sein können, so setzt man sich in die gewiſs unbequeme Lage, alle Irrthümer und Miſsbräu- ner Zeit als tiefsinnige Wahrheiten und groſse hkeiten mit vertheidigen zu müssen. Ich glaube r, daſs der Hr. Verf. selbst vor der strengsten e es hätte verantworten können, wenn er, wie n von vielen einsichtsvollen Mitgliedern seiner geschehen ist, zugegeben hätte, daſs man da- imischer Seits viel zu weit gegangen, daſs man mpf gegen die nothwendige Reformation unweise gerecht geführt, daſs die Synode zu Trient viel in scholastischen Schulmeinungen befangen ge- und alles nur künstlich auf Schrauben gestellt m den vorhandenen Partheien in der römischen nicht zu nahe zu treten und daſs sich aus sol- Benehmen, wie es Sarpi schon nachgewiesen, auch in der Stellung der Gegensätze erklären Der Protestant wenigstens ist darin, daſs er die jener dogmatischen Gegensätze nicht aus ihrer d Geschichte herausreiſst, auch sie nicht unbe- allen Stücken zu den seinigen zu machen, oder vertheidigen braucht, selbst wenn er damit über- nt, weit ungehemmter und freier und mehr im eine bestimmte, wahrhaft historische, d. h. mit naligen Zeit, Denkart und Lage der Welt über- nende Ansicht und Vorstellung zu gewinnen. urch die gewandte, künstliche Darstellung der einer Kirche wird der Hr. Vf. nicht im Stande sein, den Protestanten, die allerdings nur zu oft eine nur oberflächliche Kenntniſs des katholischen Dogma haben, wie er sagt, wenn sie nur einige Kenntniſs von der Geschichte der Glaubensverbesserung haben, seine Vorstellung der Gegensätze als die der wahren Gedan- kengeschichte jener Zeit angemessene einleuchtend zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

CIV.

***Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für den höhern Schul- und Selbstunterricht. Von Th. Heinsius, Dr. der Phil., ordentlichem Prof. u. Prorector am berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster u. s. w. Berlin,* 1833, *bei Duncker u. Humblot.* 134 *S.* 8.**

Eine philosophische Propädeutik für die sechszehn- bis neunzehnjährigen Schüler der ersten Gymnasialklasse soll den Sprung von der Schule zur Universität erleichtern. Sie muſs mithin in den jungen Gemüthern die Lust erwecken, von der Empirie des Lernens zu einem tiefern Zusammenhange des wissenschaftlichen Strebens überzugehn und in ihnen die Ahnung aufsteigen lassen, es existire auch in der That im Reiche des Geistes ein Gebiet, auf welchem sich die tiefsten Bedürfnisse der regsten Forschungslust befriedigen dürfen und können. Es kommt dabei alles auf die Methode an, die nirgends von so wesentlicher Bedeutung sein kann als hier, wo es sich darum handelt, in jungen Gemüthern den Trieb zum Denken intensiv zu entwickeln und ihm eine vernunftgemäſse Richtung zu geben Es sei erlaubt, den Gang eines solchen vorbereitenden Unterrichts hier im kurzen zu entwerfen und daran die Betrachtung des obgenannten Buches zu knüpfen, das in mehr als einer Beziehung das Gegentheil von dem erzielt, was sein im pädagogischen Fache sonst genugsam bewanderter Verf. damit bezweckte. Die Eintheilung einer philosophischen Propädeutik in „Elementarlehre" und „Wissenschaftslehre", wie sie in vorliegender Schrift sich findet, erscheint wohl überhaupt zu willkürlich und zwecklos, um einer Widerlegung erst zu bedürfen. Die ganze Vorbereitung ist Elementarlehre; an der Darlegung einer Wissenschaftslehre und ihrer Zertheilung in Systematik, Methodik und Symbolik kann sich weder der junge Sinn erbauen, noch fördert eine solche den vorstehenden Zweck. Eine bloſse Gymnastik in den endlichen Verstandeskategorieen, eine Uebung im verstandesmäſsigen Urtheilen und Schlieſsen kann nur dann ein Theil der vorbereitenden Einleitung sein, wenn mit Hinzuziehung der Lehre von den Antinomieen die Nichtigkeit solcher Verstandesthätigkeit, die nur Endliches an Endliches in formeller Weise zu verknüpfen vermag, aufgewiesen und von derselben zur wahrhaft philosophischen Erkenntniſs fortgeschritten wird. So fertig und ohne Uebergang hingestellt, verführt diese abstrakte Verstandesgymnastik zu dem Wahne, der Verstand vermöge nun alles

ther ernstlich beschäftigt, einen tiefer liegenden Grund für sich aufzuweisen haben wird, befriedigend zu erklären." Aber was hilft uns diese subjective Ansicht, da der Hr. Verf. gleich darauf zur Verwahrung gegen den Vorwurf, dafs er etwa die Lehre seiner Kirche nicht getroffen haben möchte, hinzufügt: die genannte Meinung sei natürlich nicht symbolisch. S. 160. Aber welches ist nun seine Vorstellung vom Fegfeuer selbst und wie wird dieses zu Stande gebracht? „Es ist der vollendete Widerspruch, in den Himmel mit Sünden befleckt einzugehen (Die protest. Lehre, nach welcher in der Rechtfertigung durch den Glauben alle Schuld der Sünde vergeben ist, weifs diesen Widerspruch zu lösen.). Von dem sündhaften Geiste aber mag die Sünde nicht abgestreift werden. (Nach der protestantischen Lehre ist dem Gerechtfertigten die Sünde kein Hindernifs seiner Seligkeit mehr.). Der Trost ist vielmehr mit der vergebenden zugleich die sündentilgende Kraft Christi (doch wohl nicht anders, als durch den Glauben, zu gewinnen), jedoch in doppelter Weise. Bei den Einen vollbringt sie in diesem Leben noch die Läuterung (das sollen ohne Zweifel die Heiligen sein), bei den Andern wird sie im jenseitigen erst vollendet. So hängt die Lehre von *dem Reinigungsorte* mit dem katholischen Dogma von der Rechtfertigung zusammen, welche allerdings ohne jenen für Viele trostlos wäre." (Wenn sie an den *wahren* Trost sich hielten, würden sie eines falschen, eingebildeten, ohne Brief und Siegel erdachten nicht bedürfen.) S. 163. Indem der Hr. Verf. den Trost zuletzt nur für Viele, also für Einzelne, für diesen und jenen, so subjectiv bestimmt, abstrahirt er selbst offenbar von aller Objectivität, Nothwendigkeit und Gewifsheit. Das Fegfeuer ist ihm selbst nur ein Gedanke, Vorstellung eines Möglichen; es wird erdacht, um, wie er sagt, „nicht unerklärt zu lassen, wie denn auch wohl eine tief eingewurzelte Sündhaftigkeit, *auch wenn sie vergeben ist* (!) von dem Geiste endlich möge abgelöset werden." S. 162. Ist sie von dem Geiste nicht abgelöset, so ist sie nicht vergeben. Das soll nun die „traditionell so wohl begründete Idee (doch wohl Idee nur im Kantischen Sinn, wonach sie nur ein Denkbares ist) eines Fegfeuers sein, welche die Protestanten mit ihrer gewöhnlichen Anmafsung verwerfen." Welche Anmafsung ist aber wohl gröfser, dessen, der an ein nur Denkbares nicht glauben zu können bekennt, oder dessen, der ein solches glauben zu müssen meint und gar zu glauben befiehlt? Das traditionelle Fe ist ohnehin das obige nicht; dieses brennt ganz a da mufs man hören und sehen, wie die Priest Vollsunterricht es beschreiben. — Dafs die Sacra *ex opere operato* wirken, nach der Synode zu heist dem Hrn. Verf. soviel, als vermöge ihres C ters, als einer von Christus zu unserm Heil be Anstalt (*ex op. op. sc. a Christo*, anstatt *quod tus est Christus*). Zu dieser verschönernden Bede wonach das *op. öp.* von göttlicher Einsetzung nic schieden ist, an deren Objectivität auch die prote sche Kirche glaubt, hätte es eines solchen Kunst nicht bedurft. Diefs giebt einem Jeden leicht de dacht, dafs die Synode etwas ganz anderes damit wollte. Sie denkt dabei offenbar nicht blofs a göttlichen Ursprung, sondern an einen jeden ein Act der Sacramentsverwaltung und billig war wohl zu erwarten, Hr. M. möchte wenigstens h scher Weise den mannigfaltigen Sinn, den man römischen sowohl, als in der protestantischen dem *opus operatum* beigelegt hat, anführen — etwa soviel sei, als dafs es durch sich selbst, gan chanisch, ja magisch wirke, wie die Scholastiker ten, als die in der Büchse eingeschlossene Arzne als das heilende Pflaster, welches auf die Wund legt wird, oder auch soviel heifse, als unabhängi aller menschlichen Gesinnung und Gemüthsstim (*sine fide et bono motu utentis*), was schon Bell nicht zugeben will. Aber diesen Verstand schlie M. in seine Vorstellung davon offenbar mit ein, er es übersetzt: „das heifst, die Sacramente übe gen eine vom Heiland uns verdiente Kraft, *die keine menschliche Stimmung, durch keine geistige fassung und Anstrengung vermittelt werden kann* dern von Gott um Christi willen schlechthin im S ment gegeben wird." Dann aber soll der Mensch wieder empfänglich sein, aber er soll auch *nur* pfänglich sein. Wenn das Sacrament durch menschliche Stimmung, Verfassung und Anstre vermittelt wird, so mufs es wohl schon durch Application und Susception wirken, falls die Han nur *rite* verrichtet wird, *selbst wenn* die nöthig müthsstimmung nicht dabei ist, woraus nicht folgt, diese absolut gleichgültig ist; aber sie ist auch wie im protest. Lehrbegriff, absolut nothwendig g zur gesegneten Wirkung des Sacraments. —

№ 77.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

ik, oder Darstellung der dogmatischen nsätze der Katholiken und Protestanten ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

Anwendung von mancherlei, der Sache selbst igen Mitteln der Darstellung. Die unmittelbare er genannten Behandlung der dogmatischen Ge- n jener Zeit ist, dafs sie, so aus ihrer ursprüng- Stellung herausgerückt, auch ein fremdes Ele- s einer ganz andern Zeit in sich aufnehmen, in dem Hrn. Verf. das absichtliche Weglassen nstöfsigen, wogegen gerade der protestantische ruch in den meisten Fällen gerichtet ist, das ldigen und Beschönigen der Mifsbräuche, die in gar vielen Punkten, welche nicht durchzu- sind, beginnen mufs, besonders aber das ver- Verallgemeinern, welches die Gegensätze ab- und sie um alle ihre Bestimmtheit bringt. Oft Kunst schon an dem Lehrbegriff der römi- irche geübt worden, wie von Bossuet und Ve- denen besonders der erstere die Lehre seiner so ins Blaue hinein verallgemeinerte, dafs er sie, von allen Opinionen der Schultheologie be- ihrer reinsten Substanz darstellen wollte, wo- rotestantischer Seits mit Recht erinnert wurde, rbegriff der römischen Kirche sei ganz recht ch den Meinungen und Darstellungen einzelner selbst eines Bossuet nicht, zu fassen. So möchte ch bei vielen Darstellungen einzelner Lehren in Buch ausrufen: ist das, was der Hr. Verf. macht und darüber psychologisch und so zu sa- ilosophisch, in allen Beziehungen aber höchst beibringt, noch die wirkliche, objective Lehre Kirche? z. B. vom Ablafs, vom Fegfeuer, von iligen, von den Sacramenten (in der Weise von Goethe: aus meinem Leben, *Dichtung* und Wahrheit). Der Hr. Verf. steht dabei auf dem Standpuncte der Anschauung; er schaut die Kirche und ihre Lehren, oder die Kirche schaut sich und sie so oder so an, was um so leichter geschehen kann, als das Anschauen kein Erkennen, oder gar ein Beweisen, am wenigsten gar ein Begreifen in seiner Wahrheit, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit ist. Der Eindruck, den diese Anschauungen auf den besonnenen Leser machen, ist aber höchstens, dafs sich doch noch irgend etwas dafür sagen läfst und so sind wir nur bei den Raisonnements aus Gründen. Es kann aber genau genommen und zu dem historischen Zweck dieser Wissenschaft nicht in Betracht kommen, was ein Mitglied dieser Kirche, zumal ein so gebildetes, gelehrtes, aus den Trienter Bestimmungen noch jetzt machen kann, sondern was sie waren und enthielten in ihrer *damaligen* Beziehung auf den protestantischen Lehrbegriff. Verwirft z. B. das protestantische Glaubensbekenntnifs das Fegfeuer, so führt es zugleich an, wofür es damals allgemein gehalten wurde, und so haben auch wir in Verwerfung desselben nicht erst darauf zu warten, dafs uns zunächst in Bezug auf die Heiligen, deren Hülfe uns bei dem Fegfeuer zu statten kommen soll, bewiesen oder andemonstrirt werde, „es könne wirklich Werke geben, die mehr als genügend seien (*opera supererogationis*), eine Vorstellung, deren Zartheit und Feinheit den Reformatoren freilich entgehen mufste, da sie sich nicht einmal zu dem Gedanken erheben konnten, dafs der Mensch von Unzucht, Ehrgeiz u. s. w. befreit werden möge." (Wirklich?) Die Vorstellung selbst ist dann die, dafs es die Art der Liebe sei, die weit, unendlich höher als das blofse Gesetz steht, dafs sie sich in ihren Erweisungen nie genügt und immer erfinderischer wird — „nur in dieser Weise ist auch jene merkwürdige Vorstellung, die doch auch gewifs gleich Allem, was in der Menschenwelt Jahrhunderte fortdauert und die Gemü-

der Gymnasialpropädeutik, in der Conversation mit einem fragenden und die Antwort sokratisch herauslockenden Lehrer, ganz einfach und harmlos, gewissermafsen einem jeden Aufmerksamen in seiner nächsten Unmittelbarkeit selbst ergeben haben, dieselben Stufengänge treten dann in der akademischen Lehre mit der ganzen Schwere ihres Gewichtes und als historisch vorhandene, nothwendige Momente des menschlichen Denkens hervor.

An vorliegender Vorschule zur Philosophie tadelten wir zunächst die Methode, denn es ist an Folge und Zusammenhang dabei nicht zu denken. Alle Bestimmungen werden den jungen Leuten hier als Notizen beigebracht und die Weise des Unterrichtens, die hier befolgt wird, ist von der, wie sie in der Naturbeschreibung, der Botanik u. s. w. gewöhnlich ist, in nichts unterschieden. An manchen Stellen scheint es fast, als wolle der Verf. seine Schüler irre machen an der Philosophie, z. B. §. 34. Anmerkung, bei der Auseinandersetzung von Verstand und Vernunft. Die Verwirrung in diesen Begriffen, von denen der Vf. spricht, liegt nicht in der Sache, vielmehr ist der Fortschritt und die dialectische Bewegung dieser Bestimmungen von Wolf bis Hegel nothwendig und klar genug. Das gehört freilich schon in die Geschichte des Begriffs, und Geschichte der Philosophie ist der letzte Terminus des Studiums überhaupt, weil die Einsicht in die Nothwendigkeit und in das Positive eines Irrthums zur Herausstellung aller Momente des Begriffs nicht so leicht ist. Wozu aber vor Schülern mit Oberflächlichkeiten prunken? — S. 88 macht der Verfasser die jungen Leute sogar irre an der Ueberzeugung, die jeder Denker von seiner eignen Lehre gehabt. Wenn ferner der Endsatz der Kantischen Philosophie, die Dinge-an-sich seien unerkennbar, dem Schüler so ganz naiv und legèrement hingeworfen wird, so möchte man fast nicht anstehn zu behaupten, durch diese Vorbereitung zur Philosophie werde der junge Mensch zu allem Philosophiren ganz unfähig und unbrauchbar, denn wenn dieser Satz ihm auf der zweiten oder dritten Seite assertorisch eingeflöfst wird, was braucht er sich um den Kern der Dinge zu bekümmern? — Die veraltete falsche Eintheilung der Seelenthätigkeit in 1) *Erkenntnifs-* 2) *Gefühls-* 3) *Begehrungsvermögen*, hat der Verf. auch mit Aug. Matthiä gemein, von dessen „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" gegenwärtig die dritte Auflage erschienen ist. Eine verständige Betrachtung der Entwicklung der Seele zeigt aber in umgekehrter Folge, dafs der Mensch erst begehrt und fühlt, bis ein Gelüst zum Erkennen sich in ihm regt. — Schliefslich machen wir noch auf die Spielerei aufmerksam, die sich der Verf. mitunter mit einem tiefen Begriffe erlaubt. §. 68 Anm. heifst es: „Der Begriff der Unsterbl ist *möglich*, denn er enthält nichts Widersprechendes; er is *lich*, weil der Verstand ihn in einem Denkact bereits hin hat; er ist *nothwendig*, insofern er ein Postulat der Vernu Erstlich ist es höchst profan, eine tiefe Bestimmung be weise zur Erklärung niedrigerer Categorieen so neben gebrauchen. Wie kann man aufserdem meinen, der durchschaue nicht solche Wortmacherei, die man ihm losophie ausgiebt! Nach S. 14 hat er gelernt, der Vers „die Anwendung" der gewissermafsen instinctartig der Se gebornen Vernunft „auf *räumliche* und *zeitliche* Verhältn irdischen Lebens;" — und nun soll der Verstand die lichkeit bewiesen haben! Die dritte Aussage, die Un keit sei ein Postulat der Vernunft, ist mit dieser Assertio keinem Menschen förderlich; es fragt sich eben, *wie* d nunft die Unsterblichkeit der Seele postulire und wie sie sem Schlusse komme. Die Nothwendigkeit der ewigen der Seele ist ein vollkommen klarer Punkt unseres festes sens, sobald wir nur den Begriff der Ichheit scharf und b aufgefafst haben; denn das Erwachen des passiven ser Selbstigkeit, diese innere springende Federkraft d selbstsetzens, Sichselbstwissens als Ich enthält die der Ewigkeit unmittelbar in sich. Ein Etwas, das dur intensive Kraft sich selbst setzte, sich selbst als ein geis handenes erfafste, wie kann dies von seinem Sein zur sich selbst wieder aufgeben und aufheben? Dieser Act wachens aus der natürlichen zur geistigen Welt kann der weggeräumt werden. In ihm und mit ihm kann ein Losreifsen vom geistigen Zusammenhange mit dem sen stattfinden, so dafs mit dem Moment des Sichselbs dem Subjecte die Wahl zwischen Gutem und Bösem o und dies büfst auch der leibliche, sündliche Mensch Tode; allein das Sichselbsterfassen des Geistes in sei stigkeit kann der leibliche Tod, kann Gott selbst, wei Act des Erwachens zum geistigen Leben *wollte*, nicht unwirklich machen, denn der Geist *ist* einmal in dies ment geworden. Wir dürfen das weder hier näher an noch können wir hoffen, es jungen Gemüthern zur vo fenbarung zu vindiciren; allein den Versuch, diese Wahr legère Weise, wie es der Verf. noch an einer andern Stel einen *συλλογισμὸς σωρείτης* thut, zu beweisen, würden wi als verfehlt und als gefährlich verwerfen. Die alte S hat ja darin eben ihren Irrthum, dafs sie dem Verstand weist, was nur der Vernunft zu erledigen obliegt.

F. G. Kühn

№ 78.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

ik, oder Darstellung der dogmatischen nsätze der Katholiken und Protestanten, ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

nüpft mit dem Standpunkte des Hrn. Vfs. ist ferner eben, gar manches, was doch wenigstens mit dem zusammenhängt und in jedem Fall zum römi- *lauben* mitgehört, lieber ganz zu umgehen, als am oder übel und anstöfsig zu vertheidigen, z. usdrückliche, einer römischen Kirche ganz an- ne Bestimmung der Trienter Synode über die als authentisch, was eine interessante Erörte- er den letzteren Ausdruck hätte geben können; n Gebrauch der Bibel in der Landessprache, ı hätte bestimmen lassen, ob ein Bibelverbot in der römischen Kirche existirte (in der rö- gewifs, ob sich gleich alle wahrhaft christli- schöfe und Laien jederzeit dagegegen gesetzt — Bibelgesellschaften eine Pest der menschli- sellschaft (s. die Breven von Pius VII. an den ıof von Gnesen und an den Bischof von Mohi- l von Leo XII. an alle Patriarchen, Erzbischöfe chöfe vom 3. Mai 1824.) —); über den Gebrauch inischen Sprache beim Gottesdienst; über die ınd Reliquien der Heiligen, wo sich die ausge- e und anstöfsigste Praxis noch hinter die kluge inde Theorie der Trienter Synode verstecken Mit keinem Wort erwähnt der Hr. Verf. des rschiedenen Verhältnisses, worin der römische ngelische Glaube steht zum *Staat*, und wie der ntismus dadurch insonderheit die ganze Gestalt elt verändert, und seine evangelische Freiheit e politische nach sich gezogen hat. So hören r auch gar nichts von Ketzern, weder von ma- , noch formalen, nichts davon, dafs man aufser *dieser* Kirche nicht selig werden kann (*extra ecclesiam sc. romanam, nulla salus*). Ist diese Lehre, welche doch deutlich genug von der Synode zu Trient ausgesprochen ist, von dem Hrn. Verf. nur übersehen und anzuführen vergessen worden, oder aufgegeben gar und zurückgenommen? Doch wohl nicht. Ueber diese und andere dornichte Puncte, besonders bei der Lehre vom Primat, dessen Ausdehnung und Gränzbestimmung durch das Episcopalsystem, erklärt sich der Hr. Vf. entweder gar nicht, oder doch so behutsam, so allgemein und kurz — wie es seinem Standpunkt angemessen ist.

3. Durchgängige Vernachlässigung des protestantischen Prinzips und Geltendmachung des römischen. Das erstere ist, es dürfe nichts in den Lehrbegriff der Kirche aufgenommen werden, was der heiligen Schrift widerspricht. Bringt man nun, wie der Hr. Vf. dies Prinzip in seiner Wirksamkeit bei allen einzelnen Lehren gar nicht in Anschlag, so verliert der protestantische Lehrbegriff alle Bestimmtheit und Haltung und es kommt so heraus, als stehe derselbe auch nur auf Raisonnements aus Gründen. Das heifst sich doch die Widerlegung allzusehr erleichtern. Aber genauer betrachtet ist auch das nur consequent; es liegt dieser Vernachlässigung des protestantischen Prinzips die Nicht-Anerkennung desselben, somit das römische Prinzip selbst nur zu Grunde, welchem zufolge, wer sich nicht zu diesem bekennt, auch nicht die Macht und das Recht hat, die Bibel zu verstehen und auszulegen. Dagegen erlaubt sich der Hr. Vf. gar oft zu sagen: die *Kirche* habe dies und das in der Uebereinstimmung mit der Schrift oder in Kraft des an sie ergangenen Auftrags Christi gethan, ohne irgend eine Schriftstelle selbst, oder den Beweis für jenen angeblichen Auftrag anzuführen. Von dem protestantischen Prinzip hat der Hr. Verf. in Wahrheit auch nur eine Anschauung, welche ihrer Natur nach in das innere Wesen des Angeschauten nicht eindringt, sondern in einem äufserlichen Verhältnifs zu

demselben stehen bleibt. So sucht er oft durch einzelne Stellen aus Luthers Schriften, oft aus der frühesten Zeit, in denen er sich in seiner genialen, originellen, kühnen Weise äufsert und denen man leicht andere berichtigende, die reinere Wahrheit enthaltende aus späterer Zeit an die Seite stellen kann, einzelne protestantische Lehren in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Theologen der römischen Kirche werfen den Protestanten oft vor, dafs sie jenes System nicht nach seiner historischen Wahrheit, sondern nach den Ansichten und Aussprüchen einzelner Lehrer beurtheilen und es so einen ungünstigen Eindruck machen lassen. Stellen aus Luthers Schriften beurtheilen und tadeln, heifst eben so wenig, das protestantische Glaubenssystem in seiner Objectivität untersuchen und darstellen. Mit welchem Erfolg Hr. M. die Schriften der Reformatoren gelesen, spricht er am Ende seiner Abhandlung der Rechtfertigungslehre so naiv, als lächerlich aus, indem er sagt: „es ist uns oft bei dem Studium der Reformatoren ganz unwillkürlich der Gedanke entgegengekommen, als hegten sie die Ansicht, es sei etwas äufserst Gefährliches, wirklich gut zu sein." S. 133. „Niemand wird sich erinnern, dafs je in den symbolischen Schriften der Lutheraner dem gläubigen, wegen seines sittlichen Zustandes beunruhigten Sünder tröstend zugerufen würde: du vermagst Alles in dem, der dich stärkt; nicht du, sondern Christus mit dir. Nicht auf den stärkenden, heiligenden Christus verweisen sie ihn, sondern ausschliefsend auf den vergebenden." S. 169. Statt aus der Bibel und der Uebereinstimmung mit ihr erklärt sich Hr. M. vieles im evangelischen Lehrbegriff „aus leichtsinnigem Oppositionsgeist und Mangel an ernster Ueberlegung." Das mag wohl eines Adolph Menzel, den er lobend anführt, nicht aber unseres Verfs. würdig sein. Den Chinesen, den Hindus und Parsen läfst er mehr Gerechtigkeit widerfahren als den Reformatoren: „denn jene kannten die christliche Lehre nicht, die Reformatoren aber bekämpften die Wahrheit, die dicht neben ihnen in ihrem reinsten Glanze strahlte." S. 53. Der reine Glanz der Wahrheit dicht neben den Reformatoren war ohne Zweifel der, worin Tetzel mit seinem Ablafskasten, Leo X. mit seiner Bannbulle und die untrügliche Synode zu Trient mit ihren Scholasticismen und Anathematen strahlte. Ja an die wesentlichsten, anerkanntesten Grundlehren des Evangeliums stöfst der Hr. Vf. aus dieser blofsen Partheisucht an, wie er sich denn bei der Heiligenverehrung sogar nicht scheut, zu sagen: „Der Grund den die Reformatoren sich stützen, ist derselbe, d Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft herbeif weil Christus allein unser Mittler sei!" S. 349. nach könnte es leicht scheinen, als ob nach ihm ciscus von Assisi und Ignatius von Lojola sich mit sto in der Ehre der Mittlerschaft theilen müfsten, er sich bald darauf nicht würdiger ausgedrückt Man findet ferner keine Ahndung bei dem Hrn. von dem Prinzip der evangelischen Freiheit, w alle Menschensatzungen, als solche, verschmäht, scheint, als nähme er diesen Begriff auch nur in formalen, negativen Geltung für das protestan System, ohne den affirmativen Sinn desselben zuzu nach welchen die evangelische Freiheit in der Bef von allem nicht wahrhaft-christlichen, zugleich Glauben an den wirklichen Inhalt des Christen mit enthält. Nur in jenem Vorurtheil konnte er cinianer zu den Protestanten zählen, was von selbst nie geschehen ist: denn jene Secte hat alle von jener negativen Freiheit Gebrauch gemacht, die leere Unabhängigkeit ist und die Freiheit vo wahrhaftigen Inhalt des Christenthums. Soll ab schon ein Nachtheil für den Protestantismus sein solche Secten sich seines Schildes bedienten, um z stiren, so hätte Hr. M. allerdings auch die St. Si sten aufführen können als solche, welche von der schen Kirche ausgegangen sind. Ueberhaupt entf das protestantische Prinzip auch jenen separatist Geist, der in der römischen Kirche bis dahin nur Gewalt unterdrückt und gebunden war: denn jede Glanz des reinen Christenthums angestrahlt, wurd wie der Sclav, wenn er den Boden von Englan tritt. — Dafs aber der Hr. Verf. aufser Stande is protestantische Prinzip auch nur historischer Weis zufassen, kommt von der engen und beschränkter stellung her, die er von der Kirche hat, die er aus nur als römische fassen kann und so ist es die Treue gegen das Prinzip seiner Kirche, wa das Prinzip der protestantischen so gänzlich verk läfst. Ebendeshalb müssen wir hier noch seine stellung von der Kirche näher betrachten, welche haupt das vorausgesetzte Licht und Prinzip ist, in ches er alle beiderseitigen Lehren stellt und aus chem er sie beurtheilt. Er selbst sagt, dafs sich in der einzelnen Differenz das Ganze abspiegelt S

r sich auch bei der Lehre von der Messe genö-
sieht, einiges aus dem Vortrag von der Kirche
zunehmen. S. 237. Demnach hätte er ja seine
llung von der Kirche vor allem darlegen und
rtigen müssen, um über alle einzelnen Lehren
Kirche die rechte Auskunft zu geben und das
ste Licht zu verbreiten: es hätte dann jeder leicht
st, wie er mit ihm daran ist. — Wenn es wahr
as wir dahin gestellt sein lassen, dafs „Marheineke
war mehr noch in seinem Religionsunterricht für
ymnasien, als in seinem zu Vorlesungen auf Uni-
ten bestimmten Lehrbuch der Dogmatik, nebst
ermacher, unter den Protestanten bei Weitem das
über die Kirche zu sagen wufsten." S. 338. —
d es mir wohl erlaubt sein, die Art und Weise
ntwickelung dieser Lehre in diesem Buch zu be-
len und in wiefern der Gegensatz richtig aufge-
der verfehlt ist, anzugeben. An demjenigen, was
r. Vf. als Lehre der Katholiken über die Unsicht-
t und Sichtbarkeit der Kirche im Allgemeinen vor-
wird kein besonnener Protestant einen Anstofs
n, das kann auch dieser im Wesentlichen sich
en und dafs dem Hrn. Verf. dieses entgeht, ist
llein sein Fehler. Er stellt die Wahrheit gleich
orn herein an die eine Seite, gleich als hätte die
keinen Antheil daran. Auch unter uns wird
Niemand mehr den Gegensatz so machen, dafs er
der Protestant beschränkte sich auf die unsicht-
der Katholik auf die sichtbare Kirche, wie man
findet, dafs von dieser Seite oft noch über die Pro-
ten gespöttelt wird; der Spott träfe ja aber um-
rt noch viel bitterer. Der Mifs- oder Kunstgriff
st in der römischen Kirche der, dafs alles, was
er christlichen Idee der wahren Kirche gilt und
endig von ihr zu prädiciren ist, von jener allein
usschliefslich auf sich bezogen wird, während die
lische es wenigstens noch mit gleichem Recht auch
h bezieht. Der Streit ist zunächst nicht darüber,
e wahre Kirche sei, sondern welche, ob die rö-
oder evangelische, die nothwendigen Prädicate
ahren Kirche durch ihr wirkliches Dasein und Le-
sich ausgeprägt und realisirt habe: damit ist
reit sogleich auf den geschichtlichen Grund und
versetzt. Der Herr Verfasser merkt es nicht
will es nicht bemerken, dafs z. B. dem allen,
alvin Grofses und Erhabenes von der Kirche, der
Nothwendigkeit unseres Lebens in ihr und über die Los-
sagung von der Kirche als Verläugnung Christi sagt, die
Voraussetzung zum Grunde liegt, dafs die römische
Kirche nicht diese wahre sei: dafs er die universale
christliche, nicht die particulare, römische meint, aber
Hr. M. acceptirt das alles *utiliter*, macht die Anwen-
dung davon auf die römische Kirche und bringt da-
durch Calvin in einen Widerspruch mit sich selbst,
worin er nicht ist. Er sagt: „Calvin ist unerschöpf-
lich in Widerlegung seiner selbst und unerschöpflich
im Vertrauen auf die Gedankenlosigkeit der Menschen,
zu denen er sich alles Ernstes versieht, dafs sie die
Gründe, welche seinen Ungehorsam gegen die katholi-
sche Kirche verdammen, gutwillig als Beweise hinnehl-
men werden, dafs sie sich ihm und seinen Institutionen
unterwerfen müssen." S. 336. Wer, wie jeder recht-
gläubige Protestant den Glauben hat an die Einheit der
göttlichen und menschlichen Natur in Christo, wird
nicht zweifeln, dafs er diesem seinem Leibe, welcher
die Kirche ist, ewig gegenwärtig ist: aber sie ist sein
Leib auch *nur durch seinen Geist* und hört auf, es zu
sein ohne ihn; was in solchem Fall sich für seinen
Leib ausgiebt, kann so zum Leichnam werden, ohne
dafs er jemals aufhöre, wo nicht hier, doch anderswo,
seine Gemeinde zu haben. Damit bricht die grofse Diffe-
renz in dem geschichtlichen Leben der Kirche hervor. Es
ist das verschieden bestimmte Verhältnifs dieses Leibes
zum Geiste. Dafs *dieser* Geist die Erhaltung der Kir-
che sei, dafs *er* nächst der Schrift (Kanon) auch leben-
dig und mündlich sich überliefere (Tradition), dafs *er*
untrüglich sei in Auslegung der Schrift und Bestimmung
der Glaubenswahrheit, ja selbst dafs auch die Kirche
durch ihn untrüglich sei und es durch *ihn* nie dahin
kommen könne, dafs die christliche Wahrheit ihr
jemals gänzlich wieder abhanden komme — wer will es
läugnen?

(Der Beschluſs folgt.)

CV.

Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur und Sittengeschichte von Friedr. Wilhelm Oppenheim, Dr. med. Kaiserl. Russ. Collegienassessor und Ritter, prakt. Arzte und Wundarzte

in Hamburg. Hamburg bei Perthes u. Besser. 1833. 143 S. 8.

Der Verf. hat seinen mehrjährigen Aufenthalt in den Provinzen des türkischen Reiches benutzt, eine Menge recht interessanter Notizen über den Gesundheitszustand, über die Krankheiten, über die gebräuchlichsten Arzneimittel, über die Stellung der Aerzte und ihr Verhältnifs zum Einzelnen, wie zum Staate, in jenen Ländern zu sammeln, die er zum Theil in vorliegender Schrift uns mittheilt, von welcher die Schilderung aller die Hauptstadt betreffenden Verhältnisse ausgeschlossen ist. Auch der verheerendsten Volkskrankheiten, der Pest und des Aussatzes, geschieht keine Erwähnung; denn beiden verspricht der Verf. eine eigene Schrift zu widmen.

Betrachten wir nun das Gegebene, so erkennen wir in ihm einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Kulturgeschichte des türkischen Volkes. Denn wie der Gesundheitszustand des Menschen überhaupt bedingt wird durch Lage, Clima, Boden, Ertrag und sonstige Beschaffenheit des Landes, das er bewohnt, wie andererseits Religion, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten bedeutenden Einfluſs auf ihn ausüben, so muſste der Verf. beständig jene Verhältnisse in seiner Schilderung berühren, die eben hierdurch an Leben und Mannigfaltigkeit des Interesses gewinnt, denen die gewählte aphoristische Darstellung keinen Abbruch thut. Auf eigentlich wissenschaftlichen Werth kann jedoch dieses aus einer Sammlung einzelner Notizen bestehende, aller durchgreifenden Organisation ermangelnde Werkchen keinen Anspruch machen. Alle jene genannten Verhältnisse des Landes und der Sitten sind mehr oberflächlich angedeutet, als zur Basis der Darstellung genommen. Wir erkennen den Zustand der Heilkunde mehr aus einzelnen Zügen, als aus einer pragmatischen Darstellung, wir sehen, wie Dies und Jenes sich verhält, aber es entgeht uns, warum es so geworden, welches die Bedingungen waren, unter denen Alles nur so und nicht anders sich gestalten konnte. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, das Bestreben der türkischen Aerzte, durch Beschwörung böser Geister, durch Gebete u. dgl. die Krankheit zu bannen — wodurch sie doch offenbar den Einfluſs eines höheren Wesens für sich zu stimmen bemühet sind — vom Verf. nicht in Verbindung gesetzt mit dem herrschenden Fatalismus, der doch eben nur eine Anerkennung des beständigen Waltens dieses höheren Principes ist.

Der böse Blick ist in der Türkei allgemein gefürchtet und Amulete der verschiedensten Art gewähren Schutz gegen denselben. Die ängstliche Mutter steckt ihrem Kinde, wenn sie es ausschickt, an Kopf und Brust irgend ein geweihtes Abzeichen, damit des Fremden erster Blick — denn nur dieser ist es, welcher Gefahr droht — auf dieses Zeichen, und nicht auf das Kind gerichtet werde; häufig aber genügt ihr auch dieses nicht und sie speiet ihrem Kinde geradezu ins Gesicht, damit ihm die Bewunderung der kinderlosen, die Eifersucht der minder beglückten Aeltern nichts anhabe. — Beschwörungen, I chungen, Amulete machen die vorzüglichsten Heilmittel kischen Aerzte aus, die ihre weifsen und schwarzen T ben, an welchen letztern keine Operation vorgenommen

Den fremden Aerzten — ein Name, welchen Mensch dem verschiedensten Stande und auf der verschiedenartigs dungsstufe stehend sich anmaafsen — gereicht es zum Verdienst, zur gröfsten Ehre, Alles, was den Kranken aus dem Pulse zu diagnosticiren; er muſs aus dem Puls nur wissen, woran der Kranke leidet, sondern er muſs erschen, ob und wie der Kranke geschlafen, ob und was gessen, wie die Oeffnung beschaffen u. s. w. Jede Fra der Kranke zu beantworten hat, wird ihm lästig und trauen zum Arzte wird mit jeder neuen Frage um ein tendes geschwächt. Gleich beim ersten Besuche muſs bestimmen, in welcher Minute der Tod eintreffen, od günstige Krisis den Kranken von seinem Leiden befreien Und nicht blofs der gemeine Mann, sondern auch der hene Türke hält das Pulsfühlen für das einzige, den nöthige Criterium. Ist nun aus dem Pulse die Krankh kannt und der Zeitpunkt der Genesung bestimmt, so ford Muselmann auch sogleich das bestimmte Heilmittel und digt sich nach der Art seiner Wirkung. Wenn diese nich eine Ausscheidung sich offenbart, so verwirft er die als nicht wirksam.

Den Gesundheitszustand der Türken schildert der V im Allgemeinen höchst günstig, wozu zweckmäfsige Beh und allgemein verbreiteter Gebrauch der wenig kostba der nicht wenig beitragen. Hypochondrie, Hysterie, Hän den, Schlagfluſs, werden häufig Veranlassung zu langw Leiden oder zum Tode. Abortivmittel sind allgemein ein und erlaubt; Vergiftungen nicht selten, die Knabenliebe zu den schändlichsten und verderblichsten Lastern.

Eigentliche Apotheken giebt es nur in der Hauptsta der Arzt dispensirt nach seiner Weise und mehrere hab eine Bude eröffnet, in der ein Gehülfe für Kranke, welch kommen und einen abführenden Trank, eine Pille oder ver fordern, das Nöthige bereitet. Jeder, ohne Unterscl hält was und wieviel er begehrt. In offenen Kästen u ben stehen Zucker, Salze, Arsenik u. s. w. bunt durch e Nicht nur wer den letztern fordert, bekömmt ihn, sond etwas Anderes aus der Officin begehrt, dem wird auf d Wagschaale zugewogen, an der vielleicht noch mehr Gif als nöthig wäre, ihn aus der Welt zu schaffen. Uebrige es eine eigentlich ärztliche Innung, an deren Spitze der Baschi, der Protomedicus und Leibarzt des Grofsher und zu der aufser den eigentlichen Aerzten, welche von Patent erhalten, die Augenärzte, die Verfertiger der schminken, die Latwergenmacher, die Wundärzte, die macher, die Rosenwassermacher, die Oelpresser, die Na ter und die Krankenwärter gehören.

№ 79.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

olik, oder, Darstellung der dogmatischen ensätze der Katholiken und Protestanten h ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. *Dr. J. A. Möhler.*

(Schlufs.)

ber die grofse Frage, in deren Beantwortung is trennen, ist: ist denn der Mensch oder eine mmlung von Menschen, oder selbst die Totalität enschen, wie *sie* in der Kirche oder Mitglieder en sind, untrüglich, wie wenn *sie* die substan- Wahrheit selbst wären oder ein Privilegium hät- ıfs er *nur* diesem und jenem Menschen oder Ver- egenwärtig sein wolle, oder mit andern Worten: *sich* an *sie* und ihren Verein, oder an die Mau- iner alten Stadt so gebunden, dafs jeder sofort Geiste verlassen wäre, der nicht Gemeinschaft nit dieser Stadt oder Versammlung, dafs er gar wollte oder könnte anderen, als von dieser be- en, etwa römischen Farbe und Aeufserlichkeit wärtig sein? Sehen wir doch, dafs ganze Völker Geiste der Menschheit vergehen und er sie weg- warum sollte nicht auch aus kirchlichen Gemein- en und Verfassungen der Geist Christi entfliehen, sie ihm anhaltend widerstreben? Von der luthe- ı Lehre über das Sacrament macht der Hr. Vf. Nutzanwendung, dafs das ein Widerspruch sei, ahrhaftige Gegenwart im Sacrament des Abend- zugeben und doch behaupten, dafs die *bestehende* e in wesentliche Irrthümer verfallen sei, er sich on ihr zurückgezogen habe. S. 207. Freilich er wahren Kirche, welche die Gemeinde Gottes rden ist, hat Christus sich nicht zurückgezogen ann es nicht, wohl aber von einer solchen, wel- ıerst von ihm sich zurückgezogen, ob sie gleich ein äufserliches *Bestehen* hat, dieses kann an und ch nicht das Gepräge oder der Beweis ihrer Wahr- heit sein. Wer hat ein längeres Bestehen in der Welt, als der Irrthum? Allerdings die Wahrheit; aber er schleicht auch, als derselben Schatten, stets hinter der Wahrheit her, und sichert sich dadurch, dafs er einige dürftige Elemente der Wahrheit an sich zieht und behält, selbst ein dauerndes Leben und Bestehen, ein ansehnliches Alterthum; er wächst in die Welt hinein und macht sich in ihr und aus ihr eine bestimmte Verfassung, der man es zuletzt, des hohen, ehrwürdigen Alters wegen, vergönnt, immerfort und so lange sie kann, zu existiren; zu seiner Existenz gewinnt er auch Consistenz, ohne dafs man deshalb vergessen hätte, wes Herkommens er eigentlich ist und substanzieller Weise. Kann also das Alter und lange Bestehen, mit solchem Entstehen und so gegründet, wohl etwas für ihn selbst oder dafs er die Wahrheit und wahre Wirklichkeit sei, beweisen; bleibt nicht demungeachtet das lange Bestehen der Wahrheit und des Irrthums von ganz anderer Art? „Berufen sich alle bestehenden Partheien, nach dem Hrn. Verf., auf die Schrift in ihrer Abstraction von der Tradition und Kirche und bedienen sich jenes formellen Prinzips und liegt hier eine schwere Verirrung verborgen und wird zwischen dem Individuum und der Schrift ein ausgleichendes Prinzip vermifst," S. 278 — und soll das die Kirche sein — so sagen wir: das ausgleichende Prinzip ist der Geist der Wahrheit und Freiheit, der sich seiner Gemeinde nimmer entziehen zu wollen verheifsen hat, der sich auch wirklich beweiset durch die Macht des Gedankens und der Wahrheitserkenntnifs, der alle anderen Mittel verschmäht, und der nicht dieser und jener Menschen oder Versammlung bedarf, sondern dessen *sie* nur bedürfen, um erleuchtet und der Wahrheit theilhaftig zu werden — und so sagt hingegen der Herr Verf.: „du wirst dich der vollen und ungetheilten christlichen Religion nur in Verbindung mit ihrer wesentlichen Form, *welche da ist die Kirche*, bemächtigen."

S. 280. Die obige schwere Verirrung ist hier, nach protestantischer Lehre und Ueberzeugung, dafs nicht der Geist der Wahrheit und Freiheit, *sondern die Kirche* das obige vermittelnde Prinzip und die wesentliche Form sein soll, nicht als ob man jenes Geistes gar nicht bedürfte, sondern weil er unzertrennlich sei von dieser Form und ganz an sie übergegangen. Betrachten wir aber die Form näher, so ist hier die *erscheinende* Form mit der wesentlichen, *substanziellen* verwechselt und nur indem jene sich zur Bedingung der Wahrheit und Seligkeit macht, kann es heifsen: die Kirche ist die wahrhaft christliche nur in der Form der römischen, die Bibel ist authentisch nur in der Form der lateinischen, die Kirche ist unfehlbar in der Form einer allgemeinen Versammlung der Bischöfe, ja selbst in der Gestalt eines Menschen, des Papstes, im stillschweigenden Consens mit der Gesammtheit der Bischöfe. Von den wechselnden zeitlichen Formen der Lehre spricht der Hr. Verf. auch wohl S. 281 und wir sind mit ihm darin einverstanden, aber kann er die eben genannten Formen im Ernst für solche halten, die der christlichen Wahrheit wesentlich und unentbehrlich wären, für solche, ohne welche die christliche Wahrheit gar nicht sein und wirken könnte? Der Begriff der Kirche ist allerdings nicht als der abstracte, sondern nur als der concrete der wahre; er schliefst die wahrhaftige Wirklichkeit derselben mit in sich und so ist der Streit zugleich und vornehmlich über die historische Wirklichkeit derselben. Aber ein grofser, wesentlicher Irrthum, der Grundirrthum der römischen Kirche ist es, dafs die wahre Wirklichkeit, welche die Geistigkeit und Vernünftigkeit ist, mit der *erscheinenden Wirklichkeit* verwechselt wird, welche doch noch Prüfung erst und Untersuchung nöthig macht, ob sie nicht, was sie ebenso gut sein kann, als die wahrhafte, vielleicht eine falsche und erlogene sei. Wird hingegen gemeint, es sei der Geist der Wahrheit und Seligkeit an die *Erscheinung* so übergegangen, dafs er von dieser sich nicht mehr trennen, oder auch nur sich unterscheiden liefse, so erinnert das deutlich genug an die Verirrung des Eutyches in der Lehre von den beiden Naturen in Christo, oder an die Meinung, es sei die göttliche verwandelt in die menschliche und an die damit zusammenhängende Verirrung in der Lehre vom heiligen Abendmahl, als werde Brodt und Wein verwandelt in den Leib und das Blut Christi. Wie kommt es, dafs diese Lehre nicht von dem Hrn. Verf. in dem innern Zusammenhange m ner Lehre von der Kirche betrachtet worden, da darin doch erst vollständig und rein ausgesproche Wohl hat er davon Gebrauch gemacht, wie oben führt wurde, aber nur bis zur lutherischen Bestim der *Gegenwart* Christi im Abendmahl, da sie doc mit im römischen Lehrbegriff keineswegs ersc sondern ihr da vielmehr die Bestimmung der Ve delung wesentlich ist, und wohl ist von ihm au Lehre von den beiden Naturen in Christo, nur bis zum Eutychianismus hin, zur Grundlage seine re von der Kirche gemacht, da doch eben dieses sche Prinzip eben das der römischen Lehre v Kirche ist. Und wie, der Dogmenhistorie zufolg Eutychianische Confusion die Nestorianische Oppo beider Naturen in Christo zur Voraussetzung, ja h hat, weil das, was vermengt werden soll, zuvor al schieden gesetzt sein mufs, so liegt auch eine Trennung des Göttlichen und Menschlichen der schen Vorstellung von der Kirche zum Grunde. sagt: „die Katholiken lehren: die sichtbare Kirc zuerst, dann kommt die unsichtbare; jene bilde diese. Die Lutheraner sagen dagegen umgekehrt der unsichtbaren geht die sichtbare hervor und je der Grund von dieser". S. 319. Diese Stellun Gegensatzes, auch wenn sie nur der Zeit, nicl Dignität nach verstanden wird, können wir uns gefallen lassen. Denn wie schon im Vegetabili das Werden und Erscheinen des Gewächses oder mes nur *veranlafst* werden kann durch den ausgest ten Saamen, durch Regen und Sonnenschein, abe Gewächs oder der Baum selbst nimmermehr ents oder erscheinen könnte ohne den innern Trieb, de Entwicklung treibt, so ist es noch mehr im Animali und vollends im Geistigen so. Nach der obigen von der Kirche aber, der der Hr. Vf. beipflichte das Leibliche, Aeufserliche, Menschliche und Er nende das Erste und der Geist kommt hintennach Im Nestorianismus sich mit dem an und für sich gen Menschen der Sohn Gottes hintennach verei es wird zuoberst gestellt, was der Sohn Gotte Mensch von *aufsen* nach innen bringt, das *äufsere* nifs, die *äufsere* Offenbarung, die *äufsere* Autorität wenn dies alles etwas für sich gewesen wäre und als die äufsere, erscheinende Form, die ihre Wa allein in ihrer Geistigkeit und innern Vernünftigkeit

der christlichen Kirchenlehre ist in der Person
ti nicht das Göttliche in das Menschliche, wie wenn
s auch aufser jenem etwas wahrhaftes für sich ge-
n wäre, sondern dieses in jenes aufgenommen; die
rheit des Menschlichen ist das Göttliche. Nimmt
nun diese Kategorien des Göttlichen und Mensch-
r als Inneres und Aeufseres oder Unsichtbares und
bares, so würde der richtige Ausdruck der obigen
el des Hrn. Vfs. der sein, dafs in der römischen
e das innere Leben im Glauben dem äufsern, in
vangelischen hingegen das äufsere Leben im Glau-
lem innern untergeordnet ist. An Veranlassungen
ufsen, dafs der Mensch ein Christ werde, läfst es
die evangelische Kirche nicht fehlen; sie bringt
aufe, die Erziehung und Lehre an ihn; aber sie
cht der Meinung, dies äufsere Gepräge eines Chri-
sei schon das Höchste und auf die Theilnahme an
ufserlichen Gemeinschaft sei das meiste, wo nicht
lles Gewicht allein zu legen. Im römischen Lehr-
n hingegen mufs der *historische* Glaube viel mehr,
r die *äufsere* Bedingung des religiösen, jener mufs
auptsache und kann allenfalls auch schon allein
chend sein, um ein Mitglied der wahren Kirche
n. Aber so hat die Kirche wohl erscheinende
lichkeit, aber keine Wahrheit und *wahrhaftige*
lichkeit. Auf die Erscheinung geht Alles hinaus
amit sie den Geist nicht aus- und zurückgelassen
ben scheine, wird gesagt, bei der Stiftung der Kir-
i er ein für allemal an sie so übergegangen, dafs
i gar nicht mehr davon zu unterscheiden wäre.
o der Geist Jesu Christi sich gleichsam verwandelt
Kirche und dieser Irrthum als Prinzip Anerken-
und Beifall gefunden, so wird alles übrige conse-
se geht die Kirche auch über die Schrift hinaus
nthält unendlich viel mehr, als diese und um wel-
n braucht sie sich als diese Macht und Autorität,
us der Schrift zu beweisen, sie hat durch jenen
ismus, (denn mehr als ein solcher ist diese Vor-
ung nicht) den sie ihre göttliche Stiftung nennt,
in sich — es ist der Geist nun so an die Erschei-
übergegangen, dafs diese sich auch als jener gel-
achen kann. So kommt im römischen Lehrsystem
rinzip hervor, welches die Autorität ist, wie es
durchaus nur dieser Autoritätsglaube ist und mit
lauben an die Autorität selbst in der Wissenschaft
Alles niederschlägt. Auch dem evangelischen
Glauben ist der Glaube an die Autorität wesentlich verknüpft und er selbst insofern Autoritätsglaube. Aber der grofse, wesentliche Unterschied ist, dafs er wohl *äufserlicher* Anfang des Glaubens, aber nicht Prinzip desselben und er selbst, in diesem begründet, ein solcher ist, der die Möglichkeit in sich enthält und selbst die Aufforderung dazu, in seiner Wahrheit, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit erkannt zu werden und somit aus der Wahrheit selbst, die an sich keiner Autorität bedarf, die Autorität, die ohne die Wahrheit nichts ist, in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen. In der römischen Kirche hingegen ist der angeblich an die Erscheinung übergegangene Geist die ganze Wahrheit, Wirklichkeit und Autorität derselben und der Glaube, weil ihm verboten ist, über die erscheinende Autorität hinauszugehen und er mit allem seinen Wissen sich nöthigenfalls derselben zu unterwerfen hat, wenigstens kein sehender. In der Statthalterschaft des Papstes ist dieses zuoberst vorgestellt; aber es tritt uns auch in der ganzen Einrichtung der Hierarchie entgegen. Was ist die wahre Kirche in römisch-katholischen Sinn, d. h. allgemein in der römischen Lehre anderes, als die Hierarchie? Die Laien, von ihr durch eine absolute Kluft getrennt, gehören der Kirche nur in sehr entfernten Sinn an. So nun auch der Hr. Vf.; spricht er von der Kirche, sagt er: die Kirche oder vornehmer, die katholische Kirche — was kann er, ohne es zu sagen, darunter verstehn als die Hierarchie? Es ist nicht recht und aufrichtig von ihm und müfste ihm billig, wenn es nicht in andern Hinsichten als nützlich und zweckmäfsig erkannt werden könnte, vom Standpunct seiner Kirche vorgeworfen werden, dafs er es so sichtbar vermeidet, die Kirche mit der Hierarchie als identisch zu setzen, ja zuletzt gar so thut, als wäre sie nur ein zufälliger Anhang und nachdem wir noch kein Wort darüber gehört haben, sagt: „Noch bleibt über die Hierarchie Einiges zu sagen," oder, gleich als hätten wir noch nichts davon gehört, nachdem doch tausendmal schon *die Kirche* genannt worden, hinzufügt: „die Grundanschauung von der Kirche, als einer göttlich-menschlichen Anstalt begegnet uns hier aufs Neue in einer sehr sprechenden Form." S. 296. Folgender Satz z. B. klingt äufserst elend und schlecht, wenn man statt *Kirche* und *göttliche Autorität* blofs, wie man doch berechtigt ist, kirchliche Hierarchie setzen wollte: „die Reformatoren versagten demnach der Kirche den Gehorsam und be-

trachteten denselben als einen unedlen und unfreien; sie vergafsen nur, dafs eine göttliche Autorität auch dem Gehorsam, der ihr huldigt, das Gepräge des Göttlichen aufdrückt und ihn so sehr über die Willkür erhebt, als der Geist über das Fleisch erhaben ist." S. 329.

D. Marheineke.

CVI.

Ueber das Verhalten des Wissens zum Glauben. Auf Veranlassung eines Programms des Herrn Abbé Bautain: Enseignement de la Philosophie en France. Strasbourg, 1833. Aus einem Sendschreiben an Herrn C. Schlüter, Privatdocenten an der philosophischen Fakultät zu Münster. Von Franz Baader. Münster, 1833. Theissingsche Buchhandlung. 23 S.

Der Glaube soll weder in *statu quo* bleiben, noch zu seiner Conservation darauf zurück-, sondern vielmehr in immer weiterer Entwicklung vorwärtsgehen, um den weiteren Angriffen und Ansprüchen gewachsen zu sein. Nur auf diese Weise ist durch Evolution der Revolution zu begegnen, nur auf diese Weise kann sich das Gewesene als gegenwärtig und hiermit die Permanenz des uralten Glaubens durch seine Erneuerung selbst bezeugen. Die Theologie darf sich daher nicht von der Philosophie, die Philosophie nicht von der Theologie trennen; und wo es geschehen ist, da ist es zum Schaden geschehen. Hiermit ist schon gesagt, dafs Glauben und Wissen sich nicht direct entgegenstehen können, vielmehr beide ebensowohl durch Trennung und Entgegensetzung als durch Vermengung ausarten müssen, denn Wissen ist eben nichts anders als jene geforderte Entwicklung oder Vermittlung des Glaubens, — *fides explicita* — so wie der Glaube — *fides implicita* — das Vorabgegebene, das *prius* alles menschlichen Wissens ist, welchem der Mensch aus freier Bestimmung sich *gelobt*. Die Freiheit des Menschen besteht eben darin, dafs er sich von dem Finstersehen ab- und dem vorabgegebenen Lichte des Glaubens zuwendet, welches sich als vorlaufendes, begleitendes und confirmirendes erweiset, so dafs dem *Wissen* eben nichts übrig bleibt, als den Inhalt des Glaubens, näher die Person, an welche geglaubt wird, aufzuweisen, welches Wissen wieder nur durch Glauben, d. i. durch Eingehen in das Licht möglich wird. Daraus folgt, dafs der Mensch nicht ist, weil e sondern vielmehr denkt, weil er gedacht ist, und begr er in dem göttlichen Lichte begriffen ist.

Gleichzeitig wird näher ausgeführt, warum der I Glaubens nothwendig eine Person sein müsse, näml man einer Sache nicht trauen kann, und beiläufig w bemerkt, dafs nicht blofs in der Religion, sonde len Sphären des Wissens alles auf das Verhältnifs Glauben und Wissen ankommt, womit sich der sch *l'état est athée et doit l'être* von selbst aufhebe.

In der Hauptsache kann aber mit dem Obigen n deres gesagt sein, als dafs der Inhalt des Glaubens d che Sein ist, welches von dem Subjekte nicht ander werden kann, als wenn es darin ist und daran Theil wie das Subjekt nicht anders hineinkommt, als wen ran glaubt, womit sich der Zirkel ebensowohl voll aufhebt, indem der Glaube nach seinem Inhalte el unmittelbar als seine eigene Vermittlung zu sein sich welche letztere im absoluten Wissen zu sich selbst Der Glaube, den wir als unmittelbar der Vermit Wissen entgegenstellen, enthält selbst schon die Ve in sich.

Hierauf scheint sich auch nach dem Herrn Verf Verhältnifs zwischen Glauben und Wissen zu con wie sich ergiebt, wenn die in unterschiedenen W nach dem innern Lichte des Gefühls bestimmten und Sprache der Vorstellung aufgefafsten wechselnden A des Lebens zur Probe auf den einfachen keiner wei schung ausgesetzten Begriff reducirt werden.

Ist aber dem also, so ist nicht abzunehmen, wa Abbé Bautain und Herr v. Baader an dem Carte Schlusse vom Denken auf das Sein, *cogito ergo sum* der ontologische Beweis für das Dasein Gottes, we dem Begriffe auf die Wirklichkeit Gottes leitet, i Verbindung steht, ein so grofses Aergernifs nehm mit dem Denken ist das Gedachtwerden nicht ausge Aber noch weniger ist damit das Prinzip der neuer phie im Widerspruche, wenn es von dem reinen Sei in der speculativen Theologie gipfelnden Begriffe, dem Begriffe zu Natur und Geist fortgehet, viels dem Herrn Verfasser auch von diesen Prinzipien beigestimmt werden, dafs der Begriff den Menschen greift. Und so ist auch hiermit die immer weiter rung wie zwischen Glauben und Wissen, so zwische terschiedenen philosophischen Richtungen zu erwarten

C. F. Gös

№ 80.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

October 1833.

CVII.

) español anterior á Lope de Vega, por ditor de la floresta de rimas antiguas ca-anas. Hamburgo, en la libreria de F. thes, 1832.

r Herausgeber der *Floresta de rimas antiguas*, öhl v. Faber) liefert uns in dieser Sammlung ein Hülfsmittel zur Kenntniſs der ältern spanischen tur, welches bei der aufserordentlichen Seltenheit iginale den Dank und die Unterstützung aller le dieser Litteratur verdient, und so ist zu hoffen, r Herausgeber bald im Stande sein werde, den der Bedingung günstiger Aufnahme versproche-veiten Theil, welcher minder oder gar nicht be- Schriftsteller enthalten soll, baldigst nachfolgen en.

er vorliegende Band umfafst nicht weniger als hauspiele verschiedener Gattung entweder voll- ; oder auszugsweise, sechs dramatische Darstel-, nämlich von Juan del Encina, desgleichen acht h geschriebene des Portugiesen Gil Vicente, vier iche Lustspiele von Torres Naharro, eine gleiche von Lope de Rueda nebst Proben zweier Schä-le desselben Verfassers. Die Auswahl scheint eferenten zweckmäfsig, und was noch fehlt, um anschaulichen Begriff von den verschiedenen Rich- der beginnenden dramatischen Kunst in Spa-u geben, würde Hr. B. v. F. in dem zweiten nachzuliefern Gelegenheit haben. Da der Grund- der dramatischen Gattung in der als gegenwär-rgestellten motivirten Handlung liegt, so ward lalog im engern Sinne mit Recht und so viel dies n Anfängen der dramatischen Litteratur mög-, ausgeschlossen: man würde daher den sogenann-

ten *Mingo Rebulgo* hier vergebens suchen, auch die untheatralische *Celestina*, ein Roman in Form des Dialogs, war zur Aufnahme nicht geeignet.

Die Darstellungen (*representaciones*) des Juan del Encina, der sich auch als lyrischer Dichter einen Platz im *Cancionero general* erwarb, eröffnen diese Sammlung: sie haben für uns fast nur noch historisches Interesse, da sie uns wichtige Fingerzeige über Entstehung und frühere Gestalt der spanischen Bühne geben. Der Verf. selbst nennt sie Eclogen (*eglogas*), und in der That sind es Gespräche gewöhnlich zwischen Hirten und Hirtinnen in streng lyrischer Form, aufgeführt bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. in der Christnacht, vor den Augen hoher Personen. Die Ueberschrift des ersten Stückes lautet z. B.: „Ecloge, vorgestellt in der Nacht der Geburt unsers Erlösers zwischen vier Hirten, Johannes, Matthäus, Lucas und Marcus"; die des zweiten: „Vorstellung auf die sehr gebenedeite Passion und Tod unsers Erlösers zwischen zwei Eremiten, einem alten und einem jungen, der Veronica und einem Engel." Auch Gesänge waren eingemischt, so dafs also schon das Singspiel, wie im Keime, in diesen kleinen theatralischen Unterhaltungen lag: die darin vorkommenden aus der Geschichte der lyrischen Dichtkunst bekannten *Villancicos* waren zum musikalischen Vortrage bestimmt; in der ersten Ecloge wird ein solches *Villancico* nach dem Vorschlage eines der Hirten „*y dez á dos cantiquemos*" als Duett behandelt, in der fünften und andern Eclogen singt das ganze Personal.

Erwägt man die angeführten Umstände und Erscheinungen, so wird man die Ansicht nicht abweisen können, dafs auch in Spanien wie in andern Ländern Europa's die religiösen Darstellungen, wenn auch nicht als die einzige, doch gewifs als eine Hauptquelle des reichen Stromes dramatischer Poesie betrachtet werden müssen, wozu die Lyrik nur die Form hergab.

Wenn daher Juan del Encina seine Autos Eclogen nennt, so darf man, wiewohl er Virgils Eclogen kannte und bearbeitet hatte, — eine Probe hat Bouterwek mitgetheilt — doch den Ursprung des spanischen Auto's, geschweige des Dramas überhaupt, nicht in der bucolischen Poesie der Römer suchen. Gerade der Umstand, dafs Encina's Schauspiele ganz original sind und nicht einen Zug Virgilischer Dichtkunst zeigen, dafs selbst die Personen altchristliche Namen führen, spricht dafür, dafs Encina eine einheimische Sitte vorfand, woran er trotz seiner Kenntnifs des römischen Dichters nichts ändern mochte. Dafs die redenden Personen Hirten sein mufsten, kann recht wohl seinen Grund in den Weihnachtsdarstellungen haben, worin, wie es scheint, die heil. drei Könige als Hirten gekleidet, dem Christuskinde ihre Gaben darbrachten. An welchen Fäden indessen die weit älteren dramatischen Versuche des Marquis von Villena und des von Santillana hangen, bleibt näherer Prüfung anheimgestellt.

Encina's Eclogen, um ihnen diesen Namen zu lassen, sind theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts. Unter letzteren befindet sich auch ein Fastnachtsspiel (*egloga representada en la noche postrera de carnal, que dicen antruejo o carnes, entre quatro pastores*), ein kleines Sittengemälde aus dem niedern Leben, nicht ohne Kraft und Laune ausgeführt. Seine Schäferwelt ist übrigens keine arkadische; er führt uns in eine derbe Realität, die, mit gröfserem Talente behandelt, eine gewisse komische Wirkung nicht verfehlen würde, in nüchterner Prosa aber hingestellt, wie es hier meist geschieht, kein sonderliches Interesse erregt.

Bei dem Portugiesen Gil Vicente galt es dem Herausgeber um eine vollständige Mittheilung aller von diesem anmuthigen Dichter in spanischer Sprache geschriebenen Dramen. Die Form ist bei ihm immer noch die lyrische, wie bei Juan del Encina, auch Gesänge sind eingemischt; an poetischem Sinne jedoch ist Vicente dem Spanier, den er in der Form vielleicht zum Muster nahm, weit überlegen und wenn er an Erfindungskraft und Einsicht in das Wesen des Dramas Zeitgenossen und Spätern nachsteht, so übertrifft er an Zartheit und lyrischer Weichheit die meisten derselben. Die kleineren Stücke werden von ihm nicht mehr *eglogas* sondern *autos* genannt. Das erste enthält eine für die Geschichte des portugiesischen Theaters nicht gleichgültige Notiz: es zeigt, wie auch schon andre bemerkt haben, dafs diese Gattung aus Spanien nach Portugal geführt ist und zwar durch den Vf. selbst. „Hirten von der Geburt unsers Herrn, (so lautet die Ueberse das erste, das in Portugal vorgestellt wurde, in G wart des Königs Don Manuel und der Königin D Beatriz seiner Mutter, und der Frau Herzogin von ganza in der zweiten Nacht der Geburt des Fürsten Juan des dritten in Portugal," (d. 6. Juni 1502). sprünglich bestand es nur in dem Monolog eines hirten, der dem königlichen Kinde ländliche Gaben bringt; „der Königin aber (so lautet eine zweite N gefiel es so wohl, dafs sie den Vf. bat, es in der C nacht auf die Geburt des Erlösers angewendet zu derholen, weswegen er das folgende Auto zwi sechs Hirten dichtete." Dieses folgt nun und als weitere Merkwürdigkeit ist anzuführen, dafs die E ihre Gabenopfer nicht nur mit Gesang, sondern mit Tanz begleiten.

Um nun auch einen Begriff von Vicente's V gen und Mängeln zu geben, erlaubt sich Ref., de halt des Auto's N. 9 kurz auseinanderzusetzen. Ca dra, ein Hirtenmädchen, und ihr Liebhaber Salomo t auf; sie erklärt sich mit jungfräulichem Stolze g die Ehe, weil sie die Freiheit des Weibes verni und weist seine Anträge bestimmt und mit Gründe Er entfernt sich, um ihre Muhmen zu Hülfe zu r unterdessen giebt sie in einem trotzigen Liedchen Entschlufs, sich den Fesseln der Ehe nie zu fügen neuem zu erkennen. Die Muhmen, drei an der erscheinen, aber auch ihren Lobpreisungen des Li habers, ihren Bitten und Ermahnungen widersteht sandra; der Werber, sagt sie, sei untadelhaft, allei Beste könne, wenn er einmal Herr sei, sich än Nun werden die drei Oheime zum Beistande gege Spröde aufgeboten; sie treten auf, ein musikalis ächt volksmäfsiges Liedchen singend.

O wie zornig ist das Mädchen,
Gott, wer wagt's, ihr zuzusprechen?

Weidend ihre Heerde wandelt
Im Gebirge sie daher,
Reizend ist sie wie die Blumen,
Zornig ist sie wie das Meer.

Komischer Effect, aber ohne des Dichters Absicht, r

blische Argument eines dieser Oheime: „Am An-
huf Gott Himmel und Erde mit allem was darin
er und Gebirge rief er aus Nichts hervor und es
üst und leer," und in diesem Stile zeigt er ihr,
e Ehe eine göttliche Stiftung und ein Sacrament
ie versetzt mit Gewandtheit, gegen die von Gott
ten Ehen habe sie nichts einzuwenden, allein es
elche, die der Teufel stifte, und niemand könne
ehen, welches Loos ihm falle. Der Leser erwar-
endlich eine dem Liebenden günstige Auflösung,
plötzlich nimmt die Handlung durch eine seltsa-
ndung einen religiösen Character an, der das
se unbefriedigt läfst. Cassandra entdeckt den An-
len den wahren Grund ihrer Sprödigkeit: sie
sagt sie, dafs Gott Mensch werde und eine Jung-
n gebären solle, sie selbst halte sich für diese
ählte Sterbliche. Jesaias, einer der Verwandten,
ihr, die Mutter Gottes dürfe nicht stolz und ei-
wie sie, sondern demüthig und milde — und
em Augenblicke öffnet sich ein Vorhang und ent-
ie Geburt Christi unter dem Gesang der Engel;
ten an, Cassandra bekennt ihre Schuld, allein
n eigentlichen Gegenstande des Stückes ist keine
mehr. Den Schlufs macht ein Liedchen zu Ehren
ngfrau, worin sich die ganze Naivetät des alt-
esischen Stiles ausspricht; die Reime sind nicht
gehalten:

Lieb- und huldreich ist die Jungfrau,
Wie sie schön und reizend ist.

Sag' mir einmal an du Seemann,
Der du deine Schiffe leitest,
Ist das Schiff und auch das Segel und der Stern
Wohl so schön?

Sag' mir einmal an du Ritter,
Der du dich in Rüstung kleidest,
Ist die Rüstung und das Rofs und Schlachtgetön
Wohl so schön?

Sag' mir einmal an du Schäfer,
Der du deine Heerde weidest,
Ist die Heerde sammt dem Thale und den Höhn
Wohl so schön?

las Lustspiel „der Wittwer" (*el Viudo*) leidet an
Schwächen und zeigt, wie wenig man noch über
esen der dramatischen Poesie aufgeklärt war. Es
zerfällt im Grunde in zwei verschiedene nur durch die Identität der Personen zusammenhängende Stücke; das erste derselben führt uns einen um eine treffliche Gattin trauernden Wittwer und als unterhaltendes Gegenstück einen Ehemann vor, der sich über die Leiden seines Standes beklagt; das zweite zeigt uns einen Prinzen, der, seltsam genug, in zwei Mädchen, die Töchter des Wittwers, auf einmal verliebt, um ihretwillen als Knecht die gröbsten Arbeiten verrichtet, bis er Gelegenheit hat sich zu entdecken, worauf, da seine Leidenschaft für beide gleich heftig ist, die für ihn bestimmte durch das Loos bezeichnet wird und die andre dem unterdefs angekommenen Bruder des Prinzen zufällt. Diese Fehler gegen Composition und Characteristik werden jedoch durch die für jene Zeit sehr wackere Ausführung möglichst vergütet: bei aller Nachlässigkeit und einer gewissen Uncultur sinkt dieser einnehmende, allgemeinerer Anerkennung würdige, Dichter nie zu Plattheiten herab, selbst die eingestreuten Lebensbetrachtungen zeugen von derjenigen innern Bildung, die wir einem Dichter nie erlassen dürfen. Man vergleiche in dem zuletzt erwähnten Schauspiele z. B. die Unterhaltung der Schwestern über den Tod ihrer Mutter, S. 79. — Zum Schlusse werden uns noch einige Stellen aus einer Tragikomödie und einem Auto des Dichters mitgetheilt, die sein Talent im Komischen über jeden Zweifel erheben; zugleich entfernt er sich hier von der streng lyrischen Form und bedient sich der aus dem spätern Drama bekannten vier- und fünfzeiligen Redondilien.

Bartolomé Torres Naharro, der dritte in der Sammlung, Gil Vicente's Zeitgenosse, ist diesem an Erfindungskraft und dramatischer Geschicklichkeit überlegen, mufs ihm aber an poetischem Gefühle, an Zartheit und Innigkeit weichen. Naharro gilt für den Schöpfer des durch Calderon zur Vollendung gebrachten Nationallustspiels. Allerdings sehen wir das Intriguenstück in poetischem Stile bei ihm schon auf einer bemerkenswerthen Höhe; im formellen jedoch zeigen Lope de Vega und Calderon unendlich mehr Mannichfaltigkeit: bei Naharro findet sich u. a. weder die Romanzenform, von welcher Calderon einen so angemessenen Gebrauch gemacht, noch der eilfsylbige Vers; auch theilte jener seine Lustspiele in fünf Acte, für die er nach seiner eignen Versicherung den Ausdruck *jornadas* wählte (Velazquez von Dieze S. 322); erst Cervantes erkannte die Eintheilung der Komödie in drei

jornadas für zweckmäfsiger, entlehnte also diese Einrichtung nicht, wie Bouterwek durch ein Versehen anführt (S. 285), von Torres Naharro. Die Zahl der Schauspiele des letzten ist acht, die hier abgedruckten sind Imenea, Jacinta, Calamita, Aquilana. Bei der ungemeinen Seltenheit des Originals — auch die Göttinger Universitätsbibliothek besafs es nicht, als Bouterwek schrieb — bilden diese Dramen eine wahre Zierde der gegenwärtigen Sammlung. Der Herausg. hat es für nöthig geachtet, nicht allein in den verschiedenen Stücken hin und wieder zu streichen, im Ganzen doch 748 Verse! sondern auch die *introitos* und *argumentos* als zweckwidrig und störend ganz wegzulassen.

Den Beschlufs macht der als Dichter und Schauspieler zu seiner Zeit hochgefeierte Lope de Rueda, dessen Arbeiten schon in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fallen. Sie sind in Prosa, nicht in *jornadas* sondern in Scenen getheilt. Der vorliegende Abdruck seiner vier Komödien *Eufemia, Armelina, de los engaños, Medoro* ist nicht nach der einzigen und höchst seltenen Originalausgabe, Sevilla 1576, sondern nach einer Copie derselben veranstaltet; die komischen Zwischenspiele unter dem Titel *el Deleitoso, Logroño* 1588 hat der Herausgeber sich um keinen Preis verschaffen können. Lope de Rueda ist eine erfreuliche Erscheinung in der spanischen Litteratur, doch scheint Hr. B. v. F. ihn in den angehängten „Andeutungen für deutsche Leser" zu hoch zu stellen; er ist ein Meister im Burlesken, die Bedienten-Scenen sind unvergleichlich, sein Dialog leicht und lebendig, sein Stil wo es sein mufs edel, auch zeigt er mehr Characteristik als andere gröfsere Dichter seiner Nation, allein seine Motive sind zu oberflächlich, und in der Composition vermifst Referent di nen Verhältnisse der einzelnen Theile, welche wendig sind, ein harmonisches Ganzes zu bilden. wohl würden einige seiner Stücke, von geschickte bearbeitet, auch auf der neueren Bühne noch kung thun.

Beigefügt ist diesem *Teatro español* ein er des Verzeichnifs verschiedener in dem *Diccion la Academia española* fehlender Wörter. Refer. den Auslegungen des in dieser Sprache sehr e nen Herausgebers bei, findet jedoch das Verz allzu kärglich, besonders für die mundartlich volksmäfsigen Ausdrücke bei Gil Vicente und L Rueda unzureichend. Bei ersterem z. B. find auf wenigen Seiten fremdartige Wörter und gen (wie *placentorio, vido* sah, *tirte afuera, letije, namorar, entirrado, naquel* u. a.), bei de weniger Geübte Anstofs nehmen wird. Nicht w liche Spracheigenheiten bieten sich hin und wied Referent bemerkt nur die Wörter *soncas* (gewif für *para* (S. 21), das veraltete, auch in *Sanche cion* vorkommende *solombra* (S. 83. Schatten), also *sombra* eine Contraction wäre, *hemencia* (A S. 48) von *vehementia* (?), die Zusammensetzung *hundo* (sehr tief), *per-dañosa* S. 20 (sehr sch worin *per* wie in *perdoctus* verstärkend steh sonst den romanischen Sprachen fremd ist, endl nach altspanischem Brauche für Präsens stehen perfect: *por mirar al ruyseñor como cuntu* 66), *Digas tu el marinero, que en las naves* (S. 65).

F. Di

№ 81.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

November 1833.

CVIII.

reise durch England und Belgien, von J. Passavant. Mit 5 Tafeln. Frankfurt Main, bei S. Schmerber. 463 S. 8.

er Verfasser, selbst Mahler, scheint seine Studien ichlich der neuern Kunstgeschichte zugewandt en. So unternahm er diese Reise nach England lich in der Absicht, die Werke Raphaels in den n Sammlungen kennen zu lernen, weil er vorhat, ıfassendes Werk über das Leben und die Arbei- s grofsen Meisters zu schreiben. Dies Unterneh- ıfs jedem Freunde der Kunst um so erwünschter la mehrere Versuche dieser Art in der neuesten ıen nicht glücklich ausgefallen sind (man vergl. Recension in den Jahrbüchern wissenschaftlicher im December 1831. No. 12.). Dafs aber der Rei- bei dieser Gelegenheit auch anderes Denkwürdige nst aufzeichnete, wird man leicht begreifen. Das st also ein Wegweiser geworden für jeden, der ; in kunstgeschichtlichen Beziehungen England ı zu lernen wünscht, doch nur in Rücksicht der rei. Die antiken Bildwerke, an denen die Samm- in England so reich sind, wurden dabei nicht sichtigt.

ekanntlich hatte England in frühern Zeiten keine kultur. Eine eigene Kunstschule existirt allda eit ungefähr der zweiten Hälfte des verflossenen ınderts. Früher befafsten sich nur Fremde mit unst allda, worunter Hans Holbein als der Aus- hnetste, doch hauptsächlich nur als Porträtmahler, nnen ist. An Kunstliebe fehlte es indessen nicht, ie Einfuhr seltener Kunstwerke aus der Fremde immer mehr in dem Maafse zu, als der Wohl- in der Insel stieg. Es enthalten daher nicht blofs öniglichen Schlösser viel Vorzügliches, sondern auch die Privatbesitzer. Von dem Wesentlichsten hie- von stehe hier eine kurze Uebersicht.

Die Nationalgallerie hat bisjetzt noch keinen gro- fsen Zuwachs erhalten. Doch besitzt sie den Christus mit den vier Pharisäern von Leonardo da Vinci, die Er- weckung Lazari von Fra Sebastian del Piombo, ein paar Titiane, und Einiges von H. Caracci, welches Alles aus den Sammlungen Aldobrandini, Colonna und Lancelotti dahin kam, mit Ausnahme der Erweckung Lazari, frü- her in der Gallerie Orleans.

Von den königl. Besitzthümern enthält: 1) Hamp- ton Court die sieben Cartons von Raphael, und neun andere von A. Mantegna, den Triumphzug Cäsars be- treffend; 2) Windsor-Castle: allda scheint das Bedeu- tendste: die Geizigen von Quintin Metsus, Bildnisse von Holbein, Anton Moro, und ein Denner zu sein. 3) Im Palast Kensington wird das Porträt eines Jüng- lings bemerkt, welches das einzige Oelgemälde Raphaels in den königl. Sammlungen sein soll. Dann werden noch als einzig in England genannt: unter den histori- schen Gemälden des Holbein ein Christus, welcher der Magdalena erscheint, und von A. Dürer das Porträt ei- nes jugendlichen Mannes. In Rücksicht Dürer's jedoch wollen wir nicht unbemerkt lassen, dafs vor Jahren ein Obrist Campell zwei historische Tafeln von unbezwei- felter Originalität des grofsen Meisters in Rom an sich brachte, die dann nach Schottland kamen, wo freilich der Reisende nicht gewesen ist. 4) In Buckingham- house scheint das Vorzüglichste von holländischen Mei- stern zu sein, zugleich mit den Bildnissen der Monar- chen und der Generale von Thomas Lawrence.

In Privatsammlungen wird mehreres von Raphael genannt: Erstlich in Dulwich collège ein paar Figuren, Ueberreste der Predella des gröfsern Gemäldes der Non- nen von S. Antonio, das in der letzten Zeit der König von Neapel aus dem Hause Colonna in Rom erkauft hat. Von den drei Theilen dieser Predella soll das

eine der drei Bildchen, Christus am Oelberg vorstellend, Lord Elgin, das andere, die Kreuztragung, John Miles, und das dritte, den Leichnam Christi im Schoofse der Maria, Madame Whyte, besitzen. Zweitens bei Lord Gower sieht man von Raphael: *a*) die Madonna mit der Fächerpalme, ehemals Orleans. — Der Vf. meint: ehedem eines der beiden Bilder für Taddeo Taddei gemacht, das andere aber sei die jetzt in Wien vorhandene Madonna im Grünen. *b*) Wird sehr gelobt eine Madonna mit dem über dem Schoofse liegenden Kinde — früher Orleans — gemacht um 1512., welche dem Rec. ganz unbekannt ist. *c*) Die stehende Madonna, das Jesuskind vor sich haltend, dem der kleine Johann sich annähert, und Joseph ferner stehend sich umsieht. Der Verf. glaubt, das Bild nicht von Raphael selbst, sondern von Fattore gemalt. Das Original meint Hr. S. Quirico in Mailand zu besitzen. *d*) Noch sieht man die Madonna, die von dem schlafenden Kinde den Schleier aufhebt. Das Original hievon soll aber in Paris, und also das von Loretto entführte sein, wie schon Füfsli berichtete. — In dieser Stafford-Gowerschen Sammlung soll sich jetzt auch das ausgezeichnete Gemälde des H. Caracci befinden, das, die Verzückung Gregorius des Grofsen zwischen Engeln vorstellend, die Hauptzierde der Capelle Salviati in S. Gregorio Magno zu Rom war.

In der Gallerie Grosvenor sind die Raphaels, und in York-house der Eseltreiber des Coreggio verdächtig. In Devonschire-house werden zwei Gemälde von Joh. v. Eyck, und in Apsley-house bei Wellington wird Christus am Oelberg von Coreggio genannt, welches Gemälde der General auf dem Rückzuge von Spanien dem Joseph Bonaparte abjagte. Auch bei dem Marquis Londonderry sind zwei Coreggio, das Christushaupt ehedem in Colonna, und Amor, der in Gegenwart der Venus von Merkur unterrichtet wird, ehedem in Spanien. Bei dem Herzog Grafton wird das Porträt des Carandolet von Raphael gezeigt.

Die Madonna von Alba wird als ein Original von Raphael sehr gelobt, welches nach dem Kupferstich dem Recensenten immer verdächtig schien. Der Besitzer ist Hr. W. G. Coesvell, bei welchem auch eine h. Familie von Seb. del Piombo im Raphaelischen Stil, und die Tochter Titian's, eine Schüssel empor haltend, zu sehen ist: dasselbe Gemälde, wovon auch anderwärts Exemplare vorkommen, wie in Berlin, das kürzlich noch in Florenz angekauft ward. Es giebt aber K fahrne, welche dabei nur an ein Studium de Veronese für ein gröfseres Gemälde denken wol

In den Sammlungen der Hrn. Neeld, Rogg Aders kommen herrliche Namen von Meistern v wie es scheint sehr unsicher.

Auf dem Landsitz von Lord Cowper wird ei donna von Raphael gezeigt, die, wie aus dem b ten Kupferstiche hervorgeht, nach der Madonna C jetzt im Museo zu Berlin, von einem Spätern ist. Besser mögen die Bildnisse von Andrea de und die Madonna von Fra Bartolomeo in dieser rie gemacht sein. Als die Sammlung noch in war, erinnert sich der Rec. darin ein sehr schön trät von Mengs, von ihm selbst gemalt, gese haben.

Mit Vergnügen lesen wir, dafs jetzt Lord C die kleine Madonna von Raphael, ehedem be brandini zu Rom, und die Flucht nach Aegypt Baroccio aus derselben Gallerie besitzt. — V bedeutend sind: bei Madame Sykes ein soge kleiner Raphael, einen schlafenden Ritter von und das kleine Bild der Grazien von demselbe ster bei Lord Dudley, beide aus der Gallerie Bor

Bei Thomas Baring sah man früher eine sog Madonna della Seggiola, die jetzt in München s In Wiltonhouse bei Lord Pembrocke giebt es B von Holbein und eine Judith von Mantegna. D tigen Raphaels aber sollen verdächtig sein.

Sicherer ist zu Bowood bei Lord Lansdo Predigt des heil. Johannes, als Predella des Gemäldes in der Servitenkirche zu Perugia, wo Original sich jetzt im Schlosse Blenheim befind es scheint, der vorzüglichste Raphael in England Schlofs Blenheim enthält aber noch andere gute Ge

Auch besitzen die Städte Liverpool und Man manches Gute in Mahlerei. Ausführlichere Na ten ertheilt der Vf. von den Universitäten Oxfo Cambridge auch in Beziehung von Kunstseltenh

Auf dem Landsitz des Lord Scarodale wird Mariä als Raphael bezeichnet, was aber von Do di Paris Alfani gemalt sein soll. Bedeutender mö die Madonna, welche das Kind küfst, von Metsus sein.

Von wichtigen Cartons werden zwei von R bei dem Herzog Buccleuch, das Stück eines Car

indermord von Raphael, und bei Hrn. Coke zu
n nicht blofs der Carton von der schönen Gärt-
sondern auch Ueberreste des berühmten Carton
l. Angelo erwähnt, den Ueberfall am Arno bei
orstellend.

ierauf folgt ein summarischer Bericht über an-
ammlungen, welche der Verf. zu sehen keine Ge-
eit hatte. Darunter machet er nach Spiker auf
ısgezeichnet schöne Madonna von Joh. van Eyck
ksam, die sich in Corsham-house bei Bath be-

och werden beigefügt eine Nachricht über die
ungen reicher Handzeichnungen in England;
lie Cataloge der ehemaligen Gallerieen Carl des
und des Herzogs von Orleans, mit den Preisen
: Versteigerung. Auch wird eine Uebersicht von
instlern aus der englischen Schule gegeben.

(Der Beschluſs folgt.)

CIX.

*ula theologica ad crisin et interpretatio-
N. Test. pertinentia auctore Dr. Herm.
hausen. Berlin, Enslin* 1834.

beiden ersten Aufsätze dieser Sammlung behandeln die
ıach der Authentie des zweiten Briefs Petri und nach
rf. des Briefs an die Hebräer. Der erste bringt die
ugung von der Authentie des 2ten Briefs Petri bis zur
ität und subjektiven Gewifsheit, und der Zwiespalt der
ıdischen und orientalischen Kirche über den Verf. des
n die Hebräer wird so erklärt, dafs der Brief in einer
ıdischen Gemeinde unter den Augen Pauli geschrieben
seiner Billigung an eine oder mehrere Gemeinden Pa-
geschickt sei, wo sich die Tradition von der Apostoli-
ıtorität nothwendig länger erhalten habe als in der Ge-
ɔn wo er abgeschickt war. — Eine wichtige Stellung
n neuern exegetischen Arbeiten nehmen die übrigen Auf-
, die die biblische Lehre vom λόγος, vom menschlichen
nd von der ζωὴ behändeln. Der Hr. Vf. hat mit Fleifs
sorgt, dafs nicht nur aus der Art seiner Entwicklung
ıicht vom Verhältnifs des Exegeten zur heil. Schrift
werde, er hat auch hin und wieder ausdrücklich dar-
ıerksam gemacht, wie er sich seine Aufgabe gestellt
. 11 Anm. sagt Hr. Olshausen: „Nicht wegen des In-
ıuben wir der heil. Schrift, sondern wegen der Autori-
ferf. billigen wir den Inhalt." So scheint zunächst die
t des Inhalts von den mehr oder weniger gewissen hi-
n Zeugnissen für die Authentie eines Buchs abzuhän-
s Gegentheil versichert der Hr. Verf. S. 65, wo er die
der Verf. von der Wahrheit des Inhalts bedingt sein
läfst und ganz allgemein sagt: „der Glaube, den die heil. Schrif-
ten verdienen, wachse im Menschen nach und nach." Dieser
Glaube wird S. 12 dahin bestimmt, dafs in ihm die Thätigkeit
des göttl. Geistes in der Abfassung der heil. Schriften anerkannt
werde. Der Glaube, den wir der Schrift schenken, sei daher
so vom Glauben an die Autorität der Verf. abhängig, dafs wir
in diesen die offenbarende Thätigkeit des göttl. Geistes erken-
nen. So allgemein alle diese Bestimmungen noch sind, so zeigt
sich in ihnen doch das Gefühl der Nothwendigkeit, den Inhalt,
wie er zunächst uns vorliegt, aus seiner Unmittelbarkeit heraus-
zuführen und zu seinem eignen Prinzip zu bringen.

Deutlicher spricht der Hr. Vf. dies Bewufstsein aus S. 192.
Nachdem er nämlich gezeigt hatte, wie wenig die neueren Com-
mentatoren und Lexikographen zum N. T. über die ζωὴ genü-
gend handeln, sagt er, der Begriff des Lebens, der nur Einer
sein könne und auf den alle verschiednen Stellen, in denen vom
Leben gehandelt wird, zurückgeführt werden müfsten, könne
entweder aus dem gewöhnlichen Leben aufgenommen werden.
Da aber hier nicht leicht gesagt werden könne, was denn das
Leben sei, müsse man vom absoluten Begriff „*a notione absо-
luta*" ausgehen, von dem aus man in das Verständnifs der ein-
zelnen Gebrauchsweisen geleitet werde.

Ein merkwürdiges Bekenntnifs des Hrn. Verfassers. Er
fühlt, dafs bisher in der Exegese so gefehlt sei, weil man bei
einer einzelnen Stelle stehen bleibend, den Hauptbegriff in ihr
entweder nach subjektiver Willkür behandelte oder zu seiner Er-
klärung irgend eine Vorstellung herbeiholte, die im gewöhnli-
chen Leben cursirte. Einen andern Hauptfehler sieht er mit
Recht darin, dafs, wenn man ja, worauf zunächst nur der Lexi-
kograph sich angewiesen glaubte, über eine einzelne Stelle hin-
ausgeht und sie mit verwandten in Verbindung bringt, man die
allgemeine Bedeutung nicht hervorhebt und eine Menge Be-
deutungen aufzählt, an deren Einheit nicht gedacht wird. Der
absolute Begriff also soll nach dem Hrn. Verf. der einzige wahre
Ausgangspunkt und die Macht der Einheit sein, die die wider-
spenstigsten Stellen aus ihrer Vereinzelung in Flufs und mit
dem Hauptgedanken in Verbindung bringt.

Wie erfüllt nun Hr. Olshausen seine Forderung bei der Ent-
wicklung des Begriffs der ζωὴ? Er stellt zunächst mehrere Stel-
len zusammen, in denen der λόγος das Leben genannt wird, und
auf die Frage, woher es komme, dafs der Sohn nicht der Va-
ter absolut die ζωὴ genannt werde, antwortet er, weil im Sohne
offenbar sei, was im Vater verschlossen und verborgen. Was
ist aber die ζωὴ, die im Sohne offenbar ist? Die griechischen
Philosophen, antwortet der Hr. Verf., nannten das höchste We-
sen τὸ ὄν, weil ihnen mit Recht das Sein als das Höchste und
Reinste erschienen sei. Die Anerkennung dieser Hoheit des
Seins liege im Namen Jehova's und da Apoc. 4, 8 — 10 ὁ ὤν und
ὁ ζῶν verwechselt würden, kommt es zum plötzlichen Resultat,
dafs τὸ εἶναι und ἡ ζωὴ *quasi synonyma* seien. Vielleicht, fügt
noch der Hr. Verf. hinzu, ist der unbedeutende (*lecissimum*) Un-
terschied zwischen beiden, dafs die ζωὴ die Wirksamkeit des
εἶναι bezeichnet.

Der scharf begränzende Begriff hat den Verf. zu einem so

übereilten Resultat nicht geführt. Er hat sich mitten unter aller Berufung auf Bibelstellen von dem dunkeln Gefühl einer zwiefachen Bedeutung des Lebens leiten lassen. Zunächst ist die Kategorie des Lebens als der Lebendigkeit allerdings der des Seins verwandt: beide sind dieselbe Beziehung auf sich, nur dafs in der Kategorie der Lebendigkeit der Gegensatz des Innern und Aeufsern hinzugekommen ist, aber als unmittelbar aufgehoben. Wegen dieser Unmittelbarkeit des Lebens liegt in ihm selbst der Keim seiner Auflösung. Das Leben aber als eine solche unmittelbare noch selbst äufserliche Innerlichkeit kann von Gott nicht ausgesagt werden. Denn so ist es selbst noch nicht das wahre Leben. Allein die Selbstbestimmung Gottes in sich selbst, in der die Momente selbst die Totalität sind, diese absolute Beziehung auf sich selbst ist die Geburt des Lebens. Weil der λόγος diese Offenbarung Gottes in sich selber ist, ist er das Leben und als die offenbarende und absolute Thätigkeit Gottes ist er der Quell des Lebens für die Creatur. Dies führt uns sogleich auf die andre wichtige Abhandlung des Vfs. über den λόγος.

Auch diesen Aufsatz bevorwortet der Hr. Verf., indem er als die höchste Pflicht des Exegeten aufstellt, den Begriff des Worts, über das er handelt, scharf und bestimmt festzustellen. Denn, sagt er, wenn die Bedeutung des Wortes nicht sorgfältig aufgestellt und bewahrt wird, so werden die Wurzeln der Religion abgeschnitten und der Baum wird kraft- und saftlos, p. 127. Ein Exeget, der seine Arbeiten in so nahe Beziehung mit dem innersten Leben des Glaubens stellt, mufs desto gröfsere Erwartungen für seine Leistungen erwecken.

Zur Aufhellung des Begriffs des λόγος nennt der Hr. Verf. zunächst „die Leitung der Geschichte" als nothwendig und besonders die Schriften des Philo und Zoroaster würden die sicherste und zuverläfsigste Hilfe in diesem Geschäft leisten. Dennoch aber bleibt dies nur eine subjektive Stütze in der Hand des Exegeten, denn die Verf. der heiligen Schriften läfst er aufser allem Verhältnifs zu jenen Erzeugnissen des menschlichen Geistes stehen, weder so dafs sie jene vorgefundnen Lehren zur Darstellung der ihrigen benutzt hätten, noch so dafs sie ihre Widerlegung seien. Vielmehr nachdem der Hr. Verf. die Reflexion angestellt hat, dafs die göttliche Thätigkeit sehr passend mit der menschlichen Rede „verglichen" werde, weil diese nicht ohne Denken geschehe und weil das Wort ein Hauch sei aus dem Innersten des Menschen, wendet er sich zu einer weitausgeführten etymologischen Untersuchung, deren Resultat die völlige Ununterscheidbarkeit des λόγος und πνεῦμα ist, denn beide seien der feinste, zarteste Hauch des Lebens. Diese unterschiedslose Confundirung des λόγος und πνεῦμα wird noch erhärtet mit einem Ausspruch des Basilius gegen Eunomius, der aus der geschichtlichen Situation erklärt den Verf. vor dieser Uebereilung behütet hätte. Θεοῦ λόγος ὁ υἱὸς, ῥῆμα δὲ υἱοῦ τὸ πνεῦμα. Das Verhältnifs des Vaters, Sohns und heil. Geistes wird dadurch, statt sich zur vermittelten Einheit zusa schliefsen, zu einer nachschleppenden Kette, an die si unendlich viele Glieder schliefsen könnten. Diese unvo ne, ins Unbestimmte sich hinziehende Produktionskraf nicht einmal zum abgeschlofsnen Organismus bringe hätte dem Verf. selbst in seinen Citaten aus der Ze auffallen müssen. Denn bald ist *Ormuzd* das Wort, *Zervane Akerene* ausspricht, bald ist von einem Worte die Rede, das *Ormuzd* ausspricht. In beiden aber si noch der Verf. den λόγος.

Diese Unbestimmtheit des Gedankens verführte de bei jedem einzelnen Ausspruch der Bibel einen entspre Ausspruch aus den persischen Religionsbüchern gewöhn der Formel: *eundem de verbo divino doctrinam proponi ster*, anzuführen. Eine Lehre also, in der das Natürli das Geistige noch so wenig unterschieden sind, dafs d wenn auch in seiner reinsten Gestalt das Geistige selbst ist, die, um den Drang des Geistes nach dem Un und nach der innern Bestimmtheit zu befriedigen, es n nem äufserlichen absoluten Gegensatz brachte, diese L dieselbe mit der christlichen sein! Hat der hochverehr hier gar keinen Unterschied gefühlt, dafs er sich un auf die Seite derer stellt, die die Ahnung des Evangeli vorchristlichen Religionen aufsuchen, um zu zeigen, daf dem christlichen Glauben nicht so viel auf sich habe, habe man ja längst Alles gewufst, und dafs er das Chri zu einer historischen Erscheinung macht, wie jede ande zum Gericht aller andern? In dem Wort Hebr. 4, 12., Vf. seiner Abhandlung zu Grunde legt, wird ja der λόγ der κριτικὸς genannt, der über Alles Gericht spricht, und der Alles zu seiner wahren Bestimmtheit bringt τομώτε πᾶσαν μάχαιραν, weil er die Selbstbestimmung Gotte selber ist. Sieht man freilich in dieser sondernden, ne und bestimmenden Kraft, wie der Hr. Verf. nichts a was der Parsismus vom Licht sagt, dafs es das reins teste und schärfste sei, so hat man alle christliche Anw darauf, im Wort Gottes das Gericht über alle Macht zu haben, aufgegeben und vernichtet.

Der christliche Glaube verwirft im unendlichen Be seiner göttlichen Vollmacht alle Beweisführung aus eine endeten Gestalt des Gottesbewufstseins, wenn man in seine eigne Bewegung zu sich selber weifs. In seinen hat schon das Judenthum aus dem Bewufstsein der g Macht über alle Creatur den heidnischen Aberglauben w und in Beziehung auf den Parsismus, von dessen Harm dem A. T. man so vieles Unbedachte geredet hat, wir Vision des Ezechiel (cap. 8.) mehr als aller Gräuel äg Thierdienstes und der Weiber, die den Adonis beweinen, d derer verflucht, die dem Sitz Jehova's ihren Rücken und nach Morgen gewandt ihr Knie der Sonne beugte

№ 82.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

treise durch England und Belgien, von J. Passavant.

(Schluſs.)

icht minder interessant ist die Reise in Belgien
n Niederrhein, besonders in Rücksicht der frühern
zustände jener Gegenden.

rügge hat jetzt noch sehr Bedeutendes von sei-
hemaligen Kunstflor erhalten. Die Akademie be-
on den Gemälden das Meiste, besonders seitdem
die vornehmsten Bilder aus dem Stadthause hinzu-
men sind. Es sind allda drei Johann van Eyck
nden: das Bildniſs seiner eigenen Frau, ein Chri-
pf, und das Gedächtniſsgemälde des Georg van
eines der Hauptwerke nach der Anbetung des
es. Alle drei sind mit dem Namen des Meisters
er Jahreszahl bezeichnet.

Von Hans Memling sieht man den groſsen Chri-
das Meisterwerk des groſsen Künstlers der wun-
llen Beleuchtung wegen. — Dagegen halten wir
'aufe Christi mit den dazu gehörigen Flügelbil-
nicht für Memling, sondern für Hugo v. d. Goes,
leister des Florentiner und des Danziger Bildes.
Von Memling halten wir aber wieder die zwei Ta-
ehemals im Stadthaus, welche die Bestrafung des
echten Richters von Cambyses vorstellen. Nur
robes Miſsverständniſs konnte diese Meisterwerke
Anton Claeisius, einem Zeitgenossen des Hems-
zuschreiben. In der Zeichnung und im Ausdruck
lemling nie etwas Höheres geleistet.

m Johannishospital ist das Reliquienkästchen der
Ursula und die andern vortrefflichen Gemälde von
ing allda gut beschrieben. Auch in der Frauen-
e ist das Bemerkenswerthe gut angezeigt, desglei-
in der Kirche S. Salvator. Nur hätte verdient
noch angezeigt zu werden, erstlich das treffliche
ilſs Philipp des Schönen auf Goldgrund, dann die *Mater Dolorosa* gleichfalls auf Goldgrund, ein vortreffliches Werk von Rüdiger van der Weyde, und das edle Werk einer Pietät von demselben Meister. — Auch in der Jacobskirche hat der Verf. ein anderes Gemälde von dem trefflichen R. v. d. Weyde anzuzeigen versäumt. Es stellet die Madonna mit dem Kinde in einer goldenen Glorie vor, die mit halbem Leibe aus einer goldenen Rose hervorkommt, und wovon die Stiele nach Joachim und Anna sich erstrecken, das Ganze mit Engeln, die Werkzeuge des Leidens tragend, umgeben. Unterhalb sieht man David, und zur Seite je zwei Propheten und zwei Sibyllen. Dann auf einem der Flügel ist Augustus dargestellt, welchem die Sibylla den neugebornen Gott zeiget, und auf dem andern Flügel erscheint Johann der Evangelist mit zwei Franciscanern. — In derselben Kirche bezeichnet der Vf. eine Kreuzabnahme, die man dem Hugo v. d. Goes zuschreibt, die uns aber nicht erinnerlich ist. Dagegen haben wir eine Krönung der Maria aufgezeichnet, unten in der Mitte mit dem Erzengel Michael und nebenbei mit zwei Propheten: ein Gemälde, was uns ganz in der Manier des Hugo zu sein schien. — Interessant sind die beigefügten Nachrichten über den Begräbniſsort des groſsen Meisters. — Auch sah der Rec. in der Kirche Jerusalem eine Madonna auf dem Throne, den kleinen Christus Lesen lehrend, und nebenbei zwei voll Anmuth spielende Engel; auf den Flügeln die heil. Catharina und die heil. Barbara. Auch dieses Bild hielten wir von der trefflichen Hand des Hugo.

Dankenswerth ist, was der Verf. p. 367. aus de Bast über das Gedächtniſsbild des Nicolaus van Maelbeke in Ypern, und über manche Lebensumstände und den Tod des Joh. van Eyck im J. 1445. beibringt.

Von der Anbetung des Lammes zu Gent findet man die Nachrichten nach Dr. Waagen und nach de Bast sehr gut zusammengestellt, mit Beifügung des kleinen Nachstiches des ganzen Gemäldes, bloſs mit Aus-

lassung der Vorstellungen auf den äufsern Seiten der sechs in Berlin vorhandenen Flügel. Nur in Rücksicht der Vermuthung, welche Theile des grofsen Gemäldes von dem ältern und welche von dem jüngern Bruder seien, möchten wir in einigem abweichen. Auch bei der Wiederaufdeckung der Inschrift hat Rec. die zwei ganz ausgetilgten Anfangsworte des dritten Verses anders restaurirt, als man sie bei De Bast findet. Anstatt *frater perfecit* setzten wir *suscepit laetus*, und zwar der Assonanz wegen, welche in den beiden vorhergehenden Versen beobachtet ist. —

Erfreulich ist ferner die Nachricht, dafs der Professor van Rotterdam in Gent ein anderes Bild von Hubert van Eyck, eine Anbetung der Könige vorstellend, besitze; und auch im Privatbesitz allda ein Gemälde der Erfindung des Kreuzes von Justus van Gent vorhanden sei, mit der Aeufserung des Verf., als wenn ihm noch andere Gemälde des Justus bekannt wären. Die Anzeige hievon würde sehr erwünscht sein, so wie die von jedem beglaubigten Bilde der Meister der Eyckischen-Schule bis auf Quintin Metsus, der Letzte der grofsen Meister dieser Schule.

Von Antwerpen sprechend berührt der Verf. nur das Meisterbild des grofsen Quintin Metsus allda, die Grablegung vorstellend, und auf den beiden Flügeln die Martyr der beiden Johannes. Wäre der Verf. in Löwen gewesen, so würde er auch ein anderes vorzügliche Gemälde dieses Meisters angezeigt haben, welches die Sippschaft Christi vorstellt, das mit dem Namen Quinte Metsus und mit der Jahrzahl 1509 eingeschrieben ist. Aufserdem enthält Löwen noch anderes Vorzügliche: zwei Gemälde von Hans Memling, eines von B. van Orley, und die Copie von M. Coxcie nach der Grablegung des Rüdiger van der Weyde, wovon das Original jetzt im Museo zu Berlin ist.

Von den Gemälden in der Akademie zu Brüssel zeigt der Verf. nur das schöne Bild des betrauerten Leichnams Christi von Bernardin van Orley auf Goldgrund an. Anderes von ältern Meitern allda ist weniger bedeutend und unsicher. Auch haben die Kirchen in Brüssel wenig Vorzügliches von Kunstwerken. Desto wichtiger ist allda die schöne Sammlung des Prinzen von Oranien. Unter den italienischen Meistern sieht man allda ein schönes Gemälde von Pietro Perugino, welches früher auch in Berlin zu Verkauf stand, die Flora von Leonardo da Vinci, früher in der Gallerie Danout in Brüssel, und ein Porträt des Fr Penni von Raphael.

Eine der Hauptabsichten des kunstliebend sitzers ging aber auf das Sammeln altniederlä Meister aus der Eyckischen Schule. Von Jo Eyck selbst werden genannt: eine Ankündigu in den letzten Jahren von Dijon kam, wo n kleines Bild des Meisters sein soll, und dann e donna mit dem Kinde noch in der frühern, etw lichen, Manier. Hiezu kommen noch die Flüg von M. Coxcie copirt, wovon die Originale i sich befinden. Ferner sieht man drei Bilder v hard Meire, vier einzelne Heilige von Hugo v. d zwei längliche Tafeln von Memling, deren Gege auf die Legende des h. Bertin sich beziehen, der Revolution in St. Homer waren. Die klein mälde werden in Hinsicht der Schönheit mit de quienkasten der h. Ursula verglichen. Von M sieht man ferner ein weibliches Bildnifs mit de 1479 bezeichnet, und ein männliches in mittle ter, welches man für das des Meisters selbst hä

Von hoher Wichtigkeit sind ferner zwei neuesten Zeit im Stadthause zu Löwen wieder fundene Tafeln, welche man auch für Memlin Aber glückliche Forschung hat gezeigt, dafs sie ten eines fast verschollenen Mahlers, Dierik St von Löwen sind, welcher sie im J. 1468 für di zimmer des schöngothischen Stadthauses zu Löw macht hat, als Lehrbilder für die, welche das amt führen, so wie die ähnlichen in Brügge vo Memling, und die früher berühmten von van der Weyde in dem Stadthause zu Brüssel.

Die Löwener Bilder stellen eine Legende v ser Otto vor: nach welcher ein Edelmann weg Anklage der Kaiserin, er habe sich ungebührlich sie benommen, hingerichtet ward. Es fand si später, dafs die Anklage falsch war; und so die rin selbst nach dem Urtheil ihres Gemahls den tod erleiden mufste. Hievon ist der Kupferstich rissen beigefügt.

Wir folgen dem Reisenden jetzt in den La zwischen der Maas und dem Rhein, oder z Mastricht und Cöln. Hier war der Sitz der deutschen Kunst schon im 13ten Jahrhundert, wir den bekannten Versen des Wolfram von bach glauben. Im 14ten Jahrhundert aber w

Wilhelm von Cöln in der Gegend berühmt, von war jetzt keine sichern Arbeiten mehr nach- en werden. Doch fehlt es nicht an Ueberresten lahlerei in Cöln selbst; und am Mittelrhein zu z in der Kirche S. Castor hat sich ein wichtiges das Denkmal des Cuno von Falkenstein, im J. auf die Mauer gemalt, erhalten, wodurch der der Kunst in jener Zeit genugsam beurkun-

'erfen wir nun einen Blick auf die Niederlande i der Maas; so findet sich dort vor den Brüdern ck weder ein Künstlernamen aufgezeichnet, noch vo ein Werk älterer Mahlerei, welches eine frü- unstkultur in den Niederlanden erwiese. Es ich demnach mit grofser Wahrscheinlichkeit en, dafs die altdeutsche und niederländische fiege aus einer Wurzel stamme, und die Brüder ck ihre erste Bildung von der deutschen Seite s der Maas empfangen haben. In solchem Falle ich leicht denken, dafs Hubert van Eyck, im J. i dem Städtchen Eyck an der Maas unweit Ma- geboren, der unmittelbare Schüler des in jener l hochberühmten Meisters Wilhelm von Cöln idessen gewinnen wir durch eine solche Annah- r wenig, um uns die wundervolle Erscheinung bert van Eyck mit seinem Bruder Johann zu er-

Bis jetzt genügt keine Hypothese, ihr dämoni- Talent und ihre Studiumweise zu erfassen. Kein *lig* findet hiebei statt. Die Kunst steht auf ein- le durch einen Zauberschlag vollendet da. Es etzt noch von Hubert, was sein Bruder Johann Gentertafel einschrieb: „*Pictor Hubertus è major quo nemo repertus, et Johannes arte se-* — hier stehen Leonardo und Raphael bewun- la. —

ie verhält sich nun diesseits der Maas die chule zu den van Eyck? — Auch hier meint abe der Meister Wilhelm eingewirkt, und der des Dombildes sein Schüler gewesen sei. Wer die Vortrefflichkeit des Dombildes, welches für hhaus in Cöln gemacht, die Schutzpatronen der die drei Könige, die Jungfrauen der h. Ursula, Schaar des h. Geryon vorstellet, — läugnen? — n welchem Abstande von den beiden Eyck! — hr wichtig wäre es, etwas Sicheres über die ann das Dombild gemalt ward, und wann der Meister lebte, auszumitteln. Durch gewisse Zahlzeichen auf den äufsern Flügeln des Bildes hat man sich be- müht, heraus zu bringen, dafs das Gemälde 1410 ge- macht sei. Allein solche Scheinzeichen geben wenig Zutrauen. Eher darf man dem A. Dürer glauben, der den Meister des Bildes Stephan nennt. Auch stimmen wir mit dem Verf. in Hinsicht anderer Gemälde, die in Cöln, in Berlin und in Darmstadt von demselben Mei- ster sich befinden. Der Rec. kennt aber noch zwei andere kleine Bilder von ihm, das eine im Besitz der Königin der Niederlande, und das andere in dem ihrer k. Schwester der Churfürstin zu Cassel. Auf dem er- stern ist die Jahrzahl 1447 sehr deutlich zu lesen, bis jetzt, so viel wir wissen, die einzige Zeitbestimmung, in welcher der Meister thätig war. Und da der jüngere van Eyck erst 1445 starb, so findet zwischen diesem und dem Meister Stephan eine Gleichzeitigkeit statt. Aber da die beiden genannten Gemälde Jugendarbeiten des Stephan zu sein scheinen; so läfst es schwer an eine Gleichzeitigkeit zwischen Meister und Meister denken, sondern eher an eine, wie sie zwischen Meister und Schüler statt findet. In dieser Ungewifsheit war es schon länger der Wunsch des Recensenten, dafs man es nicht aufgäbe, über einen so wichtigen historischen Punkt weiter zu forschen. Es verdiente selbst, dafs man einen Preis auf die Entdeckung eines wichtigen Documentes in solcher Beziehung setzte. —

Anderes, was die niederrheinische und westphäli- sche Kunst, und besonders Israel von Mekenem be- trifft, übergehen wir: um nur noch eine Bemerkung über Antonello von Messina (S. p. 372) beizufügen. An ein Gemälde dieses Meisters mit der Beischrift: 1445 *Antonellus Messaneus me olio pinxit*, glauben wir nicht. Wie sollte der Mahler die Art der Mah- lung, welche ein Geheimnifs sein sollte, durch seine Beischrift absichtlich verrathen? Zweitens sind zwar alle Gemälde, welche wir von diesem Meister kennen, mit seinem Namen bezeichnet, aber nie mit beigefügter Jahreszahl. Drittens haben wir nie ein Gemälde von einem altvenezianischen Meister vor dem J. 1470 in Oel gemalt gesehen. Viertens sind zwar alle Gemälde des Antonello in Oel gemalt, aber keines trägt den Stil der flandrischen Meister an sich, sondern alle sind mehr in der Art der altvenezianischen Meister gemacht. Dann zieht man in Betracht, dafs bereits Rüdiger van der Weyde schon im J. 1450 in Rom war, und ein

anderer Meister der Eykischen Schule, nämlich Justus von Gent, bereits in Genua und in Urbino malte; so bedurfte es der Reise des Antonello nach Flandern nicht, um von dort her die Kenntnifs der Oelmahlerei nach Italien zu bringen. — Es dürfte demnach nicht zu kühn sein, die Reise des Antonello nach den Niederlanden gänzlich zu bezweifeln. —

Den Anhang über den Meister Gerhard, als den ersten muthmaſslichen Baumeister des Cölner Doms, und über den allmähligen Bau der Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M. wird der Freund des altdeutschen Bauwesens selbst nachlesen. A. Hirt.

CX.

***Commentarius grammaticus criticus in Vetus Testamentum, in usum maxime Gymnasiorum et Academiarum. Scripsit F. J. Val. Dom. Maurer, Phil. Dr. Soc. Historico-Theol. Lips. Sod. Ord. Fasciculus I. Lips. Sumptibus Schaarschmidt et Volckhardt* 1832. *pgg.* 192.**

Der genannte Commentar soll in 3 Bänden das ganze Alte Testament umfassen, der erste die historischen, der 2te und 3te die prophetischen und poetischen Schriften. Der Verf. will mit diesem Werke der studirenden Jugend vorzüglich ein auf dem neuern hebräisch grammatischen Standpunkte begründetes Hilfsmittel zum *sprachlichen* Verständnifs des alttestamentlichen Textes in die Hand geben. Mit Ausschliefsung des übrigen exegetischen Materials, selbst der Angabe des Inhaltes und Zusammenhanges, beschränkt er sich defshalb fast gänzlich auf das grammatische, indem er die einzelnen Schriften des Alten Testamentes der Reihe nach mit einer grammatischen Erklärung begleitet, so dafs man nicht an einen Commentar in unsrem Sinne des Wortes zu denken hat. Wir können dieses des Hrn. Vfs. Unternehmen nur billigen. Denn da die Grundlage aller Auslegung überall das *sprachliche* Verständnifs bildet und bilden soll, so mufs es allerdings wünschenswerth erscheinen, den Studirenden für den ersten Anlauf zu der Ursprache der alttestamentl. Schriften und besonders auch für die Privatlectüre, ein kurzes und wohlfeiles Hilfsmittel sprachlicher Art nachweisen zu können, namentlich den ausführlichern, kostspieligen und ohnehin oft im Rückstand befindlichen Commentarien und Scholien gegenüber, von denen manche mit der Zeit zerfallen, die *rotten boroughs* der sich reformirenden Exegese sind. Ein Haupterfordernifs eines solchen Hilfsmittels ist aber nicht nur ein mit den grammatischen Forschungen der Zeit gleicher Schritt, sondern auch Maafs und Haltung, ohne welche es Gefahr läuft, grade in sein Gegentheil umzuschlagen, d. h. statt ein reger Antrieb zum Studium, ein leidiger Vorschub der Bequemlichkeit und Trägheit zu werden. Nach dem vorliegenden Hefte nun zu urtheilen, — welches sich von der Genesis bis auf 2 Sam. cap. 19, also etwa auf die Hälfte der historischen Bücher erstreckt — können wir die Ausführung des Hrn. M. im Ganzen nur gutheifsen. Denn der mit dem neueren grammatisch exegetischen Standpunkt und seinen Forderungen hinlänglich vertraute Vf., dem wir unter andern bekanntlich auch schon die Auslegung des Buches Josua verdanken, zeigt hier nicht nur durchgehends einen richtigen exegetischen Tact in der Beurtheilung und der Wahl der vorhandnen Erklärungen, sondern giebt auch selbständig hier und da seine eigne gute Auffassung. Wenn mitunter auch leichtere Stellen und leichtere grammatische Fälle hier exponirt werden, so möchten wir es grade diesem Hefte um so weniger als Fehler anrechnen als 1) grade die historischen Bücher noch eine besondre Berücksichtigung selbst ihrer einfachen Erscheinungen für die Grammatik überhaupt, und für die tiefere Begründung des schwerer zu fixirenden Sprachgebrauchs in den prophetischen und poetischen Schriften wünschen lassen, 2) als grade bei den historischen Büchern mehr der Anfänger in Betracht kömmt, zu dessen Gunsten auch der Vf. fast durchgehends in den betreffenden Fällen auf die Regeln der Grammatiken von Gesenius und Ewald verwiesen hat. Hiermit sind wir natürlich einverstanden, einverstanden dafs beide Grammatiken citirt sind, da bekanntlich diese nach verschiedenen grammatischen Principien gearbeiteten Werke, nach bestimmten Seiten hin ihre bestimmten Vorzüge und Mängel haben. Indessen haben wir gefunden, dafs oft beide Grammatiken selbst da wo sie in der Auffassung des betreffenden Falles grundverschieden sind, ohne Andeutung nebeneinander, und zuweilen selbst für die Stelle nur oberflächlich aufgeführt werden. Hin und wieder sind wir auch bei der Erklärung einfacher Erscheinungen noch auf alten grammatischen Spuk gestofsen; so, um nur ein deutliches Beispiel anzuführen, heifst es zu Gen. 3, 16. (*femina*) אשר נחתה עמרי *quam dedisti mecum h. e. ut esset mecum, socia mea*; *constr. praegn. Ew. Gr. crit. pg.* 619 *sq.*, da doch hier weder eine sogenannte *constructio praegnans*, noch dafür die grammatische Stelle bezüglich zu finden ist. Den Begriff unsrer mit Präpositionen zusammengesetzten Verben, drückt das der Composition unfähige Semitische, durch die einfachen, mit der betreffenden Präposition construirten Verben aus, so heifst z. B. נשא מעל herabnehmen u. s. w. und נתן פלי עם פלי jemanden einem mit-, bei-geben, also „das Weib, welches du mir beigegeben (beigesellt)." — Dafs wir aufserdem dem Hrn. Vf. in einzelnen aufgenommenen oder gegebenen Erklärungen nicht beistimmen können, darf nicht befremden, doch sind es zumeist solche Stellen, in welchen die gangbaren Auffassungen überhaupt noch keine Befriedigung gewähren, wie z. B. Gen. 4, 6 sqq. und andre mehr, deren Auslegung wir an einem andern passenden Orte versuchen möchten. — Wir sehen der Fortsetzung dieses Werkes mit um so gröfserem Interesse entgegen, als wir überzeugt sind, dafs es nicht nur den Studirenden nützlich, sondern auch den vorgerückteren Lesern des Alten Testaments zum kurzen Handgebrauch erwünscht, so wie der Exegese selbst förderlich sein wird.

Ferdinand Benary.

№ 83.

Jahrbücher für issenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXI.

ius restitutus: or the books of Horace ar-ged in chronological order according to scheme of Dr. Bentley, from the text his second edition in 1713, and the com- readings subjoined; with a preliminary ertation of the chronology and the loca- s of that poet. By James Tate, M. A. ster of the grammar school of Richmond Yorkshire, and formerly fellow of Sidney lege, Cambridge. Cambridge, 1832. 8.

ine Ausgabe des Horaz, deren abgekürzter Titel ifig, das einzige Latein des Herausgebers) die rksamkeit in Anspruch nimmt, deren Inhalt aber, lem Interesse für den Dichter, die Dürftigkeit, r heut zu Tage die Römische Litteratur in Eng- etrieben wird, kund giebt. Es ist ein Abdruck entleyschen Textes in derjenigen Ordnung der r, wie sie nach Bentley's Bestimmung einzeln her- geben worden sind, d. h. zuerst das 1. u. 2. Buch ermonen, dann das Buch der Epoden, ferner das 3. Buch der Oden, das 1. der Episteln, das Car- aeculare, das 4. Buch der Oden, das 2. der Epi- und die ars poetica — mit den Varianten einer *annten* vulgata, denn die *common readings* wel- er Titel verspricht, sind ebenfalls nur die in der yschen Ausgabe unter dem Text angezeigten un- indigen Abweichungen, durch deren Wiederho- keineswegs das ganze kritische Verdienst Bentleys eutet, noch das Bedürfniſs jetziger Leser befrie- vird. Gleich auf der ersten Seite zu Anfang der Satire hat Bentley *navem* statt des vor ihm all- n üblichen und auch nachher noch verbreiteten gegeben, dann das viel besprochene *aut* vor *cita* nach dem Vorgang weniger eingerückt, worin ihm einige Editoren gefolgt sind, mehr jedoch nicht. An beiden Stellen wird keine Abweichung der *vulgata* angegeben, u. s. f.

Der Werth der Ausgabe beschränkt sich also auf die Anordnung und die vorangeschickte 89 Seiten einnehmende Dissertation über die Chronologie und die Lokalitäten des Dichters.

Was der Herausg. für ein Gewicht auf die veränderte Aufeinanderfolge der Schriften des Dichters im Druck legt, ist nicht ohne Ergötzen zu lesen: nun erst könne man das Leben des Dichters und seine persönlichen Beziehungen verstehen, über seinen Charakter richtig urtheilen, seinen Werth einsehen. Als ob man dies nicht auch bei der formellen Anordnung der Gedichte könnte, vorausgesetzt, daſs man überall nicht auſser Acht läſst, in welche Zeit jedes Gedicht gehört. Wenn ein heutiger Dichter seine gesammelten Werke selbst herausgiebt, pflegt er nicht auch seine Gedichte klassenweise zusammenzustellen, ohne daſs er deswegen den Anspruch aufgiebt, daſs wer daraus sein bürgerliches oder litterarisches Leben beschreiben will, die Zeit der Abfassung eines jeden inne habe? So wollen wir nur die in den Ausgaben und zumeist auch in den Handschriften befolgte Anordnung rechtfertigen; denn über die Richtigkeit der von Bentley angenommenen Zeitfolge der Horazischen Werke waltet in Deutschland kein Zweifel ob, und allerdings hat sich Mitscherlich zu stark und zu allgemein ausgedrückt, wenn er in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Oden sagte: *infirma omnino Bentleji temporum ratio.* Er wird aber dafür auch mit dem *elogium „he is a person of little or no authority"* abgewiesen.

Hr. Tate beweist in der Dissertation die Wichtigkeit der wieder abgedruckten Bentleyschen Zeitbestimmungen mit glänzendem Erfolg in Widerlegung mehrerer falschen Behauptungen des Skeptikers Hardouin und der Französischen Erklärer des Horaz, Sanadon

und Dacier; er vertheidigt ferner die Richtigkeit jener Annahmen gegen einige Einwürfe, die er selber aufstellt, nähmlich 1) dafs *Od. IV*, 12, die nach Bentley zwischen 17—15 vor Chr. geschrieben sein solle, an den lebenden Virgil gerichtet sei, der doch schon im J. 19 vor Chr. gestorben — was er mit Gefsner aus verspäteter Aufnahme eines früher niedergeschriebenen Gedichtes erklärt. 2) Dafs das erste Buch der Oden nach B. in die Jahre 30—28 falle und doch in *Od.* 24 der Tod des Quintilius Varus als eben erfolgt beklagt werde, der nach Hieronymus in das J. 24 vor Chr. fällt. Hier wird Hieronymus Autorität bezweifelt. 3) Dafs *Od. II*, 9 eine historische Begebenheit des Jahres 20 bezeichne, da doch das zweite Buch der Oden nach B. in den Jahren 26 und 25 geschrieben sei. Hr. Tate unterscheidet zur Rechtfertigung der Bentleyschen Annahme zwischen historischer Wahrheit und poetischem Vorgefühl oder patriotischer Hoffnung.

So wird also durchweg nur Bentley wiederholt, gerechtfertigt wie es gehen will, über ihn nicht hinausgegangen; die Chronologie Bentleys, auf Jahre vor Chr. Geb. reducirt, in einer Tabelle dargestellt: das 1. Buch Satiren geschrieben in den Jahren 40, 39 und 38, das 2. Buch in den Jahren 35, 34 und 33 u. s. f. wie wir es, aber ohne die nöthige Reduction, in unserer *vulgata*, der Baxter-Gefsner-Zeunischen Ausgabe, haben.

Ref. will es aber doch wagen, auf die Gefahr Hrn. Tate's grofses Mifsfallen über eine Person *of little authority* zu erregen, an der Richtigkeit der Bentleyschen Bestimmungen ernstlich zu zweifeln. Er wundert sich sogar, dafs unser Herausgeber, der sich, wie er sagt, mit diesen Untersuchungen ein Menschenalter hindurch beschäftigt hat, den Punkt nicht hat entdecken können, bis wie weit Bentleys Bestimmungen richtig sind, und wo das Unrichtige beginnt. Nähmlich zweierlei Beschränkungen müssen bei Bentleys Annahmen gemacht werden und können vollständig erwiesen werden. Erstlich hätte Bentley durchaus nur von der *Vollendung* und Herausgabe eines Werks in einem bestimmten Jahre sprechen sollen, nicht von der Abfassung der einzelnen Gedichte in denselben. Man kann sagen, die historischen Beziehungen in einem Werke gehen nicht über dieses oder jenes Jahr hinaus, aber die Anfangspunkte sind durchaus nicht mit Gewifsheit anzunehmen. Zweitens irrt nach unserem Dafürhalten Bentley ganz und gar darin, dafs er annimmt, die b Bücher Sermonen und die drei Bücher Oden *einzeln* herausgegeben worden. Kein alter Autor fuhr so. Das erste Buch Sermonen enthält drei führliche Vertheidigungen der Satire des Dichters doch nur eigentlich drei Stücke, die eine Vertheid nöthig machten. Man vertheidigt sich doch nicht s gelegentlich, wenn man noch nichts begangen hat. das ganze erste Buch kommt darauf zurück, der ter wolle nicht wehe thun sondern scherzen, nich leidigen sondern Nutzen stiften. Dagegen im zw Buche kommen gröfstentheils ausführliche Angriff Untugenden der Zeitgenossen vor. Offenbar sind Vertheidigungen später gemacht, nur bei der A nung der Stücke zur Herausgabe vorangestellt. so verhält es sich mit den Oden: die einzelne He gabe der Bücher ist durch nichts zu beweisen, da zeigen Prologus und Epilogus (*Exegi monumen* dafs sie zusammen herausgegeben sind: im Anfang dritten Buchs sind 6 grofse moralisch-politische zusammengestellt, gewifs absichtlich; dann folgt Reihe erotischer, wahrscheinlich aus früherer Zeit dem vierten Buch Oden und den Episteln verhi sich anders: dafs sie einzeln und nachträglich he gegeben sind, wissen wir aus historischen Zeugn Nehmen wir dies an, so lösen sich alle jene Se rigkeiten leicht auf. Die *Sermonen* schliefsen mi Jahre 33 vor Chr. ab, denn es findet sich darin kei wähnung des actischen Kriegs noch der Vorbereitu dazu. Die *Epoden* sind gleich nach der acti Schlacht herausgegeben worden: aber wenn Bentle hauptet, sie seien 32 und 31 vor Chr. *gemacht*, so h zu viel behauptet: einige Gedichte scheinen sehr früher hinauf zu gehen, und aus Od. 14 ersieht dafs der Dichter lange Zeit nicht dazu kommen k sein Buch zu vollenden. Die *Oden*, d. h. die 3 Bücher, schliefsen mit dem J. 20 vor Chr. ab. V läfst sich auch nichts mit Sicherheit behaupten. älteste historische Beziehung ist vom J. 30 in (37 (der eben erfolgte Tod der Cleopatra), die jü vom Jahre 20 in Od. II, 9 und III, 5. Die Abfa der einzelnen Bücher bestimmten Jahresfristen an nen, verwickelt in unauflösliche, gewifs ungel Schwierigkeiten, wozu denn auch die Seltsamke hört, dafs nach B.'s Annahme Horaz zwischen de sten und zweiten Buch ein Jahr gefeiert haben

ein Gedicht zu machen; denn, in der That, an-
drückt sich doch Bentley nicht aus.

m Uebrigen enthält die Dissertation noch eine Er-
ng über die Lokalitäten des Dichters, die durch
eutlich ausgesprochene Liebe des alten Schulher-
n dem Dichter ein gemüthliches Interesse bekommt.
Tate führt aus, Horaz habe Zeitlebens ein *Haus*
om besessen: (das wird er doch wohl auf eine
ung beschränken müssen:) ferner ein ländliches
lstück in dem bekannten und viel beschriebenen
uch von Ref. mit aller Aufmerksamkeit durchwan-
Thal der *Digentia*, und ein Haus mit Garten
our. Hiebei kommt Sueton im Leben des Dich-
n Betracht: *vixit plurimum in secessu ru-
ui Sabini aut Tiburtini, domusque ejus
ditur circa Tiburni lucullum.* Hr. Tate
und entschuldigt zugleich den Historiker, dafs er
ens abgelegenes *Sabinum* nicht gekannt habe,
ur von einem einzigen in unmittelbarer Nähe von
gelegenen Gute mit zweifelhaftem Nahmen (wie
atull *o funde noster seu Sabine seu Ti-*
und darauf befindlichen Hause spreche. („*The
apparently ignorant of the Sabine valley ne-
ems to have supposed that Horace had any rural
nce except at Tivoli cet.*) Ganz richtig ist die-
del nicht: denn *aut* ist nicht *sive* (worüber der
er nicht böse sein möge). Sueton hat offenbar
ändliche Wohnsitze angenommen, zwischen denen
wechselte. Aber in der Sache hat Hr. Tate

Ref. glaubt die entgegengesetzten Zeugnisse
s Horaz viel in Tibur gewohnt habe, und dafs
aus noch nach 100 Jahren dort gezeigt wurde,
s er nur einen *Besitz* erwähnt und sich reich
fühlte *unicis Sabinis* (Od. II, 18), dadurch
lgen und vermitteln zu können, wenn er annimmt,
as Gut in Sabinis und das Haus in Tibur zu-
ngehörten, wie noch jetzt in Italien ein ländli-
Grundstück mit schlechter nur für die Arbeiter
nter Wohnung und dazu ein Haus in der näch-
tadt als Herrenwohnung und Niederlage der Pro-
des Landes gewöhnlich verbunden sind. Denn
er Säulenstumpf und das Stückchen Mosaikpfla-
welches Capmartin unterhalb Rocca Giovane im
ler Digentia entdeckte, zur *villa* des Horaz ge-
mag glauben, wer will: auch nur *wahrscheinlich*
nicht.

Schliefslich noch eine Notiz für die Freunde Hora-
ischer Lokalitäten. Wer kennt nicht den *fons Ban-
dusiae* des Horazischen Gutes? Und doch hat Cap-
martin de Chaupy in alten Diplomen einen *fons Ban-
dusinus* bei *Venusia* erwähnt gefunden. Hr. Tate ist
darüber mit Recht bestürzt, aber seine Römische Cor-
respondenz über dieses Bedenken hat kein weiteres Re-
sultat ergeben, und wir werden uns mit ihm bei Mr.
Dunlops Erklärung (*Rom. litterat. Tom. III. p.* 364)
beruhigen können, dafs Horaz dem nahmenlosen Sabi-
nischen Quell (jetzt heifst er, was er ist, *fonte bello*)
einen Nahmen aus der Erinnerung seiner Jugend gege-
ben hat.

C. G. Zumpt.

CXII.

***Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Von Dr. J. A. Möhler, ord. Prof. der kathol. Facultät in Tübingen. Maynz.* 1832. *XXXVI. u.* 518 *S.* 8.**

Zweiter Artikel.

In dem öffentlichen, auch theologisch bestimmten Glauben des 16. Jahrhunderts nahm die Lehre vom *Urstand* des Menschen, von der der Hr. Verf. seine symbolische Entwickelung anfängt, eine wichtige Stelle ein, besonders wegen der Folgen davon für die Lehren von der Erbsünde und Rechtfertigung. Die Synode zu Trient erneuerte darüber nur die alten scholastischen Bestimmungen, nach welchen das Verhältnifs des göttlichen Ebenbildes zur menschlichen Natur ein *äufseres*, diese an sich schon fertig und jenes nur ein obenein verliehenes Gnadengeschenk Gottes war. Die Lutherische Kirche setzte jener scholastischen Lehre die durch den christlichen Glauben allein zu rechtfertigende Bestimmung entgegen, dafs das Verhältnifs des göttlichen Ebenbildes zur menschlichen Natur ein *inneres*, wesentliches sei. Sie hütete sich aber wohl, der oberflächlichen Lehre vom Ebenbild als einem Accidens (die Schöpfung des Menschen nach Gottes Ebenbild eine Zufälligkeit!) die von ihm als der Substanz entgegenzusetzen: denn das Ebenbild konnte verloren gehen, ohne dafs die menschliche Natur darüber unterging; aber das

Wesen u. Wesentliche der menschlichen Natur, als die in jenem göttlichen Ebenbild ihre Wahrheit hat, wer dann auch dadurch ins Unwahre und Unrechte verändert; das Ebenbild ist die anerschaffene *Integrität* der Substanz. Hr. M., ohne doch die Quelle selbst nahmhaft zu machen, bemerkt: Luther habe diese Lehre aus dem reichen Vorrath von Theorieen entnommen, welche die Scholastiker erzeugt hatten, behauptet auch noch dazu, er habe diese Lehre ziemlich ungeschickt behandelt. Ungeschickt ist Hr. M. in der Behandlung dieser Gegensätze nicht, die er vielmehr mit vieler Kunst aus ihrer wahren Stellung herausdreht, wohl aber in dem Glauben an jene scholastischen Bestimmungen, die er vertheidigt, und der seine letzte Haltung nicht in der Schrift, nicht in einer durch den Geist erleuchteten Vernunft, sondern lediglich in der Autorität eines untrüglichen Conziliums und des davon erleuchteten *Catechismus romanus* hat, welcher sagt: *tum* (als nämlich Gott die menschliche Natur ganz fertig hatte) *originalis iustitiae admirabile donum addidit.* Vor dieser faden, widersinnigen Vorstellung von einer Addition des Ebenbildes zur menschlichen Natur hat Hr. M. solchen Respect, dafs er das einen Supernaturalismus nennt, welcher der Character der Kirchenlehre sei, (man weifs nicht, ob darum, weil etwas zur Natur des Menschen von aufsen und oben hinzukommt oder weil es so sehr alles Vernünftige des christlichen Glaubens ausschliefst). Die Einmischung des Supernaturalismus ist es besonders, welche seine Erkenntnifs der Wahrheit der Lutherischen Bestimmung trübt, so dafs er sagen kann: nach Luther habe der Mensch (dem Gott doch das Ebenbild anerschaffen) ohne jegliche übernatürliche Stütze Gott erkannt, an ihn geglaubt und ihn geliebt. Eine *äufserliche* Stütze oder Krücke allerdings war in Luthers Sinn das göttliche Ebenbild des Menschen nicht, sondern vielmehr darin bestand die Schöpfung des Menschen nach demselben, dafs es in *unmittelbarer* Einheit mit der menschlichen Natur stand, welche Einheit *mittelst* der Sünde sich lösen konnte und lösete, um auf einer unendlich höheren Stufe durch Christum *wiederhergestellt* zu werden. Hr. M. hingegen, indem er an Luthers Lehre ganz moderne Bestimmungen anbringt und zeigt, was er hätte sagen wollen, auch bei der Gelegenheit den Reformatoren seltsame, höchst schädliche Begriffsverwirrungen, auch Unredlichkeiten Schuld giebt, behauptet sich mit seiner scholastischen Lehre in quantitativen, somit äufserlichen und unwahren B mungen so zufrieden, dafs er selbst den Pelagia nicht merkt, der ebendamit im Anzug ist und an das römische Glaubenssystem nicht mehr v denn wer kann sich verbergen, dafs nachdem der M erst für sich und ohne das göttliche Ebenbild g fen ist, ebendamit Gott und der Mensch als zwe ständige einander gegenüberstehen. — Auf die besonders: wie es denn um die ursprüngliche *F* des Menschen stehe, hatte die eine oder andere B mung den stärksten Einfluss. Hr. M. macht sic viel mit Widerlegung von Privatmeinungen L Melanchthons, Zwinglis und Calvins zu thun un läfst das Gebiet der Glaubensbekenntnisse. No er an die Lehre von der Erbsünde kommt, giebt erstern Schuld, dafs sie die Freiheit des Menschen nen, und er thut sich und seiner Kirche viel der gut, dafs sie dieselbe behaupten. Wenn wir al nauer zusehen, so finden wir, dafs das nur die sel Freiheit ist, womit der Mensch auch das Böse th Freiheit, welche nach seiner Meinung zur urspr chen menschlichen Natur und nicht zum göttlichen bild gehörte und also auch, da dieses verloren nach wie vor mit der Natur des Menschen in ih tegrität geblieben wäre. Hr. M. glaubt in dieser lich flachen Weise sich den Sündenfall besser er zu können und ihn desto sicherer zur eigenen Th Menschen zu machen, da er hingegen, wenn er aus der Freiheit hervorging, ein unbedingtes Leide selben genannt werden müfste. Darauf hin, d protestantische Lehre sei, es habe an der ersten der menschliche Wille keinen Antheil gehabt, l er sich selbst der harten Worte: „Daher denn eine Auffassung der Erbsünde von Seiten der Pro ten, die beinahe nach allen Beziehungen hin, ma zeihe den Ausdruck, ohne Sinn und Verstand ist." Hiernach kann man sich vorstellen, wie der Hr. wenn er aufrichtig sein wollte, vollends von A nus urtheilen müfste. Er hält seinerseits fest Vorstellung einer menschlichen Freiheit vor die daher auch, nach den unfehlbaren Bestimm der Trienter Synode, auch dem gefallenen Me noch zu vindiciren ist, obwohl durch den Verlu Ebenbildes eine Schwäche hinein kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 84.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

olik, oder Darstellung der dogmatischen gensätze der Katholiken und Protestanten h ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. *Dr. J. A. Möhler.*

(Fortsetzung.)

s ist nun ganz schon die pelagianische Vorstellung, welcher wiederum ganz quantitativen und äufserli- bestimmung der Mensch mit Gottes Hülfe das Gute chter thun kann, als ohne dieselbe, woraus schon tinus folgerte, dafs er also wohl auch ganz ohne he Hülfe das Gute thun könne, wiewohl nur rer. Wie diese Lehre als christlich und gar aus iligen Schrift zu rechtfertigen sei, kümmert Hrn. cht; sein System hat ganz andere Quellen der heit. Der monstrose Gedanke in der Religion iner Freiheit, die von *Natur* ist und in allen ih- ewegungen nicht von dem unendlichen und allein *Geiste* herkommt, die sogar der natürliche Mensch nd nichts ist, als die leere, pelagianische, alles haftigen, göttlichen Inhalts ermangelnde Form ollens, womit der Mensch alles Irdische, Aeufser- vollbringen kann im häuslichen und bürgerlichen , nur nicht, was Beziehung hat auf seine Selig- nd wovon das Thier sogar in der Begierde einen hat — ist freilich dem protestantischen, wie dem tinischen System fremd. Durch jene, von allem hen Inhalt sich freiwillig und eigenwillig ablö- rein negative Freiheit ist vielmehr der Mensch, protestantischer Lehre, gefallen und die Vorstel- dieser elenden Freiheit soll, nach Hrn. M., der Be- ler Freiheit sein. Nach ihm und der Lehre sei- irche ist mit dem Verlust des Ebenbildes die Frei- icht verloren gegangen — wohl allerdings nicht urch die er vielmehr zu Fall gekommen, das Wahl- gen, aber doch wohl die wahre Freiheit, welche egentheil von der Sündenknechtschaft ist. Hr. M. weifs nur von jener und nennt sie ein die Natur des menschlichen Geistes integrirendes Vermögen. S. 32. Was er zur Vertheidigung seiner Kirchenlehre beibringt, bringt er dadurch zugleich in Sicherheit, dafs er das nicht auch für die Kirchenlehre selbst ausgiebt, „und Marheineke sowohl als Winer blieb der (pelagianische?) Geist der katholischen Kirche unbegriffen und die Geschichte der Synode unbekannt, wenn sie dieses Theologumenon als katholisches Dogma darstellen." S. 33. Wie unglaublich dagegen Hr. M. aus seiner Supposition heraus, dafs die Vorstellung von der Freiheit als einer natürlichen Kraft der christliche Begriff der Freiheit sei, das protestantische System verkennt, mag folgende Stelle zeigen: „Den Lesern wird es erinnerlich sein, dafs der Mensch nach den Ansichten Luthers und der Seinigen ursprünglich nur mit natürlichen Kräften begabt wurde (nicht mit geistigen, nicht nach Gottes Ebenbild in und zur Freiheit geschaffen?), eine Vorstellung, die nun hier einen äufserst wichtigen Einfluſs gewinnt. Denn da der gefallene Mensch als solcher offenbar jene Tugenden nicht mehr entwickeln kann, die dem noch Reinen möglich waren, und deshalb nicht kann, weil ihm die Kräfte dazu mangeln (freilich mufs er erst geistig wieder- und aufs neue gebohren werden), so sahen sich die Reformatoren in der Lage, die Lehre aufzustellen, er habe gewisse *natürliche Kräfte* nicht mehr." S. 36. So verwechselt Hr. M., was das *Wesen* der menschlichen Natur ausmachte, mit dieser selbst und *ihren* Kräften und macht sogar S. 40 die alles verfälschende Anmerkung: „man mufs sich erinnern, dafs nur von natürlichen Kräften die Rede sei, da der Mensch keine übernatürlichen Kräfte zu verlieren hatte" — aber doch wohl das mit der Natur des Menschen noch in unmittelbarer Identität durch Gott bestehende, zwar nicht supernaturale, aber doch anerschaffene Ebenbild, welches auch die Freiheit mit in sich schlofs. Noch bei seiner Darstellung der Lehre der Quäker kommt

er auf diesen Gegenstand zurück und sagt: „Die Lutheraner sprachen dem gefallenen Menschen das göttliche Ebenbild, die religiöse Anlage ab; in welchem Zusammenhang nun die Predigt oder das Lesen der heiligen Schrift mit der geistlichen Erweckung stehen sollte, war nicht mehr zu begreifen, da ja der Mensch nichts zu Erweckendes hatte." S. 417. Von weiteren Entstellungen mag nicht die Rede sein, auch nicht von leeren Vorwürfen; es ist wohl noch sehr die Frage, ob der Vorwurf des Gnosticismus, den er der protestantischen Lehre macht, so gründlich sei und gerecht, als der des Pelagianismus, der von jeher der römischen Kirchenlehre gemacht worden ist. Was übrigens der Hr. Verf. hinzufügt, um „auf eine glänzende Weise die katholische Darstellung des gefallenen Menschen zu bestätigen und zu zeigen, dafs auch bei den Heiden noch „ein höheres Fünkchen glühe", wie er sich ausdrückt, ist kein Vorzug seines Glaubens, da es theils nur als ein Natürliches beschrieben, theils auch in der protestantischen Kirche das Wahre davon gelehrt wird, nämlich, dafs der Mangel, die Entbehrung des göttlichen Ebenbildes in allen Seelen *die* Spur von diesem zurückgelassen, welche die Sehnsucht, dies unbestimmte Verlangen ist, an welches *als ein göttliches* allein die Gnade anknüpfen kann. Aber diese Weise der Werthschätzung und Hochstellung des Heidnischen, wie sie der Hr. Verf. ganz im Geiste seiner Kirche declarirt, diese Ehre, die er dem Natürlichen da erweiset bei den Chinesen, Hindus u. s. f., ist freilich im Widerspruch, wie mit Augustinus, so auch mit der christlichen Denkart der evangelischen Kirche: denn dafs alle die unverkennbar guten, edlen Bestrebungen der Heiden Wirkung „der zurückgebliebenen guten Kräfte" der *Natur* seien und nicht des ewigen *Geistes*, der als der Logos die Saamenkörner der Weisheit über alle Völker ausgestreuet — wird von der Wahrheit aus ewig geläugnet werden. — Die wesentlich christliche Bestimmung, dafs der Mensch nach dem Fall und von Natur weder die Freiheit in ihrer Wahrheit, sondern nur als Willkühr und Wahlvermögen, noch auch die Macht besitzt, sich aus eigener Kraft zu Gott zu erheben, sondern nur die blofse Form des Wollens, sich Bewegens, Hörens, Aufmerkens, womit er der göttlichen Einwirkung widerstreben oder den Widerstand ruhen lassen kann, giebt dem Hrn. Verf. in der Rechtfertigungslehre Veranlassung zu dem Spott: „So mufsten die Füfse an die Stelle des nach der katholischen Lehre noch Falle zurückgebliebenen Willens treten, die Ohre Dienste der Vernunft leisten und der Körper die antwortung des Geistes übernehmen." S. 79. Die S fung neuer geistlicher Kräfte durch die göttliche de, nach protestantischer Lehre, giebt ihm Ver sung zu der Bemerkung, dafs damit die Identit Bewufstseins aufgehoben werde und zu dem fe Spott, dafs es dem Menschen so nicht leicht w wenn er nicht vor den Spiegel tritt und zu seinem gnügen die Bemerkung macht, dafs er stets di Nase gehabt habe und *folglich* derselbe Mensch, von jeher, sei. S. 82. Zu dem neuen Menschen nach Gott geschaffen ist, der neuen Creatur in sto, wie der Apostel Paulus spricht, scheint nach M. nur zu gehören, dafs er dieselbe Nase bei habe. Er sagt es selbst nachher und nenn den zarten und feinen Sinn (des Geruchs?) de tholischen Dogma, dafs die Kirche auch den wiedergeborenen mit den schönsten menschlichen ten und mit dem besten Gebrauch derselben denke, nur dafs er die Gnade damit nicht err Auch hier ist es nur ein ganz äufserliches, pela sches Bestimmen, ein quantitatives Uebergewicht der einen oder andern Seite, welches er mit seine che vor Augen hat und welches die protestantisc ein inneres, qualitatives, der Wahrheit nach best In einer ausführlichen Anmerkung spricht sich de Verf. über das seiner Kirche vorgeworfene *meritu congruo* aus, nach welcher scholastischen Bestim es schicklich sein sollte für Gott, auf die eigene tigkeit des Menschen (mit seinen natürlichen Kr womit er nach protestantischer Lehre nur sün kann) Rücksicht zu nehmen; dieſs wurde mit vom protestantischen Standpunct aus für Annahm nes Quasiverdienstes und für pelagianisch erklärt. M. lehnt erstlich nur ab, dafs die Kirche, als s jenes *meritum* lehre: denn die Synode zu Trient nichts davon. Die Wahrheit ist, sie gebraucht in Zweideutigkeit nur das Wort nicht, denkt aber ga Sinne desselben und warum soll sie auch nicht, d allein ihren übrigen Grundsätzen ganz conform is dann erklärt sich Hr. M. auch selbst unbedenklic für, doch auch wohl, um nicht in die Gefahr zu then, von der untrüglichen Bestimmung der Synod zuweichen oder mit ihr in Widerspruch zu kon

gt, er sei begierig, eine Erklärung der Erscheinung rnehmen, dafs so viele Heiden sich zum Christen: wandten, Gott werde gewifs das redliche Suchen Vollen eines Heiden nicht unberücksichtiget las- venn man auch darum noch nicht *glaube*, es ge- ihm wegen dieses Suchens und Wollens die gött- Gnade. Die verlangte Auflösung ist schon oben en worden vom evangelischen Standpunct, dafs je- uchen und Wollen des Heiden mit Kräften der , wie Hr. M. und sein römischer Hof glaubt, nach hristlichen Lehre unmöglich, sondern selber nur öttlicher Anregung und Bewegung des noch nicht ergeborenen, aus frommer, heiliger Sehnsucht denk- i, welche im protestantischen Lehrbegriff als Ue- ibsel (*scintillula*) des göttlichen Ebenbildes vorge- ist; der Begriff, welcher der Vorstellung zu Grun- gt, ist enthalten in dem logischen Gedanken: *dafs gativität nicht nichts, sondern auch etwas sei.* — n Standpunct gemäfs nimmt der Hr. Vf. auch die mung der Trienter Synode in Schutz, dafs die rte Sinnlichkeit, die Concupiscenz, das Gelüsten h nicht Sünde sei und das ist der sinnlichen Denk- d Hochhaltung der Natur, die sich besonders im n Cultus der römischen Kirche manifestirt, ganz . Ist denn aber durch die Taufe und Wiederge- ie Erbsünde selbst in dem Menschen erloschen cht vielmehr nur die Schuld derselben vergeben? — ne äufsere nur wird sodann die *Rechtfertigung* testantischen Lehrbegriff bestimmt, weil der Hr. e subjective nothwendige Bestimmung und Bedin- welche der Glaube ist, der daher selbst der recht- nde heifst und eben das Verdienst Christi (die *extra nos*) in uns versetzt, nicht dazu nimmt n Anschlag bringt. Hiedurch verkehrt sich die Stellung der Gegensätze. Die Verlegenheit des Verfs. kommt aber hintennach, da nun des Apo- aulus Lehre, dafs nicht die Werke, sondern der rechtfertige, welches auch die wesentliche Grund- les Protestantismus ist, zu bestreiten und zu wi- n war. Mancherlei Vorstellungen von Theolo- iner Kirche geht der Hr. Vf. hier durch, um, wo , noch die Werke als mit rechtfertigendes zu er reduzirt aber zuletzt den Begriff des Glaubens matte Vorstellung des röm. Katechismus davon, n er nur der historische Glaube, der Beifall ist, ir der Lehre Jesu Christi schenken und es er- scheint nun als ganz consequent, einem solchen matt- herzigen, unzureichenden Glauben die Werke beizuge- sellen und es weder mit solchem Glauben, noch auch mit solchen Werken zu einer Gewifsheit der Rechtfer- tigung und Seligkeit kommen zu lassen, welche hinge- gen die protestantische Lehre unbedingt ihrem Glauben zuspricht: denn da ist er das subjective, alle Objectivi- tät in sich aufnehmende, den ganzen Menschen erfül- lende und beseelende Prinzip, an das alle Rechtfertigung geknüpft ist und alle Seligkeit. Aus diesem Begriffe des Glaubens im evangelischen Sinn hätte Hr. M. schon erkennen sollen, dafs diesem Glauben das Ange- ignete nicht äufserlich bleibt, wie er fälschlich versichert; denn dieses ist nur bei der Vorstellung seiner Kirche vom Glauben der Fall, dem daher auch die Gewifsheit der Seligkeit fremd bleibt; was zwar nicht in der besten Uebereinstimmung steht mit dem Lehrsatz derselben Kir- che, dafs sie die allein seligmachende sei, wohl aber damit, dafs diese Seligkeit wohl schon durch den histo- rischen Glauben zu erlangen sein müsse. Gleichwohl soll dieser Glaube, der nicht die Gewifsheit der Selig- keit mitenthält, die geoffenbarte Wahrheit schlechthin besitzen und Infallibeles nur zum Gegenstande haben. Hr. M. nennt es sogar „einen im Wesen des Protestan- tismus gelegenen Mifsstand, dafs man zwar glauben, aber nicht auch zugleich das glauben soll, dafs man in- fallibel glaube d. h. die geoffenbarte Wahrheit schlecht- hin besitze und unveränderlich besitze. Durch die Zu- muthung, eine Fallibilität unseres Glaubens zu glauben, wird dem Glauben ein ihn zerstörendes Prinzip beige- geben". S. 430.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXIII.

Grundlehren der ärztlichen Praxis in ihrem ge- sammten Umfange. Von Carl Vogel, Grofs- herzoglich Sachsen-Weimar-Eisenachischem Hofrathe, Leibarzte u. s. w. Jena, bei Frie- drich Frommann. 1832. *VI*, 104 S. 8.

Es haben mehrere Aerzte in der jüngsten Zeit gefühlt und gesagt, dafs mit den herrschenden Grundsätzen und Ansichten der allgemeinen Pathologie, wovon die beliebtesten Handbücher Zeugnifs geben, nicht länger genügend auszukommen sei. Wäh- rend jedoch Manche eine Restauration von Grund aus für noth- wendig halten, sind Andere bemüht, durch weitere Entwicklung einzelner Seiten, durch Hinwegräumen, Zuthun und Vereinfa-

chen am Ganzen, oder auch durch Vermittlung der Extreme die Theorie mit der Praxis in Einklang zu bringen. Der Verf. dieser Grundlehren, das Bedürfnifs einer zeitgemäfsen Veränderung gleichfalls erkennend, hat zu diesem Ende eine kritische Prüfung und Sichtung der gangbarsten Lehren vorgenommen, und was ihm davon als haltbar erschien, in gedrängter Kürze zusammengestellt, damit, wie er es für angemessen erachtet, die Wissenschaft aus der Breite, in welche sie immer mehr sich zu verlieren droht, möglichst in die Enge und Tiefe zurückgeführt werde. Seine Hauptabsicht war, darauf aufmerksam zu machen, dafs sich in die allgemeine Pathologie und Therapie nicht wenig Begriffe eingeschlichen haben, welchen nur mehr oder minder logische, aber keine reale Wahrheit zukommt, und zu zeigen, wie sich aus dem Begriff des individuellen Organismus und aus dem Gesetz der Causalität die Regeln für das ärztliche Thun und Lassen ungezwungen und brauchbar ergeben. In der Darstellung ist die strenge Paragraphen-Form, welche Wiederholungen erspart, und Zurückweisungen gestattet, angenommen, und das Bekannte, in so weit es nicht der Verständlichkeit und des Zusammenhanges wegen zu berühren war, übergangen worden. Das Ganze besteht aus dogmatischen Sätzen, welche in systematischer Ordnung verbunden, nur einige Erläuterungen, aber keine ausgedehnte Beweisführung enthalten.

Der Ansicht gemäfs, die immer noch unter den Aerzten als die am meisten geltende zu bezeichnen ist, wird der Mensch als ein lebender Körper, als individueller Organismus, mit beständigem Streben, seine Individualität möglichst zu wahren, betrachtet; der Zweck alles ärztlichen Handelns aber allein in die Unterstützung dieses Strebens gesetzt. Alle Lebensäufserungen sind Wirkungen oder Folgen von Einwirkungen auf die verschiedenen Organe des Organismus durch Aufsendinge. Die Fähigkeit des Organismus zu gewissen Lebensäufserungen, heifst Anlage, die Aufsendinge, welche Lebensäufserungen zu bewirken vermögen, werden Reize, und die Umstände, welche eine wirksame Berührung des Organismus und der Reize zur Folge haben, Gelegenheit genannt, alle drei aber als die ursächlichen Momente sämmtlicher Lebensäufserungen, der gesunden wie der kranken, bestimmt. Die Grundkräfte des lebenden Körpers sind Empfindlichkeit und Beweglichkeit, Gesundheit und Krankheit sind nur Modificationen dieser Grundkräfte, welche sich in ihren mannichfachen Aeufserungen quantitativ und qualitativ verschieden verhalten. Gesundheit findet statt, wenn die Bestrebungen des Organismus zur Behauptung und möglichsten Entwicklung seiner Individualität durchaus zweckmäfsig erfolgen; die allgemeinsten Merkmale dieser Zweckmäfsigkeit bestehen in der Nichtbeschränktheit der jedem Organ zukommenden Verrichtungen durch den Lebensprocefs selbst und in dem Gefühl der Behaglichkeit. Aufserdem ist Krankheit vorhanden, die sich meistens zuerst durch den Mangel an Behaglichkeit des Lebensprocesses zu erkennen giebt. Wenn man auf die Fragen: Was ist Leben? Was ist Gesundheit? Was Krankheit? etwas And Antwort verlangt, als die Angabe der Merkmale, an man das in Frage stehende Object jederzeit zu erken mag, so fordert man etwas für die Praxis Unnützes und Unmögliches, das man so oft mit dem viel gemifsb Worte *Wesen* benennen hört. Es giebt für uns in d nichts, als das, wovon unsere Sinne Zeugnifs ablegen, Inbegriff aller sinnlichen Merkmale eines realen Dinges für uns das Wesen desselben aus.

Diese Hauptsätze werden hinreichend erkennen la welchem Geiste der Verf. die Krankheit und ihre Er gen beurtheilt. Seine Lehre ist eigentlich die seit lan fast allgemein herrschende Solidar- und Nervenpatholo läutert durch eine rationelle Ansicht vom Organismus, neueren Thatsachen und Meinungen in Verbindung g Die Strenge und Kürze der Darstellung eignen sich men für einen Schriftsteller, welcher auf der Höhe der thologischen Gebiet herrschenden Richtung angelangt diese selbst mit Ausschliefsung vieles Hypothetischen i chen und scharfen Umrissen repräsentiren will. Daher das Werk, so klein es auch an Umfang ist, als ein Zei achtet zu werden von Allen, welche sehen wollen, w und nett die neuen und dicken Handbücher der allg Krankheits- und Heilungslehre sich verarbeiten lassen, wenig baarer Gehalt am Ende übrig bleibt, wenn die pathologischen Ansichten vom Organismus einer kritische dung unterworfen werden. Und dennoch sind, wie der Verf. den Procefs der Läuterung wiederholt hab noch manche Stücke zurückgelassen worden, die selbst nem Standpuncte aus als unwesentlich, zweifelhaft und oder auch als wirkliche Schlacke erscheinen müssen, u als einmal ist es auch ihm begegnet, dafs als eine real heit betrachtet wird, was im Grunde nur als ein Schlufs aus zweifelhaften Prämissen, oder als nackte tung passiren darf. Dieses Alles kann aber nicht hind Schrift des Verfs. überhaupt als eine belehrende den der Wissenschaft bezeichnende anzuerkennen, wenn w des Glaubens sind, dafs die Zukunft in dem Menschen, er ein Gegenstand der Heilkunst ist, etwas mehr, als benden Körper erblicken, und zur Beurtheilung des g und kranken Lebens noch andere Grundkräfte, als die schen Eigenschaften der Beweglichkeit und Empfindlich langen wird; zumal da schon jetzt das Bedürfnifs sic vernehmlicher darüber ausspricht, dafs endlich auch di wieder anfangen müssen, den *ganzen* Menschen nach geistigen psychischen und leiblichen Element zum Ge ihrer Betrachtung zu machen, wenn sie die Leiden de duen und die grofse Krankheitsgeschichte des ganzen G tes verstehen, und nicht fruchtlos sich stets in demselbe fortbewegen wollen.

Lorin

№ 85.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

November 1833.

lik, oder Darstellung der dogmatischen ensätze der Katholiken und Protestanten, h ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

elch ein Glaube, der infallibel ist, wenigstens in- s glaubt, aber die Gewifsheit der Seligkeit dem, hat, nicht gewährt! Es sei aus ihrer Vor- von der Rechtfertigung begreiflich, sagt Hr. M., e Katholiken aufs nachdrücklichste einschärfen, aube allein mache nicht gerecht vor Gott; aber vielmehr aus dem hier eintretenden Widerspruch n Apostel einsehen sollen, dafs eine solche Vor- von der Rechtfertigung selbst schon unrichtig r führet unter andern für seine Theorie auch iche Lehre einiger Protestanten, besonders Hein- Leipzig und W. Beneke in Heidelberg an, statt n Glaubensbekenntnissen und der Kirchenlehre ben. Ich glaube nicht, dafs jene Männer, wenn auf ankäme, sich für oder wider die evangelische nlehre zu erklären, dem *Catechismus romanus* bei- n würden, wie wenig sie sich auch vielleicht gisch genau ausgedrückt haben mögen. Für noth- und unerlafslich erklärt die evangelische Kirche ten Werke auch, so gut als die römische; die *ola* ist von ihr nicht als *solitaria* bestimmt und nicht „ein liebenswürdiger Widerspruch gegen itherischen Begriff der Rechtfertigung", wie Hr. 127. sagt, sondern steht, nur einer andern Ka- angehörend, in der besten Uebereinstimmung da- Aber darum sagen wir doch nicht, dafs in den en das Moment der Rechtfertigung liege, sondern im Glauben und zwar allein in dem lebendigen, hen, von Gott selbst in der Seele erweckten und be- n, dafs die guten Werke nicht die Macht der Recht- ng haben ebendarum, weil sie selber nur als Werke des Gerechtfertigten *wahrhaft* gut sein können. So bewährt sich des Apostels Lehre in der protestantischen als die allein wahre und vernünftige, wogegen Hr. M. sich bemüht, dem Sinn des Apostels mancherlei Beschränkung und Gewalt anzuthun. Er verhehlt sich auch das Socinianische der römischen Kirchenlehre nicht, so dafs nicht nöthig ist, diese Uebereinstimmung, wie gewöhnlich, als Vorwurf auszusprechen; die Lehren der Socinianer über den nicht allein rechtfertigenden Glauben, sind, nach ihm, sehr gut, aus den katholischen Schulen entlehnt (*fides formata*), scharfsinnig und geistreich. S. 502. Andere Mifsverständnisse, zumal die falschen Auslegungen des Herrn Verfassers vom evangelischen Begriff des Glaubens, wie S. 123 und 124, lassen wir auf sich beruhen: es liegt dabei die falsche Voraussetzung zu Grunde, von der sich Hr. M. nicht trennen kann, dafs der Glaube schon als der historische der wahre sei. Da er bei dieser Gelegenheit an das Religionsgespräch zu Regenspurg erinnert, so wollen wir unsererseits auch die Erinnerung beifügen an den grofsherzigen Ausspruch eines evangelischgesinnten Churfürsten von Brandenburg, der, da er seine Gesandten zu jenem Gespräch, zunächst auf dem Vorspiel zu Worms, entliefs, zu ihnen sagte: sie sollten ihm das Wörtlein *sola* (*fides sola justificans*) wieder mitbringen, oder nur selbst nicht wiederkommen. Zu den Gründen dieser Lehre, die der Hr. Verf. anführt, dafs nicht der Ruhm der Rechtfertigung zwischen Gott und dem Menschen getheilt und dem Verdienst Christi etwas entzogen werden sollte, welchen er selbst einen ungemein schönen, erfreulichen Grund nennt und zu andern inneren Gründen jener Lehre hätte er auch noch den äufsern, weshalb man eben damals so kräftig darauf bestand, anführen können, dafs man sich durch nichts so sehr, als durch diese Lehre, den schlechten guten Werken, welches die damaligen satisfactorischen Werke der römischen Kirche waren

und noch sind, entgegensetzen und diese von der Rechtfertigung ausschliefsen konnte. Dieſs bedenkt der Hr. Verf., der sich überhaupt nicht genugsam in den damaligen elenden Zustand der römischen Kirche versetzt, gleicherweise nicht hinreichend, da er nachher nun von den guten Werken handelt. Es ist die pharisäische Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit, die damals besonders ein so ausgebreitetes Feld hatte, der jene evangelische Lehre so siegreich widerstritt und dagegen erhebt sich noch immer dieser Gegensatz; denn in der Forderung wahrhaft guter Werke und derselben Nothwendigkeit ist kein Streit beider Kirchen, nur dafs die protestantische, der Schrift gemäfs, stets das Bewufstsein hat, dafs auch die besten Werke noch Werke des Sünders sind, die römische, ihrer Vorstellung von der Rechtfertigung gemäfs, die ewige Seligkeit damit verdienen zu können meint, aber, wie schon gesagt, wegen ihres bloſs historischen Glaubens sich derselben doch nie für gewifs erklärt. Da war es nothwendig, auf den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium aufmerksam zu machen und zu zeigen, dafs Christus nicht ein bloſs neuer Gesetzlehrer (Moralist) sei, wie die Apologie der Augsp. Conf. lehrt. Ebendaselbst aber sind auch die vortrefflichsten, christlichen Grundsätze über den mannigfaltigen *usus legis* zu finden. Die Vorwürfe, welche Hr. M. daraufhin in zwei Abschnitten S. 163 und 174 gegen die protestantische Kirche ausspricht, wird jeder verständige Leser leicht in ihrer Ungründlichkeit würdigen, und als aus tiefem Mifsverständnifs und einer Anschauung hervorgegangen, die sich aus dem eigenen Vorstellungskreise auch nicht einmal historischer Weise in ein fremdes Gedankensystem zu versetzen weifs. Er sieht es nicht ein, wie nothwendig es vor allem war, der kirchlichen Sittenlehre erst an der wahren Religion, am reinen christlichen Glauben wieder eine feste Basis zu geben, und eben damit die elenden guten Werke in ihrer Armuth und Nichtigkeit darzustellen — ein Verdienst, welches den Reformatoren auch nach Hrn. M.'s Angriffen wohl ungeschmälert bleiben wird. — Auch die *Siebenzahl der Sacramente* vertheidigt er, ohne gerade, warum ihrer nicht mehr oder weniger sein könnten, oder die Nothwendigkeit dieser Zahl darzuthun, auch, ohne die infallible Bestimmung der Trienter Synode anzuführen und es überhaupt anders, als nur voraussetzungsweise geltend zu machen, was jene Synode sagt: dafs sie von Christus selbst noch eingesetzt seien. Dies wäre
sen gewesen; da hätte sich denn auch leicht
Grund entdeckt, aus welchem man die Zahl
kirchlichen Sacramente" vermindern und auf
Abendmahl beschränken zu müssen glaubte, sta
flächlich gegen die Protestanten zu sagen: „sie
Widerspruch mit der Schriftlehre (!) und der beg
(!) Tradition der katholischen und orthodox-gri
Kirche, ja selbst der Nestorianer (welche doch no
drei Sacramente zählen, nämlich Taufe, Abend
Priesterweihe) und Monophysiten, die sich
vierzehn hundert Jahren von der Gemeinschaf
genannten Kirchen getrennt haben, auf die
herabgesetzt." S. 199. Dem protestantische
vom Sacrament legt er die einseitige Auffa
Grunde, dafs es zur Sündenvergebung diene
mentirt nun aus dieser einseitigen Ansicht fo
dagegen. Dafs die Kindertaufe in der protes
Ansicht ein völlig unbegreiflicher Act sei, s
Zweifel unterworfen, sagt er S. 205 gegen
nes besseres Wissen, da er doch in diesem W
zeigt, dafs ihm protestantische Schriften ni
kannt sind, in denen die Kindertaufe nicht u
geblieben, sondern erkannt worden ist in ihr
heit und Nothwendigkeit. Arme Rettung, w
die eigene Lehre nur durch Verdrehung der
gesetzten behaupten und vertheidigen kann!
sich nicht, die Betrachtung der Sacramente al
zeichen eine Herabwürdigung zu nennen, zu
ther und Melanchthon gegen das Zeugnifs all
lichen Jahrhunderte und die bestimmtesten Be
der h. Schrift gekommen seien S. 209, ohne
nur im mindesten ein Zeugnifs aller christlic
hunderte oder der Schrift anzuführen oder zu
dafs die von ihm verworfene Bestimmung
auch ein wesentliches Moment an dem B
christlichen Sacraments ist. Von der *Taufe*
M. die falsche Vorstellung, dafs wirklich da
wie nach protestantischer Lehre, die Schuld
sünde vergeben, sondern die letztere selbst ver
de, wodurch unbegreiflich wird, wie sie f
kann, wie persönliche Sünde möglich, wie Bu
wendig wird. Die *Ohrenbeichte*, deren anstöf
men er vermeidet, behauptet er, ohne dabei
wie sie mit der h. Schrift sich reime, ob e
selbst möglich sei, alle einzelnen Sünden her

solches Gebot nicht alle Aufmerksamkeit auf die
ien Werke hin- und von der sündhaften Gesin-
wegziehe oder ob sie nur zu allen Zeiten in der
gewesen; der kirchliche Kanon: *omnis utriusxus*, ersetzt alle Beweise, obgleich er nach ihm
ne Disciplinarbestimmung ist. Aber das führt er
n, dafs es doch nun wenigstens so herauskommt, als
he, was in der evangelischen Kirche dem freien
und Bedürfnifs anheimgestellt ist, in der römi-
nur aus Gehorsam gegen eine so äufserliche Ver-
ig der Kirche, und dafs im Beichtstuhl hier der
r als Richter erscheint, der freilich nicht eher
kann, als bis er den Thatbestand ausgemittelt und
nzelne vollständig vernommen und dafs in dieser
chen Macht, die nach protestantischem Gesichts-
keine ist, die Ohrenbeichte wesentlich ihre Stelle
Der dritte Theil der Buse, den Protestanten mit
am anstöfsigsten und gänzlich von ihnen verwor-
it die *Genugthuung*. Da erneuern sich alle die
n Gegensätze von der Rechtfertigung und den
innten guten und satisfactorischen Werken, durch
r Mensch sich bei Gott ein Verdienst erwerben
und die Hr. M. sehr gelinde — fromme Uebun-
id Heilmittel nennt; wer sie aber näher kennt
eschreiben wollte, würde bald erkennen, von wel-
Werth sie sind und wohin sie führen. Hr. M.
elbst, dafs sie der Kirche den Vorwurf des Pela-
nus zugezogen haben. Aber die Kirche hat, nach
Irn. Verf., eine Anweisung dazu von Christo,
er nicht nachgewiesen wird. Hier läfst sich nicht
unterdrücken, was vorhin von dem Priester als
angeführt worden und dafs die Beichte ein „Buss-
" ist: denn die auferlegten Bufsübungen haben
len Charakter von Strafen und wurden, nach
nd den besondern Nachrichten, die er hat, von
ung der Kirche an unter diesem Gesichtspunkt
ifst. Er adoptirt auch die alte scholastische Un-
idung von unendlichen Strafen, die Gott um
willen erläfst, und den endlichen, welche die
in ihrer Gewalt hat. Die Beziehung auf Chri-
iabe man aber darum doch nicht ausgelassen.
lte sichtbare (!) Kirche (ein guter Euphemismus
rarchie) trennte sich keineswegs in der Weise
iristus, wie es in der neuern Zeit aufserhalb der
schen (so?) Sitte geworden ist u. s. w." S. 233.
leisem Schritt geht Hr. M. hier auch an dem *Ablafs* vorüber, dessen „wirklich unläugbarer Mifs-
brauch und Verkehrtheit im 16. Jahrh. die Reformato-
ren zu manchen verkehrten Maafsnehmungen verleite-
te." S. 234. Von historischer Kritik und Einsicht,
wenn sie unter dem Kirchenglauben gefangen liegt, be-
kommt man eine Vorstellung, wenn man hier lieset,
„dafs von den ältesten christlichen Zeiten an unter Ab-
lafs die an gewisse Bedingungen geknüpfte Verkürzung
der von der Kirche auferlegten Bufszeit und damit der
Erlafs der zeitlichen Strafe verstanden worden." S. 235.

(Der Beschlufs folgt.)

CXIV.

***Blüthen Neuböhmischer Poesie, übertragen von Joseph Wenzig. Prag, in der Fürsterzbischöflichen Buchdruckerei, bei Josepha Vetterl.* 1833. 164 S. 8.**

Der Deutsche hat es von je geliebt, die poetischen Gebilde fremder Volksthümlichkeiten, theils wortgetreu, theils in freierer Reproduction, zu seinem Eigenthum zu machen. In diesem allgemeinen Bildersaal, dessen Raum sich immer weiter ausdehnt, nimmt die obgedachte Auswahl aus den Gedichten zweier jetztlebenden böhmischen Lyriker einen nicht unbedeutenden Platz ein. Der Uebersetzer, Joseph Wenzig, der der deutschen wie der böhmischen Zunge gleich mächtig ist, wird sich durch fortgesetzte Mittheilung und Uebertragung dessen, was in Böhmens neuester Litteratur Aufmerksamkeit verdient, gewifs den allseitigsten Dank der Freunde der Poesie erwerben. Gegenwärtig bietet er Proben von den Werken zweier böhmischen Dichter, deren Leistungen, von ganz verschiedner Art, ein eben so verschiednes Interesse erregen Zuerst werden wir mit Böhmens Petrarca, Johann Kollar, bekannt gemacht, dessen vermischte lyrische Werke 1821 in Prag herauskamen, und von dem einige Jahre darauf ein erotisch-patriotisches Gedicht, „*die Tochter der Slawa*", in Pesth erschien. Jeder der drei Gesänge, aus denen dasselbe besteht, enthält funfzig Sonette, und eben so viel hat der Uebersetzer aus allen dreien vermischt zusammengestellt, um den Leser mit dem Ton und Charakter des Ganzen vertraut zu machen. Slawa (wörtlich der Ruhm) wird hier als die Göttin und Stammmutter der slawischen Völker verehrt; ihre Tochter ist die gefeierte Geliebte des Dichters. An der Saale (der thüringischen) war sie ihm leiblich erschienen, und im ersten Gesange, der den Namen des genannten Flusses zur Ueberschrift hat, ergiefst er die Fülle seiner stürmischen Neigung. Ein herbes Schicksal trennt ihn aber bald von dem Gegenstand seiner Liebe; er reifst sich mit blutendem Herzen los und wandert voll schweren Grolles gegen Welt und Menschen nach den Ufern der Elbe. Hier erhebt sich seine gedrückte Seele, und unter Böhmens alten Herrlichkeiten nimmt sein Gesang einen patriotischen Flug. Dies ist der Inhalt des

zweiten Theils des Gedichtes, „die Elbe" betitelt. Der dritte führt die Ueberschrift „die Donau". In Ungarns freundlichen Donauthälern mildert sich des Dichters Schmerz zu einer befriedigten Wehmuth; die Schattengestalt der entschlafenen Geliebten erscheint ihm und winkt still und bedeutsam lächelnd nach dem Lande jenseits, wo keine Thräne mehr fliefst. Uebersieht man so den Gang des Poems, so scheint die Mehrzahl der von Wenzig übersetzten Sonette aus dem zweiten Gesange entnommen, denn die meisten charakterisirt ein harter, scharftönender Schmerz, eine düstre, ungezähmte Unmuthslaune, die, mit dem Dasein zerfallen, zum Ausdruck der ganzen innern Qual nach entsprechenden Kraftworten fast absichtlich sucht, und sich oft in einem pathetischen Strom der Rede gefällt. Wir geben eins der schönsten, trefflich übertragnen Sonette:

„O Augen, blaue Augen, holde Strahlen,
Ihr Perlenblüthen, wo sich der Azur
Des Himmels und der Schmelz der jungen Flur
Gleichwie in einem Spiegelflusse mahlen!

Ihr führtet durch des Lebens irre Wahlen
Mit eurem Glanz mich stets auf reiner Spur;
Warum, ihr Augen, habt ihr aber nur
Geheimes Gift in mich geflöfst und Qualen?

Warum hat euer allererster Blick
In meinem Innersten den Feind gewecket,
Der mich mit seinem Pfeil zu Boden strecket?

Doch freudenvoll verzichtet auf das Glück
Des Daseins jeder, dem zum thränenfeuchten
Und dunklen Grabe solche Fackeln leuchten." —

So düster Kollar's Lyrik, eben so heiter und frisch sind Tschelakowsky's Lieder, von denen uns eine nicht unbeträchtliche Anzahl mitgetheilt wird. Von Fr. Lad. Čelakowsky besitzt die böhmische Litteratur einen im J. 1822 zu Prag erschienenen Band vermischter Gedichte, eine Sammlung slawischer Volkslieder in drei Theilen und eine Uebersetzung lithauischer Nationalgedichte. Aufserdem übertrug er ins Böhmische Walter Scotts Jungfrau vom See, Herders Blätter der Vorzeit und Goethe's Geschwister, welche letztern 1827 erschienen. Er scheint ganz der fähige Kopf dazu, sich fremde Gebilde dichterisch anzueignen, und mit den schon genannten Schätzen ausländischer Litteraturen bereichert, unternahm er es, russische Volkslieder ganz im Geiste dieses seinem heimischen Volke verwandten Slawenstammes in freier Productivität zu schaffen. Aus diesem „Nachhall russischer Lieder", wie der Dichter diese seine Sammlung nannte, sind die von Joseph Wenzig übersetzten und hier mitgetheilten entnommen. Es sind künstlich erzeugte Volkslieder; die Kunst hat sich hier in die natürliche Stimmung der das Volkslied entspringt, vollkommen hineinversetzt. echte Nationalgedichte der Russen können nicht volksthüm sein als Tschelakowsky's Verse. — Hier ist keine d schmerzbeklommene Neigung, alles ist genufssuchend u türlich heiter, oft wenig sagend und nur als Stimmung voll. Mitunter stöfst man auf dumpfe, sterile Gesinnu der aber unvermuthet ein freundlich naiver, spafshaft zart danke hervortaucht. Alles dies scheint uns gerade echt r die Kinderstimmungen in manchen Liedern, das Frohlock Bräute, die Schlauheit der Liebespaare, nicht ausgesch Und in Betreff der erstgenannten Vorliebe der Russen f der, so wissen wir es ja selbst historisch bestätigt, w bärtige, schmuzige Kosak selbst ausländische Kinder lie verehrt; sie sind ihm fast heilig und das Einzige, zu d zärtlich thun kann.

An Zahl überwiegend sind die Liebeslieder; ihre Si keit wird durch natürliche Anmuth gezügelt. Auffallend kehrt unter den Lieblingskosewörtchen der Schmeich Graues Täubchen, wieder. Eine harmlose Sentimentalität sich in dem Gedicht „Romantische Liebe" aus. Der G beredet seine Wasilewna zur Flucht. Sie klagt um ih chen, ihre blauen und rothen Blumen; sie weint, Aelte Freundinnen nicht wiedersehn zu sollen, und der Liebha stet sie eben so naiv als gemüthselig:

„O du findest überall ein Gärtchen!
Wo du hinblickst, wachsen blaue Blumen,
Rosen, wo du deine Wangen wäschest,
Ja, der helle Mond wird sein dein Vater,
Und dein Mütterchen die warme Sonne,
Deine Freundinnen die Sterne alle,
Aber ich in Ewigkeit dein Liebster!"

Es liefsen sich noch manche zarte Nationalgedanken zum lesen; wir begnügen uns mit noch einem, aus dem Gedich Versöhnung." Das verlafsne, grollende Mädchen sagt:

„Ich vergrub in Schnee die treue Liebe,
Auf den Schnee hin schrieb ich meinen Aerger,
Sagte ganz mich los von dem Geliebten. —
Da begann der Frühlingswind zu wehen,
Es zerfloss der Schnee, verschwamm der Aerger,
Die vergrabne Liebe wuchs in Blumen,
Wuchs in Blumen auf," u. s. w.

Unter den Balladen enthalten einige, besonders „das V echt volksthümliche Charakterzüge; in andern, vorzug in Čurila Plenkowič, mit der altrussischen Sage vom Vogel finden wir denselben komisch-schauerlichen Typus, d russischen Märchen eigen ist.

№ 86.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

November 1833.

lik, oder Darstellung der dogmatischen ensätze der Katholiken und Protestanten h ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften. Dr. J. A. Möhler.

(Schlufs.)

h wohlbegründeter protestantischer Ueberzeugung h das ganze Pönitenz- und Indulgenzwesen der ien Kirche, nur Eine von den zahllosen Neue- und Entstellungen der ursprünglichen christli- ehre und Sitte, erst im Mittelalter gebildet. Un- i Vorwande, dafs nachher der Ablafs in gröfse- sdehnung aufgefafst worden und dafs das nicht nslehre sei, entzieht sich Hr. M. klüglich der Auf- nehr ins Einzelne zu gehen, zumal die untrügli- node selbst sich so kurz gefafst und alle Mifs- e verboten hat. Aber es liegt nahe, dafs ein Ge- , an den sich solche Mifsbräuche anknüpfen konn- lber nicht viel werth und an den Mifsbräuchen Schuld sei. Zum nähern Beweise der Lehre von *Verwandelung* des Brodts und Weins im Abend- agt der Hr. Vf. nichts; er bezieht sich nur auf ıcht Christi und die Verwandelung des Wassers ein auf der Hochzeit zu Kana, wie man wohl ich bezog auf den Satz, dafs bei Gott kein Ding lich, womit nur zugleich nicht dargethan ist, dafs uch in diesem bestimmten Fall das wollte, was ıl vermag; Hr. M. hält sich lediglich an die un- hen Worte des Conziliums zu Trient und spricht iteren Verlauf und in Bezug auch auf die Anbe- es Sacraments nur von dem darin gegenwärtigen us; aber ist darum das Geschaffene von dem er nicht mehr zu unterscheiden und Erde und el wohl anzubeten, weil Gott darin gegenwärtig er Hr. Vf. geht lieber sogleich zu einem *ande-* egenstand über, welcher die *Messe* ist. Auch hier r so, als ob, was er da von der ewigen Gegen- wart Christi in seiner Gemeinde sagt, der römischen Kirche eigenthümlich wäre und auf diese an und für sich lutherische Bestimmung die Messe sich stütze, wel- che vielmehr die Verwandlung voraussetzt, wodurch dann das Abendmahl auch als Opferhandlung bestimmt ist. Was daran die evangelische Kirche verwirft, ist an den Trienter Bestimmungen theils, dafs das Mefs- opfer soll ein *visibile sacrificium* sein, wodurch in Wahr- heit die grofse Idee des Opfers Christi dahin zurückge- bracht ist, von wo sie wegzubringen die entschiedene Absicht des Christenthums im Gegensatz zu den sicht- baren, mannigfaltigen, stets zu wiederhohlenden Opfern des Heidenthums war, theils *propitiatorium*, wodurch diese menschliche Erfindung und Meinung in der römi- schen Kirche dem Opfer Christi am Kreuz ganz gleich- gestellt ist, indem nur die Weise der Darbringung ver- schieden sei, nämlich dort blutig, hier unblutig. Hr. M. kann seine Theorie davon immer nur durch den Ge- gensatz gegen die Zwinglische empfehlen, wie wenn das auch die Lutherische wäre oder, was er Wahres und Richtiges nebenher vorbringt, der Lutherischen fremd wäre, die sich darum doch nicht zum Mefsopfer versteht. So sehr schwer, wie Hr. M. meint, wird es dem Protestan- ten nicht, einen klaren Begriff von diesem katholischen Dogma zu gewinnen; es wird ihm nur schwer, ja un- möglich, sich von der Wahrheit desselben zu überzeu- gen und er weifs sich der reinen, christlichen Wahrheit allein gewifs durch den Glauben an das einige, selber nicht einmal blofs sichtbare und sinnliche, Opfer Christi am Kreuz. Ohne diesen wirklichen, persönlichen Glau- ben giebt es für ihn kein Opfer überhaupt, am wenig- sten, wie es das Abendmahl selbst sein soll, wie in der röm. Kirche, wo es daher auch für andere, für Gestor- bene u. dgl. dargebracht werden kann, weil das inner- lich geistige Dabeisein mittelst des Glaubens, ja nicht einmal das individuell-persönliche Dabeigegenwärtigsein mittelst des Leibes erforderlich ist, wie bei den Privat-

messen. An diesem Mifsbrauch geht der Hr. Vf. selbst nicht ohne einige Mifsbilligung vorüber, schreibt ihn aber, wie zu erwarten, nicht seiner Kirche, die doch die Privatmessen nicht nur hat einreissen lassen, sondern sie auch förmlich sanctionirt hat, sondern der Gleichgültigkeit der Mehrzahl der Gläubigen zu. Heifst einem Mifsbrauch nachgeben nicht ihn einführen? Und hat die römische Kirche nicht das Mefswesen zum Mittelpunct ihres ganzen Cultus erhoben? Ist nicht die Predigt des Evangeliums dadurch so gut wie verdrängt worden? Das geistige Mitgenieſsen der Abwesenden aber, wozu die Synode zu Trient ermahnt, ist nur ein Genufs in Gedanken, Einbildungen und steht noch tief unter der Zwinglischen Ansicht. Hr. M. erklärt, wie man den Sohn Gottes in seiner Menschheit bekennen und doch die Messe eine Verkehrtheit nennen könne, für unbegreiflich, als ob das eine in dem andern nothwendig enthalten wäre. Was er aber gar ans Licht zu ziehen verspricht, als tief im Wesen des Protestantismus liegend und in seiner Rechtfertigungslehre seine Wurzel habend, dafs nicht auch, des Abendmahles genieſsend der Gläubige nach jener Lehre ein neues, gottgeweihtes Leben beginne, ist ganz aus der Luft gegriffen. Denn auch dem Protestanten ist das Abendmahl das Mahl der Versöhnung und Liebe, der Erneuerung und Wiederherstellung seiner Gemeinschaft mit Christo; aber er hält dazu weder Verwandelung des Brodts und Weins, noch Messe für nothwendig. Wie fest und sicher hingegen Hr. M. in seinen Irrthümern sitzt, zeigt sein Ausspruch über die Verwandlungshypothese, dafs sie als Lehre ganz unzweifelhaft stets in der Kirche vorhanden gewesen, wobei er aber doch zugiebt, dafs sie erst im Mittelalter als förmliches Dogma aufgestellet worden. Von seiner Vorstellung von der Kirche ist schon im ersten Artikel gehandelt worden. Hätte Hr. M. einen Begriff von der Aufgabe der kirchlichen Reformation im 16. Jahrhundert, er würde den christlichen Glauben und das Streben, ihn der Welt wiederherzustellen in seiner Reinheit und Integrität, nicht als das Streben nach einer leeren, verkehrten Innerlichkeit auffassen S. 255.; denn was allein diese Auffassung wahres voraussetzt, ist, dafs die römische Kirche damals nur als die leere, glaubensarme, verkehrte Aeufserlichkeit bestand, aus der sich, was sie noch vom wahren Glauben enthielt, in die evangelische Kirche flüchtete. Wenn der Hr. Vf. sich das Zuströmen der Heiden zum Christenthum bei der Stiftung desselben den edelsten Bewegungen in ihnen erklärt, wie w sich dieſs groſse Phänomen bei der Wiederherste desselben und der Geschichte treu erklären? W wollen zum Schluſs dieser Kritik nur noch, als ch teristisch für das Verhältniſs beider Kirchen anfü was sich im J. 1546. bei dem Religionsgespräch genspurg ereignete. Denn als der Bischof von städt, Moritz von Hutten, welcher zum Präsidente Colloquiums bestellet war, zuletzt unter andern er wolle bei dem alten Mütterlein, der Kirche, bl so erwiederten ihm die Theologen von der evangeli Seite: er thue ganz recht daran, wenn er nur b *rechten Mutter* bleibe; sie führten auch die Ker chen derselben an und setzten hinzu: aber die röm sei verderbt und der Besserung gar sehr bedürftig

D. Marheineke

CXV.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe le Hand. Vierundvierzigster bis sechsundvie ster Band. (Nachgelassene Werke. Vi bis sechster Band). Stuttg. u. Tüb. 1832.

Diese drei Bände enthalten eine Reihe von sätzen, der erste über bildende Kunst, der zweite Theater und deutsche Litteratur, der dritte über wärtige Litteratur und Volkspoesie; zusammenge mit wenigen Ausnahmen, aus den Heften über K und Alterthum, und also zum gröfsern Theile dem ten Decennium von des Dichters Leben angehö Diese Zusammenstellung hat das Erfreuliche, dafs erleichtert, von dem Character jener so bedeutenden Goethe'scher Geistes- und Lebensthätigkeit, die diese Aufsätze bezeichnet wird, eine Gesammtans ung zu gewinnen. Wir rathen Allen, denen es eine vollständige Würdigung des groſsen Manne thun ist, diese Bände trotz der bunten Mannigfalti der darin besprochenen Gegenstände, und der schö ren Selbstständigkeit der einzelnen Aufsätze, dem wo möglich, in Einem Zuge durchzulesen, und dem Bewufstsein des Eindrucks zu trachten, den ganze Folge auf ihn macht. Es ist uns keines unwahrscheinlich, dafs, wie es wohl bei einer K von lyrischen Gedichten zu geschehen pflegt, so in

ndem Sinne auch hier Manchen, die dem Ein-
, wenn sie es für sich abgesondert betrachteten,
Interesse abgewinnen konnten, das Ganze die
ung, die das Einzelne ihnen verbarg, offenbaren
als gewifs aber dürfen wir annehmen, dafs, wer
n dem Einzelnen den Reichthum von Geist, Seele
ldung, die darin dem gemeinen Auge freilich un-
r niedergelegt ist, herauszufühlen und zu erken-
nfste, in dieser Erkenntnifs und diesem Genusse,
lem gesammten höheren Verständnisse des Dich-
ch durch die unwillkürlich sich ihm aufdrängende
nung des geistigen Bandes, welches sich, gleich-
ır dem tieferblickenden Sinne vernehmbar, durch
ıze Folge hindurchzieht, in nicht leicht zu be-
ıdem Maafse gefördert sehen wird.

ısere hier ausgesprochene Behauptung könnte im
einen selbst dann nicht auffallen, wenn man den
der in diesen Bänden enthaltenen Kunst- und
turbetrachtungen, von einem mehr stoffartigen
spuncte ausgehend, nur in das Theoretische, in
sse der neuen und eigenthümlichen Bemerkun-
lie sie enthalten, in das Maafs der ästhetischen
eit, die durch sie festgestellt oder aufgeklärt wird,
wollte. Dafs bei einem Schriftsteller, der überall
zerstreuten Abhandlungen und Reflexionen, nie
ntlich wissenschaftlichem, systematischem Zusam-
ıge, über irgend ein grofses Gebiet der Erkennt-
sprochen hat, das Vereinzelte zusammengestellt
Wechselbezug zu einander gebracht, sich ge-
ig zu erläutern, zu bekräftigen, seinen Sinn und
ledeutung durch Herüberziehen aus dem Beson-
n das Allgemeine zu erhöhen vermag, wird nicht
emand in Abrede stellen. — Nichts destoweni-
es nicht in diesem Sinne, sondern in einem an-
wie es uns scheint, noch prägnanteren, dafs wir
g auf die vorliegenden Erzeugnisse des Goethe'-
Geistes diesen Ausspruch zu thun wagten. Je-
oretische Reichthum dieser Aufsätze, so hoch
auch an sich zu schätzen sein mag, gilt uns
ıegs für das einzige, oder auch nur für das haupt-
ıste Moment, welches ihren Werth begründet.
Vorzug theilt das hier Gegebene mit manchen
ın, vielleicht gleichfalls zerstreuten und verein-
Leistungen anderer Schriftsteller, in Bezug auf
die vorstehende Bemerkung kaum noch eine
ıende Aufforderung zu einem ähnlichen, aus-
drücklichen Sammeln und Zusammenstellen, wie es hier in Bezug auf die Goethe'schen geschehen ist, zu enthalten scheinen würde. In der That, wenn man an den Inhalt der vorliegenden Bände, um seinen Werth und seine Bedeutung abzuschätzen, keinen andern Maafsstab legen wollte, als diesen rein theoretischen, so würde man nicht nur überhaupt ungerecht gegen denselben werden, indem man sich dann allerdings veranlafst sehen könnte, diesen Werth niedriger zu stellen, als den Werth mancher anderer dem Inhalte nach verwandter Leistungen selbst geringerer Geister, denen es gelungen ist, auf gleichem Raume einen, rein theoretisch betrachtet, gröfseren Gedankenreichthum zusammenzustellen; sondern man würde auch insbesondere noch das, was man anderwärts durch die Zusammenstellung zu erreichen glauben kann, ganz oder zum grofsen Theile vermissen. Zu einer Theorie nämlich im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes wollen sich die Goethe'schen Betrachtungen ein für allemal nicht zusammenschliefsen: es fehlt in ihnen durchaus das Element der Abstraction, welches zur Gestaltung einer solchen unentbehrlich ist. Ueberall hat Goethe nur den bestimmten Gegenstand vor Augen, und wenn er auch an dessen Betrachtung allgemeine, in die Form und Sprache der Abstraction gekleidete Bemerkungen knüpft, so haben diese doch stets eine durchaus individuelle, den jedesmal vorliegenden Gegenstand, oder wenigstens die durch ihn bezeichnete Richtung angehende Beziehung. Einen Ausspruch solcher Art als Lehrsatz, der unmittelbar in eine verstandesmäfsig in sich zusammenhängende Theorie eingefügt werden könnte, verstehen und behandeln wollen, würde fast jederzeit auf mehr oder minder schwere Mifsverständnisse hinführen; insbesondere aber würden hierbei die Gegner und Neider des grofsen Dichters leichtes Spiel haben, ihm offenbare Widersprüche und Folgewidrigkeiten nachzuweisen. — Nicht also das im engren Sinne theoretisch zu nennende Element ist es, worin man sowohl den Werth, als auch die innere Einheit dieser Aufsätze über Kunst, Poesie und Litteratur zu suchen hat, sondern vielmehr das *ethische* Element, die Art und Weise, wie sich Goethe's Persönlichkeit und ihr Verhältnifs zu den besprochenen Gegenständen im Ganzen und Grofsen, wie im Einzelnen, darin offenbart. Um diese zu erkennen, um in Folge dieser Erkenntnifs jedem Einzelnen seine rechte Stelle anzuweisen und in ihm Alles zu finden und zu genie-

fsen, was Goethe nicht nur redend, sondern oft auch schweigend, darin niedergelegt hat; um endlich sich der Bedeutung, welche das Erscheinen einer solchen Persönlichkeit und ihrer Thätigkeit ausdrücklich nach dieser Richtung hin, für die Bedürfnisse und die Tendenzen unsers Zeitalters hat, in ihrem ganzen Umfange bewufst zu werden: dazu, behaupten wir, bedarf es nicht nur, sondern lohnt es sich auch der Mühe eines aufmerksamen Studiums der Documente dieser Thätigkeit in dem Zusammenhange, der ihnen durch die Beschaffenheit und Verwandtschaft der Gegenstände, auf welche die Thätigkeit gerichtet war, gegeben wird.

Goethe hat in Wilhelm Meisters Lehrjahren von einem Ideale der Bildung gesprochen, welches „den freien und scharfen, von aller selbstischen Beziehung, von aller beschränkten Vorliebe für gewisse Eigenschaften, welche die meisten Menschen allein an sich und andern schätzen, allein begünstigen und ausgebildet wissen wollen, entbundenen Blick über alle Kräfte, die im Menschen wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art umbilden läfst, eröffnet" (Werke, Bd. 20, S. 216). Schon dort sehen wir ihn (S. 249 ffg.) den Begriff dieses Ideals ausdrücklich auf das Verhalten des gebildeten Menschen zur Kunst anwenden, und die Forderung einer reinen Objectivität in der Betrachtung und dem Genusse von Kunstwerken, einer vollkommenen Concentration der Seele auf den jedesmal vorliegenden Gegenstand, mit Beseitigung aller subjectiven, aus angeborener Neigung oder einseitiger Bildung stammenden, aber dem Wesen des Gegenstandes fremdartigen Anforderungen daraus ableiten. —

(Der Beschlufs folgt.)

CXVI.

Briefe über die äufsere Canzel-Beredtsamkeit oder die kirchliche Declamation und Action, von Dr. Gustav Schilling. Stuttgart, 1833. 8. *(bisjetzt* 288 S.*)*

Die Schrift ist in Briefen abgefafst. Wir besitzen Meisterwerke in dieser Form. Eine leichte und rasche Bewegung der dialectischen Gegensätze, das nahe Zusammenstellen und Ausgleichen der entgegengesetztesten Ansichten, Gelegenheit zu sachgemäfsen Episoden und selbst schicklich angebrachte Abschweifungen sind Mittel und Vorzüge, durch welche die Briefform auf engem Raum die gröfseste Mannigfaltigkeit wickeln, und den Leser in der wunderbarsten Spannung halten vermag, wenn des Meisters Hand, des Stoffes Form gleich mächtig, das Ganze schöpferisch beherrscl diesen Vorzügen der Briefform blieb aber vorliegende kaum noch ein matter Schimmer. Es gehört eine grofs windung dazu, über die Hälfte des Buches hinauszug Die schrecklichsten Dehnungen, in dem vorbereitende zumal, steigern die Langeweile bis zur höchsten Ungedul kommt ein Mifsbehagen, welches durch die Behandlun der Vorrede erwähnten *tüchtigen* Theologen, an wel Briefe als geschrieben gedacht werden sollen, sich in ser erzeugt. Der Vf. läfst ihn nämlich eine ganz armsel spielen. Die kurzen Bedenken, Zweifel und was sonst nen Antworten zur Kenntnifs des Lesers gelangt, ist so ungeschickt und unbeholfen, dafs man in die Unzufr seines Lehrers, der ihn nicht besser als einen Tertianer gar gern einstimmt, oder er sagt immer nur das, wa grade absichtlich in ihm hat hervorrufen wollen und w nef genauesten Berechnung lag (Belege könnten wir i liefern), woraus genugsam erhellt, wie gemacht und ge die briefliche Form erscheint. Selbst der Styl, auf wel grofse Sorgfalt verwandt zu sein scheint, artet zu oft Süfseln und Schmelzen gewisser Romanschreiber aus, w nen unangenehmen Eindruck erzeugen und namentlich senschaftliche Erörterungen ganz unstatthaft sind (z. B 132 u. s. w.). Schilderungen wie S. 28 vollends, w theilweise richtig, (aber ob auch für die heutige Zeit? einen Aesthetiker, wofür der Vf. doch gelten will, ni zieren. Viele Untersuchungen, (man lese den dritten B die Eigenschaften des wahren Menschen, hergeleitet aus xologie des Vaterunsers) — welche mehr durch eine gelte Phantasie, als durch ein wirkliches Denken gele deshalb auch von wenig objectivem Nutzen sein könne sich in dem Labyrinthe subjectiver Verirrungen nicht l misch machen kann, werden wenig Anklang finden, sel Gutes und Wahres hie und da miteingestreut wäre. die Hauptuntersuchung, über die Bestimmung der äst Beschaffenheit des Klanges in der Stimme des Predigers nicht auf der festesten Basis gegründet zu sein. Man lesen, ohne weiter grofse Wirkung oder bleibendes Inte für in sich zu spüren, da alle Bestimmungen doch nur n weniger unbestimmte Andeutungen sind, bei denen s viel denken läfst, zumal wenn sich in vielen Fällen, wo Intervallen der Tonsprache die Rede ist, sich das Gege gleichem Fug durchführen liefse. Man läfst sich da wohl gefallen, weil die freilich unumstöfslichen Verhält eigentlichen Tonkunst, wenn auch nur mit gewissen auf die Rede übergetragen sind.

Es würde zu weitläuftig sein, den ganzen Inhalt d hier vorzuführen, oder auf die einzelnen verfehlten De und irrigen Meinungen aufmerksam zu machen.

№ 87.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

he's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vierundvierzigster bis sechsundvierzigster Band. (Nachgelassene Werke. Vierter bis sechster Band.)

(Schluss.)

ieses Ideal, wir wagen es auszusprechen, ist nie ständig, wie in Goethe's eigener Person, verwirkvorden, oder, wäre es in Andern verwirklicht, nie ständig und so rein, zum Musterbilde für alle und Nachstrebende, in Wort, Schrift und Lebensseit sich offenbarend, herausgetreten. Die Emichkeit für das Schöne und auch für das nur Geistn Litteratur und Kunst wird, in dem Sinne, mit elbstverläugnung geübt, wie Goethe sie geübt hat, u der Stärke und Allseitigkeit ausgebildet, die sie oethe erreicht hat, aus blofser Naturgabe zu einer ien Eigenschaft des Gemüths und des Charakters, sschäftigung mit jenen Gegenständen aus selbstiGenusse zur edelsten That. — Die Lebensgete des Dichters zeigt uns mit einer fast beispielKlarheit und Entschiedenheit einen Sieg, den sein s nicht über die äufsere Natur und Welt, sonworin allein das wahrhaft Sittliche besteht, über elbst errungen hat. Wir meinen jenen Uebergang em glühenden, aber wilden und formlosen Naturdes Genius und dem in diesem Leben wurzeln, eidenschaftlichen und keineswegs von Selbstsucht Bewufstsein, welches seinen früheren Schöpfungebildet ist, zu dem höheren Selbstbewufstsein des s, welcher das Wahre, Schöne und Gute nur um elbst willen sucht und schaffend fördert, und sich erfreut, nicht weil es das Seinige ist, weil es Bedürfnisse befriedigt oder seinen Leidenschaften ichelt, sondern weil es allein das Ewige ist. Dieser Sieg, und die dadurch gewonnene absolute Freiheit des Geistes prägen sich zwar auf das herrlichste für die Anschauung in allen Dichterwerken aus Goethe's reifern Mannesalter und seinem höhern Greisenalter aus; aber es gewährt ein eigenthümliches Interesse, die Früchte, welche dieser Sieg auch auf dem Gebiete der Kunstbetrachtung und der nicht eigentlich schöpferischen, sondern in anderm Sinne praktischen Beschäftigung mit der Kunst und der Litteratur getragen hat, kennen zu lernen. Eine so ganz und gar leidenschafts- und vorurtheilslose, theoretisch eben so wie praktisch unbefangene Art und Weise des Verkehrs mit jenen Gegenständen, eine so zur zweiten, höheren Natur gewordene Gewohnheit, bei jedem neu sich darbietenden, in irgend einer Sphäre einen ächten Gehalt in sich schliefsenden Gegenstande gleichsam von vorn anzufangen, schlechterdings nichts Bestimmtes, willkürlich Beliebtes oder durch irgend eine Theorie Gefordertes darin zu suchen, sondern durchaus nur das Dargebotene aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen: — hierin besteht eben das *sittliche* Verhalten des gebildeten Geistes zur Kunst und zur Welt geistiger Productivität und Darstellung überhaupt; und dieſs ist die Gesinnung, die als unerlafsliches Bedingniſs vorausgesetzt wird, damit einerseits Theorie, Kritik und persönliche, liebevolle und begeisterte Theilnahme der Freunde und Kenner den Künstler über sich selbst aufkläre und wohlthätig fördere, anderseits die Kunst ihre so sittlich veredelnde, als geistig bereichernde und kräftigende Wirkung auf das Gemüth des Beschauers nicht verfehle.

Man wird uns nicht dahin misverstehen, als ob, indem wir in Goethe's hier und anderwärts vorliegenden Beiträgen zur Kunstkritik und Litteraturbetrachtung die vollkommenste Offenbarung der hier von uns gerühmten Eigenschaft, die wir überhaupt kennen, zu begrüfsen nicht anstehen, wir hiermit eine unverhältniſs-

mäfsige, ja unbedingte Werthschätzung für den *theoretischen Inhalt* dieser Aufsätze in Anspruch zu nehmen gedächten. — Solche Verwechselungen sind es, die den Gegnern Goethe's manche Vortheile gegen die Anhänger und Lobredner des grofsen Mannes in die Hände gespielt haben; und wir glauben, dafs hier der Ort ist, nachdrücklich ein für allemal unserseits dagegen zu protestiren. Eine wirkliche Unfehlbarkeit des Urtheils wird kein Verständiger irgend einem menschlichen Individuum, auch dem begabtesten und gebildetsten nicht, zuschreiben wollen; und so bekennen wir denn ohne Umschweife, dafs uns manche der hier ausgesprochenen Ansichten und Bemerkungen durchaus nur insofern Werth und Bedeutung haben, als wir sie auf Goethe's Individualität zu beziehen, und aus sonstiger Kenntnifs dieser Individualität einen Zusammenhang, in den wir sie einreihen mögen, zu entnehmen in Stand gesetzt werden. Aber es sei uns erlaubt, aufmerksam darauf zu machen, wie eben durch jenes rein sittliche Verhalten, durch jenen Adel, jene grofsartige Uneigennützigkeit der Gesinnung, die wir hier in so seltenem Maafse finden, eine solche Ergänzung des Einzelnen nicht durch die abstracte, theoretische Einheit, sondern durch den individuellen, persönlichen Geist des Ganzen erst möglich, wie erst hiedurch das Hervortreten der Persönlichkeit als solcher mit ihrer nothwendigen individuellen Beschränkung in das theoretische Kunstgebiet, gerechtfertigt wird. Nicht die Schranken der Persönlichkeit als solche sind das Tadelnswerthe im Menschen; nicht das Offenbarwerden dieser Schranken ist es, wodurch ein Werk seines Geistes entstellt wird; sondern überall nur das Geltendmachen dieser Schranken als eines positiv Wahren und Allgemeinen, als eines theoretisch Nothwendigen. Nur die rein sittliche Gesinnung giebt dem Einzelnen das reine und beharrliche Bewufstsein seiner Schranken, und mit diesem Bewufstsein das Vermögen, allem, was er sagt oder schafft, den Stempel seiner Individualität dergestalt aufzudrücken, dafs für den Leser und den Beschauer an die Stelle des in Folge der Schranken dieser Individualität theilweise mangelnden, Objectiven, allenthalben die Anschauung der edlen und grofsartigen Persönlichkeit selbst tritt. Wir dürfen wohl behaupten, dafs nie ein Individuum dieses Bewufstsein und dieses Vermögen in höherem und reinerem Grade besessen hat, als eben Goethe; und sonderbarer Weise ist gerade diese schöne Eigenschaft auf das schmählic ihm verkannt worden. Mit unbegreiflicher dung haben selbst die Geistreicheren unter sein den, ihm die thörichte Selbstsucht zugeschrieb Schranken seiner Persönlichkeit in einen positiven stab für die Werthschätzung des Weltinhaltes ren und jeder Erscheinung in Natur und Ge in Litteratur und Kunst nur nach dem Maafs und Bedeutung zugestehen zu wollen, als sie genschaften, deren Goethe sich als seiner eig wufst war, theilte. Es wäre ein Leichtes, zu dafs z. B. Wolfgang Menzels ganze Polemil Goethe auf diesem Vorurtheile beruht, und i zerfällt, sobald der Ungrund desselben nachg ja sobald nur der Inhalt der Voraussetzung klarem Bewufstsein gebracht wird. Man ber um diese irrige Ansicht von dem Charakter Tendenz des grofsen Dichters zu unterstützen, Wohlgefallen, mit dem er, namentlich in den liegenden Bänden, nicht selten untergeordnete nungen in Litteratur und Kunst, die aber eine Verwandtschaft zu seinen eigenen Leistunge Spuren des Nachstrebens in Bezug auf diese hervorhebt und sich mit ihnen beschäftigt, un gen Grofses und Bedeutendes, aber seiner Ind tät ferner Liegendes, unbeachtet läfst. Es um dem Schlusse, den man hieraus ziehen begegnen, auf Stellen hinzuweisen, wie Bd. 46. wo Goethe eingesteht, „über vieles Treffliche, mächtigste Wirkung auf ihn ausgeübt, gesc zu haben, weil er, je tiefer er in das We grofsen Geistes hineindringe, desto mehr oft de, wie schwer es sei, es in sich selbst, ges für Andere, zu reproduciren;" — oder, um n andere Seite von Goethe's Denk- und Sinnes diesem Bezuge anzudeuten, auf solche, wie S. 16, wo er in humoristischer Laune, sich zug ren zu haben berichtet, „an nichts mehr Theil men, als an dem, was er so in seiner Gewa wie ein Gedicht; wo er wisse, dafs er zuletzt zu tadeln oder zu loben habe;" — wozu sogle Geständnifs gefügt wird, „dafs ein solcher Er sehr illiberal sei, und nur Verzweiflung eine bringen könne; es sei aber doch immer besser, allemal zu entsagen, als immer einen um den

rasend zu werden." — Wen Stellen, wie diese sie kommen in grofser Menge in allen Schriften Dichters seit der Zeit vor, in der er Selbstbenkung gelernt hatte, d. h. seit seinem Eintritt in eifere Mannesalter), wen so viele, laute und stumeichen der Theilnahme, der Achtung, ja der Ehrt für Thätigkeiten und Geisteswerke, mit welsich näher und eigentlich zu beschäftigen der er doch zugleich, als nicht in seinen Kreis ge-, ablehnen mufste, von der wahren Natur jenes intlichen Egoismus des Goethe'schen Kunstlebens belehren: dem, bekennen wir, ist nicht zu heldenn sein Irrthum beruht auf dem Nichtfindenn dessen, was, wenn man es in seiner Lauterund Gediegenheit an Goethe anzuerkennen sich higt sähe, freilich die eigenen vorgefafsten Meien über das Wesen eines wahrhaft sittlichen Streund Wirkens in Poesie, Litteratur und Kunst, Lütrafen würde.

Wenn aber irgend ein Umstand in auffallendem aste steht mit jenem Vorgeben einer von Goethe spruch genommenen Alleinherrschaft auf dem Geder Litteratur: so ist es das nie und in keinem Abschliefsende und erschöpfen Wollende, sonallenthalben nur Anregende, Beginnende, skizift Hinwerfende seiner Kunstbetrachtungen. Alalben läfst Goethe den Blick frei, ja er schliefst ihn nd treibt ihn vorwärts, in eine Unendlichkeit des ständlichen Gehalts, die durch seine reflectirende chtung, oder durch an die Stelle Setzen eines von elbst dagegen Gebotenen zu erschöpfen, er sich als unfähig bekennt. So unendlichen Werth für eine Mittheilungen durch die Art und Weise gen, wie uns seine herrliche Persönlichkeit dabei zu liger Gegenwart entgegentritt: so benutzt *Er* doch inen von aufsen sich ihm zu liebevoller Betrachdarbietenden Gegenstand, um durch eine in ireinem Sinne erschöpfende Analyse an die Stelle ben sich selber zu setzen, oder auch nur um an gewisse Lieblingsansichten, Lehrsätze oder Tenn zu erproben oder zu erhärten. — Wir wissen dafs man gerade dies Goethe'n als eine „Vornehit" ausgelegt hat, und wir geben auch zu, dafs eine Entsagung solcher Art nicht von Jedem, der Gegenstände gleicher Art schriftliche Betrachtungen anstellt, fordern darf; — die eigentliche Kritik in umfassenderem und strenger wissenschaftlichem Sinne, als in welchem Goethe sie geübt hat, würde diese Forderung dadurch unmöglich werden, wenn man nicht zugleich fordern wollte, dafs nur solche Geister sie üben sollen, die eine so weite und grofsartige Basis des Selbstgeschaffenen und Selbstvollbrachten, wie Goethe, ihren Aeufserungen und Winken zur Grundlage geben können. Dennoch ist jene vollkommene Freiheit der Goethe'schen Aufsätze von dem Anspruche, unabhängig von ihrem Gegenstande für sich selbst etwas zu sein, eine unschätzbare Eigenschaft, um so unschätzbarer, als sie der Natur der Sache nach von so Wenigen gefordert werden kann. Nur durch sie geschieht dem Rechte des Gegenstandes auf ein von aller fremdartigen Beimischung, wäre es auch von der Beimischung der rein theoretischen oder wissenschaftlichen Interessen, unabhängiges Interesse, vollständiges Genüge; nur durch sie wird ein reines Gefühl von dem Werthe des Gegenstandes als solchem erweckt. In diesem Sinne möchten wir den Geist der Goethe'schen Kunstbetrachtung sogar das reine Gegentheil dessen nennen, was durch den Tadel der „Vornehmigkeit" bezeichnet wird, wenn nämlich, wie wir diesen Ausdruck immer verstanden haben, darunter eine kalte Ablehnung fremden Werthes, eine Entfernung aller wärmeren und lebendigeren Theilnahme verstanden wird. Dies eben ist die ewige Jugend des Göthe'schen Dichtergeistes, die ihn in Stand gesetzt hat, noch in dem spätesten Lebensalter so Herrliches zu schaffen, dafs er sich unausgesetzt das Gefühl für die Trefflichkeit und den tiefen Gehalt der gegenständlichen Welt lebendig erhielt, dafs er jeden ihm neu entgegentretenden Gegenstand, in dessen Eigenthümlichkeit er nur irgendwie einen Eingang fand, als eine neue Welt behandelte, die ganz auf ihren eigenen Gesetzen beruht, und in die sich, ohne sie zu verunstalten oder den richtigen Standpunkt für ihr Verständnifs zu verlieren, nichts Selbsterdachtes oder anderswoher Gewonnenes hineintragen läfst. Wie wenig diese allein ächte und sachgemäfse Gewohnheit der ästhetischen Betrachtung in unserem Dichter der Fähigkeit des streng wissenschaftlichen, Jahre lang Einen Gegenstand festhaltenden und alles sonst ihm Vorkommende, auch das scheinbar Fremdartigste, darauf beziehenden und dafür benutzenden Forschens Eintrag

that: dafür zeugen seine, mit so unablässig regem Eifer und unschätzbaren Erfolgen gleichfalls bis in das späteste Alter fortgesetzten naturwissenschaftlichen Untersuchungen. So hier aber, wie dort, ist es eben das reine, völlig uneigennützige Interesse an der Sache, welches wir, mit gänzlicher Beiseitesetzung aller selbstischen und mit strengem Gesonderthalten aller der Sache fremdartigen Interessen, den Dichter beseelen, und in dem einen wie in dem andern Falle ihn auf die einzig der Sache gemäfse Behandlungsart derselben hinführen sehen.

C. H. Weifse.

CXVII.

Zur vergleichenden Physiologie des Blutes. Untersuchungen über Blutkörnchen, Blutbildung und Blutbahn, nebst Bemerkungen über Blutbewegung, Ernährung und Absonderung mit besonderer Rücksicht auf C. F. Burdach's Physiologie Bd. IV. Von Rudolph Wagner, Prof. der Medicin in Erlangen. Mit 1 Kupfertafel. Leipzig, Verlag von Leopold Voſs. 1833. VI. 80 S. 8.

Wir finden in diesem Werke zunächst eine werthvolle Abhandlung über Form und Gröfse der Blutkörperchen der verschiedensten Thiere. Bei der Differenz der Resultate, welche durch verschiedenartige Untersuchungsweise so häufig schon herbeigeführt ist, erscheint die Mittheilung der befolgten Methode des Beobachtens jetzt unumgänglich nothwendig, was auch der Verf. anerkennt. Behufs der Untersuchung der Blutkörperchen der Wirbelthiere trat derselbe mit dem besten Erfolge dem unter das Mikroscop gebrachten Blutstropfen etwas Eiweifs der Hühnereier zugesetzt. Wasser eignet sich nicht dazu, indem die Blutkörperchen dasselbe schnell einsaugen, anschwellen, ihren Farbestoff abgeben und ihre Gestalt verändern. Auflösungen von Kochsalz oder Zucker in Wasser verhüten diese Nachtheile nur zum Theil. Salmiakauflösung kann als Conservationsmittel der Blutkörperchen betrachtet werden. Bei den wirbellosen Thieren, mit Ausnahme einiger Anneliden ist die Verdünnung nicht nothwendig, da bei der Menge Serum und der geringen Zahl der Blutkörnchen eine allzugedrängte Anhäufung der letztern nicht zu befürchten ist. Die Untersuchungen des Verfs. erstrecken sich auf die Blutkörperchen des Menschen, des Ochsen, des Schaafes, des Huhns, der Taube, der Schildkröte, des Frosches, der Eidechse, einer Menge von Fischen, des *Octopus moschatus* und einiger andern Cephalopoden, einiger Ascidien, mehrerer Crustaceen, Anneliden, Insekten, Arachniden, Echinodermen und Medusen. Ob die Kügelchen, welche der Verf. bei Cirrhipeden und Aktinien fand, Blutkörperchen waren, oder nicht, blieb ihm selbst zweifelhaft. — Ueber alle bisher angestellten Untersuchungen der Gestalt und Gröfse der Blutkügelchen beim Menschen und bei den verschiedenartigsten Thieren, gewährt eine Tabelle zweckmäfsig Uebersicht.

Eine zweite Abhandlung ist der Beantwortung der Frage gewidmet, ob die Blutkörperchen wirklich Kerne besitzen, wie der Vf. mit Müller annimmt. Doch scheint es ihm noch nicht völlig bewiesen, ob die Blutkörnchen innerhalb des Gefäfssystemes wirklich aus Kern und Hülse bestehen, wenigstens scheint sich die letztere erst als solche bei der Behandlung mit Wasser vom Kerne abzulösen, im ganz frischen Zustande aber innig an ihm zu kleben. Es finden sich im Herzblute der Frösche, so wie im Blute der Taube und mehrerer Fische noch aufser den eigentlichen Blutkörperchen kleine runde Körnchen, die Müller für Lymph- und Chyluskügelchen hält und von denen er annimmt, dafs aus ihnen die Kerne der Blutkörperchen entstanden. Unwahrscheinlich wird dies dadurch, dafs nach Wagner's Untersuchungen bei den Fischen die Kerne der Blutkörperchen stets kleiner sind, als die sogenannten Lymphkügelchen, die dies doch auch nur *vielleicht* sind. Ob die Blutkörperchen der Menschen und der Säugthiere ebenfalls einen innern Kern haben, konnte der Vf. wegen ihrer Kleinheit nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Eine Gröfsenverschiedenheit junger und alter Thiere derselben Art aber fand Wagner nie.

Aufser dem bereits Angeführten enthält diese kleine Schrift Andeutungen über Bildung der Blutkörnchen nach Baumgärtner, eine Zusammenstellung des über Blutfärbung der verschiedenen Thiere Gelieferten, einige Ansichten über die Bestandtheile des Blutes und eine Darstellung der Blutbahn bei den niederen Thieren, in der manches Neue über den Kreislauf der Anneliden sich findet. Den Kreislaufsapparat der Cirrhipeden und Aktinien zu entdecken, ist dem Verf. nicht gelungen. Den Schlufs des Werkes bildet die Mittheilung aphoristischer Ansichten über Blutbewegung und über Ernährung und Absonderung.

Die Kupfertafel enthält Darstellungen von Blut- und Lymphkörnchen des Menschen und mehrerer Thiere aller Klassen.

№ 88.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXVIII.

s aus Spanien. Von V. A. Huber. Zwei-Theil. A. u. d. T. Jaime Alfonso, genannt rbudo. Skizzen aus Valencia und Murcia. ingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1833. *ter Theil. A. u. d. T. Madrid, Lisboa die Refugiados in London. Skizzen aus Geschichte unserer Zeit. Erste Abtheilung: uel. Skizzen aus Madrid. Bremen, Schü-ann.* 1833. 8.

wir eben den Titel dieser interessanten Skiz-r zu einer Anzeige niederschrieben, melden in en Augenblick die Zeitungen den Tod Ferdi-VII., und die Aussichten auf neue Verwickelun-europäischen Politik, die man in französischen en daraus andeuten hört, veranlassen ernste cke auf die verworrenen innern und äufsern le Spaniens seit den letzten Jahrzehnten, indem leich dazu dienen können, uns jene Darstellun- Hrn. Huber, die als treue Zeugen einer viel-ntergrabenen Nationalität reden, in eine bezie-ichere Nähe zu rücken. Nach mittelalterlichem glanz, in dem den Spaniern das Blüthenalter ih-schichte auf einer seltenen Stufe origineller ntwickelung, Sittenenergie und schönster poeti-Kraftäufserung verlief, schienen sie nicht berufen , als eine Nation der neueren Geschichte weiter-; in innerer Verdumpfung gefesselt, in Trägheit twickelung zerflossen, waren sie lange wie ein in Erdbeben geistig verschüttetes Volk anzusehn, em der Lavastrom der Zeiten sich zu einem usammengedichtet hatte, unter dessen tiefer Ab-denheit sie das über sie hin tönende Rauschen eltgeschichte vergeblich an ihr erstorbenes Ge-lagen liefsen. Die politischen Zuckungen und Krämpfe, die in Folge französischer Herrschaft und Einflüsse durch innere Parteizerwürfnisse endlich wieder im Lande einen Anklang von den allgemeinen Zeitbewegungen erweckten, waren nur wie die unwillkürlichen Bebungen eines Scheintodten, die für neues wahrhaftes Leben noch immer sehr zweifelhafte Gewähr gaben; und es zeigte sich, nachdem jene Reibungen ohne Resultat vorübergegangen waren, nur wieder das aussichtslose Nichtleben- und Nichtsterbenkönnen der Zustände, das im Charakter des spanischen Staates und Volkes bis auf die letzte Zeit vorgewaltet hat. Der schwankende Scepter Ferdinands VII. hatte alle jene Wechselzustände, in denen sich die Kräfte des Landes erschöpft, gleicherweise begünstigt; Ferdinand hatte die schönsten Hoffnungen der Patrioten bestärkt und beschworen, dann gegen die Verwirklichung der neuen Verfassung Partei genommen, und die dem Aufruhr der streitenden Factionen gefolgte Ohnmacht zur Befestigung des alten Standes der Dinge benutzt. Der eigentliche ethische Volkszustand war aber durch alle Vorgänge auf keinerlei Art in eine Aufregung und höhere Thätigkeit versetzt worden, und blieb auf einer merkwürdigen Stufe barbarischer Natürlichkeit verharren, die sich in der Mitte der heutigen europäischen Civilisation um so auffallender ausnimmt, da sie bei diesem Volke nicht aus Ueberkraft und Frische eines noch unentwickelten Urzustandes, sondern aus Abschwächung nach verlebten Kräften, aus aufgelöster Nationalität sich einstellt. Die am Mark des innersten Volkslebens haftende Verwirrung aller bürgerlichen Verhältnisse im jetzigen Spanien, die Rechtlosigkeit der Zustände, der Mangel an öffentlichen Garantieen; Räuber, die ihr Handwerk systematisch im ganzen Lande organisiren, Schutz- und Trutz-Bündnisse mit den Behörden abschliefsen, und, als ein Staat im Staate, eine ordentliche Justiz ausüben; Alles dies, und vieles Andere, trägt so sehr den Typus einer derben Wildheit,

dafs man ihn allerdings fast mit dem frischen Naturzustande eines Volkes noch verwechseln, und, wie auf einen solchen, Hoffnung auf neue Erhebung des spanischen Lebens gründen könnte. Manche Bekenner einer milderen Geschichtsansicht, die, wiewohl mit Unrecht, an die Wiedergeburt grofser Nationalitäten glauben, haben auch die Zustände des heutigen Spaniens nur aus jenem Gesichtspunkt beurtheilt. Es wäre dies freilich das allerwunderbarste Phänomen, welches noch nie da gewesen, dafs eine Volkseigenthümlichkeit, nachdem sie ihre eigenste Kraft und Fülle in der ihr beschiedenen gewesenen Culturperiode erschöpfend hervorgethan, einen Läuterungsprocefs durch eine Zwischenepoche der Barbarei zu erleben bestimmt war, aus der sie sich in neuer Wildheit der Zustände zu neuer Cultur gewissermafsen erkräftigen sollte. Der alte Cervantes sah, als er wehmüthig-satirisch seinen Don Quixote schrieb, bereits in dem Abfall des spanischen Lebens von dem nationellen Ritterthum ein Versinken und Zergehen des schönsten Wesens seines Volkes, und diesen schmerzlich tragischen Gedanken hüllte er tief in die lachenden Späfse jenes Romans ein, der für die Spanier eine grofse, in diesem Sinne vielleicht noch nicht anerkannte historische Bedeutung hat; denn nicht darauf kam es dem grofssinnigen Dichter an, die Verrücktheit des einzelnen Individuums, das in einer unpoetisch gewordenen Zeit noch Ritterlichkeit affectiren wollte, als solche zu geifseln, sondern vielmehr Das als ein melancholisch bizarres Bild hinzustellen, dafs in einer solchen Zeit, wie die seinige geworden war, jener Anklang aus der herrlichsten Nationalepoche Spaniens, dem Ritterthum, nur noch als Verrücktheit und Abgeschmacktheit, als Don Quixoterie, aufzutreten vermöchte. Es war ein grofser Schmerz über die Entmittelalterlichung seiner Zeit, die durch die Seele des ironisch lächelnden Cervantes fuhr, als er den Don Quixote erdachte, und er war, wie Dichter es sind, hierin ein Prophet gewesen, denn Spanien verlor sich, je weiter es sich in abweichender Linie von seinem Mittelalter entfernte, immer mehr in eine Entartung seiner schönsten und eigenthümlichsten Richtungen.

Dieser schmerzhafte Conflict zwischen grofsen Volkserinnerungen und einer, derselben unwürdig gewordenen, verdüsterten Gegenwart ruht noch, wie ein schleichender Schatten, über dem heutigen Spanien, aus dessen unheimlicher Lebensmonotonie seine mittelalterlichen Baudenkmäler, die sich als Zeugen jener gangenheit erhalten haben, wie erhabene Elegien vorragen. Dies Bild, das wir Manchem vielleicht sehr in's Trübe gemalt zu haben scheinen, ist nur der frische Erguſs des Eindrucks, den die in fer und unbekümmerter Objectivität hingeg „Skizzen aus Spanien" auf uns gemacht haben Hr. Huber, welcher sich schon im ersten Theile Werkes als ein tüchtiger, keiner Art der Illusion gehender Beobachter bewährte, hat in den beiden Bänden mit einer, wo möglich noch gröfseren S der Wirklichkeit das jetzige spanische Leben auf sittlichen und politischen Auflösungsstufen vo geführt.

Der zweite Theil, „Skizzen aus Valencia un cia" enthaltend, schildert besonders das spanisch vinzialleben, das Räuber- und Abenteurerleben d birges in einem lebhaften Gemälde, und läfst da seltsames Durcheinanderwirren gesetzlicher und setzlicher Zustände an uns vorbeigehn. Der be Räuber Jaime Alfonso, der zur Zeit der Partei von 1820 auch in den politischen Bewegungen ei wisse Rolle spielte, oder wenigstens nicht gan Antheil an denselben bleiben konnte, da die W keit eines grofsen Räubers in Spanien zu bedeute um ihm nicht von Seiten der Parteien eine Rolle au thigen, füllt mit seinen interessanten Schicksale Thaten den gröfsten Theil des starkbeleibten B Ein Räuber seiner Art geniefst nicht mit Unrecht weitverbreiteten Heldenruhms im ganzen Lande man sieht ihn und Seinesgleichen, die sich als liche Charaktere geltend zu machen wissen, die der weiland fahrenden Ritter in Spanien mit nachgebendem Heroismus unter den veränderten hältnissen vertreten. So entsteht ein solches G von Spitzbüberei und Heldenthum, Verschmitzthe Rechtlichkeit der Gesinnung, Gesetzeshohn und pienmäfsiger Ehrenfestigkeit des Handwerks, v in diesem Barbudo meisterlich dargestellt ist, inde aus dieser Mitte heraus zugleich trefflich das Thu Treiben der niedrigeren Klassen des Volkslebens schaut und seine Meinungen, Sitten, Vorurtheile, selt gläubisches Behelfen und Befreunden mit diesen Zust der Ordnungslosigkeit kennen lernt. Wenn wir der stellung des Hrn. Huber auch etwas mehr Ged heit und Durchb[illegible] und etwas weniger Wi

it wünschen, so müssen wir doch sonst seiner
m, derben, gewitzigten Zeichnung, die oft gerade
ihre Kunstlosigkeit Alles am wirksamsten und
m Zauber lebendiger Wahrheit heraustreten läfst,
mmene Anerkennung widerfahren lassen. Eine
sante Beilage zu diesem Theile ist die ihm vor-
chickte Abhandlung: „Ueber landschaftlichen
kter und Bau der Iberischen Halbinsel", die man-
anz neue Anschauungen der landschaftlichen und
iphischen Structur Spaniens darbietet.

er dritte Theil, von welchem die erste Abthei-
vor uns liegt, behandelt ausschliefslich die politi-
Parteikämpfe unter Ferdinand VII., deren Ver-
ungen mit grofser Klarheit und Anschaulichkeit
andergelegt sind. Die novellistischen Verhält-
die ihnen zur Einfassung dienen, verrathen ein
gewöhnliches Darstellungstalent, das sich in die-
heile überhaupt reger und kunstmäfsiger entfaltet
s in den beiden vorhergehenden.

Th. Mundt.

CXIX.

en und Skizzen zu einer Naturlehre des
ates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Ab-
ilung. Halle, bei Eduard Anton. 1833. *XII*
177 *in* 8.

nter allen jüngeren deutschen Historikern der ge-
rtigen Zeit, ist uns Hr. Leo immer als der be-
dste, wegen gewisser Eigenschaften vorgekommen,
enn sie auch an sich eben nicht die höchsten ei-
eschichtsschreibers sind, doch in unserer gesin-
losen Zeit hervorstechend erscheinen. Wir rech-
nzu die entschiedene Färbung, die er seinen Bil-
n geben weifs, die derbe Kraft, die er in Darstel-
und Ausdrücken an den Tag legt, so wie auch
len sogar das rücksichtslose Aussprechen von An-
n, die Andere verschweigen oder verdecken wür-
Es ist bei ihm nichts von jener musivischen Klein-
rei zu finden, die Manchen zu Ruf und hohen
gebracht, nichts von jenen ertödtenden Abstractio-
n welchen Andre ihre Gestalten vergehen lassen,
n Alles hat hier Farbe, Leben, Frische und An-
ng, und wenn wir uns freilich zu den Ansichten
kund gegeben werden, auch [illegible]cht bekennen dür-
fen, so ist gewifs, dafs sie als existirende Wesen An-
erkennung verdienen.

Aus dem Gebiete der Geschichte aber, auf welchem Einseitigkeit, Parteiung und kecke Entschiedenheit nicht allein verziehen und ertragen, sondern bisweilen sogar gelobt werden müssen, tritt Hr. Leo jetzt auf ein anderes, durchweg allgemeineres, das anerkanntermaafsen dem Gedanken allein angehört, dem die Geschichte mehr ein Beispiel als eine Grundlage ist, und dessen Boden lediglich der Aether der reinen Vernünftigkeit genannt werden kann. In dem Bereiche der Staatsphilosophie kommt es weder auf Liebe und Hafs, auf geistreiche Capriolen, auf entschiedenen Willen, noch auf die Erklärung, dafs man jenem entgegentreten, diesem sich widersetzen wolle, an, sondern hier hat man es mit Begriffen, und nicht mit Anschauungen, mit Ideen und nicht mit Vorstellungen zu thun. Wenn wir auf diesem Gebiete Hrn. Leo entgegentreten, so geschieht es, weil wir uns vorzüglich auf demselben umgesehen haben, weil Hr. Leo eine besondere Wichtigkeit auf diese Studien und Skizzen (S. Vorwort S. 1. 2) legt, und weil häufig die unbegründete Meinung des Publicums den Verf. und Referenten, als *einer* philosophischen Ansicht theilhaftig nennt, was am Besten durch diese Anzeige widerlegt werden kann.

Schon der Titel des Buches, Naturlehre, oder Physiologie des Staates mufs hier ernster betrachtet werden. Denn es handelt sich nicht etwa um eine blofse Vergleichung der Natur und des Staates, wie sie der Verdeutlichung wegen, häufig vorgenommen werden kann, und auch wohl dem Refer. oft entfahren ist, sondern um eine Verlegung des staatlichen Bodens aus dem Gebiete des Geistes und Gedankens, auf das einer äufserlichen Nothwendigkeit, dem sich das „Auge des Beobachters" allein zu nähern hat. (S. 3). Die Staaten, in welchen „Menschen dazu gezwungen sind, Regeln für gesellschaftliche Verhältnisse ohne Rücksicht auf Hergebrachtes, aufzustellen", werden, obgleich zugegeben ist, dafs man auch hier nicht ganz willkürlich verfahren kann, (S. 4) als mechanische Staaten den organischen gegenüber bezeichnet, deren „Regel aus dem Gesammtleben ihrer Glieder natürlich hervorgehen" soll. (S. 4). Es ist also nicht der Organismus, und zwar in *jedem* Staate, der etwa als das natürliche Element desselben betrachtet wird, sondern, was der freie Geist schafft, hervorbringt und am Veralteten ändert, wäre es

auch selbst, was immer der Fall ist, eine historische Thatsache, wird aus dem Bereiche dieser Natürlichkeit verwiesen, die somit lediglich eine äufserliche und gedankenlos für sich bestehende ist. Der Staat soll nach Hrn. Leo „um so reiner ein Kunstwerk göttlichen Ursprungs sein" je „*naturwüchsiger*" noch seine Entwickelung bleibt (S. 1). Nun aber ist kein Staat, und wir bitten um Erlaubnifs, uns des Ausdrucks des Hrn. Leo bedienen zu dürfen, selbst kein naturwüchsiger, dem Boden der Natur, sondern lediglich dem des Geistes entsprossen. Jeder Staat ist wesentlich *gemacht*, weil die Hervorbringungen des Geistes nicht geschaffen, sondern erst *zu* schaffen sind. Nun ist freilich auch für diese geistigen Schöpfungen eine Vernunft und Nothwendigkeit vorhanden; sie sind nicht willkürlich und zufällig, aber diese Nothwendigkeit kann nicht mit der äufserlichen der Natur verwechselt werden: es ist eine Nothwendigkeit der *Freiheit*, die nicht blofs ihre gegebene, sondern auch in diesem Gegebensein als vernünftig zu erkennende Geschichte hat. Dieses eine Wörtchen „*Freiheit*", das Hr. Leo, wenn er vom Staate spricht, niemals gebraucht, und dem er als Boden, eine Natur, ein göttliches Kunstwerk u. s. w., substituirt, ist auch die grofse Scheidewand, die ihn von der wahren Betrachtung des Staates trennt, und in jedem Gemachten eine leere Hohlheit erblicken läfst, die ihn gespensterartig ansieht, und zu dem Einfachen, Ursprünglichen, und, wie er sich ausdrückt, Natürlichen zurückweist. Denn auch der Titel eines göttlichen Kunstwerks für den Staat, was mit der Naturwüchsigkeit übrigens identisch sein soll, ist ein durchaus unbrauchbares Surrogat für die Freiheit. Man kann den Staat, man kann Alles, wenn man will, göttlich nennen, aber in der That giebt es kein von Gott anders, als durch die Menschen und ihre Freiheit gemachtes Kunstwerk. Dies ist aber nur Kunstwerk, in so fern es die Natur bezwungen und vergeistigt, in so fern es die Materie zum dienenden und den Geist empfangenden Stoff herabgebracht hat. Ein naturwüchsiges Kunstwerk wäre eben die unterste Gattung, die indische Pagode, die auch Hr. Leo dem Apollo von Belvedere nicht wird vorziehen wollen. Nicht minder aber sind naturwüchsige Staaten, die anfangenden, noch ungeistigen, und deswegen kindlichen, patriarchalischen und unvollkommenen Staaten.

Was übrigens hier von dem Titel und der Gr
lage des vorliegenden Buches gesagt werden mu
bezieht sich auch auf seinen weiteren Inhalt. Wer n
vom Begriffe der Freiheit beim Staate ausgeht, k
auch die Abtheilungen und Gliederungen, welche
sem Begriffe entsprechen nicht billigen. So erfa
wir z. B. (S. 4) dafs die sogenannte Theilung der
walten ein Staatsunsinn sei, den man öfter als Sp
unsinn ins Leben zu stellen versucht habe. So
die Abtheilungen der Staaten, nicht etwa der gesch
lichen Entwickelung des Freiheitsbegriffes entnom
sondern der zufälligen Anschauung, die von Stimm
Leidenschaft und augenblicklichen Anregungen ab
gig ist. Wie zufällig eine solche Anschauung ist,
der Hr. Verf. aus seinem eigenen Geständnifs erh
wonach ihm die jüdische Theocratie früher als e
politisch Widerwärtiges erschien, das sich ihm jetzt
zu etwas politisch Verehrungswürdigem verwandelt
(Vorwort S. VI. VII). Die schon von uns erwä
Abtheilung der Staaten in mechanische und organ
gehört hieher. Das Wesen der mechanischen St
im Gegensatz der organischen, wird so bezeichnet,
in diesen ersteren „*ein* einzelnes entweder von
„mächtigeres, oder von den natürlich mächtigeren S
„gliedern als wichtiger anerkanntes Interesse ge
„ist und alle Gliederung sich diesem Interesse
„äufseren Zwang fügt" (S. 5). Nun aber komm
mittelbar darauf eine andre Abtheilung in systema
und unsystematische Staaten, und unsystematisch
len eben solche sein, wo *eine* Richtung so vorhe
dafs alle anderen Richtungen des Lebens von ihr
tisch unmündig gemacht werden. Im Grunde w
also so ziemlich mechanische und unsystematische
ten zusammenfallen, und dieser letztere Unterschie
nach dem Hrn. Verf. für die Betrachtung öffent
Verhältnisse von der höchsten Wichtigkeit sein
zeigt sich somit als ein ganz zufällig entstandene
nur die Bedeutung des Einfalls an sich trägt.
könnte eben so gut statt systematischer und unsy
tischer Staaten einseitige und mehrseitige setzen
die Abtheilungen der Staaten würden demnach
weniger willkürlich als die juristischen Untersch
gen der Contracte sein, die ebenfalls in der Regel
äufserlichen Griffen, und nicht nach ihrem Inh
gliedert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 89.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

November 1833.

n und Skizzen zu einer Naturlehre des ates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Ab-lung.

(Fortsetzung.)

cht minder kann man dieselbige Abstraction in igen sehen, was Hr. Leo als Element des poli- Lebens hinstellt. *Heerden, Land, Geld* im wei- erstande, *Philosophie, Sieg der Waffen, Furcht stigem Verlust*, sollen die Grundlagen sein, wo- e unsystematischen Staaten erbaut sind (S. 7), d aus dem Kampf dieser verschiedenen Elemen- organisch-systematische Staat hervortritt (S. 23). n aber die Bedeutung dieser Elemente zu den edensten Zeiten wiederkehrt, und Hr. Leo sich päter genöthigt sieht, die abweichenden Rich- des Grundeigenthums der Geldherrschaft und des staates zu bezeichnen, so folgt von selbst, dafs gabe dieser Elemente für den Staat von unterge- m Werth ist, und dafs es nicht sowohl darauf mt, was sie sind, als was aus ihnen gemacht ist. ons Reich ist wie die Herrschaft der Römischen toren ein Militairstaat, aber wie verschiedenartig iese Staaten rücksichtlich des Freiheitsbegriffes, e Pulsader ausmacht: der Fanatismus herrscht in ieres Staat, wie in dem der Puritaner, aber wie nd die religiöse Bibelwuth und die atomisirende heit auseinander. Es ist mit der abstracten An- olchen Inhalts der Staaten, als wenn man heute lie Regierungsformen nach dem alten Schema lonarchie, Aristocratie und Democratie abtheilen und übersähe wie diese quantitativen Unterschei- qualitativ geworden, und mehr oder minder zu ten jedes Staates herabgesunken seien. Wer sol- öcke und Gröfsen wie Geld, Sieg Furcht u. s. w. n entscheidenden Inhalt der Staaten setzt, han- uf dem geistigen Gebiete nicht minder abstract, als wenn jemand auf dem natürlichen die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden, und die Säugethiere nach den Vorderzähnen abtheilt. In allen solchen Distinctionen liegt ein äufserlicher Sinn, und die unphilosophischen Gemüther freuen sich alsdann einen Stock zu haben, woran sie sich halten können.

Eben so dürfen wir uns wohl gegen Hrn. Leo erheben, wenn er uns die Quellen und Hülfsmittel der Wissenschaft der Physiologie des Staates angiebt (S. 24–50). Die Quellen der Physiologie des Staates sollen nämlich die Phänomenologie des Geistes und die Universalgeschichte sein. Nun ist es freilich sonderbar, dafs die Physiologie des Staates einen so ganz anderen Boden, wie die Philosophie desselben hat. Wenn aber die Literatur und die Hülfsmittel dieser Physiologie des Staates auf vier Erscheinungen reducirt werden, und zwar auf Aristoteles, Machiavelli, Montesquieu und und von Haller, so sei es uns erlaubt, dagegen einzusprechen, und zwar sowohl im Interesse einiger der hier Genannten, als auch zum Besten der sonst gar zu dürftig scheinenden Physiologie des Staates. Denn dafs Aristoteles etwa den Menschen für ein politisches Thier erklärt, oder seinen Gedanken über die Staatsformen, die wirklichen Verfassungen, die er vorfindet, zu Grunde legt, oder endlich gegen Plato's ideelleren Staat polemisirt, kann ihn noch nicht zu einem Staatsphysiologen machen, sondern lediglich zu einem Philosophen, dem die Realität und Energie der Dinge, ein dem Gedachten selbst inwohnendes Moment ist. Eben so wenig kann die practische Staatswissenschaft Machiavelli's, der aus den gegebenen Verstandes- und Klugheitsregeln zusammenstellt, wie ein italiänischer Fürst des sechszehnten Jahrhunderts, sich, um zu dauern, benehmen müsse, und andrerseits in seinen Abhandlungen über die erste Decade des Livius sich für die republicanischen Grundsätze des Alterthums (Herr Leo meint, in diesen *discorsi* sei weit weniger wissen-

schaftliche Haltung, S. 36. 37) erklärt, für eine Staatsphysiologie genommen werden, da der bloſse Nichtanspruch auf Philosophie, doch nicht schon an sich Philosophie ist. Nicht minder können wir es hingehn lassen, daſs der groſse und ehrwürdige Montesquieu, der eigentlich mehr ein Staatenphilosoph als ein Staatsphilosoph genannt werden kann, dadurch, daſs er für vier Staatsformen Principien aufstellt, und die Gesetze aus dem Zusammenhange ihrer Nothwendigkeit erklärt, zu einem Staatsnaturlehrer umgeschaffen wird. Schon der Titel seines Buches vom Geist der Gesetze könnte darüber Belehrung geben, daſs er es mit einem Geist, und nicht mit der bloſsen Natur dieser Gesetze zu thun gehabt hat, und dürfte ihn vor der unrichtigen Classification sichern, in die ihn Herr Leo trotz „seiner falsch gebauten Basis", und „der in allen ihren Theilen schiefen Physiologie" einzuordnen sucht. Nur bei Hrn. Karl Ludwig von Haller dürfen wir nicht das Geringste dagegen einwenden, daſs ihn Herr Leo in den staatsphysiologischen Olymp einnimmt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir sonst wirklich nicht wüſsten, wohin er zu bringen ist. Es ist dieses eine Vergötterung aus Noth, weil er unter den Staatsphilosophen nach dem berühmten Worte Hegels keinen Platz einnehmen kann, daſs es zuviel gefordert sei, daſs da zwei Gedanken zusammengebracht wären, wo sich nicht einer findet. Nach Hrn. Leo hat Haller bei manchem Spitzen und Uebertriebenen und trotz dem vom Verfasser miſsbilligten Bestreben, den Staat auf privatrechtlichen Grundlagen zu erbauen, sehr viel Tüchtiges und Schönes in seinem Werke, man kann die segensreichsten Früchte daraus gewinnen; auf jeden Fall meine er es ehrlich und gut, und verdiene nicht entfernt die Verketzerung, die man ihm fast allenthalben hat angedeihen lassen. Wir aber können nunmehr begreifen, wie neben Haller, Plato, Spinoza, Kant und Hegel von der Physiologie des Staates haben ausgeschlossen werden müssen.

Herr Leo behandelt nun in dieser bis jetzt erschienenen ersten Abtheilung seines Buches lediglich die Elemente des Staates, und zwar in fünf Kapiteln, wovon das erste: der Mensch, überschrieben ist und von den Familienverhältnissen spricht, die andern aber das Grundeigenthum, das Geld, den Sieg, die Furcht und die Ansicht als Grundlagen des Staates darstellen. Das, was Hr. Leo im ersten Kapitel über die Ehe sagt, hat vielen Beifall gefunden, und Referent hat schon mals diesen Theil des Buches mit Lobpreisung führen hören. Es läſst sich auch nicht läugne manche gute und treffende Bemerkungen, eine lungene Charakteristik und im Ganzen eine Haltung hier anzutreffen sind. So ist z. B. d sicht (S. 55) vollkommen wahr, daſs überall ei eine Ehe vorhanden ist, „wo der Vater sowo Verpflichtung hat, für die Kinder bis auf einen sen Grad Sorge zu tragen, als ein Recht auf ih tigkeit." Denn das Concubinat in Rom, die *a nia* in Spanien sind sicherlich vollgültige Ehen, auch Modificationen in den Rechten und Verpfl gen eintreten mögen. Aber trotz allem, hier v Zugegebenen können wir uns mit der philosop Grundlage der Abhandlung nicht einverstand klären.

(Der Beschluſs folgt.)

CXX.

Theoretisch-praktische Abhandlung übe Dampfschiffahrt, ihre neuesten Verbesser und ihre Anwendbarkeit auf die Gewäss Preuſsischen Staates. Nebst einem An über Dampfwagen als Förderungsmitt gewöhnlichen Kunststraſsen. Von Dr. J fahl. Mit 5 Kupfertafeln. Berlin, bei Dü und Humblot. 1830. *XII u.* 75 S. 8.

Der Gegenstand, welcher in der vorliegenden kleine behandelt ist, verdient seiner ungemeinen Wichtigkeit h streitig mannigfache Erwägung und Besprechung, und ist darüber bekanntlich öffentlich nicht gar viel, name Deutschland, verhandelt worden, noch weniger aber is der Beschränkung auf lokale Gewässer geschehen, wie d Vf. thut. Ist es daher zur Förderung einer so tief auf ben und den Verkehr influirenden Erfindung überhaupt wü werth, sie oft und vielseitig betrachtet und behandelt s so ist es nicht minder zu wünschen, daſs diejenigen B tionen aufgesucht und bestimmt werden, welche die An jener Erfindung in concreten Fällen bedingen, weil sie h dem Leben näher gerückt, und eine allgemeinere Einfüh Benutzung erst dadurch möglich gemacht wird. Unser dazu um so mehr berufen, als er sich mit diesem Geg nicht bloſs theoretisch, sondern auch praktisch beschäf und auf diesem Gebiete als Erfinder aufgetreten ist.

Das Buch ist, ohne den Anhang, in drei Abschnitte Der erste beschäftigt sich mit der Bauart der Fahrzeuge,

Dampfkraft bewegt werden sollen. Es wird als Bedingung
stellt, dafs es die der schnellsten Bewegung günstigste Form
Ueber diese ist indessen zu wenig gesagt, namentlich hät-
Versuche von Beaufoy, der gar nicht erwähnt ist, wohl
eciellere Berücksichtigung verdient. Der Vf. giebt das
esultat nur ganz allgemein an, nämlich die Form desjeni-
iffes, welches zu seiner Fortbewegung die geringste Kraft
. Wie diese Kraft für jeden gegebenen Fall zu berech-
, hat er übergangen; uns scheint das nicht gut gethan.
ge ist die Berechnung des Widerstandes, den das Schiff
rwinden hat, für den gröfsten Theil der Leser zu schwie-
ch ist uns nicht unbekannt, wie weit das Resultat solcher
ngen oft von der Wahrheit abweicht, da die Bedingungen,
ahe ein schnelles Segeln des Schiffes, d. h. der vermin-
Widerstand des Wassers, geknüpft ist, noch lange nicht
am gekannt sind. Beim Schiffsbau finden sich Erfahrungen
welche beweisen, dafs das Schnellsegeln gar oft an Be-
gen geknüpft ist, welche damit in gar keinem Zusammen-
u stehen scheinen, und welche wohl werth sind, dafs
ie Physiker eine gröfsere Aufmerksamkeit als bisher schen-
chten. Schwächen solche Erfahrungen auch das Zutrauen
u Berechnungen, so gewähren diese dennoch in den mei-
llen einen genäherten Werth, der immer besser ist, als
ose Schätzung, nach welcher jetzt allein die Stärke der
rlichen Dampfmaschine bestimmt werden mufs, und eben
hätten die Grundsätze einer solchen Berechnung nicht
ergangen werden sollen.

s der Vf. sonst über die Bauart, namentlich der Flufs-
oote sagt, scheint sehr zweckmäfsig zu sein, und nimmt
rs Rücksicht auf die Wassertiefe der Elbe, Oder und der
hörigen Nebenflüsse in ihrer gegenwärtigen Beschaffen-
Er hält es nicht für unmöglich, selbst für die Oder ein
ampfboot zu construiren, und giebt dessen Einrichtung
nensionen an. Auf die Kanäle des Preufsischen Staates
die Dampfschiffahrt nicht für anwendbar. Als die zweck-
te Takelage für Dampfschiffe empfiehlt er die Schooner-
e mit einigen Modifikationen.

zweiten Abschnitte wird von den Dampfmaschinen und
r die Schiffahrt zweckmäfsigsten Construction gehandelt.
dieselben beschreibt, entwickelt er in sehr einfacher und
erther Weise die wesentlichsten Eigenschaften des Dam-
d geht dann zu den Maschinen selber über, deren Haupt-
war nur kurz aber deutlich für den angegeben werden,
t völlig unbekannt mit ihnen ist. Der Vf. redet beson-
Hochdruckmaschinen das Wort, und will sie vorzuge-
ei Dampfschiffen angewendet wissen, indem er die Furcht
hr bei ihrem Gebrauche Vorurtheilen zuschreibt, zu wel-
nde er speciell untersucht: worin diese Gefahr bestehe,
führlich zeigt, dafs sie nur unter seltenen und leicht zu
enden Umständen eintreten könne. So beherzigenswerth
s ist, was der Vf. darüber sagt, so wird er hierin doch
ch auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, dafern
hrenkessel angewendet werden, welche auch der Vf. mit
len anderen vorzieht, ja selber ein von ihm erfundenes
Röhrensystem ankündigt, welches bei nicht mehr als 6 Fufs Breite und Höhe und 9 Fufs Länge für den Bedarf zweier Hochdruckmaschinen, deren jede mit 25 Pferdekräften arbeiten kann, hinreichenden Dampf erzeugen soll, der im Erzeuger mit nicht ganz 5 Atmosphären drückt, auf den Kolben aber durch eine eigene Einrichtung mit einer Kraft von 8 Atmosphären wirken wird, und ganz gefahrlos sein soll. Da der Vf. nur die Eigenschaften eines solchen Kessels, nicht aber seine Einrichtung angiebt, so läfst sich für jetzt darüber nicht urtheilen. Er zeigt, wie viel einfacher, Raum und Last ersparend, die Maschinerie bei hohem Drucke sei, — ein Umstand von Wichtigkeit bei Flufsschiffen, — und wie vortheilhaft sich die Expansion des Dampfes dabei benutzen lasse. Namentlich ist die von ihm erfundene Maschine eine Expansionsmaschine, welche nach seiner Angabe nicht allein mit ¼ weniger Brennstoff eben so viel Dampf als jede andere Maschine liefert, sondern auch einen nutzbaren Effekt hervorbringt, der um ¼ gröfser sein soll, als derjenige, welchen die besten nach Evans Systeme gebauten Maschinen gewähren. Zwei Maschinen dieser Art sollen auf einem Elbdampfschiffe angewandt werden, und sind, nach der Vorrede, schon gebaut.

Der Vf. erklärt sich ferner für Maschinen mit liegenden Cylindern, und beseitigt die gegen eine solche Einrichtung gemachten Einwürfe etwas ungenügend. Nur für Seedampfboote hält er stehende Cylinder für zweckmäfsiger. Auch erklärt er sich bei Flufsdampfschiffen gegen die Anwendung eines Condensors. Er will ferner für jedes Dampfboot zwei an der nämlichen Kurbelwelle arbeitende Maschinen, deren Kurbeln im rechten Winkel zu einander stehen, so dafs, wenn der erste Kolben seinen höchsten, den sogenannten todten Punkt erreicht hat, der zweite schon wieder im Niedersteigen begriffen ist, und dem ersten darüber hinweg hilft. Obgleich zwei Maschinen immer schwerer sind, als eine von derselben Kraft, so glaubt der Vf. doch, bei einer solchen Einrichtung die Schwungräder wegfallen lassen zu können. Ob dies bei Expansionsmaschinen möglich ist, werden erst Versuche entscheiden müssen; allein wenn sich dieser Vorschlag bewährt, gebührt dieser Einrichtung unstreitig der Vorzug vor den bisherigen. — Es folgen nun Angaben über die Dimensionen, den Dampfverbrauch und die Kräfte mehrerer nach dem Principe des Vfs. gebaueter Dampfmaschinen für projectirte Dampfboote, von welchen letzteren die Gröfsenverhältnisse schon früher angegeben wurden, und einige isolirt stehende praktische Vorschriften für Einzelheiten.

Der dritte Abschnitt handelt von den Triebvorrichtungen, und beschreibt zuerst die gewöhnlichen Schaufelräder. Es wird hier gesagt: nur so viel Schaufeln würden angebracht, dafs nie mehr als eine sich im Wasser befinde. Dies ist indessen undeutlich ausgedruckt. Die Räder sind theils so gebaut, dafs wenn die eine Schaufel senkrecht in das Wasser hängt, die beiden benachbarten eben die Wasserfläche berühren, so dafs bei dem Drehen sich *zwei* Schaufeln durch das Wasser bewegen, theils so, dafs zwei Schaufeln unter das Wasser tauchen, und die beiden benachbarten die Oberfläche berühren, wo dann bei der Drehung *drei* Schaufeln im Wasser arbeiten. Jene erstgedachte Vorschrift würde offenbar eine zu kleine Zahl von Schaufeln ergeben. Es heifst

ferner im Buche: „die Dimensionen der Räder sind natürlicher Weise nach der Gröfse des zu bewegenden Schiffes und nach der Kraft der Dampfmaschinen verschieden. Sie halten in der Regel zwischen 10 und 20 Fufs im Durchmesser. Die Länge der Schaufeln so wie ihre Einsenkung werden aber gewöhnlich nicht sowohl nach Grundsätzen, als nach Gutdünken bestimmt." Darin hat der Vf. ohne Zweifel recht; aber es ist nicht gut, dafs es so ist. Eine selbst oberflächliche Betrachtung zeigt, dafs Gröfse und Form des Fahrzeuges nebst der Last die Eintauchung bedingen, und dafs diese in Verbindung mit dem vorigen den Widerstand des Wassers nach den verschiedenen Seiten berechnen lassen. Hieraus wird der Durchmesser der Räder, die Zahl und Gröfse der Schaufeln und die Tiefe der Eintauchung zu bestimmen sein, für welche Gröfsen bei dem bekannten Widerstande in jedem gegebenen Falle ein Maximum der Wirkung, wenn auch nur angenähert, gefunden werden kann, aus welchem sich alsdann die Kraft der erforderlichen Dampfmaschine, und hieraus die Geschwindigkeit des Fahrzeuges mit und gegen den Strom bei bekannter Geschwindigkeit der Strömung ergeben mufs. Da es unserem Vf. nach der Vorrede darum zu thun ist, faſslich und doch genau über einen Gegenstand zu unterrichten, bei dem es fast noch überall an positiven Grundsätzen fehlt, so wäre es sehr dankenswerth gewesen, wenn er den Zusammenhang der vorgedachten Hauptmomente in soweit nachgewiesen hätte, dafs dabei das bloſse Gutdünken zu einem Wissen erhoben worden wäre, denn gerade hier sind positive Grundsätze besonders wünschenswerth. Was über die Bestimmung der Schaufelfläche der Räder gesagt ist, ist ganz unzureichend, und mufs es sein, da die zu bewegende Last und der zu überwindende Widerstand dabei gar nicht berücksichtigt sind, und ganz aus der Betrachtung herausfallen. Manches, was auf die Bestimmung störend einwirkt, wie namentlich Strömung und Luftdruck, läfst sich ebenfalls berechnen, und wenn auch die Fehler nicht innerhalb einer engen Grenze eingeschlossen sind, so tritt man doch der Wahrheit dadurch näher als durch ungefähre Schätzung. Wir müssen daher bedauern, dafs es sich unser Vf. versagt hat, darauf einzugehen, was ungeachtet seiner Ansicht, dafs Schaufelräder ein sehr mangelhafter Bewegungsapparat seien, nützlich gewesen wäre, da ein sehr grofser Theil der Dampfboote auch künftig noch damit versehen sein wird. Er führt das, was sich gegen Schaufelräder überhaupt sagen läfst, kurz an, beschreibt dann die Versuche Anderer, durch Wasserschrauben und ähnliche Vorrichtungen Dampfschiffe zu bewegen, und kommt so zu seinen eigenen Versuchen mit der von ihm construirten Wasserschraube, deren Erfolge er sehr rühmt. Der Apparat ist jedoch, — unstreitig aus nicht zu mifsbilligenden Gründen, — so unvollkommen beschrieben und abgebildet, dafs eine Beurtheilung seiner Wirkungen hiernach nicht möglich wird. Die Wasserschraube besteht aus einer eisernen Achse, an welcher zwei, drei, vier oder mehrere schraubenförmig gewundene verhältnifsmäfsig breite Ruderblätter aus Eisenble starken eisernen Stäben befestigt sind. Er hat mit derselbe fache und gelungene Versuche angestellt, und setzt die Vo seiner Erfindung gut auseinander. Schon ist ein 50 Fufs und 10 Fufs breites Dampfboot gebaut, welches bei ein schine von nur 2 Pferdekräften mit Hülfe dieser Wasserse in jeder Minute 540 Fufs zurücklegt, welche Geschwin aber bei hinlänglicher Dampfkraft bis zum Aufserordentlic steigert werden kann. Ist letzteres wirklich der Fall, so Erfindung des Vfs. von grofser Wichtigkeit, und für die schiffahrt von unschätzbarem Werthe; er verdient dann die Ermunterung, in seinen Bemühungen fortzufahren, um se als die bisherigen anderweitigen Versuche mit Wassersch wie er selber anführt, sehr ungünstige Resultate ergaben, Apparat aber nicht blofs die Stelle der Schaufelräder ersetz die grofsen Nachtheile, welche sie der Benutzung der D schiffe auf Flüssen in den Weg stellen, beseitigt, sonde nach unserm Vf., sogar an Wirksamkeit bedeutend übertrifft letzteres möglich ist, vermag man bei der ungenügenden Be bung des Apparates nicht einzusehen, um so weniger, als Hintertheile angebrachte Schraube im Kielwasser des Schi beitet. Es ist aber sehr zu wünschen, dafs die Gründe b hoben sein mögen, welche den Vf. bewogen haben, bei Beschreibung nicht in das Detail zu gehen, und er dann Erfindung ausführlicher mittheile. Jedenfalls verdient si vorurtheilsfreie Prüfung, und diese wird ihr um so eher können, als er bereits dafür gesorgt hat, die Erfindung pr wirksam werden zu lassen, indem schon zwei Dampfschiff seiner Construction gebaut sind, welche ihre Fahrten be haben. Wir wünschen seinen in jedem Falle dankensw Bemühungen einen glücklichen Erfolg.

Der Anhang handelt von den Bedingungen, unter w Dampfwagen auf gewöhnlichen Chausseen gebraucht werd nen, und enthält im Wesentlichen nichts Neues, ist aber z um auf die dabei zu hebenden, nicht geringen Schwierig erschöpfend einzugehen. Manche derselben sind kaum an tet. Indessen hält der Vf. die Sache für ausführbar, un auch darüber neue Versuche anstellen, über welche er z Bericht erstatten wird. Wir sehen demselben mit Ver entgegen.

Das vorstehend Gesagte ergiebt, dafs das Buch kei ständige Abhandlung über die Dampffahrt im Allgemeine dern nur Betrachtungen, Bemerkungen und Andeutungen, Gegenstand betreffend, enthält. Indessen sind diese übera kundig und theilweise neu und eigenthümlich, so dafs w selbe allen, die sich für diesen Gegenstand interessiren, als beachtenswerth empfehlen können.

Klöd

№ 90.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

en und Skizzen zu einer Naturlehre des ates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Abilung.

(Schlufs.)

chon die Abtheilung der Ehen in die natürliche, e und unsittliche ist falsch, weil es keine unsitt- Ehe giebt. Gäbe es eine, so würde sicherlich die che so zu nennen sein, die ein Dienstverhältnifs Kauf der Frau begründet, die Ehe der Nairs, er Hr. Leo so oft spricht, kurz die patriarchali- he, die sich in den Staaten des Orients vorfin- Denn in welcher Form die Ehe sich auch gestal- ag, wie natürlich, oder überspannt subjectiv sie uch darstellt; sie ist immer Sitte, und das Un- ie wäre nur das mehr oder minder Sittliche, das beschrieben und bezeichnet, und nicht mit dem Worte unsittlich angegeben werden kann. Auf n Fall aber ist die sogenannte sentimentale Ehe, us „schwächlicher Humanität entsprungen ist", unter welchem Wappenschilde sich im vorigen undert „alle Klatschbrüder und Schwammherzen der gelehrten Welt Deutschlands und Frankreichs iner edlen Rittergemeinde vereinigten", eine un- he. Sie ist höchstens der Ausdruck der under- ich verflüchtigenden, und zu moralischer Subjec- sich herabbringenden Sittlichkeit; sie verdient t und mit den Bestrebungen des achtzehnten Jahr- rts in Verbindung gesetzt, nicht aber mit solcher , wie Hr. Leo thut, verfolgt zu werden. Was ihm die armen Mädchen gethan, über die er eklagt, dafs sie nicht so „viel Mühe" hätten, als *ntlicherweise ein Quartaner*" und doch zu „ge- haftlichen Prätensionen berechtigt sein wollen", durch den Besuch von Quarta diese Ansprüche lich nicht allein erworben werden? Nicht min- alsch ist es, wenn die Ehe mit einer Mitgift ab-

seiten der Frau, wie sie sich in Griechenland, Rom, oder in den italiänischen Staaten des Mittelalters findet, zu den natürlichen Ehen gerechnet wird. Denn jede Ehe, worin die Frau als freie Bürgerin zum Manne kommt, und in einem selbstständigen eingebrachten Vermögen diese Freiheit bestätigt, ist eine wahrhaft sittliche Ehe, wenn auch diese Sittlichkeit allerdings noch äufserlich ist, und nicht in der ineinandergreifenden Liebe ihren reineren, innerlichen Kern und Mittelpunkt hat. Was die Sittlichkeit des Alterthums im Staate ist, das findet sich auch in der Ehe desselben. Es sind äufserlich objective Gestalten, in die der Hauch des subjectiven Geistes noch nicht gedrungen ist, aber von der Natürlichkeit sind sie nicht minder befreit, was schon die feststehende und unwandelbar geltende Monogamie beweist. Wenn wir, statt der Trichotomie des Hrn. Leo, die nur eine wirre Anschauungsabtheilung ist, eine andere substituiren dürfen, so würde die Ehe in folgende Unterschiede zerfallen: in die *natürlich sittliche* Ehe, das heifst, in die Form, worin die Frau einen Theil des Vermögens und Reichthums ausmacht, im Dienste, den sie leistet, besessen wird, und sich zum Manne als zu ihrem Herrn im Zustande der Sclavinn befindet; dann in die *äufserlich aber frei sittliche*, wo die Frau als freie Bürgerin zum Manne kommt, und die Scheidung sowohl von ihr als vom Manne ausgeht, in welcher ein von der Frau eingebrachtes Vermögen, der Ausdruck und die Realität dieser Sittlichkeit ist, der Mann und die Frau aber noch nicht ein und dasselbe Ganze ausmachen: endlich in die *innerlich sittliche:* in welcher der Mann und die Frau nur *Hälften* des grofsen Ganzen der Ehe sind, in welcher das Vermögen der Frau als äufserlich nothwendig verschwindet, wo nicht mehr die Frau den Mann, sondern wie Tacitus sagt, der Mann die Frau dotirt, und somit in der Liebe als *Witthum*, das wiederhergestellt ist, was in der natürlichen Ehe nur als *Morgengabe* erscheint. Diese

letzte Form der Ehe kann man, wenn man will, die christlich germanische nennen. Aber auch von dieser Form ist nicht wahr, was Herr Leo an mehreren Orten behauptet, dafs sie „von der katholischen Kirche zu allen Zeiten, allein anerkannt worden" sei (S. 53) und dafs diese allein den Satz siegreich durch Jahrtausende getragen „dafs die Treue allein die Liebe mache, und „diese ohne jene nichts sei" (S. 79). Die katholische Kirche hat vielmehr an dieser Ehe nur die äufserliche Fessel, das Band als Sacrament festgehalten, sich darum gar nicht gekümmert, was der Inhalt der Ehe, ob Treue, ob Liebe, ob Gleichgültigkeit sei, somit auf die etwaige Unangemessenheit des Bandes und dessen, was es enthalten soll, gar nicht gesehen und in der Unauflöslichkeit die Nichtbeachtung dessen, was in menschlichen Zuständen Wechselndes begegnen kann, decretirt. Dafs diese Lehre aber nicht die wahre und einzige Ehe enthalten könne, wird am Besten daran gesehen werden, dafs in katholischen Ländern gerade nicht die Ehe das heiligste, innerlichste und treueste Verhältnifs ist. Eben so wenig wird gebilligt werden können, was Hr. Leo (S. 98, 99) bei Gelegenheit des Dienstverhältnisses in der Familie über die Sclaverei sagt. „Eine Democratie mit gebildeter Erfüllung soll „nicht ohne Sclaverei zu denken sein", und „wenn es „auch Sclavenverhältnisse geben könne, welche als un„christlich und unmenschlich bezeichnet werden müssen" so liefse sich doch „gegen die Sclaverei im milderen „Verhältnifs" weder vom christlichen „noch vom mensch„lichen Standpunkt bei der notorischen Verschiedenheit „der Naturanlage und bei der notorischen Unfähigkeit „der Neger, selbstständig zu welthistorisch wichtiger Bil„dung zu kommen, etwas sagen." Wir wollen uns hier auf Widerlegung dieser Ansichten nicht einlassen. Sie finden ihren Widerspruch in dem Gesammtgefühl der europäischen Menschheit, in dem reineren Verständnifs des Christenthums, und wenn man es Aristoteles verzeihen kann, die Verschiedenheit der Menschen „*respectirt*" zu haben, so dürfen wir sagen, dafs ein solcher „*Respect*", der das schändlichste Verhältnifs vertheidigen oder beschönigen läfst, einem Historiker von der Gröfse des Hrn. Leo, schlecht steht, namentlich da er hierin mehr Hugo wie Aristoteles gefolgt zu sein scheint.

Wir haben schon oben auseinandergesetzt, in wie weit die Elemente, die der Verf. hauptsächlich betrachtet, zu wahren Begriffsgrundlagen des Staates können, aber nebenbei mufs doch gesagt werden, besonders in der Darstellung des Grundeigenthum Geldes und des Sieges, in den verschiedenen Abgen und Bewegungen, die diese Elemente gesich ein solcher Reichthum nationalöconomische historischer Kenntnisse, und eine solche geistvoll rakterisirung bewundern läfst, dafs man nur bemufs, dafs grade die wichtigste Einsicht, wie diemente in unserer Zeit sämmtlich zu inwendigementen des einen Staates geworden sind, nicht widerlegt, sondern *brevi manu* mit einigen derben reden abgewiesen wird. So ist Hr. Leo z. B. sichtlich des Grundeigenthums auf den Standpun gelangt, die ländliche Bevölkerung in der Mark senschaft für die gesundeste zu halten (S. 119) u Mobilisirung des Grund und Bodens, als das ideell flüchtigen desselben von der Hand zu weisen, im Gewerbe, die geschlossenen Abtheilungen, den meren Interessen gegenüber, als die einzig wirl moralischen Erinnerungen festzuhalten, und endli gar über die allgemeine Militairpflichtigkeit loszu weil sie eine Folge ideokratisch revolutionairer Zu sei, und weil Staaten, die solche Richtungen vo abwehren wollen, sich nicht mit diesen Princip befreunden haben. Das eigentlich Unangenehme soll sein, „dafs die *geborenen* Soldaten, welche „Regel inmitten des bürgerlichen Lebens als *Wil* „erscheinen, keinen Platz des Behagens mehr im „finden", dafs, „der Bauer nicht mehr in dem ihm „wendigen *Schimmel* bleibt" und zu einem „rai „renden und bürgerlich speculirenden Kerl" wird (S Dafs nun endlich der Staat der Ansicht, die Id tie, wie sie der Verf. nennt, weder der Neigung, der Geistesrichtung desselben entsprechen kann (S. 177), ist aus dem vorher Mitgetheilten schon klar hervorgehend.

Wir trennen uns von dem vorliegenden Buch zwar müssen wir sagen, sowohl aus alter Freun für den Verf., deren Erinnerung uns heilig ist auch aus wahrer Hochachtung für sein grofses T mit inniger Wehmuth. Ein Historiker, der si seine Zeit abschliefst, der für die grofsen und gährenden Gestalten der Gegenwart, keine Empfä keit haben will, mufs nothwendig dazu gelangen, von der Zeit am Ende, trotz vielfacher Produc

ehen, und nur von einer Minorität rückstrebender
chen anerkannt zu werden. Das Mittelalter bricht
tracht jetzt seit funfzig Jahren; wenige seiner In-
onen halten noch, und werden als nicht ausgereu-
lifsbräuche bezeichnet: überall tritt statt der Breite
legenstandes die Schärfe der *Ansicht* hervor, und
t sich neue und ihr angemessenere Formen. Will
eo uns durch poetische Schilderungen und derbe
lieder zu dem Leben, dem wir entstiegen sind,
kführen? oder will er es nicht, nun so werden
Ausbrüche der Unzufriedenheit selbst das Schick-
es Beklagten haben. Seine Absicht ist, wie er
) sagt: Staaten, wie das deutsche Reich, vor sei-
uflösung, England und Schweden, wie sie jetzt
gegen diejenigen Staaten zu erheben, welche ei-
einfachen Principe gehorchen. Aber das deutsche
war lange todt, ehe es gestorben war. England
ndet sich langsam seinem mittelaltrigen Wuste,
vird Hrn. Leo seit fünf Jahren durch die Aufhe-
der Testacte, durch die Emancipation der Katho-
durch die Reform, durch die Veränderung des
gesetzes, durch die irische Kirchenbill, durch die
isische Allianz bewiesen haben, nach welcher
ung es kräftig hinausstrebt. Endlich hat Schwe-
ein protestantisches Spanien, seinem erhaltenen
elischen Mittelalter das zu verdanken, dafs es,
Macht dritten Ranges, der That und dem Rechte
von allen europäischen Fragen seit mehr als ei-
Jahrhundert ausgeschlossen ist. Ist es etwa diese
ift, die uns Hr. Leo bereiten möchte?

Eduard Gans.

CXXI.

*sche Geschichte des Urchristenthums. Er-
r Band in 2 Abtheil. Philo und die alexan-
nische Theosophie oder vom Einflusse der
lisch-ägyptischen Schule auf die Lehre des
uen Testaments durch August Gfrörer.
Theil XLIV*, 534. *II. Theil* 406 *S. Stutt-
rt, Schweizerbart* 1831.

rliegende Schrift erhebt sich über alle andern, die im
1 Jahrhundert mit derselben Absicht, die Entstehung der
chen Lehre geschichtlich zu erklären, geschrieben sind,
die scharfe und bestimmte Aufstellung der streitigen Frage,
e der vorgerückten Entwicklung der Theologie selbst ver-
dankt, und durch eine scharfsinnige und eingehende historische Forschung, die jener Zeit, in der die subjective Ansicht sich zu voreilig und unbedachtsam dem historischen Resultat vordrängte, unmöglich war. — In den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Kirche betrachtet der Hr. Vf. die Richtung auf das Jenseits, auf das Reich der Hoffnung als den Mittelpunkt, aus dem eben so die Schriften des N. T. hervorgegangen seien, wie er den ersten Christen die Kraft gab, in der Verzichtleistung auf die Genüsse der verderbten Welt unerschrocken auszuharren und freudig in den Tod zu gehen. In der Arbeit der Kirche, seit der Veränderung ihres weltlichen Standpunkts unter Constantin, das Reich Gottes in die Wirklichkeit einzuführen, sieht er die Befreundung mit der Gegenwart, während die Hoffnung, mit der die jugendliche Kirche dem Jenseits sich zuwandte, zur Furcht und zum Schrecken geworden sei. Die Reformation habe dieselbe Scheu vor dem Jenseits beibehalten, aber indem sie das Princip, aus dem die päpstliche Kirche ihre Macht, jene Schrecken zu besänftigen, ableitete, die Tradition, verwarf und mit der Bibel sich in die ersten Anfänge der Kirche zurückflüchtete, habe sie die Objectivität und Continuität der Offenbarung verworfen und mit unauflösbarem Widerspruch nehme sie eben jene Bibel aus den Händen derselben Tradition, die sie so eben verworfen habe. Der Begriff der Offenbarung ist also der Stein des Anstofses, an dem nach Hrn. Gfr. alle Bemühungen der Kirche, sich in der Wirklichkeit zu consolidiren, zerfallen sind und ihn umgehend begiebt er sich auf den „heiligen" Boden der Geschichte, um „das ganze Gewebe der Zeit, in welcher vor 18 Jahrhunderten unsre Religion entstanden ist, urkundlich darzustellen."

Von dieser Darstellung nun bildet vorliegende Schrift den ersten Theil. Durch das Mittelglied besonders der Uebersetzung der LXX, der Sprüche Sirachs, der Fragmente des Aristobulus, der Weisheit Salomonis, kommt der Vf. zu dem Manne, der die Lehren, deren Hauptumrisse schon in jenen Werken sich zeigen, und sich lange vor Christus in einer langen Kette der Ueberlieferung verfolgen lassen, zusammenfafste, zum Philo, dem Haupt der alexandrinischen Theosophie. Der *status rerum*, in den nun Hr. Gfr. Philo eintreten läfst, war folgender. In den Erzählungen des A. Test., in denen von einem Schauen Gottes die Rede ist, und Gott in leibhaftiger Gestalt in dem mit ihm identischen Engel Jehova's oder in der Wolkensäule als den Führer seines Volkes sich offenbarte, sah man die Reinheit Gottes gefährdet, denn man glaubte ihn darin mit der Materie, die man als das absolut Ungöttliche, Gott Entfremdete und als das Princip des Bösen betrachtete, in zu naher Berührung. In der engen und zu einzelnen Momenten eintretenden Beziehung auf das Endliche, auf ein einzelnes Volk und auf einzelne Personen sei das absolute Wesen nicht in sich abgeschlossen und bei der Beziehung auf das ihm Andre sei ein An-und-für-sich-Sein nicht anerkannt. Um dies zu retten, versetzte man Gott als absolut unsichtbar in das Jenseits, so dafs mit der Unsichtbarkeit Gottes und seiner Entfernung aus der unmittelbaren Berührung mit der Welt seine Unbegreiflichkeit folgte. Um diese Kluft zwischen Gott und der Endlichkeit auszufüllen, übertrug man alle Akte

der Offenbarung und alle Vermittlung zwischen Gott und der Welt einem Mittelwesen, dem man die Weltschöpfung zuschrieb, die Führung des jüdischen Volks und alle Begeistigung des Menschen. Man hatte also die Tendenz, das absolute Sein des göttlichen Wesens, seine absolute Autarkie und die Seligkeit seines An-und-für-sich-Seins anzuerkennen, und auf der andern Seite den Gegensatz, der durch dies beginnende Streben, Gott in der Reinheit und Klarheit seines bedürfnifslosen Seins zu wissen, gegen die Endlichkeit entstand, dadurch zu heben, dafs man alles Gute und Wahre auf die Energie des logischen Mittelwesens zurückführte.

Wenn nun Hr. Gfr. nachdem er diese Hauptlehre des Philo klar, lichtvoll und mit ausgezeichneter Anschaulichkeit dargestellt hat, sagt, dafs sich im Ev. Johannis eine der Philonischen völlig entsprechende Lehre finde und es gerade der Hauptzweck seiner Arbeit war, zu zeigen, wie das Johanneische Evangelium und alle ähnlichen Theile der Bibel, aus derselben Quelle der damaligen Zeitansicht geschöpft haben und durchaus nichts anderes gelehrt haben, so wollen wir ihn zunächst nicht fragen, ob er mit den Produktionen des Philo das, was Johannes schrieb, auch zum „baaren Unsinn" geworden sein läfst und mit der Verwerfung des Lobes das die „Sclavenhorde" der Juden den Schriften des Philo zollte auch demgemäfs die Liebe verwirft, mit der sich die gröfsten wissenschaftlichsten Kirchenväter gerade dem Ev. Johannis zugewandt haben, und die Pietät, mit der sich die tiefsten christlichen Gemüther in den Sinn des Joh. Evangeliums hineinzudenken suchten. Auch die Frage wird Hrn. Gfr. wenig anfechten, ob er denn dem N. T. dasselbe Schwanken und dieselbe Unsicherheit beimesse, mit der Philo den λόγος bald als selbstlose Kraft, die Creatur bald als aus Nichts geschaffen, bald als aus einem vorhandenen Stoff gebildet darstellt. Auch die Frage wird Hr. Gfr. zurückweisen, ob er nicht in der Lehre des Philo und seiner Zeit die Ahndung der Fülle des Evangeli erkenne; denn Philo und Johannes sind ihm in ihrer Lehre vom λόγος völlig übereinstimmend und Eins. Die Untersuchung aber, deren Resultat jene Uebereinstimmung sein soll, glaubt er „mit einem ehernen Wall von Beweisen umgürtet und im Bewufstsein seiner wohlgeordneten historischen Entwicklung sieht er auf die herab, die ihren Hypothesen zu Gefallen bei einer Schrift, deren Uebertragung aus einer andern Sprache sie genau erweisen möchten, von einer Urschrift sprechen, als hätten sie sie in ihrem Pulte liegen.

Philo aber und Johannes sind nicht dieselben. Johannes weifs den Logos auf absolute Weise bei Gott, Philo nur in Beziehung zur Schöpfung der Welt. Dafür spricht das ganze Werk *de mundi opificio* und der Ausspruch: *Pag.* 5. *edit. Marg. εἰ δέ τις ἐθελήσειε γυμνοτέροις χρήσασθαι τοῖς ὀνόμασιν, οὐδὲν ἂν ἕτερον εἴποι τὸν νοητὸν εἶναι κόσμον, ἢ θεοῦ λόγον ἤδη κοσμοποιοῦντος*" bildet so das Thema und Motto desselben, dafs der λόγος erst ist, als Gott die Welt zu schaffen gedachte. G darf des λόγος nur, wenn er die Welt schaffen will, und wird deshalb am Ende zu einem äufserlichen Mittel Hand Gottes, ein ὄργανον, τὸ δι' οὗ. Der Evangelist weifs von einer ganz andern Einheit des Logos und Go sagt von ihm, er „war", er war im Anfang, er war be er war Gott, um sein absolutes Sein bei Gott recht he heben. Und als er Fleisch geworden war, und Gott, schauen Niemand vermochte, die Menschen erkennen sagt er von ihm, dashalb konnte er die Erkenntnifs Got Menschen mittheilen, nicht weil er einmal und überhau her bei Gott gewesen war und von Gott von ihm w profanen Endlichkeit geschickt war, während Gott se Jenseits blieb, sondern weiter auch in seiner irdischen wart ὁ ὢν εἰς τὸν κόλπον τοῦ πατρὸς war. Er ist mi Diesseits der Endlichkeit ὁ ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ.

Wenn auch Philo noch so eifrig im Logos die Ver der jüdischen Vorstellung Gottes als der absoluten Ma des griechischen Philosophems der Neidlosigkeit, mit Gott ohne Rückhalt dem Menschen mittheilt, suchte Preis dieser Herrlichkeit des Logos mit jeder seiner S verschlungen ist, so geht er dennoch über den jüdische punkt nicht hinaus. Das Subject des Logos weifs er mit der absoluten Substanz Gottes als mit dem einzeln der Creatur zu vermitteln, dafs er in jüdischer Sch Furcht, das absolute Jenseits Gottes in dessen eigner S stimmung durch den Logos verunreinigt zu haben, alles und Hohe, was er vom Logos ausgesprochen hat, in di färbte und bestimmungslose Tiefe des ὄν versenkt und tet. Philo hat zwar Alles, was die Vorzeit über das W sen des λόγος gedacht hatte, zusammengefafst und mit dernswürdiger Kunst im Bau seiner allegorisirenden We gefügt, aber er war nur das Gefäfs, das das Resultat vollendeten Gedankens sammeln und in den Bythos stanziellen ὄν begraben sollte. Der Wahrheit, die in ih nen Fülle auftrat, sollte eine reine Stätte bereitet werd daher ein Ausspruch Philo's, dessen beständige Wiederh Gfr. selbst bemerkt, wie *de somniis lib. II. p.* 655. *edit.* λέγεσθαι γὰρ οὐ πέφυκεν, ἀλλὰ μόνον εἶναι τὸ ὄν so ga dafs hieraus nicht eine völlige Umkehr der Darstellu Philonischen Lehre erfolgen müfste? Hätte Hr. Gfr. richt des Philo über sich selbst in seiner tief eingr Wichtigkeit durchdacht und es im Gange seiner Darste seiner Wichtigkeit hervortreten lassen, so würde er objective Gericht über Philo, über sich selbst und ü hartnäckige Trennung und voreilige Vereinigung Gottes Creatur ausgesprochen haben, das in den Worten des wordenen λόγος widerlegt ist: ἵνα πάντες ἓν ὦσι· καθὼς σὺ πάτερ ἐν ἐμοὶ, κἀγὼ ἐν σοὶ, ἵνα καὶ αὐτοὶ ἐν ἡμῖν ἓν ὦσιν.

№ 91.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXXII.

***Hirsch's Sammlung geometrischer Auf-
en. Dritter Theil.*** Auch unter dem Titel:
***mlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus
analytischen Geometrie, von Ludwig Im-
nuel Magnus. Mit vier Kupfertafeln.
lin, 1833. bei Duncker und Humblot XII
360 S. 8.***

ie Schwierigkeiten, welche überhaupt mit der Ab-
g eines Lehrbuches der Mathematik verbunden
treten um so entschiedener dann hervor, wenn
lcher Theil derselben zum Gegenstande gewählt
welcher, um mit einem Worte Alles auszudrücken,
hte Art der Behandlung noch sucht. Die ge-
liche Entwickelung einer wissenschaftlichen Dis-
knüpft sich an Perioden an. Eine gewichtige
kung eröffnet neue Gesichtspuncte für die Auf-
g und Behandlung der Gegenstände derselben;
rkennt die Vorzüge des Neuen an, ist dann aber
nlich nur zu geneigt das Neue als abgeschlossen
ollendet anzusehen, bis neue Entdeckungen, wie-
, in der Regel sehr langsam, das gefafste Vorur-
erbannen. Descartes that einen grofsen Schritt,
er krumme Linien durch Gleichungen ausdrückte
adurch geometrische Sätze algebraisch berechnen

Er schuf eine neue Geometrie. Diese neue
trie nahm eine ganz andere Gestaltung durch
an, welcher, nachdem durch Euler und Lagrange
manches vorbereitet worden war, dadurch, dafs
Gleichung der geraden Linie einführte, Rech-
und Construction streng von einander schied. Wie
escartes, so kann man auch von Monge sagen:
uf eine neue Geometrie. So wie die Figur auf
apiere eine Darstellung der Curve giebt, so thut
auch eine Gleichung. Er sieht einen vollstän-
digen Parallelismus zwischen Construction und Rech-
nung, allen geometrischen Beziehungen entsprechen al-
gebraische. Eine algebraische Rechnung bildet sich ab
in der Construction, eine geometrische Construction
wird ausgedruckt durch die Sprache der Algebra. In
Monge's Vaterland fand die neue Behandlungsart der
Geometrie sogleich Eingang, sie machte einen integri-
renden Theil des neuen Unterricht-Systems aus. Bei
uns in Deutschland haben vierzig Jahre kaum hinge-
reicht, um die neuen Methoden allgemein zu verbreiten.
Man mufste erst vergessen, was man aus den Lehrbü-
chern von Kästner und Karsten gelernt. Und kaum
fängt die Monge'sche Geometrie an, allgemein Wurzel
zu schlagen, so wächst aus ihr auch schon eine Ge-
staltung der Geometrie wieder hervor, mehr vielleicht
von ihr verschieden als sie von der Cartesischen. Die
Resultate, die bisher nach allen Seiten hin divergirend
aus einander gingen und durch ihre Mannigfaltigkeit
unübersehbar zu werden drohten, fangen an sich unter
allgemeinen Gesichtspuncten zusammenzustellen und ein
gewissermafsen organisches Ganze oder, mit Hrn. Ger-
gonne zu sprechen, ein wahrhaft philosophisches System
zu bilden. Mit der Allgemeinheit des Gesichtspunctes
nimmt die Leichtigkeit der Behandlung zu, und ohne
dafs die Uebersicht des Ganzen dadurch erschwert wird,
kommen unzählige neue Resultate zum Vorschein. Im
Grunde ist es ein und dasselbe Ziel, nach welchem alle
neuern Bestrebungen, selbst diejenigen der reinen Geo-
metrie gerichtet sind. Nur bildet sich jeder, der Ei-
genthümliches zu Tage fördert, einen Algorithmus, der
seiner Auffassungsart des Gegenstandes angepafst ist;
jeder denkt, spricht und schreibt in seiner eigenen Spra-
che. Auch, wenn wir uns blofs auf die analytische
Behandlungsweise beschränken, begegnen wir in der
Darstellung einer solchen Verschiedenheit, dafs die grö-
fseste Vertrautheit mit dem Gegenstande und ein ei-
genthümliches Talent dazu gehört, jeder neuen Ent-

wicklung sogleich ihre richtige Stelle anzuweisen. Ja in manchen Fällen ist es schon schwer wahrzunehmen, dafs Aufsätze, in welchen der weniger Unterrichtete die verschiedenartigsten Gegenstände sieht, im Grunde doch ein und dasselbe enthalten, nur unter eigenthümlichen Gesichtspuncten aufgefafst und unter den verschiedenartigsten Algorithmen dargestellt. Und zuletzt wenn es gilt, das Vorliegende, nachdem Alles geordnet worden, in ein Ganzes zusammenzustellen, fühlt man die Nothwendigkeit, sich selbst für einen bestimmten Algorithmus zu erklären. Wie viel aber auf die Wahl desselben, sowohl in Absicht auf Belehrung, als auch auf die weitere Ausbildung der Wissenschaft selbst ankommt, bedarf keiner weitern Erörterung.

Aus den vorstehenden Andeutungen über die Entwickelung und den gegenwärtigen Standpunct der analytischen Geometrie geht deutlich hervor, was für grofse Anforderungen an ein Lehrbuch derselben — wir erlauben uns die vorliegende Schrift als ein solches zu betrachten und zu bezeichnen, wenn auch der Verf. selbst von derselben in der Vorrede äufsert, sie nähere sich blofs der Form und dem Inhalte nach einem Lehrbuche — zu machen sind, und wie viel Geschicklichkeit dazu erfordert wird, um diesen Anforderungen zu entsprechen.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hält die Monge'sche Methode und Darstellungsweise in ihrer ganzen Reinheit und analytischen Eleganz fest und knüpft die Erweiterungen der neuesten Geometrie an dieselbe an, indem er die Verwandtschaft der geometrischen Sätze ausführlich und zum Theil auf eigenthümliche Weise behandelt. Dieser Verwandtschaft entsprechen Uebertragungs-Principe, vermittelst welcher aus gegebenen Sätzen sich auf der Stelle neue finden lassen. Wir wollen eine ausführlichere Rechenschaft von der Art und Weise geben, wie der Verf. hierbei zu Werke geht, um zugleich bei dieser Gelegenheit wiederholt auf die Wichtigkeit dieses noch lange nicht allgemein genug bekannten Gegenstandes, welcher die ganze Stärke der neuern Geometrie ausmacht, aufmerksam zu machen; und wenn wir so eine der eigenthümlichern Seiten des Buches mit derjenigen Genauigkeit, welche der Raum gestattet, hervorgehoben haben, wollen wir uns darauf beschränken, das Uebrige in der gröfsten Kürze anzudeuten.

Der Verf. nennt nach Hrn. Möbius zwei Figuren oder Systeme von Puncten und Linien, welche schaffen sind, dafs jedem Puncte der einen Fig Punct der andern entspricht, dergestalt, dafs drei Puncte der einen Figur in gerader Linie die drei ihnen entsprechenden Puncte der ander ebenfalls in einer geraden Linie enthalten sind: *nearverwandte* oder *collineare Figuren*. Man e hieraus sogleich, dafs ein System, welches ein dern collinear ist, die perspectivische Abbildun Central-Projection des andern ist; mit Recht v der Verf. indefs bei der Definition der Collineatio Bezugnahme auf Projection. Indem er die Coord irgend eines Punctes bezogen auf irgend zwei be Coordinaten-Axen y und x und die Coordinat entsprechenden Punctes bezogen auf dieselben o irgend zwei andere Coordinaten-Axen u und t findet er, der obigen Definition entsprechend, ohne die folgenden Beziehungen zwischen den beiden dinaten-Paaren (S. 34):

$$u = \frac{m'y + n'x + p'}{my + nx + p},$$
$$t = \frac{m''y + n''x + p''}{my + nx + p}.$$

Diese Gleichungen, in welchen m, n, p, m' n constante Gröfsen bedeuten, enthalten die allgem analytische Definition der Collineation. Aus Gleichungen folgert der Verf., dafs zwei collines steme sich immer so auf einander legen lassen zwei bestimmte sich entsprechende Puncte in eine zigen Punct (A) zusammenfallen und jedes ande sich entsprechender Puncte mit diesem Puncte (gerader Linie liegen. Er nennt diese Lage eine *neare*. Alsdann fallen, aufser in den Punct (A unendlich viele Paare sich entsprechender Punc beiden Systeme zusammen, ihr geometrischer (eine gerade Linie (B); und endlich liegen alle jedes der beiden Systeme, welche unendlich we fernt liegenden Puncten des andern Systems e chen, wiederum in einer mit (B) parallelen g Linie, so dafs man also zwei neue gerade Lini und (D) erhält. Den Punct (A) nennt der Ver *lineations-Centrum*, die gerade Linie (B) *Collinea Axe* und die beiden geraden Linien (C) und (D *genaxen*.

Wenn in den allgemeinen Ausdrücken für y die Coefficienten m und n gleich Null genommen

der, was dasselbe heifst, die Nenner in denselben
len, so geht die allgemeine Verwandtschaft der
sation in den specielleren Fall der *Affinität* über.
etrischen Relationen, die der Verf. auch für den
ler Collineation entwickelt, vereinfachen sich in
'alle zweier affiner Systeme dahin, dafs irgend
ich entsprechende (begränzte) gerade Linien, durch
zwei sich entsprechende Puncte auf denselben so
t werden, dafs das Verhältnifs der Segmente der-
dasselbe ist.

in besonderer Fall der Affinität ist wiederum die
ichkeit, wobei das Verhältnifs der Abstände eines
gen Punctes von irgend zwei andern in dem ei-
ysteme dem Verhältnifs der Abstände der entspre-
n Puncte in dem andern Systeme gleich ist, und
auch dann, wenn die jedesmaligen drei Puncte
wie nothwendig in dem Falle der Affinität, in
r Linie liegen. Aus den oben angezogenen all-
ien Gleichungen, leitet der Verf. für den beson-
'all der Aehnlichkeit zweier Systeme Gleichungen
lgender Form her:

$$u = my + nx + p,$$
$$t = \pm xy \mp mx + q,$$

ese vereinfachen sich wiederum durch eine gehö-
rehung der Systeme, der, analytisch genommen,
oordinaten-Verwandlung entspricht, so dafs die-
in folgende einfache Gleichungen übergehen:

$$u = ay \qquad t = \mp ax.$$

en Fall des untern Zeichens in der zweiten Glei-
heifsen die Systeme *ähnlich liegend*. In dem Falle
ern Zeichens, mufs ein System erst umgewendet
n, damit die Lage der beiden Systeme eine ähn-
verde. Wenn zwei ähnliche Systeme eine ähnli-
age haben, so giebt es einen festen Punct, *Aehn-
lts-Punct* genannt, durch welchen jede gerade
geht, welche irgend zwei entsprechende Puncte
iden Systeme verbindet. Hieran knüpft der Verf.
atz, dafs wenn irgend drei Systeme ähnlich und
ı liegend sind, die drei Aehnlichkeitspuncte je
Systeme in gerader Linie liegen: ein Satz, der
nlich nur in Beziehung auf Kreise bewiesen wird.
erf. zeigt ferner, dafs, wenn zwei ähnliche Sy-
irgend eine beliebige (nicht ähnliche) Lage haben,
ner einen Punct giebt, der die Eigenschaft hat,
wei gerade Linien, welche denselben mit irgend
ich entsprechenden Puncten verbinden, immer in
demselben Verhältnisse stehen. Er nennt diesen Punct
Aehnlichkeits-Centrum.

Die Particularisirung des Falles der Aehnlichkeit führt den Verf. endlich zu der Betrachtung der *Gleichheit* zweier Systeme, wobei er wiederum der gegenseitigen Lage eine besondere Aufmerksamkeit schenkt.

(Der Beschluſs folgt.)

CXXIII.

Kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit. Von Karl Schildener, Prof. in Greifswald. Rostock und Güstrow, J. M. Oeberg und Comp. 1883. *VI. und* 104.

Der Verf. hat in der Noth der gegenwärtigen bewegten und bedrängten Zeit das Bedürfnifs gefühlt, auf eine ihm gemäfse Weise zur Vermittlung und zur Verständigung, und hiermit zum Frieden sich zu verhelfen. Diesen Frieden fand er in dem christlichen *Glauben*, welchen er sich nach dem ihm zur Zeit beschiedenen Standpunkte mehr und mehr *anzueignen* und demnächst mit seinem Berufe zu dessen Belebung und Befruchtung in Beziehung zu setzen suchte. Aus diesen Bestrebungen stammen die vorliegend gesammelten Aufsätze, in welchen, wie die Vorrede sagt, „manche irrige Ansicht vorkommen mag." „Ist doch „die Zeit so dunkel," setzt der Verf. wohlmeinend hinzu, „dafs „jeder Redliche nur von Tage zu Tage hoffen darf, zu gröfse„rer Uebereinstimmung mit ihr zu gelangen."

Er beginnt mit Reflexionen über die Stufen des *Gebets*, welches erst in der völligen Hingabe an Gott und in dem Vertrauen auf seine wirkliche Hülfe sich vollendet. In gleicher Weise theilt er seine inneren Erfahrungen über den *Wunderglauben* mit, welcher mit dem Glauben an die übersinnliche Macht und deren Zusammenhang mit der sichtbaren Welt unzertrennlich zusammenhängt. Der Glaube erweiset sich eben darum selbst als das gröfste Wunder.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit *Bibel-Erklärungen*. So wird z. B. in der Erzählung von der Sünderin, welche viel geliebt hat, Luc. VII. 36—50. ein doppelter Sinn gefunden, welchen der Verf. selbst nicht recht bestimmt hervorzuheben vermocht. Die Wahrheit desselben ist die lebendige Wechselbeziehung zwischen Vergebung und Liebe, oder zwischen Gabe und Empfänglichkeit. Gleichzeitig scheint aber nach dieser Erklärung der Ausspruch Christi: „Sie hat viel geliebt," insofern er nicht allein auf die Buſse der Sünderin, sondern auf die ganze Sünderin sich bezieht, auch in der Sünde ein Moment anzuerkennen, welches *an sich wahr*, erst durch Verkehrung zur Lüge wird. Eben darum ist die Verwechslung des Wahren und Falschen nur zu leicht, nur zu gefährlich und täuschend, und hierin liegt der Schlüssel zu den folgenden Erklärungen. Luc. XI. 23—28. XVI. 1—15.

Der dritte Abschnitt handelt von der *Sünde wider den hei-*

ligen Geist, welche nach dieser Schilderung aus der Verletzung der Gesetze des geistlichen und sittlichen Organismus hervorgeht, und — nur durch die *Wiedergeburt* getilgt werden kann — welches beides jedoch von aller wirklichen Sünde gesagt werden müfste. Indem nun der Verf. solcher *Wiedergebornen* „in unserer Zeit immer mehr" zu gewahren glaubt, schliefst er mit der Hoffnung, dafs eben durch diese Wiedergebornen auf dem in der Zeit so laut angekündigten Wege der *Genossenschaft* Kirche und Staat zur Regeneration gelangen werden, weil es zum Wesen der Genossenschaft gehöre, allen Richtungen gutgesinnter Mitglieder Einwirkung auf das Ganze einzuräumen.

Der vierte Aufsatz sucht eine *vernunftmäfsige Begründung des gegenwärtigen Rechtszustandes in Deutschland* vorauszusagen. Der Verf. geht geschichtlich von der Vergangenheit aus, wornach es die Aufgabe des deutschen Volks gewesen sei, in der Religion, in der Wissenschaft, und im Rechte *Fremdes* aufzunehmen, womit es sich ungeschickt genug benommen. Davon zeugten noch die alten Dome, welche an diesem „Aufnehmen von etwas unbezwinglich fremdartigen" laboriren, so wie die deutschen Rechte mit der abergläubischen Verehrung ausländischen Gutes. Eben darum sei es nun an der Zeit dieses Fremde durch Aneignung zu bewältigen, wozu eben nur das Volksleben selbst und die Praxis verhelfen, Schule und Philosophie hingegen nur dienend mitwirken können, während leider! letztere beide gegenwärtig nur allzu herrschend sich benähmen, namentlich aber die Philosophie alles auf das Denken reduciren wolle, welches doch nur subjectiv sein könne und bleiben müsse.

Der fünfte Aufsatz handelt von der *Religion im Rechte*, welche gegenwärtig allein den Frieden wiederbringen könne und auf dem genossenschaftlichen Wege zur Versöhnung mit dem Principe der Vertretung führen werde, indem diese Vertretung nicht zu entbehren sei, und bei der Unvollkommenheit des irdischen Staats erheischt werde, wobei wiederum der Eifer gegen das Schul-Recht, und gegen die neuere Philosophie laut, aber auch das Bekenntnifs ausgesprochen wird, dafs „es rathsamer sein dürfte von Dingen zu schweigen, in deren Wesen einzudringen mir nicht verstattet ist." Näher ausgeführt wird demnächst an den irren Vorurtheilen der Zeit für *Volkssouverainität* und gegen *Todesstrafen* die Nothwendigkeit und Heilsamkeit eines das Volksvertrauen stützenden und neu belebenden christlichen Princips. Eben darum „bedarf aber aufser dem Gottesgelehrten und Verkünder des göttlichen Worts Niemand mehr der Religion als der Erklärer und Ausleger der Gesetze."

Der sechste Aufsatz erklärt die *Gewohnheit* für einen *nothwendigen Bestandtheil des Rechts*, denn sie ruhe auf dem genossenschaftlichen Verbande, diese auf genossenschaftlichem Vertrauen, und dieses auf dem Glauben an Gott in Christo; die Gewohnheit sei daher so wesentlich und unersetzlich als ihre Bedingungen selbst, mit denen sie unzertrennlich zusammenhange. Wenn es jetzo an den Bedingungen und den Folgen zugleich mangele, so sei die Regeneration vom Mittelst erwarten, in welchem sich die Genossenschaft am krä entwickele, aber noch sei es nicht so weit in einem Voll sen letzter grofser Dichter die heillosesten sittlichen rungen „ohne allen religiösen Aufschwung vor's Auge fi

Der siebente Aufsatz enthält ein *väterliches Schreibe nen Sohn* bei dessen Abreise auf eine fremde Universitä ser wird mit dem allgemeinen Verlaufe der deutschen S schichte bekannt gemacht, welche von dem Principe der *senschaft* aus „hiernächst in das System der *Vertretun* gegangen, und nunmehro dieses durch jenes zu seiner V zu bringen im Begriff sei." Daran schliefst sich die nung, Glauben zu halten, um unter allen Verhältnissen recht zu finden und überall die Wahrheit zu erkennen. theilt der Vater seinem Sohne einen Gedanken mit, „ schon manchmal gehegt habe, den auszusprechen aber wisse Scheu mich gehindert hat:" Er hofft natürlich Verjüngung des Staats durch eine Verjüngung der K der Art, dafs sich zuerst ein neues religiöses und aus ein neues Volksleben bilden werde." Nicht also *Lehn* ihm ähnlich ist, wird fortan unsere Staaten dauernd be können: noch weniger aber freilich ein blofser *Vertrag*, nur ein formaler Ausdruck eines innern Lebens ist u dieses wenig bedeutet; sondern nur das neu und frisch hende Gefühl einer religiösen *Gemeinschaft*, welche unter einzelnen begabten und begeisterten Genossen in ren Kreisen bilden, und dann in immer gröfseren und g Kreisen den Staat durchdringen und in sich aufnehmen

Hiermit ist der hauptsächliche Inhalt der vorliegend ter zu einer zusammenhängenden Uebersicht herausgeste che sie unmittelbar selbst nicht gewähren.

Jedenfalls ist es aber eine erfreuliche Erscheinung, der Verf. von seinem Tagewerke nicht hat abhalten las Bedürfnifs seines Herzens im Glauben zu befriedigen, Glauben sich lebendig anzueignen und demnächst als d cip, als den Sauerteig seines besondern Berufs aufzufa zu verfolgen. Dagegen wäre es zu wünschen gewesen, von denjenigen Dingen, in deren Wesen er nach seinem nisse noch nicht eingedrungen, und wozu wir aufser de sophie auch die deutschen Dome und den letzten d Dichter rechnen möchten, lieber schweigen möchte. tiefer christlicher Schriftsteller unserer Zeit sagt, möch auch dem Verf. dieser „gutgemeinten kleinen Aufsätz fen: „Scheint dir die Philosophie gefährlich, die Poesie „rend, lastet die Gröfse der alten Welt wie ein schwere und ein Dom wie ein unheimliches Gespenst „auf deiner „wohl! Du magst dich verschliefsen. Aber nie darfs „Lehre durch das Christenthum geboten dasjenige ve „was eine harte Erfahrung dir nothwendig macht."

C. Fr. Göschel

№ 92.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

November 1833.

Hirsch's Sammlung geometrischer Auf-
en. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: *mlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus analytischen Geometrie, von Ludwig Im-uel Magnus.*

(Schluſs.)

dem Vorstehenden haben wir die verschiedenen in welche nach besondern Bestimmungen die die zuerst angeführten Gleichungen bestimmte ation übergeht, in dem Sinne der vorliegenden übersichtlich zusammengestellt. Der Verf. ver-inert in einem spätern Paragraphen die Ver-chaft der Collineation, indem er sich, ohne irgend schränkung hinzuzufügen, die Frage stellt; unter n Bedingungen entspricht in zwei Systemen, je-ncte des einen ein Punct und nur *ein* Punct des ? Er findet, daſs alsdann die beiden Gleichun-elche die Collineation ausdrücken, sich dahin meinern, daſs die Nenner, welche in diesen ngen vorkommen, nicht mehr dieselben, sondern zwei beliebige ganze und lineare Functionen von x sind. Alsdann entspricht nicht mehr eine ge-gerade Linie des einen Systems einer geraden sondern einem Kegelschnitte des andern, der durch te Puncte geht, und eine Curve irgend eines n. , im Allgemeinen, einer Curve des $2n$. Grades, die drei festen Puncte zu $n$fachen Puncten hat). Diese festen Puncte nennt der Verf. *Cardi-ncte.*

dem bisher Erwähnten hat der Verf. das gegen-Entsprechen zwischen zwei Puncten behandelt; Abschnitte über die *Reciprocität* behandelt er ge, wann in zwei Systemen einem Puncte eine Linie und umgekehrt einer geraden Linie ein entspricht. Er gelangt, indem er die Coordina-ten des Punctes y und x nennt und für die Gleichung der geraden Linie folgende: $mu + nl + 1 = 0$, nimmt zu Gleichungen, die mit den Gleichungen, welche die Collineation ausdrücken, ganz übereinstimmen, wenn wir in diesen m und n an die Stelle von u und t setzen. Es ist dies in Beziehung auf Methode die einzig richtige Art, die Reciprocität zu behandeln. Da, wo es sich bloſs um lineare Relationen handelt, einen Kegelschnitt einzumischen, wie es gewöhnlich geschieht, scheint uns in der gedachten Beziehung unstatthaft zu sein. Leicht ist es übrigens, was auch der Verf. thut, zu zeigen, wie die verschiedenen Arten, die Reciprocität zu behandeln, in Uebereinstimmung gebracht werden können. Der Verf. führt auch hier die gegenseitige Lage zweier reciproken Systeme auf eigenthümliche Weise in die geometrische Betrachtung ein.

Wir müssen uns hier damit begnügen, die Art und Weise angedeutet zu haben, wie der Verf. das Entsprechen geometrischer Constructionen behandelt; der Raum verbietet uns demselben zu folgen, wie er hieran die verschiedenen Uebertragungs-Principe anknüpft und an zahlreichen Beispielen entwickelt, wie man auf diesem Wege aus gegebenen Sätzen neue folgen kann. Die Aufgabe, die uns hier noch obliegt, ist, eine allgemeine Uebersicht des ganzen Werkes zu geben. — Es zerfällt dasselbe in drei Abtheilungen, von welchen die erste von der analytischen Geometrie im engern Sinne, ohne Einmischung höherer Rechnung handelt; die zweite enthält die Anwendung der Differential-Rechnung und die dritte die Anwendung der Integral-Rechnung auf die Geometrie der Ebene.

Die *erste* Abtheilung zerfällt in folgende besondere Abschnitte. Bestimmung des Punctes durch Coordinaten. — Transformation der Coordinaten. — Linien ersten Grades. — Von der Verwandtschaft der Collineation, Affinität und Aehnlichkeit. — Von der Recipro-

cität. — Vom Kreise. — Linien zweiten Grades S. 101—240. — Linien höherer Grade S. 241—292. — Transcendente Linien S. 293—325.

In der *zweiten* Abtheilung ist der Verf. was die Anwendung der Differential-Rechnung betrifft, der Vorstellungsweise von Lagrange gefolgt, weil diese nach seiner Meinung, für Anfänger eine gröfsere Evidenz hat, als die sonst bekannt gewordenen Vorstellungsarten, bezeichnet hierbei indefs die Differential-Coefficienten auf die gewöhnliche Weise. Zerstreut finden sich hier viele Aufgaben über *maxima* und *minima*. Ohne das im Einzelnen dem Vf. in dieser und der dritten Abtheilung Eigenthümliche besonders erwähnen zu können, müssen wir uns hier auf eine nackte Inhalts-Anzeige beschränken. Die verschiedenen Abschnitte sind die folgenden. Von den Tangenten, Normalen und Asymptoten der Curven S. 325. — Von den Berührungen höherer Ordnungen S. 380. — Von den ausgezeichneten Puncten der Curven S. 410. — Von parallelen Curven S. 427. — Von den einhüllenden oder Gränz-Curven S. 433. — Von den Brennlinien S. 462. — Vermischte Aufgaben S. 476.

In der *dritten* Abtheilung ist nur die Integration der Differential-Gleichungen ausführlich entwickelt, nicht aber die Integration der expliciten Functionen, wobei auf die Integral-Tafeln von Meier Hirsch Bezug genommen ist. Der Vf. hat mit Sorgfalt seine Beispiele nach dem Gesichtspuncte gewählt und meistens selbst gebildet, dafs seine Schrift Anwendungen aller gebräuchlichen Verfahrungsweisen der Integral-Rechnung, mit Ausschlufs derjenigen, womit dieser Zweig der Analysis in den neuesten Zeiten bereichert worden ist, die aber noch nicht in die Lehrbücher übergegangen sind, enthält. Wir finden in dieser Abtheilung vier Abschnitte. Die Quadratur der Curven S. 491. — Die Rectification der Curven S. 528. — Aufgaben, welche auf die Differential-Gleichungen erster Ordnung führen S. 546. — Aufgaben, welche auf Differential-Gleichungen höherer Ordnung führen S. 628—659.

Wir denken, dafs die vorstehende, wenn auch flüchtige Analyse uns der Recensenten-Anmafsung überhebt, über die uns vorgelegte Schrift in allgemeinen Worten aburtheilen zu wollen. Der Inhalt und der Zweck derselben wird ihr gewifs eine allgemeine Verbreitung verschaffen. Wir wünschen, dafs auch die äufsere Empfehlung, welche die Verlagshandlung hinzufügt, indem sie dieselbe als eine Fortsetzung der Auf Sammlungen von Meier Hirsch erscheinen läfst, das Ihrige beitragen möge und dafs dann die B tung der Geometrie des Raumes, mit welcher der nach der Vorrede, jetzt beschäftigt ist, unter g chen Auspicien, als Fortsetzung des vorliegenden des bald erscheinen werde. Die Verlagshandlu diesen Band mit der bekannten Eleganz und C heit ausgestattet und zugleich den Preis sehr gestellt.

Plücke

CXXIV.

Symbolae ad internam Criticen librorum c corum ac vetustissimorum quae supersu numentorum Christiani nominis paratae Schultheſs. Turici* 1833. *Vol. I. et I

***De Praeexistentia Jesu ac de Spiritu S. aliisque affinibus rebus, tam religiosae qu berae disputationes Ioannis Schultheſs.* 1833. (*XXXII u.* 115 *S.* 8.)

Aus *einem* Princip hervorgegangen, ja aus einem Gusse sam geflossen, sind diese Schriften des Hrn. S. auch ein sichtspunkte zu unterwerfen. Welches jenes Princip sei sich zwar mit einem allgemein verständlichen Namen bez indefs möge man es aus folgenden Citaten erkennen. letztgenannten Buche, in dessen Vorrede der Vf. überhau Glaubensbekenntnifs niedergelegt zu haben scheint, läfst über das Dogma der Trinität p. VIII folgendergestalt men: „*Nam tres personae, quibus ἡ θεότης communis est, sunt Dii, pariter ac tres vel innumerae personae, quibus ἡ θεότης communis est, totidem sunt homines Eadem ratione cis licuerat simulare, unum Deum ipsos credere; totidem personas unius Deitatis, quotcunque divinis honoribus affic orare, precari consueverant. — — Itaque, si verum quaeris Trias nihil est nisi mutato nomine Tritheismus — — p. X que τριπρόσωπος exstitit Deus Orthodoxorum, sicut Myth frontem Janum faciunt, triformem Hecaten. — — p. X. que, si verum quaerimus, differt, tres an trecentas in unu duxeris personas; polytheismus inde redundat, ut polyanthr ex communi vocabulo homo, notionem efferente universalem hoc vitium Trinitarios commisisse, manifestum est*" etc. W hier der Gott des Christenthums, der Rel. des Geistes, g Zu jener abstrakten Bestimmung ist er hinabgesunken, er höchste Gedanke, das höchste Wesen, wozu es freilich Christenthums bedurft hätte. Die Erkenntnifs, das Wis ses, so wie aller wesentlichen Dogmen, wird aber nur v Grundlage des Glaubens aus erlangt, nicht auf umgekehrt ge. Ganz unchristlich ist aber der Grundsatz p. III, d

in anderes Christenthum lehren dürfe, als der Volkslehrer, ſs dieses als eine *religio et prudentia cordatissimi cujusque* len wird, so daſs eine esoterische Lehre der Theologen gmen der Trinität, Präexistenz Jesu u. s. w. verwerfen und nonstriren, eine exoterische aber sie als für den groſsen anwendbar, beibehalte!! Ohne der ausführlichen Glaugeln bei *Iren I.* 10; *III.* 4. *Tertull. Praesc. c.* 13. und *de princ. p.* 47 zu gedenken, führt der Vf. zu seinen Zwekr die *regula fidei* bei *Tertull de vel. Virgg c I.* an. Weil er Tertullianus den Glauben an einen Gott (*unicum*) vor- und auch *adv Prax. c. I.* sagt, daſs die *simplices, quae semper credentium pars est*, in der *οἰκονομία* eine Theilung heit Gottes in zwei oder drei Götter sahen, so schlieſst us, die Trinitätslehre müsse der Mehrzahl der Christen un- und unevangelisch geschienen haben, sie sei von Einigen ristenth. aufgedrungen worden. Aber ist das schon das was die Mehrzahl glaubt? Bei wie Wenigen war z. B. ang der Reformation die Wahrheit! Erst der entstandene pruch gegen diese Lehre, führte die Nothwendigkeit ihrer Begründung herbei, und dies unternahmen die Lehrer zu des dritten Jahrh, auch schlieſst die Einheit Gottes in ubensregel die Dreiheit nicht aus, welche die Einheit ist, erhaupt war es schon in der Zeit der ersten wissenschaftBegründung dieses Dogma, wie zu jeder Zeit, wo es festn wird: die verschiedenen Partheien fixirten sich einseitig m der Momente des Begriffes, sei es nun in der abstrakntität Gottes als Vater, Sohn und Geist, oder in der Beng des absoluten Unterschiedes von Gott als Vater und während die Speculation die Wahrheit erkannte und ver-te. — Natürlich ist mit dem Sturz der Trinitätslehre auch Dogma von der Gottheit und Präexistenz Christi verbunDie Hauptstellen der Schrift für diese, bezieht der Vf. auf lkommenste Erkenntniſs Gottes, die Christus erlangt hat, lche er den Menschen mittheilt, die Präexistenz Jesu liegt nur in der Präscienz Gottes von seiner Sendung, so wie uns schon vor Erschaffung der Welt für die Welt prä-te. Christus unterscheidet sich von den übrigen Men-. 26 nur dadurch, daſs ihm Gott den *spiritus* = Erkenntnögen, Vernunft, den er auf alle Menschen ergieſst, *largo et sine modo* ertheilte, so daſs er als *perfecte rationalis* alitativ, soudern quantitativ verschieden ist von den Menunter denen er den *primatus inter fratres* behauptete. Die Christi erklärt der Vf. weder historisch noch natürlich, geistig in Bezug auf das *διδάσκειν* und *κηρύσσειν* Jesu und derbaren Wirkungen, die sie auf die innere Wiederges Menschen ausübten. Diese Grundansichten ziehen sich rch die kritischen Theile und beherrschen die kritischen onen. Wir wenden uns nun nach dieser Seite besonders, nen zu den Beiträgen zur innern Kritik der canonischen und ältesten christlichen Alterthümer über. Sie sind auf nde berechnet, zwei liegen vor. Der erste unter dem Ti-*gesippus, princeps auctor rerum christianarum primi et seculi, nunc primum seorsim, quantum ex reliquiis fieri potuit recognitus et secundum criticen historicam exploratus cura Jb. Schultheſs*, hat den Zweck, den geistigen und moralischen Werth des Hegesippus als Geschichtsschreiber kritisch zu untersuchen, und erweist mit einem groſsen Schein der Wahrscheinlichkeit, daſs dieser Geschichtsschreiber einer gewissen dogmatischen Sekte angehöre und daher partheiisch sei, zu absichtlichen Verfälschungen geneigt, auch unerfahren in den Begebenheiten und ein Mann von schwacher Urtheilskraft gewesen sei, was auf die späteren Kirchenhistoriker, besonders den Eusebius einen um so schädlichern Einfluſs ausüben muſste, je unbedingteren Glauben sie seiner Autorität beimaſsen. So wird das Urtheil über Hegesippus, welches bisher schon ziemlich allgemein galt, von dem Vf. auf die höchste Spitze geführt. Er läſst ihn unter den Anhängern der Schule des Presbyter (nicht Apostels) Johannes erscheinen, welche bei ihm nicht in dem besten Rufe steht. Seine pharisäischen Grundsätze in das Christenthum mithinübernehmend, unterlieſs auch er nicht das Seinige zur Verbreitung seiner Parthei beizutragen; in seine *πέντε ὑπομνήματα* legte er theils absichtlich, theils in einer *fraus pia* viele unreine Ueberlieferungen jüdischen Ursprungs nieder, und verewigte so die Irrthümer seiner fleischlich jüdischen Denkart. Nebenvorstellungen, die er irgend woher erfaſst hatte, trug er kein Bedenken, wenn sie ihm nur wichtig waren, als zum Wesen des Christenthums gehörig, darzustellen. Sein Jacobus ist von ihm durchweg ebionitisch gezeichnet und wird als Muster eines christlichen Wandels aufgestellt, während doch seine ganze Heiligkeit nur in einer mönchischen Uebung und in einer äuſserlich priesterhaften Ehrwürdigkeit bestand. — Die Behandlung der Fragmente des Hegesipp selbst ist so abgetheilt, daſs nach einem kurzen Satze Text, der an der Spitze jedes Paragraphen steht, erst die lat. Uebersetzung, dann exegetische und kritische Anmerkungen folgen, durch welche Anordnung eine klare Uebersichtlichkeit über das Ganze verbreitet ist Was die Vollständigkeit betrifft, so wird man nicht leicht etwas hieher Bezügliches vermisaen. Die Anmerkungen zeugen von jener soliden Gelehrsamkeit, welche nicht auf äuſseres Aufsehen, sondern auf den reinen Ertrag für die Suche selbst bedacht, den geschichtlichen, exegetischen und kritischen Vorrath früherer Forscher mit scharfer Sichtung durchläuft, und von einem hellen Blick und einem geläuterten Urtheile begleitet, zu dem erspähten Ziele sicher fortschreitet. Es gebührt daher dem Unternehmen die rühmlichste Anerkennung, und es wird für die historische Kritik und die Charakteristik jener ersten Jahrhunderte, in denen der Vf. so heimisch ist, ein nicht geringer Gewinn sein, im dritten Bande den versprochenen Papias zu besitzen, wenn auch, wegen der dogmatischen Ansichten des Vfs., der Gebrauch mit Vorsicht verbunden sein muſs. — Der zweite Band handelt von den Verfälschungen, welche die h. Schr. nach der Constituirung des Canon von den orthodoxen Vätern ihrer dogmatischen Ansichten wegen erlitten haben, wobei besonders Ignatius, Polycarpus, Justinus, Irenäus, Tertullianus, als Presbyterianer, der absichtlichen Depravation, ohne Schonung beschuldigt werden, indem sie durch Erdichtungen, Verdrehungen, Zusetzen und Weglassen den Canon nach ihren dogmatischen Vorurtheilen verdarben Solche Stellen, wie Joh. 5. 28—29, Röm. 3 v. 11—18, wobei sie sogar im

14. Psalm einen ähnlichen Betrug begangen haben sollen, um den einen durch den andern zu verdecken, II. Thess. 2, 1—12, welche den offenbarsten Charakter der Verfälschung tragen, will der Vf, wenn nicht gestrichen, doch mit einem ὀβελος bezeichnet wissen, man finde sie nur auf dem Wege der inneren Kritik, die grammatisch-historische reiche dazu nicht aus, der freie Geist nur sei im Stande, das an sich Wahre zu erkennen, und es werde eine Zeit kommen, in welcher Christi Lehre auch ohne den Buchstaben der h. Schr. und ohne die gelehrten Untersuchungen in den alten Sprachen, von ihren wahrhaften Verehrern, unverhüllt und rein werde erkannt werden. So schlägt die rationalistische Ansicht des Vfs. unmittelbar in die römisch-hierarchische um. Dieser Band enthält erstens: *Testimonia adulterationis librorum sacr. jam eo, quo Canon exstitit aevo ac deinceps patribus orthodoxis et catholicis crimini dandae.* Es sind namentlich 18 solcher *testimonia* angeführt, welche sich meistentheils auf die Gottheit Christi beziehen, sie sollen von den orthodoxen Vätern vorzüglich den Presbyterianern (Irenäus und Tertullianus u. s. w.) in das N. T. hineingetragen worden sein, um diese ihre Hauptlehre zu befestigen. Es wird hier zwar von sehr richtigen Principien ausgegangen, das Geschäft der innern Kritik scharf und genau bestimmt, so dafs man auf ihnen sicher fortbauen kann, nur hält sich der Vf. selbst nicht in ihren Grenzen und schweift leicht zu jener Hyperkritik hinüber, welche auch das Festeste antastet und wankend zu machen sucht, so dafs, wenn in diesem Geiste fortgefahren wird, die canonischen Bücher N. T. bald des wesentlichen Inhalts beraubt, bis auf gleichgültige Untersuchungen und auf die Hälfte ihres Umfangs dürften reducirt werden. Der Begriff der inneren Kritik verdient mitgetheilt zu werden: „*Internam autem Criticen dicimus non coecum aliquod arbitrium, non subjectivam quam dicunt sententiam, mihi vel tibi propriam, sed eam, quae via et ratione, omnium eruditorum et doctorum communi, procedens, certa argumenta, quibus verum quid esse vel falsum intelligatur, requirit, iisque stat inconcussa, donec pari, via et ratione manifesto rectiore sublata fuerint*" Und dabei ist nichts doch subjectiver, als diese Kritik. Zweitens enthält dieser Band: „*Adulterationes carminum liturgicorum ac doxologiae ab orthodoxis patratae*, sie sind nicht seltner als jene; auch sie sind den dogmatischen Ansichten bestimmter Kirchen conform gemacht; man kann eine vor- und eine nachnicänische Recension unterscheiden. Namentlich unterwirft der Vf. den *Hymnus angelicus* (ἐωθινὸς), die προσευχὴ ἱκετηρίνη und die σύχη ἐπ' ἀρίστῳ (*Constitut. Apost.* 7, 47—49) einer Kritik, beweist zuerst ihr hohes Alter, sodann besonders, dafs sie keine Gebete zu Christo enthalten, sondern allein zu Gott; noch zu Origenes Zeit seien Gebete zu Christo ungewöhnlich gewesen, weshalb das Gebet des Stephanus Act. 7. 57 müsse interpolirt sein. Auch die Hymnen der Catechumenen bei Clemens Alex. enthalten keine Gebete zu Christo. — Bei weitem das interessanteste Stück dieses zweiten Bandes, ist das ihm vorgedruckte Dedicationsschreiben an D. Dav. Schulz von LXXII S. Es erweist die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der innern Kritik bei der grofsen Willkür, welcher der Text durch die Depravationen der Presbyterianer ausgesetzt gewesen sei, so wie bei der Leichtigkeit jeglichen Betruges noch vor ihrer Zeit, wegen der grofsen Seltenheit der Exemplare. Luc. 24, 51—52 erscheint hier als eine Adulteration der Chiliasten, welche die Himmelfahrt Christi im Fleisch wegen ihrer Lieblingslehre von seiner Zukunft im Fleisch vertheidigen wollten, was zusammenhängt mit ihrer Irrlehre von unserer Auferstehung im Fleisch. Eben so ist es mit Joh. 1. 13. So ist I Cor. 7. 25—40. von den Presbyterianern, den Lobrednern des Cölibats untergeschoben, denn aufser Apoc. 14. 4 werde in der Schrift weder von Christus noch von den Aposteln, das ehelose Leben angerathen, zudem widerspräche sich Paulus sowohl mit diesem Cap. als mit I Thess. 4 vs. 3, 4. I Tim. 2. 15; 5. 14. Alle diese Beispiele sind der Art, dafs uns die äufsere Kritik dabei ganz im Stiche läfst, indem ihre Verfälschung über alle alte und Testimonia hinausreicht. Auch Act. 7. 59 finde sich 450 bei Eutherius und sei eingeschoben, um das Beten zu empfehlen; Röm. 9. 5, um Christi Gottheit zu bewei ebenfalls späteren Ursprungs. Col. 1. 16 enthalte als ἀ λαίωσις des Früheren doch etwas Anderes, und gebe s terpolation dadurch zu erkennen, wenn die Worte fehlen Sinn und Zusammenhang viel klarer. Eben so, wenn n 5. 28, 29 ὅτι ἔρχεται bis κρίσεως ausscheidet, denn in ἔρχεται ὥρα etc. liege gar kein Grund für die Juden, d θαυμάζειν abzulegen, es müsse eine Metaphrase irgen Auslegers sein; die Redensarten seien ganz unjohannäis τοῖς μνημείοις ruhen nach Ezech. 37. 12 nur die Gerech her aus ihnen keiner zu Gerichte auferstehen könne — ὥρα, ἐν ᾗ sage Johannes nie, sondern ὅτε — ἀκούειν τ heifse bei ihm nicht blofs hören, sondern gehorchen ρεύεσθαι komme nur noch 15, 26 vor, welche Stelle ei lion sei — τὰ ἀγαθὰ ποιεῖν brauche Johannes nie — ἐ ζωῆς für εἰς ζωὴν sei auch unjohannäisch — ἀνάστασις eine Proprietät der Gerechten, daher ἀνάστασις κρίσεω sinnig, der ἄδικοι warte vielmehr eine κατάβασις, πτώσις 34. Matth. 25. 31. — Somit scheine die Stelle eingesch sein, um das chiliastische Dogma der doppelten Auferstel gen die Gnostiker durch eine Schriftstelle aus ihrem Ev zu vertheidigen, auch Act. 24, 15 über dasselbe Dogm durch die äufsere und innere Kritik in Anspruch genomm Citate, die an Joh. 2. 28 u. 29 erinnern könnten, erstrec doch nur auf vs. 25, weil alle das ζήσονται am Ende hal ἐν τοῖς μνημείοις hätte den Vätern aus Jes. 26. 19 nach d im Gedächtnifs geschwebt. Vor dem 5ten Jahrh., bei der *quaest. ad Orthodoxos* 109 u. 120 würden vs. 28 u. bei Irenäus und Ambrosius gefunden, wogegen ihnen vs. 2 ne unbekannt gewesen zu sein, Tertullianus unterscheid genau wie die Recepta vs. 25 von 28 und 29 *de resur c.* 37. Ueber die Auferstehung seien bis zum 4ten u. 5te sogar die Gelehrtesten und Einsichtsvollsten nicht im Kl wesen, bis Tichonius Afer (*de VII regulis*) eine geisti ralische Auferstehung durch die Taufe, von der fleischlic terschieden, und *Augustinus ad Joh.* 5. 25 eine *resurr. carnis* und jene als die wichtigste gelehrt hätten. Die νοια, welche die wahrhaft evangelische Auferstehung und gentliche Lehre Christi hierüber sei, und überhaupt de gen Sinn der Worte Joh. 5. 25 hätten die pharisäisch g Chiliasten nicht fassen können, daher hätten sie οἱ νεκρ 25. in οἱ ἐν μνημείοις verwandelt, für ζήσονται aber ἀνασ gesetzt, καὶ νῦν ἐστιν und οἱ ἀκούσαντες weggelassen, un 28 u. 29 zusammengesetzt. Hiermit hat der Vf. das und die Nothwendigkeit der innern Kritik, (λογικὴ ἐπιστ *Sext. Empir.*) die er auch im Gegensatz der buchstäblic grammatisch-historischen (τεχνικὴ), die philosophische o logische (νοητικὴ) nennt, durch Beispiele dargethan, un solche dargestellt, welche der äufseren Autorität unbek das an sich, nach inneren Gründen, nach dem Geiste zen Schrift, der Schriftsteller und nach dem Zusammenha bare vertheidigt, das Unhaltbare verwirft. Der vierte B lich, wird diejenigen Interpolationen zu seinem Gegenst ben, welche die h. Schr. vor der Constituirung des Ca fuhren, welche also am wenigsten in das Bereich der Kritik, gehören. Hier sollen vornehmlich diejenigen can Bücher untersucht werden, welche Justinus Martyr soll haben, und von den verschiedenen Evangelien in den nen christlichen Gemeinden vor der Gründung des Ca handelt werden, wobei besonders der Unterschied zwisc Texte der Valentinianer, des Marcian und der katholisc ter zur Sprache kommen soll.

№ 93.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXXV.

Freiheit des menschlichen Willens im Fortritte ihrer Momente, dargestellt von Karl l. Fischer, Doctor der Philosophie. Tügen, Osiander, 1833. (XVI. 62.)

Wie Hegel von Nichts ausgehet, und doch zu dieund jenem und zuletzt zu Einem und Allem t, womit sich der Anfang im Ende bewährt und fähigung dazu, welche der kritische Standpunkt st, sich selbst bethätigt, so sehen wir den Verf. em Willen, als dem voraussetzungslosen Prinzipe eins, dem er sich erst durch sein Wollen zum estimmt, ausgehen und zu Gott und Welt komwomit eine Begriffsbestimmung in ihrer Besonderargestellt und an ihrer Entwicklung selbst ihre tät erwiesen wird. Wie das Nichts überhaupt darum der Anfang ist, weil es Nichts voraussetzt n ihm selbst Nichts vorausgesetzt wird, wie ferner ichts ebensowohl der Fortgang wird, weil es in Unbestimmtheit und Unmittelbarkeit das reine ist, welches als noch unbestimmt sich selbst bet, als unmittelbar sich selbst in sich vermittelt, so uch der Wille in seiner Voraussetzungslosigkeit och Nichts, hiermit als das Prinzip des Seins zu , indem das Sein eben nur den reinen Willen iner Voraussetzung hat.

ndem dieser Wille sich bestimmt, erweiset er sich *chöpferischer* Wille, welchen mithin die *Schöp-* zu ihrer Voraussetzung hat. Seine Bestimmtheit e Schöpfung. Diese ist daher einerseits nichts an-, als der schöpferische Wille selbst, der in ihr elbst bestimmt, andererseits ist sie, als bestimmt, als dem Bestimmenden, ungleich geworden, sie ist ogar in ihrer ersten, bloßen Bestimmtheit an sich, ern es dabei verbliebe, entgegengesetzt. Da sie auch in dieser Bestimmtheit wesentlich Wille ist, so bestehet sie weiter darin, daſs sie diese ihre Bestimmtheit, als ihre gesetzte Objectivität, wodurch sie ihrem Wesen, welches der Wille ist, nicht entspricht, innerhalb der Gränzen der Kreatur schrittweise überwindet, und am Ende nur der Unterschied bleibt, daſs sie will, was sie ist, während der schöpferische Wille ist, was er will.

Wie der schöpferische Wille durch seine Momente — Feuer, Luft, Wasser, Erde — zur Bestimmtheit in der Schöpfung gelangt, so hebt sich auch diese Bestimmtheit, als die Ungleichheit mit dem eigentlichen Wesen der Schöpfung, welches der schöpferische Wille ist, von Moment zu Moment wieder auf. Diese Momente sind die drei Reiche der Natur, — Bestimmtsein, Bestimmtwerden oder Werden überhaupt, Sichbestimmen oder Wollen, durch welche und aus welchen die Natur zu ihrem Wesen, welches der Wille in der Totalität aller seiner Momente ist, im *Menschen*, als dem Gipfel der Schöpfung, zurückkehrt. Im Menschen ist das Erste das *menschliche Wesen*, und dieses nichts anderes, als der schöpferische Wille als bestimmter, gesetzter, geschaffener, als der Wille, welcher den schöpferischen Willen zu seiner Voraussetzung hat, mit der näheren Bestimmung, daſs hier sein Ansichsein, als sein Geschaffensein, mit seinem Fürsichsein, als seinem besondern Willen, noch identisch ist. Was aber der Mensch *an sich* ist, das soll er in Folge seiner Ebenbildlichkeit, welche durch die Natur vermittelt ist, und als welche er der Gipfel der Schöpfung ist, *in sich* und *durch sich* werden, nehmlich *freier Wille*, zu welchem Behufe er in die Differenz seines *Ansich* und *Fürsich* tritt, und als *menschliche Seele* sich erweiset, welches das zweite ist. Indem nehmlich der Mensch, das was er wesentlich d. i. *an sich* ist, mithin durch Gott ist, (mit anderen Worten, wozu er erschaffen ist,) *durch sich* zu werden sucht, ist auch der Abfall von seinem eigenen Wesen, hiermit der Zerfall seines *An-*

sich- und *Fürsich*seins, hiermit der Abfall von Gott sein Durchgangspunkt; und dieser Abfall wird zur *Sünde*, indem er sich statt Durchgangspunkt zu sein, verfestet, und in der Differenz, einerseits in der Subjectivität, andrerseits in der Objectivität (Sinnlichkeit), sich verliert, und entäufsert. In beiden Fällen mufs er, statt frei, unfrei werden, weil er sein Wesen verliert, welches in der Identität des Ansich und Fürsich die Freiheit ist.

Es ist nun noch das Dritte übrig: das eigentliche Wesen des Menschen war der göttliche Wille, welcher jetzt aus der Objectivität seines geschichtlichen Gewordenseins in seine subjective Einheit zurückkehrend, sich selbst gleich wird, und hiermit nicht als geschaffen, sondern als von ihm selbst erzeugt sich erweiset, wodurch er der überzeitliche Anfangspunkt der sich durch die Rückkehr in ihre Substanz zum *Geiste* verwirklichenden Menschheit, der Erlöser des Menschen wird. Wie das menschliche Wesen den schöpferischen Geist zu seiner Voraussetzung hat, und die menschliche Seele das, was sie wesentlich ist, durch sich werden sollte, so verwirklicht sie sich durch die Rückkehr in ihre Substanz mittelst der Erlösung, als ihrer Voraussetzung, zum Geiste, in welchem das Ansichsein und Fürsichsein sich gleich, hiermit die Objectivität oder Leiblichkeit der Seele zu des Geistes eigenster Form verklärt wird.

Der Geschichte der Menschheit war der Durchgangspunkt, oder die Differenz, in welche sie gegen ihr eigenes Wesen tritt, nicht zu ersparen, indem es in der göttlichen Ebenbildlichkeit der Menschheit liegt, dafs sie *durch sich* frei wird, nur dafs das *sich* im Menschen sich nicht selbst gesetzt hat, sondern als gesetzt sich frei entwickelt, zu welcher Entwicklung sie die Menschheit Gottes selbst als überzeitlichen Anfangspunkt anzuerkennen hat.

Indem die Rückkehr des menschlichen Wesens in seine Substanz, welche das Geschaffensein ist, näher als Verwirklichung zum menschlichen Geiste sich erweiset, ist die pantheistische Rückkehr in die unendliche Substanz auf das bestimmteste abgewiesen. Es folgt dies schon daraus, dafs die erste Erscheinung des Bestimmten nicht als *Entstehung* oder als *Emanation*, sondern als *Kreation* sich erklärte: die Welt entsteht nicht aus einer unendlichen, sich selbst erst im Geschöpfe bestimmenden und von dessen Erscheinung abhängigen, für sich nicht seienden Substanz, — wie denn überhaupt Substanz und Subject des Wollens nu heuristische Prinzipien zu fassen sind — sonder überseiende Wille *erzeuget* sich ebensowohl selb den immanenten sich bestimmenden göttlichen W als er sich als den bestimmten Willen in der S fung *objectivirt* und vermittelt, wiewohl es hie dort derselbe Wille ist.

Demzufolge ist es Gott, oder vielmehr der Gottes, welcher sich in der Schöpfung objectivirt äufsert hat, eben darum kommt allen Momenten Entäufserung ihr objectiver Bestand zu; in jeden mente hat aber die Schöpfung den Schöpfer zur aussetzung. Das zweite ist, dafs der Wille selb näher das menschliche Wesen, welches der Wille tes ist, — aus dieser Entäufserung mittelst de schichte des Menschen in seine immanente Subjec zurückgeht, in dessen Folge jeder einzelne in Substanz zurückkehrende Mensch den Erlöse Menschheit zu seiner Voraussetzung hat. Das ist, dafs der in der Schöpfung entäufserte und au Gipfel dieser Entäufserung wieder zu sich selb rückkehrende göttliche Wille im Geiste sich voll welchen die Zukunft des Menschen zu ihrer V setzung hat.

Hierbei dürfte es jedoch noch einer näheren führung bedürfen, dafs und inwiefern die in der gen und immanenten Selbsterzeugung Gottes begri Trinität von deren Vermittlung in der Erschei näher von der Offenbarung des Vaters in der S fung, des Sohnes in der Menschwerdung und Erl des Geistes in der Vollendung der Gemeinschaft schen Gott und Mensch unabhängig und zu unter den sei.

In Beziehung auf die Entäufserung Gottes i Schöpfung ist aber deren Gipfel der Mensch, d Geschichte sich ebenfalls durch drei Momente en kelt. Es ist nur noch hinzuzusetzen, dafs wie nicht durch die Schöpfung geschaffen ist, sonder immanent in sich selbst erzeugt und in der Schö objectivirt, so auch jeder einzelne Mensch dur menschliche Zeugung und Geburt zwar vermittelt, gleich dem ersten Menschen von Gott geschaffe womit der Kreatianismus, mit dem Traducianismus vermittelt, zu seiner Wahrheit kommt, und worau sowohl die persönliche Selbstständigkeit Gottes, a dreieinigen (p. 14, 55), als auch die persönliche

der menschlichen Individuen als Geister, und nicht blofs die Unsterblichkeit, sondern auch de- Vollendung als Auferstehung, S. 52, 54, durch ellung und Verklärung sowohl des Leibes als des iltnisses jedes Individuums zu allen übrigen, nach Seiten bestätigt. Indem sich hiermit der *tradux ze* erledigt, ist auch der *tradux peccati* abgewie- oder, wie der Verf. sagt: die Sünde ist nicht erb- weil Adam und in Adam jeder Mensch, sondern jeder Mensch gesündigt hat, d. h. ἐφ' ᾧ heifst *in quo*, sondern *quia*, Röm. 5, 12., womit jedoch die Vermittlung durch die menschliche Zeugung, rn nur die Erschaffung, abgewiesen ist.

Zuletzt hat der Verf. noch die unterschiedenen ente oder Stufen, in welchen sich der menschliche verwirklicht, als *Staat*, *Kunst*, *Wissenschaft* und *ion*, welche sich zuletzt in der *ewigen Freiheit* ıden und zusammennehmen, bezeichnet, und in Succession so wie in ihrer Totalität nachzuwei- gesucht, woraus von selbst folgt, dafs sie nicht unterschieden, sondern auch eins sind. —

Hiermit hat der Unterzeichnete aus der obigen ft, welche selbst als der gedrängte Auszug aus ei- zusammenhängenden Denksysteme zu betrachten inen möglichst treuen Auszug mittheilen wollen, ıer eben deswegen, weil ein Auszug auszuziehen gleichzeitig zu erläutern war, im Verhältnifs zu ufserlich kleinen Schrift sich weiter als gewöhn- ausdehnen mufste, und den Inhalt doch nicht er- ıfen konnte. Indem diese Schrift dem an und für seienden Gedanken die Ehre giebt und seinem ne sich widmet, ärndtet sie auch die Frucht sol- Selbstverläugnung. Wir dürfen sie daher als den vollen Anfang einer intensiven Förderung und ildung der speculativen Philosophie *aus ihr selbst* o freudiger begrüfsen, als wir gegenwärtig leider le Kräfte in unfruchtbaren Bemühungen sich zer- en sehen, um aus ihrer Subjectivität heraus nicht für sich eigene neue Systeme zu entwerfen, son- auch diese Versuche als die allgemeine Philosophie ıblicıren, womit für den gemeinsamen Acker we- ewonnen wird.

Aufserdem tritt an der vorliegenden Schrift zu- t das Verdienst heraus, dafs sie „aus dem Be- der Welt den Uebergang zur Idee Gottes" re- ıeirt und gleichzeitig aus dem Begriffe der Schöp- fung Identität und Unterschied zwischen Gott und Mensch in Beziehung auf den Willen und die Ewig- keit (S. 12, 52), so wie aus dem Willen die Schöpfung entwickelt. Es ist hier zu sehen, wie uns die Sprache viel mehr sagen läfst, als wir zunächst meinen, wenn wir sagen: *Die Schöpfung ist Gottes Wille*, und was wir eigentlich, wenn wir dieses oder jenes für unsern Willen erklären.

Zu diesen Verdiensten kommt noch dieses, dafs zu- gleich der Vorstellung ihr vielfältig vindizirtes Recht auch insofern eingeräumt worden ist, als nicht die Re- ligion in der Wissenschaft, sondern vielmehr die Wis- senschaft nach ihrer Besonderheit in der Religion ihren Gipfel erreicht, womit die letztere aus der Sphäre des Glaubens erhoben und mit dem Wissen selbst vermit- telt ist.

Das weitere Verdienst ist, dafs in dieser gehalt- reichen Schrift die Uebereinstimmung der höchsten Be- griffsbestimmungen mit den in der Vorstellung vorlie- genden Wahrheiten treu und unzweideutig sich aus- spricht, welches um so erfreulicher ist, als gleichzeitig eine neue Schrift von den letzten Dingen (von D. Frie- drich Richter) als wissenschaftliche Kritik sich ankün- digt, welche den rohesten Pantheismus als eine neue Lehre zu Markt bringt, indem sie mit der schlechten, weil abstrakten Individualität oder Selbstheit auch die konkrete, auf dem absoluten Begriffe der Kontinuität oder Durchdringung beruhende Persönlichkeit wegwirft, und hiermit unter den begeisterten Redensarten von hochherziger Selbstentäufserung und unbedingter Hin- gabe Gott und Menschheit in dem grundlosen Schlunde des Nichts absorbirt, wogegen sich alle drei in solcher Kritik beseitigten Richtungen des Rationalismus, des Supernaturalismus und der Spekulation gleichmäfsig zu- sammen zu nehmen berufen sind.

Solchen gefährlichen, alles individuelle Geistesle- ben tödtenden Versuchen fehlt nichts so sehr, als der Begriff der Persönlichkeit selbst, welche sie läugnen: weshalb ihnen darin beizustimmen ist, dafs an der ge- läugneten Persönlichkeit nichts gelegen sein kann. Als eine Waffe des Geistes gegen solche Versuchungen kann aber die vorliegende Schrift betrachtet werden, wenn gleich dem Verf. von dem neuesten Unterneh- men dieser Art nichts bekannt sein konnte.

Demohngeachtet ist zu besorgen, dafs sich auch an dieser Schrift, wenn sie nicht als schwer ignorirt

wird, die voreilige Unruhe und Ungeduld des modernen Bewufstseins versuchen wird, um die ganze Reihe der damit von neuem in Frage gestellten Dogmen daran zu halten und den Verf. darüber in's Verhör zu ziehen. Dagegen würde sich die speculative Lebens- und Liebes-Thätigkeit des menschlichen Geistes in dem einzelnen Subjecte nur dadurch erweisen, dafs dieses, nicht abstofsend, sondern anziehend sich verhalten müfste, um aus seiner individuellen Stellung zur Wahrheit heraus und in das von einem andern Momente aus entworfene, auf dem Boden der Speculation erbaute Denksystem eingehen zu können.

C. F. Göschel.

CXXVI.

Das Wort in seiner organischen Verwandlung, von Dr. Karl Ferdinand Becker. Frankfurt a. M. 1833. 299 S.

Das Gedeihen einer Wissenschaft hangt nicht zum geringsten Theile von der Vielseitigkeit der Standpuncte ab, von denen ihre Erforscher, stets dasselbe Ziel im Auge, in ihren Untersuchungen ausgehen; ja viel weniger selbst, als unfruchtbare Schlaffheit, wird es ihr schaden, wenn sich auch vielleicht einer oder der andere derselben, er sei nur mit Geist ausgerüstet, auf einen solchen stellte, den die Wissenschaft in ihrer weiteren Entwickelung nicht als einen richtigen anerkennen könnte.

Das Buch, welches uns vor Handen liegt, giebt zu der Betrachtung den Anlafs, denn von dem philosophischen Standpunkte aus und geschichtlicher Seits, wenn auch vielleicht nicht eingestandener Mafsen, doch faktisch von dem der neueren Sprachen, insbesondere der neuhochdeutschen, seinen Auslauf nehmend, gelangt dasselbe, indem ihm Philosophie und tiefere Kenntnifs jener Sprachen für die Beurtheilung der älteren, aus denen sich erstere hervorgebildet haben, so ziemlich als Mafsstab gelten, zu Ergebnissen, zum Theil allerdings sehr verschieden von denen, welche die, nicht minder mit philosophischem Geiste, aber geschichtlich geführte Untersuchung über die Etymologie der Sprachen Sanskritischen Stammes, auf *ihren* Wege nen hat.

Wir finden den verehrten Hrn. Vf. fast im Höhen wandeln, von denen er uns viele, oft dur heit, oft durch ihre Weite anziehende Aussicl öffnet; in die Thäler sehen wir ihn seltener h gen, und dann doch auch weniger, um sich i einzuwohnen und die Dinge, welche sich den von oben herab entweder nur in unsicheren U zeigten oder auch ganz verdeckten, in der N ihrer vollen Wirklichkeit zu beschauen, als viel ihnen, wie ein zu neuen Höhen eilender Reisen überzufliehen. Andere Male steht derselbe zw ohne dafs wir jedoch wüfsten, *wie* er dahin gel indem eine Vermittelung mit den unteren F entweder sehr gefährlich, oder gerade zu u scheint.

Ohne Bild fortzufahren: der Grundgeda Buchs, der sich leicht und gefällig abspinnt Anscheine nach überall ungezwungen mit den N danken verknüpft, trägt, so wie auch diese hä Namen Allgemeinheit, Consequenz, Nothwendi der Stirne; dies wird hinreichen, furchtsamen eine heilige Scheu einzuflöfsen; indefs, man hal nur immer das thatsächliche Gewisse entgegen, dürfte Vieles von ihrem gorgonischen Zauber ver den. Den Ref. erfüllt eine andere Besorgnifs, d lich, dafs eben dies Buch, welches der Etymolo systematische Gestaltung zu geben unternimmt, daran sei, wenn gleich viel weniger durch sich als durch unverständige Benutzung desselben, in chaotische Nacht der Etymologie, welcher zu hen, wir kaum erst angefangen, nur noch ti rückzuführen. Welcher Abgrund der Etymolo gegengähne, wenn diese die geschichtliche Fo verläugnet oder gar mit ihr ein loses Spiel tr von liegen in Lennep's etymologischem Wörterbu griechischen Sprache die unerfreulichen Bele wer ein jüngeres Beispiel sucht, dem brauchen Murray's 9 Urlinge ins Gedächtnifs zu rufen, gesammten Sanskritsprachfamilie ihr Dasein haben sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 94.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

Vort in seiner organischen Verwandlung
Dr. Karl Ferdinand Becker.

(Fortsetzung.)

un kann aber unser Buch durchaus nicht von dem rfe frei gesprochen werden, dafs es einerseits eine Spracherscheinungen — und wir haben hier weniger als blofse, für das Ganze unbedeutende nheiten im Sinne — oft im geradesten Widere mit deren inneren Wahrhaftigkeit, nach Sätzen hauptungen beurtheilt, die, der Beobachtung vornommen, erst hintennach aus ihr eine gleifsende gung empfangen haben, andrerseits aus ungenauer nvollständiger Beobachtung Gesetze abzieht, dene Ausdehnung weit über ihre natürliche Grenze gegeben wird. Ferner ist, was aus den vernartigen Sprachen der Sanskritfamilie als geliche Erläuterung herbeigeholt wird, fast immer ommen, wie es sich gerade bietet, ohne dafs der , auf dem, und die Umgebung, in welcher es aufhsen ist, berücksichtigt worden wäre; und nach, was keinem Etymologen erlassen werden kann, ronologische Aufeinanderfolge und die Gegenseider Lautverhältnisse jener Sprachen nicht nur rsucht, sondern so gut wie unbeachtet geblieben; Grimm's vortreffliche Untersuchungen über den echsel deutscher Mundarten werden, obwohl diese lem Hrn. Vf. zunächst lagen, beinahe völlig igno-Solcherweise dürfen wir uns weniger wundern, in den geschichtlichen Elementen des Buchs viel- in eben dem Maafse kühne Ungebundenheit als philosophischen geregelte Ordnung herrscht.

eber das Hauptresultat des Buches können wir zweifelhaft sein, da vom Verf. selbst S. IV. „*die sche Entwickelung in Laut und Begriff*" als solerausgehoben wird. Hr. Dr. Becker stellt sich ntwickelung des Wortes als eine stets vom Allgemeinen zum Besonderen, zu gleicher Zeit und untereinander ebenmäfsig fortschreitende Umbildung in Laut und Begriff vor, und setzt hierin das Wesen des Organismus sowohl der Sprache überhaupt als ihrer einzelnen Gliederungen. Dieser Gedanke wird in vorliegendem Werke auf eine grofsartige Weise, mit der Raschheit, und nicht ohne viele glückliche Blicke eines wohlbegabten Genius durchgeführt; und, wenn es ein nicht genug zu lobendes Verdienst früherer Schriften des Hrn. Verfs. war, mit gröfserer Bestimmtheit auf eine Auffassung der Sprache in ihrer vollen Ganzheit und in ihrem einheitlichen Zusammenhange gedrungen zu haben, so ist dieses in gegenwärtiger noch insbesondere dadurch erhöht worden, dafs es den genealogisch eng verbundenen Complex der Sanskritsprachen denkender Betrachtung unterwirft, und die Mittel aufsucht, um uns die Herrschaft über so ungethüme Massen durch eine wissenschaftliche Anordnung ihres Wortvorraths zu verschaffen. Dieses ist die wahrhaft glänzende Seite des Buchs, für welche sich, wie wir nicht zweifeln, die Sprachwissenschaft, insbesondere die Etymologie, stets, wie viele Einwendungen sie auch im Besonderen zu machen habe, dem Vf. höchst dankbar beweisen wird.

Durch die ganze Untersuchung läuft der Begriff und Ausdruck „*Individualisirung*" und es wäre gewifs nicht überflüssig gewesen, hätte dem Hrn. Vf. gefallen, gleich an der Schwelle des Buchs darüber uns näher aufzuklären, was er eigentlich hierunter, ob immer dasselbe oder auch ein nach Ort und Gelegenheit Verschiedenes, verstanden wissen wolle; Ref. wenigstens fühlt sich in einzelnen Fällen vor dem neckisch hin und her täuschenden Worte nicht recht sicher. Stets fortschreitende Individualisirung in Laut und Begriff wird als ein allgemeines Gesetz sowohl der Sprache überhaupt als des Wortes insbesondere aufgestellt, dessen Einheit leiblicher Seits den *Vocal*, geistiger den Begriff der *Bewegung* zum Principe habe. Hier mufs sich Ref. nun so-

gleich fragen, ob z. B. der Vocal allgemeiner oder einfacher als der Consonant sei, den der Verf. (S. 28.) „*mehr* individualisirt oder articulirt" nennt, als den Vocal. Um es unverholen zu gestehen: ihm will keins von beiden einleuchten; er sieht zwischen Vocal und Consonant im Allgemeinen gar nicht eine *Grad*-, sondern vielmehr eine *Qualität*-Verschiedenheit, und dem „weichen" Vocale vor dem „starren" Consonanten eine Bevorrechtung einräumen, heifst ihm ungefähr so viel, als den starren Mann zu einem mehr individualisirten Weibe, und das liquide, vocale Weib zu Principe selbst anderer, als Amazonenstaaten, machen (vgl. S. 90). Jeder ahnet leicht, woher die Vorliebe des Hrn. Vfs. für den Vocal, sie beruht auf dem falschen Wahne, als ob der Vocal für sich rein und ohne Zuthat ausgesprochen werden, der Consonant dieses aber nicht könne: der Consonant bedarf zu seiner Lautbarwerdung des Vocals nicht, das beweiset die jetzt übliche Lautirmethode; es genügt ihm ein Schwa (oder *e muet*): der Vocal, für sich gesprochen, ist nie ohne die Begleitung eines Spiritus. Hier *Spiritus*, *Schwa* dort sind nur gleichsam Zapfen und Loch oder Andeutungen, dafs beide, Vocal und Consonant, für einander sind und sich, ihrer äufserlichen Selbständigkeit unbeschadet, gegenseitig nicht entbehren können; das Schwa ist schon vocalischer, der Spiritus consonantischer Natur. *Rein* sind Vocal und Consonant nur Abstracta und schlechterdings nicht durch die Stimme, aufser in ihrer Gebundenheit, darstellbar z. B. *ka*, *ti*, *pu*, worin Schwa und Spiritus neutralisirt worden. Wir ziehen hieraus den Schlufs: weder Vocal noch Consonant allein, sondern beide, als zu einander gehörige Momente, bilden das in sich doppelseitige, aber dennoch einheitliche und Eine *Laut*-Princip des Worts.

Ehe wir zu dem *intellektuellen* Principe des Worts übergehen, glauben wir noch daran erinnern zu müssen: es sei ein anderes in der wissenschaftlichen Betrachtung eines Gegenstandes vom Einfachen zu dem Zusammengesetzteren stufenweise aufsteigen, und wiederum ein anderes, in dem vorliegenden Gegenstande selbst dessen stufenweise Entwickelung nachweisen. Dem Hrn. Verf. mengt sich beides zu wiederholten Malen durcheinander, woraus dann nicht wenige schiefe oder halbwahre Sätze entspringen: wenn er z. B. Individualisirung als ein in der *Sprache* durchgreifendes Gesetz aufstellt, was es nur in einem beschränkten Kreise derselben ist, so sieht er sich hinterdrein, indem seinem hellen Geiste nicht verborgen bleiben
te, wohin ein starrsinniges Festhalten an einem
meinen Satze, der keiner ist, führe, genöthigt, da
theilweise wieder aufzuheben, während es doch u
tig besser gewesen wäre, sogleich bei dessen A
lung zu sagen: bis dahin und nicht weiter! Die Sp
forschung mag mit dem Buchstaben als solchem
ben und mit der Periode schliefsen, immerhin;
reimtheit aber wäre es, zu behaupten, die Sp
selbst, was auch der Hr. Verf. läugnet, beginn
dem Buchstaben: denn ihr *Zweck* ist Rede und
alles Uebrige ihr nur *Mittel*, folglich mufs sie
Tendenz nach sogleich in Sätzen (also in eine
sammengesetzten) zur Erscheinung kommen, wo
gleichgültig ist, ob ein Wortcomplex, ob ein ein
Wort, z. B. ja, nein, endlich gar ein Einzelbu
z. B. Lat. *i* (geh) diese Function ausübe. Es i
her so wenig wahr, dafs die Sprache mit dem A
ge, dafs sie vielmehr mit der Mitte oder, wenn
will, sogar mit dem Ende anfängt.

S. 29 liest man; „In der Sprache ist der B
wie z. B. *lauten*, uranfänglich höchst unbestimm
gleichsam noch gestaltlos; und erst später indivi
sirt er sich zu einem mehr bestimmten Begriffe,
klingen, *krachen*, *pfeifen*, *heulen*" — nichts als B
tung! Ursprünglich zeigt sich die Sprache, selbst
des Hrn. Verfs. Geständnisse, durch und durch sin
d. h., soviel ich einsehe, der Sinn ihrer Wör
noch *individuell*, wie die Anschauung, auf welch
beruhen, und schon aus diesem Grunde Poesie,
Allgemeines im Individuellen darstellt, die früheste
tersprache der Völker; allmälig büfst die Sprach
alte Volllöthigkeit ein und erhält, je näher sie im
gange der Zeit zur Philosophie hintreibt, immer
den Charakter rahmenartiger, entindividualisirter,
ser *Allgemeinheit*. Wir wollen nicht so unredlich
aus dieser Thatsache zu schliefsen, als sei nun
der Gang der Sprache durchaus der umgekehrt
dem, was der Hr. Verf. ihr vorzeichnet; nur so
dafs auch Individualisirung des Begriffes im Wo
einer, um Vieles geringeren Ausdehnung stattfind
ihr in unserem Buche eingeräumt wird. Wen
Hr. Verf. sich darauf stützt, dafs *aus* dem Verbu
dem Allgemeinen, das Nomen u. s. w. als desse
sonderungen hervorging, so beruht diese A
auf einer Täuschung. Das Nomen ist um nichts

ı individualisirtes Verbum, als der Consonant ein ichen Vokal; die Gattung *zeugt nicht* die Arten, ihr sind beide wechselseitig, nur auf verschiedene e, in einander. Das Verbum ist gar nicht das neine, sondern ebenfalls ein Besonderes, und zwar chfach mehr modificirt, als das Nomen. Die el als das wahrhaft Allgemeine und über die Beungen Erhabene zeigt sich lediglich nur in Beungen, zunächst so gut in dem unabgeleiteten zel-) Verbum, als in dem unmittelbaren, d. h. erst ein anderes Nomen voraussetzenden Nomen. nserer wartet jetzt ein anderer Punct. Während r. Verf. überall vom Organismus der Sprache und blühenden Leben redet, erinnert er sich, sonder-Weise, weder ihres Siegthums noch ihres Abster-

Was ist nun aber schon das Zerfallen eines nglich mit sich identischen Sprachstoffes in munde Vielheit und Verschiedenheit anders als theil-*Vernichtung des Organismus?* Verderbniſs in auf den ursprünglichen Organismus, wenn gleich in sofern auch sie unter Gesetze des Wandels t ist, in solchem Sinne Fortbildung heiſsen mag? r lautlichen Seite der Sprache treten zwei sehr iedenartige Vorgänge hervor. *Veränderung (va-*, wie ihn der Verf. nennt, ist der eine; *mundder Lautwandel* der andere. Jener kann des Hrn. Fündling heiſsen, da dieser ihn nicht nur beer, und zwar mit vollem Rechte, von der Ableiesondert, sondern auch meines Wissens zuerst iem Namen belegt hat. Er ist auch so sehr des Liebling geworden, daſs er an dem Tische des rtlichen Lautwechsels frei schmarotzern darf, daſs r, obwohl sonst ziemlich dickbäuchig, darüber lich einschrumpft, und man jenem zurufen möch-*modus in rebus, sunt certi denique fines!* — besteht nun jene Variation? Leicht verdeutlimag man sich dieselbe unter andern an den Wur-*αφ, γλυφ*; *scalp, sculp*, deren keine füglich als ng oder Dialektverschiedenheit gelten mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXVII.

ige wissenschaftliche und historische Unterhung der Rechtmäſsigkeit der Verpflichtung symbolische Bücher überhaupt und die sb. Conf. insbesondre. Von J. C. G. Johannsen. Altona bei Hammerich 1833. *XXIV.* 646. 8.

Der Streit über die Geltung des Lehrbegriffs, wie ihn die Kirche in ihrem Symbol niedergelegt hat, der bisher in Deutschland mehr oder weniger auf dem Gebiet der wahren und falschen Wissenschaft geführt wurde, ist in Dänemark durch die Hirtenbriefe der sämmtlichen Bischöfe des Reichs, die unter königlicher Autorität in den Jahren 1817 und 1826 an die Geistlichkeit des ganzen Landes vertheilt sind, officiell autorisirt und als integrirendes Moment in Staat und Kirche eingeführt. Die Reibungen der Theologen fanden daher ihr nothwendiges Forum an den Gerichtshöfen des Reichs und das Interesse an jenem Streit hat den ganzen Staat in Anspruch genommen und in seinen Kreis hineingebaut.

Auf einem so bewegten Gebiet hat es Hr. Johannsen, Hauptpastor an der St. Petri-Kirche in Kopenhagen, unternommen, die Rechtmäſsigkeit der Verpflichtung auf symbolische Bücher und insbesondre auf die Augsburgische Confession noch einmal letztlich in Betracht zu ziehen. Das Prinzip seiner Kritik bildet das Recht und die Macht der freien Persönlichkeit, die eine permanente und unbedingte Norm des Glaubens unmöglich und nichtig mache und das Recht und die Pflicht in sich trage, selbst zu prüfen, was ihr als das Wahre gelten solle, nichts ohne die Ueberzeugung des Gewissens zu glauben, und so die absoluten Ansprüche des menschlichen Geistes auf Freiheit des Glaubens und Vervollkommnung desselben zu behaupten und sicher zu stellen. Dies Postulat der freien Persönlichkeit will der Vf. gegen Kirche und Staat schützen und findet er in der Lehre des Christenthums, im Akt der protestantischen Kirche zu Speier, in den obersten Grundsätzen der Augsburgischen Confession bestätigt, und nur auf diese Grundsätze statuirt er eine Verpflichtung.

Daſs mit dieser Berufung auf das Gewissen des Subjekts zunächst alle Gemeinschaft und Gesellschaft, die noch die dürftigsten Kategorieen der Kirche sind, aufgehoben sind, spricht der Verf. selbst aus, indem er den Glauben des Protestantismus für „eine Sache" erklärt, „die nicht ihrer Viele insgemein, sondern einen Jeden sonderlich angeht." Jeder ist auf seine eigne Reflexion und Untersuchung angewiesen, diesen Kreis der eignen Prüfung darf Niemand stören und alle Rechenschaft ist vom Tribunal der Objektivität auf das eigne Gewissen hingewandt und demselben vindicirt. Wie aber hiemit das einzelne Subjekt sich zu den Ansprüchen der objektiven Realität stelle, ist consequent auſser Augen gelassen und bleibt ungewiſs und unbestimmt.

Hierbei beläſst es aber nicht die Wirklichkeit und daſs es noch eine wirkliche Kirche und einen wirklichen Staat gebe, zeigt zunächst jene Opposition, die beide durch sich selbst wider ihren Willen anerkennt. Wie verhält sich also Staat und Kirche gegen jene Negation, diese unterlaſsne Frage aufzustellen, ist die absolute Pflicht der Wirklichkeit und derer, die auf dem Standpunkt derselben die Wahrheit wissen.

Der Widerspruch könne nur so gelöst werden, antwortet man nun von einer Seite, die ganz besonders im Centrum der wahren Kirche und des objektiven Staats zu stehen glaubt, die ewi-

gen Rechts beider zu vertheidigen behauptet und im Zwang der Objektivität selbst keine Hülfe sieht, „dafs der Staat dem mit der Staatskirche unverträglichen Elemente eine gesetzliche Existenz gebe." Dieser Akt ist aber so weit davon entfernt, die wahrhafte Lösung zu sein, dafs er die völligste Negation aller wahren und hiermit göttlichen Gesetze wäre. Denn wenn jene Wächter des Staats und der Kirche in der Abschliefsung des Subjekts auf seine abstrakte Persönlichkeit mit Recht die Sünde gegen den Geist der Wirklichkeit sehen, wie können sie es vor der Wahrheit verantworten, dafs der Negation eine gesetzliche Existenz gegeben werde?

Gegen eine solche Befreiung vom Feinde, die nur durch die Flucht vor ihm und durch einen Pact, in dem man ihn gesetzlich autorisirt und aufserhalb der Wahrheit bestätigt, möglich ist, wendet sich der Protestantismus selbst mit der ernstesten Strenge. Er erkennt in jener negirenden Richtung sein eignes Fleisch und Blut an, er weifs in sich dasselbe Moment der Negation, dieselbe Berufung auf das Gewissen, er fordert vom Subjekt gleichfalls eigne Prüfung, er dringt nicht weniger darauf, dafs der einzelne in sich selbst die Wahrheit erfahre, durchlebe und sich in ihr wisse, und gleich stark opponirt er sich gegen alle Zumuthung menschlicher Autorität und gegen das Aufdringen einer Lehre, die nicht von ihm als wahr anerkannt sei.

Gleicherweise braucht die antisymbolische Richtung vom Staat nicht erst ihre Admission zu verlangen. Der Staat ist es selbst, der im Bewufstsein seiner übergreifenden Macht die Negation in sich nicht als Integration seiner selbst einführt, sondern sie gewähren läfst. Er schützt die unendlichen Ansprüche der Subjektivität, damit diese sich mit der Objektivität versöhne, und damit diese Versöhnung, die er in seiner Einheit mit der Kirche an sich schon wirklich weifs, auch für das Subjekt realisirt werde, errichtet er die Universitäten. In der Lehrfreiheit, mit der er diese beschenkt, giebt er der Differenz und deren Macht freien Spielraum und läfst er sie sich bis zum Widerspruch und Gegensatz entwickeln und erweitern.

Recht eigentlich *post festum* also kommen jene, die auf ihre subjektive Freiheit als das höchste Gut pochend an Staat und Kirche herantreten und von diesen ihre Bestätigung verlangen. In alle dem unendlich Hohen, das ihr nur postulirt, sieht der Staat sein edelstes Kleinod und in dessen wirklichen Besitz erfreut er sich des Pfandes seiner ewigen Frische und Jugendkraft.

Die arme Kategorie des Seins, um die jene kämpfen, die ist ihnen schon längst in den Prinzipien des Protestantismus und im Staat zugegeben. Es ist ihnen sogar nicht nur am Saum des Protestantismus, vielleicht als einem Extrem ein Platz vergönnt, sondern mitten in ihm ihre Stelle angewiesen. Dafs sie aber deshalb um dies unerfüllte Sein streiten, weil sie aufser diesem nichts anerkennen wollen, deshalb läfst der Protestantismus nicht ab von ihnen und er begnügt sich nicht allein damit ihnen zu sagen, wie sie ja ein Moment in ihm sind, sondern seine Bewegung in sich selbst treibt ihn ununterbrochen in sie einzugehn. Ja, da er weifs, dafs er zunächst im Gegensatz gegen sie zum Begriff des Geistes getrieben ist, der den Widerspruch und das Moment der Differenz und des Gegensatzes als das Prinzip seiner Dialektik in sich trägt, ermüdet er nicht in seiner Liebe gegen sie. Das heifst, er stöfst sie nicht von sich aus, sondern mit derselben Sicherheit und Langmuth, mit der der Staat in sich selber ruhend, dem Treiben des Gegensatzes zusieht, zeigt er thätig durch die Ausbildung des Wissens, wie ihre Opposition und ihr Postuliren in ihm aufgehoben und überwunden ist. In dieser Entwicklung der Wissenschaft, weil in ihr der Sieg über den Widerspruch errungen und gefeiert wird, liegt die einzige und wahre Polemik gegen jene, die mit den Prinzipien des Protestantismus prahlen, ohne zu wissen, wovon die Prinzipien die Geburtstätte sind, und auf Grundsätze pochen, ohne zu wissen und zu umfassen, was in ihnen begründet ist.

In der Aufhebung dieser eitlen Negation und Protestation und jener Berufung auf das Symbol als auf ein nur seiendes und objektives Zeugnifs, zeigt sich die protestantische Kirche als die Kirche des Geistes. Im Geiste ist die erste Richtung, die den Protestantismus nur einseitig repräsentirt und die andre, die in ihrem Festhalten und äufserlichen Gebieten des Seins blofs den Katholicismus im Protestantismus darstellt, in ihrer hartnäckigen Einseitigkeit vergangen.

Denn der Protestantismus trägt das Symbol in sich, aber nicht als äufserlich und fremd ihm gegenüberstehend, sondern er vermittelt es ohne Unterlafs als ein Symbol, indem er seine Subjektivität darin weifs. Eben so macht er nämlich seine Subjektivität geltend und weifs er sie im Unterschied gegen das Symbol, aber er hat in seinem Prinzip die Macht, den Gegensatz aufzuheben. Auf seiner unendlichen Höhe, die die Höhe des Geistes ist, giebt es für ihn keine Ketzerei und keine Exkommunikation mehr, er weifs auch die Negation und Differenz als sein Moment und widerlegt sie, indem er auf unendliche Weise durch sie hindurch zu sich zurückkehrt.

Die Lehre also und ihr Inhalt ist das Gebiet, auf dem allein die Bedeutung und die Wahrheit des Protestantismus, um dessen Symbol es sich handelt, entschieden wird. Wenn man aber die Lehre der Evangelischen, wie sie in der Augsburgischen Confession entwickelt ist, nur für „zufällige, durch die damaligen Umstände gegebene Gegenstände", auf welche sie die Prinzipien „anwandten", erklärt, wie Hr. Johannsen thut, so hat man sich *eo ipso* vom alleinigen Kampfplatz ausgeschlossen und dem Buch des Vfs. kann daher nicht einmal der Ruhm gegeben werden, die Akten des Streits zusammengefafst, geschweige denn geschlossen zu haben, weil er in die Natur des Streits so wenig Einsicht gezeigt hat. Denn nicht auf die blofse Kategorie des Seins kommt es hier an, sondern: was ist der Inhalt des Seins und wozu bestimmt es sich, nicht auf das reine Gewissen, sondern was in ihm ist, nicht auf eine leere Ueberzeugung, sondern: was ist dein Glaube und was weifst du vom Glauben!

№ 95.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

Wort in seiner organischen Verwandlung
n Dr. Karl Ferdinand Becker.

(Fortsetzung.)

agt man nach ihrem Unterschiede von dem mundartli-
Lautwechsel, so antworte ich, mich zweier Ausdrücke
s bedienend: dieser ist „*mechanisch*", in der Na-
hwendigkeit gegründet und *beabsichtigt keinen*
ffswandel, wenn dieser ihn auch zuweilen beglei-
ag; jene dagegen „*dynamisch*", sie bewirkt, wenn
vielleicht noch so feine Begriffsabschattungen in
lautlich variirten Sprachstoffe, und diese sind ihr,
gerade bewufster Weise, *Zweck*. Mundartlicher
vechsel ist seinem Wesen nach *Desorganisation*
btödtung; Variation — *Schöpfung* und Belebung.
der wesentlichen Aufgaben der vergleichenden
ologie der Sanskritsprachen besteht nun darin,
hnen den *ursprünglichen* Organismus, gleichsam
unter Schutt und Trümmern begrabene und ver-
nelte Antike, hervorzusuchen und möglichst in sei-
lten Wahrheit und Schönheit herzustellen. Na-
h sind ihm die älteren Sprachen getreuer geblie-
ls ihre jüngeren Sprösslinge, und es wäre daher
rlich, z. B. nach dem Portugiesischen das Lateini-
nach dem Englischen das Angelsächsische und
ische, aus dem Neupersischen das Zend oder Sans-
eurtheilen, und den Organismus der letzteren aus
zertrümmerten Organismus, der ersteren erklären
ollen. Was hier von dem Ganzen gilt, gilt auch
dem Einzelnen; der Hr. Verf. kümmert sich sel-
larum, ob er den ächten Kern, der *gesucht* sein
oder die lügende Schaale greife; denn fast jede
legt Zeugnifs davon ab, dafs er jüngere Sprach-
in ihrer Verderbung, deshalb weil sie die Zeit
agt und dadurch vereinfacht hat, für *ur-*
liche Einfachheit und dann die älteren, gar nicht
weniger verderbten für Entwickelung und Fort-
bildung nimmt. Wer z. B. althochd. *aha* ein mehr individualisirtes Angels. *ea* nennt, wie der Verf. S. 31, der müfste auch behaupten, das Franz. *eau* (*ô*) sei *nachmals* von dem Lateiner weiter zu *aqua* individualisirt worden. Solche Verkehrtheiten liefsen sich zu Hunderten aus dem Buche anführen, indem der Hr. Vf. so völlig keine Ahnung von den ungeheuren Verlusten hat, welche die Sanskritsprachen an ihrem Gewichte erlitten, dafs er, wo sich vollere und schmälere Formen vorfinden, stets ganz unbefangen — consequent genug, aber auch um mindestens zwei Drittel gegen die Wahrheit — die volleren sich als aus den destruirten entwickelt denkt, und die Auslassung von Lauten mit der einzigen S. 88 abmacht. Man urtheile selbst, ob das der Weg ist, eine vernünftige und genetisch die Sprache verfolgende Etymologie zu begründen. — S. 70 ff. wird herausgerechnet, dafs gegen vier Fünftel der germanischen Wurzelverben, und die Hälfte der lateinischen zum „*Wurzelvocal*" *i* besitzen oder doch ehemals besessen; wenn jemand sich so sehr verrechnet, umarmt er doch gewifs eine Wolke statt der Juno. Einer Widerlegung bedürfte es kaum; sie ist aber in Bopp's Erklärung des Ablauts und Umlauts in der Rec. von Grimm's Sprachlehre und jetzt in dessen vergleichender Grammatik gegeben. Dennoch soll „nach dem (schlecht bewährten) Gesetze, dafs jede Wortform um desto weniger dem Wandel unterworfen ist, je mehr sie individualisirt ist", das lat. Präteritum sollen die Zusammensetzungen, z. B. *tetigi*, *attingo* das *ursprüngliche*, im Präsens getrübte Lautverhältnifs rücksichtlich des Vocals bewahrt haben! — S. 44. ist von einem nicht bedeutsamen „*Augmente*" im Griech. die Rede, das sich durch den Mangel des Accentes (Refn. völlig unverständlich) von den bedeutsamen Vocalen, z. B. dem *a privativum* unterscheiden soll, und S. 53 wird gegen Grimm, in Bausch und Bogen geläugnet, dafs gar oft ein anlautender Consonant Rest einer vorge-

setzten Partikel sei, und jener vielmehr — auf eine nichts oder doch nicht das Rechte sagende Weise — zur „*Verstärkung*" erhoben; als ob Zusammensetzung, welche doch vermuthlich der Hr. Verf. der Sprache im Allgemeinen nicht absprechen wird, ein materieller, für den Organismus der Sprache sich nicht schickender Vorgang sei?! Ist denn aber die Sprache nicht von Grund aus und durch und durch Zusammensetzung? Mit Freuden gebe ich den materiellen *Ausdruck:* Zusammensetzung hin, weil der Sache nach freilich jede Zusammensetzung der Sprache, nach der innern Seite hin, auch zugleich — Durchdringung ist. Was soll man sich aber unter einem *nicht* bedeutsamen *Augmente* d. h. Wachsthume oder einer *Verstärkung*, welche den Sinn angeblich *nicht* verstärkt, denken? Mindestens ist hier der Ausdruck nicht sehr glücklich; und wie verhält es sich mit der Sache? Ref. glaubt in seinen etymologischen Forschungen erwiesen zu haben, dafs z. B. jedes mit *a* anlautende Präfix (*antar* natürlich ausgeschlossen) im Sanskrit, erstens ohne das *a*, und die meisten auch zuweilen ohne den schliefsenden Vocal vorkommen, so dafs häufig nur der blofse Consonant zurückbleibt, z. B. *ati* (*trans, ultra*): 1) *pra-ti* (vorwärts, gegen) 2) *ád-bhuta* (über das Seiende hinaus, übernatürlich) 3) *t-ri* (*transgredi* vgl. √*ri*). Dem Hrn. Vf. würde *t* eine nichtsbedeutende Verstärkung heifsen. Ferner: es ist falsch, wenn man die grofse Menge vortretender Vocale im Griechischen sämmtlich für Prosthesen im wahren Sinne des Wortes, d. h. rein lautlicher Art, etwa wie das *e* im Franz. vor Doppelconsonanten (im Lat.), welches man ein mobil gewordenes Schwa nennen könnte, nimmt; nichts bedeutende Zusätze sind überhaupt im Verhältnisse zu Unterdrükkungen von Buchstaben in den Sprachen *überaus selten*. Um nur bei dem einzigen *α* stehen zu bleiben: jeden Augenblick kann Ref. es beweisen, dafs dasselbe nicht nur für Sanskr. *an-*(*a-*) st. *na-* (nicht), sondern auch für *sa-* (*com-*); st. *ἀπό*, lat. *â*; st. *ἄν* (*ἀνά*), anderer Präfixe nicht zu gedenken, in sehr vielen Wörtern stehe. Also hat der Hr. Verf. hier wiederum, wie öfters, aus der Hälfte oder einem Viertel — das Ganze gemacht.

Variation der Wurzel — denn allerdings ist diese zumeist derselben unterworfen — wird unserem Buche zufolge durch Verstärkung, theils des Anlauts, theils des Auslauts, unter die es auch, wiewohl ohne genügenden Grund, die innere vertheilt, bewerkstelligt. Es wird ferner gelehrt, dafs bei diesem Vorgange vorzüglich die Freiheit walte, und daraus die geringere Gesetzmäfsigkeit in ihm erklärt. Leider scheint hier das Wort Freiheit in einem sehr freien Sinne gebraucht zu sein, denn wir sehen diese vielfach in ihr Gegentheil, oder tyrannische Anarchie umschlagen. Praktisch ist die Variation in unzähligen Fällen weder von der mundartlichen Verderbung, noch von Zusammensetzung und Ableitung gesondert gehalten, so dafs Vieles unter einer Haube erscheint, unter welche es nicht gehört. Ich führe keine Beispiele an, weil deren jeder leicht herausfinden wird. An Analogieen, d. h. gleichartigen Anfügungen, welche auch einen gleichartigen Zweck zeigen, fehlt es übrigens selbst in der Variation nicht, und es kommt nur darauf an, diese sammt ihren Gründen aufzusuchen. So finden sich unter den Sanskritwurzeln z. B. eine grofse Zahl solcher, die mit *p* oder Zischlauten schliefsen, und sichtbar zu kürzeren Formen ohne jene Endlaute stimmen. Nun bilden *p* und *s* Causative und Desiderative im Sanskrit, was nicht Zufall sein kann. Bei manchen dieser so am Ende verlängerten Wurzeln dürfte sich nun wohl mit der Zeit erweisen lassen, dafs es eigentlich, wie *tempefacere*, *calefacere* oder wie mehrere Arab. Quadriliteren, 2 in eins verwachsene Wurzeln sind; ich meines Orts zweifele z. B. gar nicht, dafs *θ* in *πλήθειν, νήθειν, ἀμύναθον κ. τ. λ.* nichts als die Wurzel *θη* (*τιθέναι*; in dem allgemeinen Sinne von: bewirken, thun, *to do*) sei.

Zum Beschlusse liegt uns ob, noch einen der Hauptgegenstände des Buchs näher zu besprechen; wir meinen die schon oben angedeutete systematische Eintheilung des Wortvorraths in den Sanskritsprachen. An die Spitze des Thesaurus werden „12 *Kardinalbegriffe*" gestellt, „nämlich 5 — *gehen, leuchten, lasten, wehen, fliefsen* — in denen der Urbegriff *beweges* durch die besondere *Art* des *thätigen Seins*, und 7 — *erlangen* (*adire*), *binden* (zusammen), *scheiden* (von einander), *decken*, *wachsen* (Gröfsenverhältnifs der Bewegung), *schnellen*, *verletzen* — in denen derselbe Urbegriff durch die *Beziehungsverhältnisse* der *Thätigkeit* individualisirt ist;" und diese umfassen nach S. 146 das ganze Reich der Begriffe von sinnlich anschaulichen Thätigkeiten. Dadurch entstehen nun 12 *Klassen*, welche wiederum nach dem *anlautenden* Buchstaben der Wurzel, als angeblichem Träger des Begriffes,

igen, und nach dem *auslautenden* in *Unter-*
, zerfallen z. B. Ordnungen nach den For-
ka, ta, pa, ra, la, na, ma, Unterordnungen:
p u. s. w., wo *a* als allgemeiner Ausdruck
al und die *tenuis* die übrigen Buchstaben des-
gans mit repräsentirt.

ohne Beschämung wird hier Referent sei-
igen Vorurtheiles inne, als ob die Etymologie
rst schwere Wissenschaft sei; nichts weni-
s, vielmehr — unter einem gewissen Gesichts-
- kinderleicht! Suche im Wörterbuche die
f, bring sie unter den Kardinalbegriff und
nach dem Laute ein, fahre eben so mit dem
rt, für welches die Verben Gattung sind —
na omnia! Dennoch kann er das alte Vor-
ch nicht ganz los werden, und er erschrickt
Gedanken, dafs jene einfache Operation eben
logie in ihrer ganzen Breite und Tiefe erst
e; das Ziel war von jeher meistens leicht zu
wenn der Weg dahin vollbracht war. Ehe
die Mühseligkeit des Weges auf uns laden,
gerathen, das Ziel selber zum Ziele unserer
mkeit zu machen. Die oft in wesentlichen
on der unsrigen abweichende Einrichtung in-
örterbücher dürfte Hrn. Dr. Becker vorge-
aben, indem er die eigenthümlichen Vortheile,
us einer verschiedenartigen Anordnung des
fes natürlich hervorgehen, scheint haben ver-
wollen. Die Sacheintheilung läfst er fallen;
sie nicht doch die reelste und wahrhafteste?
las sächlich Verbundene auch zugleich sprach-
ägt? Nicht also. So wendet er sich nun zu
lichen; läuft aber die Sprache stets den Be-
allel? Auch nein. Schon sehr bedenklich,
Grund der Verwerfung bliebe hier wie bei
intheilung derselbe. Der Hr. Verf. aber ver-
riffs- und Lauteintheilung, und Ref. glaubt
inzige zu sein, den beim ersten Lesen die
Weise, wie beide hier verbunden werden,
und — besticht. Wer nun diesen Genufs
n wünscht, dem ist anzurathen, ihn nicht
res Forschen ausschöpfen zu wollen, denn
icht ein solcher Chor von Bedenklichkeiten
s es schwer wird, jenen vor diesen zu ver-

(Der Beschluſs folgt.)

CXXVIII.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik, von Dr. Christoph Friedrich von Ammon. Erste Hälfte. Leipzig, 1833. 8.

Ein Buch, wie dieses, ist schwer an einem bestimmten Platz in der theologischen Literatur unterzubringen. Man weifs nicht, wie man es geistig anfassen oder beurtheilen soll. Es mischen sich darin die verschiedenartigsten Elemente, wodurch es selbst ein buntes Aussehen erhält. Einerseits die ausgebreiteten Kenntnisse und Beweise von Gelehrsamkeit, die ausgezeichnete Welt- und Menschen-Kenntnifs, die umsichtige, feine Beurtheilung aller Erscheinungen auf dem Gebiet der Kirche und Theologie, der sprudelnde Witz im Urtheil; andrerseits die weniger deutsche, als französische Bildung des Hrn. Vfs., der rhetorische Ton des Ganzen (manche Abschnitte sind wie Predigten abgetheilt und durchgeführt; vieles sieht man nur gesagt, um den Periodenbau abzurunden), der populäre Anstrich überhaupt machen die Stellung desselben auf dem Gebiet der Wissenschaft zweifelhaft. Am bezeichnendsten würde vielleicht das Urtheil sein, dafs es weniger Geist, als *esprit* verräth. Denn sonst müfste die philosophische Haltung des Buchs eine ganz andere sein. Die Philosophie ist eine Institution der Kirche, ohne welche der christliche Glaube nicht zum Wissen gelangt, nicht die Gestalt der Wissenschaft erreicht. (S. Daub über die Selbstsucht in der dogmatischen Theologie jetziger Zeit u s. w.). Mit Ausnahme der Kantischen Philosophie hat der Hr. Vf. dessen übrige grofse Talente und Verdienste wir gern anerkennen, mit deutscher Philosophie sich nicht befreundet, am wenigsten mit der letzten. Diefs, dafs er sich dazu nicht fortgebildet hat, macht mit dem Gedanken der Fortbildung des Christenthums einen unangenehmen Contrast. Ohne die schuldige Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der philosophischen Bildung ist es sehr schwer, heutiges Tages in theologischen Dingen mitzureden. Er recurrirt noch auf Tzschirners Meinungscollection, die er Dogmatik nannte, oft sogar noch auf Krugs Schriften. Man kann den Punct deutlich erkennen, auf welchem der Hr. Vf. mit seiner dogmatischen Erkenntnifs und Beurtheilung stehen geblieben, von wo er nicht fortgeschritten, womit er vielmehr hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist. Dieser Standpunct ist der des endlichen Verstandes mit allen seinen Kategorien — der unangemessenste zur Erkenntnifs des unendlichen Inhalts der christlichen Religion. Der Gegensatz des Rationalismus und Supernaturalismus ist in ihm unaufgelöst geblieben; sie liegen beide neben einander, so, dafs von dem einen zum andern übergesprungen und Gebrauch gemacht werden kann: der innere Widerspruch bleibt verdeckt, kommt nicht zum Bewufstsein. Eine Ansicht der höheren Dogmatik soll das Buch sein; dabei zeigt, dafs es nur eine *Ansicht* ist, deutlich genug, dafs hier nicht an eine sehr hohe Dogmatik zu denken ist. — Nach einer ausführlichen Vorrede handelt der Hr. Verf. das erste Buch in zehn Kapiteln ab, mit der Ueberschrift: Religion und Christenthum. Und zwar betrachtet er da

die Religion als Zeitbedürfnifs, die bestehenden Religionsformen der Tradition, der Priester und des Staats, den Protestantism und seine Kirchenverfassung, die Religion der Sectirer, die des Gefühls, die Naturreligon, die Vernunftreligion, das Gottesbewufstsein, Mystik und Mysticism, das Christenthum. Die Betrachtung geschieht ganz zweckmäfsig so, dafs überall zuerst das Wahre und Zulässige, hierauf das Ungenügende und Mangelhafte gezeigt wird. Aber man sieht in der Reihefolge dieser Abhandlungen keine nothwendige, stufen- und gedankenmäfsige Abfolge; das fünfte und achte Kapitel fällt offenbar in eins zusammen. Im zehnten Kapitel spricht der Hr. Vf. dem A. B. die Lehre von Gott als Vater, nämlich nur aller Menschen, zu, erwähnt aber nicht, dafs er es, nach der Lehre des Christenthums nur durch den Sohn, somit die Lehro dort im grofsen Unterschiede ist vom Christenthum. Dieses soll, nach dem Hrn. Vf. am reinen Deism das Fundament der allgemeinen Religion jedes denkenden Menschen haben. S. 93. Den Hauptgedanken des Buchs, den der Titel ausspricht, erläutert der Hr. Vf. viel zu wenig. So unbestimmt gelassen, weifs man nicht einmal, ob er wirklich das Christenthum an und für sich für vollkommen hält oder für perfectibel und der Vervollkommnung bedürftig; in dem ersteren Fall hätte es eines so unnützen, zweideutigen Worts, wie Perfectibilität, gar nicht bedurft; in dem andern war zu bestimmen, ob die Vervollkommnung auf den Inhalt oder nur auf die Form der Erscheinung oder auf beide zugleich gehen solle; überhaupt weifs man nicht einmal, ob die sogenannte Fortbildung des Christenthums eine ist *durch es selbst* oder durch etwas *anderes* und aufser ihm und also die Perfectibilität des Christenthums nicht vielleicht im Sinne der Briefe darüber nur eine sei durch den perfectibeln Krug, wie Fichte den Vf. jener Briefe nannte. Man sieht überall, dafs der Hr. Verf. das Wesen des Christenthums von seiner äufserlichen Erscheinung in der Bibel nicht unterscheidet. Auf diese nur hinsehend behauptet er Perfectibilität auch von jenem so, dafs rechte Vollkommenheit erst durch rechte Auslegung der Bibel an dasselbe kommt; diese aber ist nach den verschiedenen Zeiten verschieden; so spricht er dann von einem Christenthum der Juden, der Heiden und der Reformatoren. Hiermit bewegt sich der Vf. ganz nur auf dem äufserlich-historischen Grund und Boden, wie er einer sonst schon vielfältig bestimmten subjectiven Ansicht vorkommt oder erscheint. Ein christlich-theologisches Prinzip und Element ist nicht in diesem Buch, weshalb es denn auch allen, welche nur Weltleute von Bildung sind, als ungemein schön und vortrefflich vorkommen mufs. Der Abschnitt vom Christenthum der Juden handelt von der mosaischen Religion und Gesetzgebung, den heiligen Schriften des A. B. und ihrer Auslegung, dem Ursprung des jüdischen Messianismus und den prophetischen Messiashoffnungen im Einzelnen. In diesem Kapitel hat der Hr. Vf. von den Ergebnissen der neueren Forschung und Kritik reichlich Gebrauch gemacht und ist auch, wo er eigene Ansichten hat, in wesentlicher Uebereinstimmung damit. Doch ist dieis alles eine, nur noch populärere Darstellung dessen, was seit länger als dreifsig Jahren im Umlauf ist und was wir schon an der „Biblischen Theologie" des Hrn. Vfs. besitzen, nur mit fortgesetzter Polem alle aus dem nichtrationalistischen Standpunct inzwisch benen Einwendungen, auf die er jedoch nicht genugsam zelnen Rücksicht genommen zu haben scheint. Mit d sten Kapitel kommt dann der Hr. Vf. auf die Geschicht Wer jemals geglaubt hat, es sei eine Veränderung in d art und Ueberzeugung des Hrn v. A. vorgegangen, od gar ein Eiferer geworden gegen den flachen Rationalis für die allgemeine christliche Kirchenlehre, wird sich a Darstellung überzeugen, wie sehr er sich im Irrthum und dem Hrn. v. A. Unrecht gethan habe. Steht er d noch auf dem alten Fleck! Mit soviel Irrthümern fast ten lehnt er sich gegen die Grundwahrheit der Bibel u auf, dafs Gott in Jesu Christo ein Mensch geworden. S. mifsversteht sie so sehr, dafs er meint, nach ihr sei d Mensch geworden und wenn *Gott* ein Mensch ist, so *nur* ein Mensch sein; in Wahrheit, ein Anfänger in d logie weifs heutiges Tages diese göttlichen Verhältnis und gründlicher zu erkennen). Mit den französischen pädisten, Friedrich d. Gr. und Voltaire vereinigt er si die bestimmtesten Aussagen der Schrift und wenn noch Glauben an den Sohn Gottes bekennt, so sprich so bedingt und bringt aus *seiner* Schrifterklärung sovie rigkeiten herbei, dafs zuletzt nichts als das (Kantisc der gottwohlgefälligen Menschheit übrig bleibt! Aber stanz des Dogma ist hin, ist für ihn nicht da und ohne und derselben Erkenntnifs ist Alles, was er sonst noch sem und den meisten andern Dogmen Kritisches, Gele dergleichen beibringt, nichts als, wie er es selbst S. fend benennt — gelehrte Unwissenheit. Auf diesem St ist es ihm jetzt noch nur darum zu thun, mittelst des den Processes einer bequemen Exegese ein sogenannte von allen Schlacken des Judenthums geläutertes Chr zu gewinnen. Dieis ist das ganze Perfectioniren des thums in dem Buch. Hat das Christenthum, nach dem im Deism seinen Anfang und seine Grundlage, so ist consequent, dafs dahin gearbeitet wird, dafs auch am En andres herauskomme und davon übrig bleibe. Obglei ser Vorstellung der Stifter der christlichen Religion al nicht Gott und das Prinzip seiner Religion nicht gött fenbarung, sondern reiner, menschlicher Deismus *ist*, so doch wieder auch das Menschliche an ihr als das Unvoll welches wegzuschaffen ist, damit sie durch solche Weg erst göttlich *werde*. Dieis ist der innere Widerspruch sich diese Vorstellungsweise fortwährend bewegt, wel darin zum Vorschein kommt, dafs einerseits das Best das Christenthum vom Judenthum rein und los zu ma drerseits es lediglich auf das reinjüdische Abstract Gottes, der aber jenseits der Welt ist, zu reduciren. sem allem aber ergiebt sich, dafs die im Anfang und Titel genannte *Fortbildung* des Christenthums am Ende anderer Name ist für die inzwischen anrüchig gew *Aufklärung*.

№ 96.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

Wort in seiner organischen Verwandlung,
Dr. Karl Ferdinand Becker.

(Schlufs.)

as Schlimmste bleibt immer die Aufgabe, wel-
er Etymologie hier angemuthet wird, sich stets
einem doppelten Eintheilungsgrunde zu zerfällen,
war so, dafs dieser zu gleicher Zeit, einmal in
Doppelseitigkeit (Laut und Begriff) und zweitens
iner Einseitigkeit (Begriff) festgehalten werden
Mit Recht wird verlangt, dafs die ganze *Wort-*
ie unter ihre jedesmalige Wurzel gebracht wer-
s schliefst dies ein, dafs Alles unter ihr nach
und Begriff, ja, was noch mehr sagen will, *ge-*
istich — man denke an nicht verwandte Men-
, die sich gleichwohl an Körper und Geist ähnlich
— *verwandt* sein müsse. Man wird ferner va-
Wurzeln, die sich als solche in der That bescheі-
lassen, einander beiordnen. Soll nun aber den
eln noch einseitiger Weise eine ihnen sprachli-
Seits äufserlich bleibende Begriffseintheilung wie
ietz übergeworfen werden, dann tritt Gewalt ein,
welche die Natur sich sträuben mufs. Der
ıbare Gewinnst auf der einen Seite, die Wurzeln
2 Klassen zurückgeführt zu sehen, ist doppelter
ıst auf der anderen. Eine rein begriffliche Ein-
ıng mag nützlich und äufserst lehrreich sein, z. B.
ynonymische Forschungen; in der *Etymologie*
schlechterdings kein anderes Anordnungsprincip
as genealogischer (etymologischer) Verwandtschaft
ıannt werden. Sprache und Sprachen, d. h. Wel-
von Lautzeichen, und andrerseits die Begriffswelt
zwei so durchaus inadäquate Gröfsen, dafs jene,
Verschiedenes zum Zeichen desselben Objects ge-
t werden, und das Zeichen nie das Bezeichnete, oh-
ine eigne Natur zu verläugnen oder geradezu das Letz-
zu werden, erreichen kann, stets im Ganzen und Ein-

zelnen mit den Begriffen in einem zwar approximativen, aber incommensurablen Verhältnisse stehen. Die Sprache, gegen den Begriff gehalten, ist eine fortwährende Lüge, aber eine solche, welche die Wahrheit durchschimmern läfst, weil sie gesetzmäfsig und systematisch lügt; und von dem Geiste, an den sie sich mit ihrer glizzernden Scheidemünze wendet, erwartet, deren Gepräge zu kennen, um jene, zu Golde verwandelt, in sich widerlegen zu können. Wäre die Sprache Wahrheit, so bliebe auch nur eine *einzige* Sprache, etwa die, welche körperlose Geister in unmittelbarer Gemeinschaft mit einander führen mögen, gedenkbar. — Eine Begriffseintheilung der Wurzeln ist sonach um nichts minder willkürlich, als die in unseren Wörterbüchern nach einem willkürlichen Alphabete. Die Sprache spottet der begrifflichen Eintheilung; -της, -τηρ, -τωρ, -εύς z. B. bilden alle drei *Nom. ag.*; bringe ich nun -τρον unter die Nom., welche Mittel oder Werkzeug bezeichnen, so reifse ich es aus seiner offenbaren genealogischen Verwandtschaft mit τήρ, τωρ heraus. Ihre Eintheilung ist eine andere als die der Logik; und man mufs daher ihrer eigenen den Willen lassen. Die 12 Kardinalbegriffe des Hrn. Verfs. sollen hinreichen, um alle Wörter ihnen unterzuordnen; warum nicht, da wir ja selbst sehen, dafs er sie unter den Einen der Bewegung zu bringen versteht? Man kann inzwischen doch nicht die Fragen abweisen, warum 12, nicht mehr und nicht weniger, warum gerade diese 12? und natürlich hat diese der Hr. Verf. sich selbst aufgeworfen. Die ersten 5 nehmen sich noch ganz gut aus; mit den übrigen will es nicht recht fort. Wir werden hier aber an die Sprache selber, vorzüglich an Rosens Radices, verwiesen; es kommen, heifst es, die genannten Begriffe in den Sanskritsprachen *am häufigsten* vor; daraus folgt nun aber gar nicht, dafs die übrigen in ihnen untergehen müfsten. In der Naturgeschichte kommen Gattungen vor, welche nur Eine Species umfas-

sen, und, wenn mich nicht Alles täuscht, läfst man diese mit Recht für sich bestehen, so oft sie nur mit Zwang anderwärts untergebracht würde. Was das Verzeichnifs der Sanskritwurzeln betrifft, so hat Refer. in seinen etym. Forschungen sich weitläuftig über die vielen Mängel und Irrthümer in demselben verbreitet, und glaubt namentlich nachgewiesen zu haben, dafs eine Menge von Wurzeln, welche *Bewegen*, *Leuchten*, *Verletzen* u. s. w. bedeuten sollen, geradezu aus Unwissenheit erfunden, oder wenigstens diese Bedeutungen für sie erfunden sind, woran zu zweifeln er auch jetzt noch keinen Grund hat. Doch, wir machen nicht sowohl dies gegen den Hrn. Vf. geltend, als dafs — etwa mit Ausschlufs der fünf ersten — wiederum für den semitischen Sprachstamm, den finnischen, türkischen u. s. w. höchst wahrscheinlich eigne, von den vorigen verschiedene Kardinalbegriffe aufgestellt werden müfsten, und über die Richtigkeit derselben, wenn es überhaupt solche in der Sprache gäbe, könnte doch immer erst *post perfectam etymologiam* und aus ihr entschieden werden. Philosophische Nothwendigkeit wohnt ihnen nicht ein, und sprachgeschichtliche Wirklichkeit derselben läugnen die Sprachen. Der Verf. hütet sich sehr wohl, von Kardinal-*Wörtern* zu reden, ohne Zweifel weil er nicht verkennt, dafs zwar in dem Reiche der Begriffe, aber nicht in dem der Wörter jene vorgegebene Allgemeinheit herrsche. Leuchten z. B. ist als *Wort* um nichts weniger individuell als: glänzen, scheinen, funkeln, schimmern u. s. w.; ferner gar nicht die Gattung, welche die übrigen Besonderungen unter sich begreift, vielmehr diese in ihnen allen gegeben, und, von ihnen durch den Geist abgelöst — ein namen- und wortloses Sublimat. Will der Geist Letzteres, welches sprachlich nicht vorhanden ist, dennoch zur Darstellung bringen, so kann er eben nichts thun, als ein Besonderes zum Zeichen für das Allgemeine erheben d. h. dasselbe, obwohl dieses aller Strenge nach unmöglich ist, seiner Besonderungen entkleiden. *Pars pro toto* ist eine Figur, welche durch die Sprache in ungeheurer Ausdehnung gilt. — Keine Sprache dürfte wohl viel mehr als 1000 wahrhafte *reine* Wurzeln besitzen; und der ganze Sanskritsprachstamm würde eine zwar gröfsere, aber doch auch sehr mäfsige Summe verschiedenartiger Wurzeln darbieten. Zwängen wir diese unter 12 Kardinalbegriffe, so möchten im Durchschnitt auf jeden 1 — 200 Wurzeln kommen, und trotz jener künstlichen Anordnung wäre die Uebersichtlichkeit erleichtert; vielmehr — wir bekämen solche K in denen sich die Individuen fragen möchten: E treffen wir uns hier? Und da wäre die Antwo bin Fliege, ich Fledermaus, ich Vogel, ich Drac fliegender Fisch — wir fliegen also sämmtlich; u des ganzen Corpus: wir bewegen uns! Eine A welche wir nur in den Fällen gelten lassen k wo die *Sprache selbst* eine solche (für sie: *natü* Anordnung beliebt hat.

Das Urprincip der Sprache, an welchem di aller ihrer besonderen Principien hangt, ist — der *I* als Einheit von Geist und Körper, als Innen (Re tät) und Aufsen (Reproduction der inneren Vo durch Rede); als innen Zeit- und aufsen Rau schauendes Wesen. So scheidet sich nun au Grundstoff der Sanskritsprachen etymologisch in sen; der eine ist *Wurzel* und bezeichnet im V das *Zeiterfüllende* und dem Zeitwandel Unterw der andere im Pronomen, in vielen Ortsadverbien, junctionen und Präpositionen (nicht in allen), a suszeichen, oft auch als Ableitungssuffix — *R ziehungen*. Der Versuch, den Stoff der zweiten auf den der ersten zurückzuführen, mufs bis je mifslungen erklärt werden, und, auch gesetzt, einmal gelänge, bliebe doch der Widerstreit, dess ständige Schlichtung eben Hauptbedingnifs der E und Umbildung des Wortes in dem Sanskrits stamme ist. In allen ihren Fäden zeigt sich die che — *sinnlich;* aber, weil der Geist an dem G beständig Antheil genommen, vermag er auch di nensprache in Geistessprache zu *übersetzen*, w Leser den geschriebenen Buchstaben in lebendig nende Worte.

Unsere Anzeige hat sich entschieden und mit druck gegen eine Menge Ansichten des Buches e Der nachtheilige Einfluss unhaltbarer oder schie auf die Wissenschaft steht mit der Autorität, v ihnen durch ihre Urheber zuwächst, in steigende hältnisse. Uebrigens wird das ideenreiche und, wo es nicht überzeugt, noch immer mächtig anre Buch durch das Ausschlagen seines tauben Ges in Wahrheit nicht ärmer: eine Fülle ächten, ge nen Metallgehalts bleibt ihm, namentlich in der A sung begrifflicher Verhältnisse der Sprache, zurück ausgeerzt, keinen Leser unbelohnt lassen wird.

ferischer, scharfsinniger, zu systematischer For-
ıg hingedrängter Geist weht durch das Ganze, und
es oft vergessen, dafs darin andere Tugenden und
ıschaften, welche den Sprachforscher schmücken,
ı sind: geschichtlicher Sinn, Genauigkeit, Nüch-
sit, womit ich nicht die zaundürre meine, und Stren-
ı Unterscheiden nicht immer gleich eminent her-
ten möchten! —

Aug. Fr. Pott.

CXXIX.

*natic Scenes from real life, by Lady Mor-
n. In one Volume. Paris*, 1833. 8.

berblickt man das Schicksal der Lady Morganschen Er-
sse in den englischen Zeitschriften, die, je nachdem sie
- oder Whig's-Charakter haben, sie behandeln, so wird
chon hiermit auf ein vermittelndes und Durchschnittsur-
getrieben, welches auch hier das wahre und rechte sein
e, um so mehr, da es aus der unbefangenen Betrach-
ihres Bildungsganges hervorgeht. Im Bezug nun auf
behandlung sei zuvörderst Folgendes als Entschuldigung
stens bemerkt! Von einem Weibe unserer Zeit und Sitte
upt schon jene befangene Kindesunschuld und Einfalt
gen, jene Beschlossenheit und Innerlichkeit, wie wir dies
bewufstlose Leben und Weben im tiefsten Innern nen-
möchten, das, verschwiegen, einen unversiegbaren Le-
ell ahnden läfst und verbürgt, und das wir freilich als
nd Hauptzug der Weiblichkeit anerkennen, möchte nach-
immer mehr für eine Ueberspannung und Abstraction
rechen sein. Wie viel weniger aber dürften wir dies von
Schriftstellerin verlangen! von einer Weltfrau, die sich
Gesellschaft bewegt und an allen ihren Phasen mehr
veniger Theil zu nehmen doch nicht umhin kann! Nicht
llten wir hiermit die Stellung und Gebährung unserer
en Frauen und Mädchen als musterhaft und preiswürdig
hlen — sie ist hoffentlich auch nur Phase und Ueber-
— sondern nur um auf Gerechtigkeit hinzuweisen und ne-
auf den unläugbaren Satz, dafs Männer und Frauen eben
nd, wozu sie und die Zeit gegenseitig einander machen.
sen schon die Zeitschriftler, wie schwer es Männern sei,
bewegten, „alle ruhige Bildung zurückdrängenden Zei-
ich neutral zu halten, wie dürfte man es von Frauen,
hriftstellerinnen fordern! Sind ja doch auch sie nur Wie-
ein und Spiegel einer oder der andern Zeitrichtung, und
doch die Freiheit, womit wir uns brüsten und die wir
tidoton der Zeitgebrechen verschreiben, am Ende eben
ur ein Mifsverstand, und im Grunde nur eine bescheı-
nzunehmende Bevorrechtung, worüber nicht zu hadern,
icklicher Fund, der nur treu und still zu brauchen und
iefsen, aber nicht viel zu besprechen ist. Wer vermag
denn die tiefste Persönlichkeit, wer das Wehen des Genius her-
vorzubringen, an- und einzulernen, oder auch nur immer und
überall zu vernehmen? *Πολυμαθίη νοον οὐ διδασκει* könnte man
also mit Heraklit Manchem der englischen Recensenten der
Lady zurufen. Mag sie doch immerhin als Mifs Owenton oder
Verfasserin der Ida of Athens, des Missionary, des Wild
Irishgiel und O'Donnell, oder als Verfasserin des Book of the
boudoir, der O'Briens and the O'Flaherties, der Werke über
Italien und Frankreich, oder der Biographie des Salvator Rost,
der Kritik so manchen Stoff gegeben haben, ihre Fingerfertig-
keit und Geschwätzigkeit, ihren Dünkel und ihr Haschen nach
Originalität und Effect, ja ihre Leichtfertigkeit zu rügen —
immer wird man den Werken ihrer zweiten Periode nicht ab-
sprechen können, dafs sie des Unterhaltenden und Lehrreichen
gar manches enthalten, dafs sie eine gewisse Gewandtheit
und Anstelligkeit noch durch die Künstelei und Fangsucht, wie
Möser die Coketterie genannt wissen wollte, hindurchblicken
lassen; dafs sie endlich lebendige Theilnahme an dem grofsen
Anliegen der Zeit, wenn auch zuweilen mit Fanatismus und
Schmähsucht versetzt, kundgeben. Sie würde freilich hinsicht-
lich des Letztern wie Mrs. O'Neal in einer der drei vorliegen-
den dramatischen Skizzen antworten, sie sei eine grundgutar-
tige Frau, nur mit einer bösartigen, wilden Muse behaftet,
die etwas zu streng und zu ähnlich schildere, wenn sie nach
dem Leben zeichnet; und wer wollte ihr so durchweg abläug-
nen, dafs es schwer sei, keine Satire zu schreiben? Diese
rege, sinnige und beschauliche, gewifs auch an Frauen nicht
unbedingt zu tadelnde Theilnahme am öffentlichen und gesell-
igen Leben, in welchen Verkehr sie ja durch die Caricatur der
mittelalterlichen Chevalerie und Galanterie immer mehr hinein-
gerissen werden, spricht sich auch in diesen dramatischen Sce-
nen aus. Ja sie ist das Vorwaltende darin; und indem die
Verfasserin in der Vorrede bemerkt, dafs wir auf einem sitt-
lichen und staatischen Wendepuncte stehen, dafs Bewegung,
Fördernifs und Kürze an der Tagesordnung seien, sagt sie
den vor den grofsen Anliegen der Zeit und der dermaligen Ge-
genständlichkeit und Wirklichkeit einschwindenden und erblei-
chenden geschichtlichen und Moderomanen, den herzbrechen-
den alltäglichen Geschichtchen, worin sich endlich die äffische
Mittelmäfsigkeit erschöpft hat, den Paradoxien, ein Lebewohl,
um in und mit der Welt, ihrer Form und ihrem Gepräg ge-
mäfs zu leben. Darum und aus Achtung vor den grofsen Welt-
fragen und ihrer Breite, nicht aus Anmafsung, bringt sie hier
Tändelwaare, wie sie es nennt, drei Skizzen nämlich, deren
erste und zweite, Manor Sackville und The easter reuss or
the tapestry-workers allgemeinere und weitere weltgeschicht-
liche Beziehung haben, als die dritte The temper, die sich in
einem engern Kreise, dem der Häuslichkeit, bewegt.

Manor Sackville gilt dem Verhältnifs Irelands und Englands,
welches hier sehr charakteristisch individualisirt dargestellt
wird als kleinliche politische und religiöse Ränke- und Partei-
sucht, als Unfreiheit und Unbildung eines unterdrückten Volks.
Dies entwickelt sich theils komisch, theils tragisch an den
menschenfreundlichen Reformations- und Ausgleichungsversuchen

eines unbefangenen, gebildeten neuen Erbgutsbesitzers Sackville, der sein Gut acht Monate jährlich in dieser Absicht bewohnen will. Da wird denn, nachdem Eingangs der Boden und die in Abwesenheit der Besitzer darauf eigensüchtig und vorurtheilig Handelnden ergetzlich dargestellt sind, im Verlauf der Handlung viel Wahres und Treffendes gesagt über die eifersüchtige Unterdrückung der Unglücklichen durch einen gleich wilden, nur mächtigern und bürgerlich weiter gediehenen Stamm, der ihnen alle und jede Bildungsmittel abschneidet; über die Trunksucht der Ireländer; über die veraltete fehlerhafte Gesetzgebung, und das daraus auf beiden Seiten entstandene Unheil und Zerwürfnifs; über geistlichen Stolz und Herrschsucht. „Gebt Ireland" — dies ist das Endergebnifs — „Kenntnisse und bald wird es Ruhe haben; gebt ihm Ruhe, und seine wilde Thatkraft wird sich wieder auf seine Anliegen richten und in wohlgeordneter und productiver Betriebsamkeit einen heilsamen und gedeihlichen Zweck finden." Und wieder: „Irelands dermaliger Zustand erinnert an das, was ganz Europa vor zweihundert Jahren war. Wissen mit seinem Gefolge, Freiheit und gute Regierung, sinds, die der Menschheit sichern Schutz vor solchem Elend gewähren. Das freigegebene Ireland bedarf nur Zeit, Geduld und Freiheit, um alles zu werden, was es selbst vernünftigerweise wünschen kann. Ruhe ist sein dringender Bedarf. Ruhe würde Fleifs, Kenntnisse, Wirthschaftlichkeit, Wohlhabenheit bringen. Ich meine nicht jene zahme Zufriedenheit und Fügung in Mifsbrauch und Vernachläfsigung, sondern Ruhe von innerm Zwiespalt, Aufruhr und Blutvergufs." Sackville's lebensbedrohliche Erlebnisse, meint seine Gemahlin, haben wie eine Posse begonnen und wie eine Tragödie geendet; und „mit diesem kurzen Wort," schliefst Sackville, „hast du Irelands ganze Geschichte ausgesprochen."

Die zweite dramatische Skizze ist besonders gegen die weibliche Erziehung oder vielmehr Verziehung unserer Zeit in dem dermaligen Boden der Geselligkeit gerichtet, welche hier in einem reichen, mannichfaltigen Gemälde aufgestellt wird. Auch hier begegnen wir vielen gesunden Bemerkungen über das verflächende und verkünstelnde Anlehren und Abrichten, statt des Herausbildens und Hervorrufens natürlicher weiblicher Anlagen und Strebungen aus dem Gemüthe; über das Eingeben von leidigen Klängen, und das Einschärfen dürrer Allgemeinheiten, womit kein Sinn und Verständnifs eines Begriffes, noch vielweniger eine Idee verbunden ist; über Vornehmheit und Geburtsstolz; über die feinen Teppicharbeiten der Frauen. Hier heifst es unter andern: „Arbeiten, die weder Geschmack, noch Talent, noch Studium fordern, und den niedrigsten Fähigkeiten, den läfsigsten Gewohnheitsnaturen zusagen, sind jederzeit dann getrieben worden, wenn Unwissenheit der Frauen und ihre falsche Stellung in der Gesellschaft ihnen keine Wahl der Beschäftigung übrig liefsen." Eine solche Beleuchtung einzelner Momente und Folgen der Geselligkeit, oder der gesammten Geselligkeit selbst, gilt freilich nothwendig für sche Tölpelei. Gleichwohl sagt Mrs. O'Neal nicht ohne „Blikken Sie nur um sich! Die höchsten Grade der päischen Gesellschaft sind leidige Billardspieler und Te wirkerinnen, Diener in den Palästen, wo sie sich des stes freuen und bereit sind, auf sich treten zu lassen. bariten daheim, Opfer ihres eigenen Müfsiggangs, ihre pigkeit und Selbstsucht. In Gesellschaft sind sie die herrn einer verderblichen Litteratur; im Senat die E beigängiger Institute, welche immer die Natur verletz auf die dermaligen Anliegen ganz unanwendbar sind. fute, welche Gewöhnungen vererben, Gesundheit des und Kraft des Geistes zerstören, der Nation einige thige Despoten geben, um ihre Meinungen durch ihren heuern zusammengedrängten Wohlstand zu leiten und einer Menge unbegabter, unvorsichtiger Geschöpfe zu schwemmen, welche die Gesellschaft plündern, weil nen aufserdem keinen gesetzlichen Vorschub leistet. zu Müttern künftiger Solone und Lykurgen bestimmten die Lehrer derer, die ihre Mitmenschen lehren und leit len, müssen nicht vernunft- und ideenlose, unerregte doch nur durch ihre unbeherrschten und darum unbeher ren Leidenschaften erregte Tapetenwirkerinnen und Au sein." — Dergleichen in einer Weise, wie es hier ge auszusprechen, gilt nun allerdings in so überfeinen un fühlenden Zeiten, welche, wie eine andere mitlebende derin sagt, mehr Gewicht auf Worte, als auf Sachen auf Sitte als auf Sittlichkeit legen, für Solöcismus, kan dennoch nicht oft genug, wenn auch nur als frommer W wiederholt werden. Denn Zeitgeist und Sitte sind so seh geistige Elemente und Einflüsse bedingte Naturgewächs ihr Verkummern und Mifswachsen zumeist gerade Fol Machenwollens und künstlicher Eingriffe ist. Tugend sinnung und Sein ist einmal nicht lehrbar, noch erlernb

Das dritte Dramolett The temper, nach Le Clerc's wörtern bearbeitet, inwiefern es ein aus Langeweile freier Versunkenheit in das hohle und schale Modeleb standene Mifszsucht und Mifslaune schildert, ist eben seine nachgewiesene Quelle aus der engern Sphäre des lichen wieder vor den Richtstuhl der Sittlichkeit gestellt, u seinen Gegenstand in recht guten und scharfen Contrast vor. — Und so nehmen wir denn immer unbefangen das auch bittere, Heilmittel hin, und freuen uns, dafs nel dürren, zahmen Correctheit und Familienphysiognomi einmal ein andres und minder regelrechtes Gesicht uns gentritt, das doch in derber Frische nicht widert und ab

Adolf Waga

№ 97.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXXX.

*scher Commentar über sämmtliche Schrif-
s des Neuen Testaments, zunächst für Pre-
ger und Studirende, von Dr. Hermann Ols-
usen, Prof. der Theologie zu Königsberg. —
nd I. die 3 ersten Evangelien bis zur Lei-
nsgeschichte enthaltend. XXIV. u. 927 S.
nd II. das Evangelium des Johannes, die
idensgeschichte und die Apostelgeschichte ent-
ltend. — Königsberg, 1830—32. bei A. W.
zer. XV. u. 822 S. gr. 8.*

Zweiter Artikel.

Suchen wir uns nunmehr, soviel möglich, speciell
af Einzelnes in dem Werke eingehend, das Ge-
an Beispielen zu veranschaulichen! Am passend-
werden wir zu dem Ende die Art und Weise
n, wie der Vf. einige durchgehende Hauptbegriffe
chrift behandelt. Fragen wir zuerst, wie derselbe
'aufe und Versuchung Christi auffafst! Alles we-
Wesentliche (wie z. B. die Frage, ob das davon
lte höhere Factische Gegenstand *äufserer* oder
er Anschauung gewesen — der Verf. entscheidet
ür Letzteres — u. s. w.), was nur formelle, äu-
Bestimmungen ergiebt, die den Kern der Sache
betreffen, übergehend, heben wir nur die Haupt-
hervor, nämlich das Verhältnifs der Persönlich-
Christi zur Taufe und Versuchung. *Warum mufste
tus getauft werden?* Die einfache Antwort der
ft ist: weil er, vom Weibe geboren, unter das Ge-
gethan war, gleichwie seine Brüder. (Gal. 4, 4.)
ich unter das Gesetz, das schon zu Adam (Gen.
. 17.) im Paradiese sprach: du sollst nicht gelü-
— Das Gesetz also war Christo, Christus dem
tze kein fremdes (inadaequates) Wesen. Und
bestimmter: auch das mosaische Gesetz nicht, als
welches das göttliche Gesetz für Israel im alten Bunde
ganz und gar existirte. Wie hätte der Herr es sonst
auch *erfüllen* können? wie vermöchte ich, eine Lebens-
sphäre zu *erfüllen* (auszufüllen), die nicht die *meinige*
ist? — Doch man wird sich mit der Distinction zu
helfen suchen, dafs Christus zwar gesetzes*fähig* gewe-
sen, aber nicht, wie wir, gesetzes*bedürftig*. Allein
dies ist zuvörderst eine ganz unlebendige Abstraction;
in der That ist, wer liebefähig, auch liebebedürftig u.
s. w. Sodann ist auch die Schrift nicht im mindesten
für diese unwahre Ansicht; sie sagt vielmehr ganz un-
befangen, auch Christus habe *Gehorsam lernen* müs-
sen an dem, das er litt. Was heifst das anders, als
dafs auch er des Gesetzes *bedurft*? — Nun, wird man
sprechen, so bedurfte er wenigstens nicht der *Buße*,
weil er kein *Sünder* war. Das Letztere sogleich zu-
gegeben, frägt sich aber doch wieder: warum mufste
er sich der *Buß*taufe unterwerfen, wenn ihm *keine Bu-
ße* möglich und nöthig war? wo bleibt, bei dieser Vor-
aussetzung, die *Wahrheit* jenes Schrittes? Unser Vf.
weifs demselben auch durchaus keine *innere Nothwen-
digkeit* abzugewinnen; und legt defshalb viel Gewicht
auf das *πρέπον ἐστὶ* Matth. 3, 15. Dieses soll die blofse
Schicklichkeit anzeigen, im Gegensatze gegen *δεῖ*, wel-
ches die *innere Nothwendigkeit* (des an sich seienden
göttlichen Willens) bedeute. Aber *πρέπειν* kommt un-
leugbar auch in diesem letzteren Sinne vor, (z. B. Hebr.
2, 10., wo es der Vf. selbst nicht anders wird fassen
wollen) gerade wie unser „es gebührt sich" auch von
der *strengen Pflicht* gebraucht wird; und was es hier
heifse, wird *der Context* bestimmen müssen. Dieser
aber ist es gerade, der den Verf. durch das dicht ne-
benstehende *πληρῶσαι πᾶσαν δικαιοσύνην* sofort
schlägt. Der Ausdruck *δικαιοσύνη* ist gar zu deutlich.
Der Verf. weifs ihn natürlich auch nicht zu beseitigen.
Er bemerkt zwar, *δικ.* bedeute hier das, was *in einem
einzelnen Falle* das Gesetz fordert. Aber, dies auch

zugestanden, was wird damit gewonnen? wird es durch diese Bestimmung etwa ein weniger Nothwendiges? Man vgl. dagegen nur Jac. 2, 10 ff. — In der That liegt die *Wahrheit* der Taufe Christi und seiner damit verbundenen Erfüllung mit dem Geiste in der unleugbaren Nothwendigkeit, dafs auch bei ihm das *Natürliche* zum *Geistigen* erhoben (aufgehoben), das creatürliche *Selbst* zur *ewigen Persönlichkeit* verklärt würde; und *dies* ist es, was die Schrift sagen will, wenn sie ihn *seinen Brüdern in allem gleich werden* läfst, *ausgenommen die Sünde.* Doch gerade dieses Letzte wird uns nun noch weiter beschäftigen, indem wir zur *Versuchungsgeschichte* übergehen. Der Vf. wehrt hier erst andere unzulässige Erklärungsversuche ab, und gesteht dann, am *allerwenigsten* sich mit dem Gedanken befreunden zu können, „als ob das Innere Christi ein Spielplatz versuchender und die Versuchung abwehrender Gedanken hätte sein können. Schleierm. sage (üb. d. Luc. 54.) nicht mit Unrecht, wenn Jesus auch nur auf die flüchtigste Weise solche Gedanken (wie der Versucher ihm hier zuspricht) gehegt hätte, wäre er nicht mehr Christus; und diese Auffassung erscheine als der ärgste neoterische Frevel, der gegen seine Person begangen worden." Aber, abgesehen von dem unpassenden Ausdrucke „Spielplatz", möchte Ref. den Vf. fragen, wie *er* sich denn überhaupt eine Versuchung denken könne, wenn nicht als innerliches Factum? und wie er sich Christum versuchlich (das mufste er aber doch sein, wenn er, wie auch der Vf. annimmt, *wirklich* versucht worden sein soll) denken wolle, wenn nicht in der beschriebenen, aber mifsfällig erwähnten, Weise? Der Vf. hat darauf freilich eine Antwort bereit: nach der tiefsinnigen Erzählung der Genesis sei der erste, nach der unsrigen hier der andere Adam *von aufsen her* versucht worden. Wir verstehen den Verf. und geben ihm dies vollkommen zu; leugnen aber, dafs es eine Antwort auf unsere Frage sei. Denn so *äufserlich* wird der Vf. jenes „*von aufsen her*" gewifs nicht verstanden wissen wollen, dafs die Versuchung im eigentlichsten Sinne *draufsen geblieben*, d. h. das Versuchende gar nicht in den zu Versuchenden eingegangen und *sein Gedankeninhalt* geworden sein soll. Dies führt uns unmittelbar auf eine zweite Frage: ob nämlich der *Gedanke des Bösen* nothwendig und an sich schon *der böse Gedanke* sei? (was wohl Niemand wird behaupten wollen) und ob das *Haben* versuchender Gedanken gleich zu setzen sei dem *Hegen* (d. i. mi und Liebe Pflegen und Nähren) derselben? ja ob haupt das *An- oder Insichhaben des Bösen* als s schon mit *sündig sein und sündigen* gleichbedeute was wir durchaus verneinen müssen. Daher wi nicht einsehen, wie die *Reinheit* Jesu getrübt v sollte durch die Annahme, dafs sein Innere Schauplatz versuchender und die Versuchung a render Gedanken" gewesen; wenn nur, wie billi *Abwehr* bei ihm als *rein*, und die (bei uns Allen findende, sündliche) *Nachgiebigkeit* gegen die chung als Null gedacht wird. — Ref. war, na er diese Ausführung des Verfs. gelesen, sehr b zu erfahren, wie derselbe Matth. 26, 39. behande ben würde; er schlug also Bd. II. 406 ff. nach. Verf. bemerkt hier S. 411 nach vielem An sehr Bemerkenswerthen und Interessanten, üb Bitte *πάτερ μου — τοῦτο erstlich*, es spreche sich die *ἀσθένεια τῆς σαρκὸς* aus, die der Erlöser theilen te, wenn sein Leiden kein blofses *Scheinleiden* sollte; *zweitens*, es sei diese Bitte nicht isolirt, trennt von dem Zusatze *πλὴν οὐχ ὡς ἐγὼ θέλω* · fassen. Und dies gewifs sehr richtig. Sodann fä fort: in dieser zweiten Bitte liege der Ausdruc *siegenden Geistes.* Auch dies vortrefflich; aber *haeret aqua!* Der siegende Geist — worüber denn zu siegen? Ist sein Gegensatz, wie unser will, nur *ἀσθένεια τῆς σαρκὸς*, und er wird, wie damit in Kampf gedacht — denn ohne Kampf i Sieg —: so möchten wir fragen, wodurch sich solche Ansicht des Erlösungskampfes Christi noc terschiede von jener trivialen Weise den Tugend des Menschen als eine Oscillation des Innern zwi Intelligenz und Sinnlichkeit vorzustellen, worin wie längst richtig erkannt worden, das Gute und gleichsehr verkannt wird. Dazu kommt, dafs de gleich hernach in gar mifsverständlicher Weise das Wesen jener *ἀσθένεια τῆς σαρκὸς* in Christ etwas im Grunde Reines und Heiliges darzustelle müht ist; wornach eigentlich gar nichts in ihm bleibt, was noch als Gegenstand des Kampfes d und diesen zur Anschauung bringen könnte. D mufs hier und anderwärts zur Schärfung desselbe ganzen *Macht der Finsternifs* zu Hülfe gerufen den; aber sie hilft nichts; denn leider soll sie wied eine — Christo völlig *äufserliche* und *fremde*

Giebt dies Kampf? giebt es Sieg? — Nimmer! Wir glauben schon oben gezeigt zu haben, dafs sich *gar kein Begriff* damit verbinden läfst. Soweit kommt man also, wenn man Christum nicht nur, schriftmäfsig, als *sündlos*, sondern auch, schriftwidrig, *ohne zu überwindendes Böses* *) setzen will! Was hilft es alsdann, mit edlem Eifer, wie der Verf. hier und sonst thut, die natürliche Lebendigkeit, Wachsthümlichkeit, (Luc. 2, 52.) Entwicklungsfähigkeit u. s. f. des Erlösers gegen unnatürliche Vorstellungen überall festzuhalten, wenn man doch der ersteren ihr Lebenselement, der letzteren ihren Entfaltungstrieb an der inneren Negativität des natürlich-Bösen entzogen hat? — Die Schrift zeigt andere Wege. Die vorliegende Stelle (und jede ihnliche) ist die offenbarste Widerlegung der Ansicht les Vfs. Hier ist mehr als die creatürliche Endlichkeit, die sich als ἀσθένεια τῆς σαρκὸς äufsert; hier ist auch θέλημα des ἐγὼ, entgegen dem θέλημα τὸ πατρὸς. Was wollten sonst die Worte: οὐχ' ὡς ἐγὼ θέλω, ἀλλ' ὡς σὺ sagen? Das Fürsichsein also, die Selbstheit und Ichheit, welche, gleichwie die natürliche Basis der geistigen Individualität der concreten Persönlichkeit, also auch und zugleich die natürliche Wurzel des Bösen in der Creatur ist, jedoch erst zum abstracten, starren Fürsichsein verfestet und verstockt in *Sündhaftigkeit* umschlägt, und, im einzelnen Acte sich realisirend, *Sünde* wird; — dieser dunkle, gleichsam vulkanische, Grund, auf dem, wie schon J. Böhm so richtig schaute, alles Leben ruht und ohne welchen es vergehen müfste: war auch in Christo, und *versuchte* z. B. hier, als egoistisches Princip dem göttlichen Leben entgegen sich geltend zu machen; und darum darf und mufs man sagen, dafs auch an Christo die Ichheit ertödtet werden, dafs auch er der natürlichen Selbstheit und ihrem Willen, als dem natürlich-Bösen, absterben mufste; zu welchem Ende eben die Versuchungen der *Lust* am Anfange wie die Versuchungen der *Angst* am Schlusse seines Erlösungswerkes, ja vielmehr die Versuchungen *seines ganzen Lebens* über ihn verhängt waren: aber, wie sich's ebenfalls *an diesem Beispiele* darstellt, war das Böse in ihm eben auch nur das *versuchende*, nicht das gewältigende, etwas *ausrichtende* Princip, nur ein vergebliches Bemühen tantalischer Impotenz, also nur als von seinem Widerstande (dem, was über allen Gegensatz hinaus liegt) immerdar überwundenes und stetig aufgehobenes *) Böses; und *dies* macht den Unterschied der reinen und ungetrübten Lebensentwickelung Christi und unserer unreinen und sündlichen aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Irrthum ist ganz im Sinne der doketischen Gnostiker; wie diese die Materie von Christo fern halten zu müssen glaubten, weil sie zwischen ihr und dem Bösen nicht zu scheiden wufsten, so meinen die Neueren das Böse von Christo ängstlich entfernen zu müssen, weil sie den höheren Unterschied zwischen dem Bösen und der Sünde nicht erkennen. Darüber hätte schon der alte J. Böhm eines Besseren belehren können. — Uebrigens bitte ich, mich nicht etwa so zu verstehen, als legte ich Christo die *Erbsünde* bei. Denn wenn ich vom Bösen spreche, so meine ich eben auch nur dieses, und nicht die Sünde, auch nicht als Erbsünde, die mir vielmehr noch etwas Anderes ist, als das blofs (natürlich Böse — wie auch die kirchliche Lehre einen solchen Unterschied in dem bedeutsamen Ausdrucke: „Erb*sünde*" (nicht „Erb*böses*") wohlweislich andeutet. —

*) So darf auch, um auf die Versuchungsgeschichte zurückzukommen, auf die Frage, ob Christus, als versuchbar, auch des *Falles* fähig gewesen sei, nur geantwortet werden: die Möglichkeit des Falles war in ihm (er wäre sonst nicht der *andere Adam*, noch hätte er in des *ersten* Stelle treten können) — aber als aufgehobene — ideelle — Möglichkeit; nämlich *aufgehoben* vermöge seiner Gottmenschlichkeit, als worin die Gottheit mit der Menschheit wahrhaft eins, die Menschheit aber zur Gottheit erhoben worden ist — Auch wenn man z. B. in Marc. 14, 36 an dem πάντα δυνατά σοι in Christi Munde Anstofs genommen hat (bibl. Comm. II. 411.), rührte die vermeinte Schwierigkeit nur daher, dafs man den wahrhaften Begriff jener Einheit in ihm zu fassen nicht vermochte — der Einheit, durch die das Menschliche selbst als Aufgehobenes Moment des Göttlichen geworden. Vgl. Hegel's Logik I. 150. 2. Aufl. u. dess. Vorles. üb. d. Relig. Philos. II. 249 f. Man merkt noch immer zu wenig, dafs ohne jenen wahren Begriff nicht nur dieser oder jener einzelne Augenblick, sondern *das Ganze* des Lebens Christi ein unauflösliches Räthsel wird. —

CXXXI.

Verfassung und Verfassungsrecht des Königreichs Sachsen. Dargestellt von Friedr. Bülau, aufserord. Prof. d. Philos. zu Leipzig. Auch unter dem Titel: ***Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Königr. Sachsen. Aus staatsrechtlichem und politischem Gesichtspuncte. Erster Theil. Leipzig, Göschen*** 1833. *VIII*, 263 *S. gr.* 8.

Eine ungemein zweckmäfsige Auseinandersetzung und Erläuterung aller in der neuen Verfassungsurkunde des auf dem

Titel benannten Staates enthaltenen Bestimmungen. Der Verf., schon früher geraume Zeit hindurch mit einer ausführlichen Arbeit über das Staatsrecht Sachsens beschäftigt, bei der er, was ehemals, zum Gewinn der erforderlichen Materialien, nothiger noch als jetzt war, durch persönliche Verhältnisse begünstigt ward, sah sich durch die wichtigen Staatsveränderungen, die sein Vaterland seit d. J. 1830 erfahren hat, die er selbst als höchlich willkommene begrüfst, zu einer gänzlichen Umarbeitung des begonnenen Werkes genöthigt. Er will dasselbe, wie schon die Ueberschrift andeutet und die Einleitung umständlicher ausspricht, als ein nicht blofs vom staatsrechtlichen, sondern auch vom politischen Gesichtspuncte aus abgefafstes betrachtet wissen. Hierunter versteht er zunächst wohl nur diefs, dafs die Verfassungsbestimmungen nicht überall ausdrücklich von ihm unter die Kategorien von Rechten und von Pflichten gebracht werden, wie es ehemals, zur Zeit der auf den abstracten Rechtsbegriff gebauten Systeme, üblich war, und in der That als ein sehr unnützes, ja der wahrhaften Idee des Staats, aus der Rechte und Pflichten der Einzelnen und der Staatsgewalten erst folgen, Eintrag thuender Ueberfluſs anzusehen ist. Sodann meint der Verf. unter diesem politischen Gesichtspuncte vielleicht noch den Geist, in welchem seine, den Paragraphen, welche die detaillirte Angabe der Verfassungsbestimmungen als solcher (doch auch schon mit Wendungen, durch die der Inhalt der Anmerkungen vorbereitet wird) enthalten, beigefügten Anmerkungen abgefafst sind. Diese Anmerkungen haben nämlich durchgehends die Bestimmung, Nachweisungen zu geben über den Grund und innern Zusammenhang aller einzelnen Institute und Momente der Verfassung, Winke über ihre Zweckmäfsigkeit oder vielleicht hin und wieder auch Unzweckmäfsigkeit, Zurückführung derselben auf die Idee der constitutionellen Monarchie und Beurtheilung von dem Standpuncte dieser Idee. — Dem staatsrechtlichen Gesichtspuncte dagegen scheint der Vf. seine genauen und reichhaltigen Erorterungen über das Verhältnifs des Gegenwärtigen zu dem Vergangenen, über die geschichtliche Grundlage des sächsischen Verfassungswerkes und über die Fortwirkung dieses Geschichtlichen auch noch in dem Bestehenden, als angehörend zu betrachten.

Von dem philosophischen Standpuncte aus kann über die Einheit und Unzertrennlichkeit des staatsrechtlichen und des politischen Gesichtspunctes keine Frage sein, und der Vf., weit entfernt, über diese Vereinigung beider zur Rechenschaft gezogen zu werden, würde sich vielmehr darüber zu verantworten haben, wie er noch immer eine Trennung derselben als möglich zuzugeben scheint. Bei seinen mehr practischen als theoretischen Zwecken, und bei der Darstellung eines so überall in das Aeufserliche und Zufällige übergehenden Details mufste freilich jene Vereinigung grofsentheils als eine nur äufserliche erscheinen; aber es ist ihm gewifs als Verdienst anzurechnen, einen Weg eingeschlagen zu haben, durch den sowohl den Geschäftsmännern, denen der Gebrauch seines Werkes unumgängliches Bedürfnifs sein wird, der höhere, freiere und umfassendere Standpunct immer vor Augen gehalten, als nicht weniger auch dem Auslande ein geistigeres und allgemeineres Interesse an der Betrachtung der staatsrechtlichen Verhältnisse Sachsens möglich gemacht wird. Beiden Zwecken entspricht das Werk in einem wirklich seltenen und ausgezeichneten Grade. Durchaus gedrängt und bündig, von jeder unnütz räsonnirenden Weitschweifigkeit fern, giebt es nicht nur eine klare Uebersicht des Bestehenden, sondern macht auch mit musterhafter Umsicht allenthalben die Lücken bemerklich, die sich noch in diesem Bestehenden finden, und deutet mit eben so löblicher Bescheidenheit, als ernster charaktervoller Gesinnung und gebildeter Einsicht auf die durch den Geist der Verfassung und der geschichtlichen Entwickelung geforderte Ausfüllung dieser Lücken hin. Sehr günstig wirkt auf die Darstellung des Buches der Umstand, dafs es eine Art von diplomatischer Haltung hat; es wird dadurch von allen den pedantischen Elementen befr rein doctrinellen Werken solchen Inhalts nur zu leicht ben. Der Verf. tritt nämlich zwar, was die Grundtend nes Werkes betrifft, unverkennbar in dem Sinne auf, d Jetzt in Sachsen den ministeriellen nennen könnte; es nicht um eine Lobrede, aber um eine Apologie, der gegenwärtigen Regierung dieses Landes gegebenen Ve zu thun; nicht weil sie von dieser gegeben, sondern seine Ueberzeugung ist; wie denn auch sein an versch Stellen freimüthig, aber stets mit kluger Zurückhaltung sprochener Tadel keineswegs das Gepräge einer *captatio benevolentiae* an die Leser, sondern das einer würdigen Selb keit und Unabhängigkeit der Gesinnung trägt. Eben ab seine, so entschieden ausgeprägte und so fein temperirte nung machte es ihm zur Nothwendigkeit, den Ausdruck halben auf das Besonnenste zu wählen und auf das So ste abzuwägen; wodurch die Lectüre seines Buches anderes Interesse gewinnt, als sonst die Lectüre staat cher Handbücher, auch wenn dieselben mit einem Gew Reflexion und Räsonnement durchzogen sind, zu haben

Die politischen Principien, zu denen sich der Verf. geben sich auf charakteristische Weise in dem Gegensat den er in Bezug auf die Bedeutung des Repräsentativ zwischen England und Frankreich einerseits, und Deu anderseits statuirt. *Dort* „ist der eigentliche Sitz der H im Parlamente (— in Frankreich wird dasselbe für d mern wenigstens intendirt —), das sie durch die Minis zugleich Mitglieder und Führer des Parlaments und nur Minister sind, als sie die Führer des Parlamentes bleib übt. Auch wird diese Verfassung wesentlich durch da hen eines Standes bedingt, dessen Glieder seit Jahrh das Monopol der politischen Rechte ausgeübt haben, zwar rastlos ergänzt, aber deshalb nicht weniger Kaste auch die Reformbill nicht aus dem Besitze verdrängt, nicht blofs im Oberhause seinen Sitz hat." Die deutsche dagegen sind unserm Verf. „nicht Mitregenten des Für wirken mit entscheidender Kraft nur im Negativen, im dern; die alten Landstände in der Vertheidigung der Re Freiheiten der geschlossenen Stände, die sie repräsenti gen die Vorschritte des Staates; die neuen, durch den G Jahrhunderts geschaffenen Ständeversammlungen in der digung der gewährleisteten Rechte des Volkes, womit gleich, — zur Förderung des, wirklich oder scheinba nur durch ihren Einfluſs, nicht durch zwingende Kraft Fürsprecheramt für die Wünsche und Bedürfnisse der G heit verknüpft." — Diesen Grundsatz spricht der Verf. (S. 112 ff.) im Allgemeinen aus, sondern kommt auch im Einzelnen darauf zurück und macht ihn zum Maafs die Würdigung verfassungsmäfsiger Institute und Bestim Doch herrscht bei dieser Würdigung nicht eine abstra sche Consequenz, sondern vielmehr eine auf besonn schichtsbetrachtung basirte Richtung auf das Practis Nützliche vor, wodurch, dem Verf. allenthalben ins zu folgen, eben so anziehend als belehrend wird.

Den zweiten umfangreicheren Theil, welcher die L der Verwaltung enthalten wird, verspricht der Verf. Schlusse des gegenwärtigen Landtags und nach der Pu der betreffenden Gesetze und Verordnungen erscheinen sen. Dafs in die Kategorie der „Verfassung" das gan der juristischen Verhältnisse des Hofes aufgenommen, Anderes, für die Verfassung als solche bei weitem Wic z. B selbst die allgemeinsten Bestimmungen über da ministerium und die obersten Landesbehörden, ausge ist, findet in dem geschichtlichen Umstande, dafs jene bar in der Verfassungsurkunde enthalten, die letztern a grofsern Theile nach durch besondere Gesetze zu regulir seine Entschuldigung.

№ 98.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

November 1833.

her Commentar über sämmtliche Schrif-des Neuen Testaments, zunächst für Pre-r und Studirende, von Dr. Hermann Ols-sen.

(Fortsetzung.)

in dieser Darstellung ein häretisches Element ent- oder gar etwas Christum Entehrendes finden soll- sehe wohl zu, dafs er nicht einsichtslos erscheine gerecht dazu. Eine fingirte, zuständliche para-e *Unschuld* war nicht Christi Loos, ist über-icht Loos der Menschheit; und auch für Chri-efs es: *via crucis via lucis* (Hebr. 2, 10.); *crux* t nicht das blofse Uebel und Leiden, sondern lich das Böse und die Schuld. Die dies an leugnen, ihn so unschuldig haben möchten, aus der einfachen, unterschiedslosen Identität und mit sich gar nicht herausträte, haben so als Vernunft wider sich, und bedenken nicht, fordern, indem sie einen *menschlichen* Christus en, der doch auch wieder *kein menschlicher* . i. den nothwendigen Entwickelungsgang der heit nicht in sich durchmachen soll. — Uebri-nterscheidet schon die gewöhnliche Vorstellung zwischen dem aufsteigenden und dem angeeig-Bösen, welches letztere ihr erst die Sünde ist; brauchen auch wir bei unserer Ansicht Chri-nit der *Sünde* keineswegs zu behaften; denn esteht nicht in dem Fürsichsein an sich, sondern dem abstract gewordenen Fürsichsein jenes er-ürsichseins; nicht in der Ichheit und Selbstheit cher, sondern erst in der *Selbstsucht*, d. h. dem bersuchen der Selbstheit, wozu es eben in Chri-kommen konnte, weil das gewältigende πνεῦμα solute Macht und Erfüllung seines Lebens, der satz folglich darin aufgelöst, das abstracte Für-n zum *Moment* des Ganzen, der concreten Per-sönlichkeit, erhoben, und die Ichheit und Selbstheit zum steten, *freien und willigen Gehorsam* verklärt war. — Doch genug hiervon, und nur noch eine Bemerkung über den *Ursprung* der Irrthümer, in denen wir den Verf. mit Anderen hier befangen glauben. Es mufs nämlich, unseres Erachtens, allen denen so ergehen, wie unserm Vf., die, wie er, den Teufel nicht nur *als Anfang* oder Anfänger *der Sünde*, sondern auch und *eo ipso* als *Urheber des Bösen* betrachten, und sich folglich nicht die Aufgabe stellen, das Böse sammt dem Teufel *in Gott*, sondern nur das Böse *im Teufel* zu begreifen. Ist der rechte Gesichtspunkt einmal auf diese Weise verschoben, so verzichtet man natürlich geradezu auf jeden vernünftigen Zusammenhang des Bösen mit der Person Christi, und mufs es consequent; denn mit *Teufels Werk* kann *der* nichts gemein haben, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören. — Ferner wird ohne unser Erinnern klar sein, dafs sich an den hier gerügten Grundirrthum über die Person des Herrn andere verwandte anschliefsen mufsten; manches der Art wird weiterhin beiläufig vorkommen; in eine speciellere Erörterung des Einzelnen hier einzugehen, verbietet der Raum.

Die Behandlung der Wunder des Herrn giebt dem Vf. häufigen Anlafs zu sehr interessanten Bemerkungen und geistreichen Ausführungen; weil es aber dessenungeachtet bei ihm zu keinem rechten *Begriff des Wunders* kommt, so läuft auch manches Unpassende und Irrige mitunter. Der Verf. liebt es, wie Andere, in diesem Punkte besonders durch Vergleichungen, Analogien, bildliche Ausdrucksweisen und dgl. zu erläutern, was an sich nicht geradezu getadelt werden kann; wenn man dabei nur nicht allzuleicht in Gefahr käme, sich selbst zu täuschen, indem man durch solche leichthingeworfene, dem Anscheine nach meist eben so verständliche als tiefe, in der That oft mehr witzige als wahre, Redensarten sich der weit mühsa-

meren, echten und wahrhaften *Begriffs*erforschung nicht selten unvermerkt entübrigt wähnt. An dieser Klippe sehen wir auch unsern wackern Verf. mehr als einmal scheitern; so spricht er z. B. *I.* 253 bei der Geschichte des Centurio von „der Magie des gleichsam (!) in die Ferne wirkenden Willens Christi"; dergleichen klingt recht hübsch, aber was ist damit gesagt? Der geneigte Leser wird sich entweder gar nichts, oder etwas Schiefes und Verkehrtes dabei denken. Ebendas. und anderwärts öfter werden zur Erklärung und Veranschaulichung der Wunderkuren des Heilandes Analogien des animalischen Magnetismus verwendet; aber zur Veranschaulichung waren sie nicht nöthig, denn dazu ist die *Darstellung* der Evangg. klar und lebendig genug; und zur Erklärung taugen sie nichts, weil die etwanigen Aehnlichkeiten äufserlich und zufällig sind, die Sache selbst aber in beiden Fällen *toto coelo* verschieden ist. Der Verf. selbst fühlt dies, und sein exegetisches Gewissen straft ihn darüber; in der Vorr. *p. IX.* f. sagt er defshalb, nachdem er den Wunsch ausgesprochen, „dafs man jene *dunkle* Kraft (in der Ausübung) ganz ruhen lassen möchte", fortfahrend: „die Vergleichung der Heilkraft des Herrn mit dem Magnetismus wünschte ich nur so aufgefafst zu sehen, dafs man von der niederen, gefährlichen Kraft und ihrer Aeufserung eine Anschauung der *Form* der Wirksamkeit der höheren, heiligen gewinnen kann; *ihr Wesen ist natürlich ganz verschieden.*" Wenn dem so ist, kann man billig fragen, warum läfst denn der Vf., um seinen eigenen passenden Ausdruck zu gebrauchen, *jene dunkle Kraft nicht lieber ruhen?* was hilft eine Anschauung der *Form* ohne Begriff vom *Wesen* der Sache? (wobei Ref. nicht umhin kann zu gestehen, dafs ihm, auch formell genommen, nicht einmal einleuchtet, was auf solchem Wege zur Erläuterung des Gegenstandes gewonnen werden sollte.) Der Vf. selbst zeigt übrigens sonst viel richtigere Einsichten in das Verhältnifs von Wesen oder Inhalt und Form zu einander; er macht öfters aufmerksam, wie sich beide nothwendig wechselsweise bedingen (mithin doch auch die Erkenntnifs beider); und wird hier also sich selber untreu. — Was sollen wir dazu sagen, dafs die Wunder des Herrn I. 478 und 505 f. II. 70 als *„höchst beschleunigte Naturprozesse"* aufgefafst werden! und dafs der Verf. an der letzteren Stelle hinzusetzt, schon *die KVV.* erinnerten, es sei hier nichts anderes geschehen, als was *in langsamer Entwickelung* sich lich im Weinstocke darstelle, und zum Erweise Thatsache auf die — unschuldigen Worte Aug provocirt: *ipse fecit vinum in nuptiis, qui omni hoc facit in vitibus. — Illud autem non mi quia omni anno fit; assiduitate amisit rationem.* Wo steht denn in diesen Worten von beschleunigten Naturprozessen, von langs oder schnellerer Entwickelung u. dgl.? Doch wi fen nicht unterlassen, die Worte selbst vollständ zubringen, durch die der Verf. an der *erstgen* St. seine Vorstellung rechtfertigen will. „Die A sung solcher Erscheinungen als höchst beschle Naturprozesse ist gewifs immer festzuhalten; reale Bildungen können immer nur durch Reihe ler Entwickelungen hervorgebracht werden;" (wi sich der Vf. hiernach die Weltschöpfung denke nennt kurz zuvor Jesu Wunderthätigkeit in Falle ausdrücklich eine *mehr schöpferische.*) abe Beschleunigung sind diese fähig, und einer wie gro das ist nicht zu bestimmen. (Ref. gesteht, daf bei dieser allerhöchsten Beschleunigung nicht Hören und Sehen, sondern auch alles Denken hen will.) Der echte Begriff des Wunders abe auf eine höhere Causalität zurückführt, nöthigt chen Voraussetzungen. Ohne Causalzusamme der Kräfte ist keine Erscheinung denkbar; *in der son Jesu griffen aber eben die höheren, alle Nat zesse bedingenden Kräfte in voller, centraler telbarkeit in's Naturleben ein,* indem er herrschen schöpferisch, wie ein Gott (!), durch die elementa Bildungen hindurchschritt, sie nach höheren Z ordnend und leitend." Wäre der Vf. doch dies ten, zwar noch unklar ausgesprochenen, Gedanke *nes absolut bedingenden Einwirkens der Persönl in das Naturleben mit voller, centraler Unmittelb* genauer und tiefer nachgegangen! Sicher hätte ihm bald eingeleuchtet, dafs das vorher Geschriebene m sem guten Gedanken gar übel pafste, und dafs E nichts Wunderlicheres begegnen kann, als den (u merkt als absolut gefafsten) endlichen Causalnexu seinem räumlichen und zeitlichen Auseinander und fbereinander in — die Sphäre des *Wunders* zu verle Dieses Mifsverständnifs des Vfs. verbietet uns auch, ter seinem Ausdrucke *„höhere* Causalität" etwas *Be samer* zu suchen; wie er denn selbst an einer a

Wir haben also ein neues Erzeugnifs unserer Zeit, eine *mystische Grammatik*, vor uns, und können daraus lernen, was die Mystik im Bunde mit allerlei sprachlichen und historischen Kenntnissen in der Grammatik zu leisten vermöge. Die Mystik der letzten Jahrzehende fing mit den lichten Höhen allgemeiner Gefühle und Ahnungen an, sie sank dann immer tiefer in die dichtern, schwerern Regionen der Kritik und Exegese herab, und sucht nun zuletzt sogar das Gebiet der Grammatik sich zu unterwerfen. Aber je tiefer sie sich herabläfst, desto deutlicher und warnender kommen auch ihre Schwächen und Blöfsen hervor, desto nothwendiger erscheint das Bedürfnifs wahrer Wissenschaft gegen die Täuschungen der Mystik. Sie hat hier weder festen Grund und Boden, noch die Kraft irgend eine gute Frucht zu erzeugen.

Der Grund dieser Mystik ist nichts als eine Verwechselung des Innern und Aeufsern jedweder Offenbarung, als ob Offenbarung sich auf etwas Anderes erstrecken könne als auf den reinen Gedanken. Mag Offenbarung entstehen wo und wann sie wolle, die besondere Sprache, worin sie sich äufsert, und die Schrift, worin sie dann später festgehalten wird, sind dabei sehr zufällige, blofs historische Dinge, was ein christlicher Theologe um so leichter und gewisser erkennen sollte, da er ja in der Bibel nicht weniger als *drei* verschiedene Sprachen sich nach der äufsern Zeitreihe folgen sieht. Auch die unter diesen dreien am frühesten gebrauchte, die hebräische, ist so natürlich wie jede andre Sprache ohne irgend einen innern Vorzug; unter den semitischen Sprachen die älteste, von der Schriften erhalten sind, und daher die natürlichste und schönste, ist sie doch weder älter noch durchaus vollendeter und schöner als andere, nicht semitische Sprachen; und die Offenbarung Mosis und der Propheten hat nicht diese Sprache erst gebildet oder gänzlich umgeschaffen, sondern das Hebräische ist erst *durch* die in ihm sich äufsernde Offenbarung veredelt und verewigt, und *nach* ihr allmählig geheiligt. Mögen nun spätere Juden die alte Sprache nicht blofs geheiligt, sondern auch in ihrer mannigfachen Beschränktheit für den Grund aller Sprachen gehalten, mögen christliche Gelehrte vor 200 Jahren dieses wiederholt und weiter ausgeführt haben: ein Gelehrter unserer Zeit und Wissenschaft sollte in dergleichen Dingen das Heil zu finden nicht wieder den (wir glauben gewifs) eitlen Versuch machen, sondern lieber bedenken, wie er mit solchem ebenso unklaren als unhistorischen Fühlen und Meinen nur auf derselben Stufe stehe, worauf wir die muhammedanischen Theologen erblicken, wenn sie, und zwar mit demselben Recht und Grund, die Sprache des Korans für die einzig heilige und älteste, vortrefflichste halten.

Dafs nun auf so dürrem nicht nur, sondern auch unsicherm, grundlosem Boden der Wissenschaft keine Früchte reifen können, läfst sich schon zum Voraus erwarten. Die That zeigt hier am deutlichsten, wie unfruchtbar eine solche Ansicht ist. Aeufsere Vollständigkeit im Anführen von Regeln und Beweisstellen hat zwar der Verf. erreicht: für die innere Erklärung des Hebräischen ist aber mit diesem Werke nichts gewonnen. Historisch freier Ueberblick fehlt durchaus; und da die wahren Gründe und der echte Zusammenhang nicht aufgesucht werden, zerfällt d Grammatik in eine unübersehbare Zahl kleiner Regeln zelter Bemerkungen und zufälliger Ausnahmen. Tiefe wird zwar überall, wo möglich, gesucht und gepriesen, ruht eben am meisten nur im Sinne und Gefühle de nicht in der Sache. Alte Traditionen der Juden werden heilig und unantastbar, oder doch als sehr tiefsinnig tig überall wiederholt, gleich als lebte der Verf. nu Sphäre dieser alten Rabbinen, wie z. B. S. 327 die ral Ableitung des heiligen Gottesnamen יְהוָה von den ten des Verbum הָוָה „Sein", als des zu allen Zeiten nicht für eine geistreiche, aber unhistorische Deutung binen, sondern für reine grammatisch-historische Wahrl Wahrscheinlichkeit ausgegeben und bewiesen wird. neuern Forschungen über die hebräische Sprache nimm zwar Rücksicht und schöpft aus ihnen manches: wie aber ihrem Geiste gefolgt sei, erhellt aus der grofse von Annahmen, deren Unrichtigkeit schon klar darge wie wenn S. 82 von *ohne weitern Grund* hinzugefügt staben der Wörter geredet, oder S. 92 Formen wie יִל gewifs aus *au* entstanden ist, mit Formen wie קֹדֶשׁ mengestellt, oder S. 27. 40 die unmögliche, nirgends meade Aussprache und Form יִגֶל als wirklich er angenommen wird, u. s. w. Wo aber endlich der Verf genes giebt, hat Ref. vergeblich etwas wahrhaft Bel und Aufklärendes gesucht. So glaubt der Vf. etwas se und Wichtiges durch die Behauptung zu lehren, daf sprünglichen Vocale nur *A E O*, *I* aber und *U* Umlau und *O* seien, während die Geschichte der semitischen indo-germanischen Sprachen gerade umgekehrt *A I U* sprünglich erweist; er glaubt eine wichtige Entdecku gemacht zu haben, dafs Segol drei oder noch mehr dene Laute bezeichne, unter andern auch ein sehr l während schon nachgewiesen ist, dafs Segol überall, sen oder betonten Sylben, nichts ist als das kurze, ges Das Einzige, was dieses Werk vor den meisten früher hat, ist die ausführliche Erklärung der Redetheile na logischen Sinne, wenn nur nicht auch dabei theils das vorherrschend, theils gerade die Eigenthümlichkeit des schen verkannt wäre.

Mehr aber von diesem Werke hier zu reden, sch Ref. desto unpassender, da darin gerade das fehlt, wa sen Blättern am wichtigsten ist, — die Wissenschaft. tig ist in hebräischer Grammatik noch viel zu forsche leisten, da ihre wissenschaftliche Bearbeitung noch langer Zeit gilt: aber einem die Geschichte verschm das Unklare liebenden Geiste wird sie ihre Klarheit schliefsen. Dafs der Verf. „demüthig-gläubig" sein recht gut: nur sehe er erst zu, dafs er den rechten habe, um dann auch recht demüthig zu sein.

Ew

№ 99.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

November 1833.

ıcher Commentar über sämmtliche Schrif- des Neuen Testaments, zunächst für Pre- er und Studirende, von Dr. Hermann Ols- usen.

(Fortsetzung.)

der Vf. wird selbst nicht in Abrede sein, dafs wir mit dieser Erklärung noch ganz und gar auf dem te des Natürlichen befinden; denn die Natur ist um seinen Ausdruck zu gebrauchen, ein System 'olgen realer Kräfte. Das Wunder ist mehr als ofse *Erfolg* einer *Kraft*, es existirt wesentlich ls *That*. Der Vf. selbst deutet gleich nachher so an, erklärt sich auch über „die Anwesenheit jenes Kraftelements" näher, indem er es dem πνεῦμα in χαρίσμασι (1 Cor. 12, 10) gleichstellt und hinzu- ohne dasselbe wäre gar keine Vermittelung zwi- der Wunderthat und dem Wunderthäter und die erschiene somit gleichsam gespenstisch; allein so nstisch hat sich gewifs nie Jemand die Sache ge- dafs er schlechthin den Zusammenhang zwischen Wunder und der wunderwirkenden Persönlichkeit hoben; und der Vf. möchte uns, wissenschaftlich htet, kaum weiter gebracht haben, wenn er kurz aus dem Umstande, dafs wir vorherrschend *mensch- Persönlichkeiten* Wunder verrichten sehen, auf Anderes zu schliefsen weifs, als auf „Mittheilbar- höherer geistiger Kräfte an die Menschen;" denn e diesen Ausdruck in seiner Weite und Unbe- theit könnte sich auch der crasseste Orthodoxis- den der Verf. eben bekämpfen zu wollen scheint, wohl gefallen lassen. Auf den näheren Sinn jener eilbarkeit aber, sowie auf die nähere Bestimmung edachten *Zusammenhanges* wäre es hier eben an- men. Indessen wird auch das Lichtlein, was durch ergleichung der St. 1. Cor. darüber hätte angezün- verden können, sofort wieder ausgelöscht durch un- zeitige Citirung eines — *Ungeistes*, nämlich des anima- lischen Magnetismus! — Im Folgenden kommt der Vf. auf den Gegensatz der *himmlischen* und *höllischen* Wun- der und somit auf die Frage, ob und inwiefern Wunder geeignet seien, die Wahrheit *der Lehre des Wunder- thäters* zu erhärten? Wir haben diese Darstellung mit vielem Interesse gelesen und uns dadurch vielfach an- gesprochen, aber doch am Ende *nicht recht befriedigt* gefühlt; und hätten statt ihrer hier lieber eine Unter- suchung zu lesen gewünscht über den von dem Vf. zuvor (S. 242) bei Erläuterung des Begriffes der ἔργα ausge- sprochenen Gedanken, „dafs das Wunder die *natürliche* Form der Wirksamkeit des Erlösers gewesen;" denn mit dem ebends. auch sogleich gegebenen Zusatze, „dafs er, als Inhaber göttlicher Kräfte, mit denselben nothwendig *überirdische Erscheinungen* (!) hervorbringen mufste", ist die Sache keineswegs aufgeklärt und abgethan. Of- fenbar aber würde der eben angedeutete Untersuchungs- gang den Vf. auf die Ueberlegung geführt haben, ob und inwiefern die Wunder Christi *nothwendig* und *wesentlich* in seiner Persönlichkeit begründet seien? deren Resultat dann eben auch die Beantwortung der obigen Frage nach der Beglaubigung oder Nichtbeglaubigung der *Lehre* durch *Wunder* *) herbeigeführt oder vielmehr schon mit-

*) Der Verf. entscheidet S. 244 verneinend: „der Zweck der Wunder an sich könne unmöglich sein, *die Wahrheit irgend einer Behauptung* zu erhärten." Ganz richtig. Damit steht aber gewissermafsen im Widerspruch, was S. 245 folgt: „*die Verbindung der Wahrheit mit dem Zeugnisse der Wunder* con- statirt den Charakter eines göttlichen Gesandten, *kraft des- sen auch Dinge als wahrhaft und gewifs geltend gemacht wer- den dürfen, die als solche nicht durch die inwohnende Empfäng- lichkeit für Wahrheit erkannt werden können.*" Eine Wahr- heit, die als solche dem Geiste unerkennbar wäre (ein in sich widersprechender Begriff) könnte doch in der That nur durch das (abstract gefafste) Wunder constatirt werden; denn sollte es die „*Verbindung* des Wunders mit der (bereits er- kannten) Wahrheit (der Lehre des Gesandten)" thun, so

enthalten hätte. Zum Schlusse wirft der Vf. S. 246 noch einen Blick auf die *Geschichte* der Wunder, und äufsert dabei interessante Gedanken, unterscheidet z. B. zwischen den (unmittelbaren) Wundern Gottes in Engeln, (das „*im Sohne*", was dabei steht, gehört nicht dahin) dem Wunderbaren in der Natur u. s. f. und den durch menschliche Persönlichkeiten vermittelten; bemerkt, es scheine eine Gereiftheit der menschlichen Natur erfordert zu werden, um als Träger der Wundergabe dienen zu können; deutet ferner hin auf den ungeistigeren Charakter der alttestamentl. und den geistigeren der neutestam. Wunder u. dgl. m. Nehmen wir dazu, dafs der Vf. S. 310 bei Erläuterung des Ausdrucks δύναμις ἐξελθοῦσα ἀπ' ἐμοῦ noch die treffende Aeufserung thut, „es schleiche sich in Folge desselben gar leicht die Vorstellung ein, dafs die Kraft *unwillkürlich* gewirkt, *wodurch der Vorgang aber zu sehr in das Gebiet des Physischen gespielt werde*; *das christliche Bewufstsein sehe sich vielmehr genöthigt, die Kraftfülle, die den Erlöser beseelte, als in totaler Beherrschung durch seinen Willen zu denken*": so sehen wir, wie nah der Vf. dem wahren Begriffe des Wunders gewesen, und es könnte uns Wunder nehmen, dafs er ihn dennoch nicht aufgestellt, wenn wir nicht wüfsten, wieviel leichter es ist, gute Gedanken (einzeln) zu *haben*, als sie *zusammenzubringen und zum Begriff zu gestalten*. In Wahrheit aber ist „das Wesen des Wunderbaren die für das subjective Denken aufgehobene, aber durch den unendlichen Lebensbegriff des Ganzen in dem Individuum absolut gesetzte und unauflösliche Einheit der *Nothwendigkeit* und *Freiheit*; und das Wunder ein Zeugnifs, dafs der absolute Unterschied beider nur formell, die absolut Unterschiedenen keine absolut Verschiedenen seien, sondern dafs in der Freiheit die Nothwendigkeit, in dem Individuum das Ganze sich darstelle. Das Wunder nämlich ist diejenige That des Individuums, in welcher es sich in dem Gesammtbegriff seines Lebens, in der Totalität seines Wesens darstellt; das Individuum erkennt das Leben des Ganzen in ihm als sein eigenes Leben an, und ist bereit in der Einheit desselbe wirken, dem Antriebe desselben zur Darstellung Gesammtlebens durch einen Act der individuellen tigkeit zu entsprechen, und somit das Ganze selb die That des Individuums darzustellen. Nicht also Natur an sich, noch in dem Geiste an sich liegt d sein des Wunders; beide schliefsen in ihrer Un barkeit den Begriff desselben aus; es ist weder die kung der immanenten Naturthätigkeit als solcher, die Wirkung der freien Thätigkeit als solcher, *s der zum Individuum gewordenen Gesammtthätigk Geschlechtes.*" *) — Wir bitten, die (treffliche) A rung dieser Sätze bei Conradi: Selbstbewufstsein fenb. S. 208 ff. nachzulesen, wo man weiterhin auc den nothwendigen Zusammenhang der Wunder n Persönlichkeit Christi, über den Unterschied der w Wunder von allem blofs Natürlichen und allem blo eigentlich wunderbar zu Nennenden (wohin z. B. der animalische Magnetism gehören würde), ferne die Verschiedenheit der Wunder des Herrn von d testamentlichen und von den vorchristlichen übe u. dgl. m. die ausführlichsten und gründlichste schlüsse finden wird. Wir gingen gern noch au reres ausführlicher ein; aber der Raum verbietet es eines Punctes aus der Eschatologie, der *resurrecti nis*, **) müssen wir noch kürzlich gedenken, w früher schon darauf hingewiesen haben. Dort m wir auch schon auf die Grundverwechselung au sam, die dem Vf. in diesem Puncte begegnet is auf die Ungerechtigkeit des Vorwurfs, den er d der neuesten Philosophie macht. ***) — Es ist doc

müfste ein Zusammenhang der angeblich unerkennbaren Wahrheit mit der übrigen, schon erkannten vorhanden sein, durch den die vermeinte Unbegreiflichkeit der ersteren sofort aufgehoben würde. — Vielleicht aber meint der Vf. nur eine vorläufige, äufsere Beglaubigung, der die vollkommnere (das Zeugnifs des Geistes für den Geist) folgen könne und müsse, und nur relative (momentan und für Einzelne stattfindende) Unerkennbarkeit der Wahrheit, nicht absolute. —

*) Hiernach verhielte sich Wunder und Natur wie Vernu Verstand, und die Wahrheit des Wunders wäre das zum lichen gewordene Wunderbare, wie die Wahrheit der V erst die zu Verstande gekommene, zum Begriff erh durch ihre eigene, unendliche Negativität mit sich selb mittelte, Vernunft ist. (Hegel's Phänomenol. S. 24 d 17 d. n. Ausg.) — Auch andere interessante Parallelen sich ziehen, z. B. die des Wunderthäters mit dem Dicht planmäfsig-berechnend Handelnden mit dem Denker,

**) Dieser kirchlich-symbolische Ausdruck entspricht b lich *ganz* und *nur* der biblischen Idee einer ἔγερσις τοῦ σ und will nichts Anderes sagen als diese. — Ebenso ist i בָּשָׂר = σῶμα z. B. Hiob 19. v. 26. —

***) Dieser Vorwurf enthält auch eine factische Unricht sofern gerade ein Schüler Hegel's die Lehre von der (geist-leiblichen) Persönlichkeit mit einer speculativen

merkwürdig, dafs gerade *der* Apostel, der am bestimmtesten die ἔγερσιν τοῦ σώματος lehrt, und gerade an der Stelle wo er es thut, uns auch am ausdrücklichsten verletet, das σῶμα in dieser Hinsicht mit der σὰρξ zu identificiren (1 Cor. 15, 50.); und schon vorher, wo er von em Unterschiede der σώματα ἐπουράνια u. ἐπίγεια sprach, vs. 40), erlaubte er sich nicht, dafür (wie vs. 39) σὰρξ τουρανία zu setzen. Auch die St. Joh. 3, 6 konnte leiches lehren; jedoch der Vf. scheint die σὰρξ *quovis modo* sich reserviren zu wollen; und wiewohl es auch on der σὰρξ des *Menschensohnes*, auf die er sich zum rweise seiner *Verklärung der* σὰρξ *und* ὕλη beruft II. 401 f.), in Joh. 6. nicht heifst, dafs sie *verklärt*, sonern dafs sie *verzehrt* werden solle (vgl. dazu auch oh. 6, 63 und die treffliche Auseinandersetzung des luerischen Abendmahlsbegriffes bei Hegel in den Vorless. b. d. Rel. Phil. II. 275.): so schliefst der Vf. doch imer so: wie zu dem jetzigen σῶμα ψυχικὸν (1 Cor. 15, 44) ine σὰρξ σαρκικὴ *(sit venia verbo!)* als dessen lebende *Substanz* (! — vgl. II. 401) gehört, so mufs für das σῶμα πνευματικὸν eine — σὰρξ πνευματικὴ (II. 402) postulirt werden! Blofs *zufällig*, meint er, komme der Ausdruck im N. Test. nicht vor — (wir sind sonst nicht gewohnt, den Vf. so *willkürlich* mit der Schrift umgehen zu sehen; s. z. B. I. 777. Z. 6—8 v. o.) — aber ein σῶμα bestehe doch nothwendig aus σὰρξ (ob auch wohl die σώματα der *Engel* daraus bestehen? vgl. Mtth. 22, 29 f.), und es sei also nicht abzusehen, weshalb jenes Epitheton nicht auch zu σὰρξ gesetzt werden könnte! Ref. war verwundert, dies beim Vf. zu lesen; vielleicht aber wird derselbe von seiner σὰρξ πνευμ. lieber abstehen, wenn wir ihm, als Seitenstück dazu, auch ein πνεῦμα σαρκικὸν anbieten, was doch noch unverdaulicher scheint. — Wie nun die σὰρξ nicht das σῶμα ist, so ist auch die Materie nicht die κτίσις, von der Paulus Röm. 8, 19 ff. spricht; und es ist daher ein Anderes, die endliche Befreiung der κτίσις von der Eitelkeit (mit dem Apostel), und ein Anderes, eine ewige Verklärung der *Materie* (mit dem Vf. II. 487) zu lehren. Was einen Anfang gehabt hat, mufs auch ein Ende haben; nach dem Vf. hingegen würde das Endliche absolut. — Σῶμα ist, nach der Schrift, die in der Endlichkeit unendliche Form des unendlichen Inhaltes, (der ewigen Natur, des unerschaffenen Menschen) darum ewig und unvergänglich; σὰρξ (Materie) die abstracte Form der Endlichkeit, (der zeitlichen Natur, des geschaffenen Menschen) darum zeitlich und vergänglich. — Es läfst sich, nach dem Angegebenen, erwarten, dafs der Vf. Anhänger der aus dem (mifsverstandenen) 20. Kap. der Apocal. geschöpften, aber von allen christlichen Kirchen (mit Ausnahme einiger unbedeutenderen und abgerissenen Secten) jederzeit mit Entschiedenheit verworfenen Lehre vom *tausendjährigen Reiche* und der *zwiefachen Auferstehung* sein werde. Die (wohlverstandene) Schrift lehrt als Folge der allgemeinen κρίσις und letztes Ziel des Weltlaufes die Erneuerung des Himmels und der Erde, sowie als deren Bedingung die allgemeine Auferstehung; aber das ist kein Chiliasmus; auch Paulus weifs 1. Cor. 15, 24—28 nichts von einer *zwiefachen* Auferstehung, und wer sie in Stellen wie Luc. 14, 14 u. ä. (mit dem Vf. s. I. 646 f.) finden will, mufs sie wahrlich erst hineinlegen. — So löbliche Mühe der Vf. sich öfters (vgl. z. B. I. 731) giebt, seinen Chiliasmus durch Zurückführung auf allgemeinere, wahre Ideen zu vergeistigen und ihn so *unschädlich* zu machen, so hat sich der verderbliche Ein-

---

und Energie behandelt hat, wie kaum irgend Jemand vor ihm (vgl. Conradi a. a. O. S. 293 ff.) — anderer mehr gelegentlicher Aeufserungen von Andern nicht zu gedenken. — Unser Vf. indessen bezieht sich (II. 487.) besonders auf Steffens und Schubert, als die die Wahrheit und Bedeutsamkeit dieser Lehre am tiefsten erkannt hätten. Der ehrwürdige Steffens wird es dem Ref. nicht verargen, wenn er gesteht, dafs ihm seine Darstellung der ewigen Individualität (z. B. in der neusten Confession, S. 90 ff.) den wahren Begriff derselben nicht erreicht zu haben scheint, weil darin das Particuläre und Zufällige ein solches Gewicht bekommt, dafs man sich in *der* Weise gerade den Heiland, die Mitte und Wahrheit aller Individualität, als kein Individuum denken könnte. — Von Schubert führt der Vf. anderswo den Satz: „*Leiblichkeit' ist das Ende der Werke Gottes*" mit Beifall an; Ref. kann sich des Zusammenhanges nicht erinnern, worin dieser Satz bei Schubert selbst steht; wie ihn aber unser Vf. nimmt und consequent nehmen *mufs*, wird er einseitig und unrichtig, und es ergeht ihm so, wie dergleichen abstracten Allgemeinheiten immer; wenn man sie recht festgestellt zu haben meint, so schlagen sie in ihr Gegentheil um und zeigen sich an ihnen selber ihr Anderes zu sein. So, wenn es wahr ist, dafs Leiblichkeit das Ende der Werke Gottes ist, sagt ja dieser Satz eben, dafs das Werk in der Leiblichkeit (Leiblichwerdung) zu Ende, mithin zu Grunde geht, in seinen Grund zurückkehrt, und der Geist zeigt sich somit in Wahrheit der ewige Wiedereingang, sowie der ewige Ausgang der Natur, zu sein. Dies ist die grofse Wahrheit, die in der tiefen Lehre der Schrift von dem σῶμα πνευματικὸν enthalten ist, die aber unser Vf. nicht genug erkannt und gewürdigt zu haben scheint. —

flufs dieser Lehre doch auch in seiner Exegese bisweilen geltend gemacht; wie z. B. I. 812 f., wo wir uns nach der ersten Auferstehung im tausendjähr. Reich eine bunte Mischung von Auferstandenen und noch Lebenden d. h. nicht Auferstandenen auf der — wir können natürlich nicht sagen, *was für einer* — Erde ruhig bei einander denken sollen! (wodurch der Begriff der ἀνάστασις und alles, was damit zusammenhängt — s. vorh. — total alterirt und in willkürliche Ungereimtheiten verwickelt wird.) Ferner I. 919, wo der Vf. den Sinn der herrlichen Parabel so sehr mifsversteht, dafs er (freilich darin nicht der Erste) die ἀδελφοί von den *Schafen* sondern, und die Ersteren von den *nicht in's Gericht kommenden* (!) *) Christen, die Anderen von den frommen Heiden verstehen zu müssen glaubt **) — (in der That *ohne allen Grund;* denn warum sollte der Herr, indem er zu jedem der Schafe sprechend dargestellt wird, nicht die übrigen immer *seine Brüder* nennen? oder wodurch wäre sonst im geringsten die vom Vf. behauptete Unterscheidung der ἀδελφοί von den δίκαιοι und ἄδικοι begründet?) — u. dgl. m. Wir versparen uns eine weitere Prüfung des hier gerügten chiliastischen Grundirrthums, bis der Vf. seine Erklärung der Apocal. (auf die wir uns übrigens sehr freuen) herausgegeben haben wird (in Bd. IV dieses Comm.), und bitten ihn mittlerweile J. Böhm's *Informatorium de rebus novissimis* zu lesen, welches Büchlein, wie wir wissen, schon Manchen von dergleichen Vorurtheilen trefflich curirt hat.

Das Gesagte wird hinreichen, um das Hauptdesiderium zu veranschaulichen, das dieser Commentar in uns zurückgelassen; in enger Verbindung damit steht, dafs der Ausdruck hie und da lax und unbestimmt erscheint. So, wenn der Verf. an der Hauptstelle, wo er von der πίστις handelt, dieselbe so definirt, dafs ihr *Wesen nicht* in ein Wissen des Göttlichen zu setzen sei, sondern in eine *geistige Receptivität* für dasselbe, die freilich *ein gewisses Wissen zur Begleitung* haben werde, sind diese Ausdrücke doch sehr schwankend und schwebend, und es frägt sich sogleich: was i *stige* Receptivität? *wie recipirt der Geist?* wora Verfasser I. 276 bei Erklärung des Wortes selbst antwortet: als Wesen des Geistes k sich das *Wissen* (Denken) an. Mithin ist der wesentlich *denkende Thätigkeit*, und es früge sic weiter um seinen Unterschied vom *Wissen*. Es aber das Verhältnifs beider auf diesem Wege in heit als das Verhältnifs der *fides implicita* und *cita* zu begreifen und zu entwickeln gewesen Ganz mifsverständlich ist es, wenn der Verfas 398 seine Abweichung von der *lutherischen* Abend lehre so angiebt, „dafs er 1) nicht zugeben könn der Leib des Herrn *mündlich* empfangen werd nach seiner Ansicht nicht der *ganze* Christu zwar der *gekreuzigte*, genossen werde, sonder *Wirkung* von ihm und zwar von dem *verklärten* ser." Beide Puncte beruhen auf unwahren und bendigen Abstractionen: — (*No.* 1 auf einer nung des Aeufsern und Innern, die, streng genc den Begriff des Sacraments aufheben würde; auf einer eben so unwahren Sonderung des G zigten von dem Auferstandenen und Verklärten, nau betrachtet, sogar den Begriff der Erlösung a und vernichtete) — und durch beide, wenn es Ernst damit wäre, würde der Vf. geradezu aus *ther.* Lehre heraustreten; sieht man aber genau so ist es nicht so schlimm; denn mit *No.* 1 w Vf. nur den Gedanken abwehren, als ob der G das heilige Mahl *gleicherweise* genösse wie der F (wozu nur *dieser* Hebel nicht in Bewegung ges werden brauchte); und in *No.* 2 sieht man bal der Vf. eigentlich sagen wollte, nicht die *Perso* stí werde genossen, („nicht *der ganze* Chr." s. dern sein *Wesen* (bei dem Vf. „*Wirkung*") th den Gläubigen mit. Dabei hätte der Verf. wenn er seine eigne Sache besser verstanden nicht nöthig gehabt, weder den Genufs des *geh ten* Erlösers (welche Bestimmung vielmehr im mahl ganz wesentlich ist, und ohne die es nic würde was es ist: *Aneignung* seines *blutigen Erl todes* im Glauben), noch die (nur richtig zu verst und nicht etwa *begrifflos vorzustellende*) *omn* Ubiquität des σῶμα τοῦ Χτοῦ zu leugnen. —

*) S. 920 Mifsverstand von Joh. 3, 18. —

**) Ein zweites Mifsverständnifs knüpft sich ebendas. an die irrthümlich aufgefafste *Demuth* der Gesegneten vs. 37. Der Text will einfach sagen, dafs die Frommen von ihren guten Werken nichts wissen wollen und nichts wissen sollen (Matth. 6, 3); und nun lese man nur, zu welch' einer Schwierigkeit der Vf. sich diesen einfachen Gedanken verwickelt und verzieht!! —

*) S. darüber Goeschel's *Monism. d. Gedankens, pg.* 7

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.

Jahrbücher
für
lssenschaftliche Kritik.

November 1833.

cher Commentar über sämmtliche Schrif- des Neuen Testaments, zunächst für Pre- er und Studirende, von Dr. Hermann Ols- usen.

(Schluſs.)

n das ganz Specielle und Einzelne eines so inhalts- n Werkes einzugehen, ist unmöglich; nur eini- Hauptsächlichste und was dem Ref. gerade zur ist, mag hier zum Schlusse noch Platz finden. — *Einleitungen* zu den einzelnen Büchern sind kurz zweckmäſsig; viel eigentlich *gelehrte Untersu-* findet sich natürlich darin nicht, aber desto mehr olle Andeutungen und angenehme Uebersichten; *here* Kritik übt der Vf. hier und im Commentar öfters (s. z. B. I. 13. 283. 417 f. 500 f. 856 f. f. u. s. w.), und man erkennt dann in ihm stets geistreichen, feinsinnigen und gewandten. Die frage über die Authentie des Matth. hält der Vf. recht) für noch nicht entschieden; er selbst hält ir echt und giebt hie und da treffliche Winke, z. e dem Mrc. zwar der Vorzug äuſserer Anschau- it der Darstellung zukomme, (der aber auch ei- *Augenzeugen* wie Mtth. gar nicht nothwendig ei- u sein brauche) wie aber Mtth. oft unscheinbare loch wesentlich bedeutsame Züge der Begebenhei- euer aufbewahrt habe u. dgl. Wir haben ja über n Gegenstand jetzt eine schätzbare Monographie Sieffert erhalten, die unstreitig das Ihrige zur heidung der Frage beitragen wird. — Feine Be- tungen über den Charakter des Evang. Joh. ste- II. 21 f., nur hätten wir freilich die Bemerkung 3 a. auf die *Form der Reden Jesu* bei Joh. aus- mt zu sehen gewünscht. Dann rechte No. 3 al- schon hin, das von Eichhorn und And. angenom- mene Zeitverhältniſs des Joh. zu den Synoptikern umzukehren. — Vom Mtth. meint der Vf. noch immer, er könne wohl vom Apostel selbst in's Griech. übertragen worden sein; aber solch' eine Kunde hätte sich in der Kirche doch unmöglich ganz verlieren können — zu geschweigen, daſs, wie Sieffert a. O. 35 richtig bemerkt, die App. ohnehin berufen waren, hinzugehn in alle Welt und zu predigen, nicht zu sitzen und zu schreiben. — I. 56 und 463 *Anm.* äuſsert der Vf., es möchte in Jesu als dem ewigen Regenten aus Dav. Hause sich auch sein Stamm wohl beschlossen haben. Die *Brüder* des Herrn hält er für seine *Vettern*, was, wie Fritzsche zeigt, bedeutende Schwierigkeiten hat; eher möchte Ref., wie Schleierm., an *Stiefbrüder* denken. — Bei Mtth. 2, 23 verwirft der Vf. die Beziehung auf den נֵצֶר Jes. 11, 1., sie hat aber neulich an Hengstenberg (Christol. II. 1 ff.) wieder einen geschickten Vertheidiger gefunden. — Hinsichtlich des Citats Mtth. 1, 23 stimmen wir dem Vf. jetzt gern bei. Wir finden überhaupt die Citate des A. T. im N. T. von ihm durchweg sehr geistvoll und fleiſsig behandelt. — In Luc. 2, 14 zieht auch der Vf. die Lesart *ἐν ἀνθρ. εὐδοκίας* vor. Dem Ref. erscheint sie immer noch gezwungen und ungeschickt. Die kritt. Auctt. sind ohnehin für *εὐδοκία*, und wir finden auch im Sprachgebrauch nirgends, weder *ἄνθρ. ὀργῆς* noch *ἀνθρ. εὐδοκίας*, sondern nur *τέκνα ὀργῆς* u. dgl. — Die Betrachtung über Joh. d. T. I. 143 ff. enthält viel Durchdachtes und Schönes; so auch S. 150 ff. die Auseinandersetzung von *βασ. τῶν οὐρανῶν*, wenn gleich wir hier nicht in Allem beistimmen können. — Die Bergpredigt, sowie andere längere Reden Jesu bei Mtth. (10, 4 ff. 24, 23 u. a. m.) hält der Vf. für *freie*, doch *getreue* (d. h. den Inhalt und Geist des ursprünglich getreuen Gesprochenen nicht alterirende) Composition des Evangelisten. Diese Behauptung

durchzuführen, hat freilich im Einzelnen seine Schwierigkeiten; doch bleibt auch kein anderer Rath. Die Erklärung der Bergpredigt ist im Ganzen sehr wohl gelungen. — I. 259. 479 u. ö. berührt der Vf. beiläufig das Verhältnifs von σῶμα, ψυχὴ und πνεῦμα und verspricht ausführl. Erörterungen beim 1. Cor. Briefe; bis dahin versparen wir denn auch billig die Prüfung seiner Ideen über diesen schwierigen Gegenstand. — Ueber die Dämonischen finden wir viel Geistreiches und Interessantes gesagt bei Mtth. 8, 28—34. vgl. bes. 278 ff. 280. 281. Auch die Lehre vom Satan und den bösen Engeln wird dabei und sonst (z. B. I. 386 f.) behandelt, doch weniger befriedigend, wie sie denn überhaupt noch der tieferen Begründung in unserer Zeit wartet. Vorläufig bitten wir, Marhein. Dogm. §. 258 und (zur Abwehr falscher Vorstellungen von Wirklichkeit, Selbstständigkeit, Persönlichkeit u. s. w. des Bösen) Goeschel's *Hegel u. s. Zeit* 105 ff. zu vergleichen. — Der Vf. wundert sich über die Nichtaufnahme dieser Lehre z. B. bei Schleierm. in der Dogm., aber gegen die *gewöhnliche* Satansvorstellung (von der auch unser Vf. nicht abzugehen scheint) ist seine Kritik doch sehr schlagend. Gerade Schl. hat ja hier wie in andern Artikeln (Wunder, Weissagungen, Schöpfungslehre u. s. w.) das Unhaltbare der Vorstellungen des alten Dogmatismus am treffendsten gezeigt, und das ist eins seiner Hauptverdienste. — Das angeblich praet. Hauptmoment dieser Lehre endlich, was der Vf. hervorhebt, (387) „die Lösung der Räthsel der Selbstbeobachtung", hat kein gutes Vorurtheil für sich; denn die App. selbst thun gerade an den eigentlich didactischen Hauptstellen über die *Sünde*, des Satans keine Erwähnung (Röm. 7. Jac. 1); so auch der Herr (Mtth. 15, 18 ff.) nicht. — Uebrigens läfst die Erklärung von Mtth. 8, 28 ff. natürlich auch beim Vf. viel zu wünschen übrig, was er selbst S. 292 anerkennt. — Sehr gefallen und überzeugt hat uns des Verfs. Darstellung von Mtth. 9, 23 ff. Er zeigt sich hier eben so fern von falscher Wundersucht als von falscher Wunderscheu. Auch die Aufrichtigkeit, mit der der Vf. noch ungelöste Schwierigkeiten in der heil. Geschichte überall nicht verbirgt, sondern aufdeckt und gehörig würdigt, ist sehr zu loben. — Die Erklärung von Mtth. 10. und 11. ist meist sehr hübsch, theilweise vortrefflich; s. bes. z. 11, 1 ff. Weniger gelungen ist c. 12, 1 ff., vollends bei v. 32 f. hat die Scheu des Vfs. vor näherem Eingehen auf das Speculative der Lehre vom *Sohne* und *Geis* Tiefe der Auslegung geschadet; — doch erhalte auch so noch viel Gutes. — Die Erklärung der heln Mtth. 13 u. ö. haben wir schon früher besproc 521 ff. verdient Beachtung und ist sehr gelvol machen wir aufmerksam auf 538 ff. — Von S. ginnt die Auslegung des Reiseberichts Luc. 9, 51 haben auf manches Treffliche darin schon oben wiesen. — Erquicklich ist die Behandlung vo 19, 16 ff., wie auch von 15, 21 ff. (vgl. I. 494 Weniger befriedigt hat uns die Beurtheilung Mtth. 20, 28. Warum sollte denn das ψυχὴν δῦ dem διακονῆσαι so gar nicht *unterschieden* sein? Mtth. 21, 1 ff. verwirft auch der Verf. (mit Rec Annahme eines doppelten Einzuges Christi. — f. verdient viel Berücksichtigung. — S. 770 kar ρὸς σύκων nur heifsen: „Zeit, i. der die Feigen nicht, wie der Vf. will, „(es war keine) gute Z Feigen" (d. h. die Feigenbäume hatten nicht get Der Artikel kann auch wegbleiben, wenn eine Aus weise schon *stehender* Terminus für die Sache den ist (fast oder ganz nom. propr.). So Χριὸς fü und so auch bei uns. Wir halten übrigens die S rigkeit dieser Sa. für noch nicht genügend gel Nach S. 813 soll sogar der *Ausdruck* ἀνάστασις κρῶν aus der Vorstellung herrühren, dafs aus de ge der νεκροὶ Einige früher auferstehen würden, Andern!! Ref. kann dem Vf. versichern, er l nichts weiter, als dafs jeglicher Todte *in* und *a* Mitte aller übrigen Todten erstehen werde. De aber hält ihn für *unerklärlich*, wenn man *seine* rung nicht annehmen will. — S. 816 f. stehn fei merkungen über die Benennung „Gott Abr. Js. un Mtth. 22, 32. Eben so 819 ff. über die nächste lung. — Mtth. 23—25 übergehen wir, um ni weitläuftig zu werden; Manches daraus ist auch früher berührt worden. Bei c. 24 treten wir de in der Hauptsache ganz bei und können im G seine Auslegung theilen. Vortrefflich ist besond S. 900 über v. 35 Gesagte. Vs. 28 wird doch w leichtesten mit Hengstb. (Christol. II. 507) erklä *Sünde* ist, stellt sich auch *Strafe* ein. s. üb. d. ebds. — Wo der Vf., wie eben hier, *mehrere* gungen einer St. angiebt und recensirt, verfährt e nach seinem eignen, in der Vorr. p. XI. aufgest

gen Anordnungsprincip, und dadurch wird seine ellungsweise auch für diesen Fall so belehrend, ch und übersichtlich. Der Mangel einer solchen ischen Methode macht sich jetzt, bei dem gesteigerten nschaftlichen Bedürfnifs, in manchen sonst guten ern besonders fühlbar; so z. B. bei der gründlichen gelehrten Arbeit Hengstenbgs. über den Zacharja, t. II. — Ueber den Johann. λόγος (II. 29 ff.) liest doch immer noch lieber Lücke als unsern Verf. Tholuck. Die Bemerkungen des Vfs. über die sa- ische חָכְמָה sind zu dürftig, und eine St. wie 30, 4 gilt nichts, wenn man sie nicht (wenigstens rkungsweise) erläutert und ihren Werth und Zu- enhang mit dem Ganzen der fraglichen Idee be- t. — Auch die Erläuterung von φῶς und ζωὴ be- gt Ref. weniger, als er gehofft. — Bei Joh. 2, 18 streitet der Vf. (wie Thol.) Lücke's Auffassung Unrecht. Auf sie führt auch Mrc. 14, 58. Dabei des Ap. Deutung immer bestehen; denn allerdings as Wort des Herrn mehrfacher Auslegung fähig, ler *wahre* Tempel ist eben *der Leib des Herrn* vieder in mehr als *einem* Sinne). — 3, 5, 6. wird f. im Wesentlichen richtig ausgelegt, aber dann S. 83 der — Ungedanke, dafs statt ἐξ ὕδατος γεν- αι auch stehen könnte ἐκ ψυχῆς γεν. Ein Pendant r obigen σὰρξ πνευματική! — 3, 16 ff. wird als er- nder Zusatz des Evangelisten betrachtet; eben so ff. — Ueber die Erklärung von Joh. 6 wäre viel gen, wenn wir uns tiefer darauf einlassen dürf- Dafs der Vf. hier Beziehungen *auf die Idee des dmahls* findet, ist gewifs vollkommen richtig. — S. f. und 204 ff. verdienen die Ausführungen üb. Joh. und über die Geschichte der Ehebrecherin Auszeich- ; auch die Auslegung von c. 11 enthält viel Treffen- id Gutes. — Den *dritten* Theil des Evang. (S. 262 ff.), Schönes die Auslegung darin giebt, hier übergehend; en wir uns zur Leidens- und Auferstehungsgeschich- e Anordnung S. 366 ff. scheint uns richtig; und die hrung S. 368 ff. zweckmäfsig. Hinsichtlich der erigen Vereinigung von Mtth. 26, 17. mit Joh. 13, 1. v. schliefst sich der Vf. ganz an Tholuck an, wie auch nach der trefflichen Auseinandersetzung, die Gelehrte darüber (zu Joh. 13, 1) gegeben hat, vor and kaum etwas Anderes übrig bleibt. Für mifs- n wenigstens hält Ref. den neusten Combinations- versuch von Rauch in den theol. *Studien* u. *Kritiken*. — Luc. 22, 24 ist in τὸ τίς τλ. das τὸ nicht Accus. absol. sondern Nom. wie φιλονεικία. Der vollständige Sinn wäre: es entstand ein Streit (ἐγέν. φιλον.), *und zwar ward ein Streit gezogen* (gleichsam: ἐφιλονεικήθη) τὸ τίς τ. λ. (S. 381.) — Hübsch ist Mtth. 26, 23. erläutert S. 384 f.; und Luc. 22, 35 — 38. S. 392 — 95. — Unnütz quält sich der Vf. mit Mtth. 26, 53; der Herr will nichts weiter sagen als: eure Hülfe ist überflüssig; bedürfte es überhaupt solcher, so kann (= könnte) ich sie mir von oben erbitten, und der Vater wird (= würde) sie mir sofort schaffen. Die (verführerischen) Indice. δύναμαι u. παρασταθναι scheinen den Vf. an dieser Auslegung irre gemacht zu haben, aber sie sind ihr (auch nach dem Sprachgebrauch) gar nicht im Wege. (Der Erlöser konnte δύναμαι sagen, ob er gleich es *nicht im Stande war*, nämlich *nicht wollen konnte und durfte*, weil der Vater nicht wollte und der Sohn nur that, was er den Vater thun sah.) — Joh. 18, 19—23 hält der Vf. nicht für parallel mit Mtth. 26, 59—66, sondern für ein Privatverhör vor Annas; auch die Scene der Verleugnung des Petrus soll in Annas Hause vorgefallen sein und überhaupt Johannes die Synoptiker hier berichtigen und vervollständigen wollen, daher aber auch *weglassen*, was *sie* haben, z. B. das gerichtliche Verhör vor Kaiphas. So gut der Vf. das Empfehlende dieser Ansicht auseinandersetzt, so können wir doch nicht beistimmen; denn wie ist es möglich, das ὁ ἀρχιερεὺς in Joh. vs. 15 ff. anders zu nehmen als dicht vorher in vs. 13 u. 14, wo es Kaiphas war? In solcher Willkür ginge ja alle Möglichkeit einer sichern Auslegung zu Grunde! Es mufs daher, wenn man keinen Widerspruch der Evv. zugeben will, bei der von Tholuck befolgten Anordnung und Erklärung bleiben, die freilich auch ihr Schwieriges hat. — *Die Darstellung der Leidensgeschichte scheint dem Ref. die gelungenste Parthie des 2. Bandes; sie ist durchweg lebensvoll und anschaulich; die Hauptpunkte des grofsen Gemäldes dieser Tage treten, in das rechte Licht gestellt, dem Leser aufs klarste entgegen; und die Hauptfiguren desselben (Petrus, Judas, Pilatus u. s. f.) werden vortrefflich charakterisirt und nach ihrer Bedeutung im Ganzen gewürdigt.*

Ungern enthalten wir uns mancher andern Bemerkung, die noch zu machen wäre (z. B. über die Einleitung zur Auferstehungsgeschichte 484 ff., die interessanten Gedanken des Vfs. zu Mtth. 28, 20. S. 517 ff. und den ganzen soviel Treffliches darbietenden Comm. zur Ap. Gesch., wo

wir jedoch zu c. 7 die, wie uns scheint, gelungenere Gedankenentwickelung in Neand. Gesch. d. apost. Zeit I, 63 ff. zu vergleichen bitten); aber wir müssen schliefsen. Ref. kann es nicht, ohne nochmals, auch im Namen des wissenschaftlichen Publicums, für das viele hier geleistete Gute von Herzen zu danken; der edle, allem Besseren offne und zugängliche Vf. wird seinerseits gewifs auch die vom Ref., seinem ihn innig verehrenden und in dankbarem Andenken haltenden Schüler, an diesem Orte gemachten Ausstellungen wohlwollend aufnehmen, und, sofern sie es verdienen sollten, seiner Beachtung würdigen. Möge nur Niemand sich durch unsern *Tadel* von der trefflichen Schrift abschrecken lassen! Alle Leser, zumal diejenigen, die der Sachen und ihrer Begriffe schon mächtig sind, werden hier überall fruchtbare Anregung und reichen Genufs finden. — Seit dem Erscheinen von Lücke's Commentar über die Johanneischen Schriften ist dem Ref. wenigstens durch kein exeget. Werk eine so kräftige und bleibende Anregung zu Theil geworden, wie durch das vorliegende. — Druck und Papier sind anständig.

Kleinert.

CXXXIII.

Jahres-Bericht über das clinische chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität zu Berlin abgestattet vom Director der genannten Anstalt Dr. Carl Ferdinand von Graefe. Nebst 2 Kupfertafeln. 1832. Sehszehnte Folge. Berlin, 1833. in Commission bei Duncker und Humblot. 39 S. in 4.

Der berühmte Verfasser stattet in vorliegenden Blättern einen kurzen Bericht ab über die Wirksamkeit eines Institutes, dem er selbst Glanz und Ruhm verliehen, das fast alljährlich an Umfang sowol, wie an Bedeutsamkeit gewinnt, in dem Einheimische wie Fremde aller Nationen theils den Grund zu ihrer chirurgischen Bildung legen, theils durch Belehrung eines der gröfsten Meister an Sicherheit und Gewandheit zu gewinnen trachten. — Aus der Uebersicht ergiebt sich, dafs während des Jahres 1832 theils in ihren Wohnungen, theils im Hospitale 1612 Individuen therapeutisch behandelt wurden, unter welchen sich 1153 chirurgische und 459 Augenkranke befanden. Es genasen im Ganzen 1227 und 14 starben; die übrigen sind theils in der Cur noch begriffen gewesen, theils von selbst weggeblieben u. s. w. Die Zahl der chirurgischen Operationen, die zum Theil durch Studirende vollzogen wurden, belief sich auf 368, die der wichtigern ophthalmiatrischen auf 69. — Von 225 Zuhörern, unter denen 47 promovirte Aerzte, wurde die Anstalt besucht: 82 derselben prakticirten, während die Uebrigen nur auskultirten. Aufser einer Aufführung Derer, welche sich vorzugsweise auszeichneten, finden wir ein Namen-Verzeichnifs sämmtlicher Aerzte und Studirenden, welche im Jahre 1832 die Klinik besuchten; alsdann aber eine Uebersicht aller vorgekommenen Krankheitsfälle, so wie aller vorgenommenen Operationen, denen der Verfasser zum Theil recht interessante belehrende und erläuternde Anmerkungen hinzugefügt hat. Unter der Rubrik: „lehrreiche Ereignisse" tritt uns zunächst ein ausführlicher Aufsatz über ein neues Ligaturwerkzeug und dessen Gebrauchsart entgegen. Ihm folgt eine kürzere Mittheilung über die *Aqua Binelli*, deren ungleiche Wirkung der Verfasser auf eine Ungleichheit in der Bereitungsweise schiebt, deren wirksamer Bestandtheil ein kürzlich von Reichenbach entdeckter, Creosot benannter Stoff zu sein scheint. Ein hieran sich schliefsendes Gutachten über die Torsion der Arterien, die bekanntlich von Amussat und Thierry statt der Unterbindung vorgeschlagen ward, fällt nicht eben günstig für diese Operationsmethode aus, die die Nachtheile gröfserer Schmerzen und eines bedeutenden Zeitverlustes, sowie die Gefahr einer *Arteritis* in ihrem Gefolge hat. Wie aus einer andern Notiz hervorgeht, verdient das schwefelsaure Chinin die ihm gewordene Empfehlung bei der gefährlichen *Febris intermittens traumatica maligna*. — Versuche, die mit der Cocosnufsöl-Seife angestellt sind, bewiesen ihre Wirksamkeit gegen trockene Flechten, Sprödigkeit der Gesichtshaut und Comedonen. — Die zwei dem Werkchen beigegebenen Kupfertafeln erläutern die Construction und Applicationsweise des neuen Ligaturapparates.

№ 101.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXXXIV.

ge von Frundsberg, oder das deutsche iegshandwerk zur Zeit der Reformation. irgestellt durch Dr. F. W. Barthold, au-rordentl. Prof. der Geschichte an der Uni-sität zu Greifswald. Mit einem Bildnisse orgs von Frundsberg. Hamburg bei . Perthes. 1833.

)er Verf. vorliegender Biographie und geschicht- Darstellung, aus einer guten und gründlichen e hervorgegangen, ist uns bereits kein Fremdling

Zwei Werke von vorzüglichem Inhalt und in mackvollem, anziehendem Style geschrieben, „Jo- von Werth" und „der Römerzug K. Heinrichs von Lützelburg" haben seine historiographische erschaft rühmlich bewährt. Seine Neigung, haupt-ch solchen Materien Aufmerksamkeit, Forschung Behandlung zuzuwenden, welche von den Ge-itsbearbeitern bis dahin mehr oder minder vernach-t worden, und welche bei reichem inneren Stoffe id. für sich selbst, überdies noch ächt vaterländi- Gefühle wecken und Erinnerungen an kraftvolle, ge Charaktere der Vorzeit zurückrufen, führte ihn licherweise auf einen neuen Gegenstand von all-nem Interesse für jeden, dem deutscher Helden-, deutscher Erfindungsgeist und deutsche Mannes-in dem gegenwärtigen Zustande allgemeiner und natischer Verflachung unserer Nationalität, auch ren letzten Ueberresten, nicht ganz gleichgültig rden sind. Der Verf. hat verschiedene Worte in Vorrede zu seinem neuesten Buche dem Ref. aus eele genommen und Saiten berührt, welche sicher-mmer noch grofsen Anklang finden im Publikum, gstens bei einem grofsen Theile desselben, da es, sei Dank, immer noch sehr viele „Liebhaber alt-fränkischer Studien" giebt; so viele Mühe man auch anwendet, den Maafsstab alles Würdigen und Grofsen nunmehr ausschliefslich bei den Fremden zu holen, und seitdem Deutsch sein wollen, vielen *Patrioten* gegenüber, für eine Schande gilt. Auch die Idee, G. von Frundsberg's Leben zu bearbeiten, theilte Ref. mit Hrn. Barthold seit Jahren schon; doch hielten andre, dringendere Arbeiten ihn jederzeit davon ab. Die Lesewelt wird es dem Vf. nur danken, zuvorgekommen zu sein, und auf so genügende Weise einen langgehegten Wunsch ausgeführt zu sehen. Der grofse Kriegsheld von Mindelheim hat einen seiner vollkommen würdigen Biographen gefunden, und wir beeilen uns, mit Aufmerksamkeit und Theilnahme die Hauptpartieen des vor Kurzem erschienenen Werkes zu durchgehen und, da wir selbst mit dem Inhalte und den Quellen früher uns mehrfach beschäftigt haben, einige Bemerkungen da beizufügen, wo wir sie als dem Interesse der Sache dienlich erachten — ohne alle Absicht und Anmaafsung und ohne irgend eine Präjudiz für Hrn. Barthold.

Der Vf. hat einige gute Vorarbeiter gehabt, deren er auch in seiner Vorrede ehrenvoll gedenkt. Der erste und älteste, mit reichen Materialien ausstaffirt, welche von allen Beschreibern jenes Zeitraums in kriegsgeschichtlicher Beziehung benutzt worden, ist wohl der ehrliche A. Reifsner, mit seiner ungefügen und weitläuftigen *Historia Hrn. Georgen und Hrn. Kasparn von Frundsberg, Vatters und Sohns* u. s. w., welcher in der Vorrede nicht, wohl aber später oftmal erwähnt worden ist. Unter den neueren hebt Hr. B. mit Recht vorzüglich die Biographieen Frundsbergs von Hormayr im österr. Plutarch und von von Woltmann (im II. B. der 5. Lieferung s. sämmtlichen Werke) hervor; beide sind in ihrem wahren Werthe geschildert. Woltmann vor Allen verstand es, nach dem Leben, mit Geschmack und Geist zu mahlen, so wie er auch auf die gleiche Weise verläumden konnte, wo es ihm darum zu thun

war. Die wichtigsten Nachrichten und die mehr kritischen Mittheilungen mufs man jedoch bei den Darstellern der italienischen und französischen Kriege, bei Fleuranges, Bellay Guicciardini, Paul Jovius, Brantôme, Coccini, Gaillard, Garnier u. s. w. und in den Biographien mehrerer G. v. F. befreundeten Ritter und Streitgenossen suchen. Höchlich zu bedauern ist nur, dafs der Verf. nicht auch *handschriftliche Quellen in Süddeutschland* sich zu verschaffen gesucht hat; die Archive mehrerer edlen schwäbischen Häuser, zumal der *Berlichingen*, *Gemmingen*, *Venningen* u. a. enthalten noch sehr vieles, und mehrere der jetzigen Besitzer, Männer durch Geist und Gesinnung ausgezeichnet, von welchen wir selbst mehrere darüber besprochen, würden nicht gesäumt haben, nach Kräften beizusteuern. Wir wundern uns defshalb, dafs kein öffentlicher Aufruf von seiner Seite erfolgt ist. Die wichtigste Notiz aber, die wir mittheilen können, wird wohl für ihn sein, dafs sich eine *ungedruckte Selbstbiographie* von Georg von Frundsberg vorfindet. Wir kennen die Thatsache aus dem Munde eines Freundes, der das Manuscript selbst (im J. 1821) eingesehen und das Versprechen mir gegeben hatte, eine Abschrift davon zu verschaffen. Leider ist dieser Freund für Griechenlands Freiheit kämpfend bei Peta gefallen, aber wir werden keine Mühe sparen, den Namen des herrschaftlichen Schlosses, der uns entfallen (wenn es anders Mindelheim selber nicht ist), auszumitteln und zugleich die Wege und Mittel, des kostbaren Schatzes, dessen Werth vielleicht dem Hüter oder Eigenthümer selbst bisher unbekannt geblieben, habhaft zu werden. Leider allzu viele Beispiele von Gewissenlosigkeit oder Dummheit, womit man solche Dinge aufzubewahren pflegt, (wir wollen blofs der merkwürdigen Vertheilung der Bände des kostbaren Zimmern'schen Manuscriptes erwähnen) sind uns binnen 10 Jahren kund geworden, als dafs wir so bald die Hoffnung für die Vindizirung des Besprochenen, im Interesse vaterländischer Geschichte, aufgeben sollten. Die kaiserliche Bibliothek in Wien, die Centralbibliothek in München und die öffentliche in Stuttgardt (an Materialien solchen Inhalts überreich) dürften nicht minder allerlei Ausbeute gewähren, wenn mit gehöriger Umsicht und Sorgfalt nachgeforscht würde. Auch ist Ref. einer höchst bedeutenden französischen Bibliothek von mehr als 30,000 Handschriften auf der Spur, worin *von* und *über* G. von Frundsberg eine Menge Briefe und Aktenstücke (laut dem von ihm in den Ni den eingesehenen, dem Besitzer der Bibliothel mangelnden Kataloge) vorfindlich sind. Der V zwar die Lebensschicksale und die Thaten Fru vorzugsweise sich zur Aufgabe gestellt, aber da der Titel selbst es schon dargiebt, die Schilder deutschen Kriegswesens im Allgemeinen, zur Uebergangs von der alten zur modernen Art, genommen und zugleich werden die Charakt und die Thaten verschiedener andern hervorste Gestalten, wie Sebastian Schärtlin, Götz von B gen, der Brüder Ems, F. von Sickingen u. s. w weise mit eingereiht. In jedem Fall ist durch ein wichtiger *Theil* der *Geschichte des deutsch* zur Zeit der Reformation, dem eine Bearbeitu die von Hüllmann über die Städte u. s. w. u Sartorius über die Hansa, bisher noch fehlte, die *militär-historische strategische*, auf genügend behandelt worden. Es fehlt nun aber noch der und *litterar-historische*, der *politische* und der *matorische*. Der deutsche Adel, seit langer Z seichten Schwätzern und politischen Fanatiker oberflächlich abgefertigt, nimmt einen zu bed Theil der Reformationsperiode ein, als dafs m nicht ein genaueres Augenmerk und gediegene Fo gen widmen sollte; aber diese Periode mufs ni von Luthers Auftreten, sondern schon vom Wie blühen der Wissenschaften an, bis zum völlige der politischen Macht des Standes mit Wilhe Grumbachs Sturze, begonnen und durchgeführt

Im vorliegenden Werke hat der Verf. zue deutsche Kriegswesen unter Maximilian I. und d terschied zwischen dem dienstpflichtigen und den ritter zu Ende des 15. Jahrhunderts entwickel französischen Banden (neben Ban und Arrière-B deutschen Freireiter, die italienischen Condottie belgischen und englischen Brabanzonen, endlich aldionieri, und eine Menge andern wüsten G macht geregelteren Haufen Platz; das neuer Feuergewehr verdrang die Stahlrüstungen mit plumpen Waffen. Die gröfste Revolution bereit aber ganz besonders im langen Streite der Häus lois und Habsburg vor. Die Schweizer und die knechte, abwechselnd auf beiden Seiten dienend, fortan die entscheidende Rolle. Mit Recht hat den groben Irrthum bemerkt, den Namen „Lands

n Gebrauche der *Lanzen* abzuleiten, da er doch
nn hatte, dafs die im Kriege Dienenden *Volk*
ande seien; daher die Uebersetzung Lancigeri
macht. Dafs die Franzosen ihn in Lansquenets
erten, ist bekannt.

lt warmem Patriotismus wird die neue Schöpfung
ilians beschrieben, wie die Waffen nunmehr den
in verschmähten Bürgern und Bauern anvertraut
, und die deutschen Fufsgänger mit den franzö-
Hommes d'armes fröhlich und streitkühn sich
en. In demselben Jahre, wo die Wehr deutschen
dem Adel also entrissen worden, feierte die
chaft der vier Nationen (der schwäbischen, fränl,
baierischen und rheinischen) ihr letztes allge-
Turnier. Der Kaiser trug, durch die Art und
wie er den Landsknechten Achtung und Nei-
u erkennen gab, nicht wenig zur unverhältnifs-
n Vermehrung ihrer Zahl bei, sie überschwemmd alle Länder und schlugen ihre Schlachten. Im
enkriege mufsten sie zwar, den bisher unüberhen Schweizern gegenüber, ein theures Lehrgeld
n; aber Marignano sah ihre Kraft entwickeln
dete den Zauberglauben an das unzerstörbare
lück der so lange Zeit furchtbaren Eidgenossen.
n kam die Furcht vor dem *furor tedesco* auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXXV.

tunden, herausgegeben von Dr. Franz
remin. Berlin, 1833. *Verlag von Dun-*
und Humblot. 194 *S. kl.* 8.

diesem kleinen Buche, worin ein angesehener Theolog
elredner für seine Mittheilungen die Form heitrer Kunst
hat, mögen uns zuvörderst einige allgemeine Bemerrlaubt sein.

tiefsten und heiligsten Wahrheiten, welche den Geist
und das Gemüth erfüllen, bedürfen ganz gewifs keiuckes, wie ihn die Kunst aus ihren reichen Schatzallem Erscheinenden darbietet. Die höchsten Ergeb-
Denkens, die reinsten Ueberzeugungen der Religion,
mittelbar durch ihr eigenstes Wesen, ohne Beimikünstlichen Vortrags, der das einfache starke Licht
Mannigfaltigkeit bunter Farben in vielen Fällen sogar
ln würde. Die Kunst hinwieder weifs jene Wahrheidenen sie im tiefsten Einverständnisse lebt, eben so
r sich als Schmuck und Hülfe zu benutzen; und ein
r Kirche mit den Künsten, den man zu solchem Behufe
wechselseitigen Leistens oft genug verkehrterweise hat schliefsen wollen, ist immer ein unfruchtbarer geblieben. Doch wird eine Vereinigung beider Gebiete defshalb nicht entbehrt, sondern nur in andrer Art, als jener aushülflichen, bewirkt, indem keines derselben sich an das andre veräufsert, sondern beide selbstständig in dem reinsten menschlichen Antriebe zusammenfliefsen. Der Weise, der ein Künstler, der Fromme, der ein Dichter ist, wie sollten sie, ihrem höchsten Berufe folgend, aufhören diese Begabten zu sein? wie dürften sie jemals diese edlen Gaben verwerfen oder verläugnen, ohne das ganze Gewebe der ihnen verliehenen Eigenschaften zu zerreifsen? Wo diese Gaben wahrhaft vorhanden sind, da müssen sie den Geist überall begleiten, und es wird immer ein erfreuender Anblick sein, die höchste Bildung der Kunst, die Anmuth und Lieblichkeit des Vortrags, den Zauber der Poesie, sich den schmucklosen Ergebnissen der Wissenschaft und der Religion anschmiegen, diese zu jenen einkehren zu sehen. Auf beiden Seiten bleibt das Wesen dabei unverändert, und die Verbindung ist nur in der persönlichen Begabung, ohne auf die Sachen selbst überzugehen.

An solchen glücklichen Talenten hat es niemals gefehlt, und wie im Alterthum die philosophische, so ist in neuerer Zeit die religiöse Wahrheit öfters in schönem Kunstgebilde aufgetreten. Sehen wir jedoch näher an, was besonders die spätere Zeit bisher in dieser Richtung geleistet hat, so fällt uns sehr auf, dafs der eben bezeichnete Verein sich im protestantischen Bereiche noch selten, und im Ganzen auf einer minderen Stufe zeigt, als im katholischen. Eine kleine Auswahl von geistlichen Liedern, und eine vielleicht nicht stärkere von Predigten, abgerechnet, steht die dichterische und rednerische Bildung in jenem Gebiete sehr zurück, und auch das Beste davon dürfte schwerlich die Lieder eines Spee und Angelus oder die Reden eines Bossuet und Massillon übertreffen. Der Messias von Klopstock ist bei grofsen Schönheiten des Einzelnen im Ganzen ein verfehltes Werk. Von andern poetischen Gestaltungen der Frömmigkeit läfst sich auch das Einzelne nicht rühmen. Spätere Schriften über Religion, mit grofsem Anspruch an rhetorisches Verdienst abgefafst, tragen grade dessen Mangel zur Schau, und christliche Gegenstände platonisch zu dialogisiren ist bisher auch nur immer mifsrathen.

Um so erfreulicher erscheint nun dieses kleine Buch, von dessen Verfasser man mit Recht sagen kann, dafs er den ächten Künstlerberuf in sich trägt, wie denn auch seine mannigfachen Schriften bisher seine Dichter- und Rednergabe vielseitig dargelegt haben. Der Inhalt theilt sich in drei Abschnitte, von welchen der erste, „der Kirchhof" überschrieben, aus einer Reihe von Gedichten besteht, die bei sehr wechselnder Form in derselben Gemüthsstimmung und Gedankenrichtung verweilen. Ein wehmüthiger Schmerz und ein inniges Vertrauen athmen in dieser Poesie, die in den schönsten und klarsten Bildern sich bewegt; und besonders in den Sonetten ist ein melodisches Auf- und Niederwogen, wie es der Hauch Petrarcha's selber nicht schöner erregen könnte; die schwierige poetische Form erscheint hier nur als der natürliche Ausdruck der in frommer Liebe em-

porgeschwungenen Seele. Den Empfindungen zarter Innigkeit und treuer Sehnsucht gesellen sich auch wohl Gefühle erhabenen Schmerzes und Unwillens, wie in folgendem Sonett, das wir als Probe hier einrücken:

„Auf allen Gräbern thronet das Vergessen,
Das stumm den Finger an die Lippen drücket,
Das alle Blumen von dem Rasen pflücket,
Und welken läfst die trauenden Cypressen.
Ihr meinet, dafs um euch noch Thränen flössen,
Dafs die noch weinten, die ihr sonst beglücket?
Ihr irrt, ihr Todten! Neue Lieb' entzücket
Die schwachen Herzen, die ihr einst besessen.
Wohlan, so lafst uns schweigen von den Todten!
Ein Todter aber hat uns Heil erworben,
Und dessen Name müsse stets erschallen.
Allein auch hier wird Schweigen uns geboten.
Vergessen ist ein jeder, der gestorben,
Und Er ist der Vergessenste von Allen.“ —

Auf diese Gedichte folgen „drei Gespräche“, worin die sinnige Kunst des Verfassers sich auch auf diesem bisher so wenig, und fast immer unglücklich, angebauten Felde des Dialogs im gröfsten Vortheil zeigt. Sie sind von sehr verschiedenem Inhalt und Ton. In dem ersten wird das Erwachen eines Verstorbenen in den Gefilden des Himmels und sein steigendes Gewahrwerden des neuen Ortes und Zustandes dargestellt. Jederman sieht das Bedenkliche einer solchen Schilderung ein, wobei der Einbildungskraft ein reiches und gleichwohl nicht überfülltes Bild zu geben ist, das ihr weithin zur Thätigkeit Anreiz und doch zugleich Beruhigung geben mufs, das besonders aber den reingeistig christlichen Karakter nicht verläugnen, noch diesen unter sinnlicher Fülle verdecken darf. Das Bedenkliche wird zum Wagnifs, wenn die Ausführung in schlichter Prosa, und so zu sagen im Tone einer stillen Lebensscene geschehen soll. Diese Aufgabe nun ist hier mit grofser Meisterschaft behandelt, und zu dieser rechnen wir auch den Takt und das Mafs, mit denen zu rechter Zeit abgebrochen wird. Aus ganz einfachen, ja gewöhnlichen Zügen entwickelt sich eine geistige Wendung, der eine schmerzstillende Süfsigkeit entquillt, und die das Gespräch eröffnende, vielleicht von manchem Leser belächelte Frage: „Du hast gut geschlafen?“ führt unvermerkt zu schauerlich ergreifenden Andeutungen, deren Bild man zerbrechen kann, ohne den Eindruck, den es gegeben hat, zu verlieren. Das zweite Gespräch: „die geistliche Beredsamkeit,“ verhüllt seinen tiefernsten Gehalt in einem fast scherzhaften Gewande, das aber in der Verhandlung selbst mehr und mehr zerrissen wird, und abfällt, um wichtige Wahrheiten in klarer Gestalt erschauen zu lassen. Der Verfasser bewegt sich in diesem Gespräche mit vollkommener Freiheit und Leichtigkeit, und wenn er gröfsere Stoffe ausführlich in dieser Art durcharbeiten wollte, so wäre ihm ein Erfolg zu versprechen, der unter uns Deutschen noch niemanden, bei unsern französischen Nachbarn vielleicht nur Einem, den wir aber hier nicht grade nennen mögen, zu geworden ist. Lebhafte Laune ist auch in dem dritt spräch: „der Ritter von der traurigen Gestalt;“ doch uns dieses weniger gelungen, und der Grundgedanke humoristischen Begleitung in einigem Mifstone gebliebe

Die dritte Abtheilung, fast die Hälfte der ganzen ist ein Versuch: „von dem Wesen der mystischen Th In diesem Aufsatze verläfst der Verfasser die Form de lichen Kunstgebildes, und spricht im schlichten Vortrag örternden Untersuchung. Das Verdienst seiner Künst zeigt sich aber auch hier in der klaren Besonnenheit, er, ohne rednerische Erhebung und Abschweifung, abe wohl mit innerer Wärme, seinen Weg forschend dahin und bei jedem Schritte das Ziel fest im Auge behält. E in der Theologie eine dreifache Richtung an, die hi die philosophische und die mystische, deren jede ihren Grund haben, und neben den andern wirksam bestehe nen zur Vervollständigung dienen soll. Nachdem er d zen einer jeden dieser Richtungen bestimmt, wobei d philosophischen, wie uns dünkt, ihr Standpunkt nicht g Gebühr geworden, untersucht er näher das Wesen d schen Theologie, für welche er den besser bezeichnende „Theologie der unmittelbaren Anschauung“ vorschlägt, deren Abwege und Verirrungen von der graden und Bahn, auf welcher Johann Gerson und Fenelon gewan zeigt, dafs diese mit den Wegen der historischen und phischen Theologie in völliger Uebereinstimmung zu d Ziele gelangt, und ihr Dasein auch den beiden andern gen hülfreich, ja in gewissem Sinn unentbehrlich ist. senschaftliche Prüfung dieser Begriffe, wie sie der festgestellt hat, und die Erörterung dieses Gegenstan haupt kann in dieser Anzeige keinen Raum finden. Wi hier nur dem Verfasser zum Ruhme bemerken, dafs se kennung einer philosophischen Religionswissenschaft u Vertheidigung der mystischen Theologie ihn vor viel gen Theologen auszeichnen, die sich in beschränkteren, freie Umsicht verschlossenen Standpunkten sicherer Der ganze Aufsatz ist übrigens in friedlichstem Geiste söhnung und zur Vereinigung geschrieben, und der bekennt in der Vorrede, dafs, wenn er bei diesem Geg über den so weniges feststehe, geirrt habe, er gern e sern sich belehrt sehen werde.

Die ganze Stimmung dieser *Abendstunden*, der Zug samer Gedanken und Empfindungen, der sich durch die denen Aufsätze windet, die geistig milde Anregung, dem Ganzen schwebt, alles dieses mufs der Hoffnung fassers, „dafs auch nach Absonderung dessen, was d thümlichkeit der Form angehört, etwas allgemein Le und vielleicht Erbauliches übrig bleiben werde,“ zur b währ sein, und sie wird sich gewifs reichlich erfüllt s

№ 102.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

December 1833.

e von Frundsberg, oder das deutsche gshandwerk zur Zeit der Reformation. gestellt durch Dr. F. W. Barthold.

(Fortsetzung.)

hrere Kapitel beschäftigen sich mit der Organi-
les neuen Kriegswesens, oder dem Institute der
nechte; mit der Aufrichtung oder Werbweise
gimentes, der Musterung, dem Artikelbriefe und
schiedenen Aemtern, den hohen sowohl, als den
n. Der Obrist, (in ziemlich unabhängiger Stel-
um resp. Kriegsfürsten und nur dem General-
n über das sämmtliche deutsche Fufsvolk, sowie
eneral-Feld-Obristen untergeordnet) der Schult-
der Justizamtmann, der Profos und der Huren-
der Feldweibel und der Landsknecht selbst tre-
ter einander auf. Leonhard Fronspergers, kai-
ovisionars zu Ulm, schätzbares, wenn auch un-
r weitläuftiges Werk: „von Kaiserl. Kriegsrech-
alefitz und Schuldhändeln, Ordnung und Regi-
u. s. w. ist die Hauptquelle, woraus Hr. B. ge-
; dabei benutzte er jedoch manch' treffliche Win-
Lebensbeschreibungen deutscher und französi-
itter und Kriegshäupter, so wie mehrere Kriegs-
htschreiber mit. Einen charakteristischen Zug
die aristokratische Geringschätzung des Ritters
gegen das schlechte deutsche Fufsvolk. Es liegt
von Junkerhoffahrt auch in dieser sonst so edlen
aftvollen Natur, jene übelzeitige Chevalerie, welch zu Ende des 18. Jahrhunderts ihre politische uchbarkeit dargethan hat. Die Rechtsverfassung uflösung des Regiments, das Recht mit den lan-
piefsen, die Vereinigung mehrerer Kriegswürden, echtart, die Frömmigkeit, das Kostüm und die gliebe der Landsknechte reihen sofort den frühe-
apiteln sich an; das anziehendste darin ist un-
die Portraitirung des äufsern Wesens und Treibens, sowie die Poesie der Landsknechte. Gewifs finden sich in der kaiserl. Handschriftenbibliothek zu Wien, woraus Hr. G. Leon früher mancherlei mitgetheilt hat, sowie in mehreren ungedruckten Schweizerchroniken, wo die wechselseitige Ironie und der Hafs des schweizerischen und deutschen Fufsvolkes bitter genug gegen einander spielt, noch viele solcher poetischen Reliquien, die man nur zu suchen und zu sammeln braucht. Es wäre Jammer Schade, dafs das Lied: „Franz Sickingen das edel Blut, der hat viel der Landsknecht gut" u. s. w. nicht mehr aufzutreiben sein sollte. Gewifs ist es zu Wien selbst noch vorfindlich, wenigstens von einer spätern Hand aufgezeichnet; denn natürlich läfst sich nicht annehmen, dafs man Lieder, welche in aller Zeitgenossen Munde waren, damals gedruckt wurden, aufser vielleicht in der ersten Zeit, ehe sie allgemein bekannt geworden. In Prof. Wolff's Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen findet sich einige neue Ausbeute, die Hrn. B. vielleicht entgangen ist; aber es bleibt immer noch vieles nachzutragen, und wir werden in einer ausführlicheren Beurtheilung jenes Werkes das Zweckmäfsige diesfalls anzudeuten versuchen. Auch die holländischen und friesischen Kriegslieder dürfen nicht übersehen werden. Sie streifen oft sehr nahe an die oberdeutschen, so wie die Soldschaaren sich untereinander mischten; man trifft in flämischem Idiome liebe, alte Bekannte, Ueberarbeitungen, Uebersetzungen. Eine Art landsknechtischer Poesie erhielt sich im Niederlande bis über das Ende des langen Freiheitskrieges hinaus, und es sollen davon an geeignetem Orte Proben folgen, welche dies darthun werden. Eine Zusammenstellung der oberdeutschen, schweizerischen, plattdeutschen, dittmars'schen, flämischen, holländischen und friesischen Kriegslieder, mit biographischen Nachrichten über ihre Verfasser dürfte sicher als eine höchst verdienstliche und zugleich angenehme Arbeit sich ausstellen. Man denke nur an Isenhofer von Waldshut

und Veit Weber, an Hans Viol und Halb Suter von Luzern u. s. w. Ueber die meisten schweizerischen und viele holländischen besitzen wir selbst schon manche Materialien; aber Zeit und Geduld, Korrespondenz und Geld gehören freilich gleich sehr dazu, um die Aufgabe würdig zu lösen, und Deutschland ist nicht das Land, wo dermal solche Dinge besonders begünstigt werden.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserm Verf. zurück, welcher mehrere Klag- und Lobelieder, auf G. von Frundsberg bezüglich, probweise mitgetheilt hat. Er kömmt nun auf die herrschenden Laster und auf die Ausartung des Institutes der Landsknechte zu sprechen. Vor allem wird der entsetzlichen Wildheit des Kriegsverfahrens in Feindes, bisweilen auch in Freundes Land, und der vielen empörenden, oft ganz unnützen Verwüstungen gedacht, wodurch sich die Landsknechte und ihre Häupter auf schauervolle Weise verewigt. Selbst G. von Frundsberg, der doch genaue und strenge Zucht hielt, konnte nicht immer wehren. Bald war es National-, bald Religionshafs, der den Mordstahl leitete und die Brandfackel in die Hand gab. Besonders stellt er in dieser Beziehung Graf Wilhelm von Fürstenberg voran, welchem die Franzosen noch lange Zeit wegen Vitri le brûlé Flüche nachriefen, und welchen sowohl die Königin Marguerite von Navarra, als der Hr. v. Brantôme ziemlich stark mitgenommen haben. Gerne hätten wir gewünscht, dafs Hr. B. den II. Band unserer „*Geschichte des Hauses Fürstenberg*" (welches Werk bisher in den meisten krit. Journalen nur leichtweg behandelt worden ist, aus Unkunde der vielen mühesamen Forschungen und der Zusammenstellung aus meistentheils handschriftlichen Quellen) eingesehen haben möchte, er hätte dann sowohl das Mährchen von der Vergiftung Königs Franz I. durch jenen Wilhelm, als dessen französische Dienste und sein Verhältnifs zum Hof und zu den deutschen Landsknechten umständlich beleuchtet gefunden. Eben daselbst ist auch Sebastian Vogelsberger von minder vortheilhafter Seite, als der Verf. und viele andere ihn genommen, aber ganz nach vorhandenen Quellen, die getreulich angegeben sind, dargestellt und auf die Nemesis hingewiesen, welche ihn für frühere Perfidien, freilich mit minderem Grunde bei der Sache selbst, weshalb er den Kopf verloren, aber immerhin für falsches zweideutiges Wesen und Untreue an Kaiser und Nation, erreichte.

Aufser dem Landverwüsten und Geld dem Martern und Quälen armer Leute, w Krieg ohnehin schwer genug fühlten, kam Spielwuth und Trunksucht der Landsknechte sie zu nichts weniger, als liebenswürdigen t feilen Gästen dem Boden zu machen, welche traten. Die Strenge des kaiserlichen Abru dats reichte nicht immer hin, um dem Un gartenden Knechte zu wehren. Ueberdies Leichtigkeit, womit die Landsknechte geworb konnten, zur traurigen Folge, dafs die Krieg lich sich mehrten, und da man schneller si auch einen räuberischeren und grausameren annahmen.

Eine schätzbare Untersuchung ist im 7t über den Untergang der alten Ritterschaft, Stiftung der französischen Hommes d'Armes neue deutsche Reiterei, über die Ausbildung zösischen Cavallerie und über die Bildung Artillerie angestellt. Der Patriot mufs meh mal erröthen, wenn er von den vielen Regime scher Reiter in Frankreichs Solde liest, welc seit die allerchristlichsten Könige in die Re ren unserer Nation sich einmischten, unterha von französischen Feldherren gröfstentheils u unter unmittelbaren Befehlen des Hofes und d ministeriums standen. Es waren, wenn wir zösische Kriegsgeschichte gründlicher studiren, welche ganz hauptsächlich dem Heerwesen de lichen Volkes zu jener furchtbaren Kraft welche unser Vaterland um Macht, Sieg u und endlich um Selbstständigkeit und Natio bracht hat. Am Schlusse der wichtigen A beschäftigt sich Hr. B. noch mit der Bildung Geschützkunst *in specie;* er stellt Parallelen schen der alten und neuen, durchgeht die ver Gattungen des Geschützes und ihres Gebrau lich entwickelt er die Nothwendigkeit, welche ten nach und nach zwang, in das neue Syst gehen.

Mit dieser allgemeinen Abhandlung end Buch. Das II. enthält nun *die Thaten der L und die Geschichte Georgs von Frundsberg* Kriege von Pavia 1524. Die Hohen Ems erö Reihen; sie strahlen den meisten schwäbi men an Tapferkeit, Kühnheit, Treue und S

voran, und mit Recht hat auch Ulrichs v. Hut-
ıse ihnen ein Denkmal gesetzt. Nach ihnen
er Frundsberger Abkunft (entweder von einem
hen, oder tyrolischen, oder schweizerischen
e) und seine Geburt (24. Septbr. 1473) ange-
Die Jugendgeschichte hat allerlei humoristische
heiten und zieht sich auch durch jene Götzens
rlichingen hindurch. *) Gemeinsame Abentheuer
len Grund zu einer innigen und stets dauernden
schaft. Nachmals arbeitete Hr. Jörg mit dem
gemeinschaftlich am neuen Kriegswesen; aufser
rlichen hatte er auch einigermafsen wissenschaft-
ildung genossen. Seine ersten Kriegsthaten fal-
J. 1510 und 1511 während des Feldzuges wi-
ıedig. Vom Ende 1511 bis zur Ravennaschlacht
eginnt der grofse Wettstreit deutschen Kriegs-
mit Gaston de Foix (Nemours) und den Franzo-
d der Heldenlauf der Anhalt, Ems, Lichtenstein
undsberg; mehrere Scenen sind mit Lebendig-
ählt und gehören zu den vorzüglicheren im Bu-
ist hier auch die erste gründliche Darstellung
leutsamen und hochtragischen Ereignisse jener
, welche die Liga von Cambray herbeigeführt.
nmehr folgt Frundsbergs Wirksamkeit vor Ho-
ähen, welches Raubschlofs durch den schwäbi-
Bund zerstört wurde. Die verschiedenen Lie-
diese Begebenheit, welche noch lange im Volke
, und von denen Hr. Wolff einige in seiner
ıng mitgetheilt hat, sind dem Verf. entgangen.
are Nachrichten darüber liefert auch Walchner
r Geschichte der Stadt Ratolphzell, so wie die
ınstanz; viele andere sind noch im Königlichen
rchive zu Stuttgardt, in ungedruckten Chroni-
l Geschichten von Würtemberg, im Fürstl. Für-
gischen Archive zu Donaueschingen und einige
in Münch's Gesch. von Fürstenberg II. zu fin-
Die Schlacht bei Vicenza und die Belagerung
erona im J. 1513 verschafften G. v. F. neue
'en.

dahin hatte Hr. Jörg mit fröhlichem Muthe und ohne innere Entzweiung wider auswärtige Feinde gestritten; nun kamen aber immer mehr und mehr innere, politische und religiöse, Wirren, welche den Zweifel in seine Seele warfen, und ihn mit vielen alten Freunden, Gönnern und Streitgenossen in Zerwürfnifs brachten.

(Der Beschluſs folgt.)

---

wäre zu wünschen, dafs die Urkunden über — und die
öre mit Götz vor dem HeilbronnerRath vollständig heraus-
ben würden. Alles darauf bezügliche Vorhandene befindet
noch zu Heilbronn. Eine Kopie davon, die wir im J.
erhalten, schenkten wir der Freiburger historischen
llschaft.

CXXXVI.

Die letzten Dinge des röm. Katholicismus in Deutschland. Von F. W. Carové, D. ph. u. Lic. en droit. Leipzig*, 1832. 364 *pp.

Eigentlich nur ein Wiederabdruck mehrerer (in diesen Jahrbüchern, den neuest. theol. Annal. und der allg. KZtg. erschienenen) Recensionen und Aufsätze, die der Hr. Vf. unter obigem Titel zusammengestellt, weil sie Schriften betreffen, welche factisch beweisen sollen, dafs die römische Kirche von dem Geiste der Zeit zu Grabe getragen werde. Neu jedoch ist die vorangeschickte „Einleitung" (p. 1 — 140), welche I) eine kurze Uebersicht der Geschichte der röm. kath. Kirche giebt (p. 1 — 20), II) die Principien darstellt, worauf ihre Verfassung beruht (p. 20 — 25), III) nachweist, dafs auch die neusten päpstl. Verordnungen jene Principien festhalten (p. 25 — 44); sodann aber IV) ausführlicher zu entwickeln sucht, wie sowohl die jetzige Verfassung der röm. kathol. Staaten Deutschlands, in kirchlicher wie in politischer Hinsicht, als auch die moderne kathol. Bildung und Wissenschaft direct und indirect jene Principien negirt (p. 44 — 118); endlich V) auf 2 Erscheinungen der neusten Zeit hindeutet, in welchen der „allgemeine Menschenverstand" und das „allgemeine Menschengefühl" nicht nur über die römische und protestantische, sondern auch über die christliche Kirche hinausgehe und ein absolut „neues Reich Gottes" zu gründen beginne (p. 118 — 140).

Fast komisch aber ist es, zu hören, dafs damit die „Philalethen in Kiel" und die „CXXVII antirömischen Katholiken in Dresden" (denen auch das Buch dedicirt ist) gemeint sind. Fürwahr, man traut seinen Augen nicht, wenn man den (sonst so verständigen) Hrn. Verf. p. 125 diesen widerwärtig monstrosen Nachgeburten des Illuminatismus und der Freimaurerei eine *„welthistorische Bedeutung"* beilegen sieht, die sogar mit der der Reformatoren verglichen wird. Nein! wenn diese nicht mit tüchtigeren Geisteswaffen gestritten hätten, wahrlich! wir ständen noch, wo die Welt im 15ten Jahrh. stand, da ebenfalls Schwarmgeister in Menge mit dem Papstthum zugleich das Christenthum abschaffen wollten, ohne doch nur im Geringsten, mehr zu bewirken, als höchstens, Aasfliegen gleich, die allemal bei Gährungen sich erzeugen, den alternden Löwen des Mittelalters ein wenig zu molestiren. Vielmehr mufsten und müssen solche rein negative Bestrebungen fort und fort an ihrer eignen Ohnmacht spurlos zerschellen. So die Freethinkers in England, so die Théophilanthropes in Frankreich, so auch schon (3 Jahre nach ihrem Entstehn) die „grofse Einheit der CXXVII", deren Ober-

haupt, der Nudelfabrikant Bartholdi, wie kürzlich die Zeitungen meldeten, sich im Gefängnifs erhenkt hat! —

Verum index sui et falsi. Nicht der Irrthum überwindet den Irrthum, am wenigsten aber der gehalt- und marklose einen so substantiellen und energischen, als die römische Auffassung und Gestaltung der Idee der Kirche ist. Sie allein, die Idee, vielmehr giebt, selbst irrig gefafst und einseitig zum Dasein gebracht, der römischen Kirche doch eine Zähigkeit der Existenz, dafs sie selbst den härtesten Angriffen Stand hält. Es kann daher von einer geistigen Ueberwindung d. h. Erkenntnifs derselben als jener einseitigen und ihr selber inadäquaten Erscheinung der Idee nur da die Rede sein, wo diese selbst in ihrer *positiven* Wahrheit zu vollem, reifen Bewufstsein gekommen ist. Diefs aber hat zunächst in lebensfrischer Unmittelbarkeit der Glaubensact der Reformation vollbracht, und darum die protestantische Kirche sich siegreich über die römische erhoben. Doch nicht nur unmittelbar hat jenes Bewufstsein der Idee in ihr sich verwirklicht; es hat auch in ihrer Wissenschaft sich durch den Begriff mit sich selbst zu vermitteln gewufst, und die neuere Dogmatik ist die Frucht davon. Nur also vom protestantischen Glaubensbewufstsein aus und nur in wissenschaftlicher Form d. i. vom Begriff der Idee aus kann jetzt noch erfolgreich der Kampf gegen die römische Kirche fortgeführt werden. Mit so äufserlich empirischen Reflexionen, wie: dafs die Individuen, die sich zu ihr bekennen, diefs nicht mehr so unbedingt und entschieden thun, wie etwa im Mittelalter, oder: dafs die Staaten sich jetzt nicht mehr so völlig ihr unterordnen u. s w., — darf höchstens eine räsonnirende Kirchenstatistik sich beschäftigen, nicht die Polemik, die, da ihr historisches Element der Symbolik anheimgefallen, ihrem dogmatischen Elemente nach durchaus dogmatisch d. h. speculativ geführt werden mufs.

Diefs protestantische und speculativ-dogmatische Element tritt leider! in Hrn. Carové's Polemik immer mehr zurück. Er macht es sich zum Hauptgeschäft, einerseits die „Halb- oder Schwachgläubigen", wie er sie nennt, zu belehren, dafs sie in ihren Consequenzen, wenn sie „ächt-römisch" sein wollen, noch weiter fortgehen müssen, andrerseits den sogenannten Idealisten nachzuweisen, dafs sie die römische Kirche nicht, wie sie „urkundlich" sich darstellt, auffassen. Gesetzt nun aber auch, dafs diefs der Fall sei: was ist damit erwiesen? Eben nur die Mangelhaftigkeit der logischen Consequenz und historischen Kenntnisse einiger Theologen der römischen Kirche. Sie selbst ist damit nicht im Geringsten getroffen, und diefs bezweckt doch der Hr. Verfasser.

Indefs er selbst verfährt in Auffassung des Princips der römischen Kirche nicht logisch und historisch genau. Denn wenn er p. 45 als die „fundamentalste" Lehre der röm. Kirche die von der „alleinseeligmachenden Eigenschaft (?)" derselben bezeichnet: so ist diefs 1) nicht logisch richtig, da solche „Eigenschaft" doch Qualität des *Wesens*, richtiger: Bestimmung des *Begriffs* der Kirche sein mufs, somit das Wesen d. h. der Begriff der Kirche, wie er römischer Seits gefafst wird, als das logisch Höhere, demnach „Fundamentalere" zu setzen ist; 2) aber auch historisch falsch, da jene Lehre keineswegs unterscheidende Lehre der *römischen* Kirche *als solcher*, sondern der Kirche überhaupt ist (was ihm z. B. Act. 4, 12 u. a. St. „urkundlich" beweisen können). Römisch vielmehr ist nur die Lehre, dafs es schon die *äufsere* Gemeinschaft mit der *sichtbaren* Kirche sei, die die Seeligkeit verbürge.

Obiges Princip aber bekämpft der Hr. Verf. nicht etwa von ihm selber aus d. i. aus dem Begriff der Kirche sowohl als der Seeligkeit (denn dann würde sich ihm ergeben, dafs Seeligkeit, als der Genufs des Bewufstseins der Wahrheit und der Versöhnung mit Gott, nur in der Kirche, als dem Leibe dessen, durch den uns „Gnade und Wahrheit geworden" (Jo. 1, 17), möglich ist); sondern von einigen Verstandesconsequenzen aus, wie: dafs dann viele „*Milliarden*" Menschen von der Seeligkeit auszuschliefsen seien, dafs dann Gott nicht der „*all*liebende" sein könne u. s. w. Auf das Erste liefse sich antworten, dafs ja die Zahl hierbei nicht in Betracht komme — schreibt doch der Hr. Verf. den *CXXVII* vor der Hand allein die rechte Lehre zu —; auf das Zweite, dafs ja Gott nicht die Sünder *als solche*, somit doch nicht *alle* und *Alles* liebe u. s. w. Aber es verlohnt sich gar nicht der Mühe, sowohl auf das Ungegründete, als Schiefs jener Consequenzen näher einzugehn, da einerseits, wie gesagt, das Dogmatische dem Hrn. Vf. nur Nebensache ist, andrerseits aber derselbe so sehr aufserhalb des Christenthums steht, dafs er p. 65 den „Einigen Gott" der „dreipersönlichen Gottheit der mittelalterlichen (!) Kirche" entgegensetzt (als ob die christliche Kirche nicht an den drei-*einigen* Gott glaubte), p. 135 die CXXVII tadelt, dafs sie noch „an die göttliche Natur Christi glauben", sofern darunter mehr als „das jedem Menschen eingeborne (!) Göttliche" (das vage θεῖον der Heiden!) verstanden werde, p. 119 dem Christenthum vorwirft, dafs es „sich als übernatürlich über alles Natürliche, als göttliche Auctorität über alles Eigenmenschliche", „das Reich Gottes über das Reich dieser Welt, Gnade über Verdienst, Barmherzigkeit über Gerechtigkeit, Stellvertretung über Selbstgenugthuung" erhoben habe u. s. w.

Die letztren Vorwürfe zeigen recht deutlich, wie sehr der rationalistische Deismus mit dem römischen Pelagianismus innerlich verwandt ist (daher denn auch die entschiedensten Gegner des Christenthums meist auf röm. katholischem Boden entsprossen sind). Oder ist es etwa nicht die Lehre von der Verdienstlichkeit der eigenen Satisfaction durch allerlei gute Werke, worin gerade die römische Kirche das apostolische Christenthum am ärgsten depravirt hat? Und hören wir nicht jene Lehre gerade von Deisten und Rationalisten mit absonderlicher „Selbstgenugthuung" hervorheben? In der That stehen diese jener näher, als sie selber meinen, und wie heftig sie sich auch in ihrer Polemik geberden, sie arbeiten damit nur derselben in die Hände. Die protestantische Kirche aber sowohl als Theologie hat mit solcher Polemik nichts zu schaffen und mufs darauf die Worte Christi Mtth. 15, 14 anwenden.

№ 103.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

e von Frundsberg, oder das deutsche egshandwerk zur Zeit der Reformation. gestellt durch Dr. F. W. Barthold.

(Schluſs.)

in Auge, sein Gemüth, sein Geist umflorten r stritt jetzt nur noch, weil der Löwe den Streit assen konnte; oft blutete das Herz, oft wider- die Ueberzeugung. Kaum in den Schoofs sei- milie gekehrt, (seine Gattin war eine tyrol. Grä- ndron, unter seinen Söhnen zeichnete bereits sich aus und folgte des Vaters Fahne als Haupt- wurde er von der geistigen Bewegung erfaſst, , längst vorbereitet und vorhanden, in Martin s Auftreten ihren Durchbruch erhalten hatte. Die mit Herzog Ulrich von Würtemberg, die Affai- tzens v. Berlichingen, zumal in Heilbronn, sind, len Vorgängern, gut zusammengestellt. Frunds- ler seine Herzensmeinung wegen Luther's durch annte Ansprache beim Eintritt des Reformators Saal der Reichsversammlung zu Worms so rüh- und gegeben, ward seitdem noch mehr in seiner eugung von der neuen Lehre bestärkt und eine züglichsten Stützen ihres Werkes.

5. Kapitel rollen sich die Begebenheiten des Krieges wider Franz I. in den Niederlanden Italien, bis zur Einnahme von Genua, ab; Sik- , Nassau, Bayard, Frundsberg, Lautral, die Schwei- d die Landsknechte, Kabinetszorn und Volkshaſs, he Begeisterung und schnöde Mordsucht, die schaften der alten und der neuen Zeit, erschei- mannigfachen, oft riesenhaften Gruppen neben nter einander. Lodi und Genua bilden neue Stät- s Ruhms für den Frundsberger und seinen Sohn. ach seiner abermaligen Heimkehr hatte er das esen, seinen biedern Götz in frischer Bedräng- einen verehrten und theuern Franciscus von Sik- kingen unter Landstuhls Trümmern begraben, die Macht des verbündeten, nicht nur fränkischen (wie Hr. B. annimmt), sondern des fränkischen, schwäbischen, rheinischen und wetterau'schen Adels durch drei verbündete Fürsten, welche ein Instinkt der Selbsterhaltung zu ungewöhnlichen Anstrengungen treibt, gebrochen zu sehen. Die Burgen und die Glücksgüter vieler Freunde und Schützlinge fallen hinter einander, noch tiefer aber fällt der Adel moralisch und intellektuell, nicht nur politisch und finanziell im gröfsten Theile von Deutschland. Eine interessante Episode bieten die letzten Tage des alten Jörg Truchsefs des Bauernherodes (in den meisten Nachrichten nachmals der „Bauern-Jörg" geheifsen) und die letzten bösen Thaten der Rosenberge. Ueber diese letzteren kann man in Schwaben noch gehaltige Volkssagen sammeln; über den Truchsefs haben wir selbst, und eben so Hr. Schreiber zu Freiburg und Walchner zu Konstanz (aus Waldburgischen Archiven) viele neue Materialien aufgehäuft, jene für eine längst erwartete fragment. Geschichte des deutschen Bauernkrieges (welche auch durch Burkard Oechsle und Deuber noch nicht überflüssig geworden), wir aber für die Geschichte des deutschen Adels. Der Frevel Felix von Werdenberg's, welcher einige Wochen nach Herzog Ulrich's Hochzeitstag den Brautführer G. Andreas von Sonnenberg meuchelmordete, ist ebenfalls von B. erzählt. Viel Anziehendes und Seltsames mehr von diesem Geschlechte liefern noch vorhandene Chroniken, die Zimmern'sche besonders, sodann die reichen urkundlichen Collektaneen des leider nun verstorbenen Grafen Mulinen zu Bern und seines Freundes, des Grafen von Brandis, eben so über Montfort, welch' beide zusammen gehören. Sie und die *Helfensteiner*, welche mit Frundsberg gleichfalls in Berührung standen, hätten mit in den von Barthold gezogenen Kreis aufgenommen werden können.

Der Abfall des Konnetables von Bourbon, die In-

triguen der Königin Louise von Savoyen und die Wiederanfachung des Krieges mit Frankreich bis zum Abzuge von Marseille (1524) kommen sofort an die Reihe. Damit schliefst sich das II. Buch.

Das III. füllt sich beinahe ausschliefslich mit dem sogenannten *Pavia-Kriege*. Die Eroberung von Mailand durch Franz I., die Veränderung in der italienischen Politik, die grofsen Kämpfe vor und um Pavia, dessen Belagerung und Drangsal, Montmorency, Leyva, Pescara, Lannoy, Albani, Oranien, Schärtlin, Frundsberg, die als die berühmteren Feldherren bei Lodi und St. Angelo auftreten, Pescara und Frundsberg wider einander — bieten eine Reihe von epischen Gemählden, und die denkwürdige Schlacht bei Pavia und Franzens I. Gefangenschaft strahlen unter allen darin hervor. Die Stellung der Schweizer zu den Landsknechten, der italienischen Mächte zu dem Sieger, Sforza's zu Frundsberg werden sonach mehr oder minder ausführlich beschrieben. Hr. Jörg, mit den reichen Lorbeeren von Biccocca und Pavia, kehrt zu traurigen Scenen im Innern von Deutschland zurück.

Der *Bauernkrieg* nimmt das erste Kapitel im IV. Buche ein. Der Antheil unseres Ritters war ein nicht minder kräftiger, aber im Ganzen humanerer, als der des Truchsessen. Viele treffliche Winke über den Charakter, das Schicksal und die Ursachen des immer noch mit zu viel Einseitigkeit, Leidenschaft und Parteilichkeit abgehandelten Bauernkrieges sind auf S. 354 — 356 zu lesen; aber der Partheigeist unserer neuesten Zeit könnte auch diese leicht *mifsverstehen* oder *mifsbrauchen*, daher wir über diese Materie abbrechen, ob wir gleich mancherlei darüber bei diesem Anlasse sagen möchten. Die erneuerten *Italiakämpfe*, von der Liga zu Coynac bis zur Erstürmung Roms, boten reichlichen Stoff zu mehr als einer schönen Schilderung; letztere Katastrophe selbst ist unstreitig die schönste und das Prachtstück des Buches. Die neueren Forschungen und Aufschlüsse, auch mehrere kriegsgeschichtliche Werke und Memoiren (wie jene Benvenuto Cellini's) sind zum erstenmal auf verständige Weise mit benutzt worden. Der wackere Ritter, des Kriegshandwerkes und der Welteitelkeit über und über satt, von harten Körperbeschwerden (zum grofsen Unglücke Roms in den verhängnifsvollen Tagen) heimgesucht, erreichte sein Vaterland blos noch, um bald darauf in ewigen Urlaub sich zu begeben. Er schied mit gebrochenem Herzen über so manche verfehlte Hoffnungen, nutzlose Siege, über die Leiden und Gefahren des deutschen Vaterlandes, über die trostlose Zukunft und schmählichen Undank gegen seine zahllosen Verdienste um das Kaiserhaus und die Gesammtnation, am 20. August 1528, auf dem Schlosse Mindelheim, im Schoofse der Seinen. Hr. B. schliefst die Biographie würdig mit folgender treffenden Schilderung:

„Des Mannes Charakteristik ist in der Geschichte seiner Zeit eingeschrieben; dafs sein grofsartiger Antheil am Glücke des Hauses Oesterreich im ganzen Maafse erkannt werde, erweckte Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit und die Aufmunterung deutscher Fürsten und Herren fast ein Menschenalter nach seinem Tode, als jedoch noch mancher Zeuge der Thaten lebte, den wackern Adam Reifsner, der mit Beiträgen und Kundschaften eines Sebastian Schärtlin und Anderer in schlichter, ungeschminkter Erzählung die Heldenlaufbahn berichtet."

„Man hat Georg von Frundsberg den Bayard der Deutschen genannt; Lob und Bewunderung sei dem Ritter ohne Furcht und Tadel unverkümmert; aber der Frundsberg Frankreichs war er nicht, und Frundsberg als Bayard hätte Deutschland kein Frommen gebracht. Waren auch Beide an Tapferkeit, an Uneigennützigkeit, an Hingebung in die Sache ihres Vaterlandes, an Leutseligkeit und Milde, an Frömmigkeit sich ähnlich, so gaben sie sich doch durch das innere Verständnifs gleicher Eigenschaften als ganz verschiedene Naturen kund. Der Bayard bei aller Seelengüte so trotzig verhärtet in altfränkischen Standesvorurtheilen; bei aller Klarheit des Wollens so befangen angestämmt gegen eine Verjüngung der Verhältnisse des Lebens, als könne sein Arm und sein Wille die Jugend der gealterten Chevalerie zurückbannen; krankhaft wie ein Don Quixote, angeglüht vom Phantom der Ritterehre, das Mitleid und die Bewunderung erregend, seine Farben verlor, mufste untergehen. Was haben alle Bayards den Lilien geholfen? Der Frundsberg, so klug und einsichtig in die neue Zeit eingreifend und sie fortrückend, so ausgeglichen mit den Forderungen der Gegenwart, so gemüthlich tief und erfüllt von wahrer Mannesehre, bei aller Nachhaltigkeit des Hasses so fast prosaisch gleichmüthig die Stöfse des Geschickes, die Vereitlung hinnehmend, im ungeirrten Bewufstsein seiner selbst, auch wenn es ihm fehlschlug; er schuf, erweckte, beförderte

delte seinen Stand, und ist immerdar das Bild
istlich-deutschen Feldherrn."
e tüchtige Charakterschilderung kann zugleich
e Probe der körnig-deutschen, männlich-klaren
ekten Sohreibart des Vfs. geben, die im gan-
:ke sich gleich bleibt. Er ist überall warm,
ll, verständig, oft begeistert für seinen Helden
ein Vaterland, aber immer gründlich, unpar-
für die Fehler seiner Lieblinge unverblendet;
väre denn zu wünschen, dafs sowohl er, als
n seinem Geiste fortführen, an der Geschichte
:chen Adels, zumal in kriegsgeschichtlicher Be-
zu arbeiten.

Ernst Münch.

CXXXVII.

*chungen über die Irren. Zur Patholo-
*herapie und gerichtlichen Medicin. Von
e.

Aufsatz, aus Horn's u. s. w. Archiv für medicinische
Jahrgang 1832. Julius und August, 44 S. 8. abge-
t zum Gegenstand der Untersuchung die Frage:

I. Woran erkennt man einen Irren?

ierkt richtig, dafs es nicht blofs nicht gleichgültig,
lbst höchst wichtig sei, eine scharfe Gränze zwischen
id Nichtirresein zu ziehen, — dafs Arzt und Richter
zbestimmung für ihr Geschäft dringend bedürfen, und
erwirrung grofs sei; er wolle daher einen neuen, auf
igendes Resultat gerichteten Versuch zur Lösung der
hen.

besteht denn nun dieses „neue" pathognomische Zei-
rreseins, dies Kriterium des Unterschiedes des Irren
irren? Abgesehen von dem Beiwerk seien die Haupt-
ınkte der Beantwortung der Frage kurz zusammen-
ı daraus entnehmen zu können: in wie fern bei dem
ıden Kriterium in praktischer Hinsicht, besonders in
enügendes Resultat sich ergiebt.

ın steht die wahre Behauptung, dafs die den Aus-
ıenden Gründe der Beweisführung: dafs Jemand irr
icht irr, *nur* aus dem psychischen Verhalten, nie aus
ischen zu entnehmen seien. Diese Behauptung, von
estellt, ist höchst bemerkenswerth. Sie ist nämlich,
nach ihm aufser Zweifel zu sein scheint, dafs die
hrtheit jedesmal einem körperlichen Uebel als Sym-
höre, eine faktische Appellation an die Seele wegen
nglichkeit der rein somatischen Theorie und Praxis,
die somatische Behandlung nicht kranker Irren eine
ıppellation an den Leib ist, wegen Unzulänglichkeit
soralischen Praxis und Theorie. Die krafs-somati-
sche Theorie nämlich, (zu welcher übrigens Nasse sich gar nicht bekennt) welche z. B. eine *plethora abdominalis*, oder einen zu hohen Kopf oder Herzklopfen für einen *hinreichenden* Grund zur Erzeugung des Wahnes eines Bäckers aus Alt-Damm, dafs er Christus sei, ausgeben möchte, ist wirklich nicht viel weniger sinnlos, als die etwanige Behauptung, dafs, *was* und *wie* Jemand auf der Geige spiele, einzig und allein das Produkt der Geige als Geige sei. — Aus obigem Satze folgt, dafs in der Aufsuchung und Nachweisung der psychischen Merkmale des Irreseins der einzige Verständigungsweg für Aerzte und Juristen liege. Es frägt sich nun weiter, ob jeder Irre *psychisch* irre, und wird diese Frage im Allgemeinen dadurch mit Ja beantwortet, dafs Nasse mit andern Schriftstellern annimmt: das in der Seele des Irren primär leidende sei die Vorstellungsthätigkeit. Der wesentliche Unterschied des Irrens bei einem Irren und bei einem Nichtirren besteht nun nach N. darin, dafs das Irren im Irresein ein entschiedenes, dem Wanken und Zweifeln entzogenes sein müsse; dafs der Graduntersohied sich bei einem Irren in einen specifischen umbilde, in die Unfähigkeit, das Irren einzusehen, und zwar ist nach ihm diese Unfähigkeit nicht eine des Wollens sondern des Erkennens. Die Beachtung der Fähigkeit oder Unfühigkeit zur Irrthumserkenntnifs giebt eine feste Gränze zwischen Irresein und Nichtirresein; oder noch kürzer: die „*Irrthumserkenntnifsunfähigkeit*", welche keine zur Regel des Lebens gehörende sein dürfe, ist das entscheidende Kriterium des Irreseins. Und somit führt er fort: Alles was so wohl der praktische Arzt, der für die Zulässigkeit eines Kranken zum Testiren, zur Abschliefsung eines Contracts u. s. w. über das Dasein von Irrsein oder Nicht-Irrsein entscheiden soll, als was der gerichtliche und was der Richter zu dieser Unterscheidung braucht, ist in dem vorstehend erörterten Merkmal enthalten.

Dies wäre im wesentlichen der Gang und Inhalt der Untersuchung der Frage: woran erkennt man einen Irren? Frägt man jetzt, ob durch diese Bestimmung in praktischer Hinsicht, wie gewünscht wird, zur Erkenntnifs der *einzelnen* Fälle viel gewonnen, ob die Schwierigkeiten der Untersuchung erleichtert, die Verwirrung wirklich gehoben sei, so dürfte im Voraus mit Nein geantwortet werden können.

Strenge genommen nämlich ist mit diesem Kriterium der unzweifelhaften Unterscheidung der Seelenkrankheit von allen verwandten und ähnlichen Zuständen für Exploration der besondern Fälle in *praxi* wenig Positives gewonnen. Trotz dem nämlich, dafs der Arzt dies (vorläufig als ausreichend angenommene) Merkmal kennt, wird er es noch nicht im einzelnen Falle gleich erkennen, um demgemäfs sein Urtheil über den krankhaften Gemüthszustand des *Individui quaestionis* zu constatiren. Die Mittel aber, um zum Ziele der Untersuchung zu gelangen, sind in dieser Untersuchung nicht gegeben, sondern nur das Kriterium, durch welches zwar das Ziel der Untersuchung angegeben ist, nicht aber die Kenntnifs des Weges und der Mittel zum Ziele, welche doch für die Praxis, worauf es hier besonders ankommt, Hauptsache bleibt, und welche Nasse vielleicht als zweite Frage sich bei diesen begonnenen Unter-

suchungen zur Beantwortung stellen wird. Durch das Resultat dieser ersten Untersuchung, durch das aufgestellte Kriterium wird für Erkenntnifs der Seelenkranken in praktischer und forensischer Hinsicht nicht mehr gewonnen, als durch das Wesen der Körperkrankheit, durch das Kriterium von „Krankheit" für die richtige Diagnose der einzelnen so verschiedenartigen Krankheitsformen. — Zur Diagnose der Seelenkrankheiten gehört aufserdem: dafs der Arzt das organische in- mit- und durcheinander-Wirken der Totalität der Erscheinungen, ihrer Entwickelung, ihrer Uebergänge, ihres Zusammenhanges in objectiver naturgemäfser Anschauung erfasse, dafs er durch vorurtheilsfreie Combination und Vergleichung aller Thatsachen, aller vergangenen und gegenwärtigen somatischen, moralischen und intellectuellen Symptome die Verhältnisse und Unterschiede der äufseren und inneren, näheren und ferneren, disponirenden und occasionellen Ursachen erkennen, und dafs er endlich, durch Hülfe rationeller Benutzung und Berücksichtigung der natürlichen und erworbenen Individualität, des Alters, Geschlechts, Temperaments, der Bildung, Erziehung, des Geschäfts, kurz des Inbegriffes der subjectiven und objectiven Lebensverhältnisse, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Nothwendige vom Zufälligen, gehörig zu sondern und zu unterscheiden wisse. — In der quantitativ oder qualitativ verschiedenen Fähigkeit und Unfähigkeit der Aerzte zu Gemüthszustands-Untersuchungen nach dieser angedeuteten Methode, liegt, (wenn anders festgehalten wird an den im Landrecht gegebenen Bestimmungen über Wahnsinn und Blödsinn,) wie Ref. nach der reichlich ihm gewordenen Gelegenheit zur Einsicht in psychisch-gerichtliche Explorationen unmaafsgeblich sich überzeugt hält, weit mehr der Grundquell der dem Werthe nach verschiedenartigsten Untersuchungen und Gutachten über zweifelhafte Gemüthszustände, als in dem Fehlen oder Nichtkennen eines Kriteriums, wie etwa des hier gegebenen.

Jenes Kriterium selbst aber möchte nicht als genügend und ausreichend für *alle* Fälle und Formen von psychischen Krankheiten befunden werden. Allerdings denkt Ref., es gehöre zu den pathognomischen Zeichen des vollständigen, unzweifelhaften Wahnsinns, dafs der Kranke *nothwendig* für die Zeit des Krankseins die Symptome von unauflöslichem Widerspruch des Subjectiven und Objectiven, entweder partiell oder allgemein offenbare. Denn dadurch ist die psychische Krankheit — *Krankheit*, dafs der Mensch die krankhaften psychischen Symptome haben *mufs*, so lange er vollständig wahnsinnig ist, und nicht blofs leidenschaftlich oder immoralisch; er *mufs* sie *so* nothwendig dem Sachverständigen offenbaren, als der körperlich Kranke, z. B. der an der Lungenentzündung leidende, die wesentlichen Symptome derselben zeigen mufs, er mag wollen oder nicht, er mag von seiner Krankheit und von den Ursachen derselben wissen oder nicht. — Freilich ist also demgemäfs Nasse's „Irrthumserkenntnifsunfähigkeit" auch ein wesentlich pathognomisches Zeichen des unzweifelhaften, vollständig ausgebildeten Wahnsinns; allein es ist nicht als einziges Kriterium durchweg anzusehen. Für die gewöhnlichen, selbst Laien klaren Fälle von B Narrheit, Wuth, Verrücktheit, fixen Ideen kann dies Ki allenfalls genügen; aber schon bei einer der Hauptformen wenn sie ganz ausgebildet ist, kommen Fälle vor, vo dies nicht zu behaupten ist. Es giebt nämlich Melanc welche nicht nur die Erkenntnifs ihres Zustandes habe dern auch gar nicht unfähig sind, ihren Irrthum zu e dessenungeachtet aber *unwillkürlich* der entsetzlichste zweiflung preisgegeben sind, und nicht nur dieser wege dern wegen der Ohnmacht des Willens sich herausre können, sich selbstmorden. Noch viel häufiger läfst die rium im Stich bei den Untersuchungen über zweifelha müthszustände, wegen welcher gerade die Sachverstän civil- und criminal-rechtlichen Fällen zu Rathe gezog den. Ja es giebt Beispiele in Fülle, aus der Geschichte nehmen, dafs Irrthumserkenntnifsunfähigkeit da ist, ol gleichzeitig Wahnsinn da wäre, und es sei nur an viele rer erinnert.

Dies genüge, da weder die weitere Motivirung de deuteten Ansicht, noch die etwanige Aufstellung eines Kriteriums, (wenn überhaupt ein in der Praxis durchwe gendes bei dem noch lange nicht erreichten Ziele wisse licher Psychiatrie möglich ist,) hier aus Mangel an R gegeben werden kann. Es sollte auch nur das aufgestell rium in der Kürze kritisch beleuchtet werden.

Schliefslich sei noch der Wunsch ausgesprochen, da diese Untersuchungen ja und ja fortsetzen möge, da geistreich und anregend sein werden, wie es sich vo solchen Manne erwarten läfst. Diese Aufforderung er so dringender an ihn, da er, um nicht mifsverstanden den, diese schöne Gelegenheit: sich über seine Ansicht Wesen der psychischen Krankheiten nochmals definitiv sprechen, um so weniger vorübergehen lassen wird, als ih unbekannt geblieben sein dürfte, dafs die befangenen u Somatikern ihm sich zu nahe, die befangenen unter de listen ihm sich zu fern stehend wähnen.

Diese seine Beantwortung der ersten Frage ist in genwart von allgemeinerem Gewinn und Interesse, als glauben mag. Dadurch nämlich, dafs Nasse, welches laute Herolde der krafs-somatischen Theorie für ihre ansehen, unumwunden erklärt, dafs nur psychische Sy über die Existenz des Irreins entscheiden können, nie sche, dürften einerseits diese Herren theoretisch etwas sti vorsichtiger aufzutreten vielleicht bewogen werden; and dürften sie jenen unvorsichtigen, beklagenswerthen An als dafs z. B. eine schiefe Grimmdarmslage, ein Gal eine Herzkrankheit oder unterdrückte Menses allein an sich Verbrechen und Mord veranlassen, also auch die nungsfähigkeit aufheben könnten und müfsten, in *foro* keit usurpiren zu wollen, nach und nach ganz aufzugeben

H. Damer

№ 104.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXXXVIII.

ischylos Werke, übersetzt von Joh. Gust. oysen. 2 Theile. Berlin, Fincke 1832.

nter den Koryphäen der attischen Tragödie hat ksten, „den Vater der Tragödie", wie ihn seine leute nannten, schon früh ein ungünstiges Ge- getroffen. Von den griechischen Kunstrichtern, von Aristoteles verkannt, von den Römern durch- icht verstanden, von neueren Aesthetikern entwe- r nicht beachtet, oder mit einem mitleidigen Sei- k übergangen, hat Aeschylus sich erst in der Zeit einer vorurtheilsfreien Würdigung zu er- gehabt. Zwar hört man auch wohl jetzt noch bertriebener Kraft und von Unzulänglichkeit der von gigantischen Conceptionen und von been- Form sprechen, und statt mit Liebe in das Ver- iſs des Dichters einzudringen und dem treffenden l des Aristophanes zu folgen, zieht man es wohl vor, gewisse spottende Bemerkungen des Komi- ls einzige Richtschnur für die Beurtheilung gel- n lassen; indessen verstummen immer mehr und jene Pygmäen, die nur einzelne Theile des Rie- pers zu erkennen, aber nicht das Ganze zu über- en vermögen. Seitdem die vorzüglichsten deut- Gelehrten theils mit dem Schwerdte der Kritik, mit der Fackel poëtischer Divination in die Nacht orurtheils eingedrungen sind, ist der alte Dichter r in sein Recht eingesetzt worden, und wo man gewohnt war, Willkühr, Unordnung und Schroff- u erblicken, da zeigt sich jetzt Planmäfsigkeit, und schöne Form.

n die Reihe derer, die für die Restauration des ylus gewirkt haben, schliefst sich auf würdige e Hr. Droysen an. Er hat nicht blofs die Dra- des grofsen Dichters übertragen, sondern er hat ch unternommen, ihn in allen Beziehungen, sei es politischen oder künstlerischen, so darzustellen, dafs sein Bild der Anschauung des Lesers vorgeführt werde.

Wenden wir uns zunächst an die Uebersetzung, da wir von ihr aus das ganze Werk am passendsten werden beurtheilen können. Es mufs gefragt werden, ob in ihr der Sinn des Originals stets richtig aufge- fafst, und ob er treu wiedergegeben ist. Nennt man eine Uebersetzung treu, die sich durchaus, ohne Rück- sicht auf die für Sprache und Sinn entstehenden Unbe- quemlichkeiten und Härten, an das Original anschmiegt, und keinen Schritt aus dem engen Kreise hinauswagt, in den ein wörtliches Uebertragen bannt, so kann die vorliegende Uebersetzung nicht auf den Ruhm der Treue Anspruch machen. Aber die Treue des Ueber- setzers scheint in einem höheren Gebiete zu liegen; mö- gen auch bisweilen die Worte nicht genau mit dem Originale übereinstimmen, so wird doch etwas Tüchtiges geleistet sein, wenn der Inhalt dem Geiste des Schrift- stellers angemessen wiedergegeben ist. Jenes allzu ängstliche Anschmiegen und Nachbilden verdunkelt gar zu leicht die schöne gefällige Form des Originals. Mehr als *ein* warnendes Beispiel lehrt, wieviel Schön- heit und daher wieviel Wahrheit diesem untergeordne- ten Streben nach Genauigkeit aufgeopfert werde. Wie aber auf dieser Seite das Uebermaafs sehr bald alle Freiheit und Leichtigkeit der Form vernichtet und die anmuthige würdevolle Gestalt als eine steife ungefüge Gliederpuppe erscheinen läfst, so wird in der anderen Richtung nur allzu leicht der Willkühr Raum gege- ben, so dafs die sicheren gediegenen Züge in ein un- bestimmtes schwankendes Nebelbild verschwimmen. Es ist Hrn. D. gelungen, zwischen beiden Gefahren glück- lich hindurch zu steuern; er hat fast durchgängig der Anforderung genügt, die er selbst dem Übersetzer stellt, „dafs aus dem Schönen in das Schöne übertragen wer- de", und so stimmen wir gern mit seiner Aeufserung überein, „jeder Mifslaut, jede Wortverstümmelung, jede

Satzverrenkung sei eine ärgere Untreue, als ein Wort zu viel oder zu wenig." (Vorrede p. IX.) Indessen möge erinnert werden, daſs er bisweilen durch eine zu freie Uebertragung dem Gedanken Einiges von seiner ursprünglichen Schärfe, Bestimmtheit und Einfachheit entzogen hat, ohne ihn gerade unrichtig wiederzugeben. So ist z. B. *Suppl.* 636 (*ed. Well.*) der Gedanke zu sehr erweitert; es steht im Texte: „sie (die Argiver) schauen auf Zeus, den rächenden schwerzubekämpfenden Späher"; die Uebersetzung hat:

„Sondern sie schauen zu Zeus rächendem Wächter, der Schuld
Unüberwindlichem Fluch."

Es ist wahr, daſs von jenem rächenden Späher ein leichter Uebergang stattfindet zu dem Mittel der Rache, dem Fluch der Schuld, durch das dann das Folgende:

„deſs blutschuld'ges Spähn
Keiner auf seinem Dache wünscht, denn er lastet schwer dort",

noch in genauere Beziehung zu dem Späher gesetzt wird, und insofern ist die Uebersetzung durchaus nicht unrichtig, aber sie ist zu frei, indem sie die Mittelglieder des Gedankens nicht etwa errathen läſst, sondern sie, ohne durch das Original dazu aufgefordert zu sein, ausspricht. — Eine ähnliche Erweiterung bemerken wir in der Persern, v. 590;

„Ihr Freunde, wer des Grames nasse Pfade kennt,
Der weiſs es, wie den Menschen, wenn des Miſsgeschicks
Sturzwelle einbricht, Alles Furcht zu wecken liebt."

Dies „nasse Pfade" liegt nun aber nicht in κακῶν ἔμπειρος, sondern Hr. D. hat sich, wie es scheint, durch das κλύδων κακῶν des folgenden Verses zu dieser Uebersezzung bewogen gefühlt; und wenn wir auch mit ihm κακῶν ἔμπορος lesen, „ein Wanderer des Leides", so stört doch gerade das von ihm gewählte Epitheton, indem es zu viel Farbe aufträgt, die Ruhe des Originals. Die Vossische Uebersetzung kann hier freilich nicht einmal den ihr sonst zukommenden Ruhm der Genauigkeit in Anspruch nehmen:

„Ihr Freunde, wer mühselig weites Meer befuhr";

wo ist hier κακῶν übertragen? man soll es doch nicht etwa in „mühselig" suchen? — Es ist uns noch eine dritte Stelle aufgefallen, in der die Uebersetzung zu viel gethan hat. Ag. 1611 steht: καὶ ταῦτα τἄπη κλαυμάτων ἀρχηγενῆ. Der Humboldt'schen Uebersetzung:

„Auch diese Worte werden Grund der Thränen dir"

fehlt die Schärfe und Bestimmtheit, die in ἀρχηγενῆ enthalten ist. Voſs sagt:

„Auch diese Rede ist dir des Heulens Urbeginn"

eine eben so wenig genaue (ἀρχηγενῆ durfte nic ein Abstractum wiedergegeben werden), als ges volle Uebersetzung. Warum finden wir aber Droysen eine im Aeschylus nicht vorhande tapher?

„Auch dieses Wort scharrt bittrer Thränen Quell

Ist es wohl bei seiner Gewandtheit anzunehm er nicht eine, der lebhaften Anschauung, die γενῆ zu verbinden ist, angemessene treue Uebe habe finden können?

Es hat uns nothwendig geschienen, auf d len, zu denen wir noch eine und die ander hinzufügen können, aufmerksam zu machen, Uebersetzer verlangt werden muſs, daſs er ni thue, als ihm das Original erlaubt, und weil theils Hr. D. gerade darin dem Aeschylus m Glücke nachgefolgt ist, daſs er das Ineinand von Bildern und Beziehungen, wo oft *ein* W weite Perspective von Gedanken und Empf eröffnet, mehr angedeutet, als entwickelt hat. zeichnet ist in dieser Art die Uebersetzung d stelle, Ag. 379: „Gleich schlechter Goldmün ihr sind manche andere Chorsätze an Wert z. B. der aus den Choëph. 578 „Erde wohl nähr riesengrausig Ungeheu'r", den wir bedauern ni mittheilen zu können. Zu den am vorzüglich lungenen Stellen rechnen wir auſser *Suppl.* und Ag. 870 sqq. auch den Anfang der Rede sandra, Ag. 1151:

„Es soll von nun an unter Schleiern nicht hervor
Die Verheiſsung blicken gleich der neuvermählten
Ein heller Frühwind wird sie wach, dahinzuwehn
Gen Sonnenaufgang, und es rauscht wie Meeresflu
Bei dieser Blutschuld erstem Strahl gewaltiger
Empor!

Die Vergleichung dieser Stelle, und überhau dessen, was Kassandra spricht, mit der Vossisc bersetzung ist sehr geeignet, die Vorzüge der I schen Uebertragung vor jener anschaulich zu n

Bis auf einige Stellen hat Hr. D. den T richtig verstanden; ein Beispiel genüge, um ei thum anzuzeigen. Ag. 130 hat Hr. D. übersetz

„So hat nimmer der Ewigen Neid
Die gefährdeten Wälle mit Heeresgewalt so wie umn

Schon das folgende γάρ zeigt an, daſs Kalchas sen, mit Absicht etwas unklar gehaltenen Wor

ng für das griechische Heer und die Atriden aus-
Die Stelle heifst wörtlich übersetzt: „dafs nur
ἰόν, nicht οἶον ist zu lesen) der Ewigen Neid
ofsen, in den Krieg gezogenen Zügel Troja's
h das griechische Heer, und näher bestimmt,
den, denn es folgt οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος), der schon
geschlagen ist, verdunkele." Die ganze Stelle
sich auf die Opferung der Iphigeneia, die durch
n der Artemis nothwendig wird. Das sehr dun-
τυπέν möchte wohl nicht mit Wellauer auf die Fre-
Agamemnon gegen die Artemis zu beziehen
ondern es scheint vielmehr versteckter Weise
, dem Atridenhause einen furchtbaren Hinter-
bildende Schicksal der Vorfahren zu deuten.
rn. D's Uebersetzung dürfte nicht μή τις, sondern
u lesen sein. — Es scheint uns fast unnöthig,
fügen, dafs wie weit wir davon entfernt sind,
bersetzer, der so viele Schwierigkeiten so tapfer
nden, einen Vorwurf daraus machen zu wollen,
einige Stellen nicht ganz richtig aufgefafst hat;
n Gegentheil unsere Pflicht, anzuerkennen, dafs
iegende Uebersetzung unter Anderem auch *das*
st hat, das Verständnifs vieler Stellen sehr ge-
zu haben.

istens genügt es den Uebersetzern, den Inhalt
ginals wiederzugeben; aber es mufs auch noch
ersetzung das Gepräge aufgedrückt werden, wo-
ich dieser bestimmte Schriftsteller von anderen
ieidet, seine Eigenthümlichkeit, seine Farbe mufs
den kleinsten Zügen erkennen lassen, „der Ein-
er Form, die sich der Inhalt gegeben, mufs wie-
ben werden," wie Hr. D. bemerkt. Aeschylus
er Sicherheit des Eindrucks ausgezeichnet, Alles
durch feste Haltung und scharfe Zeichnung
ind Bedeutung, nirgends ist Schlaffheit und Farb-
. In seiner reichen, vielbewegten Darstellung
der Punct, der die scheinbar auseinander fal-
lasse von Beziehungen zusammenhält, sehr ver-
ihn herauszufinden, ihn nicht zu deutlich, aber
kennbar zu bezeichnen, durch ihn den Ton des
ls hindurchklingen zu lassen, ist die mühe-
Arbeit, aber zugleich die höchste Tugend des
tzers. Metrum, Klang der Vocale, ungebräuch-
ormen, antithetische Stellung einzelner Worte
zer Gedanken, Alles mufs zusammenwirken, um
druck des Originals ohne Verzerrung und Ue-
bertreibung hervorzurufen. Gelingt dies dem Uebersez-
zer, so hat er sich als Künstler bewährt. Hr. D. hat
in dieser Beziehung viel Vortreffliches geleistet; die
Scene der Kassandra, der grause Chorreigen der Eu-
meniden, die Beschreibung der salaminischen Schlacht,
die Todtenspende der Atossa, der Traum der Io, das
Ende des Prometheus, der Chor der Grabesspenderin-
nen nach Klytämnestra's Ermordung und viele einzel-
nen Stellen sind auf ausgezeichnete Weise in ihrer
ungemein scharf hervortretenden Characterisirung auf-
gefafst und nachgebildet worden. Biblische Worte und
Wendungen ersetzen hier und da den Eindruck, den
Anklänge an die Homerischen Gedichte, jene Bibel der
Hellenen, stets in dem Griechen erweckt haben; ja
selbst, wenn Atossa sagt, sie lege auf des Darius Grab
„bunte Blumen, *Kinder der verjüngten Au*", so ist die
Erinnerung an den grofsen Dichter, dessen Worte fast
insgesammt Gemeingut des deutschen Volkes geworden
sind, von einer sehr erfreulichen Wirkung.

(Der Beschlufs folgt.)

CXXXIX.

Ueber das Gift der Fische, mit vergleichender Berücksichtigung des Giftes von Muscheln, Käse, Gehirn, Fett u. Würsten, so wie der sogenannten mechanischen Gifte von Herm. Fried. Autenrieth, Dr. u. Prof. der Medicin u. s. w. Tübingen, bei C. F. Osiander 1833. *VI u.* 287 S. 8.

Was der Vf. in vorliegender ausgezeichnet fleifsigen Schrift liefert, ist ein schätzenswerther Beitrag zur Lösung der Aufgabe, die Einwirkungen der Aufsenwelt auf den Körper kennen zu lernen. Es ist seine Absicht, uns mit den Fischen bekannt zu machen, die schon eine nachtheilige Wirkung auf den menschlichen Organismus geäufsert, und die Bedingungen, unter denen dieselbe Statt gefunden, nachzuweisen.

Das Werk beginnt mit einer Aufzählung der verschiedenen Arten von Fischen, deren Genufs schon Vergiftungszufälle herbeigeführt haben soll. Die Namen dieser Thiere, die der Vf. nach den Familien geordnet, sind aufgeführt, die Schriftsteller, welche ihrer nachtheiligen Wirkungen gedenken, sind citirt und deren Erzählungen kurz mitgetheilt. Da es nicht bestimmte einzelne Familien sind, denen die Individuen, welche schädlich wurden, angehören, da nicht eine bestimmte Gestalt und Bildung diese Eigenschaft begleitet, die bei Thieren aller Zonen und Himmelstriche schon hervortrat: so wirft der Vf. die Frage auf, ob nicht vielleicht ein entfernter Grund solcher Einwirkung in der organischen Grundmischung der Fische liegen könne. Denn diese Mischung ist eine andere, als die der übrigen Thiere. Das Fisch-

blut zeichnet sich durch Vorherrschen von Wasserstoff und Kohle und durch geringen Stickstoffgehalt aus. Das Fischfleisch nähert sich seiner Natur nach weit mehr dem verhältnifsmäfsig stickstoffärmeren, aber hydrogenreicheren Eiweifsstoffe, als dem Faserstoff; es ist weicher, schwammiger, lockerer, als das der höheren Thiere, es geht weit schneller in Fäulnifs über, bei welcher zum Unterschiede vom Fleische der warmblütigen Thiere der Wasserstoff weniger mit Stickstoff zu Ammonium, als besonders auch mit dem in beträchtlicherer Menge vorhandenen Phosphor zu gephosphortem Wasserstoffgas eine Verbindung einzugehen pflegt. Bei allen Fischen, unter denen aber besonders die schleimigen zur Fäulnifs Neigung haben, ist bei diesem Processe der Geruch nach gephosphortem Wasserstoffgase in hohem Grade wahrnehmbar. Das Fett der Fische oxydirt sich weit leichter, als anderes Fett und zeigt bei seinem Ranzigwerden einerseits ein stärkeres Hervortreten von einer gesäuerten Kohle, andererseits eine leichtere Entwickelung von riechenden Wasserstoffproducten. Bei diesen auffallenden chemischen Verhältnissen kann es denn nicht anders sein, als dafs der ausschliefsliche Genufs von Fischen eine von der, welche andere Fleischnahrung zeigt, verschiedene Wirkung beim Menschen zur Folge hat. Diese zeigt sich denn auch wirklich in dem geringen Grade von Plasticität des Blutes, in der Muskelschwäche, in dem Vorherrschen der Lymphe vor dem Blute, in der Anlage zu Zersetzungskrankheiten. Hierzu kömmt noch eine ganz besondere Beziehung zum äufsern Hautsysteme, welche hauptsächlich wohl von dem den Fischen eigenthümlichen Geruchsprincipe herrührt und sich durch stinkenden Schweifs und leprose Krankheitsformen manifestirt. Ferner giebt Fischnahrung auch gern zu Indigestion und selbst zu kaltem Fieber Veranlassung.

Alle diese Momente deuten aber nur auf eine Prädisposition zu Krankheiten, die der anhaltende Genufs von Fischen zuweilen vermag, über die Bedingungen, unter denen Fische giftig geworden sind, geben sie keinen Aufschlufs. Eine eigene Art von Fäulnifs ist schon oft eine Quelle der giftigen Entmischung der Fischbestandtheile geworden; allein bei weitem häufiger ereigneten sich Vergiftungszufälle auf den Genufs von frischen Fischen. Da es aber wahrscheinlich keinen einzigen Fisch giebt, der immer giftig wäre, so müssen es mehr zufällige oder wechselnde Einflüsse sein, welche unmittelbar oder mittelbar jene giftige Entmischung des Fischfleisches bewirken, die entweder schon während des Lebens der Fische Statt findet, oder wenigstens sogleich nach ihrem Tode, ehe sie in eigentliche Fäulnifs übergehen, eintritt. —

Nun zeigt der Verf., wie geringen Einflufs der Aufenthaltsort der Fische auf ihr Giftigwerden hat, wie es nicht vulkanische Ausdünstungen oder die Auflösung von metallischen Giften im Meerwasser sind, die dies veranlassen, wie das Gift nicht ihrer Nahrung seine Entstehung verdankt. Da nun aber giftige Fische bei sonst gleichen äufsern und örtlichen Verhältnissen nur in gewissen Gegenden getroffen werden, da auch die giftigsten blofs zu gewissen Zeiten verderblich sind: so glaubt der Verf. die Ursache hiervon, in einer periodischen Veränderung der Lebensverhältnisse der Fische selbst suchen zu müss welcher zugleich die Wahl eines besonderen Aufenthalt knüpft ist Eine solche Veränderung der Lebensverh findet aber Statt zur Zeit, wo diese Thiere dem Fortpflan geschäft nachgehen. Aus den vom Verf. mitgetheilten chen geht nun wirklich hervor, dafs die meisten Vergi fälle durch Fische, während diese laichten, sich ereigneten. dafs der Rogen so vieler dieser Thiere vorzüglich nacl wirkt, deutet hierauf hin. Es ist ferner eine allbekan fahrung, dafs das Fleisch der meisten Fische durch das I verschlechtert und bisweilen ganz ungenieſsbar wird. Es dadurch nicht nur oft einen ekelhaften Geschmack an, i wird auch weicher und mehr oder weniger schmutzig und zeigt bei allen Fischen einen mehr oder weniger Grad von Entmischung. Dazu kömmt nun noch, da häufig dieser Zustand in wirkliche, deutlich ausgesp Krankheit übergeht, wie beim Blei, bei den Salmen, der per um diese Zeit sich oft mit Blasen bedeckt. Werd schon die Fische unserer Climate um diese Periode ih bens nachtheilig, um wie viel mehr mufs dies in den der Fall sein, wo noch so viele andere Umstände eine is Entmischung des Fischfleisches begünstigen.

Bei näherer Betrachtung der Zufälle, welche auf den schädlicher Fische eintreten, zeigt sich in der Art de eine auffallende Verschiedenheit. In dem einen Falle mehr Symptome von einfach gestörter Verdauung, bei de Krankheit stehen bleibt, in dem andern gesellt sich zu ben eine ungewöhnlich starke Aufreizung im Gefäfs- u vensysteme, die bald nur in vermehrter Secretion des E nals als cholerische Form sich ausspricht, bald das G stem im Allgemeinen betreffend mit Hauteruption verbun die scarlatinose Form. Im dritten Falle endlich finden Ausdruck von tiefster Schwäche und Lähmung hereingel (paralytische Form).

Nach einer sehr sorgfältigen Schilderung der versch Krankheitssymptome, welche dem Genusse giftiger Fis gen, gelangt der Verfasser durch Vergleichung des Fis mit dem, welches Muscheln, Hirn, Würste, Fleisch, Fe se u. s. w. schon producirt haben, zu dem Resultat, d Gift der Fische als blofse Modification eines allen thi Giften gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Giftstoffes trachten sei, der wohl durch die Entwickelung eines mi Pimetinartigen Stoffe verbundenen Fettsäure gebildet w

Der vierte Abschnitt des Autenrieth'schen Werkes eine Aufzählung der verschiedenen Arten von Fischen Stacheln giftige Wirkungen zugeschrieben werden. De suchung der Ursachen, welche die durch die genannten versetzten Wunden ungewöhnlich bösartig machen, ist de Abschnitt gewidmet. Im 6ten theilt der Verf. seine A über die Behandlung der durch den Genufs von Fischen ten innerlichen Vergiftung, so wie der durch sie bewirk fsern Verletzungen mit.

№ 105.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

es Aischylos Werke, übersetzt von Joh. Gust. Droysen. 2 Theile.

(Schluſs.)

Sollte Hr. D. auch einzelne Stellen, die einer eiinthümlichen Färbung entbehren, dennoch auf eine sondere Art haben hervortreten lassen, so dürfen wir lt ihm deshalb nicht rechten, denn es ist auf der anren Seite die Unmöglichkeit nicht zu verkennen, Alles id Jedes in der bestimmten Weise, wie es sich im riginal darstellt, wiederzugeben. Auch hat Hr. D. emals, wenn er sich vom Original entfernt, die Gränze s Schönen überschritten.

Es scheint nothwendig, hier auf den Reim aufmerkm zu machen, dessen sich Hr. D. bedient hat, um sweilen einen eigenthümlichen Eindruck hervorzurun. Die äuſsere Beobachtung zeigt, daſs Aeschylus den eim öfter angewandt hat; hüten wir uns wohl, seine edeutung falsch aufzufassen. Wir versuchen, uns diese rscheinung im alten Tragiker auf folgende Art zu erären. Viele Beispiele beweisen, daſs Aeschylus ein reund von, wir möchten sagen, witzigen Antithesen ar, in denen mit einem Hauptworte das, dem Sinne sselben entgegengesetzte Epitheton verbunden wird *). Vem ist wohl diese, auch den späteren Tragikern so hr beliebte Wendung unbekannt, die durch Wiederolung desselben Wortes bis zur Carricatur gesteigert i haben, des Euripides Verdienst ist (man erinnere ch der herrlichen Parodie in Aristophanes Frösche, 360 sqq. *φόνια φόνια* etc.). Eine weitere Ausdehnung ewann diese Wendung beim Aeschylus dadurch, daſs er ähnlich klingende Worte einander gegenüber stellte, und so eine Antithese, nicht mehr des Gedankens, sondern des Klanges erreichte *), durch welche die Darstellung ungemein viel Leben und Farbe gewinnt. Verschieden hiervon ist der Reim in den Trimetern, wo er theils von selbst durch die unvermeidliche Wiederholung der im Griechischen so klangvollen Endungen entsteht, (z. B. *Prom.* 238. 9. *ἰδεῖν, τυχεῖν*; *Suppl.* 924. 5. *ἐγγεγραμμένα, κατεσφραγισμένα*), theils aber von Aeschylus mit Absicht, besonders am Ende von Reden und Abschnitten, gesetzt zu sein scheint **). Es ist nicht an-

*) Es genügt, hierfür anzuführen: *χάρις ἄχαρις* „lieblose Liebe", *Prom.* 544. *Ag.* 1525. *Coëph.* 42. *νόμος ἄνομος*. *Ag.* 1113. *ἴρως ἀπίρωτος*. *Choëph.* 592. *παῖδες ἄπαιδες* „kindlose Kinder" *Eum.* 987. *θέλεις ἀθέλεις* „ob du magst, ob versagst" *Suppl.* 842. *νῦς ἄνους Pers.* 666. (ähnlich ist *Eum.* 14. *χθόνα | ἀνήμερον τιθέντες ἡμερωμένην* „die des Landes Wildnis seinem Zug entwilderten").

**) In dieser Beziehung sind hauptsächlich folgende Stellen bemerkbar: *Ag.* 24. 5. *κατάστασιν, συμφορᾶς χάριν*. 1291. 2. 3. *θάνῃ, πάῃ, θανουμένῃ*. 1657. 8. (das Ende des ganzen Drama's) *τῶνδ' εἵλαμάτων· ἐγὼ — τῶνδε δωμάτων κακῶς Choëph.* 839. 40. *εἴτ' αὐτὸς ἦν θηήσκοντος ἐγγὺθεν παρὰν, | εἴτ' ἐξ ἁμαυρᾶς κληδόνος λίγει μαθών*. 1057. 8.

zunehmen, dafs dem so feinen Ohre der Griechen dergleichen Töne verklungen seien, ohne einen bestimmten Eindruck zu hinterlassen, und es mufs daher durchaus gebilligt werden, wenn der Uebersetzer etwas Analoges durch den Reim hervorzubringen sucht. Dies ist Hrn. D. in hohem Grade gelungen; die meisten unter den angeführten Stellen sind höchst entsprechend wiedergegeben, und hier, wie in manchen anderen Fällen (z. B. *Pers.* 1014. u. 1020 ἄπριγδ' ἄπριγδα μάλα γόηδνα, „Es *bricht*, es *bricht* mir die greise Kraft") zeigt der Uebersetzer, dafs er den Klang der Worte, der für den Eindruck des Ganzen von so grofser Bedeutung ist, sehr schön nachzubilden versteht. Hr. D. bestimmt in der Vorrede (p. XI) die Bedeutung des Reims sehr gut: „Auch die alte Sculptur schmückte ihre Marmorstatuen mit hellen Farben; und diese Farben des Reimes sind es, die ich der marmorhellen Sprache des Aischylos um so weniger entziehen durfte, da sie für uns die strenge Kälte der Rhythmen so wohlthuend lindern". Setzt er nun aber hinzu: „Wahr ist es, ich habe die Farbe häufiger und stärker aufgetragen, als mein Original," so mufs er erwarten, dafs, wenn *er* sich von seinem Gefühl und von seiner Kenntnifs des Dichters hat bestimmen lassen, der Leser seinerseits das Recht nicht wird aufgeben wollen, zu untersuchen, ob der Reim auch an allen Stellen *seinem* Gefühle und dem Eindruck, den das Ganze auf *ihn* gemacht, entsprechend sei. Wir für unser Theil müssen bekennen, dafs durch zu häufige Benutzung des Reims einige Stellen für unser Gefühl einen zu starken Anklang an die moderne Weise erhalten haben. So schliefst z. B. die eine Rede der Kassandra (*Ag.* 1264—8) mit je zwei Reimen, und in dem Chore der *Choëph.* „Weinet die Thräne" finden sich Reime, die durch das Original nicht bestätigt werden. Auch scheint es uns fast, als wenn Hr. D. zu weit gegangen ist, wenn er den Reim an zwei Stellen seiner Uebersetzung, die ihn im Original nicht haben, Vorrede (p. XI) auf folgende Weise motivirt: „I epischen Anklänge, die dem Boten der salami Schlacht so eigenthümlich sind, bot mir unsere S nichts Stellvertretendes: ein Reim am Ende sein war das Einzige, was einen ähnlichen und wohlb ten Klang hervorrief; die andächtigen Gesänge d naïden durften ihren weichen, ihren liturgische racter nicht ganz verlieren: wenige Reime ge ihnen eine entsprechende Farbe zu liefern." — wir auf diese Weise mit Hrn. D. in manchen Ein ten nicht übereinstimmen, und bisweilen weniger wissen möchten, als er gethan hat, so sind wir d nöthigt, die Aufnahme des Reims in die Ueber zu loben, um so mehr, da sie uns Gelegenheit gi Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu schätzen, mit w der Uebersetzer selbst die kleinsten Züge seines Originals aufgefafst hat.

In der Behandlung des Metrums hat Hr. verstanden, die strenge Form des alten Dichters rem Gefühle zugänglich zu machen, ohne den den ihm das Original vorschrieb, auf leichtfertige se, wie es einige Uebersetzer gethan, zu verlasse so hat er es erreicht, die Schroffheit und Schwe keit, die ein zu enges Anschliefsen an das Anti sich führt, in Ebenheit und heitere Würde umz deln. Namentlich ist es zu billigen, dafs er de meter etwas leichter behandelt hat, als es Vofs streng antiken Weise, die unserem Gefühle zu ist, gethan; ebenso hat Hr. D. die dochmischen mit Recht meistens nur mit iambischem und dactyli und nicht mit tribrachyschem Anfange gebrauch keinen Eindruck auf uns macht, da wir die Sylbe nicht accentuiren. Das Metrum ist in den ren meistens dem Texte ganz entsprechend nach det; doch läfst sich darüber nicht immer genüge theilen, weil oft die Leseart, die Hr. D. annahm, ganz bestimmt zu erkennen ist. Es wäre zu wün dafs er hierüber Aufschlüsse gäbe. Besonders zu loben, dafs er auch das in rhythmischer Hinsic deutsame stets bedeutsam wiedergegeben, und auch auf die Eigenthümlichkeit des Originals geachte Wenn er in der Anordnung der Chorgesänge v von früheren Bearbeitern der Aeschyleischen Tra abgewichen ist, und manche eigenthümliche Ans aufgestellt hat, so möchte zwar wohl nicht Alle

---

ὁρῶ, ἐγώ. *Eum.* 63. 4. τερασκόπος, καθάρσιος. „Zeichenkündiger, Entsündiger". 287. 8. ὦν θεὸς, λυτήριος „Göttin Huld, letzte Schuld." *Suppl.* 199. 200. φυγὰς, ἥσσονας. 286. 7. πλέον, τὸ σόν. 497. 8. χρεών, θεῶν. 499. 500. πίοι, ἐμοί. 706. 7. θεῶν, λαβών. *Sept.* 37. 8. ὁδῷ, δόλῳ. 452. 3. φιλέγγυον, ζυγόν. 663. 4. αὐτοκτόνος, μιάσματος. *Prom.* 468. 9. σάφα' ὅτῳ, ἀπαλλαγῇ. 511. 2. φυγγάνω, μαχῇ. 522. 3. σώζων ἐγὼ, ἐκφυγγάνω. 774. 5. ἐγὼ, λέγω. Zwar nicht am Ende einer Rede, aber von grofsem Nachdruck ist der Reim *Ag.* 1415. 6. τερασκόπος, θεοφατηλόγος „Wunderseherin, Zukunftdeuterin."

ıgt zu billigen sein, jedoch verdient auf jeden Fall nit Dank aufgenommen zu werden, was an die Stelle Inordnung und Verworrenheit, die noch immer dieses et beherrschen, Einfachheit und Klarheit setzt.

So zeigt es sich nun, dafs Hr. D. den Geist seines ters sicher und bestimmt aufgefafst, und dafs er ırstanden hat, dem Tragiker in die innerste Werk- des Schaffens zu folgen. Es liefsen sich viele Bei- e anführen, um darzuthun, wie ihm selbst die ent- esten Beziehungen nicht entgangen sind, und wie lles, was für die Eigenthümlichkeit des Aeschylus ›rache, Klang der Worte, Versstellung, Folge der ınken und Haltung des Ganzen von Wichtigkeit beobachtet und mit grofsem Glücke nachgebildet ja, wenn wir ihm etwas vorwerfen wollten, so e es nicht etwa dies sein, dafs er die Art und e des Dichters *nicht* erkannt hat, sondern, dafs er eilen selbst *da* Eigenthümlichkeit und beson- Characteristik finden zu müssen glaubte, wo sie bestimmt hervortritt. Indessen ist die Masse des ıgenen so bedeutend überwiegend, dafs wir lieber reudiger Anerkennung das Werthvolle rühmen, als ten Vorwurf unzeitigen Mäkelns zuziehen mögen, ıders da wir bedenken, mit welchen Hindernissen Uebersetzer eines, in so vielen Beziehungen schwe- Dichters zu kämpfen hat.

Hr. D. läfst uns nicht allein den Dichter an sei- Werken erkennen, er giebt uns auch eine An- ung von der Form seiner Dramen. Die Frage den trilogischen Zusammenhang derselben hat in ıtzten Zeit die Gelehrten vielfach bewegt, und wie ntdeckungen des grofsen Kenners der homerischen ıge eine neue Bahn für die Würdigung jener epi- Gedichte gebrochen haben, so hat *sie* durch Be- ıg und Widerspruch das Verständnifs des Tragi- ungemein gefördert. Während die Kritik sich ge- ie Annahme von Trilogien sträubt, um nicht den en Boden äufserer Beglaubigung verlassen und n das Gebiet poëtischer Anschauungen versteigen ıssen, hat gediegene Gelehrsamkeit, verbunden mit dichterischen Gefühl die Ahnung eines inneren mmenhanges von scheinbar getrennten Dramen zur ßheit erhoben. Die Erkennung der trilogischen macht nunmehr erst eine richtige Schätzung des tes der aeschyleischen Tragödien möglich; sie zeigt, mit welcher Sicherheit und Besonnenheit Aeschylus seine grofsartigen Conceptionen zu beherr- schen verstand, und indem sich die aus einander ge- worfenen Glieder zu einem kräftigen, ebenmäfsigen Körper vereinigen, ordnen sich auch die einzelnen Theile der Dramen nach derselben Form zu einem schön- gebildeten Ganzen. Wenn die Gelehrsamkeit sich be- müht hat, den trilogischen Zusammenhang einzelner Tragödien nachzuweisen, von denen bisweilen kaum etwas mehr, als der Name vorhanden war, so versucht Hr. D., die Gestalt der Trilogien aufzufassen, und sie unserer Anschauung näher zu bringen, indem er oft einzelne Dramen anders und glücklicher, als der Verf. der „aeschylischen Trilogie" verbindet. Da all' sein Bemühen überhaupt darauf gerichtet ist, nicht die Un- tersuchungen, sondern deren Früchte mitzutheilen, so ist das freilich gewagte Unternehmen, „ein ungefähres Bild einzelner Trilogien" nach den, in so geringer An- zahl sich vorfindenden Andeutungen zu entwerfen, mit Dank aufzunehmen; doch darf nicht vergessen werden, dafs ein solches Bestreben in eben dem Maafse zur Willkühr im Nachdichten verleiten kann, als es der Darstellung poëtischer Anschauungen günstig ist. Will man aber einmal ein Verfahren der Art gestatten, — und man wird es wohl nach den Bemerkungen, die der Verf. in der Vorrede macht, gestatten müssen, — so kann nicht geleugnet werden, dafs die Nachbildung der Trilogien von tiefem Verständnifs des Aeschylus, sowohl in der Form seiner Dichtungen, als in der Behandlung der Mythen, zeugt. So ist namentlich die Trilogie, in der die Perser das Mittelstück bilden, dann die Pro- methee, besonders in der Anordnung des ersten Drama's, die Achilleïs, die Aethiopis, die Trilogie der Niobe, und die von Hrn. D. zuerst aufgefundene des Ixion mit wahrhaft poëtischem Geiste dargestellt. Die Trilogie der Aetnäerinnen, auf die Hr. Welker nicht eingegangen ist, liefert in der Weise, wie sie Hr. D. auffafst, einen neuen Beweis einer sogenannten historischen Tragödie. Es sind, wie Hr. D. bemerkt, in die Darstellung der Trilogien meistens nur solche Fragmente aufgenommen worden, die von Wichtigkeit für die Erkennung des tri- logischen Zusammenhanges waren; aufser den mitge- theilten sind indessen noch manche bekannt, die es viel- leicht wegen ihres Werthes verdient hätten, berücksich- tigt zu werden. So z. B. der Vers aus Aristophanes Fröschen (v. 1468), *οὐ χρὴ λέοντος σκύμνον ἐν πόλει τρέ- φειν*, der nunmehr nach Herrn Welker's Belehrungen

(Allgem. Schulzeitung, 1831. Abth. II. No. 152.) ein klares Licht auf die „Zerstörung Ilions" wirft. Auch die Fragmente aus den „Todtenbeschwörern", von denen sich eines in Aristophanes Fröschen (v. 1290) findet, scheinen wenigstens diese Tragödie, wenn auch nicht die ganze Trilogie, ziemlich bestimmt erkennen zu lassen, besonders bei gewandter Benutzung der *Νεκυία* aus der Odyssee. Vermissen wir an dieser Stelle Einiges, so scheint uns an einer andern der Vf. zu viel gethan zu haben. Wenn er es nämlich unternimmt, nach so ungemein geringen Andeutungen das Satyrspiel der Orestee bis in's Einzelnste genau zu skizziren, so, fürchten wir, genügt zur Motivirung dieser Kühnheit nicht die Erklärung, dafs „er nichts anderes, als das Aeschyleische Satyrdrama und dessen Verhältnifs, wie er es sich denkt, an einem Beispiele zeigen wollte." (Vorrede p. VII.) So geistreich auch der Versuch ausgefallen ist, so rechtfertigt doch, wie es uns scheint, das Gelingen subjectiver Intentionen nicht das gefahrvolle Unternehmen. Uebrigens ist die, auch durch die „Amymone" (Theil 2. p. 103) bewährte Auffassung des Satyrdrama's, die es als „ein jubelndes Freudenfest darstellt, mit dem das neue, aus furchtbaren Kämpfen erstandene Leben begrüfst und begonnen wird" (Theil 2. p. 281), ebenso neu, als sinnvoll, und sie gewinnt um so mehr Bedeutung, da sie auch *diese* Art von Dramen, in denen Aeschylus ausgezeichnet gewesen sein soll, in eine enge Gedankenverbindung mit der Trilogie setzt.

In den Didaskalien behandelt der Verf. Alles, was nur irgendwie in ein näheres Verständnifs des Dichters einzuführen vermag. Sein Leben, seine politische Stellung, sein Verhältnifs zu Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern in der Kunst, die Art und Weise der Aufführung seiner Dramen, die Zeitbestimmung derselben, alles dies ist klar und übersichtlich aus einander gesetzt. Von besonderem Werthe ist der Abschnitt, der das Leben des Tragikers vom politischen Standpuncte aus betrachtet. Aeschylus hat thätig an allen den grofsen Begebenheiten, die seine Zeit bewegten und Athen's Macht auf so wunderbare Weise hoben, Antheil genommen; er hat auch in die Parteikämpfe seines Vaterlandes mit Wort und That eingegriffen. Nicht blofs als Kämpfer von Marathon, Salamis und Platää dichtet Aeschylus; noch in späteren Jahren stehen ihm Feinde gegenüber, gegen die er die mühevolle Errungenschaft seiner Jugend vertheidigen mufs; die neue Gestaltung des attischen Staatslebens seit Aristides Tode, und hauptsächlich die gesteigerte Entwickelung der Demokratie unter Perikles findet in ihm einen eifrigen Widersacher. Aus diesem Streite ist sein gröfstes Werk, die Orestee, hervorgegangen. Wie die heftigen Erregungen seiner Jugendzeit in den Perserkriegen, seiner Mannesjahre in dem merkwürdigen Wettstreit mit Sophokles, „in dem die Richtung, die er in der Kunst und im Staate vertrat, eine entschiedene Niederlage erlitt" (Thl. 1. p. 174), und seines Greisenalters in dem fruchtlosen Ringen gegen Perikles Neuerungen den Charakter des Dichters bildeten und bestimmten, hat der Vf. auf eigenthümliche Weise hervorgehoben. Eben so interessant und belehrend ist die Schilderung der verschiedenen Stufen der tragischen Kunst, wie sie durch die Trias der grofsen Tragiker bezeichnet wird.

Die durch viele neue Ansichten sehr anziehenden Bemerkungen, die Hr. D. zu der Uebersetzung der Orestee hinzugefügt hat, sind im höchsten Grade geeignet, eine Anschauung von der Aufführung dieser Trilogie zu geben, und sie beweisen, dafs es möglich ist, aus den geringen Andeutungen, die uns über die äufsere Darstellung der Dramen enthalten sind, ein klares Bild zu entwerfen. Freilich mufs man die Beziehungen, welche jedes einzelne Drama darbietet, aufzufassen verstehen, wenn man sich die äufsere Wirkung desselben vergegenwärtigen will, und es ist in dieser Hinsicht ein wesentliches Verdienst des Vfs., dafs er einen jeden, auch noch so verborgenen Umstand zu benutzen gewufst hat. Wir bedauern, dafs es uns nicht vergönnt ist, in alle Einzelnheiten in dieser Beziehung näher einzugehen, ebenso wie wir uns nur ungern mit der kurzen Bemerkung begnügen, dafs die Andeutungen über die Schule des Aeschylus und einiger anderer Dichter sehr belehrend und anziehend sind.

Soviel genüge, um den Inhalt des vorliegenden Buches zu schildern; es bleibt uns nur noch übrig, hinzuzufügen, dafs Arbeiten dieser Art ebenso dem heutigen Standpuncte der Wissenschaft angemessen sind, als sie den Keim zu weiterem Fortschritt in sich tragen. Die Philologie unserer Tage darf nicht mehr ihr Gefallen daran finden, eifersüchtig über ihren Schätzen zu wachen, sie mufs es sich vielmehr selbst zum höchsten Gewinn anrechnen, wenn sie soviel wie möglich freien Zutritt zu ihnen eröffnen, und sie zur allgemeinen Anschauung bringen kann. Dies hat Hr. D. für den, von ihm behandelten Gegenstand gethan; wenn wir auch in einzelnen Puncten mit ihm nicht übereinstimmen, so werden wir ihm doch dafür aufrichtig Dank wissen, dafs er die Werke des Tragikers mit künstlerischem Geiste nachgebildet, dafs er ein allgemein verständliches Resultat aus den Untersuchungen über den Aeschylus geliefert, und das Bild des grofsen Dichters mit bestimmten Zügen entworfen hat. Mögen sich die Philologen ja nicht mit einem vernehmen „Gehört nicht zum Dionysos" von dergleichen Leistungen wegwenden; ihre mühevollen Bestrebungen können in der That nur gefördert werden, wenn sie es sich angelegen sein lassen, dieselben durch die Frische der Anschauung zu beleben. A. Heydemann.

№ 106.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXL.

hichte der neuern Philosophie von Bacon n Verulam bis Benedict Spinoza, von Dr. dwig Andreas Feuerbach. Ansbach 1833. *Brügel. II.* 434 *S. (Beilagen p. I—LXIV.)*

Die, leider sehr gewöhnliche, Art, die Geschichte hilosophie zu behandeln, die verschiedenen philos. Sy- ohne eigentlichen Zusammenhang, nur zufällig die Zeitfolge verbunden, darzustellen, wie es ür gelehrte und Conversations-Lexica wohl schicken und dann eine Kritik hinzu zu thun, welche zeigt, nur der Kritiker Recht und Verstand hat, — diese s mit verschuldet, wenn gerade Männer mit spe- vem Interesse, sich voll Ekel von der Geschichte Philosophie abwandten. Dieses aber hat Andere iner Zeit, wo auch in der Wissenschaft das, frü- ur religiöse, Interesse sich zeigte, in der Geschichte 'inger Gottes, d. h. Vernunft zu finden) — zu dem ich gebracht, auch in der Geschichte der Philoso- die Nothwendigkeit und Vernunft nachzuweisen, sie zu begreifen. Allerdings geschah dies zuerst ner Zeit, wo man glaubte begriffen zu haben, was in ein fertiges Schema hineinpressen konnte, und ntstanden auch auf diesem Gebiete die Construc- n, in welchen sich die Geschichte der Philosophie in Oscilliren zwischen Realism und Idealism und zeigte, Versuche, welche nur *den* Fehler hatten, sie *zu wenig* construirten, denn das, worauf es meisten ankam, die Differenzen der verschiedenen ismen u. s. w. wurden vergessen, und die Geschichte ien als langweilige Wiederholung verfehlter Versu- und es blieb das ungelöste Problem, die Wieder- g zu begreifen u. s. f., bis mit der wahren Er- tnifs der Aufgabe, die Geschichte zu *begreifen*, die Erkenntnifs kam, dafs solcher Schematismus nur nicht helfe, sondern schade. Mit der Deduc- tion der *verschiednen* Entwicklungsstufen des Geistes aus seinem Begriff, mufsten solche Klassen-Namen fallen, da, wenn *eine* Stufe etwa Idealismus war, jede andre höher oder niedriger, kurz etwas *Andres* als Idealismus war. — Werden nun aber, wie es die wissenschaftliche Darstellung verlangt, die einzelnen Philosophien dargestellt, als Entwicklungsstufen, die der philosophirende Geist durchläuft, so verschwindet auch *die* Art der Kritik, wie sie gewöhnlich war, dafs der Kritiker einen fertigen Maafsstab der Beurtheilung hinzuträgt. Vielmehr, wie im Verlauf der Geschichte jedes System mit Nothwendigkeit aus dem vorhergehenden folgt, und von dem nachfolgenden zum Moment herabgesetzt wird, so hat der Darsteller der Geschichte, ihr nachfolgend, jedes als nothwendig nachzuweisen (zu rechtfertigen), und wo er kritisirt nur *die* Kritik anzuwenden, mit welcher der Geist sich selbst kritisirt. Der kritische Maafsstab für eine jede Stufe ist die, unmittelbar auf sie folgende, höhere.

Der Vf. des vorliegenden Werkes zeigt sowohl in der Einleitung, als in der Ausführung, dafs die Geschichte der Phil. ihm nicht ein Aggregat von verschiedenen Meinungen, sondern eine Entwickelung des Geistes ist. Er hat sich ferner von dem, oben gerügten, Formalismus, der nur den Schein eines nothwendigen Fortgangs hat, und die wesentlichen Differenzen übersieht, frei erhalten, vielmehr zeigt seine genaue und klare Erörterung, wie fern er ist von der oberflächlichen Ansicht, die in allen Systemen dasselbe sieht, *nur* (!) mit veränderten Worten. Aber die Aufgabe, die ein Jeder, welcher eine wissenschaftliche Darstellung unternimmt, sich zu stellen hat, ist von dem Vf. nicht, wenigstens nicht überall, gelöst. Als Beweis sollen drei Punkte näher beleuchtet werden:

1. *Der unrichtige Anfang.* Der Vf. beginnt, wie viele Andere, die Geschichte der neueren Phil. mit Bacon. Hält man die Geschichte für eine *Erzählung*, die

irgend Einer erzählt, so ist's freilich natürlich, wenn man diesem erlaubt, die Epochen, die er selbst macht, hinzusetzen, wo er will. (Wie wenige Historiker aber *machen* Epoche!) Hat man aber die richtige Ansicht von der Geschichte, dafs sie selbst ihre Epochen macht, d. h. Punkte heraussetzt, in welchen ein neues Princip sich geltend macht, welches in einem Zeitraum (der Periode) realisirt wird, so hat der Historiker nicht die Geschichte zu theilen, sondern die Theile, in die sie sich zerlegt, aufzusuchen. Als das neue, Epoche machende, Princip führt nun der Vf. p. 15 ganz richtig an: das Princip des denkenden Geistes als denkenden, das Selbstbewufstsein der Vernunft. Das Selbstbewufstsein ist aber zunächst sprödes Fürsichsein und ausschliefsend gegen Alles, daher protestirend gegen alles Dasein, wie denn auch ganz richtig pg. 20 der Protestantism in der Religion als eine Aeufserung des neuen Princips aufgewiesen wird. Allerdings zeigt sich nun das negative Verhalten des Geistes als *reine* Negation, und so also auch als negativ gegen sich selbst, damit als Affirmation des, vorher negirten, Daseins, aber das geschieht erst im Fortgange der Entwicklung, am Anfange derselben ist der Geist wesentlich das Dasein negirend, und *nur in diesem Negiren* sich selber setzend, während wiederum das Dasein, das den Geist Negirende, *nur* sein Gegensatz ist, beides als selbstständig gegen einander. Dasjenige System also, welches das Princip in seiner dürftigsten und abstractesten Gestalt darstellt, und in welchem sich der Gegensatz beider so gestaltet, wie oben gezeigt, beginnt die neuere Geschichte, das ist aber nicht das des Bacon, sondern das des Cartesius. Weil sie nicht auf das Princip des selbstbewufsten, zunächst rein protestirenden, Geistes sich gründen, gehören die vom Vf. mit dargestellten Systeme des Bacon, Hobbes, Gassendi und auch der, die Schwelle bildende, Böhm, der früheren Periode an. Der Vf. scheint das selbst dazwischen zu fühlen. Schon das Angeführte pg. 20 spricht, — wenn man dazu nimmt, dafs, ehe ein Princip in der Philosophie geltend wird, es erst in andern Sphären wie Religion, Staat, Recht u. s. w. sich geltend gemacht haben mufs, da die Philosophie nur das Bewufstsein einer *schon erreichten* Stufe ist — dafür; (da der Geist des Protestantism sich in *allen* andern Sphären nicht eher als erst im 17. Jahrh. bethätigt hat.) — pg. 22 sq. spricht die Nothwendigkeit aus, dafs das neue Princip mit dem Zweifel an aller Realität beginnen müsse. Und wenn dabei gesagt wird, *pg.* 25, dafs der Geist vorher sich *empfangend* verhalten mufste, so ist das ganz richtig; *vorher*, d. h. in der frühern Periode. — Ja pg. 282 nennt der Verf. den Cartesius geradezu den Anfänger der neuern Philosophie. — So viel Dank wir darum dem Vf. schuldig sind für die klare und gediegene Darlegung jener vier Systeme, so gehört sie doch nicht in die Grenzen des Werks, und hat den wesentlichen Nachtheil gehabt, dafs das eigentliche Princip der neuern Geschichte nicht dialectisch durchgeführt wurde, und oft ganz in den Hintergrund tritt. Dies zeigt sich besonders, wenn wir

2tens *die Art des Fortganges* betrachten. Wäre nämlich das aufgestellte Princip wirklich als das immanente der ganzen Geschichte der neuern Philosophie aufgewiesen, so würde seine dialectische Entwicklung die nothwendigen Uebergänge von einem System zum andern geben. Was nun in vorliegendem Werke zuerst die Systeme *vor* Cartesius betrifft, so hat dies, dafs in ihnen das neue Princip sich nicht durchführen *liefs*, und wiederum das der vorhergehenden Periode auch nicht als das treibende angegeben ward, die Folge, dafs nun *gar kein* nothwendiger Fortgang sich findet. Zuerst wird p. 29, nachdem ganz richtig die Skepsis als nothwendiger Anfang hingestellt ist, sehr gezwungen auch Bacon, der mit seiner Forderung, dafs alle Wissenschaften *utero naturae adhaereant atque ei eadem alerentur*, der absoluten Skapsis ganz entgegensteht, zu einem Skeptiker gemacht, — *dies Princip* ist in ihm *nicht*, kann deswegen auch nicht, sich weiter entwickelnd, den Uebergang zum folgenden System machen. Da nun das Princip ihn nicht machen kann, macht ihn der Vf. durch eine allerdings sehr geistreiche Analogie pg. 91—94, indem er den Geist aus dem Gymnasio des Mittelalters heraustreten, und auf der Universität vom Rausch der Sinnlichkeit ergriffen werden läfst. Ein Bild ist keine Demonstration. Von Hobbes zu Gassendi wird gar kein Uebergang nachgewiesen. Von Gassendi auf Böhm, pg. 150, geht die Darstellung ganz in der beliebten Weise über: die Geschichte des denkenden Geistes führt uns jetzt u. s. w., dann Antithesen zwischen der vornehmen Welt und der Schusterhütte u. s. w.; auch der tiefe Gedanke, dafs ohne *sichtbaren* Zusammenhang Böhms mit seinen Vorgängern, der *eine* Geist wie unterirdisches Quellwasser zum Vorschein kommt, steht als eine bloße Versicherung

sein u. s. w. — Es wäre bei einer dialectischen Entwicklung des Principes nicht getadelt, dafs Malebranche den Geist nur als Selbst fafst, d. h. dafs er eben *er* ist u. s. w. Was nun endlich die Kritik des Spinoza betrifft, so mufs der Ref. *diese* hier unangetastet stehn lassen, *erstlich* weil der Standpunkt des Vfs. ihn den Spinoza mehr rechtfertigen, als tadeln liefs, und das Erstere sich mit dem Begreifen wohl verträgt, — *dann* aber, weil hier das Werk des Verfs. sich für's Erste schliefst, und man nicht wissen kann, ob, was am Spinoza als Mangel gerügt wird, nicht eben in dem folgenden System verbessert wird, so dafs der Verf. nur kritisirt hat, was die Geschichte kritisirte. Nur möchte der Ref. hier seinen bescheidnen Zweifel aussprechen, ob man schon an Spinoza dies als Mangel anführen kann, dafs er die Substanz nicht als Geist gefafst habe, da zur Ergänzung dieses Mangels der Geist an anderthalb Jahrhunderte bedurft hat. —

Wenn der Ref. hier auf Mängel aufmerksam machte, so geschah es, weil, wo so viel Vortreffliches geleistet ist, die Kritik um so strenger sein darf. Er mufs gestehn, dafs in dem vorliegenden Werk, was gründliche Benutzung der Quellen, was treue und geistreiche Darstellung der Systeme, und das Hervorheben der Grundgedanken, was das Auflösen scheinbarer Widersprüche, was die Auswahl der als Beilagen erschienenen Belegstellen betrifft, mehr geleistet ist, als in den meisten Lehr- und Handbüchern sich findet. Die Darstellungen Böhms, vor allen des Cartesius, Spinozas sind klassisch, die schwierigsten Knoten wie §§. 85. 89. 118 mit geschickter Hand gelöst. Ref., schon seit mehreren Jahren mit einer Arbeit über denselben Gegenstand beschäftigt, hat sich in seiner Erwartung, mit der er diesem, längst angekündigten, Werk entgegensah, nicht getäuscht, aber eben das helle Licht, welches aus so vielen Stellen entgegentritt, hat die wenigen Schatten um so schärfer erscheinen lassen. Möge der Vf. uns recht bald die Entwicklung der folgenden Systeme darstellen, und dabei von seinem speculativen Geiste *in jedem Augenblicke* sich leiten lassen, so würden einzelne geistreiche Auswüchse sich verlieren, die, bei aller Wahrheit, nicht hingehören (so p. 157 *sq.*), und dagegen in allen Systemen *dasselbe*, nur verschieden entwickelte, Princip sich zeigen. Indem ihm dann ihre Nothwendigkeit, so wie die ihrer bestimmten Gestalt, deutlich würde, würde sich bei ihm die wahre historische Gerechtigkeit zeigen, die nur so richtet, wie die Geschichte selbst. — Dr. Eduard Erdmann.

CXLI.

Die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode, nach medicinisch-moralischen Grundsätzen und von natur-, menschen- und staatsrechtlichen Gesichtspunkten aus beleuchtet durch Theodor Friedrich Baltz, Dr. der Heilkunde und practischen Arzt in Berlin. Berlin, Posen und Bromberg, bei E. S. Mittler. 1833. 67 S. 8.

Vorliegende Schrift ist hauptsächlich für das grofse Publikum bestimmt, um dies auf die Mängel und Irrthümer der homöopathischen Heilmethode aufmerksam zu machen, weshalb auch nur die wichtigsten Punkte der neuen Lehre herausgehoben und einer Beleuchtung unterworfen sind. Die einzelnen Theile der Arbeit beschränken sich darauf, dem Laien besonders die tadelnswerthen und phantastischen Seiten der Homöopathie zu zeigen, welche nach des Verfs. Meinung in folgenden bestehen:

1) in der gröfstentheils ungegründeten Hypothese, dafs alle Krankheiten nur durch solche Arzeneien zu heilen sind, welche ähnliche Symptome bewirken;
2) in der Hypothese von der Potenzirung oder Kraftvermehrung der Arzeneien durch langes Reiben, möglichstes Verdünnen, Rütteln und Schütteln;
3) in der Hypothese von dem vorgeblichen Erprobtsein der Wirkung der Arzeneien in der beinahe unendlich kleinen Gabe eines Millionen-, Trillionen-, Dezillionen-Theilchens eines Grans;
4) in der vorgespiegelten Nothwendigkeit und der unwürdigen Zumuthung der Bereitung der Arzeneien durch den Arzt selbst; und
5) in der durchaus verlangten, für die Menschheit so höchst gefahrvollen Verabreichung dieser selbst fabrizirten Arzneien durch die Aerzte an die Kranken.

Ob nun dem Vf. es gelungen sei, die erwähnten Gebrechen der Homöopathie dem nicht ärztlichen Publikum auf eine evidente und genügende Weise darzulegen, möchte Ref. fast bezweifeln, da ziemlich einseitig abgeurtheilt wird, eine stricte Beweisführung gänzlich ermangelt und obenein die ganze Schrift in einer leidenschaftlichen Sprache geschrieben ist, wodurch sie bei Laien um so mehr Mifstrauen erwecken mufs. Die eingestreuten Bemerkungen über einzelne homöopathische Kuren, insofern sie sich auf Thatsachen beziehen, nehmen fast noch mehr, als der Text, das Interesse des Lesers in Anspruch, weil sie über die Verfahrungsweise und Maximen mancher Homöopathen gehöriges Licht verbreiten.

№ 107.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXLII.

heit aus Jean Pauls Leben. Acht Heftlein.
slau, Max. 1826—1833. 8.

Erster Artikel.

ist eine längst zum Gemeinplatz gewordene Be-
ng, dafs man, um einen Schriftsteller richtig zu
ilen, dessen Leben kennen müsse. Wir möch-
gegenwärtigen Falle diesen Satz umkehren und
ten, dafs es, um die vorliegenden Documente
n Leben eines unserer merkwürdigsten Schrift-
gehörig zu würdigen, unerläfslich ist, zuvor das
über dessen schriftstellerischen Charakter und
festgestellt zu haben. Es mag Andere geben,
Leben und Persönlichkeit den Schlüssel zu ihren
en enthält, weil nur ein Theil des Gehaltes der
n den letzteren eingebildet ist; — bei Jean Paul
gekehrt der Schlüssel zum Verständnisse seiner
lichkeit und Lebensschicksale in seinen Schriften
en, weil alle seine Lebensthätigkeit sich in die-
ncentrirt, und sein höheres Selbst fast nur in ih-
ber in ihnen so vollständig, wie nicht leicht das
eines andern Sterblichen, zur Erscheinung kommt.
aber über dieses Selbst, über den litterarischen
kter Jean Pauls im tieferen und umfassenderen
hat sich weder unter seinen Zeitgenossen, noch
st unter dem nachgeborenen Geschlechte ein Ur-
ilden wollen, welches für ein objectives, wissen-
ich bewährtes gelten könnte. Dies mag auffal-
rscheinen, wenn man es mit dem zusammenstellt,
ir vorhin sagten, dafs eben Jean Paul deutlicher
ollständiger, als fast irgend ein anderer Schrift-
seinen persönlichen Charakter in seinen Schrif-
r Schau trägt. Indessen giebt, bei näherer Be-
ung, gerade dieser Umstand einen Aufschlufs über
bisere Schwierigkeit der Bildung eines objectiven
ls, als solche bei anderen grofsen Schriftstellern
unserer Nation, z. B. bei Lessing, Goethe, Schiller u. A. stattfindet, über die wir längst ein objectives, philosophisch begründetes und unter allen Einsichtigen beglaubigtes Urtheil besitzen. Auch das schriftstellerische Hervortreten einer bedeutenden Persönlichkeit als solcher, und unverhüllt durch den Schleier, welchen eigentliche Kunst oder Wissenschaft über das Subject und die Person zu werfen pflegen, regt, wie anderes solches Hervortreten, zunächst die Leidenschaften auf, und die Stimmen, die über eine solche Erscheinung laut werden, sind, nach der einen wie nach der anderen Seite hin ausschweifend, von der Liebe oder vom Hasse beseelt. So, wir gestehen es aufrichtig, sind uns bis jetzt noch wenige Urtheile über jenen wunderbaren Mann (— einige doch, und unter diesen einige von einsichtsvollen Ausländern, namentlich Britten) zu Ohren gekommen, in denen nicht entweder die hingerissene Begeisterung für den gewaltigen Genius desselben, gegen seine vielleicht nicht minder colossalen Fehler und Verkehrtheiten verblendet, oder die Abneigung vor den letzteren auch gegen die hohen Eigenschaften und Tugenden dieses Genius erkältet oder unempfindlich gemacht zu haben schien. Wir betrachten es als eine keineswegs unwichtige Aufgabe für die ästhetische Kritik unserer Tage, auch für diesen seltenen und abnormen Geist, wie es ihr in Bezug auf so manche andere bereits gelungen ist, — den richtigen Mafsstab aufzufinden, und Denen, die sich an seinen Bildern und seinem Gedankenreichthum erfreuen wollen, ohne doch das Verwerfliche, was ihnen mit diesem Reichthume zugleich geboten wird, aufzunehmen oder gut zu heifsen, gleichsam ein kunstreich geflochtenes Sieb in die Hand zu geben, wodurch sie den Spreu von den ächten Körnern auszusondern in Stand gesetzt werden. Nicht diese Aufgabe zu lösen, sondern nur zu ihrer wahrhaften Lösung, die wir für eine sehr schwierige und nur durch eine ausführlich in das Einzelne eingehende Kritik der

Werke Jean Pauls zu vollbringende halten, einige Winke zu geben, ist die Absicht dieses unsers ersten Artikels, den wir, sollte der zweite, die Würdigung des eigentlich uns vorliegenden Werkes, seine Bestimmung nicht ganz verfehlen, nicht umgehen zu können glaubten.

Wir möchten Jean Paul einem bedeutenden Charakter vergleichen, dem in der Weltgeschichte eine grofse That, die Schöpfung oder Vorbereitung eines neuen Zustandes der Dinge, aufgegeben war, der aber diese That nur auf dem Wege gewaltsamen Zerstörens und Umkehrens des Vorhandenen vollführen konnte, wodurch seiner eigenen Schöpfung ein Gepräge der Feindseligkeit gegen das Bestehende und zugleich der Künstlichkeit und Ueberspannung aufgedrückt ward, welcher nothwendig den eigenen Untergang derselben beschleunigen mufs; — oder auch einem Forscher und Entdecker auf wissenschaftlichem Gebiete, dem sich durch die Einseitigkeit der Richtung seines Geistes nach dem ihm gesteckten Ziele hin die Ansicht des übrigen Universums trübt oder verzerrt, und so den eigenen Gehalt der von ihm erkannten Wahrheit, wenigstens soviel die Gestalt betrifft, unter welcher er unmittelbar sie bietet, verunreinigt. Auf den Gebieten des geschichtlichen Handelns und des wissenschaftlichen Forschens giebt man diese Mischung ächter und gediegener Elemente mit verderblichen und bösartigen, der Wahrheit mit dem Irrthume, zu, als eine nothwendige und unvermeidliche in den meisten Fällen, wo überhaupt etwas gethan, geleistet oder gefunden werden soll. Es thut in der Meinung der Menschen, die überhaupt das Grofse zu würdigen wissen, dem Ruhme eines geschichtlichen Helden keinen Eintrag, wenn seine Gegenwart, sein unmittelbares Wirken, eben so sehr ein zerstörendes, als ein schaffendes war, oder wenn sein Werk eben durch seine colossale Gröfse sich seinen Umsturz bereitete; und von jeder wissenschaftlichen Entdeckung zieht die Zeit den baaren Gewinn ab und bewahrt das ewige Gedächtnifs des Erfinders, während die Schlacken des Irrthums, die er zugleich mit zu Tage gefördert hatte, bei Seite geworfen und vergessen werden. Aber auf dem Gebiete der Kunst ist solche Mischung eine bedenklichere, sowohl für den Ruhm des Künstlers, als für den Umfang und die Gediegenheit der Wirkungen, die von seinem Werke erwartet werden. Hier liegt das edle und köstliche Erz, ewig unausgeschieden von den Schlacken, der Anschauung vor, und es bedarf für jeden Einzelnen, der dasselbe sich aneignen und seiner sich erfreuen will, eines stets neu wiederholten Amalgamationsprocesses. Von der Kunst sind alle ächten Jünger derselben gewohnt, vor allem anderen *Reinheit* ihrer Werke zu fordern: denn sie hat ja eben die Bestimmung, das im Leben Getrübte und Verworrene zur reinen Harmonie der Idee wiederherzustellen, und durch Beseitigung alles dessen, was in der gemeinen Wirklichkeit diesen Einklang stört, ein Himmelreich wenigstens des objectiven Scheines zu erbauen. Wie kann, — diese Frage läfst sich nicht umgehen, — Der auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen, der eben jene trübe Mischung, welcher zu entgehen wir aus dem Leben in die Kunst flüchten, in die Kunst mit hinübernimmt; der sein Werk wie ein Buch voll reiner und unreiner Thiere vor dem Beschauer ausbreitet?

Es wird den Verehrern J. P. Richters hart erscheinen, wenn wir den gefeierten Dichter unbedingt und ohne Einschränkung unter die hier bezeichnete Gattung von Künstlern, deren Charakter als Künstler solchergestalt problematisch wird, zu subsumiren wagen. Und doch sind wir uns bewufst, diesen Ausspruch eben so sehr in der Absicht zu thun, um dadurch seinen Gegnern einen Wink zu geben, wie derselbe ungeachtet seiner Fehler dennoch ein grofser Mann sein und bleiben kann, wie allerdings auch in der Absicht, vor einer blinden Bewunderung desselben und Hingebung an ihn zu warnen. Wir selbst sind die Schule einer fast unbedingten Verehrung Jean Pauls durchgangen; wir haben die Kraft seines mächtigen Genius, Seelen an sich heranzuziehen und von der Fülle der Anschauungen, die er verschwenderisch zu spenden weifs, trunken zu machen, durch und durch in uns selbst erfahren — und von dieser Erfahrung ist das Bewufstsein jener Götterkraft, welche diesen Geist ein für allemal in eine Reihe mit allen wahrhaften Genien stellt, unauslöschlich in uns zurückgeblieben. Aber die Klarheit dieses Bewufstseins selbst verträgt sich auf die Länge nicht mit einem ruhigen Gelten- und Gutseinlassen, oder gar mit einer verblendeten Liebe jener Auswüchse, die mit der Natur des ächten Genius, obgleich sie aus dessen üppig treibender Lebenswärme aufgewachsen sind, doch in ewigem Widerspruche stehen. Wer es versäumt, sich über das eigentliche Wesen dieser Auswüchse, über ihre keineswegs nur indifferente oder gleichgültige, sondern positiv verkehrte, und also, — in

Vortrag einer Festrede erheischen mochte. Weniger kann er es billigen, dafs auch im Materiellen der Geschichte, namentlich in der Schilderung des Zustandes, Geistes und Charakters der Griechischen Staaten vor und in der Zeit des Peloponnesischen Krieges, die Färbung zu grell und finster gehalten ist, obwohl sie sich überall treu an den Ton der Thucydideischen Darstellung anschliefst. Allein nicht nur die Alten, wie Dionysius von Halikarnafs u. A., deuten mifsbilligend auf die Bitterkeit und Schärfe der Thucydideischen Urtheils- und Ansichtsweise hin (ἡ δὲ Θουκυδίδου διάθεσις αὐθάδικος καὶ πικρά); sondern wenn man auch diese Meinung eines späteren, schwächlichen und gesunkenen Zeitalters, welches das Grofse und Starke nicht mehr verstehen und ertragen konnte, verwerfen will, so sprechen es doch die Zeugnisse wie die Geschichtserzählung älterer, fast gleichzeitiger Schriftsteller (Platos, Xenophons u. A.) deutlich aus, dafs Thucydides, vom edlen Eifer für die Sittlichkeit und Mäfsigung des alt-hellenischen Sinnes erhitzt, und darüber der schönen Pflicht des Geschichtschreibers, jener milden Ruhe und jenes erhabenen, über der Zeit und ihren Interessen stehenden Gleichmuths der Anschauung vergessend, in der That zu hart und streng sein Zeitalter gerichtet habe, jenes Zeitalter, das freilich der Wendepunkt, zugleich jedoch auch der Gipfelpunkt Hellenischer Gröfse war. Jene erhabene Ruhe der Anschauung mag aber der Geschichtschreiber einer Zeit, in welcher eine mächtige, Alles durchdringende Bewegung der Völker nicht nur alle Leidenschaften und Begierden, und damit Laster und Verbrechen aller Art, sondern auch alle höheren Geisteskräfte und damit alle Irrthümer und Trugbilder des menschlichen Verstandes in den lebendigsten Umlauf setzt, nur durch den festen Blick auf den *ganzen* Kreis der Menschengeschichte und seinen göttlichen Mittelpunkt sich erhalten und bewahren. Thucydides, wie die Alten überhaupt, umfafste in seinem Gesichtskreise nur die ihn umgebende Welt seines Vaterlandes, der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit. Was er hier sah, galt ihm für allgemein-menschlich. Daher setzte er die menschliche Natur so tief herab, dafs er meint, die grofsen und schweren Uebel des Peloponnesischen Krieges würden sich fortwährend wiederholen, so lange das menschliche Wesen sich selbst getreu bleiben werde, dafs er letzteres schlechthin prahlsüchtig und eitel nennt, und die menschliche Willensfreiheit nicht nur für beschränkt hält durch die Einflüsse der Naturgewalten und die Veränderungen der grofsen, universellen Verhältnisse, sondern sie geradezu für unfähig erklärt, sich über Leidenschaften und Begierden zu erheben (III, 82. V, 68. III, 84. vergl. IV, 108. II, 8. VII, 68. VIII, 89 u. a.). Eben daher kann man aber auch, obwohl Thucydides selbst sich nirgend darüber ausspricht, dennoch mit grofser Sicherheit annehmen, dafs sein Blick für die Offenbarung des Göttlichen in der Geschichte getrübt war, dafs die höhere Leitung menschlicher Dinge ihm in düstrer Ferne verschwand, und sein Glaube daran nicht zur historischen Klarheit und Sicherheit sich erhoben hatte (was Ref. schon an einem andern Orte gegen die Ansicht des Hrn. Verfs. ausgesprochen hat). Denn es ist ein merkwürdiges, aber sehr erklärliches und natürliches Ergebnifs der Geschichte, d tiefer eine Religionslehre, eine Philosophie oder die Vel nung einer Zeit, je tiefer die Weltanschauung eines Ein die *menschliche* Natur, den Geist und das Wesen des *Me* herabsetzt, desto tiefer in derselben Religionslehre, Vol nung und Weltanschauung auch die Natur des Göttlich setzt, desto schwankender und unsicherer der Glaube a göttliche Fügung menschlicher Dinge erscheint, und desto meiner und verderblicher Unglaube und Atheismus um sic fen. Achtung vor dem *allgemein Menschlichen*, welcher d muth des *Einzelnen* immer zur Seite steht, ist die nothw Bedingung der Achtung des *Göttlichen*.

Kann Ref. mit der Ansicht des Hrn. Verfs. über die nschauung und religiöse Denkungsart des Thucydides ganz übereinstimmen, so ist er andrer Seits mit der Du rung des eigentlichen Themas dieser Schrift, Thucydide lung zu den Parteien Griechenlands betreffend, völlig einv den. In der That tritt in Thucydides Charakter, wie i Werk deutlich ausspricht, eine innige, lebendige Verschm des tiefen, ernsten *Gemüths* des Dorers, und des hellen, sichtigen *Geistes* des Athener Ionen hervor. In der That er nur durch diese besonders glückliche Bildung seines sten Wesens seinen schwierigen Standpunkt als Zeuge der heit in dem ihn umgebenden Gewirre Parteisüchtiger B Meinungen und Ansichten mit solcher Sicherheit, Festigk Unbestechlichkeit behaupten. In der That erklären si dieser besondern Mischung seiner Natur auch manche, sei charakterisirende Eigenheiten, deren der Hr. Verf. m dacht hat; so sein voller körniger Styl, der in Lakonisch den reichhaltigen, vielseitigen Geist des Atheners zusam drängen sucht; das eigenthümliche Helldunkel seiner halb schen, halb-rhetorischen Darstellung, die den Schwun scher Lyrik mit der Schärfe und Bestimmtheit Attischer samkeit vereinigt; endlich auch jene ernste, nur zu finst harte Weltanschauung und Lebensansicht, in welcher d sinnige Gemüth des Dorers von der klaren Attischen E nifs des gegenwärtigen Verderbens wie des zukünftigen, meidlichen Verfalls Hellenischer Dinge gewaltsam erse sich abspiegelt.

Wenn der Hr. Verf. schliefslich die Parallele, die z den politischen Bewegungen und Ideen des Thucydid Zeitalters und unsers Jahrhunderts sich darbietet, nur a und das daraus zu ziehende Resultat ganz verschweigt, s Ref. darin nur die ächthistorische Bescheidenheit ehren, die Sachen und Thaten lieber selbst sprechen lassen, al wohlgesetzte Betrachtungen und Redensarten die weit gere und ergreifendere Sprache Jener in ein mattes, subj Räsonnement verflüchtigen will; er kann nur wünsche gerade darum die kleine Schrift des Verfs. von denen, etwa berufen sind, in die Zeit und Ihr Getriebe thätig greifen, um so mehr gelesen und beherzigt werden mög

Hermann Ulri

№ 108.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

rheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heft-
e.

(Fortsetzung.)

elänge dieser Versuch, wie wir nicht zweifeln,
r gelingen würde, wenn nur der Kritiker die dazu
erlichen Eigenschaften mitbrächte, so hätten wir
ein unverwerfliches Zeugnifs, dafs in des Dich-
eiste das Positive einer reinen und ächt lebendi-
unstschöpfung vorhanden war, und dafs, was den
s dieser Schöpfung verkümmert, nicht sowohl ein
el an genialer Begabung, als vielmehr ein entge-
hendes Positive ist. Freilich würde hiebei auch
vorausgesetzt, dafs man zu dieser Untersuchung
etwa mit Forderungen hinzukäme, die schlechter-
unerfüllbar sind, und die auch in den anerkannt
en und reichsten Dichtern nur eine verblendete
nderung derselben erfüllt finden kann. Man hat
an Paul der Einförmigkeit und Wiederholung in
childerung der Charaktere von Helden und Hel-
n seiner Romane bezüchtigt, und nicht bedacht,
ine gleiche Einförmigkeit, und überdiefs noch Un-
mtheit oder Charakterlosigkeit, in Bezug auf die
eisten hervortretenden männlichen Charaktere, zwar
mit Recht, aber doch mit einigem Scheine von
, auch Goethen vorgeworfen worden ist, so wie,
elbst der Meister, dessen Unerschöpflichkeit in dem
rhauchen der buntfarbigsten Individualitäten unter
am höchsten gefeiert wird, der gewaltige Shakes-
, seine weiblichen Heldinnen vor einer sehr auf-
den Familienähnlichkeit nicht hat bewahren kön-
Dafs ein Dichter, insbesondere ein Romandichter,
halben in den Vorgrund Charaktere, seinem eige-
erwandte, zu stellen liebt, und diese mit der gröfs-
usführlichkeit schildert, ist an sich noch kein Ta-
lafern er nur in der Art und Weise der Darstel-
dieser Charaktere die objective und universelle
Weltanschauung bethätigt, welche den Charakter in wahrhaft organischem Sinne zum Gliede eines gröfsern Ganzen macht. Es giebt Dichter, deren Genius, ohne darum niedriger zu stehen, als andere Genien, es sogar wesentlich zu fordern scheint, dafs sie alles, was sie auf ächt lebendige und schöpferische Weise darstellen sollen, zuvor an sich selbst erleben müssen; und ihre Darstellung wird dadurch nur eine um so innigere und plastisch gediegnere. Gelingt es solchen Dichtern, den übrigen unendlichen Weltinhalt gleichsam auf der Spiegelfläche jener Individualitäten, die ihr eigenes objectivirtes Selbst darstellen, schwimmend, in theilweise, aber durchaus naturgemäfs, gebrochener Gestaltung zu zeigen, so erreichen sie durch diese indirecte Schilderung dasselbe, was andere durch ihre mehr unmittelbare. Wegen dieser Subjectivität also dürfte unsers Erachtens Jean Paul nicht zu schelten sein; denn so sehr man in allen seinen Romanen (einige kleinere aus seiner spätern Lebenszeit, z. B. Katzenberger, der Komet u. a. vielleicht ausgenommen) ihn selber findet, so hat er für diese Schilderung seiner selbst doch durchaus einen höheren Maafsstab und eine tiefere Quelle, als nur wiederum sein Selbst, und er bietet in den oft mit aufserordentlicher Meisterschaft gezeichneten Gruppen der Nebencharaktere einen wahrhaften Weltinhalt. Was aber allerdings an ihm zu schelten ist, ist das Gepräge von krankhafter Ueberspannung, die nicht selten in Fratzenhaftigkeit ausartet, welches er den meisten seiner Charaktere und gerade denjenigen am auffallendsten und abstofsendsten aufdrückt, die er mit der gröfsten subjectiven Vorliebe schildert. Eben von diesem Gepräge aber wagen wir zu behaupten, dafs es weniger in der Conception, als in der Ausführung jener Gestalten liegt, die dadurch nicht selten (man denke unter andern an den Albano im Titan) ihrer ursprünglichen Anlage handgreiflich untreu werden; dafs dem Dichter selbst, — weniger freilich im Einzel-

nen und Concreten (denn dann würde er sich von diesem Fehler haben befreien können), als im Abstracten und Allgemeinen, — ein Bewufstsein darüber nicht abgeht; und dafs folglich in der Würdigung von Jean Pauls Gabe der dichterischen Menschenschöpfung davon abgesehen werden kann, wenn es auch für die allgemeine ästhetische Werthschätzung seiner Romane als Kunstwerke stets ein Flecken, und zwar ein häfslich verunstaltender, bleiben wird. Am leichtesten dürfte es sein, das der ächt schöpferischen Grundidee eines Charakters Angehörende von dem der fehlerhaften Ausführung Angehörenden zu unterscheiden, bei solchen Charakteren, in denen das Element jener dem Dichter leider anklebenden Unnatur für ihn selbst objectiv geworden, und auf eine Spitze hinaufgetrieben ist, wo er es als ein bösartiges erkennt und in diesem Sinne schildert; und dann bei solchen, an deren rein objectiven Darstellung die Leidenschaft des Dichters keinen Antheil hat. Als Beispiel für die erstere Art von Charakteren nennen wir den Roquairol im Titan, in welchem wir das Element jener phantastischen, bis an die äufsersten Gipfel der Verruchtheit heranführenden Zerrissenheit, der in unserm Zeitalter so viele hochbegabte Geister verfallen sind, mit noch nie erreichter Wahrheit und Tiefe geschildert finden; als Beispiel für die letztere die Lenette im Siebenkäs, über deren unübertrefflich gelungene Darstellung wohl unter Allen, die dem Dichter sich nicht ganz entfremdet haben, nur Eine Stimme ist.

Was die Composition im engern Sinne der Richter'schen Werke, die Fabel seiner Romane betrifft, so pflegte der Dichter selbst sich darüber zu beklagen, dafs man die grofse Kunst, die er auf dieselbe gewandt, so wenig erkennen wollte, dafs man sie meist für eine zufällig zusammengeworfene, den reichen und herrlichen Einzelheiten nur als Rahmen dienende, zu nehmen beliebte. Wir unserseits verkennen nicht, dafs diese Composition allenthalben, namentlich in den gröfsern Werken, mit ausdrücklichem Hinblick auf das Ganze des Weltzusammenhangs, und mit der Tendenz, ein Bild dieses Weltzusammenhangs im Kleinen zu geben, wie es allein des Genius würdig erscheinen kann, entworfen, und mit überaus kunstreicher, eben so tiefsinniger als besonnener Absichtlichkeit durchgeführt ist. Käme es blofs auf die Intensität des künstlerischen Bewufstseins und auf die Ideenfülle an, die in der Fabel eines Romans auf entsprechende Weise, wie in der eines Drama, niedergelegt sein kann: so wären einige der Jean Paul'schen Compositionen nicht weniger, als es nur immer die tiefsinnigsten und gedankenreichsten Compositionen Shakespeares sein mögen, würdig, von philosophischen Denkern studirt und ergründet, und als Musterbilder für die Begriffe von Weltzuständen und Weltgesetzen benutzt zu werden. Aber hier nicht weniger, wie bei der Charakterzeichnung, wird der Mangel an Reinheit der dichterischen Productionskraft zu einem Mangel an Wahrheit in der Auffassung und Durchführung der Weltverhältnisse. Die Fabeln Jean Pauls, während sie nicht selten durch die Grofsheit der Blicke in die Tiefe des Weltwesens und durch die Weite und Freiheit der Ueberschauung seiner Breite überraschen, beleidigen zugleich durch die allenthalben beigemischte Willkür und Sonderbarkeit, welche, in dem überreizten Streben, die Wirklichkeit zur Idee zu erheben, die Wirklichkeit vielmehr zur Carricatur verzerrt. Jean Paul ist viel mehr Philosoph, als es der Dichter zu sein braucht, insofern die Philosophie in der Ausdrücklichkeit des Selbstbewufstseins und in der überall sich eindrängenden Reflexion besteht; aber dieses Zuviel schlägt unmittelbar in ein Zuwenig um: er ist weniger Philosoph, als der seiner selbst unbewufste, reine Künstler es ist, insofern nämlich die wahrhafte Philosophie des Künstlers in der bewufstlosen, allein durch den Instinct des Genius herbeigeführten Harmonie seiner Gebilde mit dem selbstbewufsten Weltbegriffe des speculativen Denkers besteht. Jean Paul hat sich auch ausdrücklich viel mit wissenschaftlich philosophischen Studien beschäftigt; mehrere seiner früheren Werke enthalten höchst grofsartige Anticipationen der tieferen Natur- und Geistesansicht der Philosophie unserer Zeit, eben so, wie später seine Vorschule der Aesthetik, seine Levana und andere seiner gröfseren und kleineren Schriften wichtige Beiträge zur Ausbildung und Erweiterung dieser Ansicht; keine litterarische Erscheinung auf dem Gebiete der Philosophie liefs ihn unberührt; er suchte sich ihrer aller zu bemächtigen, und drang in ihren Sinn bis zu einem gewissen Grade nicht erfolglos ein. Dennoch gelangte er nie zur philosophischen Befriedigung; er brach an irgend einer willkürlich beliebten Stelle den wissenschaftlichen Faden eigenmächtig ab, und füllte die leeren Räume durch die sentimental-phantastische Maschinerie eines höchst

hlichen Dualismus und eines fast roh zu nen-
geistigen Materialismus aus. Auf ganz entspre-
Weise sehen wir ihn in seinen romantischen
itionen fast allenthalben die Idee, welche die
der Fabel bedingt, durch die Hitze seiner trun-
eidenschaft bis zu einem solchen Grade der
annung auftreiben, bis der Faden des künstle-
Gewebes auseinanderreifst, und dies durch ir-
ien tollen Einfall, dessen Inhalt ein fratzenhaf-
merlich noch mit den Fetzen der Idee über-
Mechanismus zu sein pflegt, zusammengeflickt
mufs.

n hat den schriftstellerischen Grundcharakter
als *humoristischen* bezeichnet; und es lohnt
e, sich über die Grenzen, innerhalb deren diese
ung ihre Richtigkeit hat, mit einigen Worten
ändigen. Der dichterische Humor, diesen Be-
eng philosophisch aufgefafst, ist das Element
ativität in der Poesie, ihr feindliches Gekehrtsein
ie Gestalten der gemeinen Wirklichkeit, ihre
eichsam des Zerfressens und Zerbeissens dieser
n.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLIV.

*ch der Hydrostatik, Aerostatik und Hy-
lik, von Johann Paul Brewer, Prof. der
ematik und Physik zu Düsseldorf. Düs-
rf bei Schaub* 1832.

rfolgreiches Studium der Mechanik setzt nicht allein
dliche Kenntnifs der Mathematik, sondern auch einen
chen Umfang physikalischen Wissens voraus. Dieses
die in der Natur vorhandenen Kräfte kennen; es lie-
Stoff, durch dessen Gebrauch die Anwendung der all-
Gesetze des Gleichgewichtes und der Bewegung auf
de der Erfahrung bedingt wird. — Betrachtet man die
hkeit, mit welcher in dem vorliegenden dritten Theile
uches der Mechanik von Hrn. Prof. Brewer die phy-
n Lehren behandelt werden, welche für die Hydrosta-
Richtigkeit sind, so scheint es, dafs der eben ange-
esichtspunct hauptsächlich in dem Plane des Hrn. Vfs.
at. Indem das Werk auf diese Weise weiter in das
er Physik eingeht, und sich nicht begnügt, nur das
igste aus derselben für den Gebrauch der Mechanik
nen, unterscheidet es sich von den gewöhnlichen Lehr-
iber diese Wissenschaft, und gewinnt nach einer Seite
ihm zur Empfehlung gereichende Vollständigkeit. Frei-
dagegen die mathematische Ausführung der mechani-
schen Lehren zurück, und um so mehr, da der Hr. Verf. sich den Gebrauch der Differential- und Integralrechnung gänzlich untersagt und dieselbe in den Fällen, wo es nöthig war, durch andere algebraische Methoden ersetzt hat. Ref. glaubt nicht, dafs diejenigen Stellen des Buches, welche in diesem Falle sind, durch die Einführung der Grenzmethoden an Leichtigkeit gewonnen haben; vielmehr scheint es ihm, dafs der Hr. Verf. Recht gehabt haben würde, bei denjenigen Lesern, welche nicht die Mühe scheuen, sich durch mehr oder minder weitläufige Summationen hindurchzuarbeiten, wie solche zum Ersatze der Integralrechnung eintreten müssen, eine elementare Kenntnifs dieser Rechnung vorauszusetzen, welche gegenwärtig so leicht zugänglich ist und durch die mit ihrer Einführung verbundene Kürze und Einfachheit sich so sehr empfiehlt. Mit etwas gröfseren mathematischen Mitteln hätten sich viele Lehren allgemeiner und dabei nicht minder klar durchführen lassen. —

Wenn indefs der Hr. Vf., in Folge dieser in den Plan des Werkes gelegten Beschränkung, auf die Darstellung der, gröfsere mathematische Mittel fordernden, Theile der Wissenschaft verzichtet hat, so zeigt sich in dem, was er giebt, ein selbstständiges Urtheil und ein Streben nach gründlicher Einsicht, sehr geeignet, zu weiterem Nachdenken anzuregen. — Um den Lesern Kenntnifs von diesem Werke zu verschaffen, und das ausgesprochene Urtheil zu begründen, will Ref. eine Anzeige des Inhaltes mittheilen, und bei einigen Puncten desselben etwas verweilen, obgleich es ihm nicht möglich ist, auf alle die verschiedenen Gegenstände mit der nöthigen Ausführlichkeit einzugehen, auf welche der Hr. Vf. in der Vorrede besonders aufmerksam macht. —

Der Hr. Vf. geht, wie die meisten Schriftsteller über Hydrostatik, von der Eigenschaft der in Gefäfse eingeschlossenen Flüssigkeiten aus, welche in der gleichmäfsigen Fortpflanzung eines einseitigen Druckes nach allen Richtungen besteht. Diese Eigenschaft wird von ihm Elasticität genannt, und als der wesentliche Charakter der Flüssigkeit angesehen. Allein die einfachste Eigenschaft der Flüssigkeiten ist ohne Zweifel der Mangel an Cohäsion und die freie Beweglichkeit ihrer Theile, welche daher aus der gleichmäfsigen Fortpflanzung des Druckes, als eine nothwendige Folge, müfste abgeleitet werden. Ref. findet nicht, dafs der Hr. Verf. dies in seinem Werke gethan habe, und glaubt, dafs vielmehr umgekehrt die gleichmäfsige Fortpflanzung des Druckes als eine Folge der freien Beweglichkeit der Theile betrachtet werden müsse. Lagrange leitet die Fortpflanzung des Druckes und die damit zusammenhängenden hydrostatischen Gesetze ab, indem er die Flüssigkeiten lediglich als Anhäufungen loser, beweglicher Theilchen ansieht (*comme des amas de molécules très-délices, indépendantes les unes des autres, et parfaitement mobiles en tout sens.* Anal. Mech. S. 181 der zweiten Ausgabe). Da die gleichmäfsige Fortpflanzung des Druckes, eine allen Flüssigkeiten zukommende Eigenschaft, von dem Hrn. Vf. Elasticität genannt wird, — worüber nähere Erklärung zu wünschen gewesen wäre — so mufste die gewöhnliche Eintheilung der Flüssigkeiten, insofern sie von dem Dasein oder Mangel dieser Eigenschaft hergenommen wird, natürlich

wegfallen. Die Sache wird aber dadurch nicht verändert, indem die Flüssigkeiten in zusammendrückbare und nicht zusammendrückbare unterschieden werden, Ausdrücke, welche man, neben den hier verworfenen Namen elastische und tropfbare Flüssigkeit, auch sonst häufig braucht. Den Namen tropfbare Flüssigkeit weist der Hr. Vf. deshalb zurück, weil Tropfbarkeit keine einer Flüssigkeit allein zukommende, sondern nur durch das Zusammentreten von Flüssigkeiten verschiedener Art bedingte Eigenschaft sei. Nämlich das Wasser bildet Tropfen in der Luft, aber auch die Luft im Wasser (Luftblasen); also sind beide in gewissem Sinne tropfbar. Der Hr. Verf. verweist bei dieser Gelegenheit auf seine Schrift über die Natur der festen und flüssigen Körper, in welcher er diese Ansichten entwickelt hat. Ohne diese Schrift zu kennen, glaubt Ref. doch darauf hinweisen zu müssen, dafs die Bildung des Wassertropfens und die der Luftblase auf ganz verschiedenen Ursachen beruhen. Die Luftblase wird durch den Druck der sie umgebenden Flüssigkeit zusammengehalten; der Wassertropfen dagegen entsteht durch die Anziehung der Theilchen gegen einander. Der Name tropfbare Flüssigkeit dürfte daher doch mehr Grund haben, als der Hr. Vf. bei der Verwerfung desselben voraussetzt.

Nachdem der Hr. Vf. die Flüssigkeiten in der angegebenen Weise unterschieden, behandelt er die Lehre von dem Drucke, den das Wasser auf die Wände des einschliefsenden Gefäfses, vermöge seiner Schwere, ausübt, und entwickelt die bekannten hierher gehörigen Gesetze. Nach einer sehr kurzen Andeutung über die Wirkungen der Capillarattraction folgt die Statik der luftförmigen Körper, in welcher zu den allgemeinen hydrostatischen Gesetzen das Mariottische Gesetz hinzutritt. Den mechanischen Wirkungen der Wärme ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, worin namentlich die Theorie des Thermometers ausführlich behandelt wird. Es folgt hierauf die Lehre von den Dämpfen und von der Mischung derselben mit Luft; und obgleich die Beschreibung von Maschinen im Allgemeinen aus dem Plane dieses Werkes ausgeschlossen ist, so ist doch eine Ausnahme zu Gunsten der Dampfmaschinen eingetreten, von welchen eine nähere, und wofern Ref. sich über diesen Gegenstand ein Urtheil zutrauen darf, sehr wohlgeordnete und verständliche Beschreibung gegeben wird. Ueberhaupt werden diese physikalischen Lehren gründlich und nicht ohne manche dem Hrn. Vf eigenthümliche Bemerkungen vorgetragen. Der fünfte Abschnitt enthält die Theorie der schwimmenden Körper und des specifischen Gewichtes, worauf im sechsten Abschnitte die Lehre von den barometrischen Höhenmessungen folgt. Nach einer Bemerkung in der Vorrede scheint der Hr. Verf. einiges Gewicht darauf zu legen, dafs er sich nicht begnügt hat, bei Ableitung der barometrischen Formel die Temperatur der Luft dem arithmetischen Mittel aus den Temperaturen an beiden Enden gleichzusetzen, sondern eine arithmetische Abnahme derselben anzunehmen. Dieses Verfahren ist theils nicht neu, theils hat es den Hrn. Vf. zur Aufstellung einer Formel geführt, welcher die Physiker, in Beziehung auf den Wärmecoefficienten, wahrscheinlich nicht beitreten werden. Bezeichnet man nämlich mit t und T die unten und oben Statt findende Temperatur der Luft, und mit f die Ausdehnung derselben für einen Wärmegrad, so ist bekanntlich der Wärmecoefficient in der barometrischen Höhenformel: $1+f\frac{(t+T)}{2}$. Statt dessen giebt der Hr. Vf. seiner Formel den Coefficienten $\frac{1}{M}$, worin

$$M=\frac{1}{1+ft}\left\{1+\tfrac{1}{2}\frac{f(t-T)}{1+ft}+\tfrac{1}{3}\frac{f^2(t-T)^2}{(1+ft)^2}+\ldots\right\}.$$

Diese Formel weicht von der gewöhnlichen auffallend ab; bei näherer Untersuchung aber zeigt sich, dafs die Abweichung nur von der unvollendet gebliebenen Entwickelung herrührt; denn entwickelt man $\frac{1}{M}$ nach Potenzen des kleinen Bruches f, so erhält man, mit Vernachlässigung der zweiten und höheren Potenzen von f, die gewöhnliche Formel. Ueberhaupt ist zu bemerken, dafs die gewöhnliche Formel sich nicht blofs bei der Annahme einer arithmetischen, sondern auch einer geometrischen und jeder der Sache angemessenen Wärmeprogression wiederfindet, indem die verschiedenen Hypothesen erst auf die Glieder der zweiten und höheren Potenzen Einfluss ausüben. Diese Glieder sind daher eben so unsicher als jene Hypothesen. Sollte man indessen auch die Glieder der zweiten Potenz von f berücksichtigen wollen, so kann man dies auf eine für die Rechnung bequemere Weise thuen, als in dem vorliegenden Lehrbuche angegeben ist. —

In der zweiten Abtheilung des Werkes, welche von der Bewegung der Flüssigkeiten handelt, konnte von der Theorie, welche bekanntlich auch bei Anwendung aller mathematischen Mittel zu den schwierigsten gehört, nur wenig mitgetheilt werden. Desto sorgfältiger dagegen ist der Hr. Vf. in der Darstellung der Versuche über den Ausfluss und den Stofs des Wassers gewesen, welche von Bossut, Venturi, Eytelwein u. Anderen angestellt worden sind; so dafs diese Abtheilung als eine lehrreiche Zusammenstellung der genannten Versuche empfehlenswerth ist.

Am Schlusse der Vorrede bemerkt der Hr. Vf., dafs er gern noch einen Abschnitt über die sphäroidische Gestalt der Erde beigefügt haben würde. Dies wäre allerdings zu wünschen gewesen; Ref. glaubt aber noch einen hierher gehörigen Gegenstand nennen zu müssen, welcher in den Lehrbüchern wenig berücksichtigt zu werden pflegt, und doch, bei dem gegenwärtigen Stande der Physik, zu den wichtigsten gehört, die Theorie der Wellen. Es wäre verdienstlich und nützlich, wenn der Hr. Vf., vielleicht in einer späteren Ausgabe, seinem schätzbaren Lehrbuche eine elementare Theorie der Wellenbewegung flüssiger Körper beifügen wollte, welche nach den vorhandenen Hülfsmitteln gegenwärtig nicht mehr unausführbar ist, wenn man die Erfahrung zu Hülfe nimmt. —

Dr. Ferd. Minding.

№ 109.

Jahrbücher
für
ssenschaftliche Kritik.

December 1833.

heit aus Jean Pauls Leben. Acht Heft-

(Fortsetzung.)

ist insofern unmittelbar Eins mit dem Talente tzigen und komischen, der satyrischen und ironi- Darstellung, und kann von diesen Talenten nur n unterschieden werden, als man von dem ei- hen Humoristen fordert, dafs das Talent in ihm lofs Talent, sondern zugleich Gesinnung sei, dafs ler, nicht sowohl gegen einzelne Gestalten der ichkeit, als gegen das ganze sinnliche Universum ten und durch diese ihre Universalität und die hres Weltüberblicks selbst in positive Gestaltung agenden, Negativität unmittelbar und ohne fremd- Zuthat die Idee finde. So der Meister aller rein istischen Poesie, der unsterbliche Cervantes, des- herz allenthalben der tiefste Ernst ist, und dessen es müfste ihm denn ein Zusammenhang vorlie- n welchem der Humor ausdrücklich keine Statt nie anders als unter der Maske des Scherzes . Diesen wahrhaften Begriff des Humors hat Paul auch vollkommen verstanden und so zu sa- sich erlebt; er giebt eine scharfsinnige theoreti- Auseinandersetzung desselben in seiner Vorschule sthetik, und zwei seiner gelungensten Charaktere, ber oder Schoppe im Siebenkäs und im Titan ult in den Flegeljahren, sind ächt lebendige, mit Meisterschaft der Conception und grofsentheils der Ausführung dargestellte Humoristen. Aber lbst Humorist zu sein, oder irgendwo in seiner llung das humoristische Element nicht als den stand, sondern als den subjectiven Geist dieser llung, rein hervortreten zu lassen, ist Jean Paul sehr jener Wirklichkeit befreundet, die er, wollte sen Charakter behaupten, unaufhörlich scherzend hten müfste. Es ist wahr, er läfst die reiche Ader komischen Talentes unablässig gegen allerhand ihm vorkommende Gestalten der Wirklichkeit spielen, er verlacht und verspottet diese Gestalten mit nimmer sich erschöpfendem Witze. Aber es ist eben so wahr, dafs er diese Gestalten nicht darum mit dieser Waffe verfolgt, weil sie überhaupt da sind in dieser irdischen Wirklichkeit, sondern weil sie nicht so sind, wie er sie will, weil sie nicht dem Bilde entsprechen, welches er sich, zum Theil eigensinnig und willkürlich genug, von dem, was sie sein sollten, entworfen hat. Nichts kann mit dem Geiste des Humors in schrofferem Widerspruche stehen, als Jean Pauls gehässige und carikirte Zeichnungen von Gestalten aus der s. g. grofsen Welt, insbesondere aus der Umgebung der Höfe, obgleich ihnen komische Kraft und, die Uebertreibung abgerechnet, Wahrheit des Colorits gar nicht abzusprechen ist. Dem wahren Humor ist die Leidenschaft des Hasses eben so fremd, wie die Leidenschaft der Liebe, nämlich jener Liebe, die, wie die Liebe, die Jean Pauls sentimentale Kleinbilder oder Idyllenscenen, oder die seine glänzenden Schilderungen von der sinnlichen Herrlichkeit des Naturlebens eingegeben hat, statt des Allgemeinen oder der Idee bestimmte Gestalten und Situationen der äufseren Wirklichkeit liebt. — Man sieht wohl, dafs wir weit davon entfernt sind, unserm Dichter das alles, was es bei ihm nicht zum reinen Humor kommen läfst, schlechthin als Tadel anrechnen zu wollen. Vielmehr erkennen wir in ihm ein generisch von dem humoristischen verschiedenes, positiveres Talent der dichterischen Darstellung, dessen sich zu entäufsern ganz und gar nicht von ihm gefordert werden konnte. Aber dafs, was in ihm als Humor erscheint, zum Theil, statt ächter, gesunder Humor zu sein, vielmehr eine Wirkung jener krankhaften Anlage ist, welche bald die Gestalten, die in harmonischer Integrität vom Dichter erzeugt werden sollten, durch leidenschaftlich ungestümes Herauswerfen aus der schöpferischen Tiefe an der ehernen Spiegelfläche der objectiven künstlerischen Darstellung zerschellen macht,

bald das ihr Widerstrebende, statt dasselbe sanft und allmählig umbildend in den Aether der Poesie heraberzuziehen, mit giftiger Wuth anfällt und gewaltsam zertrümmert, können wir uns keineswegs verhehlen. Nimmt man solchergestalt nicht Richters Humor zum Maafsstabe für das antihumoristische Element in ihm, sondern betrachtet man, was in ihm für Humor gilt, nur als eines der verschiedenen Phänomene seiner tiefer liegenden Naturbegabung, so wird es leichter, gegen ihn gerecht zu sein, als wenn man, in dem Wahne, dafs er nichts als nur Humoristisches zu geben vermöge, auch nur den reinen Humor von ihm fordert. Keineswegs können wir daher in jene Ansicht über unsern Dichter einstimmen, welche diejenigen seiner Werke, in denen jener vermeintliche Humor vorherrscht, unter andern und zwar von allen am meisten den Siebenkäs, zuoberst stellt, und dagegen die heroischen Romane, z. B. selbst den Titan, einseitig verwirft. Annehmlicher, aber unsers Wissens noch von Keinem gemacht, wäre uns die Bemerkung, dafs Richter in der zweiten Hälfte seiner schriftstellerischen Laufbahn dem reinen Begriffe des Humors sichtlich näher tritt, als in der ersten. So finden wir schon in den Flegeljahren einen harmloseren, heiterern und beruhigtern Humor, als in dem Siebenkäs, einen Humor, der sich hier, was in allen ältern Romanen nicht der Fall ist, sogar über die, leise an das Komische heranstreifende, Schilderung der sentimentalen Hauptfigur erstreckt; der Katzenberger und der Schmelzle stehen an unbefangener Komik weit über dem Fixlein, dem Jubelsenior und andern Kleinbildern der früheren Periode; das letzte Werk der Jean Paul'schen Laune aber, der Komet, scheint uns zugleich dasjenige, welches unter allen am meisten den Namen eines humoristischen verdient. — Wäre diese unsere Bemerkung gegründet, so würde sich in ihr eine Art von Reinigungsprocefs angedeutet finden lassen, dem Jean Pauls Poesie in dem allmähligen Uebergange zu der Negativität und Resignation des wirklichen Humors sich unterzog; und es wäre dem edlen und sittlich kräftigen Willen des Dichters — wenn nicht seiner unmittelbaren und bewufsten, doch seiner mittelbaren und unbewufsten Thätigkeit, — die Ehre dieses Sieges über sich selbst zuzuschreiben.

Nach allen diesem können wir nun freilich nicht umhin, den Ausspruch zu thun, dafs die Rechtfertigung für das Willkürliche und Sonderbare in Richters Styl, für das Gesuchte, Weithergeholte, Aeufserliche, oft nur auf trockenen Verstandesanalogien Beruhende seiner Bilder und Gleichnisse, dem unaufhörlichen fieberhaften Wechsel von überfliefsender Wärme und schneidender Kälte, von glühender Begeisterung und mechanischer Berechnung, keineswegs, wie seine Verehrer oft zu thun pflegen, von dem Begriffe des Humors hergenommen werden darf. Auch der ächte Humor zwar giebt der Willkür des Dichters einen weitern Spielraum, als andere, mehr auf das Positive gerichtete Arten dichterischer Darstellung; auch durch ihn werden keckere Sprünge, gewagtere Wendungen, und die häufigere Herbeiziehung mancher wenigstens für den ersten Anblick prosaisch und stoffartig bleibender Elemente veranlafst, als sonst wohl in Dichterwerken von ächt classischer Gediegenheit statt finden. Aber hier ist, durch das durchgehende Walten des in den Tiefen der geistigen Negativität wurzelnden Genius, von vorn herein die Willkür selbst zum Gesetz, das Prosaische zum Poetischen geworden. Die humoristische Subjectivität ist, wie es Richter in den vorhin namhaft gemachten Humoristencharakteren sehr gut geschildert hat, von Grund aus mit der Farbe einer Poesie tingirt, die sich in allen ihren Aeufserungen, aber stets nur im ausdrücklichen Gegensatze zu der prosaischen Aufsenwelt, nie in irgend einer, sei es offenen oder versteckten, Art von Dienstbarkeit unter ihr, bethätigt. — Sollten wir die Eigenschaft Jean Pauls, die es nicht nur zu dem reinen Spiele des Humors bei ihm nicht kommen läfst, sondern durch die zugleich ausdrücklich jener krankhafte Halbhumor bedingt und veranlafst wird, mit einem einzelnen Worte andeuten; so wäre unstreitig das auch sonst wohl schon zur Bezeichnung des Jean Paul'schen Charakters gebrauchte Wort *Sentimentalität*, hiezu das gezeichnetste. Wenn nach Aristoteles jede Tugend das lebendige Maafs oder Mittlere zweier Extreme ist, die sich ihr gegenüber als Fehler oder Laster darstellen, so bethätigt sich die bei unserm Dichter vermifste ächte Künstlertugend indirect an ihm durch das schroffe Hervortreten nicht etwa nur des einen jener beiden Extreme, deren Mittleres sie ist, sondern beider Extreme zugleich. Diese Extreme, die poetischen Laster unsers Dichters, sind, das eine, das Uebermaafs an subjectiver Empfindung in der Darstellung solcher Gegenstände, wo entweder der Leser den Gegenstand, und nicht den Dichter, oder auch, wo er den Dichter erhaben über den Gegenstand, und nicht in ihm versunken oder an ihm festklebend, sehen will, das

re der Mangel dieser Empfindung als des temperi-
en Maafses in dem zersetzenden und combinirenden
tande, als der Seele, die allenthalben den mechani-
n und materiellen Theil der Dichtung, ihr Gerüste
ihr Aufsenwerk, beleben und zusammenhalten soll.
ehört zu den tieferen Einsichten der Psychologie
der Ethik, zu begreifen, wie je das eine dieser
khaften Extreme in übrigens tüchtigem, genialen Na-
n nicht durch die Abwesenheit, sondern gerade um-
hrt durch das Vorhandensein und die Gegenwart
andern Extrems, wie durch polarische Erregung,
rkt und hervorgerufen wird. Wo der Genius noch
die höhere sittlich schöpferische Kraft erlangt hat,
lementarischen Grundbestandtheile in jene vollen-
organische Einheit, deren Ausdruck in der Kunst
igentliche Schönheit ist, zusammennehmend, sie ge-
eitig durch einander gleichsam zu sättigen, und hie-
n ihr ungestümes Durcheinanderwogen zu beschwich-
: da läfst er nicht eines oder das andere, sondern
ugleich frei und ungebunden walten, und ersetzt, was
nerlicher, gediegener Einheit fehlt, wenigstens quan-
durch äufsere Vollständigkeit. Es mag erlaubt
dann unter diesen Elementen das positivere, inso-
es sich mit jener genialen Kraft vermählt hat, als
lle andern ihm entgegengesetzten hervorrufende zu
en; und in diesem Sinne glaubten wir nicht zu ir-
wenn wir die Quelle von Richters poetischer Krank-
in dem Uebermaafse des Empfindens und des Stre-
nach Empfindung suchten. Es fehlt ihm jene künst-
he Resignation, welche eben so sehr sich selbst in
Gegenstande zu verlieren und zu vergessen, wie
umgekehrt, alle Ansprüche an die gegenständliche
fahren zu lassen und sich mit dem Gotte, der im
n waltet, zu begnügen versteht. Er will mit Ge-
geniefsen und seine Leser geniefsen machen, sollte
die Welt, das heifst eben jene poetische Gestal-
elt, die nur um ihrer selbst und nicht um des Ge-
nden willen da ist, darüber zu Grunde gehen.
e nicht die tiefere und kernhaftere Anlage seines
s, so würde er, wie die Helden der Siegwart'schen
de, in dem aufgelösten Elemente jener Empfin-
seligkeit zerfliefsen: — aber diese Anlage eben
den Gegensatz jener kalt berechnenden und eben
neidend zersetzenden, als keck combinirenden Ver-
esthätigkeit hervor, die, obgleich auch noch ihrer-
mit jenem Krankheitsstoffe behaftet, und an sich
keineswegs eine rein künstlerische oder sittliche, doch
eben als der Gegensatz zu dem, worin der Urquell der
Krankheit liegt, von Vielen, die diesen Quell erkannt
haben, als das allein Aechte und Gesunde in Jean Paul
angesprochen wird.

Wer auch an das Geistige eine Art von quantita-
tivem Maafsstab zu legen liebt, der kann sich leicht
darauf hingeführt finden, Jean Paul für einen noch
ideenreicheren Schriftsteller zu erklären, als selbst die
anerkannt Gröfsten unter den übrigen, so neuen wie
alten Dichter, sind. Aber auch über dieses Gedanken-
reichthums Beschaffenheit und Grund dürfen wir uns
nicht täuschen. So wenig er in dieser Fülle und zu-
gleich, zum grofsen Theile wenigstens, in dieser Tiefe
und Gediegenheit, vorhanden sein könnte ohne hohe
und seltene Gaben des Genius, so wenig darf doch aus
dieser Ueberschwänglichkeit auf eine wirkliche Erha-
benheit des Jean Paul'schen Genius über den Genius
anderer Dichter geschlossen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

CXLV.

***Lustfahrten ins Idyllenland. Gemüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte, von Franz Xaver Bronner. Zwei Bändchen. Aarau, Sauerländer.* 1833. 8.**

Der Name des Verfassers, der zu einer gewissen Zeit unserer Litteratur nicht ganz ohne Klang war, ruft uns eine poetische Richtung und Gattung ins Gedächtnifs zurück, die seitdem ebenso vergessen und vertönt ist, als es Hr. Bronner selber war. Die *Idylle*, die als ästhetische Kunstform immer sehr unbestimmt aufgetreten, ist den modernen Dichtern niemals sonderlich gelungen, am allerwenigsten den Deutschen; und der Grund davon beruht, dünkt uns, in der allzu sentimentalen Stimmung, deren sich die Neueren in dieser Dichtungsweise nicht leicht erwehren können, und wodurch sie gleichwohl den eigentlich idyllischen Charakter jederzeit wieder zerstört haben. Die Alten, deren *εἰδύλλιον* zu gleicher Zeit die Stelle der modernen Romanze oder Ballade vertreten, hatten, obwohl auch bei ihnen der Kreis der demselben angehörigen Gegenstände keineswegs genau umgränzt war, doch die Naturfrische naiver Lebensansicht so glücklich darin niedergelegt, dafs damit ein reiner Typus dieser Dichtungsart vorbildlich ausgedrückt erscheint. Bei der mehrfachen Bedeutung, die idyllischer Dichtung gegeben wird und ihrem Gegenstande nach zukommen kann, dürfen jedoch die späterer Zeit des Griechischen Lebens angehörigen, vorzugsweise sogenannten Bukoliker, wie Theokrit, Bion und Moschus, keineswegs lediglich als Darstel-

ler und Vertreter der idyllischen Seiten des antiken Charakters angesehen werden. Im Gegentheil, die ursprünglichste und frischeste Volksidylle des antiken Lebens ist im Homerischen Epos aus den unmittelbarsten Zuständen der Nation heraus gedichtet, wo sich wirklich in der naivsten Jugendzeit volksthümlicher Verhältnisse jene seelige vorhistorische Lebensepoche abspiegelt, wie sie die Idylle, welche das Paradies menschlichen Bewegens und Geniefsens *vor* den eingetretenen Conflicten der Civilisation anschaulich machen will, am eigensten zu ihrem Grund und Boden hat. Und so sieht man auch, dafs neuere Idyllendichter, vor allen Goethe und Johann Heinrich Vofs, bei weitem mehr Homerische Formen und Farben abgelauscht haben, um ihren Darstellungen einen wahren idyllischen Anhauch zu geben, als dafs es ihnen eingefallen wäre, jenen Bukolikern nachzuahmen.

Die Idylle wurde von Deutschen Dichtern besonders in jener Periode lebhaft ergriffen, wo eine gewisse *Natur-Empfindsamkeit* in der poetischen Anschauung vorwaltete. Man trug sich in dieser sentimentalen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts mit wunderlich weichmüthigen Ideen über die Verderbnisse des modernen Kulturzustandes, und während die Alten nur aus einem kräftigen Selbstgefühl ihrer Naivetät idyllisch dichteten, war es bei den Neueren ein rückwärts liegendes Arkadien, zu dem sie in ihren Idyllen eine schwärmende Sehnsucht ausdrückten und ausmalten. Die Alten *hatten*, was sie dichteten, und blieben darum in ihrem Dichten naiv; die Neueren sehnten sich nach den eignen Welten ihrer Dichtung hin, und wurden darum mitten unter den naiven Naturzuständen der Idylle, die sie darstellen wollten, unwillkürlich doch sentimental. Diese vorherrschende Stimmung macht die Gefsner'schen Idyllen meistentheils unerträglich, wenigstens für uns, die wir es heut nicht mehr sehnsuchtswerth finden, auch in Arkadien gewesen zu sein. Gefsner schilderte in seinen Hirten Wesen, wie sie nie gelebt und nie leben konnten, und indem er die Idyllik ihrer Zustände zugleich als eine Idealität menschlichen Lebens hinstellt, muthet er seinen mitfühlenden Lesern zu, diese Leute in all der Schäferei ihrer Unschuld zu beneiden, und dabei auf das Elend der eigenen Civilisation, aus der jene Hirtenunschuld entflohen, jammernd zurückzublicken.

Während Gefsner so für Hirten und Schafe schwärmte, suchte sich Franz Xaver Bronner, der älteste Freund und Anhänger seiner Muse, in der Fischerwelt ein besonderes Lieblingsplätzchen für die Idylle aus. Die ersten Fischergedichte Bronners gab Gefsner selbst heraus, und jetzt haben in seinem hohen Alter die idyllischen Angewöhnungen der Jugend noch so wenig Reiz für ihn verloren, dafs er uns noch im Jahre 1833 wieder in die Gemüthlichkeit seiner zappelnden Fische zurückführt, und mit zwei neuen Bänden „Lustfahrten ins Idyllenland" bedenkt. Mit altväterischer Schalkheit streift der siebzigjährige Bronner nun wieder um schilfige Uferbuchten herum, kneift einer schönen Netzestrickerin in die bräunlichen Wangen, phantasirt über einen krabbelnden Hummer, und fährt mit dem sanften Medon oder dem redlichen Athis über den abendrothen Teich, um in geweihter Stunde der Freundschaft beim Karpfenfang über Tugend und Unsterblichkeit sich zu unterhalten. Wir wollen nicht läugnen, dafs auch über der stillen melancholischen Welt eines Fischerdörfchens eine gewisse Poesie ruhen möge; aber man fühlt, bei längerem Verweilen in solchen Darstellungen, doch leicht ein gewisses frostiges Unbehagen, das, wie der Fischgeruch selbst, bis zum Ekel wächst. Schreibart und metrische Form Bronner's sind sonst gut und gediegen, obwohl nie ausgezeichnet, und an Neuheit der Erfindung, wie an Erfindung überhaupt, fehlt es ihm fast ganz. Eigenthümliches hat er kaum, wennschon er mitunter danach zu suchen scheint, indem er z. B. den Schauplatz seiner Idyllen öfter auf Griechische Inseln verlegt, und mit Griechischer Localität und Mythologie sich schmückt, ohne dafs es jedoch dabei zu mehr als dem ganz Gewöhnlichen käme. Auch treibt er nicht selten ein abgeschmacktes Prunken mit gelehrten Citaten, die er bald aus Plinius, bald aus Pausanias oder Diodor herbeischleppt, um sie, wie man es im vorigen Jahrhundert wohl häufiger bei Deutschen Dichtern antraf, dem Text seiner Fischerpoesie als ein Senkblei anzuhängen. Trefflich gemeint sind ebenfalls die Absichten auf Rührung und Gemüthlichkeit, die der Dichter überall kundgiebt, und wenn er seine Angel gar zu sichtlich danach auswirft, und zu offen solche Zwecke zur Schau trägt, so mufs man es zugleich dem Geschmack seiner Zeit zuschreiben, wo die Poeten ihr eigenstes Geschäft darin erblickten, in ihren Versen auf eine sogenannte Veredelung des Herzens hinzuarbeiten.

Wir bedauern, dafs diese „Lustfahrten ins Idyllenland" im Ganzen keinen günstigeren Eindruck auf uns gemacht haben. Vielleicht hätten sie es zu jeder anderen Zeit gethan, als eben jetzt, wo man uns Alles, nur kein Eingehen in idyllische Stimmungen, zumuthen sollte. Wann geistige Zeitelemente im Kampfe liegen, stofse auch der Poet entweder in die Kriegstuba, oder spreche, da ihm so oft das Wahrste und Innerste zu schauen vergönnt ist, von seinem Sonnenthron herab leuchtende Worte der Weisheit in die Wirren der Gegenwart; aber er musizire nicht, wie zur Nachmittagsruhe der Völker, auf der friedlichen Panpfeife, deren Ton im Lärm der Zeit herauszuhören Niemand die Mufse hat. Selbst die Schweiz, die Wiege und Heimath Deutscher Idyllendichtung, macht heut kein idyllisches Gesicht mehr, und in die Alpenthäler und Sennerhütten, wo sonst Myrtill und Daphnis mit ihren Turteltäubchen um die Wette kosten, ist ein zwieträchtiger Zeitgeist eingedrungen. Myrtill und Daphnis sind vielleicht Liberale geworden.

Th. Mundt.

№ 110.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

hrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Hefte.

(Schluſs.)

Auch in ihr gewahren wir vielmehr ein Symptom Krankhaftigkeit, und sind geneigt, sie für das charistische Phänomen eines Geistes zu erkennen, der, rmögend, die organische Gestalt, die aus seiner pferischen Tiefe hervorstieg, in objectiver Formbilrein und klar auszuprägen, statt ihrer lebendigen gesunden Integrität gleichsam ihre zertrümmerten auseinandergeworfenen Bestandtheile giebt. In dem n Kunstgebilde sind die Gedanken- und Bildermasdie Jean Paul alle einzeln und ausdrücklich giebt, — lialectischen Sinne dieses Wortes, *aufgehoben*; d. ie sind darin gegenwärtig, aber nicht als einzelne fürsichbestehende, sondern gebunden unter die ne- e Einheit des künstlerischen Ganzen; der lebendi- Totalgestalt, an der man so wenig, wie an dem nden Körper des lebendigen Menschen, die Einge- e sehen kann. Daher der Schein von Trockenheit Gedankenarmuth oft selbst an den höchsten und ischen Kunstwerken, z. B. an den Werken der Alvon denen Jean Paul selbst, in einer hiemit nahe andten Beziehung, das treffende Gleichniſs braucht, sie, gleich dem Erdboden, an der Oberfläche kalt einen, aber je tiefer man in ihr Inneres dringt, deöhere Wärme zeigen. Jean Paul ist nicht überall dem Vorwurfe freizusprechen, daſs er gern in Einiden wühlt, sowohl in seinen eigenen, als in den eweiden des von ihm Dargestellten. Seine Zergliengen des Gemüths- und Seelenlebens, so tiefeindrin- und geistvoll, ja in Wahrheit ganz neue Regionen r innern Welt dem sinnigen Beobachter aufschlieI dieselben sind, haben doch oft einen Charakter von lichkeit, der da nicht ausbleiben kann, wo die Seele, u sagen, zum anatomischen Präparate gemacht wird. edurfte der ganzen Kraft des Richter'schen Genius, um über dieser Detailmahlerei die groſsartige und gediegene Gesammtanschauung eines lebendigen Charakterbildes nicht zu verlieren; und doch ist ihm auch die schöpferische Ausprägung des letzteren oft wunderbar gelungen. In den meisten Fällen aber wird sich sowohl hier, als auch überhaupt in Bezug auf Styl und Darstellung seiner Dichtungen, der sinnige Leser des Eindrucks nicht erwehren können, als seien diese Werke, statt reine und glatte Spiegelflächen zu sein, worin das Universum und seine Sonne hell und lauter wiederscheint, vielmehr zerschellte Glas- oder Krystallmassen, welche das Lichtbild, das in sie hineinfällt, unendlich buntfarbig gebrochen, aber nicht in seiner ersten Reinheit und Integrität zurückstrahlen.

Dürften wir zum Schlusse dieser allgemeinen Andeutungen über Jean Pauls Dichtercharakter noch einen Wunsch aussprechen, so wäre es dieser: daſs dieser Dichter mehr, als bisher, von wissenschaftlich und philosophisch gebildeten Lesern mit Liebe und Aufmerksamkeit studirt werden möge. — Geister, welche die Fähigkeit einer Unterscheidung der bei unserem Dichter vermischten Eigenschaften besitzen, sollten nicht ermangeln, sie auszubilden und zu gebrauchen; und welcher würdigere und fruchtbringendere Gebrauch könnte davon gemacht werden, als der Gebrauch zu Gunsten eines Dichters, dessen Dichtung auch, wenn alle Schlacken von ihr ausgeschieden werden, noch eine so herrliche Ausbeute des edelsten Metalles giebt? Es war eine Zeit, und sie ist vielleicht noch nicht vorüber, wo es nöthig schien, vor voreiligem Dareintappen mit dem eigenen, unzureichenden Urtheile zu warnen, und eine reine, vollständige Hingebung bei dem Studium tiefer und inhaltvoller Schriftsteller anzuempfehlen. Aber auch in dieser Hingebung kann zu weit gegangen und dadurch die höhere Freiheit des Geistes verscherzt oder gefährdet werden; — und um diese zu bewahren, möchte wohl kaum eine Uebung geeigneter sein, als jene, welche das Studium

solcher Geister gewährt, in denen man, ohne das, was sie geben, durchaus billigen zu können, einen tiefen und reichen Inhalt zu finden jederzeit versichert sein kann.

C. H. Weifse.

CXLVI.

Illustrazione d'una serie di monete dei Vescovi di Trieste fatta dal suo possessore C. D'O.° Fontana. Trieste 1832. *tipografia Weis.* 55 *S. 4to.*

Die Numismatik hat in den jüngst verflossenen Jahren den Verlust einer beträchtlichen Anzahl ihrer eifrigsten Förderer diesseit und jenseit des Rheines, diesseit und jenseit der Alpen zu beklagen. Die Namen Münter, W. G. Becker, Jos. Mader, Graf Franz Sternberg, Dinget, Graf Renesse Breidbach, die der Nachbaren Tochon d'Annecy, Allier de Hauteroche, Cousinery, Gosselin, Marchant haben in der Geschichte dieser Wissenschaft einen guten Klang, wie andererseits die Transalpinen Viani, Napione, Vernazza, Castiglione, Sestini nicht minder bedeutsam hervortreten. So ist es denn doppelt hart, einen neuen Verlust beklagen zu müssen, da auch der Vf. vorliegenden Buches unlängst seinen Freunden und der Wissenschaft entrissen ist. Der Dank für diese seine letzte Gabe kann ihn auf Erden nicht mehr erreichen; so sei denn dem Gefühle ernster Pietät auf die Weise Genüge geleistet, dafs wir auf dieses aus dem reichen Schatze ebenso geschmackvoller, wie gründlicher Gelehrsamkeit Dargebotene, die Aufmerksamkeit lenken. Es ist diese Schrift eine erfreuliche Frucht einer auf gehaltvolle Monographien gegenwärtig in Italien gerichteten Thätigkeit, einer Thätigkeit, welche früherhin vornemlich von der realen Alterthumswissenschaft in Anspruch genommen, nun auch auf dem Gebiete der Kunde des Mittelalters, namentlich dem numismatischen immer mehr heimisch wird. Contantin Gazzera für Turin, Ludov. Cibrario, Dom. Promis, Zardetti, Vermiglioli, der Canonico Giulio Mancini di Citta di Castello für Lucca, (Giorn. Arcad. 32. 329 *sq.*) Monaldo Leopardi für Recanati sind einige der Männer, welchen theils rege Vaterlandsliebe, theils äufsere günstige Verhältnisse Veranlassung wurden, sich dergleichen Untersuchungen mit entschieden günstigem Erfolge zu widmen, dergestalt dafs, fährt man noch eine Reihe von Jahren auf diese Weise fort, die numismatischen Zustände der einzelnen Gauen und Städte zu erforschen, die Zeit nicht mehr allzufern sein dürfte, aus dergleichen gehaltreich gründlichen Monographien, eine Doctrina mittelalterlicher italienischer Münzkunde entstehen zu sehen. —

Nach manchem Jahrhundert politischer Unruhen begann Italien etwa seit dem zehnten sich neu zu beleben, ungefähr seit dieser Zeit datirt sich auch die numismatische Wiedergeburt mancher Stadt, da denn die deutschen Kaiser, unter mehr oder minder ausgedehnten Beschränkungen, Münzrecht ertheilten, Triest erfreuet sich solch' kaiserlicher Gnade erst ungefähr seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Im Allgemeinen gedenken die Triestiner Geschichtschreiber Padre Ireneo della Croce *) und Gius. Mainati **), so wie der fünfte Band des Ughelli welchem nach Blum. Iter I. 199 die sehr dürftigen *Monumenta Tergestini Episcopatus* zum Grunde liegen, von ihrem Standpunkte aus, dieser Verhältnisse; nach ihnen aber treten die Männer, denen italienische Numismatik im Grofsen Vorwurf rastloser erfolgreicher Thätigkeit war, in die Schranken, es geben Muratori, Graf Carli, Zanetti, de Rubeis, Liruti u. a. treffliches Material; bis endlich ein geborener Triestiner Andrea Giuseppe Bonomo ***) im Jahre 1788 mit seinem ausschliefslich den Münzen der Triestiner Bischöfe gewidmeten Werke auftrat. Seine gründlichen Untersuchungen über die Urkunde Lothars zu Gunsten des Bischofs Johannes über die rechtlichen Befugnisse der Bischöfe, über den Verkauf seiner Gerechtsame eben dieses Johannes an die Bürger, seine Forschung endlich über die Münzgeschichte Triests, so wie die reichen diplomatischen Beilagen hätten billigerweise von Seiten Fontana's eine mehr gerechte Würdigung verdient, als er ihnen zu Theil werden läfst. Zugegeben, dafs seinem Vorgänger nicht selten

*) *Historia antica e moderna sacra e profana della Citta di Trieste. Venetia* 1698. *fol.* besonders für die ältere Geschichte wichtig.

**) *Chroniche ossia Memorie storiche sacro-profane di Trieste T.* 1—6. *Venezia* 1817. 8. M. forschte theils in Archiven, theils fand er die Materialien seines Vorgängers für dessen zweiten Band durch einen glücklichen Zufall vor. Er giebt die Geschichte seiner Vaterstadt nach der chronologischen Reihe der Bischöfe und zwar nicht, wie er anfangs wollte, von da an, wo Ireneo abbricht, sondern vom Giacinto (v. 44) an.

***) *Sopra le Monete de Vescovi di Trieste. Trieste* 1788. *fol.* Bekanntlich gab er dasselbe unter seinem arcadischen Namen Orniteo Lusanio heraus.

psie fehlt, dafs ihm nicht ein so reicher Münzschatz
ebote stand; so mufste doch der Umstand wenig-
dankbar anerkannt werden, dafs Bonomo auf die-
sehr schwer zugänglichen Gebiete zuerst Bahn ge-
ien und Licht geschaffen hatte. Fontana nun, bis-
wie bekannt, leidenschaftlicher Sammler antiker nu-
atischer Monumente (woher es denn kommt, dafs
ch in der Einleitung zu unserer Schrift nicht un-
sen kann, vom Nutzen der alten Numismatik im
meinsten, so wie von den Aeginetischen Schildkrö-
len *Quadratis incusis* u. dgl. m. zu sprechen), ver-
äht es nun nicht mehr, auch das Mittelalter in die
n seiner Sammlung aufzunehmen, um uns durch
erste dargebotene Spende nur um so mehr bedau-
u lassen, dafs sie zugleich die letzte sein mufste.
wie er (und dies ist mit wenigen Worten, das
tergebnifs seiner Untersuchung) historische Irrthü-
vermöge seiner Münzreihen hinwegzuschaffen im
le ist, so vermehrt er andererseits die Reihe der
öfe um mehrere Namen.

Zu Anfang des 13. Jhrdts. beginnt Bischof Gebe-
in Triest zu münzen, wie das durchaus gleichzei-
Aquileja und Lubiana geschah. Den Beleg dazu
F. in den drei Münzen eben des Geberardo, des
rchen Volchero von Aquileja und des Herzogs Bern-
für Lubiana *). Alle drei sind sie von gleichem
cht, gleichem Gehalt und analoger Rückseite (wie
Geberardo 1209, Volchero 1202 und Bernhard in
lben Jahre die Regierung antraten), so dafs der
fs, die Gleichförmigkeit habe den praktischen Nuz-
eichteren Verkehres durch gleiche Münze, zum
ke gehabt, um so mehr erlaubt ist, als dies sich
riest und Aquileja wenigstens auch durch Urkun-
eweisen läfst.

Fontana beginnt also mit dem Jahre 1209 mit dem
of Geberardo (dem neunundzwanzigsten nach Mai-
die Reihe der Münzen, an deren Spitze er eine bis-
bekannte (Nr. 1.) mit PI ꝺCOE + TRIE ꝺE. Rev.
VITA ꝺ + TRIE ꝺE freilich ohne den Namen des
ardo stellt. An diese schliefsen sich zwei andere
ben Bischofs mit (Nr. 2.) GIOBAR + PI ꝺCOE

letztere mit + BERNARDU ꝺ DU ꝺ in zwei Kreisen, der
erzog zu Roß zur Rechten reitend, die Fahne in der Lin-
n, den Zügel in der Rechten. Rev. DE + LEIBACEN ꝺ I ꝺ
zwei Kreisen. Andeutung eines kirchlichen Gebäudes ist
seres Wissens ein *Ineditum*.

Rev. CIVITA ꝺ + TRIE ꝺE u. (Nr. 3.) Avers wie die
früheren, Rev. desgleichen nur mit CIVITA ꝺ. A. TRI-
E ꝺE. — Den Bischof kennt man aus zwei Urkunden,
erstens tritt er als Zeuge in einer Urkunde Kaisers Otto
IV. auf, in welcher der Kaiser 1209 dem Volchero von
Aquileja seine Bestätigung über Friaul ertheilt (*vid.
Ughelli.* 5. 79 und *de Rubeis: Monum. Aquilej.* p. 665);
dann aber in einer zweiten Urkunde desselben Volchero
in einer Streitsache zwischen dem Abt von Mosbach
und einem Grafen von Görz vom J. 1211 (bei Coleti V.
578). In der ersten derselben heifst er Geberardo, in der
zweiten Gebeardo, wie auch Volchero — Valtero genannt
wird. *) — Fontana bemerkt nun richtig, dafs sein Vor-
gänger diese beiden Münzen (Nr. 2. 3.) zu kennen scheint,
dafs er aber nicht bemerkt, ob er die erste derselben
(Nr. 2.) auch wirklich gesehen, die 2te (Nr. 3.) aber von
Gradenigo in einer Zeichnung erhalten habe; wenn er
aber weiter geht und p. 15 die Lesung der von Bo-
nomo gelieferten beiden Münzen, wo Givardus

einmal { *Givardus Episcop.* — *Civitas Tergestum* } Bonomo
dann { *Givardo Piscop.* — *Civitas Triese* } Nr. 1. 2.

ohne Weiteres für falsch und genau für die nämliche er-
klärt, welche er als seine Nr. 2. u. 3. vorlegt; so scheint
diese Behauptung wohl zu dreist und zu wenig begrün-
det, dies aber aus folgenden Gründen:

1) giebt Liruti (bei *Argelati II.* 174. *Tav. IV. Nr.* 72.
auf der Originaltafel VIII. unter gleicher Numer, die
Münze Nr. 1 des Bonomo als in seinem Besitz vor-
handen.
2) führt die Beschreibung der Münzen des Gradenigo
(*Zanetti II.* 158. Nr. 1. 2. Bonomo citirt die Samm-
lung) *beide* Münzen auf.
3) liegt die Münze (Bonomo 1.) in einem ganz wohl-
erhaltenen Exemplar dem Referenten vor;

so dafs jeder von F. erhobene Zweifel über die Lesung
Givardus als gehoben zu betrachten ist. Es bleibt also
nur stimmfähigen Kennern zu erörtern übrig, ob die Mün-
zen mit Giobar (Font. 2. 3.) und die mit Givardus (Bo-
nomo 1. 2. 3.) einem und demselben Bischofe, dem Ge-
berardo (1209) angehören, oder aber ob die drei des Bo-
nomo sämmtlich mit Givardus dem Givardus Arangone
(1234) zuzutheilen sind, welchem Font. p. 20 unter Nr. 6
die eine Münze des Bonomo (Nr. 3) unbedenklich eignet,

*) Ueber diese verschiedene Schreibart derselben Namen s.
Bonomo p. 29. 30.

ohne jedoch einen Grund dafür beizubringen. Da die dem Ref. vorliegende Münze mit Givardus die *Mitra bifida* und das nicht bekreuzte Gewand zeigt, überhaupt die dargestellte Figur des Bischofs den Münzen des Font. (Nr. 2. 3.) hinsichts einfacherer und alterthümlicher Form, mehr als den Münzen aller folgenden Bischöfe gleicht, so dürfte sie wohl eher dem Geberardo (1209) als dem Givardus Arangone (1234) gehören, wenn anders bei so geringer Zeitdifferenz diese Vermuthung nicht zu gewagt ist.

Es würde zu weit führen und den vergönnten Raum überschreiten, wollten wir in ähnliche Einzelheiten fernerhin eingehen, es genüge daher ein gedrängter Bericht des ferneren Inhalts, wie Fontana die Reihe der Bischöfe entwickelnd, diese theils durch ihre Münzen vervollständigt, theils wiederum bisher unsicheren Münzen ihre feste Stellung anweist. Seit 1214 erscheint Conrad v. Pertica, von ihm war nur eine Münze bekannt, F. besitzt deren zwei. Ob er aber mit dem Schlufs, es sei aus dem geringeren Metallgehalt der zweiten zu folgern, dafs die Stadt damals in Noth sein müsse, nicht zu weit geht, bleibe dahin gestellt; jedenfalls wäre dieser Umstand für Triest dann der einzige, abgesehen davon, dafs jedes andere Zeugnifs dafür fehlt. Giov. Bonifacio nennt in seiner Geschichte von Treviso unseren Conrad mit Volcher von Aquileja zusammen, als Vermittler eines Vertrages zwischen den Trevisanern und Caminensern, auch nennt ihn de Rubeis in zwei Documenten aus den J. 1214 u. 1217, wie endlich Mainati I. 158 seiner erwähnt. Wenn aber F. p. 18 den Umstand als *neu* hervorhebt, dafs in einer in seinem Besitze vorhandenen handschriftlichen Geschichte von Triest von der Hand des Canonico Vincenzo Scussa aus einem alten Document im Capitulararchiv der Todestag des Conrad auf den 11. Nov. 1230 festgesetzt wird, so mufs dies befremden, denn anspruchlos giebt Mainati I. 171. Note dasselbe in den Worten: *Anno* 1230 *die XI Nov. obiit Rev. DD. Corradus ecclesiae Tergestinae Episcopus, qui ut pater benignus tractavit Canonicos.* Von den Münzen des Givardo Arangone (1234) war bereits die Rede. Von ihm sind aus Mainati zwei Aktenstücke über die Zehentgerechtigkeit der Triestiner Canonici vom 8. Oct. 1234 u. 18. April 1235 bekannt. Dafs aber Mainati diese und andere Belehrung aus dem 2. Thle. der handschriftl. Geschichte von Triest des Padre Ireneo schöpfte, verschweigt er. Es befindet sich dieselbe im Triestiner Archive, auf ihren Umschlag hat Ireneo geschrieben: „*Lascio questi miei scritti al Capitolo della Cattedrale, acciò queste mei povere fatiche non vadino perse, e sono colla speranza che qualcuno de' miei posteri le darà alle stampe*". — Einen Johann IV. (1236) giebt Mainati ihm zum Nachfolger, weifs aber von ihm nur zu melden, dafs er in sehr stürmischer Zeit das Bischofthum übernommen; ihm pflichtet Rapiccio in seiner handschriftlichen Geschichte der Triestiner Bischöfe bei, mit dem Bemerken, dafs von nun an eine merkliche Verminderung in den Reichthümern des Bischofsstuhles eingetreten sei. — Volrico oder Vorlico de' Portis folgt. F. ist so glücklich, drei Münzen von ihm zu besitzen. Sonderbar ist, dafs Mainati aus diesem einen arglos drei Personen macht, einen Volrico, Olderico und Roderlico, die Erlebnisse des einen unter seine drei vertheilt. Das einzige, was ihn dazu veranlafste, sind die Fresken im bischöflichen Pallaste, welche ja die Portraits aller drei Männer darböten; allein diese sind entschieden ganz spät aus der Phantasie eines Manieristen hingepinselte Machwerke. Volrico allein behauptet den Platz. Ihm folgt für wenige Monate (1253) Leonardo oder Leonida, dennoch kennt man eine Münze von ihm, dagegen ist von Gueriero — 1262 nichts bekannt, von Arlongo aber — 1282 besitzt F. acht Stempelverschiedenheiten. Volvino oder Ulvino de' Portis — 1286 ist blofs aus della Torre's Biographie bekannt, Münzen sind weder von ihm, noch von seinem Nachfolger Brissa di Troppo — 1299 beizubringen, obschon Mainati aus einem Instrument vom 10. März 1293. berichtet, dafs er mit Reformen im Münzwesen umging. Johann V. — 1300 u. Heinrich III., beide aus der Familie Rapiccio, sind nicht numismatisch wichtig, Rudolf — 1303 nur einigermafsen. Uebrigens war nun die Zeit des Ungemachs für Triest angebrochen, während zwanzig Jahre hatte die Stadt drei Belagerungen von Seiten Venedigs auszuhalten, deren letzte über zwei Jahre lang dauerte. Muthig leistet Triest Widerstand „*ma* (p. 34.) *la forza umana non vale contro i decreti dell' alto. Assoggettatasi la nostra Città nell' anno* 1382, *spontaneamente, sotto il potente e magnanimo scettro Austriaco, vi trovò quiete e prosperità durevole*", so dafs mit dem Anfange des 14. Jahrhdts. Triest als autonome Münzstätte verschwindet.

Schliefslich die Bemerkung, dafs die Triestiner Münzen vor allen anderen italienischen sich dadurch auszeichnen, dafs sie die ganze Zeit ihres Bestehens hindurch, gehaltreich bleiben und künstlerisch durch eine gewisse Correctheit der Zeichnung beachtenswerth sind. Sehr dankenswerth endlich ist von p. 41—55 die *Biografia di quattro vescovi, che governarono la chiesa di Trieste nel XIII. secolo* vom Canonicus *Michele Conte della Torre e Valsassina di Cividale*, welche früherhin nicht gedruckt eine gehaltvolle Bereicherung der kirchlichen Litteratur ist. —

Gottlieb Friedländer.

№ 111.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXLVII.

***uch eines allgemeinen evangelischen Gesang-
d Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausge-
auch. Hamburg im Verlag von Fr. Per-
es* 1833. *CXX u.* 946 *S. gr.* 8.**

Ein Versuch, wie der vorliegende, mufste in einer
gemacht werden, wo das kirchliche Leben eine
mmtheit sucht, die auf dem Begriff der Sache
t gegründet ist. Die Vertilgung äufserlicher Au-
it in der protestantischen Kirche hat die Autorität
vertilgt, welche die Wahrheit sich selbst ist;
r sich erkennt sie nichts an; aber was sie ist,
sie in der Gewifsheit, sich darin zu finden, *aner-
en*. Die Kirche hat sowohl die Zeit verlebt, in
her die äufserliche Bestimmbarkeit, das Zutrauen
em geschichtlich Gegebenen herrschte, als auch die,
n die Willkür und Zufälligkeit subjectiver Einsicht
Inhalt des Glaubens nicht minder als die Form sei-
Darstellung im Cultus schwankend machte. Wir
von der Gewalt der Geschichte frei geworden, wir
aber auch über die glückliche Behaglichkeit hin-
die mit der sorglosen Ausübung subjectiver Theo-
verbunden war. Indem wir so weder bestimmt
len, noch in unbefangener Naivetait uns selbst be-
nen, der Nothwendigkeit der Bestimmung jedoch
entgehen können, sind wir übel daran, denn es
t uns nichts weiter übrig, als die *Sache selbst* aus-
ig zu machen und sie gewähren zu lassen. Vor-
lich, könnte man freilich sagen, dafs wir dahin ge-
men sind, nun müssen ja alle Gefahren schwinden,
mit den früher eingeschlagenen Wegen verknüpft
en; mit der Sache selbst sollen, können, müssen
uns beruhigen, denn über sie hinaus können wir
ts Anderes, nichts Besseres suchen. Allein man
de ganz vergessen, dafs wir Menschen sind, wenn
meinen wollte, dafs die Sache selbst, d. h. der Be-

griff derselben, so leicht gefunden wäre. Er gerade ist als die einfache Wahrheit das Schwierigste. So müssen wir denn jede Bemühung mit Dank annehmen, welche zur Erreichung jenes Ziels einen förderlichen Beitrag liefert; als einen solchen haben wir das vorliegende Buch zu rühmen.

In keinem anderen ist so vollständig Alles zusammengestellt, worauf es bei Ausarbeitung eines Gesangbuches ankommt; der Begriff desselben, die innere Organisation der verschiedenen Liederkreise, die Regeln für die Textbehandlung, ein Nachweis über die Hauptschulen des geistlichen Gesanges, über die einzelnen Dichter und über die aus ihnen entnommenen Gesänge, endlich eine sehr umsichtige Erörterung der Bedingungen, unter welchen ein Gesangbuch in den Gemeindegebrauch übergehen kann, das Alles ist hier geleistet. Der Verf. ahnt selbst, dafs seine Arbeit den Forderungen noch nicht genügen werde, die von *allen* Seiten her an ein solches Werk gemacht werden dürfen; er spricht dies bescheiden aus, hat es auch im Titel schon ausgedrückt. Aber dafs an seinen Versuch sich die mannigfachsten Untersuchungen anreihen werden, dafs er dafür die Grundzüge auf längere Zeit geliefert hat, ist unleugbar.

Ein kirchliches Andachtsbuch mufs dasjenige, was die Vergangenheit als eigenthümlichen Ausdruck der Frömmigkeit hervorgebracht hat, mit dem Geist der Gegenwart vereinigen. Die gegenwärtig existirende Kirche soll darin den christlichen Glauben in der ihr gemäfsen Form ausgesprochen sehen; diese Eigenthümlichkeit zu empfinden, zu kennen, dazu gehört ein offener Sinn für die Zeit, eine Gewöhnung, ein Tact. Ueber den dogmatischen Gehalt der Lieder und Gebete entscheiden für die Kirche deren symbolische Bücher und die Bibel; über das Colorit des Ganzen die Sprache der Bibel als die allgemeinste Norm des christlichen Ausdrucks; über die Richtigkeit der Wörter und Verse

Grammatik und Metrik. In allen diesen Beziehungen ist etwas Festes, Objectives vorhanden. Aber die Entscheidung, ob ein Lied der früheren Zeit noch jetzt singbar sei, ob es noch jetzt dem Sinn der gegenwärtigen Bildung entspreche, ist dem wählenden *Subject* überlassen. Es muſs sich so in die Kirche, in ihre verschwundenen wie noch dauernden Zustände eingelebt haben, daſs es sich zutrauen darf, das *Allgemeine*, das an und für sich Lebendige zu erfassen. *Unmittelbar* muſs es vom Wesentlichen angezogen werden, vom Unwesentlichen unberührt bleiben. Ob es nun in seiner Wahl sich geirrt, oder mit ihr das wahrhafte Bedürfniſs der Zeit getroffen habe, kann nicht durch es selbst und nicht durch einzelne Stimmen über dieselbe entschieden werden, sondern wird das Werk des allgemeinen *Interesses*, was unausbleiblich die Erscheinung als aus dem Wesen der Sache hervorgegangen empfindet oder, ist dies nicht der Fall, sie an sich kalt vorübergehen läſst. Dies *allgemeine* Interesse als der Richter über den Werth der Leistung darf daher nicht mit dem Interesse einzelner Personen z. B. der Litteratoren und Historiker, einzelner Parteien in der Kirche z. B. der pietistischen, oder auch einzelner Behörden, wie eines geistlichen Ministeriums u. s. f. verwechselt werden. Hat sich dies Andachtsbuch wirklich auf die Höhe der Zeit gestellt, so wird es, wie alles wahrhaft Vernünftige, eine widerstandlose Macht sein, die — wie eine Ansteckung — unsichtbar sichtbar alle Gemüther für sich gewinnt; kein Widerspruch wird es in seinem Siege aufhalten, wogegen im anderen Fall keine Begünstigung es wird *fixiren* können, weder die der Kritik, noch die einer Behörde oder eines Fürsten. Was die Kritik betrifft, so wird sie sich anzustrengen haben, das allgemeine Interesse wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen, aber keine wird sich als eine *letzte* Instanz ansehen dürfen, weil das *objective Urtheil* hier nur durch die *Vermittelung der Objectivität* selbst, der Kirche, allmälig sich hervorbilden kann. Vor nichts dürfte daher in dieser wichtigen und heiligen Angelegenheit mehr gewarnt werden, als vor irgend einer Uebereilung; der Verf. sieht dies auch ein und ist zufolge der Vorrede von dem Miſsverstande, den wir bei schlecht Unterrichteten wohl vernommen haben, frei zu sprechen, als wenn sein Versuch die Geltung eines *definitiv* allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs sich anmaſsen wollte. Wir wünschen mit unserem Urtheil dem Verf. in seinem wackeren Bemühen, so weit wir vermögen, freundlich zu Hülfe zu kommen. Bemerkungen und Zusätze litterarischer Art, die wir geben könnten, lassen wir bei Seite, indem wohl zu hoffen steht, daſs Hoffmann in Breslau, als der durch seine Geschichte des Deutschen Kirchenliedes bis auf Luther und durch seine Darstellung von Ringwalt und Schmolke dazu am meisten Befähigte, diesem Buch eine besondere Aufmerksamkeit widmen werde.

Das Ganze besteht aus einem Gesang- und Gebetbuch. Der Gedanke, ein *Gebetbuch* in der nämlichen cyklischen Organisation auszuarbeiten, wie das Gesangbuch, ist vortrefflich; die häusliche Andacht wird durch solche parallele Stellung mit der kirchlichen immer an das Princip ihres Lebens erinnert; sie kann sich nicht so in's Private fallen lassen, wie es viele der für die häusliche Andacht bestimmten Bücher thun; die Neigung, *ohne den kirchlichen Cultus* mit einer durch sentimentale Poesie und nützliche Reflexion bald dem schlaffen Gefühl bald dem Verstandesegoismus schmeichelnden Lectüre fertig zu werden, kann sich nicht so befestigen; es bleibt eine männlichere Religiosität lebendig. Der Verf. hat in die Reihe der Gebete auch eine Anzahl Lieder aufgenommen, von denen er glaubt, daſs sie mehr dem einsamen Genuſs, der häuslichen Betrachtung als dem gemeinsamen Gottesdienst und dem Gemeindegesang sich eigenen; er nennt sie *Leselieder*, hat ihnen aber eine von den Numern des Gesangbuchs an fortlaufende Zahl gegeben, so daſs sie auch im öffentlichen Cultus angezogen und benutzt werden können, eine Einrichtung, die wir billigen.

Bei der *Anordnung* der Massen eines Andachtsbuches kann der Grund derselben nur im Verlauf des Kirchenjahres gegeben sein, den der Verf. auch befolgt. Allein zweierlei kann ihm hier zum Vorwurf gemacht werden, erstlich, daſs er sich nicht streng genug an die *Idee des Kirchenjahres* gehalten hat, und zweitens, daſs er bei der besonderen Theilung der allgemeinen Liederkreise zu sehr in's Einzelne verfallen ist. Ueber das Erstere ist schon in diesen Blättern die Rede gewesen, doch können wir es nicht Umgang haben, die Sache noch einmal zu berühren. Der Verf. unterscheidet bekanntlich 1) Morgen- und Abendlieder; 2) Fest- und Zeitlieder; 3) Lieder für die Trinitatis- oder Kirchenzeit und 4) Feierlieder oder Lieder bei Abendmahl und Taufe so wie bei den anderen geistlichen Feiern und

llungen. — Bedenkt man, wie wichtig die Anord-
der Lieder für die Gemeinde ist, indem sie in
ı Folge die Hauptmomente ihres religiösen Be-
tseins abgedrückt finden muſs, so ist jene Theilung
einer bei weitem gröſseren Bedeutung, als derje-
sie nehmen mag, der den organischen Rhythmus
ırchlichen Lebens verkennt und das Gesangbuch
in Aggregat von Liedern ansieht, die unter gewis-
Kategorieen zu einer ungefähren Einheit versam-
sind; kann man das Lied nur finden, auf das Wo
at es nicht sonderlich an. Der Verf. ist von der
ı Bedeutsamkeit der Anordnung überzeugt; er hat
Theorie für dieselbe entworfen, allein die *einfa-*
Grundbestimmungen des christlichen Glaubens durch
:u breites Heraussetzen von Nebenbestimmungen
ınkelt. Die drei Feste, Weihnachten, Ostern und
ıten, auf den Vater, Sohn und Geist sich bezie-
müssen am hellsten hervortreten. Es würden sich
ıch Adventlieder ergeben, die mit den Weihnachts-
n schlössen; Lieder von Christo, die mit dem Him-
hrtsfeste sich beendigten; sodann Pfingstlieder, wel-
n die Kategorie der allgemeinen Sonntagslieder
ıelbst übergingen. Auſser diesen Liedern würden
ıur noch eine Abtheilung von Feierliedern bei be-
ıren Gelegenheiten machen; Trau- und Ordina-
ieder würden darin die wichtigsten sein; das Neu-
das Andenken an die Reformation und an die Tod-
so wie Erndte- und Friedenfestlieder würden wir
alls hierher setzen, denn sie machen keine noth-
igen Momente des Kirchenjahrs aus; sie unter das-
zu subsumiren, ist eine Verunreinigung seiner Idee
eterogenen Elementen. Hierher rechnen wir auch
Iichaelisfest als das Fest der *Engel*. Dies Fest ist
unevangelisch; der Glaube an die Engel ist seit
leformation immer schwächer geworden; in den
alkaldischen Artikeln wurde in dem Paragraphen
vocatione Sanctorum die Adoration der Engel als
dololatrie verworfen und in der Parenthese zu den
en: *etsi Angeli in coelo pro nobis orent* (*sicut*
quoque Christus facit) der rechte Punct hervorge-
, auf den es ankommt. Alles, was Engel für uns
was sie uns sein können, haben wir in Christo
esser; Schleiermacher hat in seiner Dogmatik so-
nnreich gezeigt, wie verderblich der Engelglaube
ie Moralität sein könne; es ist also keine sub-
jective Ansicht, die wir hier vortragen, wenn wir behaupten, daſs dieser Glaube, und zwar ohne allen Verlust für den christlichen Glauben, *actu* untergegangen und nur innerhalb der Poesie verblieben ist, wo er als Symbol ein beständiges Recht behaupten wird. Ausdrücke von den Engeln aber, wie in No. 233, wo sie *Helden* genannt werden, finden in dem „zur Allgemeinheit erstarkten Selbstbewuſstsein" unserer Zeit und in ihrer Phantasie gar keinen Anklang mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLVIII.

***Ueber die religiöse Gemeinschaft der alten Mitschwörenden unter einander und mit dem Principal. Von Dr. Karl Schildener, Prof. in Greifswald. Greifswald bei C. A. Koch.* 1833. 44 S. 8.**

Vorliegende kleine Abhandlung vereinigt das doppelte Bestreben, durch welches der geehrte Hr. Verf. seit lange den Germanisten bekannt und werth geworden, in sich, die Bemühung, einestheils das Skandinavische Recht, anderntheils das religiöse Element im Rechte uns näher zu bringen. Um so weniger versagen wir es uns, ihren Hauptinhalt und zugleich die Zweifel, die sich dagegen erheben lassen, in Kürze darzulegen.

Die Ergebnisse der hier angestellten neuen Untersuchung über die Natur des Sacramentalen- oder Hülfseides lassen sich auf zwei Sätze zurückführen.

1) Der Eid jener Helfer der schwörenden Hauptparthei ist ein *Gottesurtheil*. Urkunden, welche Dufresne s. v. *judicium* auszieht, nennen ihn *judicium dei*. Und was ist er selbst anders als „eine Entscheidung streitiger Rechtssachen durch den Ausdruck eines gemeinsamen religiösen Bewuſstseins mehrerer Individuen. Diese religiöse Gemeinschaft ist wesentlich, sie eben ist es, die diesen Eid zum Gottesurtheile macht; von den Eiden Einzelner wird dieser Ausdruck nicht gebraucht". Er galt nicht „als von individueller Willkür eingegeben, sondern vom Geiste religiöser Gemeinschaft erzeugt und getragen."

Bemerken möchten wir hiegegen, zunächst, daſs der aus äuſsern Zeugnissen entnommene Grund ganz hinwegfallen dürfte. Denn wenn die Stellen bei Dufresne das *judicium dei* noch für etwas Anderes als das eigentlich sogenannte Gottesurtheil gebrauchen, so geschieht dies für *Eid* überhaupt, und wohl in dem Sinne, daſs der Schwörende sich dem, den Meineid strafenden Urtheile Gottes unterwirft, nicht aber durch seinen Schwur Gottes Entscheidung ausspricht. So z. B., wenn in einer jener Stellen (*L. Longobard. L. II. t.* 52. §. 15) der Richter: *homines credentes ad judicia dei* schwören läſst, daſs sie Verbrechen, die sie in Erfahrung bringen möchten, nicht verhehlen wollen, kann

nur eine gewöhnliche eidliche Verpflichtung von Beamten gemeint sein. Insbesondre aber ist in allen angeführten Stellen nur vom Eide *Einzelner*, nicht der Consacramentalen die Rede; jedenfalls also wäre durch sie mehr und anderes dargethan, als vom Verf., der das Gottesurtheil aus der Gemeinsamkeit des Schwurs hervorgehn läfst, gewünscht wird.

Und was den innern Grund anbetrifft, so kann man allerdings mit dem Verf. sagen: „wie die Alten gemeinsam beteten, opferten, schmausten, kämpften, so schwuren sie auch zusammen als Eidhelfer"; weil als Helfer regelmäfsig Verwandte, Genossen, sonst Nahverbundene auftreten. Aber sollte, da die äufsern Zeugnisse uns gar keinen Anlafs geben, den Hülfseid ein Gottesurtheil zu nennen, ja da sie regelmäfsig *judicium dei* und *sacramentum* einander entgegensetzen, sollte die Bedeutung, die das Beweisverfahren dem Eidhelferschwur beilegte, nicht noch andre und näher liegende Erklärungen dulden, als die, dafs das Gericht in ihm einen Ausspruch der Gottheit erkannt hätte?

Unsere Abhandlung führt 2) aus. Die nordische Formel des Hülfseides: *att hina svuru sant och lagh reen och icke meen*, wörtlich: dafs jener (der Principal) schwur *wahr* und *gesetzlich* rein und nicht mein (falsch), — ist die ursprüngliche, volksthümliche; dagegen die deutsche kürzere Formel: „dafs der Eid jenes sei rein und nicht mein," ist eine spätere, durch Einflufs der Kirche zusammengezogene. Der Gegensatz beider aber, und der Sinn der vorgenommenen Aenderung ist dieser (S. 36.) Der nordische Eid ist ein *juramentum veritatis*, der den vom Principal beschwornen Gegenstand *unmittelbar* bestätigt, so dafs die objektive Wahrheit nicht blofs erst eine *Folge* der religiös-genossenschaftlichen Entscheidung ist. In der deutschen Gestalt ist er *j. credulitatis*; der Mitschwörende bezeugt nur die *subjektive* Wahrhaftigkeit im Eide des Principals, und die Wahrheit des vom Principal beschwornen Objekts ist erst ein weiteres aus jener Abgeleitetes. Die Kirche entfernte nun aus dem Eide theils das „gesetzlich", das sich auf die heidnische *Form* des Eides bezog, theils (was uns hier näher angeht) das „wahr", weil es, die Wahrheit des *Gegenstandes* gradezu bekräftigend, das Seelenheil gefährdete. Sie drang jedoch im Norden nicht durch; die alte Formel und ihre Bedeutung als *juramentum veritatis* erhielt sich in Schweden, bis die Königin Christina im J. 1653 den Eid für *j. credulitatis* erklärte und zugleich dessen Formel änderte.

Auch gegen diese Ansicht erlauben wir uns einige Zweifel. Bekannt ist, dafs man den Eidhelfern eine eigentliche *Wissenschaft* von dem, was der Principal beschwur, nicht zumuthete; war doch der Inhalt des Hauptschwurs regelmäfsig eine Negative, eine „Unschuld". Hätten nun unsre Vorfahren den Hülfseid solcher, der Thatsache oft ganz fern stehender Personen, demungeachtet ganz entschieden auf diese Thatsache unmittelbar bezogen, so vermöchten wir dies allerdings nur durch die Annahme zu erklären, dafs sie in den Eidhelfern Inspirirte, in ihrem Ausspruche ein Urtheil Gottes erblickten. Nach Obigem sind wir zu dieser Annahme nicht berechtigt, und die erste Stütze für des Verfs. Ansicht fällt dadurch hinweg. Eine zweite scheint uns für sich allein nicht sicher und verläfslich genug. Sie besteht darin, dafs die nordische Formel um das Wort *sant* (wahr) reicher ist. Uns dünkt, man könne bei einer unbefangnen Vergleichung dieser Formel mit der gedachten Deutschen, mit der Longobardischen: *juramentum ejus esse verum et non falsum*, mit der Angelsächsischen, dafs der Eid: *is claene and unmaene*, auf jenes *sant* ein so starkes und besondres Gewicht nicht legen, es dürfe vielmehr dieses „wahr" eben so gut als das „rein, unmein, *claen*" u. s. f. auf den *Eid* des Hauptschwörenden bezogen werden.

Dafs nun der Hülfseid, sonach auf die subjektive Wahrhaftigkeit des Hauptschwurs bezogen, doch noch eine doppelte Auffassung als *juramentum veritatis* und *credulitatis* leidet, erhellt ziemlich leicht. Die erste hat Stjernhöök (p. 112), der auch vom Vf. für die altschwedische Ansicht angeführte Zeuge, wenn er, den Hülfseid *juramentum veritatis* nennend, dieses so erklärt: *Sacramentales vero ipsi non directe quidem in factum aut rem controversam jurabant, ita tamen, ut non aliter consecutione necessaria accipi posset.* Der Hülfseid geht hiernach nicht auf die beschworne Thatsache, sondern auf den Schwur; dessen Wahrhaftigkeit aber wird nicht blofs geglaubt, gemeint, sondern gradezu auf den Eid behauptet, versichert; so dafs aus dieser Assertion die Wahrheit der vom Principal beschwornen Thatsache nothwendig gefolgert werden mufs, und wiederum die Falschheit des Haupteides den Meineid der Eidhelfer ohne weiteres nach sich zieht.

Im Gegensatz hiezu ergeben sich von selbst Sinn und Folgen des Eides, wie ihn das kanonische Recht vorschrieb: *purgatores jurent, quod ipsi credunt eum verum jurasse*, oder wie er in Schweden nach der Formel der Königin Christina lautete: *credo ex illa consuetudine, quam habui cum hoc viro ..., ejus juramentum esse purum et non falsum.*

Es mag schliefslich noch bemerkt werden, dafs unsre Formel nicht nur von Eidhelfern gebraucht wird, sondern auch von demjenigen, der seine eigne Behauptung eidlich bekräftigte. Wir können hiefür Zeugnisse von weit auseinander liegenden Zeiten und Gegenden anführen: 1) *Westgöta Lagen II. Add.* 12. §. 1, welche den Schwörenden noch einmal schwören läfst: dafs er schwur *a rettom endagh med lagha munhaue* (am rechten Termin mit der gesetzlichen Eidesform) *reen oc eig men*; 2) ein Märkisches Erkenntnifs von 1481 (v. Raumer *Cod. diplom. Brandenburg.* Th. 2. S. 154), wonach der Beklagte seine Verneinung des Inhalts der Klage so beschwört: dafs solch neyn reyn und nicht meyn sei.

G. H.

№ 112.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

uch eines allgemeinen evangelischen Gesang- d Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausge- uch.

(Fortsetzung.)

Wir bemerken hier gleich, dafs im Gebetbuch S. as Gebet an die Engel noch anstöfsiger ist; es mit den Worten an: „Herr Jesu, du grofser En- es Bundes", eine Benennung, der, wie wir glauben, e Dogmatik gänzlich widerstreitet; was nun von hätigkeit und dem Wesen der Engel gesagt wird, einem evangelisch-christlichen Ohre matt klin- z. B. „Deine Engel sind heilig und rein; hilf auch lafs ich sei heilig und unsträflich vor dir". War- icht lieber an Christi Heiligkeit und Reinheit ge- ? Diese ist doch ein lebendiges Bild für uns; wir n von seinem Leben und Wandel, haben eine te von dem unsrigen zu dem seinigen, aber die l? Wie unbestimmt und verschieden ist deren Vor- ng! Die Extreme kindlicher Selbstlosigkeit und ischer Thatkraft, ohne doch eigenen Impuls zur zu haben, springen hier für die Phantasie zur igfaltigsten Ausbildung hervor.) — In Hinsicht Morgen- und Abendlieder schiene es uns zweck- g, sie theils, wo sie allgemeiner gehalten sind, dem e der Trinitatislieder einzureihen, theils, wo die hung auf die Tageszeit eigends hervorgehoben ist, er häuslichen Andacht zu überlassen; eine eigent- kirchliche Bedeutung ist in ihnen eben so wenig n Neujahrsliede zu finden.

Wir fordern demnach für die allgemeine Eintei- die höchste Einfachheit und Natürlichkeit; noch Einspruch müssen wir gegen die besonderen Ab- tte einlegen, in welche die Hauptkreise der Lieder llen. Bei Allem, was der Popularität angehört, ist *al fresco* Manier nothwendig; eine *zu subtile Aus- ng* allgemeiner und nothwendiger Bestimmungen verwischt dem Volke zu leicht diese selbst. So ist es offenbar eine ganz unnöthige Wiederholung, wenn im zweiten Abschnitt der allgemeinen Sonntagslieder für die Trinitatiszeit *A*) von Gott im Allgemeinen; *B*) von Gott dem Vater, Schöpfer, Erhalter, Regierer und Herzenskündiger; *C*) von Gott dem Erlöser, *D*) von Gott dem Heiligmacher — Lieder zusammengestellt sind, denn vom Vater, Sohn und Geist als „Gegenstand des Glaubens" ist ja schon in allen Festliedern vom Advent an die Rede. Und welche fremdartige Ueberschriften? Von Gott, dem Erlöser, dem Heiligmacher. Warum nicht von Christo, vom heiligen Geist? — Ebenfalls unnöthig ist die Wiederholung der Tauf- und Abendmahllieder, die erst ganz richtig im Kreise der Kirchenzeitlieder bei den Mitteln des Glaubens, dann noch einmal bei den Feierliedern zu besonderen geistlichen Festen vorkommen; wozu das? Eben so, warum in der zweiten Abtheilung *VI, C*, ein besonderes Lied zur Ostercommunion, als wenn das Sacrament an diesem Tage ein anderes wäre? — Ebenfalls unnütz ist es, für die Verbreitung des Christenthums und seiner heiligen Schrift aparte Lieder zu geben, welche den Vf. zu einem Anhang bei den Fest- und Zeitliedern gezwungen haben, denn, was hier 255—60 vorkommt, gehört das nicht zu den Liedern vom göttlichen Wort 365—73? — Ferner, warum sind die Lieder von No. 390—585 nicht, zufolge der Schrift und Dogmatik, nach dem Unterschied der christlichen Tugenden in Glaube, Liebe und Hoffnung eingetheilt? Ist *IV, B*, vom Verlassen des Irdischen und dem Streben nach dem Himmlischen nicht eine recht weitschichtige Kategorie? Ist sie aber ihrem Inhalt nach etwas Anderes, als die Opferlieder darbieten? Diese, 554—85, sind viel zu sehr zerspalten; die Differenzen *A*) der Sehnsucht der gläubigen Seele nach der Vereinigung mit Gott und Christo, *B*) der Hingabe des Herzens an Jesum und *C*) der eigentlichen (?) Opferlieder sind viel zu fein, um besondere Auszeichnung zu ver-

dienen. Nach unserer Meinung würde die Ueberschrift von der christlichen Liebe mehr sagen, und die Lieder von der Hoffnung 481 — 495 würden am besten die Reihe der Kirchenzeitlieder beschliefsen, wogegen es hier auffällt, nach der Besingung des ewigen Lebens, nach den Liedern vom jüngsten Gericht, nach einer ganzen Folge christlicher Tugenden der Gottgelassenheit, Wachsamkeit, Tapferkeit, unter anderem auch der Liebe, noch von Lob-, Dank- und Selbstopfern zu lesen. Der Vf. legt auf diese Lieder ein besonderes Gewicht; auch in Tholucks litterarischem Anzeiger ist dies geschehen, als wenn der Gedanke des Opfers gleichsam untergegangen gewesen wäre und *hier erst* wieder in die Christenheit eingeführt würde; unbegreiflich, wie man dazu kommt. Was ist denn der christliche Glaube, wenn er nicht dem Menschen die Nothwendigkeit zeigt, dafs er, um frei zu sein, von sich selbst und allem Endlichen loslassen müsse? Was ist die Liebe anders als die Verwirklichung dieses Begriffs? Die christliche Liebe ist nicht, wie die der Zöllner und Heiden, um der Gegenliebe willen; sie ist wesentlich Selbstverleugnung; und ist diese nicht ein Opfern seiner selbst, da „seine Grenze wissen sich aufopfern" heifst? Warum also besondere Opferlieder? Der Gedanke des Opfers zieht sich so tief durch alle Momente des christlichen Glaubens hin, dafs er auch in den crafs rationalistischen Gesangbüchern nicht hat verwischt werden können, wenn auch die eigenthümliche Benennung solcher Lieder fehlte. Wir halten daher die Aeufserung in jenem Anzeiger für übertreibend, welche sagt: „Wohl ist der Verf. nicht der Erste und Einzige, der in unserer Zeit die Würde und Bedeutung des evangelischen Gottesdienstes so aufgefafst und in's Licht gestellt hat: aber er hat das Verdienst, der *Erste* und *Einzige* zu sein, der die Einsetzung des öffentlichen Gottesdienstes in seine *wahre* Stellung nicht nur theoretisch gerechtfertigt, sondern auch practisch ausgeführt hat, indem die christlichen Opferlieder und entsprechenden Gebete nicht nur ihren Platz im Buche finden, sondern recht als der Culminationspunct des öffentlichen Gottesdienstes hervortreten."

Für die Anordnung der *einzelnen Lieder* in den besonderen Abtheilungen der grofsen Liederkreise hat der Vf. den interessanten Gedanken gehabt, sie nach der Folge ihrer *chronologischen* Entstehung zu ordnen, indem auf solche Weise von selbst eine naturgemäfse *Steigerung* im Ausdruck des Grundgedankens eines jeden Abschnittes sich ergeben müsse. Wir billigen diese historische Construction, weil durch sie allerdings die Entwicklung des Bewufstseins der evangelischen Kirche in ihren verschiedenen Abstufungen lehrreich vor Augen tritt. Die einfachen dogmatisch strengen Lieder der Böhmischen Brüder; die ebenfalls noch schlichten aber von dem Jubel des Sieges durchströmten Lieder der Reformationszeit; die stille Innigkeit Paul Gerhards, den der Verf. mit Recht als den Mittelpunct des evangelischen Gesanges erhebt; die kunstreiche Reflexion und Mannigfaltigkeit der Schlesischen Schule; die Wehmuth der Halleschen und Zartheit der Herrnhutischen; die anspruchlose Frömmigkeit, Biederherzigkeit und Deutlichkeit der Gellertschen Schule greifen unmittelbar ineinander ein. Der Verf. hat auch einige von den im Mittelalter schon verdeutschten Liedern der Lateinischen Kirche nach späteren Bearbeitungen mitgetheilt, von den *neueren* Dichtern aber, seit Klopstock, nur Weniges in Verhältnifs zu dem, was er der Schlesischen und Halleschen Schule entlehnt hat. Doch ist es immer genügend, um den älteren Gesang mit dem jüngeren zu vergleichen. Der dem Buch gemachte Vorwurf, es sei kein evangelisches, sondern nur ein *pietistisches* Andachtsbuch, ist ungerecht; die Uebersicht der Liederdichter und der von einem jeden entnommenen Lieder legt den speciellen Bewels ab, dafs keiner Richtung unseres geistlichen Gesanges ganz vorbeigegangen ist. Den Wunsch, von den neueren Dichtern seit Gellert und Klopstock eine gröfsere, von der Halleschen und Schlesischen Schule eine geringere Auswahl gemacht zu sehen, können wir freilich nicht unterdrücken, und der Vf. wird nach seinem eigenen Princip uns darin beistimmen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLIX.

Handbuch der Französischen Sprache und Litteratur, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen Französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler u. H. Nolte. Dritter Theil, enthaltend die Prosaiker der neueren und neuesten Litteratur, bearbeitet von Dr. J. Ideler, herausgegeben von L. Ide-

r. *Berlin*, 1833. *Nauckscbe Buchhandlung.*
. 8.

e um den litterarischen und sprachlichen Jugendunterricht
h verdienten Handbücher von Ideler und Nolte haben un-
ifelt den grofsen Werth, dafs sie, statt die Jugend auf die
ige und durch den stereotypen Gebrauch für Lehrer und
r bis zum Ekel trivial werdende Lectüre eines einzelnen
nnten Schulbuches zu beschränken, ihr eine mit Erwek-
les litteraturwissenschaftlichen Sinnes zusammengestellte
ie einer ganzen Volkslitteratur eröffneten, in welcher sich,
anregender Abwechselung im Einzelnen, Entwickelung
nfang einer zusammenhängenden geistigen Welt erkennen
erschauen liefsen. So nur konnten sich bei der Lectüre
enz und Fassungskräfte der Jugend, die man beim Un-
t nie als zu geisteseng voraussetzen sollte, erweitern,
id sich sonst Lehrer und Lernende etwa bei ihrem Béli-
n Marmontel, den sie den ganzen Cursus hindurch zu-
n interpretirten, ohne je damit fertig zu werden, in all
notonen Langweiligkeit stumpf lasen. Auf die bequem-
l angenehmste Art umfassende Litteraturkenntnisse zu er-
, dazu war der Gedanke der Ideler-Nolteschen Handbü-
in sehr glücklich einschlagender, und hat sich eine lange
von Jahren hindurch darin bewährt, sodafs wir eine bis
e neueste Zeit hinausgeführte Fortsetzung des Handbu-
er Französischen Sprache, das unter allen am meisten ge-
lich und nützlich geworden, nicht anders als mit Dank
nnen heifsen. Nachdem wir schon in einem früheren
ieser Jahrbücher das zu ganz ähnlichem Zweck bestimmte
uch der Hrn. Büchner und Herrmann angezeigt haben,
en wir auch über das vorliegende, das von einem Sohne
rdigen Hrn. Prof. Ideler ausgearbeitet ist, aus denselben
ausgesprochenen Gesichtspuncten. Beide Bücher, wel-
e nämlichen Zeiträume der neueren Französischen Litte-
eit der Revolution von 1789 durchmessen, können, da sie
beide da sind, unseres Erachtens sich sehr gut zu einer
eitigen litterarischen Ergänzung dienen, und indem kein
l ist, dafs sie beide nebeneinander ihr Bestehen finden
, möchte man sie am liebsten auf die Weise miteinander
currenz treten sehn, dafs sie, jedes verschiedene Seiten
en Schriftsteller heraushebend, sich so zu einer allge-
Vollständigkeit des Litteraturbildes ausfüllen, und so
lem einzelnen hinderlichen Schwierigkeit, den vielumfas-
Kreis, den sie sich vorgesteckt, in einem einzigen Bu-
schöpfend zu umschreiben, gemeinsam begegnen. Dies
der That auch unwillkürlich bei den beiderseitigen Her-
ern Statt gefunden, indem Jeder nach seiner Individuali-
wählte und zusammenstellte, und sich daher beide Hand-
auch für jeden gebildeten Leser zu einem belehrenden
ma der neuesten Französischen Litteratur vereinigen.
neuere Litteratur der Franzosen, gegründet auf die gei-
'olksumwälzung der ersten Revolution, sodann durch den
ler Restauration hervorgetretenen Romantizismus schon
weiter charakterisirt, und durch die Aufregung der neue-
sten politischen Zustände in einer fortwährenden Lebensbeweg-
lichkeit und Aufnahmefähigkeit erhalten, ist auch eine so viel-
farbige und vielgestaltige Welt der mannigfachsten Nationaläu-
fserungen, dafs man behaupten könnte, die ihr vorangegangene
altklassische Litteraturperiode der Franzosen lasse sich eher als
eine Welt *in nuce* zusammendrängen, denn diese in zwei star-
ken Octavbänden skizziren. Die Litteraturperiode Ludwigs des
Vierzehnten ist bei weitem nicht so bedeutsam für eine wahr-
haft nationale Abspiegelung des Französischen Volkscharakters
gewesen, als es die neuere und gegenwärtige, in allen Farben
der Nationalität schillernde Litteratur ist. Das litterarische
ancien régime war doch nur eine prachtvoll erhabene Versteif-
fung der Französischen Nationalität, und die gute goldene alt-
klassische Zeit brachte Musterschriftsteller für die Bewunderung
hervor, aber nichts, was als Ideen-Gemeingut in Herz und Blut
des Volkes hätte eindringen können. Daher verdient gerade
diese neuere Französische Litteratur eine doppelte Aufmerksam-
keit für Jeden, der ein Interesse daran hat, den Französischen
Volkscharakter selbst in seiner bewegtesten Mischung zu beob-
achten, was man z. B. von der Englischen Litteratur der neue-
ren Zeit kaum in ähnlichem Sinne sagen könnte. Wenn dort
auch von einzelnen Geistern Bedeutendes geschaffen wurde, so
hat doch von Seiten des öffentlichen Lebens der monotone Wech-
sel zwischen Whigs und Tory-Verwaltung, der seit lange das
einzige Prinzip der Bewegung gewesen, wenigstens keine neue
Nationaltypen der Litteratur aufdrücken können.

Wenn wir nun die beiden genannten Handbücher, welche
jene reich ergossenen Ströme in ein überschauliches Bassin zu
leiten versucht haben, mit einander vergleichen, so finden wir,
dafs sie, obwohl keines ganz vollständig, doch in der Fülle des
Gegebenen wenig von einander abweichen. Büchner und Herr-
mann geben eine litterarhistorische Einleitung in den von ihnen
behandelten Zeitraum, die sehr zweckmäfsig ist und den Vor-
theil einer allgemeinen Uebersicht dessen gewährt, was nachher
im Einzelnen vorübergeführt wird. Bei Ideler mufs man eine
solche Einleitung vermissen, obwohl dafür gesagt werden kann,
dafs dieser Herausgeber die Biographieen der einzelnen Schrift-
steller ausführlicher bearbeitet, sie unmittelbarer aus den Quel-
len selbst geschöpft und mit reicheren litterarischen Nachwei-
sungen und kritischen Urtheilen begleitet hat. Auch hat er dem
Text häufiger Anmerkungen beigegeben, und dadurch oft sehr
gut nicht nur in den Zusammenhang Französischer Zustände und
Localitäten eingeführt, sondern auch umsichtig dafür gesorgt,
dem Leser mancherlei nützliche Kenntnisse und Winke bei der
Lectüre mit auf den Weg zu geben. Es ist indefs auch zu be-
merken, dafs Hr. Ideler hier nicht selten des Guten zuviel ge-
than. In den Anmerkungen zeigen sich manche überflüssige
Dinge, die an dieser Stelle zu gewaltsam herbeigezogen er-
scheinen, und wenn wir auch der Meinung sind, dafs es wohl-
gethan, dem Lernenden schon immer mehr litterarisches Mate-
rial in die Hände zu geben, als er selbst für jetzt brauchen
kann, so ist doch in einem Buche dieser Art die Rücksicht auf
Raum-Ersparnifs noch überwiegender. Auch in der Bearbei-
tung der Biographieen hat sich Hr. Ideler hin und wieder gar

zu weitschweifig gehen lassen; die Biographie Volney's nimmt z. B. allein *sieben* enggedruckte Seiten des grofsen und breiten Formats ein, was nicht nur im Verhältnifs der litterarischen Wichtigkeit dieses Schriftstellers zu viel ist, sondern auch für den vorgesteckten Zweck überhaupt. Die Artikel über die Staël, über Humboldt und viele Andere sind in der zuletzt erwähnten Hinsicht ebenfalls zu ausführlich gerathen. Doch läfst sich nicht läugnen, dafs in dieser ausgeführteren Darstellung, die nur in den Gränzen eines Handbuches nicht angewandt scheint, nicht selten ein lebhafteres und interessanteres Bild der Individualitäten hervorgetreten ist, als in der kürzeren Behandlung bei Büchner und Herrmann. Die Kürze der biographischen Notizen, welche die Hrn. Büchner und Herrmann geben, ist indefs für die Zwecke, um die es sich hier handelt, höchst lobenswerth. Die Büchner-Herrmannschen Biographieen sind klar, gedrängt, übersichtlich, und enthalten doch immer das Nöthige. Nur fällt bei ihnen unangenehm auf, dafs sie oft unter ihren Quellen Bücher, wie das Brockhausische Conversations-Lexicon, als eine Gewähr und Autorität für ihre Angaben aufführen, was man Werken dieser Art, die, unbeschadet ihrer praktischen Nützlichkeit, doch schon an sich ein Verderben in der Litteratur sind, nie bei wissenschaftlichen Arbeiten zugestehen sollte. In der Reichhaltigkeit der Auswahlen war Hr. Ideler durch seinen, wie es scheint, compendiöseren Druck bevorzugter, dennoch haben die Hrn. Büchner und Herrmann in ihrem Bande schon prosaische Stücke von Victor Hugo und Alfred de Vigny gebracht, die auch nicht fehlen durften, und welche Hr. Ideler mit Unrecht auf den folgenden Theil seines Buches verspart hat, da er in dem vorliegenden doch bereits der prosaischen Litteratur einen gewissen Abschlufs gegeben zu haben scheint. Dafür bringt Hr. Ideler eine ihm eigenthümlich angehörige Auswahl von dem geistreichen Lerminier, aus dessen *Lettres a un Berlinois*, worin der St. Simonismus, wenn auch nur im Allgemeinen, trefflich charakterisirt wird. Dies Stück ist um so passender hier gewählt, da der St. Simonismus eine zu bedeutende Stelle in der gesellschaftlichen Cultur des heutigen Frankreichs eingenommen hat, als dafs er nicht auch in einem Handbuche der Französischen Litteratur eine Schilderung verdient hätte. Ferner gibt Hr. Ideler mit Recht etwas von dem jüngeren Ampère, der bei Büchner und Herrmann fehlt, aus dessen in mehreren Artikeln der *Revue de Paris* dargestellten Schwedischen Reise, doch ist der vorangeschickte Bericht über diesen Schriftsteller zu dürftig ausgefallen. Auch den luftigen Patron, den man in allen Pariser Journalen so graziös tanzen sieht, den angenehmen Schwätzer Jules Janin findet man bei Hrn. Ideler, mit einem nach seiner Art geistreich geschriebenen Aufsatz über den Verfall der heutigen Kunst und Poesie in Frankreich, und da der Herausgeber hiemit den prosaischen Theil seines Handbuches zweckmäfsig zu beschliefsen glaubte, so mag die Auswahl gerechtfertigt sein, die auch sonst wohl nicht auf Janin gefallen wäre. Endlich gibt Hr. Ideler noch einige kleine Anhänge, die Namen der Marschälle von Frankreich, und eine Notiz über die veränderte Zeitrechnung während der Revolution, enthaltend.

Ueberblicken wir die in dem Idelerschen Handbuche versammelten Autoren in ihrer Gesammtheit, so müssen wir es dem Herausgeber rühmend zugestehn, dafs er mit geschickter Wahl keine bedeutende Seite der Litteratur unberührt gelassen hat. Besonders ist die Geschichtschreibung der Franzosen, wie es sich gebührte, mit einer gewissen Vollständigkeit vertreten; Mignet aus seiner Geschichte der Französischen Revolution, Bignon aus seiner *Histoire de France*, Capefigue aus seiner berühmten Geschichte der Restauration, Daru aus seiner *Histoire de Venise*, Sismondi aus der Geschichte der Italienischen Republiken, der anmuthig naive Barante aus seiner Geschichte der Herzöge von Burgund, Michaud, Thiers, Thierry, Lemontey, haben sehr interessante Stücke hergegeben. Von Dupin (dem Präsidenten der Deputirten-Kammer in den letzten Sessionen) liest man das feinsinnig beredte Plaidoyer für Béranger; von Mirabeau einen *Discours sur le renvoi des troupes qui environnaient Versailles et la capitale au commencement de Juillet* 1789. Die Discours dieses gewaltigen Donnergottes der politischen Beredsamkeit sind allerdings sein Eigenstes, und auch in dem Büchner-Herrmannschen Handbuche ausschliefslich berücksichtigt, doch wäre zu wünschen gewesen, dafs man auch einmal etwas aus Mirabeaus Briefen, welche er an die Marquise Le Monnier geschrieben, (*Lettres originales de Mirabeau*, zuerst Paris 1792.) auszuheben gesucht hätte, in welchen sich sein merkwürdiger Privatcharakter auf eine höchst originelle Weise schildert. Ein anziehender Artikel ist der über den Bischof Grégoire. Von Salvandy bieten sich Abschnitte aus seinem Alonso, von Benjamin Constant eine Charakteristik des Abbé Sieyes, von P. L. Lacretelle (aus dessen *Fragmens littéraires et politiques*) ein lesenswerthes *Portrait de Frédéric II, roi de Prusse*, und ein Portrait Mirabeaus dar. Von Villemain, Guizot, dem Fürsten v. Ligne, Chateaubriand und De Gérando, welcher letztere auch zu den Wahlverwandten Deutschlands in Frankreich gehört, finden sich ebenfalls interessante Stücke. Männer wie Cuvier und Fourier (der Mathematiker und Secretair des *Institut de l'Egypte*) konnten zwar an diesem Orte gerade das ihnen Eigenthümlichste nicht beisteuern, da es der Sache nach von einem Handbuche dieser Art ausgeschlossen bleiben mufste, doch ist es nicht unangemessen, sie hier mit einigen von ihnen gehaltenen akademischen Elogen auftreten zu sehn, den ersteren mit einem *eloge historique de M. Banks*, den anderen mit einer Lobrede auf Herschel. Auch aus dem weltberühmt gewordenen *Livre des Cent-et-un* begegnen uns einige mit Recht ausgehobene Stücke, namentlich von einem noch wenig gekannten Schriftsteller, A. Bazin, dessen humoristisch-allegorischer Nekrolog des Monsieur Mayeux mitgetheilt wird. Was die schöne Litteratur der Prosa betrifft, so ist diese von Hrn. Ideler offenbar zu sehr vernachläfsigt und in den Hintergrund geschoben worden. — Schriftsteller, wie De Pradt, Kératry, Sainte-Beuve, St. Marc-Girardin, die ihrer trefflichen Prosa und geistreichen Gedanken wegen einen Platz verdient hätten, fehlen in beiden der miteinander in Concurrenz getretenen Handbücher.

Theodor Mundt.

№ 113.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

such eines allgemeinen evangelischen Gesang- nd Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausge- rauch.

(Fortsetzung.)

Denn bei der Einsicht, dafs die *spätere* Gesang- le zugleich auch den fortgeschrittenen Geist der he ausdrücke, wird er zugeben, dafs die unserer *enwart* näherliegenden Lieder auch die unserem ıaligen religiösen Bewufstsein *angemesseneren* sind. tlose, undichterische, unkirchliche, dem Wesen des istenthums entfremdete Lieder sollen immer und über- aus einem classischen Gemeindegesangbuch ausge- ɔssen bleiben, ein Kanon, der auch für die älteren Verf. vorzugsweise geehrten Schulen gilt und in hem auch das Princip für die nothwendigen *Aen- ngen* im Text der älteren Lieder liegt, ohne die sie unserer jetzigen Bildung nicht wohl als *unmit- ır* lebendige Elemente des Gottesdienstes würden gnen können, denn wir dürfen bei den Gemeinden *wissenschaftliche Interesse* nicht voraussetzen, das durch solche geschichtliche Entfaltung vorzugs- e befriedigt finden mufs; die Gemeinde will etwas n, das *ohne Rücksicht auf seine Entstehung* ihrem hl, ihrer Anschauung Worte leihe. — Bleiben wir innerhalb der zur Vergangenheit mit Vorliebe hin- igten Ansicht unseres Vfs. stehen, so scheint uns , dafs jene oben schon gerügte Zersplitterung der ptabtheilungen in Unterabtheilungen seinem eigenen ck geschichtlicher Auseinanderlegung geschadet habe. e er drei grofse Kreise von Gott als Vater, Sohn Geist und aufserdem nur noch einen Anhang be- erer Feierlieder zu Neujahr, Trauung, Ernte u. s. so würde er von jeder Epoche des Gesanges auf *nal mehr* Lieder zusammenstellen und damit einen chiedneren Eindruck haben hervorbringen können, dafs jetzt in den kleinen Abschnitten die Unter- schiede entweder sehr schroff nebeneinanderstehen oder auch gar nicht fühlbar werden. Hätte der Vf. z. B. in der dritten Abtheilung drei Abschnitte gemacht, von der Kirche, von den Mitteln des Glaubens und von den christlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, so würde er in der Kategorie von der Tugend des Glaubens die Buls- und Beichtlieder 282—308, die von Gott dem Heiligmacher 355—58, von der Rechtfertigung 390—96, vom Vertrauen auf Gott und von der Ergebung in seinen Willen 420—53 gewifs in einer schöneren und eindringlicheren Folge haben zusammenfassen können, als sie jetzt zerstreut aufsereinanderliegen. Dasselbe müssen wir von den Adventliedern sagen, wo der Vf. *A*) Lieder zur Eröffnung des Kirchenjahrs, *B*) Lieder über Christi Ankunft in's Fleisch, in's Herz und zum Gericht, *C*) besondere Adventlieder, 1) über Christi Ankunft in's Fleisch und Herz, 2) zum Gericht und 3) über Christi Menschwerdung im Fleisch unterschieden hat. Da die Ankunft Christi, die Menschwerdung Gottes, keine andere Beziehung hat, als die Erlösung vom Bösen, die Versöhnung der Menschen mit Gott, so fallen die Lieder der verschiedenen Rubriken doch oft ganz ineinander und heben so durch sich die gemachten Unterschiede auf. Wie herrlich wäre es gewesen, wenn 67, 71, 78, 91 zusammengestanden hätten; und wiederum die jauchzenden Stimmen 70, 89, 90, 96 und 97! So hätte sich der Anfang dieses Abschnittes zu einem gröfseren Ganzen der Anschauung, die Mitte der anbetenden Betrachtung des Heils und das Ende des Entzückens über die kommende Erlösung zu einer in sich gerundeten Liederreihe abgeschlossen, wogegen jetzt die vielfachen Theilungen die Kraft des Eindrucks verschwächen. Der Verf. kann uns nicht entgegnen, dafs diese Differenzen für den kirchlichen Gebrauch, für das Bedürfnifs des Predigers nothwendig seien, denn bei demselben findet doch eine freie Auswahl der einzelnen Lieder nach den besonderen Stimmungen und Verhältnis-

sen statt, welche durch keine noch so sorgfältige Sonderung zuvor erschöpft werden kann, weshalb wir darauf zurückkommen, die Abtheilungen einfacher zu machen. Die Bibel, Dogmatik, das Gesang- und Gebetbuch einer Kirche müssen in derselben Harmonie zusammenklingen. Die Bibel enthält im A. T. zuerst die Offenbarung Gottes als des Vaters; die Psalmen preisen ihn; die Propheten deuten auf die Zukunft des Messias; im N. T. steht zuerst die Geschichte Christi; ihr folgt die Erzählung vom Beginn der Kirche, die Darstellung von der Wirksamkeit des heiligen Geistes in den Paulinischen Briefen und der Hinblick auf die endliche Verklärung der ganzen Geisterwelt durch die versöhnende Macht des Christenthums. Nach diesem Grundtypus hat auch die Dogmatik vom Wesen Gottes, von Christo, dem Sohn Gottes, von der Stiftung, Wirksamkeit und Vollendung der Kirche als der Stätte des heiligen Geistes zu handeln; die geschichtliche Aufeinanderfolge der biblischen Bücher stimmt unmittelbar mit der nothwendigen in sich bestimmten Folge der Momente des Begriffs überein, und nach eben derselben sollte auch das Andachtsbuch der Kirche nur drei grofse Abtheilungen mit nicht zu vielen Subdivisionen haben.

Vielleicht hätte diese stete Rücksicht auf Bibel und Dogmatik den Verf. auch davon abgehalten, so viel Lieder aufzunehmen, in welchen die *Versöhnung einseitig als durch den Tod Christi bewirkt* vorgestellt wird. Wir sind weit entfernt, das Anrecht der Poesie auf eine solche Darstellung zu leugnen, denn es ist nothwendig, dafs die Stimmung, worin die unendliche Liebe, die uns Christus durch seine Aufopferung, durch sein Leiden und seinen Tod bewiesen hat, so recht innig empfunden wird, ihren feierlichen Ausdruck finde; die seelenvolle Anerkennung dieser göttlichen Liebe mag immerhin so sprechen, als wenn durch jenen Tod alle Sünde vernichtet sei. Wir sind noch weiter entfernt, die Wahrheit zu leugnen oder auch nur irgend zu beschränken, dafs ohne den Tod Christi dem Werk der Erlösung das Siegel gefehlt haben und das Christenthum ohne ihn eine blofse Religionslehre gewesen sein würde; erst dieser Tod hat uns das Räthsel unserer Natur enthüllt und den Vorhang aller Mysterien zerrissen. Aber wir billigen es nicht, wenn die Vorstellung zu sehr genährt wird, als wenn das *Factum an sich, das Sterben Christi als solches*, den Menschen bereits von der Sünde und ihrer Schuld befreie; das ist aber mit vielen der hier gegebenen Lieder geschehen; dafs die Wunden des Lammes, das Blutbad Christi uns von Sünden rein waschen, ist in so vielen Liedern und Gebeten ausgesprochen, dafs bei der *überwiegenden Anzahl* derselben sich in das Gesang- und Gebetbuch unwillkürlich, so zu sagen, eine dogmatische Unwahrheit eingeschlichen hat; dafs *wir selbst sterben*, dafs wir den Proceſs des Leidens und Sterbens Christi in uns erfahren und ohne diese Wandlung nicht mit ihm auferstehen können, dieser Gedanke der geistigen Wiedergeburt ist zu wenig ausgedrückt; selbst in den Opferliedern, wo dies Thema hauptsächlich vorherrschen sollte, wird diese *Arbeit des Menschen an seiner Eitelkeit* zu oft und zu breit in die Thätigkeit des Gottmenschen hinüberverlegt. Wir wollen keinen Pelagianismus, aber bei genauer Prüfung der Opferlieder wird der geehrte Verf. selbst finden, dafs sie *mehr den Gegenstand des Opfers, als den Act des Opferns*, diese schmerzliche Umkehr unserer Natur, betreffen; sie rufen Jesum an als den heiligenden, kräftigenden Erlöser, erklären, dafs er das Theuerste sei, was die Seele habe und sprechen das Vertrauen aus, dafs er, die Perle, der Bräutigam, die Seelenweide, Himmelsspeise, Lebensquelle, Freudenlicht u. s. w., durch seine Todespein uns ein süfser Jesus sein wolle. Wir führen aus 560 Strophe 4 an, die den Sinn der meisten Opferlieder darlegt:

„Ich fall in deine Gnadenhände,
Und bitte mit dem Glaubenskuſs:
Gerechter König! wende, wende
Die Gnade zu der Herzensbuſs;
Ich bin gerecht durch deine Wunden,
Es ist nichts Sträflichs mehr an mir;
Bin aber ich versöhnt mit dir,
So bleib ich auch mit dir verbunden."

Die geistliche Poesie unserer Zeit ist freilich oft so verweltlicht, dafs im Kampf mit ihr, im Bemühen, den ächten Ausdruck des Christenthums wiederherzustellen, in der Beschäftigung mit der älteren Hymnologie, eine Vertiefung in die Weise der früheren Kirche entstehen kann, welche das Widersprechende derselben mit unserem gegenwärtigen Standpunct nicht so scharf fühlt. Die *Vorurtheile* unserer Zeit gegen *biblischen und bildlichen Ausdruck* in den Liedern sind verwerflich; wir stimmen in dieser Beziehung vollkommen mit dem überein, was Billroth in seinen Beiträgen zur Kritik der praktischen Theologie und unser Verf. an

n Stellen darüber sagen. Das Volk hat mehr Sinn
'oesie und mehr Erinnerungen aus der Bibel, als
nüchternen, leeren Köpfe, die uns ihre seichte Pro-
ire dürftige Reflexion gern für das Heiligthum der
ung" ausgeben möchten; sie können sich darum
e geistliche Liederpoesie am wenigsten finden; sie
nur rohe Ausbrüche einer überspannten Phanta-
Verirrungen einer obsoleten Orthodoxie darin, wel-
em „ungebildeten" Volke nur gefährlich sein könn-
Solche Ansichten und Declamationen stammen
nicht selten aus Mangel an poetischem Gefühl und
Unbekanntschaft mit der Bibel her. Was nun den
nmenhang zwischen der Sprache der letzteren und
les Gesangbuches betrifft, so hat der Herausgeber
weckmäfsige Anordnung gemacht, über jeden Ge-
eine ihm entsprechende Bibelstelle zu setzen; dies
kann eben sowohl für eine Rechtfertigung des
atischen Gehaltes als der Form gelten. In poe-
r Hinsicht stimmen wir nun wohl mit den *Grund-*
s überein, welche Anhang II. mit vieler Umsicht
ckelt, aber mit der *Ausführung* können wir uns
immer vertragen. Der *Rhythmus* ist fast durch-
g wohllautend und die Recension der Lieder ver-
in dieser Beziehung, der des neuen Berliner Ge-
uches vorgezogen zu werden, worin oft viele Här-
nd unnöthige, verschwächende Sinnesänderungen
adeln lassen. Merkwürdig ist auch die Identität,
e in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht das
Gesangbuch der reformirt-evangelischen Gemeinde
übeck, das mit vorliegendem Versuch gleichzeitig
it demselben beweis't; wir sehen in dieser zufäl-
Uebereinstimmung eine Bewährung von der Rich-
t der im zweiten Anhang aufgestellten Regeln.
wir aber mifsbilligen, ist das Stehenlassen so vie-
dichterisches Ausdrücke, die, wie wir glauben, ohne
Wirkung oder aber befremdlich gesungen werden
ten. Wir erlauben uns, an einigen Beispielen
e Meinung zu erörtern. No. 50, Str. 1 würden
das Wort „beschmitzet" nach Anhang II, V, 4,
erfen; beschmitzen heifst mit Koth so besudeln,
z. B. die Schwalbe dem alten Tobias that, und dar-
it das Bild, vom Satan beschmitzet zu werden,
ber und gemein. — 68, Str. 3 „das lafs be-
n" ist ein uns entfremdetes Wort; warum nicht:
afs uns bleiben! — 85 ist scheinbar poetisch
eine bildvolle Sprache und hüpfende Bewegung
(No. 19 hat selbst einen opernhaften, spielenden Rhythmus); allein die Bilder sind ohne Zusammenhang; Thau, Regen, Berge, Sonnenschein sind ohne alle Entwicklung neben einander gesetzt; Str. 4 „benetze unser dürr Gemüth, Verbinde das verrenkte Glied" geht oder springt vielmehr unangenehm von der Dürre zur Wunde ohne Beziehung, abgesehen davon, dafs eine Verrenkung nicht wohl zum Verbinden, sondern zum Wiedereinrichten pafst; Str. 5 ist ganz leer und überflüssig. — 108, Str. 2: „Wie könnt' ich dich, mein Herzelein, Aus meinem Herzen lassen?" ist spielend; eine Gemeinde kann dies unmöglich singen; zur Privatandacht, die sich der Würde des Heiligen in ihrer Vertraulichkeit mehr begeben kann, eignet sich ein solcher Ton eher. —

(Der Beschlufs folgt.)

CL.

Philosophie. Eine Rede von Ferdinand Delbrück. Gehalten in Bonn den 17. Mai 1832 bei Eröffnung akademischer Vorträge philosophischen Inhalts. Von dem Verfasser dem Druck übergeben zur gelegentlichen Mittheilung an Gewogene und Ungewogene. Bonn 1832. 8.

Den Bildungsgang eines edlen Geistes von Stufe zu Stufe zu verfolgen, ist an sich ein hoher Genufs; von höchstem Reiz aber dann, wenn er selbst uns darüber die erwünschten Aufschlüsse giebt. Dieses ist in der vorliegenden kleinen Schrift der Fall. Geistreich, gehaltvoll, blühend, mit scharfem, markirtem Ausdruck sind die Züge des sich Bildenden aufgefafst, in dessen Person zuletzt der Hr. Verf. sich selbst darstellt. Er nimmt zur Philosophie seinen Ausgang von Lessing und durch ihn aufgeregt, der mehr, als irgend einer, im Stande war, einen Geist zu befruchten, macht er die ersten, wiewohl noch erfolglosen Schritte. Es öffnet sich ihm hierauf der Tempel der Homerischen Dichtung, von deren heiligem Feuer entzündet die Liebe des Schönen in ihm entbrennt. Diefs Leben in der Poesie hat sich seitdem auch in sein Philosophiren stark hineingezogen und sich auch nachher nie mehr ganz daraus verloren, was man allerdings, wenn man will, für eine Beeinträchtigung des reinen Gedankens ansehen kann, aber auch als Verschönerung desselben in der Erscheinung ehren mufs. Doch auch das Schöne will philosophisch begriffen sein, und durch diesen Zusammenhang wird er auch in der Philosophie festgehalten. Die Idee des Schönen ist nicht zu fassen ohne die des Wahren und Guten, und so kommt er zur Kantischen Philosophie. Die Jacobi-Mendelsohn'schen Bewegungen sind es ohne Zweifel, die ihn

dann zu Spinoza führen. Von der Grofsheit und Folgerichtigkeit dieses Systems angezogen, lebt er sich mit allen Gedanken in dasselbe hinein. Aber an seinem Gemüth scheitert der Beifall, den er denkend ihm zollen mufs. Er wendet sich den sogenannten exacten Wissenschaften zu, aber sie vermögen ihn vollends nicht zu befriedigen. Die Kunstwelt hatte er auch in den Abgrund des All-Einen hinabstürzen gesehen und das Bewufstsein der Vernichtung sich seiner bemächtigt. Da kommt er wieder zum Leben im Evangelium. Von da kommt in sein Philosophiren der Zug der Christlichkeit, welcher seitdem der edelste, schönste Schmuck seines Geistes ist. „Was die Geweihten zu ihm sprachen über die apostolische Bekennung als des Lebens Gelöbnifs, des Heiles Verschreibung, der Gnade Versiegelung; über das Geheimnifs der hochheiligen Dreieinigkeit; über Offenbarung, Wunder und Weissagungen; über Glauben, Hoffnung, Liebe; über Reinigung, Erleuchtung, Vereinigung der Seele — zog er sich ernstlich zu Gemüthe." S. 13. Man kann nichts Schöneres lesen, als diesen Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Christenthum. Mittelst des Dante, dieses christlichen Homer, steigt die alte Kunstwelt aus der Tiefe seines Innern in verklärter Gestalt hervor. Auch die erstorbene Liebe zur Wissenschaft lebt wieder in ihm auf. Nun war er im Stande, den Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Dichtkunst und Denkart überhaupt zu erforschen. Mit diesem christlichen Auge konnte er auch das Grofse und Herrliche Platos und Ciceros entdecken und beurtheilen, und so im Umgang mit den Weisen Athens und Roms blieb ihm auch nicht fremd, was in der Gegenwart vorging. Aus seinem vorgerückten Alter erzählt der Hr. Verf. zuletzt noch einen sinnigen Traum, der ihm in schwerer Krankheit kam und dessen Inhalt für die Art und Weise seines Philosophirens durchaus charakterisch ist. — An diese Darstellung schliefst sich zuletzt eine rechtfertigende Anmerkung zu einer S. 15. befindlichen Stelle, wo er von seinem mit Schleiermacher angefangenen Streite spricht: denn diesen nennt er als den, den er aufs Korn genommen und auch in jener Stelle vor Augen gehabt habe. Allein die bekannte Zweideutigkeit und Schlüpfrigkeit der Wendungen desselben in seiner Verantwortung auf die Delbrück'schen Angriffe, welche in den „Studien und Kritiken" steht, gab ihm auch die Ausflucht an die Hand: alle diese „auf seine Glaubenslehre gerichteten Angriffe sammt und sonders für nichts als Luftstreiche zu erklären, welche den wirklichen und wahrhaftigen Schl. gar nicht treffen, sondern einen scheinbaren, gespenstischen, welcher als Doppelgänger von jenem umherspukt." Hr. Schl. hat nämlich angefangen, aus dem Versteckensspielen jetzt aus Noth einen Ernst (wie aus der Wahrheit einen Spafs) zu machen, und das Mittel erfunden, sich bei allen auch den treffendsten Widerlegungen seiner Lehre aufser dem Schufs zu erhalten, indem er sich Doppelgänger hält, welche alle Ladungen der Art auf sich nehmen müssen, indefs er selbst stolz und keck, frank und frei hinter der Culisse herumgeht. „Es laufen, sagt Hr. D., unter ehrwürdigen Namen allerlei Irrdenker umher, pantheistische, sadducäische, gnostische, alexandrinische, cyrenaische, jesuitische, um überall, wohin sie kommen, Verwirrung anzurichten. Er selbst aber ist ein verborgenes Wesen, gehüllt in einen Schleier, den niemand lüften kann" u. s. w. Obgleich er aber keiner seiner Erwählten sei, sagt der Hr. Verf., so dürfe er sich doch rühmen, so viel von seinen Strahlen aufgefangen zu haben, dafs er es als eine theure Pflicht erachte, jene Doppelgänger rüstig zu bekämpfen. Er selbst, Hr. Schl., habe auch erklärt: keine neue Schule oder Kirche stiften zu wollen, wogegen jene doppelgängerischen Wechselbälge allerdings hierauf auszugehen scheinen. Würde diesem gespenstischen Unfuge nicht gesteuert, so würde es dem Meister ergehen, wie weiland Goethe's klassischromantischphantasmagorischer Helena, welche von sich klagt:

„Einfach die Welt verwirrt ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach, bring' ich Noth auf Noth."

In besonderer Beziehung auf den jüngst ausgebrochenen Streit zwischen dem Meister und zwei seiner Breslauischen Jünger bemerkt der Hr. Vf.: „Hierüber denke ich so: Wenn ein Verfasser, der zu den Gelehrten, den Denkern, den Forschkundigen, den Redekünstlern des ersten Ranges gehört, in Mittheilungen über höchste Gegenstände vieljährigen Nachdenkens, seiner eigenen Aussage nach, von schnurstracks entgegengesetzten Seiten aus überall, das heifst doch wohl hier, von Theologen und Nichttheologen, von Rechtgläubigen und Mifsgläubigen, von Philosophen und Unphilosophen, von Freund und Feind, von Anhängern und Gegnern ohne Unterschied, mifsverstanden oder mifsdeutet wird (Vorrede zu Schleiermacher's sechster Predigtsammlung S. IV.): so kann das schwerlich mit rechten Dingen zugehen; es ist alles zu verwetten, dafs auch hier jene krielköpfigen Doppelgänger die Hände im Spiel haben. Um den Kobolden hinter die Schliche zu kommen, wendete ich mich an ein in hiesigen Bergklüften einsam hausendes Sonntagskind, welches die Gabe besitzt, an hellem, lichten Tage Gespenster zu schauen und gute Geister, welche Gott den Herrn loben, von bösen, welche Gott den Herrn schmähen, zu unterscheiden. Dieses hellseherische Bergmännlein verliefs mir zu Liebe auf einige Stunden seine Trophoniushöhle und bestieg, von mir begleitet, den nahen Gipfel des Gebirgs. Hier beschied er sofort in meiner Gegenwart die Kämpfenden vor sich, um sie in reinen, von Rauch und Dunste ungetrübten Glanze der Mittagssonne zu beäugen und zu belugen, worauf er mir betheuerte: allerdings umgaukelten in jenem Kriegestänzchen den leibhaften Schleiermacher allerlei Truggestalten, aber von so täuschender Aehnlichkeit unter einander und mit dem Urbilde, dafs es in einzelnen Fällen dem Meister selbst schwer fallen möchte, auszumitteln, wer von beiden er selber sei, und wer sein Doppelgänger. Grade so, füge ich hinzu, erging es weiland eben erwähnter klassischromantischphantasmagorischer Helena, zu welcher Phorkyas spricht:

„Doch sagt man, du erschienst ein doppelhaft Gebild,
In Ilios gesehen und in Aegypten auch"

worauf sie erwiedert:

„Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weifs es nicht."

№ 114.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

ch eines allgemeinen evangelischen Gesang- l Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausge- uch.

(Schlufs.)

3, Str. 6. „Mit gebücktem Geist den Na- Jesu) ewiglich anbeten." Man bedenke, *ewig ebücktem Geist* anbeten; wir glauben nicht, ms Protestanten, die wir vor unserem Gotte *knieen*, sondern als Freie *stehen*, dies Bild der chtsbezeugung im Gesang zusagen würde; warum „mit *entzücktem* Geist?" — No. 158 enthält ei- alschen Schimmer von Poesie und ist darum zu rfen; z. B. Str. 2. „ich umfange, herz und küs- ut, aber was? „Die Zahl der gekränkten Wun-

Wie grenzenlos prosaisch! Str. 5 heifst es: solle die Füfse Jesu halten, so gut man immer , und dazu solle er die Falten der Hände freund- on dem hohen Kreuzesbaum anschauen." Diese dualisirung, er soll die *Falten* der Hände an- en, ist total unpoetisch; wenn es noch hiefse, *gefaltnen* Hände", wie die *mater dolorosa* sie auf n öfter hält. — 164 ist wohl poetisch, aber zu iefend; im Eifer wird es selbst sinnlos, wie Str. Liebe, die *mit* so viel *Wunden Gegen* mich als Braut Unaufhörlich sich *verbunden*." Warum : Ewig mir als seiner Braut Gnadenströmend sich nden; oder ähnlich. — 236 ist als historisches mal merkwürdig, aber sehr prosaisch in der drit- trophe durch das Bild vom Vogel, der dem Strick ht. — 277 ist als spielender Witz zu verwerfen; ein Sonntagslied und schliefst: „die Sonne deiner Kehr heute bei mir ein, So wird mir dieser Tag rechter Sonntag sein." — In den Bufs- und Beicht- rn hätten wir mehrfach die Vermeidung der Aus- ce gewünscht, die in der Halleschen und Herrnhu- en Gesangschule vornehmlich sich festsetzten, von der Flucht zu Christi Wunden; wir können darin kei- ne sonderliche Poesie entdecken, z. B. 290, Str. 10:

„Herr Jesu Christ, ich flieh allein
Zu deinen tiefen Wunden;
Lafs mich da eingeschlossen sein
Und bleiben alle Stunden."

No. 369 ist ganz prosaisch: „Gesetz und Evangelium Sind beide Gottes Gaben, Die wir in unserm Christen- thum Beständig nöthig haben; doch ihren grofsen Un- terschied Allein ein solches Auge sieht" u. s. w. Das ist nicht singbar; es ist eben so unpoetisch, als die kaltmoralischen Lieder neuerer Dichter, die der Ver- fasser mit Recht von seiner Sammlung ausgeschlossen hat; es ist eine trockene Orthodoxie, die durch die vorgesetzten Bibelworte nicht lebendig wird. — 441 ist in der ersten Strophe die Zeile: „Wie mich zu Zei- ten beifst der Rauch" als prosaisch auszumerzen; war- um nicht:

„Wies Gott gefällt, mirs auch gefällt,
Und lafs mich gar nicht irren,
Ob mich zu Zeiten drängt die Welt" u. s. f.

483, Str. 4 erscheint die Spielerei mit Christi Wun- den in dem Ausdruck: „Verbirg mein Seel aus Gnaden In deine offne Seit" sehr widrig; wir können uns nicht überzeugen, dafs diese Bilder, die einst grofse Geltung hatten, noch gegenwärtig in der Anschauung der pro- testantischen Kirche Existenz haben, dafs sie noch ge- fühlt werden; vielmehr glauben wir, dafs sie zu einer Beute des reflectirenden Verstandes werden, besonders wenn sie in der Crafsheit erscheinen, wie 594, Str. 3, wo es heifst:

„Wer bin ich, o Blutbräutigam!
Ich steck im tiefsten Sündenschlamm;
Doch kommst du mich zu laden" u. s. f.

oder spielend, 488, Str. 5.: „Mach mir stets *zuckersüfs* den Himmel" und Aehnliches, namentlich auch das oft vorkommende Bild, dafs uns Gott oder Christus in das *Bündlein* der Lebendigen einbinden solle. Fast möch-

ten wir sagen, es sei nicht anständig, so zu sprechen; das „Häuflein" der Gläubigen ist uns geläufig, denn Viele sind berufen und Wenige auserwählt, aber ein „Bündlein" ist so mager und dünne für die Vorstellung, daſs wir ihm zugesellt zu werden kaum der Mühe werth halten sollten. Wir könnten noch manche solcher Ausstellungen machen, wollen es aber bei diesen bewenden lassen, um nicht zu weitläufig zu werden. Wir können unseren Kanon für die Kritik des Poetischen zum Schluſs etwa so ausdrücken: Jedes Lied, worin *bildlich-typische* Ausdrücke, wie Teufel, Aegypten, Lamm, Perle, Trauerhöhle, Schwermuthshöhle, Schlangenbiſs, Wundenthür, Hochzeitkleid, Glaubenskerze, Sündenschlaf, Nachtgeschäfte, Wundenhöhle, Fleischgeschäfte, Schafstall u. s. w., u. s. w. vorkommen, ist einer *strengeren Prüfung* zu unterwerfen, als solche, wo dies nicht der Fall ist. Hier ist Eine Empfindung; die Gedanken sind klar; Ein Fluſs der Sprache durchdringt es. Dort verbirgt sich hinter dem Glanz, der solche Bezeichnungen als typische umgibt, zu leicht eine *Armuth des Gemüthes* und es entsteht ein *Aggregat* von Phrasen, das oft sehr täuschend sein kann, jedoch der inneren Fülle der wahrhaften Poesie entbehrt; wir können den Verf. bei aller Sorgfelt, die er für die Scheidung des Dichterischen und Prosaischen gehabt hat, nicht davon frei sprechen, von jenem Schein sich öfter haben berücken zu lassen; im Gesang soll das Wahre auch als *schön* erscheinen, sonst ist es keine Poesie; er hat sich oft nur an das Wahre gehalten und oft auch das Spielende der Form mit ächtpoetischem Ausdruck verwechselt. Um nur Ein Beispiel zu geben, so ist 569 wahrhafte, innigempfundene Dichtung, 568 aber, worin dasselbe Thema behandelt wird, ist todt und spielend; Str. 2:

„Laſs mich in den Armen
Deiner Huld erwarmen;
Laſs mich dich genieſsen
Und in deinem Lichte,
Schönstes Angesichte,
Deine Lippen küssen."

mag für eine Herrnhutische Gemeinde oder für einen Conventikel singbar sein, für eine *evangelische* Gemeinde ist sie es nicht. —

So viel von dem Gesangbuch. Das *Gebetbuch* befolgt im Ganzen die nämliche Organisation, wie jenes, nur daſs es, als für die häusliche Andacht bestimmt, die Bedürfnisse des Privatlebens zu berücksichtigen hat, wie in den Gebeten für Kinder, für Schwangere, Kranke u. s. f. Das Lobenswerthe jener Uebereinstimmung haben wir schon oben bemerkt. Auch auſserdem hätten wir dieselben Ausstellungen zu machen. Es sind zu viel Unterabtheilungen, die in's Kleinliche gehen, wie z. B. IV) vom Leben des Glaubens solche Abschnitte vorkommen, als „Sehnsucht und Heiligkeit im Hinblick auf Jesum, Seligkeit des Wandels vor den Augen Jesu, Christi Leben in uns, Grund unserer Freude, unserer Liebe, unseres Glaubens und unserer Hoffnung, die innere Herrlichkeit der Gläubigen"; No. 719 u. 720 sind sogar Leselieder auf das *Herz* und die *Brust* des leidenden Jesu; gar nicht zu duldende, traurig prosaische Verse z. B.:

„O süſse Brust, thu mir die Gunst
Und fülle mich mit deiner Brunst;
Du bist der Weisheit tiefster Grund,
Dich lobt und singt der Engel Mund;
Aus dir entspringt die edle Frucht,
Die dein Johannes bei dir sucht."

Sodann haben wir die groſse Eintönigkeit zu tadeln, die aus der schon gerügten dogmatischen Ansicht des Vfs. entspringt, den Tod Christi *als solchen* für das Princip der Versöhnung zu nehmen und so Christi stellvertretende Genugthuung zu veräuſserlichen. Was in No. 88 gesagt wird: „Ja, mein Heiland, es sei meine Noth so groſs sie wolle, so habe ich keine bessere Arzenei als deine heiligen Wunden. Wenn ich nur dieselbigen erreiche und mich hinein senke, so bin ich genesen. — — Du weiſst, daſs ich auf das Verdienst deines Todes allein traue und alle meine Zuflucht darauf setze. Ich habe sonst keinen Werth, ich weiſs sonst keine Zuflucht und kein Heil, als dieses dein Verdienst." Das klingt in gar zu vielen Gebeten wieder. Es sind viel treffliche Gebete mitgetheilt, recht im Charakter des Gebetes, doch würde es ein Verdienst gewesen sein, auch solche mitaufzunehmen, in welchen der *Gedanke*, die sinnige *Betrachtung* zur Sprache gelangen, denn da unsere Zeit einmal so ganz von der Reflexion durchdrungen ist, so hätte das Bedürfniſs, diese zu beschäftigen, nicht ganz umgangen werden sollen. Sind die „Stunden der Andacht" durch etwas Anderes so bedeutend geworden, als einzig dadurch, daſs sie den Trieb, zu denken, denkend sich die Widersprüche der Welt aufzulösen, befriedigten? Wird sich das vorliegende Andachtsbuch nicht eben dadurch den Kreis seiner segn-

Wirksamkeit verengen, dafs es diese Richtung
flexion zu wenig beachtet hat? —
ge der Verf. in unseren Bemerkungen nur den
hen Willen wahrnehmen, dem heiligen Werke
rbesserung unseres Cultus hülfreiche Hand zu

Dafs eine so interessante Erscheinung, wie
ich, wozu erfahrene und gelehrte Männer, wie
nieder, R. Rothe, Tholuck und Friedrich v. Tip-
chen, ihm mit Rath und That beistanden, wirk-
s der Zeit hervorgegangen ist, und deshalb auch
Zeit Anklang finden werde, dafür bürgen uns
e Zeichen, die er zum Theil selbst mit in An-
bringt: 1) Es ist wahr, dafs seit der Mitte des
Jahrhunderts die *provinciellen* Eigenthümlich-
die Stammesindividualitäten, immer mehr gegen
gemeine Bildung in Deutschland verschwunden
odurch auch für die Form des Cultus eine grö-
llgemeinheit möglich, ja nothwendig geworden
In Folge der universelleren Bildung wurde die
constituirt, worin, wenn auch noch nicht über-
ler That, doch dem Begriff nach die Auflösung
der protestantischen Kirche bestehenden Unter-
zu einer höheren Einheit, der evangelischen,
rochen wurde. 3) Die Preufsische *Agende* regte
ens dazu an, den Cultus einer Revision zu un-
en und die nothwendigen Elemente desselben
die dafür angemessensten Formen zu untersu-
4) Im Zusammenhang mit solchen Bestrebungen
lie Umgestaltung der *Gesangbücher*. Wie die
den Versuch machte, die liturgischen Formen
: gröfseren Allgemeinheit zu entwickeln, so ar-
einzelne Gemeinden und Synoden an einer
altung des Gesanges. Seit 1817 sind eine Men-
angbücher nicht blos erschienen, sondern die
iat sich auch vielfach mit den Regeln abgege-
bei Abfassung derselben zu beobachten wären.
deutendste Versuch, der bis jetzt gelungenste,
neue *Berliner* Gesangbuch von 1829. Sein Ur-
fiel mit der Feier der Union 1817 zusammen;
ifs des Vorhandenen, geschickte Umbildung des
Sprache oder Empfindung Abgestorbenen, und
rs richtiges Ergreifen des gegenwärtigen Stand-
der Kirche vereinten sich darin zu einer sehr
chen Leistung. Der vorliegende Versuch wurde
itig mit dem Berliner Gesangbuch begonnen;
enn sein Plan noch universeller, seine histori-
sche Reichhaltigkeit gröfser, seine Sprache gleichförmi-
ger und wohllautender genannt werden mufs, überhaupt,
wenn es gleichsam als ein Repertorium des evangeli-
schen Kirchengesanges gelten kann, so ist es doch in
seinem dogmatischen Standpunct beschränkter. Das
Berliner, obwohl mangelhaft in der Feststellung älterer
Texte, obwohl auch in der Wahl zuweilen mifsgrei-
fend, trifft, ohne die heilige Ueberlieferung früherer
Zeit zu verkennen oder zu verschmähen, mehr unsere
jetzige Gefühls- und Anschauungsweise; es zieht das
Alte in diesen Ton der Gegenwart hinüber. Das vor-
liegende stellt uns mehr in die Vergangenheit zurück,
befreundet uns mit der Weise aller uns vorangegangenen
Jahrhunderte bis zur Griechischen Kirche hin. 5) Wenn
wir nun am Eingang dieser Anzeige äufserten, dafs
wir eine *Entscheidung* auch in dieser Angelegenheit
weder von einer geschichtlichen Auctorität, noch von
einer subjectiven Meinung, die durch das Gefühl u. s.
w. sich bestimmen liefse, erwarteten, sondern darauf
vertraueten, dafs in dem Wechselgespräch der Geister
aus der Einsicht in die Natur der Sache endlich die
wahre Entscheidung resultiren müfste, so erinnern wir
noch schliefslich an die Versuche der *Wissenschaft*, es
ebenfalls zu einer solchen Einheit und Allgemeinheit
zu bringen, wie Schleiermacher und Marheineke, Hase,
Hahn u. A., wenn auch auf verschiedenem Wege wol-
len. Wir wünschen, dafs der Verf. auf diese Ausbil-
dung unserer Dogmatik mehr Acht haben möge, weil er
ohne sie das schöne Ziel, das er sich gesteckt hat, niemals
mit Sicherheit erreichen dürfte; die Dogmatiken aber
sind die untrüglichen Nilmesser vom Stande der Kir-
che, die Magnetnadeln, in allen Zonen und Richtungen
der Zeit sich zu orientiren.

Karl Rosenkranz.

CLI.

Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise, nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie von Ferdinand Wolf, Scriptor an der K. K. Hofbibliothek. Wien

1833. 8. 181. Auch unter dem Titel: ***Ueber die alt-französischen Heldengedichte aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise von F. Wolf.***

Wir halten uns zur Anzeige des vorliegenden Werkes um so mehr verpflichtet, als dasselbe neben seinem selbständigen reichen Inhalte, Nachricht über die Leistungen der Franzosen gibt, die, da aus einer sonderbaren Grille derselben die Bücher dieses Faches in nur wenigen Exemplaren abgedruckt werden, dem deutschen Publicum oft entgehen müssen. Nichts destoweniger greift die Epik der verschiedenen Völker des Mittelalters so in einander, dafs die Erforschung der einen ohne eine Bekanntschaft mit der anderen fast unmöglich ist, so dafs wir die Fortschritte in der Kenntnifs der epischen französischen Poesie des Mittelalters getrost, neben ihrem selbständigen Werth, als eben so viele Fortschritte in der Kenntnifs unserer alten Epik betrachten können. Denn der substantielle Inhalt aller jener Sagen gehört selten *einem* Volke ausschliefslich zu, und selbst wo dieſs, wie etwa im Arthurkreise der Fall ist, haben die grofsen Völkerbewegungen jener Zeiten so wie die gleichmäfsige Stufenfolge ihrer Entwicklung durch dieselben Potenzen, das dem einen Stamme Eigenthümliche leicht den anderen so mitgetheilt, dafs es bald vollkommen als Eigenthum der letzteren zu betrachten ist. Neben diesem fast gemeinsamen Inhalte, thut sich freilich bald eine Scheidung der Kunstformen nach verschiedenen Stämmen hin kund, das Nationale macht sich in der Sprache so wie im politischen und sittlichen Leben geltend, und diese Besonderheiten führen dann zur Bildung der verschiedenen selbständigen festen Litteraturen hin, die das Eigenthum der verschiedenen Völker werden. Wir haben früher schon für die deutsche Poesie eine Periode des Elementarischen vindicirt; diese, rein dem Inhalte nach zu würdigende, enthält an Volksglauben, Sagen, überlieferter fremdartiger (christlich-lateinischer) Bildung nichts, was nicht auch den anderen dem historischen Auftreten, damals genäherten Völkerschaften in gleichem Sinne zukäme, und erst aus diesen Elementen heraus entwickeln sich die verschiedenen dichterischen Gestaltungen der Völker des Mittelalters. Unter den Sagen, die als solche Grundlagen zu betrachten sind, nehmen die, welche sich um Karls Leben und Thaten reihen, nicht die unterste Stelle ein, und ihnen hat der Hr. Verf. in den vorliegenden ursprünglich den Wiener Jahrbüchern angehörigen Blättern zunächst seine Aufmerksamkeit zugewandt. Von 5 verschiedenen Abhandlungen, in die man diese Beiträge bequem theilen kann, knüpfen sich nur zwei an neuerdings von Franzosen herausgegebene Werke; die erste an:

Li Romans de Berte aus grans piés etc. par M. Paulin Paris. — Paris 1832 (nur in 220 Exemplaren abgezogen)

die letzte (p. 160) an die:

Dissertation sur le Roman de Roncevaux par H. Monin;

die drei anderen geben Auszüge und den Inhalt aus Bearbeitungen verwandter Sagen, von denen wir weiter unten sprechen werden. Im Allgemeinen zeigt sich nun in diesen Abhandlungen eine in diesem Fache ungemein schätzenswerthe Gelehrsamkeit verbunden mit einer seltenen Schärfe der Auffassung und, was mehr sagen will, einem feinen Takte, das einem jeden Kreise Angehörige herauszufinden. Es kann nicht unsere Absicht sein in das Specielle einzugehen, unseren Lesern wird es genügen, die Hauptzüge des hier Abgehandelten verfolgen zu können.

Nach einer kurzen Uebersicht des seither für die altfranzösische Epik Geleisteten, in welcher mit Recht die Verdienste des in jeglicher Beziehung wackeren Uhland hervorgehoben werden, folgt Hr. W. dem französischen Herausgeber des ersten Romans in die einzelnen Theile seiner Einleitung, bald beistimmend, bald berichtigend, erläuternd und belegend. Es werden die charakteristischen Unterschiede der fränkischen und bretonischen Gedichte ihrem inneren Gehalte wie der Form nach behandelt, die Frage über das Absingen der gröfseren Gedichte aufgenommen, und dabei die Untersuchung über das Rolandslied (*Chanson de Roncevaux*) mit Hrn. Paris und Monin untersucht, und gegen diese beiden Herren durch die Annahme eines ursprünglichen Volksliedes erledigt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 115.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

r die neuesten Leistungen der Franzosen r die Herausgabe ihrer National-Helden- dichte insbesondere aus dem fränkisch-ka- lingischen Sagenkreise, nebst Auszügen aus gedruckten oder seltenen Werken verwand- n Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der mantischen Poesie von Ferdinand Wolf.

(Schluſs.)

Die einseitigen Vorurtheile zu bekämpfen, welche eisten Franzosen gegen diese Poesie immer noch , scheint kaum der Mühe werth zu sein, wenig- sind die von Hrn. Paris referirten Vorwürfe an so gehaltlos, daſs er sowohl als Hr. Wolf sie zu legen sich hätten überheben können. Doch sind ierbei gelegentlich mitgetheilten Bemerkungen nicht Interesse. Der folgende Abschnitt handelt über Vf. des Romanes *Adenès le Roi* und seine Werke. eforts Ansicht über den Grund jenes Beinamens *loi*) scheint allerdings verwerflich, und von Hrn. recht widerlegt zu sein. Seine Lebensumstände en trotz seiner Berühmtheit meist seinen eige- Werken entnommen werden, nur eine Stelle aus Roman *de Witasse-le-Moine* führt Hr. Michel n dem unseres Dichters (*le roi Adan*) Erwähnung ähe. Die einzelnen Werke des Dichters werden ihrem historischen Entstehen nach durchgenommen, hierbei manche verjährte irrige Ansicht berichtigt. dem Hr. Wolf noch kurz über Hrn. Paris kriti- Weise sich ausgesprochen, geht er näher an die icklung des Inhaltes des Romanes. Trefflich ist von Valentin Schmidt vorgearbeitet, und Hr. Wolf lgt eben deſshalb die Sache nur bis zu ihrer Lö- , da dieser Theil des Gedichtes in der altfranzösi- handschriftlichen Paraphrase der Berliner Biblio- nach welcher Schmidt arbeitete, nicht durch jene en leidet, die in der ersten Hälfte Schmidts Darle-

gung oft unvollständig lassen. Da die Sage von Bertha, der Mutter Karls, sehr weit verbreitet und vielfach behandelt ist, so ist es nicht wundersam, daſs vielfache Abweichungen ja substantielle Verschiedenheit sich geltend machen. Des Hrn. Vfs. Absicht ist nun die, den Gang des Gedichtes erzählend zu verfolgen, in den beigesetzten Noten aber die Verschiedenheiten der anderen Bearbeitungen, als *Henrici Wolteri Chronica Bremensis*, der Weihenstephaner Chronik und der Fürterer'schen lat. Paraphrase, der *Reali di Francia*, und der *Noches de Inuierno* zu geben, so daſs zuletzt über Alter und Werth jeder einzelnen Bearbeitung sich dem Leser ein festes Urtheil bilden könne. Die Heimführung Berthas durch Pipin, der Trug durch die Aliste und deren Mutter Margiste, die Irren und das Leid der verstoſsenen Königin, das Unglück ihrer Eltern, endlich Pipins nächtliches Abentheuer mit ihr der Unbekannten, ihre Anerkennung und die Strafe der Verräther sind die allgemeine Grundlage; aber die Durchführung und Anknüpfung, vor allen aber die Darstellung des sittlichen Gehaltes der einzelnen auftretenden Individuen sind so unterschieden, daſs sich hieraus allerdings alle jene Folgerungen machen lassen, welche Hr. W. am Schlusse dieses Abschnittes uns vorlegt, und die wir bis auf einiges Einzelne vollkommen gutheiſsen. Ehe der Verf. zu der zweiten oben angeführten Schrift übergeht, giebt er in drei verschiedenen Abhandlungen das Inhaltsverzeichniſs dreier seither wenig bekannter Werke, dem Sagenkreise Karls angehörig. Das erste ist ein auf der Wiener Bibliothek handschriftlich bewahrtes Gedicht [*Cod. Philolog.* 42. (2795)], seither nur aus Anführungen: „*Museum* für *AD. Litteratur* 1, 576. Graff. Deuliska 3, 349 bekannt, und hat den Titel: *Anonymi poëma de Caroli M. origine et genealogia. Sec. XV.* Die Sage scheint, nach dem Verf., erst später dem Karolingischen Kreise angefügt, wie dies von Hagen von mehreren anderen Gedichten nachgewiesen

ist, und wälschen Ursprungs zu sein. Der Auszug, den der Vf. giebt, ist nicht ohne Interesse. Die Tochter eines Grafen wird von Jugend auf mit dem Sohne eines Vasallen erzogen, die Eltern sterben früh, der zum Mann herangereifte Jüngling sucht das Mädchen durch grofsartige Ritterthaten zu erlangen, er kämpft in der Fremde mit Glück, befreit das Land seiner Herrin von dem Ueberfall des Grafen Wide von Averne (Guy d'Auvergne) und erhält zum Lohne die Hand der Herrin; dies alles — an sich ein gewöhnlicher doch reicher Stoff — bildet eigentlich nur die Grundlage zu der folgenden im ascetischen Geiste des Mittelalters gehaltenen Ausführung, die reich an Verwicklung, selbst in dem uns vorliegenden Auszuge anziehend genug ist. Der Ritter in voller Gunst des Glückes glaubt Gott genügen zu müssen, indem er es aufgiebt; in unsäglichem Elend wandern beide in der Irre, zwei Kinder sind ihr Trost und ihr Unglück; die Noth wächst, da entschliefst er sich, sein Weib zu verkaufen, und wandelt mit dem Blutgelde und den Kindern fort. Aber die Fluth trennt ihn von den letzteren — ein Adler raubt ihm im Schlaf als letztes jenes, (vergl. ähnlich *Natus. IX*, 16). Der Zufall läfst den Adler den Beutel, in dem das Gold enthalten, vor des Weibes Augen herabwerfen; — neuer Schmerz zu dem alten Jammer, sie wähnt den Gemahl vor Hunger in den Irren umgekommen. Unterdefs lockt ihre Schönheit den Landesherrn, er sucht sie von ihrer Eigenthümerin zu erwerben, sie darf nicht widerstehen, verzweiflend ihrem Gemahl untreu werden zu müssen; er nimmt sie zur Gattin, kann aber wunderbar von seinen Rechten als Mann nicht Gebrauch machen. Ihm entdeckt sie sich, er behandelt sie gütig und hinterläfst ihr sterbend sein Reich. Bald wirbt Frankreichs König um sie, defs früheres Weib entführt war, in ihrer Noth ermahnt sie eine Stimme Gottes, dem Antrag zu folgen, sie zieht nach Paris, die gefürchtete Nacht naht; doch ihre Angst war umsonst, auch der zweite Scheingatte hat, wiewohl aus andern Gründen, das Schicksal des ersten — nicht Mann sein zu können. Auch thut er ihr den Gefallen, bald zu sterben, und ihr das Reich zu lassen. Die Vasallen dringen in eine neue Verbindung, sie fordert ein Jahr der Wittwenzeit, und forscht vergebens nach dem Gemahl. Da bei der grofsen Trauerfeier erkennt sie ihn in einem Bettler an dem Krummfinger — der ihm in Folge einer Verwundung geblieben. Freude und Wonne, die Vasallen erkennen ihn als König, auch die Kinder finden sich wunderbar gerettet. Jetzt folgt erst der Name des Ritters und der Kinder, jenes Karelmann, dieser Karle und Pippin, offenbar irrig der Genealogie nach. Wir können mit Hrn. Wolf nicht die Aehnlichkeit mit Berta finden; nicht der gottergebene Sinn allein tritt hier als das Bewegende auf, sondern das Wesentliche ist einerseits der ascetische Gedanke der *freiwilligen* Entsagung alles Irdischen, andrerseits aber die hohe reine Keuschheit der ehelichen Treue — die *jeder* Versuchung der *Noth* wie des höchsten *Glückes* kräftiglich und gottgläubig widersteht, und sich so der wunderbaren unmittelbaren Hülfe Gottes und seiner Heiligen erfreut. Diese Treue — das Hauptmoment des Gedichtes — fällt bei Bertha nothwendig fort. Wir dürfen bei einem so vielfach behandelten Stoff den Reichthum und die künstliche Eigenthümlichkeit der Entwicklung nicht übergehen, denn jenes Bewahren der Treue bei zwei Gatten hat nur für uns Auffallendes, im Grunde stützt es sich auf Motive, die im Mittelalter im Glauben des Volkes als unbezweifelt wahr galten. Die dritte Abhandlung theilt den Inhalt eines spanischen prosaischen Romans mit, der den Titel führt:

„*Historia de Enrique, fi de Oliva Rey de Jhersalem, Enperador de Constantinopla. Sevilla* 1498 (nur *ein* Exemplar dieser Ausgabe scheint erhalten auf der k. k. Bibliothek.)

Auch dieser Roman scheint nicht im nothwendigen Zusammenhange mit dem Karolingischen Kreise zu stehen, und der Vf. däucht uns mit Recht zu behaupten, dafs zwei ursprünglich getrennte Elemente in ihm vereint sind, das eine die Geschichte der Oliva umfassend, das andere Heinrichs von Flandern mit Fabeln verwebte Thaten darstellend.

Innerlich verbunden ist hingegen den Karolingischen Sagen der Inhalt der dritten Mittheilung eines Romanes in spanischer Prosa:

Hystoria de la Reyna Sebilla. Sevilla durch *Jum cromberger* 1532.

Der Inhalt des Gedichtes mufs vielfach verbreitet gewesen sein, er findet sich ziemlich genau „als von französischen Sängern" behandelt, in der Chronik des Albericus von Trois-Fontaines (in der Mitte des 13ten Jahrhunderts) aus Leibnitz *Accessiones histor. Tom. II. Pars* 1. *p.* 105—106 im vorliegenden Werk abgedruckt *p.* 156. Alle bekannten Personen treten in ihrem ge-

ılichen Charakter auf, vom Karl herab bis zu dem ısen Mainzern, auch das komische Element fehlt in Baruquel und dem schlauen Guiomar. Uebrigbleibt dieses Gedicht und jene Stelle der Chronik in sofern merkwürdig, als sie auf die wahre e jener bekannten Hundecomödie führen, die in er Zeit Goethen und jedem vernünftigen Men- das Theater verleiden konnte. Die Vermuthung Irn. W. von einem altfranzösischen Gedicht, aus unser Roman geflossen, scheint uns sehr gegründet. Das Werk beschliefst eine Würdigung der oben ührten Schrift des Hrn. Monin. Dieser letztere ıur Auszüge aus dem Roman mitgetheilt, doch ıt das Ganze ziemlich den deutschen Bearbeitun- u entsprechen. Es folgen nun Bemerkungen über ung, Ausbildung und Fortpflanzung der Sage. ssagen, nicht die Chronik des Pseudo-Turpin, die erst aus jenen hervorging, sind als Quellen zu chten. In dem Streite über die frühere Ausbildung provençalischen oder nordfranzösischen gröfseren neigt sich Hr. W. wenigstens für den vorliegen- Stoff zur Seite der ersteren, und führt wichtige gende Gründe, namentlich aus dem Zustande der edicht enthaltenden zwei Handschriften, an, die Redaction anderer (provençalischer) Quellen beur- en; auch der Mangel des Prologs bleibt, wie die Monin und Wolf bemerken, für diese Untersu- nicht unwichtig. Endlich wird in Beziehung der chen Bearbeitungen Konrads uns des Stricker der gende Roman als die Quelle der deutschen Ge- bezeichnet, obwohl eine völlige Vergleichung bis kaum möglich ist; um so wichtiger dürfte die Her- be dieses Romans, die Hr. Bourdillon versprochen, Aufklärung dieser und anderer davon bedingter en, erscheinen. Möge der gelehrte Vf. recht bald, er in der Vorrede hoffen läfst, sich zu neuen Bei- n in diesem schwierigen aber auch interessanten te entschliefsen.

Agathon Benary.

CLII.

gionswissenschaftliche Darstellung der Ehe, n Anton Franz Sal. Rost, Priester der Prar Erzdiöces, Doct. der Philosophie. Wien P. Sollinger 1834.

ie „Petroapostolische Betonung" seiner Arbeit, die Darstellung der Ehe „nach dem Vortrage seiner Kirche" gilt zwar dem Vf. als zur Beglaubigung des Inhalts seiner Schrift hinlänglich genügend, aber dennoch spricht er in der Vorrede zu wiederholtenmalen aus, dafs er seine Darstellung „angemessen der Zeit" und „wie es die Verhältnisse der Zeit erheischen", einrichten werde. Worin eine solche herablassende Accommodation besteht und wie sie ausgeführt ist, wird eine kurze Schilderung des Werks selbst zeigen.

Indem sich seiner Polemik zunächst die Ansicht von der Ehe als einem Vertrage darbietet, so nimmt der Vf. als *bonne prise* die Urtheile einiger Gelehrten über Kant's Naturrecht auf. Mit adorirender Dankbarkeit aber vindicirt er sich besonders das des Hrn. von Haller, und die ungerechtfertigte Annahme solcher Darlehne begründet er (S. 28) durch den Charakter seiner Arbeit als einer traditionellen und kraft dieses Charakters läfst er die Widerlegung der Ansicht von der Ehe als einem Contrakte durch eine Stelle aus Grotius Werke *de jure belli et pacis* über das Wesen des Vertrags geschehen, zumal jenes Kapitel des Protestantischen Werkes sich der Billigung Hrn. von Haller's zu erfreuen habe.

Selbst näher in die Sache einzugehen, sieht sich der Vf. gezwungen, wenn er die Unauflösbarkeit der Ehe aus ihrem eignen Begriff herzuleiten sucht. „Es ist aber die Ehe, sagt er, im allgemeinsten und auch wohl unwiderleglichsten Verstande ein natürliches Verhältnifs." Als solches beruht sie auf dem Naturgesetz. Je weniger dieses und das von der Natur Gegebene menschlicher Willkür anheimgestellt sei, desto leichter und eher seien bei so natürlichen Verhältnissen die allgemeinsten Regeln und Grundsätze ausfindig zu machen. Die Naturgesetze nun seien an sich einig und haben einen unveränderlichen Bestand. Wie daher nach einem Citat aus Haller der Ehestand durch inwohnende Triebe und freundliche Naturgesetze von selbst gegeben und ein Theil der ewigen unveränderlichen Ordnung Gottes sei, so sei nach demselben Naturgesetze die Ehe unauflöslich.

Zunächst unterscheidet sich eine solche Begründung der Ehe und ihrer Unauflösbarkeit aus dem Naturgesetze nur durch die subjektive Meinung des Vfs. von den Bemühungen derer, die aus demselben Naturgesetze dasselbe deduciren. Er mag die Rede des Herault-Sechelles, Präsidenten des Convents, in der er vor dem versammelten Volk auf dem Marsfelde an dem Orte, wo die Bastille stand, die Natur „Gebieterin des Wilden und der aufgeklärten Nationen" anbetend apostrophirte, diese Rede mag der Vf. mit noch so viel Entrüstung neben seinen andern Citaten citiren, er läfst auf gleiche Weise im Schoofs der Natur und in ihren heiligen Quellen die ewigen Rechte gefunden werden. Denn aufserdem, dafs er zwar zuweilen auf eine „richtige" Erkenntnifs der Natur dringt und von „Absichten" Gottes, die in seinen Werken offenbar sind, redet, aber dennoch immer wieder die Ehe und ihre Unauflösbarkeit auf die Widerspruchslosigkeit, Einheit und ewige Ordnung der Natur basirt, kommt er auch zur gleich revolutionären Bewegung gegen den Staat. Denn, sagt er, da der Endzweck der Ehe bei allen Völkern und zu allen Zeiten derselbe und die Natur als unwandelbare Autorität die höchste Norm für die Ehe ist, der unfehlbare Unterricht über

die Natur aber der Kirche übergeben ist, so ist der weltlichen Gesetzgebung alle Normirung für die Ehe genommen. Das weltliche Gesetz, klingt der Spott gegen den Staat, ist, wie es die Unterthanen einmal von ihrem Oberherrn erhalten haben, nicht nur zu verschiednen Zeiten und unter verschiednen Völkern verschieden, sondern auch blofs zu äufsern Zwecken gegeben. Auf der Ruine des Staats erhält dann die Kirche die Vollmacht, über das Eherecht ihre positiven und negativen Bestimmungen festzusetzen.

Seine eigne Strafe spricht der Irrthum über sich aus, indem der Vf. in der Darstellung der Ehe als Sakrament die Kirche auf gleiche Weise wie der Staat auf die Seite treten und der Ironie der Selbstvernichtung sich preisgeben läfst. Denn die Ehe sei ein Sakrament nicht etwa durch die Einsegnung der Kirche, indem die Kirche aus dem Schatz des göttlichen Segens sie beschenkt und heiligt, sondern die gegenseitige Uebergabe des Leibes der Eheleute sei des Sakramentes Materie, die durch die Form der beiderseitig ausgesprochnen Uebereinstimmung rechtlich geworden sei. Die Kirche habe daher die Würde und Autarkie dieses Sacramentes selbst dadurch anerkannt, dafs sie auch heimliche ohne Assistenz eines Priesters geschlofsne Ehen als wahrhafte und gültige ansehe. So weit bis zur totalen Auflösung aller weltlichen und göttlichen Gesetze läfst es die Ansicht von der Ehe, dafs sie aus der Eingebung der Natur hervorgegangen sei und hierin ihre Bestätigung habe, kommen, und hilft selbst die Lehre der katholischen Kirche von der Sakramentlichkeit der Ehe einen solchen Irrthum auf seine höchste Spitze sich steigern und sie selbst zum Lohne dafür wenigstens momentan überflüssig machen.

Anders im Protestantischen Staat, der Protestantischen Kirche und in ihrer Einheit in der Wissenschaft. Hier wird als der Ausgangspunkt der Ehe zwar die Natürlichkeit gewufst, aber als ein solcher, der in ihr unmittelbar aufgehoben ist. Die Absicht, Weisheit Gottes, die der Vf. so unbestimmt hin und wieder neben dem Naturgebot cursiren läfst, wird hier dahin bestimmt, und so begriffen, dafs in der Ehe als der unmittelbaren Realisirung der Sittlichkeit gerade der erste Sieg gefeiert wird über das freundliche Naturgebot und der objektive Geist in der Innigkeit der Gattenliebe zuerst zur Empfindung seiner selbst gelangt. Weil es sich hier wesentlich um den Geist handelt und zwar zunächst in seiner Existenz als Gefühl und er noch in der Tiefe der Empfindung verborgen ist, so ist es die eigne Forderung dieses geistigen Gehalts, durch den Segen des absoluten Geistes aus dem Partikulären seiner zufälligen Erscheinung, die noch von der eben so zufälligen Neigung ausgegangen ist, in sein eigenes Gebiet und zur offenbaren Sittlichkeit herausgeboren zu werden. In dieser Weihung durch die Kirche ist die Unauflösbarkeit der Ehe ausgesprochen, weil gerade das Natürliche, das in seiner Zufälligkeit beständig der Diremtion und Zersplitterung anheimgegeben ist, als Moment und zwar im Geiste ideell geworden nicht idealisirt gewufst wird. Da somit die Ehe in das Gebiet der objektiven Sittlichkeit getreten ist, so ist sie zwar nie auch nach ihrer Stiftung nicht von der Kirche losgetrennt, gehört ihr vielmehr im Innern der Gesinnung unablösbar an, aber ist zugleich auch in das Reich des Staats als der bewufsten Entwicklung der Sittlichkeit eingetreten. Da dieser als das Wissen von sich zum entwickelten Bewufstsein der Sittlichkeit ausgebildet ist, so gehört ihm die andre Entscheidung über die Ehe an, nämlich wenn es zur Frage kommt, ob sie eine wirkliche Ehe ist. Denn hier handelt es sich nicht mehr um das nur innre Gefühl, sondern um den Begriff. Entspricht die Ehe diesem nicht, so erklärt der Staat nicht, dafs die Ehe getrennt sei und daher die Eheleute geschieden seien, sondern er spricht objektiv aus, was subjektiv vorhanden war, dafs hier in diesem einzelnen Falle keine wirkliche Ehe gewesen sei. Indem daher die Protestantische Lehre nicht von der Natur als dem wahren und wirklichen Prius der Ehe ausgeht, sondern den Geist als das in der Ehe sich Bethätigende weifs, ist sie eben so auch über die Lehre der katholischen Kirche hinaus, die die Gemeinsamkeit der Ehe zu einem Sakrament macht. Denn nun macht nicht mehr die Kindererzeugung allein, nicht die Treue, das gegenseitige Vertraun, die eheliche Keuschheit das Wesen der Ehe allein aus, sondern diefs Alles wird als Moment gewufst des Kreises, in dem der Geist sich seine Objektivität schafft.

In dem nach katholischer Weise einem „*non obstante*," obgleich folgenden „dennoch" geschieht einem solchen Begriff der Ehe, wie ihn der Vf. nach der Anleitung seiner Kirche und nach seinem eignen Dafürhalten aufgestellt hat, kein geringer Theil seines Rechtes. Denn, schliefst der Vf. sein Werk, wenn auch „die eheliche Gesellschaft eine ehrwürdige Gesellschaft" ist und mit wiederholter Sünde gegen den Staat, gegen den aus dem Schoofs der Familie zum hellen Licht und zur vollendeten Objektivität des Geistes herausentfalteten Staat, jeder bürgerlichen Ordnung vorzuziehen ist, so ist dennoch wiederum die Enthaltsamkeit von der Ehe dem Gute der Ehe vorzuziehn. Selbst bis zur gräulichsten Verwüstung und Degradirung der Ehe geht der Verf. fort, indem er endlich behauptet, das Institut der Ehelosigkeit sei weit höher zu schätzen, als ein „Haufe Kinder, von denen man nicht weifs, ob Räuber oder rechtschaffne Bürger aus ihnen werden." Die ewige Ordnung und das freundliche Gebot der Natur hat es also in der Ehe nur zu einem Haufen Kinder gebracht.

Die jede Beschreibung übersteigende Crudität der bisherigen Entwicklung unsers Verfs. wird am Ende in der That scurril, wenn er die abscheulichsten Ausschweifungen, die gottverlobte Jungfrauen und geweihte Priester begingen oder „begeben werden" daher ableitet, dafs sie „als solche oder früher schon Wieland, Lessing, Schiller, Goethe „u. d. gl." gelesen haben. Wie der Protestantismus in der Tiefe des Glaubens gewurzelt alle Vorstellung eines partikulären Verdienstes überschreitet, so hat er in demselben Glauben, die unendliche siegreiche Macht über alle einzelnen Produktionen des menschlichen Geistes und statt gegen jene Dichter, in denen er den Tribut der Endlichkeit nicht verkennt, zu ergrimmen und sich an ihnen wie unser Verf. von seinen Sünden weifszubrennen, weifs er, wie sie aus seinem Prinzip hervorgegangen nicht wenig zur Ausbildung seiner objektiven Welt beigetragen haben und das in ihnen nichtige negirend, kommt er eben durch diese Negation zu einer höhern Stufe seiner Erscheinung. Denn dem Reich des Glaubens mufs Alles durch seine Negation und Affirmation zum Besten dienen. Was aber seine Geistlichen betrifft, so versagt ihnen der Protestantismus aufser dem Kreuz des Begriffs, das er ihnen mit absoluter Nothwendigkeit auflegt, auch das Kreuz der Ehe nicht. Er weifs, dafs durch den Segen, der ein für allemal ans Kreuz geheftet ist, die Leiden und Schmerzen desselben die Geburtswehen des Geistes sind.

№ 116.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

CLIII.

väbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist ıch handschriftlichen Quellen samt Urkun- ınbuch von Carl Jäger. Erster Band. In ımmission bei Löflund in Stuttgart u. Claſs Heilbronn. 1831. Auch unter dem beson- ırn Titel: *Ulms Verfassung, bürgerliches und ımmercielles Leben im Mittelalter u. s. w.* '4 S. *in kl.* 8.

Unter den neueren Schriften über die Geschichte lner deutscher Städte haben nächst den classischen iten Gemeiner's und v. Fichard's unstreitig die da- gehörigen Werke des Pfarrers Carl Jäger in Bürg Heilbronn den meisten Vorzug diplomatischer Gründ- eit und geistvoller Behandlung. In der Absicht, der Zeit einen *Codex diplomaticus* zur schwäbi- ı Geschichte auszuarbeiten, hatte er sich schon ır mit der Sammlung von Urkunden über das schwä- e Städtewesen beschäftigt, ehe er es wagte, die hichte einer dieser Städte zum Gegenstande beson- Untersuchungen zu machen. Sein erster Versuch r Art war die Geschichte der Stadt Heilbronn und Gebiets (Heilbr. 1828); in welchem Werke er be- zur Genüge zeigte, wie sehr er es verstünde, nicht die Reihenfolge der äuſsern Ereignisse, sondern die innern Bedingungen und Ursachen derselben, kritisch geprüften handschriftlichen Quellen, in matischer Weise darzustellen. Darauf wurde er ılaſst, die Geschichte der Stadt Ulm vorzunehmen, ei ihm die zahlreiche Handschriften-Sammlung des ıten v. Schmid, welche sich gegenwärtig auf der er Stadtbibliothek befindet, treffliche Dienste leistete. übrigen Materialien zu dieser Arbeit wurden theils den mit dem K. Würtemberg. Staatsarchiv verbun- n Archiven der Klöster Söflingen und Wiblingen, theils aus auswärtigen Archiven entnommen. Von den Ulmischen Chroniken wurde Weniges, und dies We- nige meist aus Veit Martallers erst nach der Reforma- tion abgefaſsten Chronik benutzt. So entstand vorlie- gende Musterarbeit einer gründlichen Localgeschichte. Zu verwundern wäre es, daſs dieses für die deutsche Städtegeschichte so wichtige Buch bis dahin noch von keinem unserer kritischen Institute einer Recension un- terworfen wurde, wenn wir nicht wüſsten, daſs auch v. Fichard's ähnliche treffliche Arbeit: „Die Entstehung der Reichsstadt Frankf. a. M. und der Verhältnisse ih- rer Bewohner" dasselbe Schicksal erfuhr, daſs das In- teresse für Localgeschichte und Localverfassung leider noch immer zu wenig verbreitet ist. Aus Gründen, die in der Sache liegen, kann unsre Aufgabe hier zunächst nur sein, den reichen Inhalt des vorliegenden Werkes im Allgemeinen anzudeuten, und ganz besonders her- vorzuheben, wie trefflich Hr. J. seinen Hauptgegenstand, *die Geschichte der Verfassung Ulms*, von Anfang bis zu Ende des Mittelalters durchgeführt hat. Wir haben uns darüber auszugsweise Folgendes bemerkt. Nur bei- läufig werden wir uns einige wenige Einwendungen erlauben müssen.

I. Abtheilung. Verfassungsgeschichte. Einleitung. Die Lage von Ulm in einer früherhin den Ueberschwem- mungen der von der Iller und Blau angeschwellten Donau ausgesetzten Niederung macht es zweifelhaft, ob gerade diese Stelle schon von den Römern, ja selbst, ob sie überhaupt auch nur unter denselben zu einer Ansied- lung benutzt worden sei. Mühsame Uferbaue und Damm- arbeiten hätten jedenfalls vorhergehen müssen; was un- wahrscheinlich ist, da man zur Weiterführung der be- kannten Römerstraſse auf der linken Donauseite ja nur den vom Strom abgelegnen Höhenzug oberhalb Ulms zu wählen hatte. Und so geschah es auch vermuth- lich, da man zunächst um Ulm keine Spur römischer Bauwerke, keine Münzen, Steinschriften, Geräthe und

Waffen findet, wohl aber etwa 4—5 Stunden weiter nördlich bei Urspring. Um so weniger kann hier die an und für sich schon problematische Frage zur Sprache kommen, ob auf die Bildung der späteren Stadtverfassung Ulms Ueberreste römischer Municipalverfassung einen Einfluſs geübt, und wie weit?

I. Abschnitt v. J. 854 — 1268. A. *Ulm als Villa und Palatium.* Bald nach der Vereinigung der Alemannen mit dem groſsen Frankenreiche — wo nicht früher — müssen die ersten erfolgreichen Schritte für Ulms Anbau geschehen sein. Der auch durch die Völkerwanderungen nur wenig unterbrochene Handelsverkehr auf der Donau muſs frühe die Aufmerksamkeit gerade auf diese Stelle der groſsen Wasserstraſse geleitet haben, wo diese für die Schifffahrt zugänglich wurde. Dazu kamen politische Rücksichten, welche Ulms Lage auf der Grenze der beiden Nationalherzogthümer von Alemannen und Baiern in den Kämpfen der fränkischen Hausmaier um die Aufhebung derselben nicht minder, als während der Kriege Karls des Groſsen gegen Thassilo in Baiern, gegen die Sachsen und Avaren, eine besondere Bedeutung und Wichtigkeit gaben. Dies alles mag den fränkisch-deutschen Regenten carolingischen Stammes zur Veranlassung gedient haben, gerade diese Gegend der Donau, welche übrigens höchst wahrscheinlich bereits Besitzthum der seit 749 gestürzten Nationalherzoge gewesen war, zu ihren Hof- und Kammergütern zu ziehen, in Ulm eine Pfalz zu erbauen, und sie nicht nur zum Mittelpunct für die Bewirthschaftung der umliegenden Ländereien und Höfe zu machen, sondern auch daselbst in öffentlichen Gerichtssitzungen Recht zu sprechen und vielfältig die wichtigsten Angelegenheiten des Rechts zu berathen. In dieser Gestalt tritt uns jedoch erst im J. 854 Ulm zum ersten Mal entgegen, abwechselnd unter den Namen *Palatium*, *Placitum*, *villa*, *curtis regia* oder *imperialis*; von jetzo an aber werden die Zeugnisse dafür immer häufiger.

Die Lage und Beschaffenheit des alten carolingischen Palatiums und des dazu gehörigen Gebiets wird S. 19 ff. mit der dem Vf. der *Traditiones Hirsaugenses* eignen diplomatisch-topographischen Gründlichkeit nachgewiesen; nur können wir demselben nicht ganz beipflichten, wenn er S. 19 die in einer Urkunde v. 1342 vorkommende Erwähnung eines „*Burch*grabens" in der Gegend, wo ehemals das Palatium stand, auf eine frühere Ummauerung des letztern bezieht. Burchgraben bedeutet a. a. O. wohl nichts weiter als Stadtgraben, und kann um so weniger auf jene Art gedeutet werden, als alle diese alten Palatien ihrer ersten Bestimmung und Einrichtung nach von der eigentlichen Villa nicht durch Mauern getrennt waren, sondern mit derselben nothwendigerweise ein Ganzes bildeten.

Der zum Palatium von Ulm gezogene und in unmittelbarer Anbauung, Nutznieſsung und Verwaltung der carolingischen Könige übergegangene Landstrich war begrenzt von dem Alpgau, Burgau, Ramgau, Illergau, dem Schwarzgau und dem Blaugau (Pleonungethal). Da nun der letztere Gau sich unstreitig bis zum Einfluſs der Blau in die Donau erstreckte, so begriff er somit auch die ganze Umgegend von Ulm, und dessen Gaugraf mag in Ulm seinen Sitz gehabt haben, ehe die carolingische Familie sich hier eine Pfalz erbaute. Von diesem Zeitpunct an behielten die Gaugrafen zwar anfänglich immer noch ihre Gerichtsbarkeit an den öffentlichen Wahlstätten des übrigen Gau- oder Palatialgebiets, wo nach alter Sitte unter freiem Himmel in gebotenen und ungebotenen Dingen in Gegenwart der Gaubewohner Recht gesprochen wurde; aber innerhalb des Palatiums (und bald auch der dazu gehörigen Villa) bildete sich nach dem Immunitäts-Recht des Fiscus ein Palatial- und Hofgericht, bei welchem die Könige oder in ihrer Abwesenheit ein von ihnen eigens gesetzter Vogt mit mehreren Hof- und Staatsbeamten, den sogenannten Dienstmannen des Palastes, zu Gericht saſs. An die Stelle des Gaudings tritt allmählig ein Landding (Landgericht); und dadurch, daſs zuletzt alles eximirt wurde, ging am Ende die ganze Gauverfassung in Trümmer.

B. *Ulm als Oppidum.* Erst im J. 1027 ist von Ulm als von einem mit Mauern umgebenen Orte (*oppidum*) die Rede; doch spricht Vieles und vor Allem die Nothwendigkeit einer zuverlässigen Abwehr der verheerenden Einfälle der Ungarn, für die Vermuthung, daſs Ulm schon zu Anfang des 10. Jahrh. in einem ziemlich beträchtlichen Umfang mit Mauern versehen worden war.

S. 50 Anm. 17 citirt der Vf. eine „bisher mit Unrecht vielfach übergangene Stelle" in *Goldasti Constit. Imp. I. p.* 121 zum Beweise, daſs eine solche in weitem Umkreise um eine Häuseranlage gezogene Befestigungsmauer den Zweck gehabt habe, nicht bloſs einer regelmäſsigen und gegen die Ungarn eben nicht sehr kleinen Besatzung, sondern auch ganz besonders der

wahrung von Vorräthen Raum zu geben. Wir
en es indefs nicht wagen, auf jene Stelle ein sol-
Gewicht zu legen, indem Goldast in dem ange-
n Werke bekanntlich manche Actenstücke mittheilt,
augenscheinlich selbst gemacht, d. h. aus ge-
tlichen Nachrichten in Gesetzesform zusammenge-
hat. So sind z. B. die zwei Turnierordnungen,
e er unter Heinrichs I. Namen aufführt, offenbar
es Machwerk.

lebrigens wurde bei der bekannten Vorliebe des
schen Königsstamms für sein Erbland, während
nzen Periode, da derselbe in Deutschland regierte,
gleich den übrigen süddeutschen Reichspfalzen,
enig besucht. Ja es wurde sogar eine herzogli-
rovincialverwaltung in Schwaben eingerichtet, und
cheinen seitdem die Herzöge von Schwaben fast
n Beziehungen als Stellvertreter der Kaiser, wenn
uch einen Beamten des Königs, unter welchem
alzministerialen der höhern Classe die Einkünfte
ammer besorgten, wohl annehmen müssen.

Ulm als Civitas. Unter dem salisch-fränki-
Königsstamme, in jener überaus stürmischen Pe-
während deren Schwaben den Mittelpunct in dem
, jetzt erst beginnenden Kampfe zwischen Kaiser
bst, den Welfen und Hohenstaufen bildete, wurde
ls Hauptstadt des Herzogthums und Sitz der Ver-
ngen angesehen; doch zum Lohn für die Treue,
e es den Hohenstaufen bewies, mufste es von der
chen Partei sein Gebiet, seine Vorstädte, ja zu-
elbst seine eignen Gebäude bis auf die Kirchen,
brennen, und viele seiner Bürger erschlagen, ge-
nehmen oder zur Flucht genöthigt sehen. Nichts
eniger erwachte gerade in dieser Periode unter
fördernden Umständen das städtische Leben zu
er Selbständigkeit, und legte dadurch den Grund
ner künftigen Blüthe und Bedeutung. Eine Men-
nigsleute *) siedelten sich, hinter den Mauern
Schutz suchend, hier an, und bildeten nach und
eine Gemeinde von Grundeigenthümern, die all-
ihr anfangs nur nutzbares Eigenthum auf dem
lgebiet in wirkliches zu verwandeln wufsten, über
welches ihnen nunmehr ein freies Verfügungsrecht zu-
stand. Sie bildeten als Bürger (*Cives Ulmenses*) die
Gemeinde (*Civitas*), den ersten Keim der freien Bür-
gerschaft der späteren Zeit, und waren somit die eigent-
lichen Altbürger. Ihre Geburtsrechte, welche sie das
ganze Mittelalter hindurch behaupteten, werden schon
jetzt durch die Bezeichnung *Praestantiores* angedeutet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) nannte man bekanntlich die freien Leute, welche haupt-
hlich von dieser Zeit an aus dem Land in die königli-
n Städte zogen, um unter dem Königsschutze daselbst
häfsig zu werden. (Kindlinger, Münsterische Beiträge
131. *Nota e.*)

CLIV.

Lehrbuch der Botanik von L. A. Agardh, Professor der Botanik und Oekonomie in Lund. Zweite Abtheilung: Biologie. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. C. H. Creplin. Mit einer Vorrede von C. F. Hornschuch. Greifswald, bei L. A. Koch. VI. u. 479 S. in 8.

Des Verfassers *Lärobok i Botanik. Andra Afdelningen: Wext-Biologi, Malmö* 1830—32. oder: *Almän Wext-Biologi af C. A. Agardh*, verdiente eine Verdeutschung, für die Viele Hrn. Creplin Dank wissen werden. Er hat mit Gewandheit und Sachkenntnifs übersetzt, und nur selten stofsen wir auf Stellen, wie S. 105 „deren grüne Kügelchen er u. s. w. sich mit einer zitternden Bewegung zu rühren anfangen sah."

Wir wenden uns nun zu dem Autor selbst, dessen Werk den meisten unserer Leser doch wohl erst durch diese Uebersetzung bekannt geworden sein dürfte.

Was diese Pflanzenphysiologie oder Biologie vorzüglich auszeichnet, ist das durchgreifende Streben nach Einheit, nach Zusammenhang und Zusammenfassung des Mannigfaltigen. Der Verf. trägt eine grofse Masse von Thatsachen kurz und bündig vor, ordnet sie methodisch, schickt der Vorgänger Meinungen voraus und läfst die seinigen über alle Hauptfragen des Pflanzenlebens sich dergestalt anschliefsen, dafs sie wie ein verbindender Faden den Ausgangspunct, — die im Eingang betrachtete pflanzliche Lebenskraft als Quell der Bewegung, — mit dem Endpuncte, — der pflanzlichen Selbstbildung und Zeugung, — verknüpft.

Dafs bei einem solchen Verfahren auf dem gegenwärtigen lückenhaften Standpuncte der Erfahrung über das Pflanzenleben Manches sehr hypothetisch erscheinen müsse, läfst sich leicht denken.

Einzelnes darzustellen, ist hier der Ort nicht; fast nichts würde man aus dem gutgeordneten Ganzen hervorheben können, über das man sich nicht wohlgefällig verbreiten und dadurch die Grenzen unsers Blatts überschreiten würde; fast nichts könnte man anfechten, ohne in der kritischen Behaglichkeit, welche die klare Beleuchtung des Streitpunctes durch den geistreichen Vf. uns einflöfst, das Ziel aus den Augen zu verlieren.

Wir wollen darauf aufmerksam machen, wie einfach Herr Agardh die Longitudinal-Bewegung der Säfte durch den Be-

weis anfacht: dafs die pflanzliche Röhre an einem Ende (dem obern) *nur* verdunste, am andern Ende (dem untern oder Wurzel-Ende) *nur* aufsauge; wie er denn das, was im Ganzen vorgeht, vermöge des Wechsels und Verlusts in der Bildung an jeder Stelle, in jedem Puncte des lebenden Pflanzengewebes nachweist; wie er endlich zum zurückführenden, „dem, als verkürzt, in den Blättern concentrirten arteriellen System" gelangt, und hier die eigentliche *Reproduction* in der Knospe zur Erscheinung bringt.

Für die blofse Lebens*bewegung* und Umwandlung aus Flüssigem in Festes wird bald ein anderer Ausdruck gefunden durch die Reflexion auf das, was hiebei im Conflict mit der Atmosphäre, und im Wechsel des Lichts und der Finsternifs der Substanz angeeignet oder von ihr abgetrennt wird. Die Resultate des Tag- und Nachtlebens der Pflanze werden in den Bildungen mehr desoxydirter oder mehr oxydirter Producte, doch ohne die stets schwebende Wandelbarkeit der organischen Stoffe je aus den Augen zu verlieren, nachgewiesen, und die sogenannten nähern (der Vf. nennt sie *unmittelbare*) Bestandtheile der Pflanzen werden dem gemäfs eingetheilt. Alles recht vollständig und mit vieler Belesenheit, auch mit Rücksicht auf Oekonomie, Medicin, u s. w. Man fühlt sich überall geneigt, dem Verf. im Allgemeinen beizustimmen, während man im Einzelnen, in der Stellung dieses oder jenes Stoffs unter die Producte des Tag- oder des Nachtlebens Manches rügen und eine gewisse Willkür des Verfahrens erblicken möchte. Für die zweite Klasse der Stoffe, welche die specifischen Säuren und Basen (Alcaloide) in sich begreift, finden wir die Bezeichnung *„unterschiedne"* nicht passend. Im Schwedischen steht zwar: *urskilda ämnen*, dieses aber offenbar mehr im Sinn des *Scheidbaren*, durch Kunst zu Sondernden, als des blofs ideal Unterschiedenen oder gar des Unterschiedenen überhaupt.

Die durch die lebendige Kraft im Stoffbilden beschränkte Bewegung führt zur Idee des *Lebensprozesses*. S. 114. „Der allgemeine Lebensprozefs der Pflanze ist Ein und dasselbe, wie das Keimen, Reifen und Aufgehen des Samenkorns." Die Durchführung dieses Parallelismus in zahlreichen treffenden Beweispuncten ist die brillante Seite des hier zu rühmenden Werks. Durch sie, und um ihrer willen ganz besonders, sei dasselbe denkenden Lesern empfohlen.

Wer sich nicht über die bekannte Streitfrage: ob es in der Metamorphosenlehre Puncte gebe, wo *Bedeutung* und *Wesen* gleichgeltend seien, von vorn herein hinausphilosophirt hat, wer für oder wider Agardhs Schrift *de Metamorphosi Algarum* Parthei genommen, der wird nicht ohne Belehrung von S. 128 an Hrn. Agardh seinen Satz verfechten hören, und nur einige Spuren von allzu zarter Reizbarkeit gegen Hrn. Turpin wegwünschen. Die Ueberschrift dieser Paragraphen lautet: „Bestehen die Organismen aus einfacheren Organismen?" „Bestehen die Pflanzen aus Algen?" Uns dünkt, der Vf. hätte seine Lehre ins beste Licht setzen können, ohne sich darum gegen einige nicht minder haltbare Prinzipien seines Gegners feindseelig zu verstimmen.

Wir wollen noch auf die Durchführung eines andern wichtigen Gesetzes aufmerksam machen: S. 152 „dafs sich die Blumen im Herbste in den Knospen vermöge einer verminderten Lebhaftigkeit des Tagprozesses oder der Sauerstoffgas-Entwicklung bilden," dafs überhaupt (S. 194) Blühen und Fruchtansetzen Nachtprozesse sind, — wobei die Producte dieser beiden Functionen sehr einleuchtend erörtert werden. Das ganze dritte Capitel, von S. 293 an, ist die Exposition dieses Grundsatzes, und man begegnet hier vielen originellen Ansichten.

Ein Vorzug dieses Werks liegt noch in den, nur zuweilen etwas gewagten, Vergleichungen des Thier- und des Pflanzenlebens; man sehe S. 208 die Vergleichung des Kreislaufes bei den Thieren und bei den Pflanzen.

Zum Schlufs will ich noch eine persönliche Beschwerde führen, die mir, da wir in diesen Blättern auf Anonymität Verzicht leisten, vergönnt sein mufs. Warum hat Hr. Agardh mein *Handbuch der Botanik*, das schon im Jahr 1820 erschien, und das er, wie ich glaube, kennt, nirgends citirt, während er doch seine Vorgänger, und zwar nicht blofs ihre Beobachtungen, sondern auch ihre Theorieen, pünktlich anführt? Manches, was seit jener Zeit weiter verfolgt worden, habe ich dort, wie ich glaube zuerst, wissenschaftlich behandelt, und sehe mit besonderer Beruhigung bei Hrn. Agardh eine geistesverwandte Richtung mit reicherem Material einen neuen Bau vollführen. Da wäre es denn wenigstens für mich erfreulich gewesen, der Beziehungspuncte erwähnt zu sehen; ich will, beispielsweise, nur der Idee einer gesetzlich vorschreitenden, den Kohlungs- und Oxydations-Prozefs des Pflanzenlebens, (das Tag- und Nachtleben) in sich ausprägenden Metamorphose der Pflanzsubstanz, der Bedeutung des Schleims für die organische Natur, der automatischen Bewegung der Elementarkeime der tiefsten Wassergewächse, des Verhältnisses der Farben zu dem polaren Lebens- und Stoffbildungsgang der Pflanzen, der Gesetze ihrer Uebergänge und des schon von Aristoteles geahneten Parallelismus zwischen Farben und Gerüchen, (denen man unbedenklich auch noch, wie ich a. a. O. versuchte, die Geschmacksarten zur Seite stellen darf, gedenken. Was die Farben der Pflanzen und das Verhältnifs derselben zum Lebensprozefs anbelangt, so hat sich zwar Herr Agardh mit vollem Rechte an Schüblers, auf eine umfassende Induction gegründete, Arbeiten über diesen Gegenstand gehalten; wohl wäre aber ein Seitenblick auf die grofse Uebereinstimmung dieser Resultate mit jener früheren, auf einige wenige einfache Erfahrungssätze gestützten Theorie erfreulich und an seinem rechten Orte gewesen. Schliefslich verwahre ich mich noch gegen den Verdacht, als wolle ich hiemit dem Verf. den Vorwurf eines schweigenden *Benutzens* meiner geringen Arbeit machen; über einen solchen Verdacht sind wir beide, wie ich hoffe, erhaben. Was ich äufserte, war nur ein freundschaftlicher Vorwurf, gerichtet an den Freund, dessen Beipflichtung ich für sehr ehrenvoll halte.

Nees v. Esenbeck.

№ 117.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

äbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist h handschriftlichen Quellen samt Urkunbuch von Carl Jäger. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Während dessen eigneten sich auch die Ministeria- Ulm Erblichkeit ihrer Lehen, ja selbst völliges hum derselben zu, und schmälerten somit den - und Rechtsbesitz des königl. Fiscus. Daher zeigt hon die nächste Periode ein völlig ausgebildetes humsrecht der Ministerialen, wie der Königsleute. h gewann auch der noch im Stande der Hörig- ende Handwerker an Gewerbthätigkeit und Wohl- und dadurch, dafs ihm oftmals die Waffen in die gegeben werden mufsten, an Selbstgefühl und ertrauen. Dies bewirkten besonders die kriege- Zeiten Heinrichs IV, in welchen die Zuneigung reue der Städte eine eigne Wichtigkeit und Be- g erhielt; ebenso sehr aber auch der Handel Ulms, r an und für sich schon sehr bedeutend war, und es noch, seit sich hier 1096 eine grofse Menge reuzfahrern auf der Donau eingeschifft hatte, eine ng erhielt, die, mehrere Jahrhunderte hindurch lück verfolgt, Ulm unermefslich reich machte.

. *Ulm unter den Hohenstaufen* 1138—1268. *Er- ung der Stadt. Ausbildung der Municipalverfas-*

So sehen wir denn unter der Pflege der unter- um Kaiserthron gelangten Hohenstaufen die Stadt errlicher als je aufblühen; wobei die Vereinigung teressen des schwäbischen Herzogshauses mit den lichen in der Person der Hohenstaufen vor allem g einwirkte. Ulm gewann aufser einer ansehnli- Menge von Privilegien, welche jedoch leider die ichte nicht namhaft gemacht hat, viel Grund und , der bisher zum Fiscus gehört hatte. Dieser theils zur Wiedererbauung der Stadt in einem htlich erweiterten Umfange, theils zur Bildung ei- nes Grundeigenthums der Gemeinde verwendet. Das monarchisch-aristocratische Element erhielt bald auf den Trümmern der Palatialverfassung ein entscheidendes Uebergewicht. Die gesammte Stadtbehörde besteht nun aus dem Reichsvogt, in doppelter Eigenschaft, als Vorstand des Stadtgerichts und als Landrichter, einem Untervogt, einem Reichsschultheifsen, den Ministerialen, 12 Schöffen und einer Anzahl Rathmannen aus der Gemeindebank. Doch schon jetzt kündigt sich die Bildung eines abgesonderten Verwaltungspersonals unter einem Bürgermeister an, und auch der dritte Stand tritt um seine Emancipation in die Schranken.

II. Abschnitt. Vom Interregnum bis 1314. Diesem für die selbständige Entwicklung der deutschen Städte so wichtigen Zeitraum verdankt auch Ulm die Erwerbung der wichtigsten Rechte und die Ausbildung seiner Municipalverfassung. Das Resultat der Untersuchungen unsers Verfs. über diese Periode der Verfassungsgeschichte Ulms ist demnach nach seinen eignen Worten S. 216 folgendes: „An der Spitze der Stadt steht eine aus einer königl. und Municipalbehörde, dem Schultheifsen, den immer seltner werdenden Dienstmannen, den Schöffen, dem Bürgermeister, den Rathmannen und der Zunftbank zusammengesetzte Obrigkeit. Die Vogtei besteht nur noch dem Namen nach und in der Ueberlassung der Schultheifsenwahl an die Stadt tritt der Uebergang einer königl. Stadt in eine unmittelbare Stadt des Reichs immer stärker hervor."

Die Bewohner Ulms bestanden fortan nur noch aus den sogenannten Geschlechtern oder den bisherigen Königsleuten, die sich ihrer dinglichen Unfreiheit immer mehr zu entziehen gewufst hatten, und den Handwerkern, die in dieser Periode die letzten Reste ihrer Hörigkeit, gegenüber vom Vogt, abstreiften, mit allen übrigen Gliedern der Gemeinde einen gleichen Gerichtsstand erhielten und sich mit Recht Mitbürger der Geschlechter nannten. Bei dem Uebergewicht indefs, das die

Aristocratie während dieses Zeitraums über die sich allerwärts entwickelnden democratischen Elemente immer noch behauptete, war es natürlich, dafs die Geschlechter, und zwar 63 derselben oder der Besseren (*Meliores*) der Stadt, wie sie im Gegensatz der Handwerker von Alters her genannt wurden, sich ausschliefslich die Wahl des Schultheifsen aneigneten. Unerachtet die Zünfte in ihren Ansprüchen sehr weit vorgerückt waren, so konnten sie es doch nicht wagen, auch Stellen im Schöffenstuhl anzusprechen, und sie mufsten sich mit dem Antheil begnügen, den man ihnen an der Stadtverwaltung oder dem Stadtrath zugestand. Hier bildeten sie oder vielmehr nur alle diejenigen unter ihnen, deren Gewerbe auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse berechnet war, die dritte oder die sogenannte Zunftbank, während die 2 ersten Bänke, die der Richter oder Schöffen und die der Gemeinde oder Rathmannen ausschliefslich aus den Geschlechtern genommen wurden. So hätten wir also für diese Periode einen städtischen Rath von 36 Beisitzern gefunden, nämlich 12 Schöffen, 12 Rathmannen aus der Gemeinde und 12 Zunftmeistern (halb aus den Geschlechtern, halb aus den wirklichen Zunftgenossen gewählt). Wie die erste Bank den Schultheifsen, die zweite den Bürgermeister, so hat die dritte den Oberzunftmeister, der zugleich als solcher dem hauptsächlich aus den Zünften organisirten städtischen Heere vorstand, und den Titel „Capitaneus" d. i. Stadthauptmann führte. Diese Verfassung stand indefs je länger je mehr im Widerspruch mit der ganzen Tendenz der Zeit nach einer vollkommneren bürgerlichen Gleichstellung der 2 Hauptbewohner der Stadt, der Geschlechter und Handwerker. (Man vergl. S. 188 die sehr ausführliche und gründliche geschichtliche Entwicklung dieser Zeitverhältnisse, besonders in Beziehung auf die Geschichte der Zünfte.) Es bereiteten sich schwere Kämpfe vor, die sammt ihren Resultaten in die nächste Periode fallen.

III. und letzte Periode (Abschnitt) von 1314 *bis zum Schlufs des Mittelalters.* Die nächste Veranlassung zu einer entschiedenen Verfassungsveränderung gab die zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich schwankende Königswahl, welche die nur äufserlich beruhigten Gemüther in völlige Gährung brachte. Wäre indefs nicht unter den Geschlechtern selbst, wovon die Mehrzahl auf Oestreichs Seite stand, die Minderzahl aber Ludwig anhing, Zwietracht ausgebrochen, so hätte jeder Versuch der Zünfte, sich noch mehr Gerechtsame zu erringen, an dem Widerstande der Geschlechter scheitern müssen. Aber so brachten es die Handwerker dahin, dafs sie mit ihren Zunftmeistern statt 12 nunmehr 17 Stellen in dem Rath besetzten und auch im übrigen eine völlige bürgerliche Gleichstellung erlangten. Zu spät vereinigten sich jetzt die zwiespältigen Geschlechter, und jeder neue Versuch gegen die Zünfte endete mit einem neuen Siege dieser. Und so erreichten endlich die Zünfte in der Niedersetzung eines grofsen Raths, der zum gröfsten Theil aus zünftigen Bürgern bestand, das Ziel, auf welches sie seit zwei Jahrhunderten hingearbeitet hatten: das entschiedene Uebergewicht des democratischen Princips über das aristocratische. Der grofse Rath war als Gemeinderepräsentation aus 10 Geschlechtern und 30 Zünftigen zusammengesetzt; daneben bestand noch als oberste Regierungsbehörde der kleine Rath aus der bisher bestehenden Gemeinde- und Zunftbank aus 15 Geschlechtern und 17 Zunftgenossen. Indefs wurde eine Art von Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt, dafs nach der persönlichen Mehrheit der Glieder einer jeden Bürgerclasse, nicht nach der Stimmenmehrheit sämmtlicher Mitglieder des Raths, ohne Unterschied des Standes, beschlossen wurde. Der kleine Rath hatte die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; er war die eigentlich von der Gemeinderepräsentation des grofsen Raths nur controllirte Regierungsbehörde. Die Gesetzgebung ging von dem Gesammtcollegium beider Räthe (zusammen 72 Personen) aus. In gewissen Fällen, die das Gesammtinteresse der Bürgerschaft zu nahe berührten, war auch wohl die Zustimmung der ganzen Gemeinde erforderlich, unter welcher alle nicht im Rathe sitzenden Bürger sowohl von den Geschlechtern als von den Zünften verstanden wurden.

An der Spitze der Regierungsbehörde selbst stand übrigens der immer nur auf ein Jahr gewählte Bürgermeister, der auch jedesmal zugleich Vorstand der Gemeindebank war. Aufserdem safsen immer die 2 zuletzt gewesenen Bürgermeister, welche regelmäfsig nach Verflufs von 2 Jahren noch einmal gewählt wurden, im grofsen Rath, und standen zugleich der Zunftbank vor, an der Stelle des früheren Capitaneus, der nun mit gleichem Recht auf das Kriegswesen beschränkt wurde, wie der Schultheifs auf das Gerichtswesen.

Noch früher, als sich auf die angegebene Weise

Stadtrath des aristocratischen Elementes entledigt
, war auch das monarchische völlig aus demselben
ängt worden. Der Stadtrath hatte sich zur ober-
frei und unabhängig vom Könige sich bewegen-
Regierungsbehörde aufgeschwungen. Der Schult-
war zugleich mit den Schöffen aus demselben ent-
und allein auf das Stadtgericht beschränkt wor-
Auch die Vogtei war aufgelöst, und der Bürger-
er belehnte nunmehr den Schultheifsen mit dem
ann. Auf gleiche Weise waren fast alle königli-
Hoheitsrechte: die Zölle, der Betrieb der Münze,
Jmgeld, die Jüdengefälle, der Wildbann, das Müh-
ınd Flofsrecht u. s. w., veräufsert worden. End-
erhielt die Stadt von Carl IV. 1346 Brief und
l darüber, dafs sie sich selbst Gesetze geben dür-
Jnd hatte sie das freilich schon seit langer Zeit
Verwilligung der Kaiser gethan, indem sie ja die
lacte und die ganze Verfassung geändert hatte, so
loch nunmehr die Vollendung der reichsstädtischen
ändigkeit gesetzmäfsig von dem Reichsoberhaupte
ausgesprochen worden. Unaufhaltsam sehen wir
lm, gestützt auf diese seine bürgerliche Verfassung,
e sich bis zum Ende des Mittelalters, ja bis zu
J. 1548 unverändert erhielt, jenem Gipfel des
es und der Macht zueilen, auf welchem wir diese
stadt wie fast keine ihrer süddeutschen Schwe-
zu Ende des 15. Jahrhunderts erblicken.

Vir bedauern, dafs uns der Raum nicht erlaubt,
eiche Weise wie die Geschichte der Verfassung,
e die erste Abtheilung vorliegenden Werkes bil-
uch die beiden anderen, ihrem Gegenstande nach
ler Hinsicht noch weit interessanteren Abtheilun-
las *bürgerliche* und das *commercielle Leben Ulms*,
gehen zu können. Sie würden uns, in Bezug auf
leutsche Stadt, den vollständigsten Special-Com-
r zu der allgemeinen Darstellung dieser Verhält-
in Hüllmann's Städtewesen des Mittelalters dar-
, dessen äufsere Eintheilung der Verf. im We-
hen auch beibehalten hat. Statt einer genaueren
ge genüge daher ein etwas ausführlicheres Inhalts-
chnifs, welches letztere leider, sowie ein Register
Verf. nicht beigegeben ist.

Anhang zur Verfassungsgeschichte folgt zunächst:
Finanzwesen. A. *Besteurung.* (Grundzins. Reichs-
. Allgemeine Steuerverbindlichkeit aller Bewoh-
lms. Heranziehung der Geistlichkeit zur Besteu-
rung. Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse. Um-
geld (Eingangssteuer)). B. *Gewerbliche Nutzungen.*
(Marktrecht. Gold- und Silberwage. Zölle. (Die Han-
delsgefälle, eine Hauptquelle, welcher Ulm seinen un-
geheuren Reichthum im 14ten und 15ten Jahrhundert
zu danken hatte.) Münzrecht. (Palatialmünze. Verpach-
tung derselben, vermuthlich um die Mitte des 13ten
Jahrhunderts an eine Gesellschaft von Unternehmern,
die sogenannten Münzerhausgenossen, welche sämmt-
lich einem, in verschiedene Zweige getheilten, Familien-
stamme, und zwar dem angesehensten der damaligen
Geschlechter-Familien in Ulm, angehört zu haben
scheinen. Verschwinden derselben bereits um das J.
1272. Münzverordnungen. Ulmische Münzen.) Wech-
selgeschäft (besonders in den Händen der Juden, wie-
wohl auch die Handelsgesellschaften, in welchen die
Ulmer Kaufleute theils unter sich, theils mit Kaufleu-
ten anderer Städte standen, daran Antheil nahmen; Ulm
hatte, gleich anderen schwäbischen Städten, wenigstens
einen geschwornen Wechsler, wozu gewöhnlich ein
Goldschmied genommen wurde.) Wucher. (Kirchliches
Verbot der Zinsennahme; die Juden sind bis zu Ende
des 15ten Jahrhunderts die allein berechtigten Pfandlei-
her und Wucherer.) Judenschutzgelder (Zustand der
Juden in Ulm überhaupt. Verpfändung der Judensteuer
an Private seit 1324. Das grausame Verfolgungsjahr
1348. Der Rath nimmt sie gegen ein Schirmgeld in
Schutz. Unter Wenzels Regierung eignet sich die
Stadt die bisher an die kaiserliche Kammer entrichteten
Judenschutzgelder nebst dem Recht, sie nach Gutdün-
ken besteuern zu dürfen, gesetzlich an. Weniger der
Religionshafs, als die Erbitterung über ihren Wucher
und ihr unaufhaltsames Eindringen in alle Zweige des
gewerblichen Lebens brachte sie zu Ende des 15ten
Jahrhunderts unter Max ganz um ihr Aufenthaltsrecht
in Ulm.)

Kriegswesen. (Befestigung und Befestigungsrecht
der Stadt. Die Zeiten des Interregnums machen die
Anordnungen des gesammten städtischen Kriegswesens
besonders nöthig. Verbindlichkeit aller christlichen
Stadtbewohner zum Kriegsdienst. Fufsvolk und Reuter.
In gewissen Fällen werden auch Söldner in Bestallung
genommen. Waffenvorräthe. Marställe. Städtischer Wund-
arzt. Kriegswerkzeuge und damit beschäftigte Handwerker,
als: Armbrustschnitzer, Pfeilschifter, Salwirthe (Panzer-
macher), Plattner (Haubenschmiede), Schwertfeger; seit

dem 14. Jahrhundert auch Büchsengiefser, Büchsenschmiede, Verfertiger gegossener und steinerner Kugeln, Büchsenmeister. Sorgfalt für die Einübung der städtischen Krieger. Schützengesellschaften mit genossenschaftlichen Einrichtungen. Turniere. Stechen. Pferderennen.

(Der Beschluſs folgt.)

CLV.

Die Xenien aus Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. *Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. Danzig, im Verlage der Ewert'schen Buchhandlung*, 1833. 220 S. *in* 12.

Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 hat in der deutschen Litteratur Epoche gemacht, wie kein andrer vorher oder nachher. Die demselben angefügten zahlreichen Epigramme, Xenien genannt, das gemeinsame Erzeugniſs Goethe's und Schillers, brechen wie ein plötzliches Strafgericht in das verwilderte und verschwächte Treiben, welches sich in dem Gebiete der Geistesbildung üppig eingenistet hatte. Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Angst, des Ingrimms und der Gegenwehr erschallte bei diesen Streichen, man rief Himmel und Erde zu Zeugen an, daſs dergleichen Gewalt ganz unerhört sei, man hoffte die Friedensstörer ihren Frevel büſsen und die gefeierten Dichter als beschämte Buben heimkehren zu sehen. Was die Schwäche und Gemeinheit sich angemaſst hatte, sollte als richtiger Besitz, ein dünkelhaftes Behagen als unverletzlicher Zustand gelten, und von der Gesammtheit geschützt werden. Aber man hatte vergessen, daſs in der Litteratur das Faustrecht besteht, und kein Besitz und Stand gilt, als der mit den Waffen in der Hand behauptet und jeden Tag erneut wird. Der Erfolg bewährte das gute Recht der aufgetretenen Ritter, die Geschlagenen und Gestraften muſsten weichen, der Raum wurde freier, und manche besudelte Stelle glücklich gereinigt. Die Helden hatten ihre eigne Sache geführt, aber nicht für sich allein, sie überlieſsen den gröfsten Theil der Eroberung einem bessern Geschlecht neuer Ansiedler, die jenen Führern in gewissem Sinn folgsam blieben, ohne sich gradezu pflichtig noch allzu dankbar gegen sie zu verhalten. Die Xenien aber haben vollkommen gesiegt, und ihr Feldzug wird in den Jahrbüchern litterarischen Ruhmes ehrenvoll mitgezählt.

Man hat früh das Bedürfniſs empfunden, einem schon zweiten und dritten Geschlecht, das auf die Zeitgenossen dieser denkwürdigen Ereignisse gefolgt ist, den Zusammenhang und das Einzelne der damaligen Kriegsthaten zu überliefern, und die zum Theil dunkle und räthselhafte Haupturkunde verständlich zu machen. Aber es war schwer und miſslich, diesem Bedürfnisse zu entsprechen. Eine von Goethe beabsichtigte Prachtausgabe des Textes, den ein reicher Kommentar begleiten sollte, unterblieb. Ein in Breslau vor mehreren Jahren veranstalteter Privatabdruck gab nur den unerläuterten Text. Erst durch Erscheinung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller ergab sich mit vielen neuen Aufschlüssen die gesteigerte Anregung, dieses wunderbare Gemeingut unsrer beiden groſsen Dichter hellbeleuchtet aufzustellen. Die vorliegende kleine Ausgabe leistet in diesem Betreff die nöthigste Vorarbeit. Wir können aber keineswegs sagen, daſs damit schon alles gethan sei. Die sorgfältige Zusammenstellung der in dem erwähnten Briefwechsel enthaltenen Aufschlüsse, die richtige Entzifferung der abgekürzten oder sonst versteckten Bezeichnungen, die genaue Angabe der persönlichen Bezüge und Umstände, alles dies ist verdienstlich und dankenswerth. Allein wir hätten gewünscht, daſs der Herausgeber, der sich in allem Betracht so kundig erweist, in die geistigen Richtungen dieses höchst wichtigen, mit allen Angelegenheiten unsrer Geistesbildung tief verflochtenen und noch immer nicht ausgekämpften groſsen Kampfes auch geistig mehr einzugehen, und seine wahre Bedeutung zu enthüllen versucht hätte.

Die deutsche Litteratur hat vor den Xenien und auch nachher Kämpfe und Strafgerichte genug gehabt, persönliche und einzelne zu jeder Zeit überviel, in besondern Richtungen manche bedeutende, ganz allgemeine doch selten. Die Xenien, einen Ritterzug der letztern Art darstellend, werden lange Zeit noch unübertroffen bleiben, sie bilden für alles Nachfolgende gleichsam ein homerisches Zeitalter, in welchem sich das Vorangegangene resumirt, und wohin das Spätere sich nothwendig zurückbezieht. Sie haben auch mit den homerischen Erzeugnissen das nicht leicht wieder zu erneuende Verdienst gemein, mit einer naturkräftigen Ursprünglichkeit auch den vollen Reiz einer gebildeten Form zu vereinigen. Goethe und Schiller sind hier ritterliche Helden, neben der Strenge fein und anmuthig, sie schlagen das feindliche Gesindel aus dem Felde, aber lassen es dann laufen, ohne es zu Schmach und Marter einzufangen, und nach dem Kriege noch erst einem hochnothpeinlichen Halsgericht zu übergeben. In den spätern Zeiten haben wir leider die letztere Erscheinung vorwalten, und in der Litteratur wahre Hinrichtungen und Torquirungen ansehen müssen, statt der Ritter die Scharfrichter in Thätigkeit! Es mag sein, daſs Zeiten und Umstände das Geschäft des Scharfrichters nöthig machen, auch mag dieser wohl nur vollziehen, was wirklich Rechtens ist, und in der Litteratur kann manches Opfer fallen müssen, das in der bürgerlichen Welt jede Achtung verdient, und vielleicht hundertmal besser ist, als seine Richter und Quäler; aber einen Autor, hinter dem doch zuletzt der Mensch in jedem Falle steht, unter kaltberechneten Martern sterben zu lassen, giebt immer einen widerlichen Anblick, und gern wendet man sich von ihm zu der heitern und edlen Jagdfreude der Xenien zurück, in welcher der Geist und die Laune nur zur Milderung der unerläſslichen Geiſselhiebe dienen, nicht aber aufgewendet werden, den Schmerz und die Qual zu mehren! —

V. v. E.

№ 118.

Jahrbücher
für
issenschaftliche Kritik.

December 1833.

wäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist ıch handschriftlichen Quellen samt Urkun- ɛnbuch von Carl Jäger. Erster Band.

(Schlufs.)

II. Abtheilung. Bürgerliches Leben. Cap. 1. *Si- heit und Ordnung.* (Oberaufsicht der Einunger, ei- Art Polizeibehörde, und des Bürgermeisters. Be- nete Rathsdiener. Rathsglocke. Ordnungen für Besuch der Wirthshäuser. Waffentragen. Hüten Thore. Feuer-Verhütungs- und Löschungsanstalten.) 2. *Bequemlichkeit und Anstand.* (Verengung und lunkelung der Strafsen durch den Vorbau von Er- , Kellerhälsen und Gängen vor den Häusern. Bau- ungen überhaupt. Pflastern der Strafsen (seit 1397). kenbau (seit 1240). Oeffentl. Reinlichkeit.) Cap. *esundheit und Verpflegung.* 1) die Aerzte. Gro- Ansehen derselben. Der erste erwähnte Arzt im 409; der erste vom Rath berufene und auf 10 Jahre bestallung genommene Arzt im J. 1418. 2) Die theker. Im J. 1327 wird der erste erwähnt. Ihr ıältnifs zu den Aerzten. Ihre Anzahl. Ihre Ver- lichkeiten. 3—5) Die Scheerer, die Bader und die ammen. 6) *Gesetze gegen Weinverfälschungen. halten bei herrschenden Seuchen.* 8) *Die Begräb- in den Kirchen* hören leider erst in den Zeiten Reformation auf. Der *Verpflegungsanstalten* gab n Ulm mehrere; die vornehmste darunter war das den Zeiten der Kreuzzüge kurz vor 1183 beste- le) Hospital z. h. Geist, bei dessen Entstehung, Ge- chte und Einrichtung der Verf. etwas länger ver- lt. Seit dem 13. Jahrhundert die Seelhäuser der Be- ıen, die auch unter dem Namen der Schwestern in Sammlung bekannt sind und sich der leiblichen Pfle- ınd geistigen Erweckung der Kranken und Sterben- len widmeten. Cap. 4. *Gesetzgebung in Betreff Luxus, der öffentlichen Sitten und Zucht über- haupt.* (Unmoralität der Welt- und Klostergeistlichen, welche fast das ganze Mittelalter hindurch mit dem schlechten Beispiel vorangingen.) Das Leidigste für die einschreitende obrigkeitliche Behörde war der privile- girte Gerichtsstand des Clerus und das Asylrecht der kirchlichen Gebäude. Es mufste sich daher ein ernst- licher Kampf zwischen der städtischen Obrigkeit und der privilegirten Geistlichkeit um Sitten und Zucht in den Städten erheben, ein Kampf, in welchem zwar erst nach langem mühseligen Streit die Städte als Sieger hervorgingen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhun- derts unterliefs man es endlich gänzlich, die früheren Luxusgesetze noch länger vergebens zu erneuern. Da- hin gehörten besonders die sogenannten Kleider-, Hoch- zeit-, Taufen- und Leichenordnungen, über welche der Verf. viele interessante Einzelnheiten anführt. Sehr reichhaltig sind auch seine, stets aus urkundlichen Quel- len geschöpften, Bemerkungen über die Gebräuche bei kirchlichen Festen, über die Fastnachtslustbarkeiten, die Narrenfeste, die genossenschaftlichen Gelage und sonsti- gen Festlichkeiten der Geschlechter und Zünfte, deren Stubengesellschaften, Trinkstuben und Tanzhäuser, be- sonders im Winter, die Mittelpuncte des geselligen Le- bens waren; über die Gelage der kirchlichen Brüder- schaften, welche meist ein ernsthafteres Aussehen hat- ten, über die Spielsucht, über die Frauenhäuser, deren damalige erstaunliche Aufnahme dem Beobachter der innern Lebensgeschichte des deutschen Mittelalters, wie so vieles Andere die Bemerkung aufdringt, dafs in je- nen Zeiten das Laster wie die Tugend sich kräftiger und entschiedner geäufsert habe, als in unsern. Cap. 5. *Künste. Schulen. Bibliotheken.* (Unter den Künsten stehen die edle Steinmetz-, Bildhauer-, Holzschnitz- und Malerkunst oben an. In Ulm bestand schon frühe eine Steinmetzenhütte, urkundlich erweislich wenigstens schon zu Ende des 13. Jahrhunderts eine Steinmetzenzunft, eine Hütte und ein Meister der Steinmetzen (*magister*

Lapicidarum), der hier wie auch anderwärts in den früheren Zeiten des Mittelalters eine höhere, auf den Ursprung des Freimaurerordens (?) hindeutende Würde besafs. Die Steinmetzenhütte in Ulm stand in steter Beziehung mit denen in Basel und Strafsburg. — Es folgt nun nach den Bürgerbüchern und Steuerrollen (vom Ende des 14. Jahrhunderts an) ein Verzeichnifs von Künstlernamen, das, obgleich sehr dürftig, doch für die allgemeine deutsche Kunstgeschichte nicht ganz unbedeutend ist. Matthäus Böblinger von Efslingen, Steinmetzel, ist derselbe, welchen der Rath von Frankfurt 1483 von Ulm kommen liefs, um über den schwierigen Weiterbau des Domthurms seinen Rath zu vernehmen. — Die Meistersänger Ulms bestanden meist aus Webern, hielten in der sogenannten Barchentstube ihre Zusammenkünfte, hatten ihre besondern Ordnungen, versuchten sich in ihren Sangschulen an Sonn- und Feiertagen besonders an religiösen Gegenständen. — Schulen gab es in Ulm schon frühe; die älteste war die mit der Pfarrkirche verbundene; die andern befanden sich in den Klöstern. Freisinnigere Einrichtungen der Schulen fanden statt seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts. — Anlegung einer öffentlichen Bibliothek, seit dem J. 1443; bald vermehrt durch noch weitere Vermächtnisse.

III. Abtheilung. Commercielles Leben. A. *Obrigkeitliche Beaufsichtigung und Beförderung desselben.* (Gewerbliche Gesetzgebung, gröfstentheils in den Händen des Raths, zum Theil aber auch in denen der Zünfte, welche überdiefs bis auf einen gewissen Grad die Gewerbspolizei zu verwalten hatten. S. 602 findet es der Vf. auffallend, „dafs wir vor 1429 keine einzige königl. Urkunde über die Verleihung eines Jahrmarktsrechts finden; er vermuthet daher entweder, dafs die dem Ulmer Marktrecht zu Theil gewordenen Privilegien verloren gegangen sind, oder, was wahrscheinlicher ist, dafs Ulm von den Zeiten der Carolinger ein natürliches Marktrecht hatte." Sollte dem Verf. die für die Handelsgeschichte des Mittelalters so wichtige Bemerkung entgangen sein, dafs die Zoll-, Münz- und Marktgerechtigkeit gewöhnlich zu gleicher Zeit in einem Privilegium ertheilt wurden, weil alle diese Freiheiten mit einander in der engsten Verbindung standen? B. *Benutzung des Bodens.* (Schon in den ältesten Zeiten befinden sich Rinderhöfe (Schweigen) auf dem jenseitigen Uferland der Donau, Kornhöfe (Mansen und Huben) auf dem diesseitigen. In dieser Beschaffenheit übernahm der Fiscus das bis dahin von den Einheimischen und Römern bebaute Land in der Umgegend von Ulm. Die Bewirthschaftung blieb stets dieselbe, auch nachdem unter Mitwirkung verschiedener Umstände das königliche Grundeigenthum in dem Gemeinde- und Privateigenthum allmählig völlig aufgegangen war. Nur wurde für die fleifsigere und umsichtigere Benutzung des Bodens durch diese Vertheilung in kleinere Stücke unendlich gewonnen. Garten-, Hopfen-, Wein-, Safran-, Flachs-, Hanf- und Wiesenbau. Benutzung der Gemeinweide, über welche, sowie über andere den Feldbau betreffende Gegenstände eine Reihe von Verordnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert existirt.) C. *Fabrikate. Gewerbsordnungen.* (Unter den Fabrikaten werden zunächst die in Ermangelung des Weins schon von den alten Alemannen bereiteten Getränke, Bier und Meth, genannt, wovon das erstere bis auf den heutigen Tag seinen guten Ruf erhalten hat. Sodann folgen auf das genaueste nach urkundlichen Quellen, hauptsächlich nach den Statuten im sogenannten rothen Buch, erörtert die verschiedenen Gewerbsordnungen.) Die Weber machten die älteste, zahlreichste, reichste und um das gemeine Wesen, den städtischen Reichthum und den blühenden Handel verdienteste Zunft aus, und waren theils Marner oder Loderer d. i. Wollenweber, theils Barchent- und Leinwand- oder Gölschenweber, theils endlich (seit Anfang des 16. Jahrh.) Sammetweber. Die Goldschmiede machten ebenfalls eins der ehrbarsten und am reichsten besetzten Handwerke in Ulm aus, und wurden erst zu Ende des 15. Jahrhunderts zur Schmiedezunft gezählt. D. *Die Handelsleute.* (Lombarden und Juden trieben lange Zeit allein den innern Handel in den Donaustädten, bis von den letztern 1096 von den Kreuzfahrern blofs an der Donau 120000 erschlagen wurden. — Die Ulmer Handelsleute zerfielen in die Zunft der Kaufleute, der Krämer und der Merzler. Die erste war die ehrbarste und reichste aller Zünfte; daher allen, welche ihr angehörten, der Besuch der Geschlechterstube verstattet war; sie waren jetzt schon und wurden später noch mehr die eigentlichen Grofshändler, durch welche Ulms Handel jenen so aufserordentlichen Schwung erhielt. Vorherrschend wurde unter ihnen, besonders seitdem durch den rheinischen und niederländischen Handel die Gewerbe in Schwaben in Aufnahme kamen, der Hang zu Handelsconsociationen, welche sie theils mit einander, theils und hauptsächlich

Kaufleuten aus andern Handelsstädten in der Nähe Zweck gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs eingin- Bald aber erhob über den dadurch entstandenen elszwang im 14. u. 15. Jahrh. der übrige Handels- Klagen, welchen, so gegründet sie auch waren, ath nur halbes oder gar kein Gehör gab, weil die en Geschlechter einzelne Familienglieder selbst in en Verbindungen stehen hatten. — Die Krämer- war ebenfalls sehr zahlreich, da es äufserst schwer den Begriff der Krämerei zu bestimmen und sich in derselben die verschiedenartigsten Handwerker den. Aus demselben Grunde erlaubten sich die er nicht nur vielfache Eingriffe in die Rechte an- Handwerker, sondern andere Zünfte griffen auch Zunftrecht. — Die Merzler hatten den Kleinhan- Merz, Gemerz von *merces*), besonders den Handel ebensmitteln, und gaben durch die Art ihres Ge- s zu manchen nicht ungerechten Klagen Anlafs; egen auch beschränkende Verordnungen nöthig- en, um das schädliche Aufkaufen derselben, gleich- n andern Städten, möglichst zu verhüten. — Die erinnen waren Trödlerinnen.) E. *Handelsgebiet. und Ausfuhr.* 1) Die ältesten und bedeutendsten elswege für Ulm waren die Strafsen nach Basel, vo es weiter nach der Schweiz, nach Frankreich, gar nach Spanien ging, und die grofsen Land- und erstrafsen der Donau, auf welchen hauptsächlich Regensburg, Enns (berühmt wegen seiner Pfingst-) und Wien, weniger (unmittelbar) nach Ungarn ler Türkei Handel getrieben wurde. Baiern wurde len Ulmer Kaufleuten auf 3 verschiedenen Strafsen zogen. Mit Augsburg stand Ulm in stetem ge- itigen Verkehr. Seine Handelsverbindung mit Ita- besonders mit Venedig, Mailand und Genua, war d für sich schon bedeutend und lebhaft, und ge- dadurch noch mehr an Wichtigkeit, dafs damit landel mit Tyrol, Oberschwaben und der Schweiz ürlicher Verbindung stand. Für den nördlichen el Ulms waren zahlreiche Strafsen durch ganz emberg eröffnet. Den lebhaftesten Handelsverkehr ielt hier Ulm mit Frankfurt und Nürnberg; auch be- n seine Kaufleute die Leipziger und Erfurter Mes- Unter allen Messen aber hatte die Nördlinger smesse die meiste Bedeutung für Ulm, weil es das Geleit hatte. Von den Rheinstädten wurden lers Strafsburg, Speier, Worms, Mainz und Cölln besucht, und vom Rhein aus verfolgen die Ulmer ihren Handel noch weiter bis nach Holland, die Niederlande und England. — 2) Was den Handelsartikel betrifft, so scheint sich der eigentliche Grofshandel besonders auf die Ein- und Wiederausfuhr von Wein, Salz, Eisen, Leder, Baumwolle und Specerei beschränkt zu haben. Ulm hatte wohl den berühmtesten Weinmarkt im südlichen Deuschland. An einzelnen Markttagen sollen 300 Weinwägen den Weinhof angefüllt haben. Dagegen war aber auch die Ausfuhr des auf eignem Boden Gewonnenen (Barchent, Leinwand und Gölsch; Schmalz, Vieh, Korn, Holz, Mehl u. s. w.) sehr beträchtlich.

Von S. 719—749 folgt das Urkundenbuch, welches 20 verschiedene Stücke und darunter S. 729 f. das Stadtrecht von Ulm 1296 (*ex orig.*) enthält; sodann Einiges zur Geschlechtergeschichte von S. 730—774.

G. Lange.

CLVI.

Grundrids af den danske Retshistorie u. s. w. (d. i. Grundrifs der dänischen Rechtsgeschichte. Zum Gebrauch für Vorlesungen. Zweite ganz umgearbeitete Auflage). Von J. L. A. Kolderup-Rosenvinge, Dr. og Prof. i Lovkyndigheden ved Kjöbenhavns Universitet, extraordinaer Assessor i Hojesteret u. s. w. Kjöbenhavn. Gyldendal.* 1832. *Erster Theil, XVI u.* 278 *S. Zweiter Theil,* 234 *S.

Die Abweichungen der gegenwärtigen Ausgabe des interessanten Werks von der früheren, in den Jahren 1822 u. 1823 erschienenen, sind bedeutend genug, um ihnen eine besondre Anzeige zu widmen.

Zu berühren ist zunächst die Umänderung des früheren Titels *Lovhistorie* d. i. eigentlich nur *Gesetzgeschichte*, in den passenderen aber freilich in Dänemark ungebräuchlicheren: *Retshistorie*.

Die zweite und wesentlichere Aenderung betrifft die Anordnung des geschichtlichen Stoffes. Die der *Lovhistorie* war durchaus die synchronistische. In jeder der fünf Perioden kehrten die vier Abschnitte: Rechtsquellen, öffentliches Recht, Privatrecht (mit Prozefs und Criminalrecht) und Zustand der Rechtswissenschaft wieder. Der Vf. gewann nun die Ueberzeugung, dafs es ersprieflicher sei, die einzelnen Institute in ununterbrochener Zeitfolge zu entwickeln, und dabei für das Privatrecht von einer durch alle Lehren durchgehenden Periodisirung abzusehen. So begreift nun das erste Hauptstück in fünf Abschnitten eben so viele Perioden der Geschichte der Quellen, und in einem sech-

sten die Geschichte der Rechtswissenschaft. Das zweite Hauptstück giebt das öffentliche Recht nach eben jenen fünf Perioden. In dem dritten ist das Privatrecht systematisch nach den fünf Abschnitten: Personenrecht (mit Familienrecht), Sachenrecht (mit Erbrecht), Obligationenrecht, Criminalrecht und Prozefs geordnet; so dafs die Geschichte der einzelnen Institute in bestimmte Zeitabschnitte nur dann, wenn der Stoff es erforderte, und nicht strenge nach obigen fünf Perioden gesondert ist. Es findet sich demnach, was über die Eidhelfer, über Diebstahl, Criminalprozefs u. s. w. in der *Lovhistorie* durch die verschiedenen Perioden hin zerstreut lag, nun zur Bequemlichkeit desjenigen, der über die einzelne Materie sich unterrichten will, in die besondern Paragraphen zusammengestellt. Wobei denn freilich jede Lücke in der Geschichte der Institute, welche die gegenwärtige Forschung noch nicht auszufüllen vermag, unverhohlener als sonst vor Augen tritt.

Dafs diese Anordnung für den mündlichen Vortrag, zu dessen Behuf das Werk zunächst bestimmt ist, den Vorzug habe, kann keinen Zweifel leiden; und selbst im Druck gewährt sie, glauben wir, die gröfsern Vortheile. Denn weder kann der Gang der allgemeinen Geschichte und der Verfassung stets für die Entwickelung des Privatrechts maafsgebend sein, noch mögen für die verschiedenen Institute des letzteren gleichmäfsig entscheidende Zeitmomente gefunden werden. Doch bleibt hiebei der eigenthümliche Werth jener früher befolgten Methode ja nicht ausgeschlossen, welche für eine bestimmte Periode den Zusammenhang der einzelnen Seiten des gesammten Rechtszustandes unter sich und mit dem allgemeinen Charakter dieser Zeit zur Anschauung bringt. Wir wollen hier nur daraus folgern, dafs die zweite Ausgabe den Gebrauch der ersteren nicht ohne weiteres aufhebe, und dafs die Beifügung eines synoptischen Inhaltsverzeichnisses beider Ausgaben, deren Paragraphen nicht nur in der Folge, sondern auch in der Zusammensetzung fast durchaus abweichen, sich manchen Dank gewonnen haben würde.

Uebrigens fragte es sich bei dieser entschiedenern Trennung des öffentlichen und Privatrechts um die Behandlung solcher Materien, welche, wie die Lehre von den Ständen, in beide Theile eingreifen. Der Vf. hat hier auf eine schickliche Weise die Zustände der Freien und Unfreien, wie auch das Verhältnifs der Pachtbauern dem Privatrecht, dagegen die Rechte des Adels, der Geistlichkeit, des Bürger- und Bauernstandes, als Momente der Verfassung, dem öffentlichen Rechte zugewiesen.

Wir geben drittens die *materiellen* Aenderungen an. Seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe haben die dänischen Gelehrten fortwährend für die Geschichte ihres Rechts mit Liebe und Erfolg gearbeitet. Wir nennen nur des Vfs. eigne Ausgaben der alten königl. Verordnungen (1824), der Hof- und Stadtrechte (1827), die ihn zu manchen neuen Ansichten und Aufschlüssen führen mufsten; von andern allgemeinern Arbeiten, Schlegels Schrift über der alten Dänen Rechtsgewohnheiten und Autonomie (1827) und die theilweise dagegen gerichtete bedeutende Abhandlung von Larsen über die alten Dänischen Provinzialrechtsbücher. Auch die neuen Ausgaben der altschwedischen Provinzialrechte, und der Isländischen Grágás konnten, bei den nahen Beziehungen unter den skandinavischen Rechten, nicht ohne Berücksichtigung bleiben.

So haben denn in den Noten die Belagstellen und die litterarischen Angaben (unter denen Wilda's Gildenwesen noch nicht Platz gefunden manche Bereicherung erfahren; so sind im Texte selbst Berichtigungen und Zusätze unentbehrlich geworden; Aenderungen, die freilich bei einem Werke, das doch nur die Resultate der Forschungen giebt, im Verhältnifs zum Ganzen immer nicht beträchtlich sein können. Einige derselben lieferte schon die im J. 1825 von dem Unterzeichneten besorgte deutsche Uebersetzung der ersten Ausgabe, nach freundlicher Mittheilung des Vfs.; von den übrigen geben wir die wichtigern an.

In der *Quellengeschichte* sind die Verzeichnisse der speciellen und partikulären Rechte vervollständigt, namentlich das der *Stadtrechte* im §. 30 (Lovh. §. 84). Die Angaben über das so zweifelhafte Alter der vier Provinzialrechte des 12. u. 13. Jahrhunderts lauten anders. So stellt §. 18 (Lovh. §. 31) mehr ins Ungewisse, dafs das Schonische Gesetz vom König Waldemar bestätigt worden sei; der §. 19 (L. §. 33) spricht bestimmt aus, dafs Waldemars Seeländisches Gesetz jünger als das Jütische sei; Erichs Seeländisches Gesetz wird §. 20 (L §. 32) mit Wahrscheinlichkeit zwischen die beiden letztgedachten gestellt; für den Erlafs des Jütschen Gesetzes endlich wird §. 21 (L. §. 81) nach Larsen das J. 1241 statt 1240 angenommen, und im §. 42 (L. §. 157) die frühere Meinung, dafs dies Gesetz im 16. Jahrh. allgemeines Ansehn für Dänemark erlangt habe, verworfen. Zugleich hat der Vf., der sonst die dritte Periode mit dem Jütschen Low eröffnete, es nun in die zweite zu den übrigen Provinzialrechten gestellt.

Seltner sind Aenderungen in den Rechtssätzen selbst. Nach §. 51 (L §. 13) ist der Vf. nunmehr geneigt, Dänemark in den ältesten Zeiten als ein Erbreich, nicht als ein Wahlreich zu betrachten. Der §. 129 (L §. 54) hält nicht mehr die Einwilligung der Erben bei Veräufserungen auf den Todesfall für nöthig, wenn diese das gesetzliche Maafs nicht überschritten. Der §. 143 (L. §. 61) vermuthet, dafs auch nach dänischem Recht die Satzung ein widerrufliches Eigenthum gab. Die dem Uebersetzer als Berichtigung der ersten Ausgabe (§. 45) mitgetheilte Meinung, dafs legitimirte Kinder neben ächten nur erben konnten, wenn der Vater ihnen zuvor *alles* Gut aufgelassen hatte, ist jetzt (§. 94) wieder zurückgenommen. Manchen Bestimmungen des Jütschen Gesetzes, die früher als allgemein geltend aufgestellt wurden, mufste, bei veränderter Ansicht über das Ansehn dieses Gesetzes, eine nur particuläre Bedeutung beigelegt werden.

Endlich haben auch manche Parthieen eine weitere Ausführung und Zusätze erhalten. So ist namentlich der letzte Abschnitt des §. 93 der 1sten Ausg. über die städtischen Behörden im §. 60 näher entwickelt. Der alte §. 161 hat im §. 76 einen Zusatz über die seit 1660 eingeführte collegialische Behandlung der Regierungsgeschäfte. Die §. 61 über die Gerechtsame, insbesondre die Gerichtsbarkeit der Städte, §. 63 über ihre Abgaben, §. 153 über Gesindemiethe sind ganz neu hinzugekommen.

Vom Unterzeichneten möchten nun noch ein Paar Worte darüber erwartet werden, ob und wie Alles, was diese *Retshistorie* auch noch vor der Deutschen Bearbeitung der *Lovhistorie* voraus hat, Deutschen Lesern zugänglich gemacht werden könne. In einen Anhang wird sich dasselbe schwerlich fassen lassen. Eine neue Ueberarbeitung des Ganzen aber würde wenigstens der Unterzeichnete jetzt nicht unternehmen. Es scheint ihm überhaupt, dafs Kräfte und Kenntnisse von einigem Umfange, die jemand einer Behandlung des Skandinavischen Rechtes zum Frommen des verwandten Deuschen zuwenden wollte, nunmehr einem selbstständigen Weiterschreiten zu widmen wären.

Beschränkung einerseits auf gewisse Hauptmaterien, andrerseits Erweiterung des Standpunkts durch gleichmäfsiges Umfassen aller Zweige des skandinavischen Rechts, und durch unmittelbare Beziehung des Gewonnenen auf die entsprechenden Germanischen und Altdeutschen Institute, würde fruchtbringender sein, als, die treffliche Uebersicht, welche Rosenvinge's Arbeit durch das Dänische Recht in gewissem Grade für den ganzen Norden gewährt, noch einmal in andrer Form zu wiederholen. Hätten wir dabei die Leistungen nordischer, besonders der Dänischen Gelehrten dankbar zu benutzen, so würde ein eignes Zurückgehn auf die Quellen doch eben so unerläfslich sein, als es in den letzten 10 Jahren um vieles thunlicher durch die oben gedachten neuen Ausgaben dieser Quellen geworden ist.

G. Homeyer.

№ 119.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CLVII.

1) *Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis scientiarum Danicae edita. Fasc. I. Hafniae* 1829. 246 S. 4.

2) *Meteorologische Beobachtungen angestellt zu Danzig in den Jahren* 1807—1830 *von Kleefeld und vollständig herausgg. von der naturforsch. Gesellschaft zu Danzig. Halle* 1831.

3) *Ueber den stündlichen Gang des Barometers und Thermometers im Jahr* 1828 *zu Salzuflen im Fürstenthum Lippe-Detmold von R. Brandes und W. Brandes. Lemgo und Heidelberg* 1832. 8.

4) *The Climate of London deduced from Meteorological Observations made in the Metropolis and at various places around it. by Luke Howard, Gent.* 3 *vol.* 8. *London* 1833 *second much enlarged and improved edition.*

In einer Wissenschaft, welche, wie die Meteorologie, ihre Resultate nur aus einer grofsen Anzahl von Beobachtungen abzuleiten hat, ist natürlich die Bekanntmachung der Originalbeobachtungen das Wünschenswertheste. Denn auch die geschickteste Bearbeitung derselben kann nicht alle Seiten gleichmäfsig berücksichtigen, nicht auf alle Gesichtspunkte eingehen, welche hier geltend gemacht werden können. So einleuchtend dies ist, so stehen doch der Realisation grofse Schwierigkeiten entgegen. Denn welcher Buchhändler übernimmt den Druck eines dicken Bandes von Zahlen, ohne für den Erfolg gedeckt zu sein, welchen Absatz darf er hoffen, da sie nur den interessiren, welcher in die Arbeit der Wissenschaft thätig eingreift, dem grofsen Publicum es aber nur um die aus jenen abgeleiteten Resultate zu thun ist. Als die grofsartige Freigebigkeit des Churfürsten Carl Theodor die Manheimer Societät gründete, erhielten die, welche zu fortlaufenden Beobachtungen sich entschlossen, nicht nur vortreffliche Instrumente, sondern es wurden ihnen auch die Mittel an die Hand gegeben, die Ergebnisse ihres mühevollen Fleifses bekannt zu machen, indem die Manheimer Societät ihnen ihre Ephemeriden öffnete. Die umsichtige Redaction derselben, die passenden übersichtlichen Zeichen, welche als Symbole der einzelnen Erscheinungen gewählt wurden, der correcte und elegante Druck werden immer als Muster für ähnliche Unternehmungen gelten. Mit der Auflösung der Gesellschaft und dem Wegfallen aller dieser Hülfsmittel haben sich auch die Hindernisse wieder eingestellt, mit welchen die Meteorologie in ihrem Fortschreiten zu kämpfen hat. Desto mehr ist anzuerkennen, wenn gelehrte Gesellschaften sich der verwaisten Wissenschaft annehmen, wenn sie die Materialien erhalten und zugänglich machen, welche früher oder später zur Befestigung des allmählig aufsteigenden Baues verwendet werden sollen.

In dieser Beziehung haben wir nun zuerst der erfolgreichen Bemühungen der Copenhagener Akademie zu gedenken, welche die schönen Zeiten der Manheimer Societät erneuern zu wollen scheint. Nach den dänischen Colonien in Island, Grönland, Westindien, Guinea und Ostindien sind genaue Instrumente versendet, und so unter den verschiedensten Himmelsstrichen Beobachtungen eingeleitet. Dafs aber das so Gewonnene nicht in der Stille irgend eines Archivs vergessen werde, dafür ist ebenfalls durch die rasche Bekanntmachung derselben Sorge getragen. Der erste Band dieser Sammlung, dem wir recht viele Nachfolger wünschen, erschien im Jahr 1829. Er enthält in gr. 4. sehr schön gedruckt die in Apenrade in Schleswig von dem Doktor Neuber vom 1. Juni 1824 bis 1. Juni 1825 angestellten Beobachtungen unter dem Titel: *Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis Scientiarum*

Danicae edita. Fasc. 1 *continens observationes D. Neuberi Apenrodae institutas. Hafniae* 1829. An jedem Tage wurde das Thermometer im Schatten und in der Sonne, das Barometer, das Daniellische Hygrometer, die Windfahne und die Himmelsansicht 10 Mal zu bestimmten Zeiten aufgeschrieben, aufserdem gleichzeitig die relativen Grade des Saussure'schen Hygrometers bemerkt, 3 mal die Höhe und Temperatur des Meeres bestimmt, endlich die Nachtkälte am Thermometrographen. Die Barometerbeobachtungen sind unreducirt und reducirt mitgetheilt. Eine solche Ausdauer, ein solches sich selbst aufopferndes Hingeben an die Wissenschaften kann man nur anstaunen und bewundern.

Was die Art der Bekanntmachung dieser Beobachtungen betrifft, so scheint es uns unpassend, statt der deutschen Windzeichen S. W. N. O. die lateinischen einzuführen; N.N.W. ist ein weit anschaulicheres Zeichen als Sp. Sp. Oc. Besser wäre noch die allgemeine Einführung der englischen Bezeichnung, weil die Engländer, indem sie S. W. N. E. schreiben, die Mifsverständnisse zwischen Deutschen und Franzosen, da jene S. W. N. O., diese S. O. N. E. schreiben, geschickt zu vermeiden wissen. Die Beibehaltung der Howardschen Wolkennamen ist hingegen sehr löblich. Je erfreulicher die allgemeiner werdende Einführung dieser Bezeichnungen ist, desto mehr zu bedauern ist es, dafs die eben so passenden, als natürlichen Zeichen für Schnee, Regen, Hagel, Gewitter u. s. w., deren die Manheimer Societät sich bediente, in späteren meteorologischen Journalen aufgegeben worden sind. Wie sehr wird dem, welcher diese Beobachtungen berechnet, die Arbeit durch sie erleichtert, wie viel Raum im Druck, wie viel Zeit im Aufsuchen gewonnen.

Den Beobachtungen geht eine kurze Einleitung voran, welche eine Beschreibung der angewendeten Instrumente und eine durch deutsche Uebersetzung erläuterte Erklärung der gebrauchten Kunstausdrücke enthält. Hinter den Beobachtungen folgt zuerst eine die täglichen Mittel enthaltende Tafel, von Neuber berechnet, darauf Zusammenstellungen von Hrn. Schouw in Beziehung auf den Einfluss und die Häufigkeit gewisser Erscheinungen. Die hiebei angewendete von den Franzosen eingeführte Vertheilung der Beobachtungen in Decaden scheint uns deswegen zu verwerfen zu sein, weil das Jahr dadurch in ungleiche Abschnitte getheilt wird. Wünscht man kleinere Abschnitte, so ist es am passendsten, fünftägige Mittel zu nehmen, durch welche das Jahr in 73 gleiche Abschnitte getheilt wird, wie Poitevin und besonders Brandes es gethan. Nur auf solche gleiche Abschnitte läfst sich bequem eine Interpolationsformel gründen, welche die Erscheinung als periodische Function der Sonnenlänge darstellt.

Man kann diese nothwendige Rücksicht auf die Benutzung der Beobachtungen den Physikern, welche solche Arbeiten unternehmen, nicht genug empfehlen.

Die Bekanntmachung des zweiten Beobachtungs-Journals verdanken wir der Danziger naturforschenden Gesellschaft. Der 288 grofse, enggedruckte Quartseiten enthaltende Band unter dem Titel: Meteorologische Beobachtungen, angestellt zu Danzig in den Jahren 1807 bis 1830 vom Regierungsrath Dr. Kleefeld und vollständig herausgegeben von der naturforschenden Gesellschaft, Halle 1831, hat, um erscheinen zu können, ansehnliche Aufopferungen erfordert. Das Bewufstsein, der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben, wird sie dafür entschädigen.

Das Barometer, Thermometer und Hygrometer ist nebst der Windesrichtung und Stärke 3 Mal täglich beobachtet, aufserdem zu denselben Zeiten 6 Uhr Morgens, Mittags 2 Uhr und Abends 10 Uhr die Himmelsansicht angegeben. Wünschenswerth für die Benutzung des Journals wäre es freilich gewesen, wenn den uncorrigirten Barometerständen die corrigirten hinzugefügt wären. Gegen die Zusammenstellung in Decaden ist dieselbe Bemerkung zu machen, wie oben. Papier und Druck sind sehr schön, was bei einem Beobachtungs-Journal nicht genug gelobt werden kann.

Das dritte Werk, welches wir zu erwähnen haben, ist ein besonderer Abdruck aus dem zweiten Bande der Annalen der Pharmacie von R. Brandes, Ph. Geiger und Justus Liebig, und enthält stündliche Barometerbeobachtungen vom 1sten Januar bis 1sten Juli Tag und Nacht angestellt, vom 1sten Juli bis Ende des Jahres aber von Morgens 5 oder 6 bis Abends 10 oder 11 Uhr und nur eine Nacht um die andere, weil die 5 Beobachter R. Brandes, W. Brandes, Ebeling, Schröter und Höcker zuletzt durch die Nachtwachen so erschöpft waren, dafs sie sich diese Ruhe gönnen mufsten. Diese Beobachtungen sind ein würdiges Seitenstück zu der grofsen Arbeit von Chiminello und zu den ebenfalls ein Jahr durch englische Offiziere auf Brewsters Veranlassung im Forth Leith ununterbrochen angestellten Beob-

achtungen. Die Barometerstände sind sämmtlich auf gleiche Temperatur reducirt. Das baldige Erscheinen der gleichzeitigen Thermometer- und Hygrometerstände ist in einem zweiten Theile versprochen. Wir bitten die Herausgeber, dabei anzugeben, welche Beobachtungen in den 90 ausfallenden Nächten interpolirt sind. Denn wenn man eine Berechnung der Beobachtungen unternehmen will, so müssen nothwendig bei der Bestimmung der Constanten einer Interpolationsformel die auf andere Weise interpolirten Werthe ausgeschlossen werden.

Wir wenden uns zu dem 4ten Werk, der neuen Ausgabe des im Jahr 1818 zuerst von Luke Howard erschienenen „Klima von London".

Howards Name ist berühmt geworden durch die Classification und Nomenclatur der Wolken, welche er im Jahr 1803 zuerst der *Askesian Society* vorlegte, die dann durch Tillochs *Philos. Mag. vol.* 16, 17, durch den Artikel Cloud in Rees's Cyclopaedia, und den in Nicholson *Philos. Journ. vol.* 30 eingerückten Aufsatz bekannt geworden ist, und für welche Goethe sich in Deutschland so lebhaft interessirt hat. Wir dürfen daher hier eigenthümliche Untersuchungen mit Recht erwarten.

Die zweite Ausgabe unterscheidet sich von der ersten im Wesentlichen nur durch die Fortsetzung des Beobachtungs-Journals, welches mit dem 10ten Novbr. 1806 begann, und mit dem letzten Juni 1819 schlofs, nun aber bis zu Ende des Jahres 1830 in dem hinzugekommenen dritten Bande fortgesetzt ist. Die Einrichtung desselben ist überhaupt dieselbe geblieben, Untersuchungen der früheren Ausgabe nicht viel weiter fortgeführt. Zur Entschuldigung sagt Howard 1, 173: *I have now (I own it with regret, and with some degree of shame for my country) neither coadjutor nor encouragement. Science is become a mercenary scramble — there is no nobility of purpose left in it, or concern for the common good — every one seeks his own, and (what is worse) to bear down another* und diese Verstimmung unterdrückend fügt er hinzu: *Well! Let posterity make use of the materials we have provided, and build on our foundations. I am not solicitous for further fame on earth; and I have lerned to despise the senseless imputations cast, by too many, on studies of the nature of those in which I have been engaged.*

Fragen wir nun, welche Materialien uns der Vf. liefert, so ist dies vorzugsweise ein 26jähriges ununterbrochenes Beobachtungs-Journal, enthaltend die täglichen Temperatur- und Barometrischen Extreme mit der Aufzeichnung der herrschenden Windesrichtung, aufserdem eine genaue Bestimmung der Verdunstung und Regenmenge. Diesen Zahlenangaben sind Bemerkungen hinzugefügt, welche über Wolkenbildung, überhaupt über alle Modificationen der Himmelsansicht genaue Details geben und aufserdem eine Menge Notizen über gleichzeitige Witterungserscheinungen theils aus Zeitungen, theils aus brieflichen Nachrichten enthalten. Oft auch wird irgend eine Bemerkung mitgetheilt, die der Vf. in einem andern Werk eben gelesen, ein Gedicht aufgenommen, welches sich auf Witterungserscheinungen bezieht: wie etwa folgendes auf drohenden Regen sich beziehende:

The hollow winds begin to blow
The clouds look black, the glass is low
The soot falls down, the spaniels sleep,
And spiders from their cobwebs creep.
Last night the sun went pale to bed,
The moon in halos hid her head,
The boding shepherd heaves a sigh,
For see! a rainbow spans the sky.
Loud quack the ducks the peacocks cry;
The distant hills are looking nigh.
Low o'er the grass the swallow wings:
The cricket too, how loud et sings!

Barometerbeobachtungen durch ein Maximum und Minimum angebendes Instrument können, da sie für Temperatur zu corrigiren unmöglich ist, bei dem jetzigen Standpunkt der Meteorologie nur sehr geringe Ausbeute geben. Dafs die Engländer consequent diese unglückliche Angewöhnung festhalten, ist unbegreiflich. Welches Bedauern mufs uns ergreifen, wenn wir eine solche Fülle von Beobachtungen aus der Hand legen müssen, ohne ein Resultat daraus mit Sicherheit ziehen zu können. Das gilt aber nicht von den Thermometerbeobachtungen, denn grade die Extreme der täglichen Temperatur sind für eine Menge von Untersuchungen von grofser Wichtigkeit. Zur Construction einer thermischen Windrose, zur Bestimmung der Veränderungen, welche der thermische Werth eines Windes in der jährlichen Periode erleidet, zur Ermittelung des Einflusses, welchen der Regen auf die Temperatur in den verschiedenen Epochen des Jahres äufsert, sind sie vorzüglich brauchbar, wovon wir uns durch Berechnung dieses Beobachtungs-Journals überzeugt haben. Zu bedauern ist, dafs nicht immer die Regenquantität an dem Tage, wo er fiel, angegeben ist, sondern öfter das Ergebnifs meh-

rerer Tage in eine Zahl zusammengefafst. Der Einfluſs der Windesrichtung auf die Quantität des Niederschlags läſst sich deſswegen nur unsicher angeben.

Was aber die Wolkenbildung, die näheren Bedingungen des Regens, die sie begleitenden Veränderungen der Wärme und des Druckes der Luft betrifft, so haben wir in vielen Aeuſserungen des Vfs. eine überraschende Uebereinstimmung mit den Ergebnissen eigener Untersuchungen gefunden. Wenn Howard den NO. und SW. *the very monsoons of our country* nennt, so sehen wir in diesem Ausspruch die Anerkennung zweier Ströme, deren Abwechselung miteinander die Witterungsveränderungen in unsern Gegenden erzeugt. Daſs aber durch dieselbe die Niederschläge vorzugsweise bedingt werden, daſs die südlichen Winde die nördlichen von oben herab verdrängen, die nördlichen jene von unten nach oben, wovon wir durch die Berechnung der thermischen, barometrischen und hygrometrischen Veränderungen innerhalb eines bestimmten Zeitraums bei verschiedenen Winden, und durch mehrjährige Beobachtungen uns und vielleicht auch einige andere überzeugt haben, muſs Howard, von ganz andern Gesichtspunkten ausgehend, doch anerkennen, und es möge gnügen in dieser Beziehung mit Weglassung seiner theoretischen Bemerkungen folgende Stelle 1, 127 anzuführen: *When after a suffocating heat with moisture, and the gradual accumulation of Thunder-clouds followed by discharges of Electricity, I observe a kind of Icicles falling from the clouds, then large hail, and finally rain: when after this I perceive a cold Westerly or Northerly Wind prevail, I have a right to infer, that the latter has been acting, as a cold body in mass, in a sudden and decided manner, on the warm air in which I was placed before the storm. Again, when after a cold dry Nord-East wind I behold the sky clouded, and feel the first drops of rain warm to the sense; and after a copious shower perceive the air below changed to a state of comparative warmth and softness, I may with equal reason conclude, that the Southerly Wind has displaced the Northerly; manifesting itself first in the higher atmosphere, and losing some of its water by refrigeration in the course of the change.*

Unter den Abhandlungen, welche der erste Band enthält, scheint uns die über die Modification der Wolken, ihre Bildung, ihr Schweben und ihr Auflösen die bedeutendste. Die Zusammenstellung der Mittel ist ebenfalls von Interesse, wenn man auch häufig eine andere Art der Zusammenstellung und Berechnung wünschte. Auf die Untersuchungen über den Einfluſs des Mondes auf die Witterung werden wir in einer folgenden Anzeige zurückkommen, in welcher wir mehrere meteorologische Schriften auf gleiche Weise zusammenzufassen gedenken, wie wir es hier mit mehreren Beobachtungsjournalen gethan haben.

H. W. Dove.

CLVIII.

Ueber den Werth der Briefsammlung des jüngern Plinius, im Bezug auf Geschichte der römischen Litteratur: von Dr. Julius Held. Breslau, bei G. Ph. Aderholz. 1833. 44 S. 8.

Der Vf. meint, daſs die Neuern und Neuesten, welche über die Geschichte der römischen Litteratur geschrieben haben, die Briefe des jüngern Plinius nicht genug benutzt, und sich nicht unerheblicher Auslassungen schuldig gemacht hätten. Gegenwärtige kleine Schrift habe daher zum Zweck, das Mangelnde zu ergänzen, in so weit die Briefe des Plinius es erlaubten.

Von Schriftstellern des Zeitalters, deren Schriften noch vorhanden sind, soll hier nicht die Rede sein. Nur solche wären zu bezeichnen, deren Schriften theils gänzlich, oder bis auf geringe Fragmente verloren wären, theils solche, die als Verf. bestimmter Schriften bekannt wären, aber nicht ob sie publizirt wurden, oder auch solche, von welchen man wisse, daſs sie sich zwar litterarisch beschäftigten, aber nicht, ob sie die Absicht hatten, mit ihren Schriften öffentlich aufzutreten.

Der Vf. theilt solche von Plinius berührten Litteratoren in zwei Classen, in solche, die sich mit dichterischen Werken beschäftigten, und in solche, die in Prosa schrieben. Von den erstern werden zehn, und den zweiten neun Namen aufgeführt.

Ferner wird der Charakter des Plinius selbst geschildert, um zu beurtheilen, in wie fern man seinen von ihm gegebenen Nachrichten Zutrauen schenken könne. Hiebei, meint der Verf., dürften drei Dinge nicht unbeachtet bleiben: erstlich die Bereitwilligkeit des Plinius im *Loben*, zweitens seine übertriebene Eitelkeit, und drittens der Mangel an republikanischem Sinn. — Aber sollten Lobsprüche in dem Munde eines so urtheilsvollen Mannes wie Plinius sehr täuschen? — Was das Eitelsein betrifft, sollte dieses so verdammlich bei einem so edeln Charakter wie Plinius sein, der im Andenken der Besten seiner Zeit und der Nachkommen zu leben wünscht? — Republicanischen Sinn! — Welcher Verständige konnte im Zeitalter Traians noch an ein Wiederaufleben republicanischer Zustände denken? — gewiſs weder der vom Vf. so hoch gepriesene Tacitus, noch sein Freund Plinius. — Was weniger Erfahrne in den Worten des Tacitus als republikanischen Sinn ansehen, ist nichts anders, als ein Bestreben des Historikers das verdorbene Zeitalter mit schwarzen Farben zu mahlen, — nicht aber dadurch eine republicanische Zeit zurückzurufen.

Abgesehen von solchen jugendlichen Ansichten, scheint uns die Schrift mit Einsicht und Fleiſs geschrieben zu sein.

A. H.

№ 120.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CLIX.

Commentar über den Brief Pauli an die Galater von Leonhard Usteri, Rector und Professor am Gymnasium zu Bern. Nebst einer Beilage in Beziehung auf Hermann's Programm de Pauli epistolae ad Galatas tribus primis capitibus, und einigen Excursen. Zürich bei Orell, Füſsli und Compagnie. 1833. *XII und* 252 *S.* 8.

Der rühmlich bekannte Verf. dieses Commentars ist uns im September dieses Jahres durch unerwarteten Tod entrissen; zu früh für Wissenschaft und Leben. Im Jahr 1799 geboren, erhielt Usteri seine theologische Bildung zu einer Zeit und unter Lehrern, welche ihn früh über die Einseitigkeit des bisherigen, in sich selbst zerrissenen Standpunkts der theologischen Wissenschaft aufklärten, und ihm sogleich die Richtung zu der tieferen und freieren Behandlungsweise der Theologie gaben, wodurch die neueste Entwicklungsepoche sich auszeichnet. Mit besonderer Vorliebe schlofs er sich an die Schleiermacher'sche Richtung an, und suchte die Principien seines grofsen Lehrers in der kritischen und historisch-dogmatischen Behandlung des N. T. geltend zu machen. Bald hatte er sich einen ehrenvollen Namen in der theologischen Litteratur erworben durch eine Reihe gehaltvoller Abhandlungen, unter denen, aufser unserm Commentar und kleineren Aufsätzen und Recensionen in verschiedenen Zeitschriften, am bekanntesten sind seine „*Comment. crit. qua evang. Joannis genuinum esse ex comparatis IV. Evv. narrationibus de coena ultima et passione J. Chr. ostenditur etc. Zürich* 1823." und seine vortreffliche „Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des N. T. Zürich 1824." Die letztere Schrift erfreute sich eines so allgemeinen Beifalls, dafs im J. 1832 schon die vierte umgearbeitete Auflage erscheinen konnte. Zugleich beschäftigte sich Usteri, schon von Amtswegen, mit dem Studium der klassischen Philologie, und machte sich auch in dieser Hinsicht durch Bearbeitung einzelner klassischer Werke (Homer, Plutarch) bekannt. Sein Geist war in unbefangener, lebendiger Fortbildung begriffen; rege Thätigkeit, Wahrheitsliebe und ein edler, bescheidener Sinn, der eben sowohl fremdes Verdienst anerkannte, als über die eigene Vollendung freudiges Selbstbewufstsein zeigte, beseelten und leiteten ihn. In seinen letztern Lebensjahren zog ihn besonders die neuere wissenschaftliche Theologie an, welche die Hegel'sche Philosophie zu ihrem Grunde hat. Usteri war auf der einen Seite durch seine frühere Ueberzeugung vorbereitet, auf der andern durch seine Jugend unbefangen und biegsam genug, um diese neue Regung des Geistes nicht gleichgültig bei Seite zu stellen, oder gar ungehört zu verdammen. Zwar konnte er das grofsartige System nicht sogleich in seinem ganzen Umfange durchdringen, wufste aber die theologische Seite desselben so weit in sich aufzunehmen, dafs sein eigener Standpunkt an Tiefe und Unbefangenheit augenscheinlich gewann. Dies zeigte besonders die vierte Auflage seiner Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes. „Was erst dem Ganzen — heifst es dort in der Vorrede p. VI. — die rechte wissenschaftliche Haltung giebt, nämlich die Nachweisung des Allgemeinen im Besondern, des bleibenden Inhaltes in der zeitlichen Form, der Ideen, die den Vorstellungen und Bildern zu Grunde liegen, dies war (in den früheren Auflagen) noch immer zu wenig in's Licht gestellt worden. Die Aufgabe war nämlich nicht die, über die dogmatischen Vorstellungen der Apostel aus dem Standpunkt unserer Vorstellungen Reflexionen anzustellen, und jene etwa einer negativen Kritik durch diese zu unterwerfen, sondern an dem Faden der positiven Einheit der Idee festhaltend, jene subjectiven Formen der

Auffassung als nothwendige Entwicklungsmomente der Idee zu erkennen. Für die biblische Dogmatik, in welcher Exegese und Dogmatik vereint sind, ist dies der einzige wissenschaftliche Standpunkt. Jedem Theile wird dadurch sein Recht gesichert. In der Exegese nämlich haben wir überwiegend die Richtung, die Subjectivität und Individualität der (ursprünglichen) Form zu erkennen, in der Dogmatik suchen wir die Identität und Wahrheit des Inhaltes; die Einheit beider Richtungen mit stetem Bewufstsein ihres Unterschiedes mufs also die leitende Idee in der biblischen Dogmatik sein." Hierin ist zugleich das Verhältnifs ausgesprochen, worin nach der Absicht des Verfs. der gegenwärtige Commentar zur Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes stehen sollte. Mit einer gewissen Vorliebe widmete Usteri den Schriften des Paulus einen grofsen Theil seiner Mufse, um diesen in der Entwicklungsgeschichte des christlichen Geistes so bedeutungsvollen Apostel nach allen Seiten zu erkennen und seinen Geist möglichst vollständig aufzufassen. Am nächsten lag ihm der Brief an die Galater, weil er so zu sagen ein Compendium der Lehre des Apostels enthält, mithin seine Erklärung sich unmittelbar an des Verfs. Paul. Lehrbegriff anschlofs (Comment. p. V. ff.). Für die Auslegung dieses Briefes war schon manches Treffliche geschehen, besonders in Winer's Commentar; indefs fehlte ein Werk, welches tiefer in den Inhalt und Ideenzusammenhang desselben eindrang. Dies letztere machten Usteri, Rückert und Matthies ungefähr gleichzeitig und unabhängig von einander zu ihrer Aufgabe, die beiden erstern in einem vollständigern Commentar, der letztere in einer kürzeren Auslegung, welche hauptsächlich zur Berichtigung des Winer'schen Commentars dienen sollte, wefshalb die Darlegung des exegetischen Materials fehlt. Usteri sah es als Haupterfordernifs eines brauchbaren Commentars über diesen in mancher Hinsicht schwierigen Brief an, „vorzüglichen Fleifs auf die Entwicklung des Zusammenhanges der Gedanken zu verwenden, ihren raschen Schritten und Uebergängen nachzugehen und sie zu beleuchten, und sodann auch die Einheit und Uebereinstimmung des Gedankeninhalts mit der theils im allgemeinen Geiste des Christenthums, theils in der individuellen Subjectivität begründeten Denkweise des Schriftstellers darzuthun" (p. VII.). Als Vorarbeiten benutzte der Verf. die Auslegungen von Chrysostomus, Theodoret, Oecumenius, Matthäi's Scholiasten, Calvin, Beza, Grotius, Clericus, Hammond, Schöttgen, Kypke, Elsner, Chr. Wolf, Wetstein, Klauser, Schmidt, Morus, Rosenmüller, Koppe, Flatt, Vater, Winer, Paulus" (p. X.). An gelehrtem Material ist unsern Commentar übertroffen durch Winer's und Rückert's Commentare, namentlich fehlt auch eine Geschichte der Auslegung des Briefes, ein besonderes Verdienst des Winer'schen Commentars; indefs hatte Usteri gerade die bedeutendsten Vorgänger herbeigezogen, und war so im Stande, die wesentlichen Momente der Auslegung historisch darzulegen. Auf die letztern, nicht auf die rohe Masse des exegetischen Stoffes, kommt es ja an, und Usteri gebührt das Lob, dafs er mit Umsicht und richtigem Takt den historisch-exegetischen Stoff auf eine Weise gewählt und eingeführt hat, welche die selbstständige Lösung der hermeneutischen Aufgabe nie in den Hintergrund treten läfst. Aufserdem verdankte der Verf. seinem Freunde und Collegen G. Studer, Professor der griech. Lit. am Berner Gymnasium, die Mittheilung scharfsinniger und trefflicher Bemerkungen, die hie und da in dem Commentar eingeschaltet sind. Auch auf die Kritik des Textes wurde besonderer Fleifs verwandt, namentlich mit Rücksicht auf die Lachmann'sche Textrecension, in welche sich manche Ausleger, welche die historische (diplomatische, recensirende) und die innere (exegetische) Kritik nicht gehörig auseinander halten, immer noch nicht recht finden können. Der Verf. fand Gelegenheit, einige durch Lachmann aufgenommene Lesarten auch durch die innere Kritik zu rechtfertigen; andere dagegen von diesem Standpunkt aus zurückzuweisen. S. z. B. C. 4, 14. 15. C. 5, 14. C. 6, 2. Dagegen C. 3, 1. 23. C. 4, 7. C. 5, 19.

Der Commentar zerfällt in 3 Theile, wozu noch eine Beilage kommt. Der erste Theil (p. 1–6) enthält die allgemeine Uebersicht des Inhalts, um dem Leser einen vorläufigen Totaleindruck des Ganzen zu geben, ohne die einzelnen schwierigen oder streitigen Punkte hervorzuheben, worüber der Leser erst urtheilen soll, nachdem die hermeneutische Aufgabe gelöst ist. Der zweite Theil enthält die Auslegung des Briefes selbst p. 7—215; der dritte die Ergebnisse der Auslegung für die historische Kritik, also Untersuchungen über Verfasser, ursprüngliche Leser, Zeit und Ort der Abfassung, Zweck und Veranlassung des Briefes. — Diese Eintheilung des Ganzen stellt den einfachen Verlauf der hermeneuti-

schen Thätigkeit dar, wie sie der Ausleger und jeder Leser beim ersten Studium des Briefes vollbringen mufste; der Leser des Commentars soll nochmals denselben Weg durchmachen. Die Eintheilung entspricht den Principien der Schleiermacher'schen Hermeneutik, und ist überhaupt in der Anlage exegetischer Werke zu wünschen, weil dadurch das Anticipiren von Resultaten, die sich erst in der Auslegung ergeben sollen, wegfällt. — Die Beilage p. 228 — 52 enthält zuerst eine Würdigung des Programm von *G. Hermann*: *De Pauli epistolae ad Galatas tribus primis capitibus. Lips.* 1832. 4. Dasselbe war dem Verf. erst zu Händen gekommen, nachdem der gröfsere Theil des Commentars bereits gedruckt war; die Beschäftigung eines so grofsen Philologen mit Neutestamentlicher Exegese machte es dem Verf. indefs zur Pflicht, die wichtigsten Bemerkungen daraus summarisch mitzutheilen und einer bescheidenen, vom theologischen Standpunkte angestellten Kritik zu unterwerfen. Ungeachtet mancher trefflichen Erklärungen Hermann's, besonders der schwierigen Stelle C. 3, 20, war der Vf. dennoch berechtigt den Schlufs zu ziehen, „dafs die Regeln des klassischen Sprachgebrauchs nur mit der gröfsten Behutsamkeit auf das N. T. angewandt werden dürfen, und dafs, während die Philologen zwar allen Dank verdienen, zuerst den Theologen den rechten Weg der Auslegung gezeigt zu haben und noch immerfort zu zeigen, doch ihnen selbst bisweilen im Einzelnen die genauere Kenntnifs des neutestamentlichen Sprachgebrauches sowohl als Ideenkreises, wie natürlich, weniger bekannt sei" p. 231. — Sodann enthält die Beilage Berichtigungen, Zusätze und Excurse. Der Excurs zu C. 3, 19 bezieht sich auf die Engellehre, und der Verf. sucht seinen schon früher aufgestellten Satz zu rechtfertigen: es sei unerweislich, dafs im apostolischen Zeitalter der Glaube geherrscht habe, die Engel seien nicht nur Mittelspersonen, sondern sogar Urheber der mosaischen Gesetzgebung gewesen. Die Polemik des Verfs. ist gerichtet gegen das neuere wunderliche Werk des Dr. Schulthefs: Engelwelt, Engelgesetz und Engeldienst, philol. und liter. erörtert und auf die evangelische Gnade und Wahrheit zurückgeführt. Zürich 1833., welches indefs nicht genannt ist, um alle Persönlichkeiten zu vermeiden.

Wir werfen nun noch einen Blick auf die Auslegung des Briefs und auf die Resultate, welche der Vf. für die historische Kritik daraus zog. Es versteht sich wohl von selbst, dafs Usteri nach den strengern Anforderungen arbeitete, welche der gegenwärtiger Standpunkt der Neutestamentlichen Grammatik an den Exegeten macht. Er theilt in gedrängter Kürze seine eigenen grammatischen Bemerkungen mit, verweist aber noch öfter auf grammatische Werke, besonders auf Winer's Grammatik. Dabei zeigt er eine vorzügliche Kenntnifs des Paulinischen Sprachgebrauchs. Noch mehr Sorgfalt ist auf die Entwicklung des Zusammenhangs und der Vorstellungen des Apostels verwandt. Die letzteren konnten, wegen der beschränkenden Form eines Commentars, nur bis auf einen gewissen Grad und Umfang entwickelt werden; der Verf. verweist dann gewöhnlich auf seine Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffs. Indefs machte die Darlegung des Zusammenhangs dem Verf. auch weitere Erörterungen zur Pflicht, zumal, wenn es sich um Entwicklung der verschiedenen Momente der Auffassung handelte, die von frühern Auslegern einseitig dargestellt waren. Der Commentar bietet in dieser Hinsicht vieles Treffliche dar; z. B. C. 2, 19. C. 3, 14. 26. C. 4, 14. 18. C. 5, 14. C. 6, 1. u. a. In vielen einzelnen Auslegungen stimmt Usteri mit Rückert und Matthies überein, ohne dafs gerade die Erörterungen und Beweise dieselben wären. Man wird in solchen Fällen meistentheils finden, dafs des Verfs. Entwicklung sich durch gröfsere Umsicht, Klarheit und Gediegenheit auszeichnet. So läfst er auch manches unentschieden, was keine Entscheidung zuläfst. So schliefsen z. B. die neuern Ausleger aus dem Ausdruck τὸ πρότερον C. 4, 13, dafs Paulus bei Abfassung des Briefes schon zwei Mal in Galatien gewesen sei; ohne die Sache selbst leugnen zu wollen, zeigt Usteri durch Parallelstellen, dafs jener Schlufs übereilt sei, da die Duplicität, welche in τὸ πρότερον liegt, auch den Gegensatz der frühern Anwesenheit und gegenwärtigen Abwesenheit bezeichnen kann, cf. Ev. Joh. 6, 62. In den meisten Erklärungen müssen wir dem Verf. beipflichten; zu den weniger gelungenen und wahrscheinlich unrichtigen zählen wir C. 2, 2, wo die Annahme eines Fragesatzes unnöthig und gezwungen ist, S. Rückert; C. 3, 17. über die Zahl 430 C. 6, 9. μὴ ἐκλυόμενοι, wo die Erklärung „ohne müde zu werden" wohl geradezu falsch ist; C. 6, 11. über die unförmlichen Buchstaben des Briefs; C. 4, 25 lassen Studer und Usteri das Wort Ἄγαρ aus, welches auch in mehreren Auctoritäten fehlt; die Entscheidung

darüber ist in dieser allegorischen Stelle besonders schwierig, indefs möchten wir mit Rückert die recipirte Auslegung festhalten. Andere Einzelnheiten übergehn wir, und fügen nur noch eine Bemerkung über die Zahl 430 hinzu C. 3, 17. Man fafst sie gewöhnlich als Ungenauigkeit des Apostels, da der Zeitraum zwischen Abrahams Verheifsung und der mosaischen Gesetzgebung 630 Jahre betrug. Vielleicht hat aber der Apostel Rücksicht genommen auf die chronologische Hypothese des des *Samarit. Pentat.*, welcher Exod. 12, 40. statt 430 215 Jahre als Dauer des Aufenthalts in Aegypten setzt, wahrscheinlich um die lückenhaften Genealogieen damit in Uebereinstimmung zu bringen. S. Gesenius *de Pent. Samarit. p.* 49. und Rosenmüller's Scholien z. d. St. Diese 215 Jahre zu den 215 Jahren der patriarchalischen Geschichte gerechnet, geben dann die Zahl 430. — Für die höhere theologische Auslegung hat der Verf. im Commentar im Ganzen weniger geleistet, als man erwarten sollte. Selten werden die Vorstellungen des Apostels auf Begriffe und Ideen zurückgeführt, obgleich der Inhalt des Briefes, besonders der grofsartige Gegensatz von Gesetz und Freiheit hinreichende Gelegenheit dazu darbot. Dieser Mangel erklärt sich indefs aus dem Verhältnifs, welches der Verf. diesem Commentar zu seiner Entwickelung des Paul. Lehrbegriffes anwies. Der Commentar sollte vorzugsweise die ganze individuelle Sphäre der Vorstellungen erörtern, und so nur die Eine Seite bilden, die ihre Ergänzung in dem andern Werke hatte.

Bei den allgemeinen historisch-kritischen Untersuchungen über unsern Brief sind nur einzelne Punkte streitig, die ursprünglichen Leser, und noch mehr der Ort und die Zeit der Abfassung. In der erstern Hinsicht bekämpft der Vf. mit Recht die Hypothese, dafs der Brief nicht an die eigentlichen Galater, sondern an die angeblich neugalatischen Gemeinden von Derbe, Lystra u. s. w. gerichtet gewesen sei. Der zweite Punkt läfst sich nur vermuthungsweise bestimmen. Der Apostel Paulus war zweimal in Galatien Act. 16, 6. u. 18, 23. Frühere Kritiker nahmen zur nähern Bestimmung der Abfassungszeit noch 2 Kriterien zu Hilfe: einmal den Ausdruck τὸ πρότερον Gal. 4, 13, woraus man auf einen zweimaligen Besuch des Apostels bei den Galatern schlofs, und den Brief defshalb nach Act. 18, 23 setzte; und sodann den Umstand, dafs der Apostel bei dem Gal. 2. erzählten Auftritt in Antiochien sich nicht auf das apostolische Dekret Act. 15. berufe, weshalb der Brief vor Act. 15. fallen müsse. Der Vf. zeigt die Unhaltbarkeit beider Kriterien, und vermuthet nur im allgemeinen, dafs der Brief nach dem zweiten Besuch des Apostels Act. 18. geschrieben sei; so erhalte man einen hinreichenden Zwischenraum zwischen der Stiftung der Gemeinde und der Abfassung des Briefs, um sich die im letztern erwähnten Umstände zu erklären; dazu stimme dann auch, dafs Paulus Gal. 4, 20 ff. nichts davon sage, dafs er sie bald wieder zu besuchen gedenke. Der wahrscheinliche Ort der Afassung ist dann Ephesus, wo der Brief um's J. 58 nach Christo geschrieben sein mag. In diesem Resultat stimmt der Vf. mit Hänlein, Hug, Eichhorn, de Wette, Winer u. A. überein. Zum Schlufs widerlegt der Vf. noch die Hypothese von Schrader (der Apostel Paulus Th. I.) und Köhler (Versuch über die Abfassungszeit der apostolischen Schriften des N. T. und der Apokalypse Leipzig 1830), wonach der Brief erst später in Rom geschrieben sein soll. Das Willkürliche derselben wird befriedigend aufgezeigt.

Usteri hat auch in diesem Commentar ein schönes Denkmal seines Namens gestiftet, und die Wissenschaft mufs seinen Verlust um so schmerzlicher fühlen, da er in der Folge auch andere Paulinische Briefe, sofern ihm Gott Leben und Kräfte schenkte, zu bearbeiten gedachte. Seine Verdienste um die Entwicklung des Paulinischen Geistes werden gewifs in Ehren bleiben! —

Lic. W. Vatke.

Systematischer Index
zum
Jahrgang 1833 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. a) Fr. Ed. Beneke, Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit. —
   b) Desselben Lehrbuch der Logik als Kunstlehre des Denkens. — Febr. S. 197. — Schmidt.
2. Freystadt, Philosophia cabbalistica et Pantheismus. — März. S. 304. — F. Benary.
3. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion. (Erster Artikel.) — Apr. S. 561. — Rosenkranz.
4. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion. 2 Bde. (Zweiter Artikel.) — Mai. S. 641. — Rosenkranz.
5. Göschel, Hegel und seine Zeit mit Rücksicht auf Goethe. — Juni. S. 849 — Schmidt.
6. Pfnor, Forschungen der Vernunft. Erster Theil. — Juli. S. 30. —
7. Umbreit, System der Logik. — Octob. S. 588. — Strauſs.
8. Heinsius, Vorbereitung zu philosophischen Studien. — Octob. S. 606. — Kühne.
9. Fischer, die Freiheit des menschlichen Willens im Fortschritte ihrer Momente. — Novbr. S. 737. — Göschel.
10. Feuerbach, Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Spinoza. — Decbr S. 841. — Erdmann.
11. F. Delbrück, Philosophie. Eine Rede. — Decbr. S. 902.

II. Theologie.

1. Fr. Rückert, Hebräische Propheten, übersetzt und erläutert. — Jan. S. 1. — Ewald.
2. a) De la Mennais, de la Réligion, considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil.
   b) — — Des progrès de la Révolution et de la guerre contre l'église.
   c) — — Mélanges catholiques extraits de l'Avenir. — Febr. S. 161. — Carové.
3. Rückert, Commentar über den Brief Pauli an die Galater. — Febr. S. 311. — Matthies.
4. Brenner, über das Dogma — März. S. 407. — Carové.
5. Schneckenburger, Beiträge zur Einleitung in's Neue Testament u. s. w. — März. S. 427. — Usteri.
6. Daub, über den Logos. — Apr. S 511. — Marheineke.
7. Matthies, Erklärung des Briefes Pauli an die Galater. — Mai. S. 668. — Usteri.
8. Fr. v. Meyer, Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. — Juni. S. 931. — Billroth.
9. Höfling, Mysticismus, der wahrhafte historische und der heutzutage fälschlich so genannte u. s. w. — Jul. S. 55.
10. Mätthäi, der Mysticismus nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe u. s. w. — Jul. S. 63.
11. Geiſse, die Rechtfertigung durch den Glauben. — Juli. S. 103.
12. Daub, die dogmatische Theologie jetziger Zeit. (Erster Artikel.) — Jul. S. 137. — Marheineke.
13. Grofsmann, über eine Reformation der protestant. Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen. — Aug. S. 166.
14. Hase, Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelischen Kirche. — Aug. S. 180. — Erdmann.
15. Ullmann, über die Sündlosigkeit Jesu — Aug. S. 238.
16. Billroth, Commentar zu den Briefen des Paulus an die Corinther. — Aug. S. 257. — Matthies.
17. Daub, die dogmatische Theologie jetziger Zeit. (Zweiter Artikel.) — Aug. S. 292. Marheineke.
18. Richter, die Lehre von den letzten Dingen. — Septbr. S. 321. — C. H. Weiſse.
19. Glöckler, die Sakramente der christl. Kirche. — Septbr. S. 365.
20. Chr. R. Matthäi, neue Auslegung der Bibel. — Septbr. S. 413. — Billroth.
21. Tittmanni Opuscula ed Hahn. — Septbr. S. 430.
22. Olshausen, Biblischer Commentar zum Neuen Testament. 2 Bde. (Erster Artikel.) — Septbr. S. 452. — Kleinert.
23. Sartorius, Vertheidigung der lutherischen Abendmahlslehre. — Septbr. S. 473. — E. Erdmann.
24. Lange, biblische Dichtungen — und Sack, die Göttlichkeit der Bibel. In fünf Gesängen. — Octob. S. 527.
25. Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs. — Octb. S. 550. — Marheineke.
26. Lengerke, Commentatio critica de duplici Psalmi XVIII. exemplo. — Octob. S. 573. — F. Benary
27. Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten u. s. w. (Erster Artikel.) — Octob. S. 601. — Marheineke.
28. Fr Baader, über das Verhalten des Wissens zum Glauben. — Octob. S. 631. — Göschel.
29. Olshausen, Opuscula theologica ad crisin et interpretationem N. T. — Novbr. S. 645.
30. Maurer, Commentarius criticus in Vetus Testam. — November S. 655. — F. Benary.
31. Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmat. Gegensätze der Katholiken und Protestanten u. s. w. (Zweiter Artikel) S. 662. — Marheineke.
32. Schilling, Briefe über die äufsere Kanzelberedsamkeit. — Novbr. S. 687.
33. Gfrörer, kritische Geschichte des Urchristenthums. 1r. Bd. — Novbr. S 717.
34. a) Schulthefs, Symbolae ad internam criticen librorum canonicorum etc.
   b) — — de praeexistentia Jesu ac de spiritu s. N. T. — Novbr. S. 732.
35. Johannsen, Untersuchung der Rechtmäfsigkeit der Verpflichtung auf symbolische Bücher und die Augsburg. Confession. — Novbr. S. 749
36. v. Ammon, die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. — Novbr. S 758.
37. Olshausen, biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments. (Zweiter Artikel.) — Nov. S. 769. — Kleinert.
38. Fr. Theremin, Abendstunden. — Decbr. S. 805.
39. Carové, die letzten Dinge des röm. Katholicismus in Deutschland. — Decbr. S. 814.
40. Versuch eines allgemeinen evangel. Gesang- und Gebetbuchs u. s. w. — Decbr S. 881. — Rosenkranz.
41. Sal. Rost, religionswissenschaftliche Darstellung der Ehe. — Decbr. S. 917.
42. Usteri, Commentar über den Brief Pauli an die Galater. — Decbr. S. 953. — W. Vatke.

III. Jurisprudenz und Staatswissenschaft.

1. Birnbaum, die rechtliche Natur der Zehnten. — Apr. S. 552. — Albrecht.
2. Mein Antheil an der Politik. IV. In der Einsamkeit: Briefe des Freiherrn vom Stein an den Freiherrn von Gagern. — Apr. S. 592. — Varnhagen v. Ense.
3. Wakefields, Facts relating to the punishment of death in the metropolis. — Apr. S. 633. — Mittermaier
4. Locré, la legislation civile, commerciale et criminelle de la France. — Mai S. 657. — Rauter.
5. Hüllmann, Römische Grundverfassung. — Mai. S. 697. — Göttling.
6. Mohl, die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates — Juni. S 881. — Schön.
7. Des Abul-Hassan Achmed Ben-Mohammed Koduri von Bagdad Moslemitisches Eherecht. Herausg von Helmsdörfer. — Jul. S. 23. — Gans.

8. Severus Pertinax, über Verderbniſs und Herstellung der Eidgenossenschaft. — Jul. S. 59. — Gans.
9. Koch, die Juden im Preuſsischen Staate u. s. w. — Jul. S. 143 — Gans.
10. Mirus, übersichtliche Darstellung des Preuſs. Staatsrechts. — Aug. S. 183. — Gans.
11. C. v. Röder, Beiträge zu der Lehre von den Nichtigkeiten im Civil-Processe nach gemeinem deutschen Rechte — Aug. S. 270.
12. Abegg, Lehrbuch des gemeinen Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des Preuſs. Rechts. — Aug. S. 283. — Heffter.
13. Baumstark, über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere. — Septbr. S. 403. — Joh. Schön.
14. Grohmann, über das Princip des Strafrechts. Desselben Bitte und Frage an die landständ. Versammlung des Königreichs Sachsen. — Octob. S. 521. — Abegg.
15. Leo, Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. Abth. 1. — Novbr. S. 701. — Gans.
16. Schildener, kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit. — November. S. 726. — Göschel.
17. Bülau, Verfassung und Verfassungsrecht des Königreichs Sachsen. 1. Th. — Novbr. S. 774.
18. Schildener, über die religiöse Gemeinschaft der alten Mitschwörenden unter einander und mit dem Principal. — Decbr. S. 886. — G. H.
19. Kolderup-Rosenvinge, Grundrids af den danske Retshistorie (Grundriſs der dänisch. Rechtsgeschichte). — Dec. S. 942. — Homeyer.

IV. Geschichte und Kriegswissenschaft.

1. Niederländische Geschichtslitteratur. (Zweiter Artikel.) — Jan. S. 61. — Münch.
2. Tzschoppe und Stenzel, Schlesische Urkundensammlung. — Jan. S. 100. — Wilken.
3. C. Frhr. v. Vincke, die Schlacht bei Lützen den 6. Nov. 1632. — Febr. S. 167. — Rühle v. Lilienstern.
4. J. Voigt, das Leben des Staatsministers Grafen zu Dohna-Schlobitten. — Febr. S. 278. — Varnhagen v. Ense.
5. Böttiger, Geschichte Baierns. — März. S. 385. — von Rommel.
6. C. P. Cooper, Account of the most important Public Records of Great-Britain etc. — März. S. 460. — Lappenberg.
7. Mohammedi filii Chondschahi, vulgo Mirchondi, historia Gasnevidarum etc. ed. F. Wilken. — Mai. S. 753. — von Bohlen.
8. a) Lochner, Nürnberger Jahrbücher. Istes Heft.
   b) Oestreicher, Denkwürdigkeiten der Fränkischen Geschichte u. s. w. 1—3. Heft. — Mai. S. 763. — Leo.
9. Staudenraus, Chronik der Stadt Landshut in Baiern. — Mai. S. 797. — Lange
10. v. Bohlen, das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten. 2 Thle. — Juni. S. 889. — A. Benary.
11. Memoiren eines deutschen Staatsmannes aus den Jahren 1788—1816. — Juli. S. 39.
12. Meister Franz Rabelais, der Arznei Doctoren, Gargantua und Pantagruel u. s. w, verdeutscht durch Regis. I. Th. — Juli. S. 65. — Leo.
13. Memoiren eines Preuſsischen Offiziers Herausg. von Herlofssohn. — Aug. S. 175. — V. v. E.
14. Biographische Nachrichten von der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Erzählt von Dr. Fr. Cramer. — Aug. S. 199.
15. C. v. Clausewitz, vom Kriege. 2 Theile. — Aug. S. 201. — Rühle v. Lilienstern.
16. Zwei Jahre in Petersburg, Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. — Septemb. S. 383.
17. De Lavarenne, Memorial de l'Officier d'état-major etc. — Septemb. S. 463. — v. Brandt.
18. v. Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben. — Septbr. S. 469. — Fr. Cramer.
19. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. 7ter Theil. Iste und 2te Abth. — Octob. S. 500. — Aschbach.
20. Bulwer, England and the English. 2 Voll. — Octob. S. 566.
21. Huber, Skizzen aus Spanien. 2ter Theil und 3ten Thls. erste Abth. — Novbr. S. 697. — Mundt.
22. Barthold, George von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. — Decbr. S. 801. — Münch.
23. Jäger, Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Bd. I. Ulms Verfassung, bürgerl. und commercielles Leben im Mittelalter. — Decemb. S. 921. — Lange.

V. Philologie und Kunstkritik.

1. Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung von Dr. v. Müller. — Jan. S. 11. — Toelken.
2. A. Wendt, über die Hauptperioden der schönen Kunst. (Zweiter Artikel.) — Jan. S. 33. — Hotho.
3. v. Rumohr, drei Reisen nach Italien. — Jan. S. 97. — W. Neumann.
4. Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Von Fr. v. Müller. — Febr. S. 191. — W. Neumann.
5. Solonis, Mimnermi, Critiae aliorumque carminum quae supersunt ed. Bachius. — Febr. S. 214. — Kleine.
6. Melanchthon, oder Encyklopädie und Methodologie der Gymnasialstudien. Von Chr. G. Weifs. — Febr. S. 227. — Loers.
7. a) Diodori bibliotheca historica. Ex rec. Dindorfii.
   b) Lectiones Diodoreae. Conscripsit Krebsius. — Febr. S. 241. — Bach.
8. Homer's Werke im Versmafs der Urschrift übersetzt. Iste Abth. Odyssee. Von E. Wiedasch. — Febr. S. 252. — Weber.
9. Ed. Gerhard, Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom. — Febr. S. 262. — Toelken.
10. Bohtz, Geschichte der neuern Deutschen Poesie. — Febr. S. 267. — Rosenkranz.
11. Cabanis. Roman von W. Alexis. — Febr. S. 289. — W. Neumann.
12. M. Schmidtii commentatio de Pronomine Graeco et Latino. — März. S. 321. — Pott.
13. Grotefend, ausführliche Grammatik der latein. Sprache. 2 Thle. — März. S. 344. — Hiecke.
14. a) Valery, Voyages historiques et littéraires en Italie. 3 Bde.
   b) Scholler, Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. 2 Bde. — März. S. 374. — Zumpt.
15. Van der Chys, commentarius geographicus in Arrianum de expeditione Alexandri. — März. S. 471. — Droysen.
16. Rosellini, I Monumenti dell' Egitto e della Nubia. Parte prima, tom. I. — Apr. S. 519. — J. L. Ideler.
17. Holländische Volkslieder. Gesammelt und erläut. von H. Hoffmann. — Apr. S. 581. — Leo.
18. a) M. T. Ciceronis quae fertur oratio IV. in Catilinam a Cicerone abjudicavit E. A. J. Ahrens.
   b) De authentia secundae orationis Catilinariae scripsit H. G. J. Cludius. — Apr. S. 603. — v. Gruber.
19. J. Baggesen's Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. 2 Thle. — Apr. S. 611. — Hinrichs.
20. v. Thümmel's sämmtliche Werke. 6 Bde. — Mai. S. 686. — Mundt.
21. a) Il convito di Dante Allighieri con note etc. di Pederzini.
   b) Vita nova di Dante Allighieri. Pesaro.
   c) L'Ottimo commento della divina commedia etc. dato alla luce per A. Torri. — Mai. S. 728. — Witte.
22. Heine, zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland. — Mai. S. 771. — Weifse.
23. Goethe's Faust. Zweiter Theil der Tragödie. — Juni S. 801. — Rosenkranz.
24. a) H. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie.
   b) Westermann, Geschichte der Griechischen Beredsamkeit. — Juni. S. 824. — Bernhardy.

25. Demosthenes Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt u. s. w. von Fr. Jacobs. — Juni. S. 870. — Schömann.
26. Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell. 1ster und 2ter Bd. (Erster Artikel.) — Juni. S. 907. — Zumpt.
27. a) M. F. Quintiliani de institutione oratoria libri XII. Ed. A. G. Gernhard.
b) M. F. Quintiliani etc. ed. Zumpt.
c) M. F. Quintiliani de inst. or. liber X. ed. Herzog. — Juni. S. 941. — Bonnell.
28. Goethe, aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 4ter Thl. — Juli. S. 1. — Varnhagen v. Ense.
29. France provinçiale. Revue des lettres et des arts. — Juli. S. 7.
30. Bopp, Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache, und Desselben Grammatica critica Sanscritae linguae. — Juli. S. 17. — A. Benary.
31. Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen u. s. w. I. Th. u. II. Thls. erste Abth. (Zweiter Artikel.) — Juli. S. 81. — Zumpt.
32. Notice sur Goethe. — Juli. S. 87. — V. v. E.
33. Lepsius, de Tabulis Eugubinis. — Juli. S. 91. A. Benary.
34. Schubarth, über Goethe's Faust. — Juli. S. 110. — Varnhagen v. Ense.
35. J. L. Pyrker, sämmtliche Werke. I. Bd. — Juli. S. 123. — Mundt.
36. Sophokles Oedipus auf Kolonos, übers. v. Stäger. — Juli. S. 128. — Droysen.
37. Fritsch, die obliquen Casus und die Präpositionen der griechischen Sprache. — Juli. S. 135. — A. Benary.
38. Wolff, die schöne Litteratur Europa's in der neuesten Zeit u. s. w. — Juli. S. 151.
39. Zohrab, The hostage. By the Author of the Hadji Baba. — Juli. S. 159.
40. Scipio Cicala. In 4 Bdn. — Aug. S. 161. — W. Neumann.
41. Caedmons Metrical Paraphrase of parts of the Holy Scripture in Anglo-Saxon etc. by Thorpe. — Aug. S. 190. — Lappenberg.
42. Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774—1783. Herausg. von H. Hirzel. — Aug. S. 195. — Rosenkranz.
43. K. Büchner und Fr. Herrmann, Handbuch der neuern Französ. Sprache und Litteratur. Prosaischer Thl. — Aug. S. 245. — Mundt.
44. Sappho und Erinna nach ihrem Leben beschrieben und in ihren poet. Ueberresten übers. und erkl. von F. W. Richter. — Aug. 271. — Droysen.
45. C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Jul. Agricolae libellus. Mit Erläut. und Excursen von C. L. Roth. — Aug. S. 276. — Zumpt.
46. Th. Mundt, kritische Wälder. — Aug. S. 302. — A. B.
47 Sarah Austin, characteritics of Goethe. — Septemb. S. 334. — W. Neumann.
48. Lieder von K. Mayer. — Sept. S. 373. — F. G. Kühne.
49. Graff, althochdeutscher Sprachschatz. — Septemb. S. 393. — Pott.
50. Aristotelis de Republica II. ex rec. Im. Bekkeri. — Septemb. S. 425. — Ad. Stahr.
51. Rellstab, Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. — Septbr. S. 439.
52 Levezow, die Entwicklung des Gorgonen-Ideals. — Septemb. S. 445. — A. Hirt.
53. Jean Paul Fr. Richter. Ein biograph. Commentar zu dessen Werken von R. O. Spazier. I. Thl. — Octob. S. 481. — Neumann.
54. Platonis dialogi tres: Theages, Amatores, Jo; ed. Knebel. — Octob. S. 517. — Petersen.
55. W. R. Griepenkerl, Bilder griechischer Vorzeit. — Octob. S. 525.
56. Der Cid. Ein Romanzenkranz Im Versmaafse der Urschrift u. s. w. übersetzt von Duttenhofer. — Octob. S. 535. — Diez.
57. Sophoclis Trachiniae. Recognovit etc. J. Apitzius. — Octob. 542. — Droysen.
58. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. — Octob. S. 563. — Mundt.
59. Gr. v. Platen, die Liga von Cambrai. — Octob. S. 599.
60. Teatro español anterior á Lope de Vega, por el editor de la floresta de rimas antiguas castellanas. — Octob. S 632.
61. Passavant, Kunstreise durch England und Belgien. — Novemb. S. 641. — Hirt.
62. James Tate, Horatius restitutus. — Novemb. S. 657. — Zumpt.
63. Blüthen Neuböhmischer Poesie, übertragen von Wenzig. — Novemb. S. 678.
64. Goethe's Werke Ausg. letzter Hand. 44 — 46ster Bd. (Nachgelass. Werke 4 — 6ter Bd.) — Novemb. S. 684. — Weifse.
65. Becker, das Wort in seiner organ. Verwandlung. — Novemb. S. 743. — Pott.
66. Lady Morgan, Dramatic Scenes from real life. — Novemb. S. 765 — A. Wagner.
67. Stier, Neugeordnetes Lehrgebäude der hebräischen Sprache. — Novemb. S. 782. — Ewald.
68. Des Aischylos Werke, übers. von J. G. Droysen. 2 Thle. — Decemb. S. 825. — Heydemann.
69. Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Acht Heftlein. (Erst. Artik.) — Decemb. S. 849. — Weifse.
70. Kortüm, die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands. — Decemb. S. 854. — Ulrici.
71. Bronner, Lustfahrten in's Idyllenland. Gemüthliche Erzählungen und Fischergedichte. 2 Bdchn. — Decemb. S. 870. — Mundt.
72. Fontana, Illustrazione d'una serie di monete dei Vescovi di Trieste. — Decemb. S. 875. — Friedländer.
73. Ideler und Nolte, Handbuch der französ. Sprache und Litteratur. 3r Th. Prosaiker der neuern und neuesten Litteratur. — Decemb. S. 892. — Mundt.
74. Ferd. Wolf, über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte u. s. w. — Decemb S. 910. — A. Benary.
75. Die Xenien aus Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. — Decemb. S. 935. — V. v. E.
76. Held, über den Werth der Briefsammlung des jüngern Plinius, im Bezug auf Geschichte der röm. Litteratur. — Decemb. 952. — A. H.

VI. Reine und angewandte Mathematik.

1. Steiner, Systematische Entwickelung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander. I. Thl. — Mai. S. 673. — Minding.
2. The Algebra of Mohammed Ben Musa. Edited and translated by Fr. Rosen. — Mai. S. 712. — Sohncke.
3. Die Resultate des Maschinenwesens. Aus dem Englischen. — Juli. S. 45. — Klöden.
4. Francke, Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik. — Septbr. S. 327. — F. Minding.
5. Grunert, Supplemente zu Klügels Wörterbuch der reinen Mathematik. — Septemb. S. 396 — F. Minding.
6. Littrow, die Wahrscheinlichkeitsrechnung u. s. w. — Septemb. S. 408.
7. Schweins, Gröfsenlehre. — Octob. S. 486. — Stern.
8. Kufahl, theoretisch-praktische Abhandlung über die Dampfschiffahrt — Novemb. S. 708. — Klöden.
9. Magnus, Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analyt. Geometrie. — Novemb. S. 726. — Plücker.
10. Brewer, Lehrbuch der Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik. — Decemb. S. 861. — Minding.

VII. Geographie, Physik und Chemie.

1. Uckert, Geographie der Griechen und Römer. Th. II. Abtheil. II. — Jan. S. 19. — Reinganum.

2. Richard and John Lander, Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger. III Vol. — Jan. S. 73. — Walter.
3 A. de Humboldt, Fragmens de Géologie et de Climatologie asiatiques. — Jan. S. 159. — Link.
4. Thurmann, Essai sur les soulèvemens Juraiques du Porrentruy. — Febr. S. 300. — Herm. v. Meyer.
5. Rose, Handbuch der analytischen Chemie. 2 Bde. 2te Aufl. — März. S. 353. — Fischer
6. Karsten, System der Metallurgie. — März S. 381. — Link
7. Rüppel, Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien. — Mai. S. 742. — Walter.
8. Leuckart, Allgem. Einleitung in die Naturgeschichte. — Juli. S. 119.
9. Frhr. v. Hauer, statistische Darstellung des Kreises Solingen im Regierungsbez. Düsseldorf. — Aug. S. 225. — Dieterici.
10. G H. Schubert, Lehrbuch der Sternkunde für Schulen u. s. w. — Aug. S. 310. — Stern.
11. Pohl, Reise im Innern von Brasilien I Thl. — Octob. S. 492 — Walter.
12. Schouw, Europa. Physisch-geogr. Schilderung. — Octob. S. 558. — Walter.
13 a) Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis scientiarum Danicae edita. Fasc. I.
b) Meteorolog. Beobachtungen angestellt zu Danzig in d. Jahren 1807 — 30 v. Kleefeld.
c) R. u. W. Brandes, über den stündlichen Gang des Baromet. und Thermomet. i. J. 1828 zu Salzuflen in Lippe-Detmold.
d) Luke Howard, the Climate of London deduced from Meteorological Observations made in the Metropolis etc. — Decemb. S. 945. — Dove.

VIII. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. De la Beche. A Geological Manual. — Jan. S. 49. — H. v. Meyer.
2. a) Bronn, Italiens Tertiärgebilde.
b) Woodward, Synoptical table of British organic remains etc.
c) Hartmann, Versteinerungen Würtembergs. — Jan. S. 147. — H v. Meyer.
3. Nees v. Esenbeck, Agrostologia Brasiliensis und Genera et species Asterearum — Febr. S. 307. — Link.
4. Wagler, Natürliches System der Amphibien. — Febr. S. 388. — Wiegmann.
5. Dietrich, Flora regni Borussici. 1. Bd. 1 — 3 Heft. — Febr. S. 421. — Schultz.
6. Dumont, Mémoire sur la constitution géologique de la province Liège. — Apr. S. 543. — Nöggerath.
7. Wiegmann und Ruthe, Handbuch der Zoologie. — Juni. S. 863. — Goldfuſs.
8. Karsten, Archiv für Mineralogie, Geognosie u. s. w. 4. 5. Bd. — Juni. S. 925. — Nöggerath.
9. v. Leonhard und Bronn, Jahrbuch für Mineralogie. — Juni. S. 956. — Nöggerath.
10 Pohl, Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens. — Aug. S. 206. — Nöggerath.
11. Goldfuſs, Petrefacta Musei Universitatis Regiae Borussicae Rhenanae Bonnensis etc. — Aug. S. 223. — Nöggerath.
12. Meisner, de amphibiorum quorundam papillis glandulisque femoralibus. — Septemb S. 392
13. a) Kaup, Description d'essements fossiles de Mammifères.
b) Kaup et Scholl, Catalogue des plâtres d'ossements fossiles qui se trouvent dans le cabinet d'hist. nat. du Grand-duc de Hesse. — Septemb. S. 419 — Goldfuſs.
14. C. W. Hahn, die Arachniden 1. Bd. 1 — 5 Heft. — Octob. S. 510.
15 Davreux, Essai sur la constitution géognostique de la Province de Liège. — Octob. S. 596. — Nöggerath.
16. Autenrieth, über das Gift der Fische, mit vergl. Berücksichtig. des Giftes von Muscheln, Käse, Gehirn u. s. w. — Decemb. S. 830.
17. Agardhs, Lehrbuch der Botanik. Abth. 2. Biologie. Aus dem Schwed. v. Creplin. — Decemb. S. 926. — Nees v. Esenbeck.

IX. Physiologie und Medicin.

1. Rathke, Abhandlungen zur Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des Menschen und der Thiere. 1. Th. — Jan. S. 86. — Carus.
2. Stieglitz, pathologische Untersuchungen. — Jan. S. 134. — Matthäi.
3. a) Dzondi, die Funktionen des weichen Gaumens. u. s. w.
b) Bennati, recherches sur le Méchanisme de la voix humaine. — März. S. 337. — Purkinje.
4. Puchelt, das System der Medicin im Umrisse dargestellt u. s. w. — März S. 441. — Naumann.
5. a) Ueber das Recht der homöopath. Aerzte, ihre Arzneimittel selbst zu bereiten u. s w. von einem prakt Juristen.
b) Caspari's homöopath. Dispensatorium für Aerzte und Apotheker, herausgeg. von Hartmann. — Apr. S. 481. — Schultz.
6. Vogel, die letzte Krankheit Goethe's. — Mai. S. 719. — W. Neumann.
7. Burdach, Physiologie. Bd. 3. und 4. — Mai. S. 789. — Purkinje.
8. E. Hagenbach, disquisitiones anatomicae circa musculos auris internae hominis et mammalium etc. — Juli. S. 16.
9 Report of the Commission appointed by the sanitary board of the city councils to visit Canada, for the investigation of the epidemic Cholera etc. — Juli. S. 69.
10 Weber, Beiträge zur Anatomie und Physiologie. I. Bd. 1 Nummer. — Juli. S. 77.
11. Martin, die Kranken- und Versorgungs-Anstalten zu Wien u. s. w. — Juli. S. 128
12. Joerg, de morbo pulmonum organico ex respiratione neonatorum imperfecta orto. — Aug. S. 184.
13. Löbisch, Allgemeine Anleitung zum Kinderkranken-Examen. — Aug. S. 216.
14. Hecker, der schwarze Tod im 14 Jahrhund. — Aug. S. 252. — Naumann.
15. Leupoldt, über den Entwickelungsgang der Psychiatrie u. s w. — Aug S. 279 — Damerow.
16. Marshall Hall, an experimental investigation of the effect of loss of blood. — Aug S. 286.
17. G. M. Sporer, Versuch einer systemat. Darstellung der fieberhaft. Volkskrankheiten nach medicinisch-polizeil Grundsätzen. — Aug S. 318.
18. Eichhorn, das gelbe Fieber. — Septemb S. 341. — C. C. Matthäi.
19. James Hope, von den Krankheiten des Herzens. — Septemb. S. 350.
20. Esquirol, Aliénation mentale, quéstion médico-légale. — Septemb. S. 357. — H. Damerow.
21. Fleischmann, Bildungshemmungen der Menschen und Thiere — Septemb. S. 479.
22. Beck, über den Kropf. — Octob. S. 582.
23. Oppenheim, über den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäisch. und asiat. Turkei. — Octob. S. 623.
24. Vogel, Grundlehren der ärztlichen Praxis in ihrem gesammten Umfange. — Novemb. S. 670 — Lorinser.
25. Wagner, zur vergleichenden Physiologie des Blutes. — Novemb. S. 695.
26. v. Graefe, Jahres-Bericht über das klinische chirurgisch-augenärztl. Institut der Universität Berlin. — Nov. S. 799.
27. Nasse, Untersuchungen über die Irren. Zur Pathologie, Therapie und gerichtl. Medicin. — Dec. S. 821. — Damerow.
28. Baltz, die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode u. s. w. — Decemb. S. 848.